Ersch, Johann Samuel, 1766-1828 / Ersch, Johann Samuel, / Gruber, Johann Gottfried,

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge

Bd.: Section 2, H - N ; Theil 32

Leipzig 1882

Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine
Encyklopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von
J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Zweite Section.
H—N.

Herausgegeben von

August Leskien.

Zweiunddreißigster Theil.

K—KARABULAKEN.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1882.

Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.
Zweite Section.
H—N.

Zweiunddreißigster Theil.

K—KARABULAKEN.

K.

(Artikel, die unter K nicht stehen, suche man unter C.)

K. Der Sprachlaut k, z. B. in nhd. kanne, kunst, gehört zu den Gutturalen, d. h. zu denjenigen Lauten des linguopalatalen Artikulationsgebietes, bei denen der hintere Theil des Zungenrückens gegen den weichen Gaumen artikulirt. K ist der tonlose Verschlußlaut (Explosivlaut) dieser Artikulationsstelle, g steht ihm als der tönende gegenüber. Dem k und g entsprechen als Reibelaute (Spiranten) der (tonlose) ach-Laut in unserm nhd. dach, loch, tuch, und der tönende Spirant, den man in gewissen Theilen von Norddeutschland für inlautendes g nach a, o, u in tage, bogen spricht ($\mathfrak{Z}^1$ nach Sievers' Lautbezeichnung). Innerhalb des gutturalen Artikulationsgebietes hat man wieder zwei Abtheilungen zu machen, das vordere, an das palatale angrenzende Gebiet und das hintere, nach dem unteren Rande des weichen Gaumens zu liegende, und man spricht demgemäß von vorderen und von hinteren Gutturalen; die ersteren sind in den europäischen Sprachen sehr häufig, zu ihnen gehören z. B. unser nhd. k, g vor a, o, u, wie in kanne, kopf, galle, gut, hintere Gutturale sind z. B. das qaf (ق) der Araber, das q der Georgier, das tiefe ch im schweizerischen Allemannisch. Als k-Laute bezeichnet man und schreibt man vielfach auch solche Sprachlaute, die durch Artikulation des Zungenrückens gegen den harten Gaumen gebildet werden. Diese Laute stellt man jetzt richtiger als „Palatale" den Gutturalen entgegen. Es sind z. B. die k- und g-Laute, die die Italiener in chiaro, chiesa, ghiotto, die Slawen vor den weichen (palatalen) Vocalen e, i u. s. w., wie in russ. kidát', gil', und wir Deutsche in kind, gift u. s. w. bilden; als Spiranten stellen sich diesen zur Seite z. B. unser (tonloser) ich-Laut in mich, frech, und der (tönende) Reibelaut j, wie er stellenweise in Nord- und Mitteldeutschland in wiegen, legen gesprochen wird.

In den indogermanischen Sprachen sind k-Laute von jeher, so weit wir zurückzublicken vermögen, vorhanden gewesen. Bis zum J. 1870 schrieb man der indogermanischen Grundsprache drei gutturale Explosivlaute zu (k g gh). Seitdem ist, namentlich durch die Untersuchungen von G. J. Ascoli und A. Fick, festgestellt worden, daß es in der indogermanischen Ursprache zwei Gutturalreihen gab, die in den einzelnen Sprachzweigen mehr oder minder scharf auseinander gehalten worden sind und die man jetzt meistens als k^1-Reihe (k^1 g^1 gh^1) und k^2-Reihe (k^2 g^2 gh^2) unterscheidet. Sehen wir hier von den ursprachlichen mediae und mediae aspiratae ab, so ist zunächst für urindogermanisches k^1 die gewöhnliche Lautvertretung in den einzelnen Sprachzweigen folgende: 1) altindisch ç (palataler Spirant), altbaktrisch s, altpersisch ϑ (interdentaler Spirant); 2) armenisch s; 3) griechisch ϰ; 4) lateinisch c (k); 5) altirisch c (k); 6) gothisch h und g (h im Anlaut und wenn der dem k^1 vorausgehende Sonant von Haus aus den Hochton hatte, sonst g); 7) altbulgarisch s; litauisch sz, lettisch und altpreußisch s. Für k^1 in gewissen Lautverbindungen gelten in einigen Sprachen noch besondere Gesetze. Beispiele:

Altindisch ç: çatám „hundert" = indogerm. *k^1m̥tó-m, dáça „zehn" = indogerm. *dék^1m̥. k^1+t wird št: vedisch aštā́ „acht" = indogerm. *ok^1tṓ. k^1+s wird kš: 2. Pers. Sing. Präs. vákši „du wünschest" = indogerm. *vék^1si. Altbaktrisch s: satem „hundert", dasa „zehn". k^1+t wird št: ašta „acht". k^1+s wird ș̌ (der lautliche Werth von ș̌ im Unterschied von š ist nicht genau bestimmbar): vaș̌i „du wünschest". Altpersisch ϑ: ϑuχra- Eigenname = altbaktr. suχra- „roth", altind. çukrá- „hellfarbig"; viϑ- „Clan" = altbaktr. vîs-, altind. viç-. k^1+t wird wol, wie im Altbaktrischen und Neupersischen (vergl. aštema- und haštum „der achte"), zu št; Beispiele im Altpersischen nicht vorfindlich. k^1+s wird š: niy-apišam „ich schrieb" = *apik^1-s-am, sigmatischer Aorist, Wurzel im Altindischen piç-. In den übrigen Consonantenverbindungen erscheint k^1 als s: aspa- = altbaktr. aspa-, altind. açva- „Pferd".

Armenisch s: sin „leer" (aus *sven) = altind. çūna- „Mangel", tasn „zehn" = altind. dáça.

Griechisch ϰ: ἑκατόν „hundert", δέκα „zehn", ὀκτώ „acht", δέρξομαι „ich werde sehen" = altind. drakšyāmi von Wurzel derk^1-.

Lateinisch c: centum, decem, octo, dixi (Wurzel deik^1-).

Altirisch c: cét „hundert", deich n- „zehn"

für älteres *decen. k^1+t wird ct, später cht: oct, später ocht „acht". k^1s wird zu ss: dess „rechts", vergl. griech. δεξιός, lat. dexter, altind. dákšiṇa-, altbaktr. dašina-, altbulg. desinŭ.

Germanisch h und g: gothisch hund „hundert", taíhun „zehn", ahtau „acht", fagrs „passend" für *pak^{1}ró-s von Wurzel pak^1- im lat. pacisci, altind. pāça- „Band, Fessel" u. s. w. Wegen des durch die ursprüngliche Accentverschiedenheit bedingten Wechsels zwischen h und g vergleiche man auch ahd. 1. Pers. Sing. Prät. zêh „zieh" („zeihen") = altind. didéça, 1. Pers. Plur. zigum = altind. didiçimá.

Slawisch s, litauisch sz (lett. und altpreuß. s): altbulg. srĭdĭce, lit. szirdìs, lett. sirds, altpreuß. Accus. Sing. siran „Herz", vergl. lat. cor, griech. καρδία; altbulg. desętĭ, lit. dészimtis, lett. desmit „zehn"; altbulg. osmĭ, lit. asztûnì, lett. astûni „acht", altpreuß. Acc. asman „octavum"; Infin. altbulg. nesti, lit. nèszti, lett. nest „tragen", vergl. ἐνεγκεῖν. k^1+s wird slaw. s, lit. sz: altbulg. desĭnŭ „rechts", lit. deszinė „rechte Hand" = altind. dákšiṇa- u. s. w. (s. oben), altbulg. sigmat. Aor. nĕsŭ „ich trug", lit. Fut. nèsziu „ich werde tragen" = *nek^{1}si̯ō.

Für k^2 gelten complicirtere Gesetze. Das Wichtigste lehren folgende Zusammenstellungen.

Im Arischen k und c, und zwar entsprang c in der arischen Grundsprache aus k vor palatalen Vocalen (e, i). Altindisch kás „wer?" = indogerm. *k^{2}ó-s, uktá- „gesprochen" = indogerm. *uk^{2}tó-, vakšyāmi „ich werde sprechen" = indogerm. *vek^{2}si̯ō. Dagegen ca „und" = indogerm. *k^{2}e, páñca „fünf" = indogerm. *pénk^{2}e, cid Partikel zur Hervorhebung u. s. w. = indogerm. *k^{2}i-d. Iranisch k: kas in altbaktr. kas-ciđ, altpers. kas-ciy. Vor anderen Consonanten ging dieses k in der iranischen Grundsprache in χ über: altbaktr. suχra-, altpers. ϑuχra- = altind. çukrá-, altbaktr. uχta- = altind. uktá-. Beachtenswerth ist, daß, während $k^1+š$ und $k^2+š$ im Indischen unterschiedlos in kš zusammengefallen sind, sie im Iranischen als š und χš getrennt erscheinen: altbaktr. š z. B. in dašina-, χš z. B. in vaχšyā = altind. vakšyāmi. c: altbaktr. ca, altpers. cā = altind. ca, altbaktr. pañca = altind. páñca, altbaktr. -ciđ, altpers. -ciy = altind. cid.

Armenisch k: kerp „Körper" vergl. altbaktr. kehrp-, lat. corpus; akn „Auge" vergl. lat. oculus, griech. ὄπωπα, got. augan-.

Griechisch κ vor indogerm. a und vor Liquiden: καλός „schön" = altind. kalya-, κρέας „Fleisch" = altind. kravis-, κλέπτω „ich stehle" = lat. clepo, altpreuß. au-klipts „verborgen". Vor dunkeln Vocalen und in Consonantengruppen wird k^2 als qu zu ππ, π: ὅ-ππως, πῶς, πότερος vom Interrogativstamme k^{2}o-; ποινή = altbaktr. kaenâ- F. „Strafe"; ἕπομαι ἕψομαι σπέσθαι „folgen" von Wurzel sek^2- in lat. sequi, altind. sácate; πεπτός = altind. paktá- „gekocht". Vor palatalen Vocalen wird k^2 als erweichtes (mouillirtes) qu zu ττ, τ: ὅ-ττι, τί = altind. cid, τὲ = altind. ca, πέντε = altind. páñca; auf erweichtem qu beruht auch σσ = k^2+i̯: πέσσω „koche" = *pek^{2}i̯ō: ὄσσε „Augen" = *ok^{2}i̯e.

Italisch. Die häufigste Vertretung ist im Lateinischen qu, im Umbrischen und Oskischen p: lat. -que, umbr. osk. -p(e) = griech. τὲ; lat. quis quid, umbr. osk. pis pid = griech. τίς τί; lat. sequor = griech. ἕπομαι. Aus qu wird vor anderen Consonanten c: sectari zu sequor. Oft läßt sich für c eine ältere Stufe qu nicht nachweisen, z. B. cancer (Stamm cancro-) = altind. karka-, karkin-, coxa = altind. káksha-.

Keltisch ursprünglich qu, das im altirischen zu c, im altgallischen und in den britannischen Dialekten zu p wird: altir. cethir „vier", altgall. petor-ritum „vierräderiger Wagen", altbritann. Πετουαρία Name einer Stadt, altkymr. petguar, corn. peswar, breton. pevar = lat. quatuor u. s. w.; altir. cruim, kymr. pryf „Wurm" = altind. kṛmi- lit. kìrmis; altir. cóic, kymr. pimp für urkelt. *quenque aus urindogerm. pénk^{2}e.

Germanisch h, g und hw, gw. h: got. hails „heil" = altind. kalya-, hlifa „stehle" = lat. clepo (s. oben); g: hals-agga „Halskrümmung" vergl. altind. aṅká- „Biegung". hw: got. hvas = altind. kás, leihva „leihe" = griech. λείπω, f für hv in got. vulfs = altind. vṛka-s „Wolf", fidvor „vier", fimf „fünf"; gw bleibt nur wenn n vorausgeht, z. B. altnord. þröngva = mhd. drengen „drängen", Wurz. trenk^2- in lit. trenkiù, sonst fällt nach bestimmten Lautgesetzen entweder g weg (got. siuns „Gesicht" für *sigwni-s, zum Verbum saihvan „sehen") oder w (ahd. zwìg „Zweig" = urindogerm. dui̯k^{2}ó-m.)

Slawisch k, woraus vor palatalen Vocalen č oder c: altbulg. kotoryjĭ „wer?" = got. hvaþar vom indogerm. Stamm k^{2}o-, četyrije „vier", peką „ich koche" (= lat. coquo für *quequo *pequo, altind. pácāmi), 3. Pers. pečetĭ, vlŭkŭ „Wolf" (altind. vṛka-s) Voc. vlŭče, aber Locat. vlŭcĕ, Nomin. Plur. vlŭci.

Litauisch k: kàs „wer", keturì „vier", vìlkas „Wolf", sekù sèkti „folgen" = lat. sequor.

k^1 scheint in der indogermanischen Grundsprache ein k gewesen zu sein, das in der Gegend, wo harter und weicher Gaumen zusammentreffen, artikulirt wurde; seine Artikulationsstelle nicht zu weit nach hinten zu verlegen ist rathsam wegen der Zischlaute im Arischen, Armenischen und Baltisch-Slawischen, da diese auf palatale Artikulation des k^1 hinweisen, andererseits aber empfiehlt auch wieder die gutturale Artikulation im Griechischen, Lateinischen, Keltischen und Germanischen, dem k^1 im Urindogermanischen nicht den vollen Werth einer Palatalis (etwa wie in italienisch chiesa) zu geben, da eine bedeutendere Verschiebung der Artikulationsstelle nach hinten in so vielen Sprachen zugleich unwahrscheinlich ist. k^2 scheint in der Grundsprache qu gewesen und im hinteren Gutturalgebiet artikulirt worden zu sein; im Arischen und im Baltisch-Slawischen ging das dem k-Laut anhaftende u consonans schon frühzeitig durchgängig verloren (vergl. altirisch cethir für *quethir, franz. car = lat. quare).

Literatur über indogerm. k^1 und k^2: *G. J. Ascoli*,

Fonologia comparata del sanscrito del greco e del latino, Torino e Firenze 1870, ins Deutsche übersetzt von Bazzigher und Schweizer-Sidler, Halle 1872, S. 29 fg. — A. Fick, Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas, Göttingen 1873, S. 3 fg. — Joh. Schmidt, Jenaer Lit.-Zeit., 1874, Art. 201; 1875, Art. 588; 1877, Art. 247. — *L. Havet*, La question des deux k arioeuropéens, Mémoires de la société de linguistique II, 261 etc. — Hübschmann, Kuhn's Zeitschr. XXIII, 21 fg., 384 fg. — Windisch, Kuhn und Schleicher's Beitr. VIII, 25 fg. — Möller, Die Palatalreihe der indogermanischen Grundsprache im Germanischen, Leipzig 1875, Kuhn's Zeitschr. XXIV, 427 fg. — F. Müller, Die Gutturallaute der indogerm. Sprachen, Sitzungsber. der Wiener Akademie Phil.-hist. Cl., 1878, S. 3 fg. — Curtius, Studien zur griech. und lat. Gramm. VII, 267 fg. — Kluge, Beiträge zur Geschichte der german. Conjugation, Strasburg 1879, S. 42 fg. — Bezzenberger, Beitr. zur Kunde der indogerm. Sprachen II, 151 fg. — Osthoff, Morphologische Untersuchungen I, 116 fg., Paul und Braune's Beitr. VIII, 256 fg. — Collitz, Bezzenberger's Beitr. III, 177 fg. — Joh. Schmidt, Kuhn's Zeitschr. XXV, 1 fg. — G. Meyer, Griech. Gramm. S. 169 fg. — Brugman, Kuhn's Zeitschr. XXV, 306 fg., Morphol. Untersuch. IV, 407 fg. (*Karl Brugman.*)

K (als Schrift- und Zahlzeichen). — Ob das K, der 11. Buchstabe unseres Alphabets, zu denjenigen Zeichen gehört, die mit Sicherheit aus den Hieroglyphen abzuleiten sind, ist noch nicht entschieden. Sicher ist nur, daß dieser Buchstabe bei den Phöniciern bereits die entsprechende Form und die entsprechende Stelle im Alphabete hatte wie bei denjenigen Völkern, deren Lehrmeister die Phönicier geworden sind. Der K-Laut wurde nämlich im Phönicischen durch zwei Zeichen, Kaph und Koph, wiedergegeben, die demgemäß auch in dem griechischen Uralphabete von 22 Buchstaben ihren Platz fanden in der Gestalt von ꓘ (später K) und Ϙ. Da aber das Lautsystem der griechischen Sprache zwei Zeichen nicht erforderte, so kam das eine schließlich außer Gebrauch. Ganz entfernen konnte man das Ϙ allerdings schon aus dem Grunde nicht, weil die Buchstaben im Griechischen ebenso wie im Semitischen einen bestimmten Zahlenwerth haben. Wäre also ein Zeichen mitten in der Reihe einfach gestrichen, so würden dadurch alle nachfolgenden einen anderen Zahlenwerth erhalten haben. Nach längerem Schwanken einigten sich die Griechen schließlich dahin, das Koppa als Zahlzeichen ϟ für 90 beizubehalten; und nur ausnahmsweise verwendete man noch Ϙ O, die Anfangsbuchstaben der Stadt, als Brandmarke edler korinthischer Rosse zu einer Zeit, in der die Alleinherrschaft des K im griechischen Alphabete bereits feststand.

Zu denjenigen Städten und Stämmen, welche am längsten K und Ϙ nebeneinander verwendeten, gehörten die dorisch-chalcidischen Colonien in Großgriechenland, von denen die italischen Völker ihr Uralphabet erhielten, das schon aus diesem Grunde beide Buchstaben umfaßt haben muß.

Auf italischem Boden entstand dann noch ein drittes Zeichen dieses Lautes dadurch, daß der dritte Buchstabe des Uralphabets (γ) erst für G und C gemeinschaftlich, und dann ausschließlich für C angewendet wurde, nachdem (wenigstens im Lateinischen) das aus C differenzirte G zum selbständigen Buchstaben geworden war, und den durch Entfernung des Z freiwerdenden siebenten Platz im Alphabete erhalten hatte. Die italischen Völker haben also eigentlich drei Zeichen für den K-Laut: C, K, Q; die meisten aber entfernten schon früh das Q, das sich nur im Lateinischen und den allerältesten etruskischen Inschriften nachweisen läßt; das K dagegen wurde in den meisten italischen Alphabeten beibehalten; nur die Falisker und in später Zeit auch die Etrusker pflegten in ihren Inschriften regelmäßig das K durch C zu ersetzen. Selbst den Lateinern fehlte das K durchaus nicht, wie man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist; die Spuren dieses Buchstabens sind besonders deutlich in der älteren Zeit. Noch kürzlich wurde auf dem Esquilin eine sehr alterthümliche Inschrift*) gefunden — bis jetzt die einzige bekannte lateinische, welche von rechts nach links geschrieben ist — die noch regelmäßig das K an derjenigen Stelle zeigt, wo wir nach der jüngeren Orthographie ein C erwarten würden, z. B. *pakari* und *feked.* Später tritt der Gebrauch des K im Lateinischen allerdings sehr zurück, war aber doch keineswegs blos auf fremde Namen, wie Karthago, beschränkt, sondern noch in der Kaiserzeit sind Schreibungen wie *kamenae*, *kanabae*, *kalendae*, *kandidatus*, *kaput*, *karissimus*, *kastra* etc. durchaus nicht ungewöhnlich, namentlich in Inschriften.

Zu Abkürzungen wurde das K im Griechischen sowol, wie im Lateinischen häufig benutzt, z. B. für *καί*, *Καῖσαρ*, *καλανδῶν*, *καταχθόνιοι* (*θεοί*), *Κόιντος*, und ähnlich in dem Spottverse:

Κρῆτες Καππάδοκες Κίλικες τρία κάππα κάκιστα,

welcher durch den vom Apostel Paulus (a. d. Titus I, 12) angeführten Verse des Epimenides von Kreta seine Erläuterung findet:

Κρῆτες ἀεὶ ψεῦσται, κακὰ θηρία, γαστέρες ἀργαί.

Das dreifache K fand auch noch Verwendung in dem Sprüchwort *κακοῦ κόρακος κακὸν ᾠόν.*

Im Lateinischen, wo die Vornamen durch die Anfangsbuchstaben angedeutet wurden, bezeichnete K Kaeso, ebenso wie C Gaius und Q Quintus. Außerdem war K, d. h. calumniator, das Brandmal, das man verleumderischen Sklaven auf die Stirn drückte; und endlich ist K(alendae) eine der häufigsten Abkürzungen in den zahlreichen uns inschriftlich erhaltenen Kalendern der Römer.

Als Zahlzeichen bezeichnet K im Phönicischen ebenso wie im Griechischen 20; ganz selten, z. B. bei der Zählung der homerischen Gesänge, 10.

---

*) Annali del Instituto, 1880, p. 150 etc. Rhein. Museum, 1881, N. F. 36, S. 235 fg. Hermes 16, 225 fg.

Ueber das K in den neueren Sprachen ist wenig hinzuzufügen; hier entscheidet über das Vorhandensein oder Fehlen dieses Buchstabens der Umstand, ob sie ihr Alphabet von den Griechen oder von den Römern erhalten haben. Zu den ersteren gehören die Armenier, Georgier, Kopten, Gothen, Russen und Neugriechen. Die Eigenthümlichkeiten des lateinischen Alphabets finden wir in dem der romanischen Völker wieder; denn weder die Franzosen und Spanier, noch die Italiener pflegen bei einheimischen Worten ein K zu schreiben, sondern gebrauchen statt dessen *qu* und *ch*, um den K-Laut auszudrücken. Die Deutschen und Engländer verwenden neben dem C und Q auch noch das K, und es ist charakteristisch, daß wir in denjenigen Lehnworten, die am frühesten Eingang in unsere Sprache fanden, das lateinische C durch K ersetzen, so z. B. corona, Krone; während die später recipirten Fremdwörter sich enger an die fremdartige Schreibweise anschließen durch Beibehaltung des C.

(*V. Gardthausen.*)

KAAB (genauer *Kaʿb*). Vormohammedanischer arabischer Eigenname. Unter den Trägern desselben ist der berühmteste *Kaʿb ibn Zoheir*, der Sohn des Moʿallaka-Dichters (s. Zoheir). Er war ebenfalls einer der bedeutendsten arabischen Dichter, bekannt ist er aber insbesondere auch durch die Geschichte seiner Opposition gegen Mohammed. Seinen Bruder Budscheir, welcher sich diesem angeschlossen hatte, verspottete er mit einigen bitteren Versen, welche den Propheten so reizten, daß er Kaʿb für vogelfrei erklärte (im J. 630 n. Chr.). Budscheir ließ ihn von dem Todesurtheil, welches den unbesonnenen Poeten unter den damaligen Verhältnissen (Mekka und Tâïf waren bereits in Mohammed's Händen und ein ernstlicher Widerstand gegen ihn nirgends in Arabien mehr möglich) in die äußerste Gefahr brachte, unterrichten, und Kaʿb entschloß sich, die Verzeihung des Propheten zu erbitten. Er begab sich zu ihm und recitirte ein mit den Worten *bânat Soʿâd* („Geschieden ist [die Geliebte] *Soʿâd*") anfangendes Gedicht, in dessen Mitte er in glänzender Wendung auf das Lob des Propheten überging. Mohammed war insbesondere von einem Verse so entzückt, daß er dem Dichter seinen grünen Mantel als Geschenk zuwarf, und ihm daneben vollständige Begnadigung gewährte, (s. Ibn Hischâm, Leben Muhammeds ed. Wüstenfeld p. 887 fg.) Der Mantel, nach welchem das Gedicht auch wol das Mantelgedicht (kaṣîdat-el-borda) heißt, soll nach Kaʿb's Tode von den Erben an den Khalifen Muʿâwija verkauft und als kostbarer Schatz weiter vererbt sein, bis er bei der Eroberung Bagdads durch die Mongolen unter Hulagu 1258 verbrannt worden sein soll. Trotzdem wird er als Reliquie in Constantinopel gezeigt. — Von früheren Erlebnissen des Kaʿb wird noch berichtet, daß er, von dem berühmten Helden Zeid-el-cheil einst im Kampfe gefangen genommen, sich durch sein berühmtes Pferd Kumait loskaufen mußte (Caussin de Perceval, Essai sur l'hist. des Ar. II, 635); nach seiner Bekehrung hören wir nichts weiter von ihm. — Das Gedicht Bânat Soʿâd ist eins der berühmtesten und beliebtesten der arabischen Literatur geblieben, in unzähligen Handschriften erhalten und vielfach commentirt (s. Hadschi Chalfa IV, 521 fg.); herausgegeben ist es (außer im Ibn Hischâm a. a. O.) von *Lette* (Caab ben Zoheir, Carmen panegyricum in laudem Muhammedis. Item Amralkeisi Moallakah etc. Lugd. Bat. 1748. kl. 4), *Freytag* (Caabi ben Zoheir Carmen in laudem Muhammedis dictum. Halae 1823 [resp. Bonnae 1822]. 4.; einen Calcuttaer Druck o. J. erwähnt noch Zenker I, Nr. 435) und mit Ibn Hischâmi's Commentar von *Guidi* (Gʿemaleddîni ibn Hisâmi Commentarius in Carmen Kaʿbi ben Zoheir Bânat Suʿâd appellatum. Lips. 1871. 8.); übersetzt von *Rückert* (Hamasa I, p. 152 ff.). Andere Gedichtfragmente von ihm finden sich in den arab. Anthologien, einen vollständigen Diwan (mit Commentar des Thaʿlab), der 32 Gedichte bezw. Fragmente mit im Ganzen ca. 600 Versen enthält, hat *Socin* im Orient gekauft (Ztschr. d. dtsch. Morgenl. Gesellsch. XXX, 714 f.).

(*O. Loth; A. Müller.*)

KAABA (genauer *kâʿba*) ist der Name des in Mekka befindlichen Nationalheiligthums der Araber, welches durch Mohammed zur Wallfahrtsstätte des Islam wurde. Es ist ein viereckiges Gebäude von mäßigen Dimensionen (s. u.), größerer Höhe als Breite und Tiefe und mit einem flachen Dache, sodaß es einem erhöhten Würfel gleicht (daher der Name Kâʿba, arabisch Knöchel, Würfel), umgeben von einer Anzahl von Nebenheiligthümern, welche mit ihm zusammen inmitten eines länglich viereckigen, von einer großen Säulenhalle umschlossenen Hofes stehen. Der ganze Complex von Gebäuden heißt *el mesdschid el harâm*, „die sacrosancte Moschee", die Kâʿba selbst wird von den Theologen officiell lieber *beit Allâh*, „das Haus Gottes" genannt; den Namen Kâʿba auf das Ganze zu übertragen ist ungenau, doch wird es angemessen sein, die Nebenheiligthümer hier mit zu behandeln.

Die Entstehung der Kaaba ist nach Zeit und Veranlassung unsicher. Die Tradition schreibt sie dem Abraham zu, der das Heiligthum mit Beihülfe des Ismael, des angeblichen Stammvaters der nördlichen Araber, gegründet habe, wie die Theologen behaupten, um dem reinen Monotheismus (den noch Mohammed als „Religion Abraham's" bezeichnete) eine Stätte zu erhalten; dieser Bestimmung wäre sie dann freilich gründlich entfremdet gewesen, denn selbst mohammedanische Schriftsteller können dem Koran gegenüber nicht leugnen, daß zur Zeit des Propheten und lange vorher die Kâʿba eine Stätte des Götzendienstes war. Die älteste authentische und unzweideutige Nachricht über ihre Existenz findet sich bei *Diodor.* III, 43, der von einem ἱερὸν ἁγιώτατον τιμώμενον ὑπὸ πάντων Ἀράβων περιττότερον spricht: damit kann nur die Kâʿba gemeint sein. Aus den Worten Diodor's ergibt sich aber von selbst, daß die Gründung viel weiter, vermuthlich in die vorchristliche Zeit zurückreicht. Gibbon und Ley (De templi Meccani origine, Berlin 1849) werden durch verschiedenartige, aber nicht stichhaltige Combinationen auf das erste Jahrh. v. Chr. geführt; Dozy läßt in seinem geistvollen, viel

zu wenig beachteten, wenngleich in seinen Resultaten doch nicht überall gesicherten Buche „Die Israeliten zu Mekka" (Deutsche Uebersetzung, Leipzig 1864) den mekkanischen Cultus und damit die Kaʿba bereits zur Zeit David's oder gar Saul's von den aus Palästina vertriebenen Simeoniten gegründet sein, während v. Maltzan (Meine Wallfahrt nach Mekka, Leipzig 1865, I, 373) aus der Trostlosigkeit der Umgebung Mekkas den Schluß zieht, daß der Ort irgend einem ascetischen Einsiedler, wahrscheinlich einem vorchristlichen Anachoreten sein Dasein verdankt haben müsse. Jedenfalls hängt die Entstehung der Kaʿba mit der Verehrung des berühmten schwarzen Steines (s. u.) zusammen, welche sehr alt sein kann — Steindienst war von jeher in Arabien einheimisch (Krehl, Vorislam. Religion der Araber, S. 69 fg.). Bei der Entwicklung des Cultus sind aber in diesem Falle auch Handelsinteressen mächtig gewesen (Sprenger, Alte Geographie Arabiens passim, besonders S. 222 fg.): in den drei heiligen Monaten, in welche die Wallfahrt fiel (etwa Mitte Februar bis Mitte Mai) war Landfriede, während dessen die Handelskaravanen unbehelligt von Raubanfällen der Beduinen von Südarabien nach den Häfen des Rothen Meeres ziehen konnten, in welchen die Verschiffung, vor allem des Weihrauchs, nach Aegypten stattfand. Als im ersten Jahrh. n. Chr. die alte Weihrauchstraße infolge des von den Römern bevorzugten directen Seeweges verödete und Mekka stark zurückging, verminderte sich natürlich auch das Ansehen des Heiligthumes; immerhin blieb es der religiöse Mittelpunkt der mit den Herren Mekkas, den Koreischiten (s. d.), zu Handelszwecken verbundenen umwohnenden Stämme. Genauere Angaben über die Schicksale des Heiligthumes vor Mohammed, auf die man sich verlassen könnte, fehlen; was von den verschiedenen Stämmen und Personen, in deren Besitz, bezw. Verwaltung die Kaʿba gewesen sein soll, berichtet wird, ist fast durchweg sagenhaft. Doch steht fest, daß die Kaʿba ursprünglich nur aus vier einfachen, unbedachten Mauern von Mannshöhe bestand, darin befanden sich der Hauptgötze der Mekkaner, Hobal, und einige andere Gottheiten: der eigentliche Zweck der Kaʿba war aber wol von Anfang, dem schwarzen Stein als Ehrenplatz zu dienen. Nach einer Tradition soll schon damals der Gebrauch bestanden haben, die Kaʿba mit einer nach allen Seiten herabhängenden Bedeckung (kiswa) zu versehen, welche ursprünglich wol die Stelle des fehlenden Daches vertrat. Letzteres scheint erst bei einem Neubau hinzugefügt zu sein, den die Koreischiten zu Mohammed's Lebzeiten (der Sage nach auch mit seiner Betheiligung) unternahmen, und welchem das Holz eines gestrandeten byzantinischen Schiffes, sowie ein auf dem letzteren befindlich gewesener griechischer Baumeister dienen mußten; dabei wurde auch das Gebäude erheblich höher gemacht. Um diese Zeit lag die Verwaltung des Heiligthumes und die Fürsorge für die jährliche Wallfahrt den Häuptern angesehener mekkanischer Familien ob, in welchen die einzelnen Befugnisse als Ehrenämter forterbten, und denen sie auch Mohammed nach der Einnahme Mekkas im J. 630 beließ. Ueberhaupt begnügte sich der Prophet, die Götzenbilder aus der Kaʿba entfernen zu lassen, alles andere blieb, wie es war, und der Cultus des schwarzen Steines und die Wallfahrt wurden als integrirender Theil in die Religion des Islam aufgenommen (s. über diese Gebräuche unter Mohammed). Das Gebäude selbst ist aber mit der heiligen Stadt weiterhin manchen Wechselfällen und mehrfachen Zerstörungen ausgesetzt gewesen; außer den gleich zu erwähnenden Unglücksfällen berichten die Chronisten (vgl. Wüstenfeld, Die Chroniken der Stadt Mekka. 4 Bde. Leipzig 1857—61) alle paar Jahre von Ueberschwemmungen, welche durch das ungünstige Terrain in Mekka häufig großen Schaden anrichten. Zum Schutze dagegen legte schon der Khalife Omar im J. 638 n. Chr. einen Damm an; gleichzeitig begann er die bis dahin dicht an die Kaʿba heranstehenden Häuser abzubrechen und einen freien Platz zu schaffen, der dann später allmählich zu seiner jetzigen Größe erweitert und (so schon unter Osman 647) auf allen vier Seiten mit Säulengängen umgeben wurde. Zunächst brannte die Kaʿba indeß bei der Belagerung Mekkas unter dem Gegenkhalifate des Ibn el-Zubeir im J. 683 nieder (wobei der schwarze Stein durch die Hitze des Feuers in drei Stücke zersprang). Ibn el-Zubeir ließ sie wieder aufbauen, und zwar nach der einen Seite etwas verlängert und bis auf 27 Ellen erhöht; nach der Vernichtung des Ibn el-Zubeir stellte indeß der Statthalter Haddschâdsch ibn Jûsuf auf Befehl des Khalifen Abdelmelik den ursprünglichen Grundriß wieder her, während die Höhe blieb, und die Dimensionen dieses Baues sind seitdem bei jeder Herstellung ängstlich innegehalten worden. Die Khalifen ließen es im allgemeinen an Geschenken und Verschönerungen nicht fehlen, die Säulengänge um den freien Platz wurden mehrfach vergrößert, später mit Thürmen versehen; die Teppiche, mit denen die Kaʿba behängt ist und die nur in der Wallfahrtszeit funfzehn Tage lang entfernt bleiben, wurden von den Khalifen jährlich erneuert und bestanden oft aus kostbaren Stoffen. Hierin folgten nach dem Untergange des Khalifates die ägyptischen und türkischen Sultane, und so ist die Verleihung der Kiswa zu einem Attribute der Souveränetät über Mekka geworden. Bei den Aufständen der Aliden unter Mâmûn und Mustaʿin in den Jahren 815 und 865 wurde der Tempelschatz geplündert; noch schlimmer hausten die Karmaten (s. d.) im J. 930, die sogar den schwarzen Stein herausbrachen und mit sich fortnahmen. Erst nach 22 Jahren (951) gaben sie ihn zurück; aber schon um 1023 wurde der Stein von einigen persischen Ketzern von neuem herausgerissen und in drei Stücke zerschlagen, die man indeß wieder, wie schon früher, durch eine Silberfassung vereinigte. Der Verfall des Khalifates und die Differenzen zwischen den einzelnen aus demselben hervorgehenden Staaten wirkten natürlich ungünstig auf die Verhältnisse des Heiligthumes, für welches dann aber die ägyptischen Sultane, besonders Bîbars (1269), zu sorgen sich angelegen sein ließen. Im J. 1399 zerstörte ein Brand die Nord- und Westseite der die Kaʿba umgebenden Säulenhallen, doch war bereits 1402 die Wiederherstellung auf

Kosten des ägyptischen Sultans el-Nâçir erfolgt. Eine gründliche Ausbesserung des Daches der Kaʿba erwies sich 1551 als nothwendig und wurde auf Befehl des Sultans Soliman im folgenden Jahre vorgenommen; aber auch die umgebende Säulenmoschee wurde baufällig und mußte vollkommen neu aufgeführt werden, was 1572—77 durch großartige Munificenz Selim's II. und Murad's III. ermöglicht ward. Am schlimmsten wurde aber die Kaʿba durch eine Ueberschwemmung im J. 1626 mitgenommen, welche, außer anderen großen Verwüstungen in den übrigen Gebäuden, drei Seiten der Kaʿba fortriß, sodaß sie nach Wegräumung der übriggebliebenen Seite 1627 gänzlich neu aufgeführt werden mußte. Seitdem scheinen größere Veränderungen an der Kaʿba nicht vorgenommen zu sein.

Beschreibungen des jetzigen Zustandes der Kaʿba mit ihren Nebengebäuden findet man in den Reisewerken des Ali Bey, Burckhardt's, Burton's und v. Maltzan's, neben denen die aus ihnen abgeleiteten Schilderungen Muir's (Life of Mahomet, 1. ed., II, 35 fg.) und Sprenger's (Leben Mohammed's II, 340) zu nennen sind. Pläne finden sich bei Ali Bey, Burton und nach ihnen Muir; letzterer, Ali Bey und d'Ohsson geben Ansichten. Nach diesen Quellen (ich folge vornehmlich Burckhardt) steht die Kaʿba in einem länglichen Viereck, das ca. 500 pariser Fuß lang und ca. 350 breit ist und von der Säulenhalle (der Moschee) umschlossen wird. Die Außenwand der Moschee wird direct von den daran gebauten Häusern der Stadt gebildet und ist unregelmäßig, ebenso, obwol nicht so stark, das innere Viereck; der Raum zwischen beiden ist mit einer dreifachen, an der südöstlichen und südwestlichen Seite zum Theil vierfachen Reihe von Säulen umgeben. Diese tragen Arcaden mit Spitzbogen und einem Dach darüber; achtzehn Zugänge führen zwischen den Häusern zur Moschee, sieben gepflasterte Wege von dieser über den inneren Hof nach der Kaʿba und ihren Nebengebäuden. Die Kaʿba steht nicht genau in der Mitte (nach Burckhardt 115 Schritte von der nördlichen und 88 von der südlichen Colonnade entfernt). Sie ist ein längliches massives Gebäude (nach Burckhardt 18 Schritte lang, 14 breit und 35—40 Fuß hoch; Burton gibt 22 Schritt = 55 englische Fuß zu 18 Schritt = 45 Fuß; Ali Bey: östliche Seite 37 pariser Fuß 2 Zoll 6 Linien, westliche 38 Fuß 4 Zoll 6 Linien, nördliche 29 Fuß, südliche 31 Fuß 6 Zoll, Höhe 34 Fuß 4 Zoll); die Ecken weisen ungefähr nach den vier Himmelsgegenden (Burckhardt fand die eine Seite nach NNW. ½ W. liegend). Sie ist aus großen Steinblöcken gemauert und steht auf einer zwei Fuß hohen Basis, welche eine sich scharf neigende Ebene darstellt; ihr Dach ist flach und in der Ferne hat sie das Aussehen eines vollkommenen Kubus, der den Eindruck ziemlicher Höhe macht, da die übrigen Gebäude sämmtlich absichtlich niedrig gehalten sind. Die einzige Thür, welche den Eintritt gestattet und jährlich zwei- oder dreimal geöffnet wird, ist an der Nordseite und etwa 7 Fuß über der Erde, sodaß man zum Hineingehen eine hölzerne Treppe gebrauchen muß. Auf der nordöstlichen Ecke ist der schwarze Stein, der einen Theil der scharfen Ecke des Gebäudes bildet und etwa 4 oder 5 Fuß (Burton 4 Fuß 9 Zoll) über der Erde eingemauert ist, sodaß er von den Pilgern bequem geküßt werden kann. Er bildet ein unregelmäßiges Oval, etwa 7 Zoll im Durchschnitt (Ali Bey: 6 Zoll auf 8 Zoll 6 Linien; eine Abbildung gibt derselbe und nach ihm Muir) mit einer wellenförmigen Oberfläche; infolge der oben erwähnten mehrfachen Zersprengungen ist er jetzt aus etwa einem Dutzend kleinerer Steine zusammengesetzt, die mit wenigem Mörtel verbunden und an der Oberfläche ganz glatt sind. Seine Farbe ist tief röthlichbraun, beinahe schwarz, seine Qualität hat man bisher nicht feststellen können (Burckhardt hielt ihn für Lava, Burton für einen Meteorstein, Ali Bey für Basalt, Maltzan schwankt zwischen letzterer und ersterer Annahme; vgl. Dozy S. 12); er ist von einem erhöhten Rande (wie es scheint aus einer Art röthlichbraunen Cements) und einer silbernen Einfassung umgeben; ihn zu küssen ist der wichtigste Theil der Ceremonie des siebenmaligen Umlaufs (s. das Nähere unter Mohammed). — In der südöstlichen Ecke (Rukn eljemenî) ist ein anderer Stein, etwa 5 Fuß vom Boden, 1½ Fuß lang und 2 Zoll breit, von grauer Farbe (daher „der weiße Stein" im Gegensatz zum anderen); dieser wird nicht geküßt, sondern nur mit der Hand berührt. — Auf der Nordseite bei der Thür der Kaʿba ist eine Höhlung im Boden, groß genug, daß drei Personen darin sitzen können. Die Stelle (*el-madschan* genannt) soll der Standort Abraham's beim Bau der Kaʿba gewesen sein, und es ist verdienstlich hier zu beten. — An der Westseite befindet sich eine halbrunde Mauer, 5 Fuß hoch und 4 Fuß dick (*el-Hatîm* genannt), deren zwei Enden bis 3 oder 4 Fuß an die Kaʿba herangehen und innerhalb deren Ismael und Hagar begraben liegen sollen; dieser Raum heißt *el-hidschr*, und wurde von Ibn el-Zubeir zur Kaʿba hinzugezogen (s. o.). Von den vier Seiten der Kaʿba hängt die Kiswa (s. o.) herab, die aber das Dach frei läßt. — Um die Kaʿba herum ist ein etwas vertieftes Pflaster, welches ein unregelmäßiges Oval bildet; es wird von 32 vergoldeten Säulchen umgeben, zwischen denen Glaslampen aufgehängt sind, und dem weitere zwei immer etwas erhöhte Pflaster folgen. Innerhalb dieser befinden sich die Nebengebäude. Zunächst ist NO. der Kaʿba ein viereckiges Gebäude, in welchem sich der Brunnen *Semsem* (vgl. Dozy S. 137), der Sage zufolge die Quelle der Hagar, befindet. Obwol das Wasser schlecht und schwer verdaulich ist, gilt es doch für verdienstlich und heilsam davon zu trinken, was denn auch kein Pilger versäumt. Nicht weit vom Semsem und genau N. der Kaʿba steht das „Thor des Heiles" (*Bâb es-selâm*), ein leichter Rundbogen, etwa 15 Fuß weit und 18 Fuß hoch, welcher den eigentlichen Eingang zu den heiligen Gebäuden bildet. Zwischen ihm und der Kaʿba ist das *Makâm Ibrahîm* „der Standort Abraham's", ein kleines Gebäude, auf 6 etwa 8 Fuß hohen Säulen ruhend, mit einem Gehäuse von etwa 4 □Fuß dazwischen, welches in eine Pyramide ausläuft und den „Stein Abraham's" enthält: auf ihm stand Abraham

auf dem oben erwähnten Flecke el-Madschen, und ein Abdruck seines Fußes soll sich in dem Steine befinden. Derselbe ist übrigens auch mehrfach entwendet und der Gefahr der Zerstörung ausgesetzt gewesen; eine Inschrift in unbekannten Charakteren auf ihm, welche der Chronist Fâkihi abgezeichnet hat, versuchte Dozy (S. 155 fg.) zu entziffern. — Auf der Seite des Makâm, nach der Ka'ba blickend, steht die aus weißem Marmor gebaute Kanzel (*Mimbar*), auf welcher Freitags und an Festtagen gepredigt wird. W., O. und S. stehen drei kleine Gebäude, in denen die Imâme der orthodoxen Sekten Gebetsversammlungen zu halten pflegen und die *Makâm Hanefî*, *Hambalî* und *Mâlikî* heißen; die Schâfi'iten haben ihr Makâm in einer Oberstube des Semsemgebäudes. Schon außerhalb des Pflasters, zwischen dem Bâb es-selâm und der Nordostecke der Säulenmoschee, sind noch zwei kleine geschmacklose Kuppelgebäude (*el-kobbetên*), welche als Aufbewahrungsort für allerhand Geräthe dienen.

Ein zweites, auf Befehl Mohammed's zerstörtes Heiligthum gleichen Namens befand sich in Negrân, s. Sprenger, L. Moh. III, 467; *Caussin*, Essai sur l'hist. des Ar. I, 160. (*A. Müller*.)

KAADEN (Kaadan, Cadan, Caduna), königliche Stadt im nordwestlichen Böhmen, am Fuße des Erzgebirges, am linken Ufer der Eger (50° 22′ 42″ Br., 30° 56′ 2″ L. Ferro), führt im Wappen eine Stadtmauer mit drei Thürmen, über dem mittleren einen geschlossenen Helm, unten ein offenes Thor mit Fallgatter, auf dem linken Thurme den böhmischen Löwen, auf dem rechten den österreichischen Adler. Nach der Volkszählung vom 31. Dec. 1880 zählt die Stadt 6332 Einwohner (3223 männliche und 3109 weibliche) deutscher Zunge, die neben Handel und Gewerbe auch die Landwirthschaft betreiben. Unter den Gewerben ragt die Handschuhfabrikation und Schuhwaarenerzeugung hervor. Stark besucht werden von den Landwirthen der fruchtbaren Umgebung die Wochenmärkte, auf welchen ein lebhafter Handel mit Getreide, Obst und Kleinvieh betrieben wird. Die Stadt ist mit allen Nachbarstädten durch ein gutes Straßennetz verbunden. Ueber die Eger führt eine im Jahre 1880 neuerbaute Brücke von Eisenconstruction; die nächste Eisenbahnstation — Kaaden-Brunnersdorf — der Buschtiehrader Eisenbahnlinie Prag-Karlsbad liegt eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Gegenüber der Station befindet sich die Kaaden-Brunnersdorfer Zuckerfabrik, ein Actienunternehmen. Die Stadt besitzt vier Kirchen und zwei Klöster (Franziskaner und Elisabethinerinnen). Gut entwickelt ist das Schulwesen, welches ein Communalobergymnasium, eine Landesackerbauschule, eine Volks- und Bürgerschule, eine Waisenhausschule und einen Kindergarten aufweist. Zwei Spitäler sorgen für die öffentliche Krankenpflege, und ein eigener Armenfond für das Armenwesen. An Vereinen bestehen ein bürgerliches Schützencorps, Gesangverein, Feuerwehrverein, Veteranenverein, Turnverein, Anpflanzungs- und Verschönerungsverein, eine Ortsgruppe des wiener Schulvereins und einige Geselligkeits- und Wohlthätigkeitsvereine. Ueberdies besteht ein gewerblicher Spar- und Vorschußverein und eine städtische Sparkasse, die im Jahre 1879 einen der Stadt zu gemeinnützigen Zwecken zur Verfügung stehenden Reingewinn von 33,831 Fl. 68 Kr. erzielte.

Kaaden hat eine reiche historische Vergangenheit, welcher gegenüber die gegenwärtige Bedeutung der Stadt einen theilweisen Rückgang beurkundet. Wenn auch nicht an das Camburg, welches gelegentlich der Züge Karl's des Großen nach Böhmen genannt wird, angeknüpft werden darf, und ebenso wenig die Gründungsgeschichte des erfinderischen Chronisten Hajek zum Jahre 821 Glauben verdient, so läßt sich doch fürs 12. Jahrh. (zu 1183 und 1186) der Bestand eines königlichen Castells und einer Parochie in Kaaden nachweisen. Am Fuße der Burg entwickelte sich aus dem ursprünglichen Burgflecken allmählich ein städtisches Gemeinwesen, welches unter Ottokar II. (1253—1278) den Charakter einer freien königlichen Stadt erlangte. König Johann, noch mehr aber Karl IV. statteten Kaaden mit bedeutsamen Privilegien aus, welche der Stadt im 14. Jahrh. zu bedeutendem Wohlstande verhalfen. Aus der karolinischen Zeit, in welcher Kaaden Hauptstapelplatz an der Eger war, mag die ursprüngliche Anlage des durch seine Größe (4240 □-Klafter) noch jetzt imponirenden Marktplatzes stammen. Die Hussitenkriege unterbrachen diese Periode des glücklichen Gedeihens, und im Jahre 1421 wurde die Stadt von einem Taboritenhaufen erstürmt. Doch blieb die Bürgerschaft auch nachher gut deutsch und katholisch und gerieth deswegen mit Georg von Podiebrad in einen heftigen Conflict (1467), der mit der Vertreibung einer großen Anzahl von Bürgern und der Massenconfiscation ihrer Güter endete (vergl. Apologie der Kaadner gegen Georg von Podiebrad von L. Schlesinger — in den Mittheilungen des Vereins der Geschichte der Deutschen in Böhmen, Jahrg. XIII, S. 126 fg.) Von den Königen zuerst an die Lobkowitze, später an die Schlicke verpfändet, wendete sich die Stadt bereits im Jahre 1524 mit aller Entschiedenheit zum Protestantismus und betheiligte sich an dem bekannten Aufstande der Stände gegen Ferdinand I. Sie verlor deshalb infolge des blutigen Landtags von 1547 ihre alten Gerechtsame und mußte ein Pönale von 3000 Schock Meißnisch zahlen. Der Dreißigjährige Krieg brachte Kaaden zu noch größerem Verfalle. Der kaiserliche Commissarius Hans Adolf von Wolfstein rückte im Jahre 1626 mit einem Fähnlein Soldaten in Kaaden ein und besorgte das Geschäft der Gegenreformation gerade nicht in der glimpflichsten Weise. Zweimal besetzten im Verlaufe des Krieges die Sachsen die Stadt, 1642 quartierte sich Torstensohn und 1648 Königsmark in Kaaden ein. Im nächsten Jahrhundert litt die Bürgerschaft vielfach im Oesterreichischen Erbfolgekriege und in den Schlesischen Kriegen. Im Jahre 1742 (14. October) entwickelte sich in der Nähe der Stadt ein Kampf zwischen den Franzosen unter Mallebois und dem kaiserlichen Befehlshaber Gyulay, in welchem 200 Franzosen fielen. Eine erbeutete französische Standarte wird noch jetzt in der Franziskanerkirche aufbewahrt. Am 20. April 1758 kam es vor den Thoren

Kaadens zwischen den Preußen und Oesterreichern zu einem heftigen Scharmützel, worauf die feindlichen Truppen die Stadt besetzten und brandschatzten. Weitere Kriegsschäden erlitten die Bürger im November desselben Jahres und wiederholt im Jahre 1762. Der letzte schwere Schicksalsschlag ereilte Kaaden am 1. October 1811 durch eine gewaltige Feuersbrunst, welche 473 Häuser, darunter Kirche und Rathhaus, einäscherte. In weiterem Kreise bekannte historische Ereignisse, die sich an den Namen der Stadt Kaaden knüpfen, sind: die Zusammenkunft Kaiser Albrecht's I. mit einigen Kurfürsten am 17. Aug. 1297, und der Kaadener Friede, unter welchem jener in der Stadt am 29. Juni 1534 abgeschlossene Vertrag des Kaisers mit einigen deutschen Reichsfürsten verstanden wird, durch welchen die Wahl Ferdinand's I. zum römischen König gegen Verzichtleistung der Habsburger auf den Besitz Würtembergs gesichert werden sollte. — Berühmte aus Kaaden stammende Männer sind: der gelehrte Mathematiker Pantaleon Kirbitzer von Kirbitz, der als erster Missionär (Jesuit) aus Böhmen 1626 zu Makkao in Asien starb, und der noch lebende Hofrath Dr. Jos. Löschner (geb. 1809), medizinische Celebrität und Gründer des Kinderspitals in Prag. Johann Sandel, der langjährige Stadtschreiber von Kaaden, übersetzte Hajek's tschechische Chronik ins Deutsche (1596).

(Eine in unserem Jahrhundert von Urban von Urbanstädt verfaßte ausführliche Geschichte Kaadens liegt im Manuscripte im städtischen Archive. Die 1857 gedruckte „Monographie der Stadt Kaaden" von K. G. Meyer beruht auf Auszügen aus Urbanstädt's Werke.)

(*L. Schlesinger.*)

KAADNER GRÜN. Unter diesem Namen wird in der Nähe von Kaaden am Fuße des geologisch hochinteressanten Burberges eine grüne Erde bergmännisch gewonnen und zumeist nach England versandt, von wo eine aus dem Rohmateriale durch ein bis jetzt geheim gehaltenes Verfahren bereitete sehr feine grüne Farbe in den Handel gebracht wird. (*L. S.*)

KAARTA, der nordöstliche Theil des Berglandes von Senegambien (s. d.), begrenzt im N. durch die Wüste Sahara, im O. von Bakhunu, im W. durch Diafunu und Diombokho, und im S. und SO. durch den Bakhoy, Fuladugu und Diangunte, eine zumeist fruchtbare und gut cultivirte Landschaft. Die Haupterzeugnisse bestehen in Baumwolle, Tabak und Gemüsen, diese gewinnt man in den Thälern, während die Berglehnen dem Getreidebau gewidmet sind. Kaarta bildete früher ein selbstständiges Reich, ist dagegen jetzt mit dem Bambaralande Segu (s. d.) ein den Fulbe unterworfener Staat.

Die Bevölkerung, fast ausschließlich aus Mandingo (s. d.), welche hier als Bambara bezeichnet werden, bestehend, treibt lebhaften Handel mit Gold und Elfenbein. Hauptstadt ist Nioro. Wie in der Mehrzahl der Staaten, welche von diesem Volke gegründet sind, theilen sich die Bewohner in Mohammedaner oder Buschrin (wahre Gläubige) und in Heiden, die man hier auch Sonaki oder Dschaar (Branntweintrinker) nennt. Die Heiden sind weit zahlreicher als die Mohammedaner, und die Regierung des Landes liegt in ihren Händen. Obgleich die achtbarsten Mohammedaner bei wichtigen Angelegenheiten häufig um Rath gefragt werden, sind sie doch von der Verwaltung ganz ausgeschlossen. Diese leitet der Mansa oder König mit seinen hohen Staatsbeamten, unter denen der Tarbanna oder Thronerbe den ersten Rang einnimmt. Auf diesen folgen die Alkaiden oder Provinzialstatthalter, welche auch Kimos genannt werden. Unter den Freien gelten die Sklavenhalter für die Vornehmsten. Die Sklaverei ist hier, wie in allen benachbarten Staaten, weit verbreitet, und oft begegnet man Zügen von Sklaven, welche zugleich als Lastträger verwendet werden.

Jedem Greise wird die größte Ehrfurcht gezollt. Stirbt der König, so gelangt der älteste Sohn auf den Thron, wenn er volljährig ist. Ist kein Sohn oder nur ein unmündiger vorhanden, so vererbt die Regierung auf den Bruder oder den sonstigen nächsten Verwandten des Verstorbenen, der jedoch nicht Regent oder Vormund des Minderjährigen, sondern König wird.

(*Richard Oberländer.*)

Ka'b, s. Kaab.

Ka'ba, s. Kaaba.

KABALE (Cabale), aus dem jüdischen kabbalâ (s. Jüdische Literatur), wurde anfänglich im Sinne von „Geheimlehre" gebraucht, so bei deutschen Schriftstellern im 16. und 17. Jahrh., bekam dann die jetzt allein gebräuchliche Bedeutung: „ränkevolles Handeln", „Intrigue". (*R.*)

KABARA, Hafenstadt des 7 Kilom. davon entfernten Timbuktu (s. d.) am linken Ufer des Niger, besteht aus gegen 400 Thonhäusern und Rohrhütten, in denen etwa 2000 Seelen, meist Sonrhay (s. d.) wohnen. Die kurze Strecke zwischen Kabara und Timbuktu ist völlig öde und führt den unheimlichen Namen Ur-immandeß (er hört es nicht), nämlich nicht das Angstgeschrei des Einzelnen, der dort in die Hände der Räuber fällt.

(*Richard Oberländer.*)

KABARDA, d. h. der Kabardinskische Bezirk, liegt im westlichen Theile des Terekschen Gebiets im asiatischen Rußland und umfaßt einen Flächenraum von 178 □Meilen. Der jetzige Bezirk besteht aus der ehemaligen großen und kleinen Kabarda und wird im Süden vom Hauptgebirgsrücken des Kaukasus, vom Elborus an bis zum Berge Passis-Mta begrenzt, während die Flüsse Malka und Terek die nördliche Grenze bilden. Die große Kabarda zerfällt ihrer Lage nach in zwei geognostisch verschiedene Theile: in das Berggebiet und in das Gebiet der Ebene. Ersteres wird von dem nördlichen Abhange des Kaukasus und von dem ihm parallel laufenden, unter dem Namen Tschornüe Gory (Schwarze Berge) bekannten Gebirgsrücken gebildet. An der Grenze des Kabardinskischen und Kubanschen Gebiets erhebt sich vor dem Hauptgebirgsrücken des Kaukasus bis zu einer Höhe von 18,571 Fuß die mit ewigem Schnee bedeckte Trachitmasse des Berges Elborus, von der bedeutende Gletscher sich der Ebene zu erstrecken, unter denen der Baksanskische der bedeutendste ist. Auf dem Kaukasusgebirge selbst

befinden sich außerdem noch mehrere sehr hohe, nicht ausgemessene Gebirgsspitzen, wie der Ulu-Kul, der Dongusorun, die Lokura, die Passis-tma und der Agyschtan, welcher letztere eine absolute Höhe von ca. 16,000 Fuß haben mag. Die Schwarzen Berge erheben sich bis zu einer Höhe von 3—5000 Fuß und bestehen aus Conglomeraten, Sandstein, Dolomit, Kreide und Jurakalk. Wie der kaukasische Gebirgsrücken sind auch die Schwarzen Berge von engen Thälern durchschnitten, die reich an Wald und Weidetriften sind. Die nördlichen Abhänge der Schwarzen Berge dehnen sich zwischen diesen Flußthälern etwa 28—33 Kilom. weit aus, indem sie sich allmählich verflachen und mit der großen Ebene vereinen, welche durch den unteren Lauf der Malka und den Terek gebildet wird. Diese unter dem Namen der Kabardinskischen bekannte, fast ganz horizontale Ebene enthält eine Areal von etwa 1200 □Werst und ist eine der fruchtbarsten in ganz Kaukasien, obwol die Waldvegetation daselbst gänzlich fehlt. Die ganze Kabarda ist gut bewässert. Außer den schon genannten Hauptflüssen, der Malka und dem Terek, sind noch nennenswerth der Uruch, der Lesken, der Argudan, der Urwan, der Naltschik, Tschegem, Baksan, Gundelen und Podkumok. Alle diese Flüsse fließen durch tiefe Schluchten in die Ebene hinab und bewässern dieselbe auf das vollständigste. Die kleine Kabarda nimmt den ganzen Winkel auf der rechten Seite ein, der durch die Krümmung des Terek gebildet wird, und wird von zwei nicht hohen, einander parallel laufenden Gebirgsrücken durchschnitten. Der erste von ihnen, von Klaproth „Belantscha" genannt, zieht sich vom rechten Ufer des Terek längs der Ossetinischen und Tschetschenschischen Grenze hin und bildet eine Fortsetzung des Karadag. Die nördliche Seite dieses Gebirgsrückens ist mit niedrigem Gestrüppe bedeckt. Der zweite Gebirgsrücken (bei Klaproth: Arak) läuft parallel zum ersteren und dem rechten Ufer des Terek (17 Kilom. von demselben entfernt), beginnt bei der Station Prischibkaja und endet außerhalb des Bezirks in dem durch die Vereinigung des Terek mit der Sunsha gebildeten Winkel. Die ganze Oberfläche der kleinen Kabarda ist wald- und wasserarm, hat jedoch einen fruchtbaren Boden und ist reich an herrlichen Weiden.

Die Einwohner, nach der letzten Zählung 46,785 Seelen, stehen unter einheimischen Fürsten, unter welchen die Geschlechter der Dschinbot, Mesost, Chatachschok und Kaitok die vornehmsten sind. Ihre Sprache weicht von der der übrigen Bergvölker sehr ab und hat nur mit der der benachbarten Abchasen Aehnlichkeit. Zur einheimischen Bevölkerung gehören die Kabardinzen (Kabertai) oder wie sie sich selbst nennen „Adige", einer der bedeutendsten Tscherkessenstämme, sodann die Uruspiewzen, an Swanetien grenzend, unter dem gemeinsamen Namen „Balkar"; die Tschegem und die den freien Swanetiern benachbarten Chulam, sowie die Gemeinde Biwingaj. Außerdem gibt es noch 4650 Russen, 410 Juden und 244 Deutsche in dem Gebiete, die theils in der Festung Naltschik leben, theils in der Umgegend derselben angesiedelt sind. Die Kabardinzen bilden den Hauptbestandtheil der Bevölkerung, da ihre Zahl sich bis auf 31,000 beläuft. Sie bewohnen die ganze kleine Kabarda, die Hochebene der großen Kabarda und die Schwarzen Berge. Die Zahl der vornehmlich in der Baksanskischen Schlucht wohnenden Uruspiewzen übersteigt nicht 5000, während die in den Schluchten der nördlichen Ausläufer des Kaukasus lebenden Balkaren 4500 Seelen stark sind. Die Abstammung der Kabardinzen ist in Dunkel gehüllt. Einige glauben, daß sie ursprünglich in der Krim und in Südrußland lebten, und von hier durch die Krimschen Tataren verdrängt wurden. Sie selbst leiten ihre Abstammung von Kes, einem Auswanderer aus Arabien, ab. Nach Ptolemäus wohnten früher in dieser Gegend die Troglodyten (Höhlenbewohner) und Nomades. Im 4. Jahrh. dehnten die Abasgi am Schwarzen Meere ihre Herrschaft über diese Gegend aus, woher die Aehnlichkeit der Sprache rühren mag; im 8. Jahrh. erscheinen hier unter Chazarischer Oberhoheit die Kabari, von denen die Kabarda wahrscheinlich ihren Namen erhalten hat, und im 9. Jahrh. wurden hier die Kassogen (unstreitig die Kasach, wie die Osseten die Kabardinzen nennen) vom russischen Großfürsten Swätoslaw besiegt und so die Grenze Rußlands bis zum Kaukasus ausgedehnt. Das Land wurde nun auch Kasachia genannt. Die russische Herrschaft wurde im 11. Jahrh. durch die Polowzer zerstört; die Türken bemächtigten sich aller kaukasischen Gegenden bis im Norden des Terek und Kuban, und nun wurde auch die unter Justinian von georgischen Mönchen eingeführte christliche Religion mit dem Mohammedanismus vertauscht. Von dem früheren christlichen Cultus finden sich noch manche Reste alter griechischer Kirchen und Grabsteine in der Form der alten griechischen Kreuze mit griechischen Inschriften; doch blieb das Volk immer noch fast ganz dem Heidenthum ergeben und nur der Glaube an einen einigen Gott und die Fasten gingen zu ihm über, während die Fürsten vollkommen Mohammedaner wurden. Im 13. Jahrh. standen die Einwohner unter der Herrschaft der Goldenen Horde der Tataren und hatten den Namen „Circassier", aus welchem Worte der heutige Name „Tscherkeß" entstanden ist. Nach der Abwerfung des tatarischen Jochs kommt darauf im 16. Jahrh. der Name „Kabarda" wieder auf, bis im 17. Jahrh. unter der Türkenherrschaft der Name Circassien wieder hervortritt. Jetzt stand die Kabarda zunächst unter den Krimschen Khanen, denen sie als Tribut jährlich ein schönes Mädchen oder Pferd oder auch einen kostbaren Panzer senden mußte. Im Jahre 1708 empörten sich die Einwohner gegen die Krimschen Tataren und begaben sich unter die Botmäßigkeit der Pforte. Im Kriege mit den Türken unterwarf endlich Katharina II. die Kabardei, und Georgiewsk, eine nicht unbedeutende Festung, wurde nun die Hauptstadt des kaukasischen Gebiets, das jedoch seine eigenen Fürsten behielt. Nach den in den Jahren 1804 und 1822 erfolgten Empörungen flüchteten viele dieser Fürsten in das Trans-Kubanische Gebiet, das damals noch nicht den Russen gehörte, und infolge dessen wurde Stawropol zur Hauptstadt Kaukasiens erhoben, um von hier aus

die Tscherkessen besser beobachten zu können. — Im allgemeinen erkennen alle Kabardinzen die Oberhoheit der russischen Krone an, zahlen jedoch keine Abgaben, sondern entrichten nur einen kleinen Tribut an die Administration des Grenzcordons. Die herrschende Religion ist die mohammedanische. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist die Vieh- und Schafzucht. Aus der Wolle bereiten sie grobe Filzdecken und das sogenannte Tscherkessentuch. Sie ziehen wenige, aber sehr schöne Pferde auf, die ihrer Ausdauer wegen berühmt sind. Der Ackerbau befriedigt, trotz der Fruchtbarkeit des Bodens, nur die örtlichen Bedürfnisse. Vorzugsweise wird Hirse, theilweise auch Weizen, Reis und Gerste angebaut. Einer großen Blüte erfreut sich die Bienenzucht, besonders in der kleinen Kabarda, wo es viele Familien gibt, die 500—1000 Bienenstöcke besitzen. Fuchs- und Marderpelze, Tuchröcke und Filzmäntel werden für baumwollene und leinene Kleider, Juchten, Saffian und andere Waaren von den Armeniern eingehandelt. Einen nicht unwichtigen Handelszweig bildet der Verkauf von Holz und Holzwaaren. Das Holz geht nach Pjatigorsk, Georgiewsk und andere Orte. So wurde in den Jahren 1847 und 1848 Holz und Holzwaaren aus dem Kabardinskischen Gebiete für 80,122 Rubel ausgeführt. Auch die von den Kabardinzen verfertigten Gewehre haben unter den Bergvölkern einen starken Absatz. Zu den seltenen Producten der Kabarda gehört auch der Moschus. Das Bisamthier, von welchem es gewonnen wird, hält sich in den höheren Regionen der Abhänge des Kaukasus auf, doch ist der von diesem Thiere gewonnene Moschus nicht so wirksam wie der chinesische, ostindische und persische.

Die Uruspiewzen und Balkaren sind überhaupt von friedlichem Charakter und haben unter ihren Dorfältesten eine demokratische Verfassung. Abgaben entrichten sie nicht. Da sie den höchstgelegenen Theil des Bezirks bewohnen, so besitzen sie weder ausgedehnte Weidetriften, noch fruchtbares Ackerland, sind daher gezwungen, ihr Getreide von den Kabardinzen zu kaufen und das Salz, sowie andere Waaren aus dem Natschinskischen Kreise zu beziehen, wogegen sie im Austausche Tuch, Wolle, Filzdecken, Honig, Wachs und andere Landesproducte liefern. Die Verwaltung des Bezirks befindet sich in der Festung Naltschik (1384 Einwohner). Die im Bezirke liegenden Kosakenstationen sind Prischibskaja mit 988, Kotlarewskaja mit 656 am Terek, Alexandrowskaja mit 671 am Flusse Leksen, Uruchskaja mit 415 am Flusse Uruch und die Smejskaja mit 1191 Einwohnern an der Smejka. (*A. v. Wald.*)

KABARTA (nicht Kabarda) wird von den Tataren zuweilen der obere Lauf des Flusses Belbek oder Kabyrta-su in der Krim genannt, der in zwei Armen, dem Usenbasch und dem Bujuk-Usen, aus den Schluchten der Jaila herausströmt, bis zum Dorfe Aibat die Richtung nach Nord-West verfolgt, sich dann unterhalb dieses Dorfes nach Westen wendet und oberhalb der Sewastopolschen Bucht sich nach einem Laufe von 56 Kilom. in das Schwarze Meer ergießt. Das Belbek'sche Flußthal ist reich an Obst- und Weingärten. In der Nähe der Mündung der Kabarta befinden sich die Ruinen alter Burgen, die von den Genuesen zum Schutze ihres Handels erbaut worden waren. Die Gegend zwischen den Quellen des Belbek und der Katscha heißt Tscherkestjus. In ihr nomadisirten der Sage nach im Alterthume die Kabardinzen oder Tscherkessen. (*A. v. Wald.*)

Kabbala, Geheimlehre der Juden, s. unter Jüdische Literatur.

KABBELN oder KABBELUNG heißt das Kräuseln des Wassers, welches entsteht, wenn entweder zwei entgegengesetzte Strömungen aufeinanderstoßen oder der Wind gegen den Strom steht. Oefter verräth eine Kabbelung auch Untiefen im Wasser, an denen sich der Strom reibt. Wenn deshalb Schiffe ihren Ort nicht genau kennen und Kabbelung sehen, suchen sie ihr aus dem Wege zu gehen. Die Kabbelung kann bisweilen so heftig werden, daß die Wellen schäumen und von weitem wie Brandung aussehen. (*R. Werner.*)

KABEL nennt man auf Schiffen die schweren Taue von über 12—15 Cm, welche früher als Ankertaue benutzt wurden, jetzt aber lediglich zum Befestigen der Schiffe in den Häfen, zum Fortziehen derselben in engen Fahrwassern oder zum vorübergehenden Ankern mit leichten Ankern (Werp- oder Wurfankern) dienen, wenn man bei Gegenwind oder Windstille nicht von der Strömung fortgetrieben werden und gleich wieder zum Untersegelgehen fertig sein will. Die gewöhnlichen Taue bestehen aus drei oder vier Strängen, welche ihrerseits wieder aus einer Zahl dünnerer getheerter Hanffäden, den Kabelgarnen, zusammengeschlagen werden. Die Kabeltaue dagegen sind aus je drei Strängen zusammengesetzt, die wieder aus drei Strängen bestehen, mithin aus neun im Ganzen. Dadurch läuft die Richtung der Hauptstränge entgegengesetzt wie beim gewöhnlichen Tauwerk und man nennt deshalb Kabeltauwerk linksgeschlagen, während das andere rechtsgeschlagen heißt. Zum gewöhnlichen Ankern bedient man sich schon seit Anfang dieses Jahrhunderts allgemein der Ankerketten, die sich besser handhaben lassen und haltbarer sind als Kabeltau. — Kabelgat heißt an Bord der Raum, wo nicht nur die Kabeltaue, sondern auch das übrige Tauwerk des Schiffes aufbewahrt wird und das unter der speciellen Aufsicht des Bootsmanns steht. — Kabellänge ist das Maß eines Kabeltaues von 120 Faden oder 720 rheinl. Fuß, den Faden = Klafter zu sechs Fuß gerechnet. Man schätzte danach früher die Entfernungen zwischen Schiffen und andern Gegenständen, während es jetzt immer gebräuchlicher wird, nach Metern zu schätzen. (*R. Werner.*)

KABEL (Telegraphenkabel) heißen die unter der Erde und unter dem Wasser geführten Telegraphenleitungen. An solche Leitungen sind ganz andere Anforderungen zu stellen als an oberirdisch geführte Leitungen, und deshalb unterscheiden sie sich in ihrer ganzen Einrichtung von den letzteren, durch ihre Einrichtung und ihre Lage aber erhalten die Kabel zugleich Eigenschaften, welche bei ihrer Benutzung zum Telegraphiren sich in eigenthümlicher Weise fühlbar machen.

Da sowol das Wasser wie der feuchte Erdboden

Leiter der Elektricität sind, so kann man in ihnen als Leiter für die elektrischen Telegraphirströme nicht blanken Metalldraht verwenden, weil man doch denselben nicht blos an einzelnen Punkten isolirt stützen und übrigens außer Berührung mit der Feuchtigkeit halten kann, wie dies bei oberirdischen Leitungen ausführbar ist. Es muß daher der Leiter auf seiner ganzen Länge zunächst mit einer isolirenden Hülle überzogen werden; jeder mit einer Isolirschicht bekleidete Leiter wird eine Kabelader (oder ein überzogener Draht) genannt, durch die seilartige Verbindung mehrerer solcher Adern aber entsteht eine Kabellitze. Weder die Ader noch die Litze sind ohne weiteres als Telegraphenleitung brauchbar, sie müssen vielmehr theils zum Schutz gegen Beschädigung von außen, theils zur Beschaffung der erforderlichen Festigkeit beim Versenken in größere Wassertiefen noch mit einer Schutzhülle versehen werden; dadurch erst wird die Ader oder Litze zum Kabel.

Als Material für den eigentlichen Leiter in den Kabeln wird fast ohne Ausnahme möglichst chemisch reines Kupfer verwendet. Es ist nämlich die Dicke der Isolirschicht, welche dem Leiter zur Erzielung eines bestimmten Isolationsgrades gegeben werden muß, proportional der Dicke des Leiters; bei dem hohen Preise des Isolirmaterials ist man demnach genöthigt, den Leiter aus möglichst gut leitendem Metall herzustellen, damit er bei vorgeschriebenem Leitungsvermögen möglichst geringen Durchmesser zu haben braucht.

Anfänglich benutzte man einen einfachen Draht. Da indessen bei der verhältnißmäßig geringen Dicke des Leiters die Gefahr eines Bruchs desselben nahe liegt, beim Bruch des Drahtes aber das Kabel unbrauchbar wird, so zieht man es (seit 1856) vor, als Leiter eine aus mehreren (meist 3 oder 7) dünneren Drähten (von 0,6 bis 0,7 mm Dicke) auf besonderen Seilmaschinen zusammengedrehte Litze zu nehmen. Der bei dem Zusammendrehen zwischen den einzelnen Drähten bleibende Zwischenraum wird, damit er nicht mit Luft erfüllt bleibe, mit Chatterton Compound, d. i. einer Mischung aus Guttapercha, Theer und Harz, ausgefüllt; man zieht dazu den mittlern Draht durch die erwärmte Mischung, welche dann die um diesen sich legenden Drähte verdrängen und in die Zwischenräume treiben.

Als Isolator wird jetzt fast ausschließlich die 1843 durch Dr. Montgomerie in Europa bekannt gewordene und 1847 zuerst von Werner Siemens zur Kabelfabrikation verwendete Guttapercha benutzt, der eingetrocknete Saft des besonders auf den malayischen Inseln heimischen Guttaperchabaumes, Isonandra gutta. Von diesem Stoffe wird in England jährlich durchschnittlich 1 Million Kilogramm eingeführt. Für die Kabelfabrikation muß der Rohstoff sehr sorgfältig gereinigt werden; er wird dazu erst auf Schneidemaschinen in kleine Späne gerissen, darauf in heißem Wasser zur Ausscheidung von Sand u. s. w. mehrmals gewaschen und geknetet und endlich durch Drahtsiebe gepreßt, darauf wieder gewaschen und geknetet, schließlich zu dünnen Platten geformt und nun in Kellern, gegen Licht und Luft geschützt, als Halbfabrikat aufbewahrt. Mittels Preßmaschinen wird der Draht mit Guttapercha umpreßt und dabei wird die vorgewärmte Litze durch eine sie eben durchlassende Oeffnung in den Kopf der Presse auf der einen Seite eingeführt, um auf der andern Seite durch eine um die gewünschte Dicke des Ueberzugs weitere Oeffnung wieder auszutreten; dabei wird mittels des Kolbens in dem oberhalb des Kopfes befindlichen Stiefel der Presse auf die darin befindliche erwärmte und erweichte Guttapercha ein Druck ausgeübt, daß sie die Litze oder den einfachen Draht schlauchförmig umgebend mit ihm austritt. Behufs Ermöglichung eines ununterbrochenen Betriebes sind zwei Stiefel vorhanden, die abwechselnd benutzt werden. Der aus dem Kopfe austretende überzogene Leiter wird in einem langen Wasserbade mehrmals hin und her geführt, bis er sattsam abgekühlt und erhärtet auf eine Rolle aufgewickelt werden kann. Bei längeren Kabeln wird der Ueberzug nicht auf seine ganze Dicke mit einemmale gegeben, sondern aus mehreren Lagen (von $^3/_4$ bis 1 mm Dicke) hergestellt, und bevor dabei eine neue Lage aufgebracht wird, wird die vorhergehende durch Betasten mit den Fingern sorgfältig auf etwa in ihr vorhandene schadhafte Stellen geprüft und diese nach Erfordern ausgebessert. Sehr sorgsam müssen auch die Verbindungen (Löthungen) zweier Adern zu einem längeren Stück ausgeführt werden; es werden dabei die Drähte jeder Drahtlitze gereinigt und zusammengelöthet, jede Litze darauf zugeschärft und beide verlöthet, mit feinem Bindedraht umwickelt, wieder verlöthet, nochmals umwickelt und verlöthet und endlich mit Compound und mit mehreren Lagen Guttapercha überkleidet.

Der Luft und dem Lichte ausgesetzt, namentlich bei etwas höherer Temperatur, verdirbt die Guttapercha und wird brüchig. Die Kabeladern und Litzen erhalten daher als schützende Hülle zunächst eine einfache oder doppelte Umspinnung mit Jute oder — wo zugleich ein besserer Widerstand gegen starken Zug beschafft werden soll — von Manillahanf. Diese auf einer Seilmaschine gegebene Umhüllung schließt die Ader oder Litze dicht ab und verhütet zugleich, daß die Guttaperchahülle von den nun noch aufzubringenden Eisendrähten berührt wird. Die in die Erde zu legenden Kabel bekommen eine Umhüllung von bis 4 mm starken verzinkten Eisendrähten. Bei Flußkabeln kommt über diese Hülle noch eine zweite aus Eisendrähten von bis zu 10 mm Dicke, als Schutz gegen die Schiffsanker, ja es werden die Flußkabel bei Bedarf selbst in gußeiserne Muffen eingeschlossen, welche aus je zwei der Länge nach sich aneinander fügenden halben Röhren bestehen und ähnlich wie die Glieder einer Kette aneinandergereiht werden. Von den Seekabeln bedarf nur das Uferende eine je nach der Uferbeschaffenheit mehr oder minder dicke Hülle als Schutz gegen Beschädigungen von außen nach der Verlegung, das Tiefseekabel dagegen bedarf eine solche Schutzhülle, damit es ohne Verletzung den Zug aushalten kann, welchen die beim Verlegen vom Schiffe nach dem Meeresgrunde hinabreichende Kabellänge auf das eben vom Schiff ablaufende Stück ausübt; die Tiefseekabel sollen daher bei thunlichster Leichtig-

keit möglichst große Zugfestigkeit besitzen; einmal glücklich verlegt, sind sie kaum noch Beschädigungen ausgesetzt.

Um einestheils die Guttapercha der Erdkabel noch besser von der Luft abzuschließen, anderentheils die Eisenschutzhülle bei im Wasser liegenden Kabeln noch wirksamer, als dies schon durch die Verzinkung der Drähte geschieht, gegen Oxydation zu sichern, wird das Kabel mit einer Asphalt- und Theermischung bedeckt. Da ein derartiger Ueberzug aber am Eisen schwer haftet und namentlich bei Biegungen leicht Risse bekommt und abblättert, umspinnt man das asphaltirte Kabel mit Jutefaser. Um den Asphaltüberzug aufzutragen, wird das aus der Seilmaschine, in welcher die Eisendrähte um dasselbe gesponnen werden, austretende Kabel, ehe es auf die Triebtrommel, die dasselbe aus der Maschine zieht, gelangt, durch ein Bad von geschmolzener Asphaltmischung hindurchgezogen und nach dem Abstreifen des überschüssigen Stoffes mit Jutefäden leicht umsponnen. Diese pressen sich in die zähflüssige Masse des Asphalts ein und bilden mit derselben eine dichte und feste Hülle. Hiernach wird das Kabel abermals durch die Asphaltmischung gezogen und der überflüssige Stoff wieder abgestrichen. Damit dann die einzelnen spiralförmigen Lagen des so behandelten Kabels beim Einlegen in die zur Aufbewahrung des fertigen Erzeugnisses dienenden großen runden eisernen Bottiche (tanks) nicht aneinander haften, wird es nach dem Asphaltiren durch eine wässerige Schlemmkreide-Mischung gezogen.

Früher öfter, jetzt nur noch selten, ward für Kabel **Kautschuk als Isolator** benutzt. Die beste der mit Kautschuk isolirten Leitungen ist die Hooper'sche Ader. Das gut gereinigte Kautschuk wird in dünne Platten gewalzt, diese zu Streifen geschnitten und letztere in Schraubenwindungen um den verzinnten Leiter herumgewickelt. In der Hooper'schen Ader sind zwei solche entgegengesetzte gewickelte Lagen aus reinem Kautschuk vorhanden; über dieselben werden nach dem von Siemens erfundenen Verfahren zwei entlang dem Drahte gelegte Streifen vulkanisirten (mit Schwefel und Schwefelblei gemischten) Kautschuks beim Durchgange durch gekehlte Walzen aufgepreßt, indem die Walzen zugleich das in der Breite Ueberflüssige von den Streifen abschneiden; bei der zweiten derartigen Bekleidung liegen die entstehenden beiden Längsnähte um 90° von denen der ersten Hülle entfernt. Darüber kommt eine Bewickelung der Ader mit einem in Kautschuklösung getränkten Wollenstreifen und dann wird die auf Rollen aufgewickelte Ader unter dem Druck von einigen Atmosphären mehrere Stunden lang einer Temperatur von etwa 120° C. ausgesetzt, damit die verschiedenen Lagen sich vereinigen.

Als Schutzhülle wurde von Siemens bei Kabeln, welche besonders leicht sein sollten, eine Schutzdecke aus drei schraubenförmig gewickelten, einander ein Stück übergreifenden **Kupferblechstreifen** verwendet. — Für Hausleitungen genügt oft eine ähnliche Bewickelung mit getheertem Band, mitunter gibt man darüber noch Flechtwerk aus Hanffäden. — Für Militärzwecke verwendet man vielfach einen siebendrähtigen Leiter mit 2 Guttaperchahüllen, darüber eine doppelte Lage von Hanffäden und endlich ein Geflecht aus solchen. Militärkabeln gibt man oft zwei Leiter, die als Hin- und Rückleitung dienen, oder auch man benutzt die äußere Stahlhülle als Rückleitung.

Von besonderem Interesse sind die Kabel für die in der Zeit vom März 1876 bis Juni 1881 gelegten unterirdischen Linien im Gebiete der deutschen Reichs-Telegraphenverwaltung. In der für die großen Linien jetzt angenommenen Bauart besteht die Seele des Kabels aus sieben Guttaperchaadern. Der Leiter in jeder Ader ist eine aus 7 gleich starken Kupferdrähten gebildete Litze und mit 2 Lagen Guttapercha isolirt, deren zweite einen Durchmesser von 6 mm hat. Um die einzelnen Guttaperchaadern voneinander unterscheiden zu können, ist die mit Nr. 1 bezeichnete Ader beim Umpressen der Guttapercha mit einer feinen Längsmarke in Gestalt einer geringen Erhöhung des Isolationsmateriales versehen, die mit Nr. 2 bezeichnete dagegen hat zwei derartige Längsmarken oder Rippen dicht nebeneinander. Die übrigen außenliegenden Adern Nr. 3, Nr. 4, Nr. 5 und Nr. 6 werden in der Richtung, welche durch Nr. 1 und Nr. 2 angegeben ist (vom Anfang des Kabels gegen das Ende hin gesehen in der Richtung, wie der Uhrzeiger läuft), gezählt, während die mittelste Ader Nr. 7 ist. Zwischen je zwei Adern liegt ein Jutefaden der Länge nach, um den Zwischenraum auszufüllen, worauf dann die Umwickelung mit Jutefäden folgt. Ueber diese ist die Schutzhülle, bestehend aus 20 je 3,75 mm starken verzinkten Eisendrähten mit gegen die Richtung der Jutefäden umgekehrt gerichtetem Drall aufgewunden, diese endlich wird von der Asphalthülle bedeckt und bildet mit ihr das fertige Kabel, dessen Stärke etwa 32,5 mm beträgt.

Durch die besondere Thatkraft des derzeitigen Leiters des Reichs-Postamts, Dr. Stephan, wurde mit den ausgiebigen Mitteln, welche das Reich bewilligt hatte, dieses ungeheuere unterirdische Netz in einer Bauzeit von etwa $5^1/_2$ Jahren vollendet. Die Linien sind zu etwa gleichen Theilen von den Firmen Siemens & Halske und Felten & Guilleaume ausgeführt worden. Während erstere das Kabel mit Ausnahme der zu Anfang erforderlichen Länge vollständig in ihrer in Berlin zu diesem besonderen Zwecke errichteten Kabelfabrik herstellten, bezogen letztere die Adern aus England und beschränkten sich darauf, dieselben in ihrem zu Mülheim a./R. gelegenen Carlswerk mit der Schutzhülle zu umseilen. Nachfolgende Zusammenstellung gibt ein Bild des großartigen in $5^1/_2$ Jahren fertiggestellten Netzes der unterirdischen Leitungen, durch welches jetzt 221 deutsche Städte, darunter die Haupt-Handels- und Waffenplätze, verbunden werden, dessen weiterer Ausbau und dessen weitere Ausdehnung auf die süddeutschen Gebiete nur noch eine Frage der Zeit sein dürfte, und dem das Ausland mit sich anschließenden Linien gewiß bald folgen wird.

	Linien km		Leitungen km
Berlin-Halle-Cassel-Frankfurt a. Main-Mainz (7 Adern)	595,174	.	4 166,218
Halle-Leipzig (4 Adern)	35,460	.	141,840
Berlin-Hamburg (Kabel I, 7 Adern)	297,988	.	2 085,916
Berlin-Hamburg (Kabel II, 7 Adern)	297,939	.	2 085,573
Hamburg-Kiel (7 Adern)	100,262	.	701,834
Frankfurt a. Main-Straßburg i. Els. (7 Adern)	262,677	.	1 838,739
Berlin-Magdeburg-Hannover-Cöln (7 Adern)	693,186	.	4 852,302
Barmen-Cöln (4 Adern)	54,985	.	219,940
Hamburg-Cuxhafen (4 Adern)	130,764	.	523,056
Hamburg-Bremen-Oldenburg-Emden (7 Adern)	284,575	.	1 992,025
Bremen-Bremerhaven (4 Adern)	59,198	.	236,792
Sande-Wilhelmshaven (4 Adern)	11,186	.	44,744
Cöln-Coblenz-Trier-Metz (7 Adern)	325,882	.	2 281,174
Coblenz-Mainz (7 Adern)	91,783	.	642,481
Metz-Straßburg i. Els. (7 Adern)	185,614	.	1 299,298
Berlin-Dresden (7 Adern)	236,291	.	1 654,037
Thorn-Danzig (7 Adern)	229,573	.	1 607,011
Danzig-Königsberg i. Pr. (7 Adern)	189,344	.	1 325,408
Berlin-Thorn (7 Adern)	418,031	.	2 926,217
Berlin-Breslau (7 Adern)	369,346	.	2 585,422
Stettin-Danzig (7 Adern)	368,341	.	2 578,387
Berlin-Stettin (7 Adern)	155,230	.	1 086,610
Cöln-Aachen (7 Adern)	71,121	.	497,847
	5 463,950	.	37 372,871

Die Legung der Linien von den beiden Firmen fand wie folgt statt:

Linien	in der Zeit vom		
Berlin-Halle; (F & G*)	14. März	bis zum	24. Juni 1876,
Leipzig-Halle-Cassel-Frankfurt a. M.-Mainz; (F & G)	6. März	„ „	14. Juli 1877,
Berlin-Hamburg-Kiel; (S & H**)	1. April	„ „	31. October 1877,
Berlin-Magdeburg; (F & G)	3. September.	„ „	29. October 1877,
Frankfurt a. Main-Straßburg i. Els.; (S & H)	1. April	„ „	5. August 1878,
Magdeburg-Hannover-Cöln, einschließlich der Linie Cöln-Elberfeld-Barmen; (F & G)	1. April	„ „	23. September 1878,
Hamburg-Harburg-Cuxhaven; (S & H]	16. September.	„ „	20. November 1878,
Cöln-Coblenz-Trier-Metz; (F & G)	1. April	„ „	26. Juni 1879,
Hamburg-Bremen-Oldenburg-Emden, einschließlich der Theilstrecken Bremen-Bremerhaven und Sande-Wilhelmshaven; (S & H)	1. April	„ „	25. Juli 1879,
Metz-Straßburg i. Els.; (F & G)	25. Juni	„ „	14. August 1879,
Coblenz-Mainz; (F & G)	18. August	„ „	27. September 1879,
Berlin-Dresden; (S & H)	11. September.	„ „	15. November 1879,
Berlin-Breslau; (S & H)	12. April	„ „	7. August 1880,
Thorn-Danzig-Königsberg i. Pr.; (F & G)	1. Mai	„ „	7. August 1880,
Stettin-Danzig; (F & G)	9. August	„ „	7. November 1880,
Thorn-Müncheberg; (S & H)	9. August	„ „	20. November 1880,
Berlin-Stettin; (S & H)	25. April	„ „	8. Juni 1881,
Cöln-Aachen; (F & G)	9. Mai	„ „	26. Juni 1881.

*) F & G bedeutet Felten & Guilleaume. **) S & H bedeutet Siemens & Halske.

Seitdem diese Kabel im Betrieb sind, werden allwöchentlich einmal der Leitungswiderstand des Leiters, die Isolation und die Ladungscapacität gemessen, damit man beständig über die Güte des Kabels unterrichtet bleibe. Aehnliche Messungen werden fortlaufend bei der Fabrikation und Auslegung der Kabel vorgenommen, damit man in beiden Fällen auftretende Fehler sofort entdecken und beseitigen kann.

Die Legung der Landkabel ist verhältnißmäßig einfach. Die einzelnen dabei aufeinanderfolgenden Arbeiten werden von getrennten Arbeiterabtheilungen ausgeführt, sodaß bei einer durchschnittlichen täglichen Fertigstellung von etwa 3,3 km bei Herstellung des deutschen Netzes die Länge der Baustrecke fast 15 km Länge erreichte. Die erste Abtheilung wirft den Graben aus; doch werden diejenigen Stellen, welche wegen besonderer Hindernisse Aufenthalt verursachen, rechtzeitig durch besondere Arbeiter in Angriff genommen. Das in Längen von je 1000 m auf hölzernen Trommeln gelieferte Kabel wird von einer zweiten Abtheilung entlang des Grabens in gerader Linie abgerollt und in den Graben eingeworfen, der Graben aber zugeschüttet und festgestampft, schließlich die Straßenoberfläche wieder in Stand gesetzt. Dann folgt die sorgfältige Verlöthung der Kabeladern an den offen gelassenen Stellen, wo die übereinandergreifenden Enden zweier benachbarter Kabelstücke aneinanderstoßen. Die Verbindungsstelle wird mit einer darübergeschobenen eisernen, gut verkitteten Verbindungsmuffe gegen die Luft abgeschlossen. Umständlicher ist die Legung in Städten, wo vielfach Kanalisations-, Gas- und Wasserleitungsröhren mit dem Kabel unterfahren werden müssen.

Schwieriger ist die Auslegung von Seekabeln; dieselbe wächst mit der Tiefe und mit der Kabellänge. Bei Legung längerer Kabel benutzt man besonders für diesen Zweck gebaute Kabelschiffe, welche mit den nöthigen großen Behältern für das Kabel in einer dasselbe nicht gefährdenden Entfernung von den Dampfkesseln versehen und mit der nöthigen Maschinerie zum Auslegen und etwa erforderlichen Wiederaufnehmen des Kabels ausgerüstet sind. Zu den während der Legung regelmäßig vorzunehmenden elektrischen Messungen müssen die Meßinstrumente in einem besonderen Meßzimmer an Bord sein. Das Schiff muß besonders leicht lenksam sein, wenn Störungen und Unfälle bei der Legung vermieden werden sollen.

Die ersten größeren Versuche mit Kabeln für unterirdische Telegraphenleitungen wurden, aber mit sehr entmuthigendem Erfolg, bereits in der Kindheit der elektrischen Telegraphie gemacht. In den Jahren 1847 bis 1850 wurden in Preußen mehrere unterirdische Linien hergestellt; dieselben enthielten einen einfachen Kupferdraht, welcher mit vulkanisirter, d. h. mit Schwefel vermischter Guttapercha umpreßt, mit einer Schutzhülle aber nicht versehen war. Die bei diesen Linien und anderwärts, besonders in Oberitalien, bei der Fabrikation begangenen Fehler wurden sofort erkannt, und schon 1851 legte Siemens eine brauchbare unterirdische Leitung mit Bleischutzhülle für die berliner Polizei. Trotzdem dauerte es noch 25 Jahre, bis Landkabel von größerer Ausdehnung gelegt wurden, obwol die mit der Zahl der Drähte bei oberirdischen Telegraphenlinien wachsenden Schwierigkeiten im Bau und in der Unterhaltung, und die bei diesen Linien durch die Witterungsverhältnisse, namentlich durch heftige Stürme, herbeigeführten häufigen Betriebsstörungen sich längst in empfindlicher Weise fühlbar gemacht hatten und durch die Erfahrungen an Unterseekabeln hinlänglich bewiesen war, daß die Technik in der Fabrikation jene Fehler zu vermeiden gelernt hatte, welche für die ersten unterirdischen Linien so verhängnißvoll geworden waren.

Rascher wagte man Kabel als unterseeische Leitungen zu verwenden, denn eine andere Möglichkeit zur telegraphischen Verbindung von durch Meere getrennten Ländern gibt es nicht. Und nachdem erst kleinere Unternehmungen glücklich durchgeführt waren, schritt man bald zu größeren und größeren. Die Versuche zur Fortleitung der Elektricität unter Wasser mittels isolirter Leiter für telegraphische Zwecke reichen zurück bis auf Sömmering und auf Schilling, schon zu Anfang dieses Jahrhunderts. Einen Guttaperchadraht versenkte 1848 Werner Siemens im Rhein und im kieler Hafen, sowie Armstrong im Hudson. Das erste Seekabel wurde am 28. August 1850 von Dover nach Cap Grisnez an der französischen Küste in 10 Stunden glücklich gelegt; es bestand aus einem einfachen, etwa 12,5 mm starken Guttaperchadrahte, welcher einen etwa 1,8 mm dicken Kupferdraht enthielt; nur die kurzen Uferenden besaßen eine Schutzhülle, ein starkwandiges Bleirohr, das einen schwächern Guttaperchadraht umschloß. Man vermochte auf diesem Kabel zu telegraphiren, doch schon am Tage nach der Legung war es auf dem felsigen Boden an der französischen Küste durchgerieben. Am 25. September 1851 ward zwischen Dover und Calais dann ein Kabel mit 4 durch Guttapercha isolirten kupfernen Leitern und einer aus 10 Eisendrähten von 7,5 mm Dicke gebildeten Schutzhülle versenkt; dieses Kabel ist über 25 Jahre im Betriebe gewesen. 1852 ward England und Schottland mit Irland durch ein Kabel verbunden; ebenso Neubraunschweig mit der Prinz-Eduards-Insel im St.-Lorenzbusen. 1853 wurden Kabel von England nach Belgien und Holland gelegt und von Seeland nach Fünen und von Fünen nach Friedericia. Im Jahre 1854 begannen die Arbeiten im Mittelmeere; zunächst wurde Piemont mit Corsica, und weiter Corsica mit Sardinien verbunden, 1855 aber Sardinien auch mit Afrika, ferner 1857 Sardinien über Malta mit Corfu, 1859 Sicilien mit Malta, und 1861 Malta mit Alexandria. 1855 war bereits ein Kabel durch den St.-Lorenzbusen nach Cap Breton zu legen versucht worden, der Sturm hatte den Versuch vereitelt, und erst 1856 glückte er mit einem leichteren Kabel. Nach gründlichen Vorarbeiten, namentlich Sondirungen, reihten sich hieran 1857 und 1858 die ersten Bemühungen, zwischen Amerika und Europa den telegraphischen Verkehr zu ermöglichen, was nur für 23 Tage gelang. Im Schwarzen Meere wurden während des Krimkrieges 1855 zwei Kabel zwischen Varna und Balaclava und zwischen Varna und Constantinopel versenkt.

Der Weg nach Indien ward 1859 und 1860 durch Kabel im Rothen Meere und im Arabischen Meere vervollständigt. Am 19. Juli 1865 dampften die Carolina mit den Uferenden und der Great-Eastern mit dem Tiefseekabel von der irischen Küste ab nach Neufundland zu, legten zwar über 2000 km Kabel aus, mußten aber trotzdem umkehren und das Unternehmen unvollendet lassen. Endlich 1866 glückte es nicht nur, im Juli ein neues Kabel durch den Atlantischen Ocean zu legen, sondern auch (im September) das von 1865 zu vervollständigen. Die beiden Unternehmungen von 1865 und 1866 kosteten zusammen 24 000 000 Mark. Ausgebaut ward das atlantische Netz 1869 durch ein Kabel von Brest nach der Insel St.-Pierre und von da nach Durbury in Massachusetts, 1873 und 1874 durch zwei Kabel von Irland nach Neufundland, 1875 durch das Kabel der Direct United-States-Cable-Company, dessen Leiter aus 11 einen stärkeren Mitteldraht umgebenden dünnen Kupferdrähten bestand und dessen Stärke von den Uferenden nach der Mitte zu in 8 verschiedenen Abstufungen abnahm, und das von Irland nach Neufundland und von da nach New-Hampshire läuft, 1879 durch ein Kabel von Brest nach St.-Pierre und von da nach Massachusetts und Neuschottland, 1880 durch eine Ergänzung des zum Theil unbrauchbar gewordenen Kabels von 1866.

Nach Südamerika führt seit 1874 ein Kabel von den Küsten Portugals über Madeira und St.-Vincent nach Pernambuco, von da aber laufen Kabel nördlich nach Para, südlich bis Montevideo; über die Anden ist dann die Verbindung mit Valparaiso hergestellt, von wo aus kürzere Kabel zwischen den Städten der östlichen Küste gelegt sind. Ueber die westindischen Inseln endlich steht Florida mit Guyana in Verbindung.

Von Aden an der Südspitze Arabiens aus erstreckt sich ein aus 7 Theilstrecken bestehendes Kabel über Zanzibar und Mozambique bis nach Natal. Andererseits steht Aden durch Kabel über Suez, Alexandria, Malta, Gibraltar mit Vigo in Spanien und Falmouth in Verbindung und nach Indien hin zunächst mit Bombay, während von Madras aus über Singapore, Australien und Neuseeland, sowie China, Japan und Sibirien bereits erreicht und an das Welttelegraphennetz angeschlossen sind. Nur der Stille Ocean wird zur Zeit noch nicht durch ein Kabel für den Weltverkehr überbrückt.

Die Länge der den verschiedenen Regierungen und Kabelgesellschaften gehörigen Unterseelinien beziffert sich nach der vom Berner internationalen Bureau der Telegraphen-Verwaltungen im Journal Télégraphique, Band 3 (1877) S. 575 und fg. gegebenen Zusammenstellung auf 420 Regierungskabel von einer Gesammtlänge von 8226 Kilometer, mit einer Leitungslänge derselben von 10 606 km, und 149 Gesellschafts-Kabeln von 110 281 km Gesammtlänge mit 121 370 km Leitungslänge. Nach L. Well's Zusammenstellung hatten die Kabel der englischen Compagnien Ende 1879 eine Gesammtlänge von 121 222 km. Bemerkt sei noch, daß im Gegensatz zu den Landkabeln nur einige ältere und kürzere Unterseekabel mehr als einen Leiter haben, wie sich schon daraus ergibt, daß die Länge der Kabel so wenig von der Länge ihrer Leitungen abweicht.

Das Telegraphiren auf den Kabeln wird beeinflußt durch das elektrische Verhalten der Kabel. Der Leiter besitzt zunächst für den elektrischen Strom einen gewissen Widerstand, welcher mit dem Namen Kupferwiderstand belegt wird. Die isolirende Hülle ist ferner kein vollkommener Isolator; der Widerstand, den sie dem Durchgange des Stromes bietet, heißt der Isolationswiderstand; dieser Widerstand der Guttapercha und des Kautschuks nimmt mit der Temperatur ab, während der des Kupfers mit der Temperatur wächst; der Isolationswiderstand wächst ferner mit der Zeitdauer der Stromgebung und mit dem Drucke, unter welchem das Kabel steht. Endlich bildet das Kabel eine große und deshalb schon durch schwache Elektricitätsquellen eine starke Ladung annehmende Leidener Flasche, deren eine Belegung der Kupferdraht ist, während die andere von der Schutzhülle und der diese umgebenden Schicht des feuchten Erdreichs, bez. des Wassers, gebildet wird; daher besitzt das Kabel eine gewisse Capacität der Ladung. Diese drei: Kupferwiderstand, Isolationswiderstand und Capacität, sind die elektrischen Constanten des Kabels. Die oberirdischen Linien nehmen zwar auch eine gewisse Ladung an, aber diese ist so schwach, daß sie höchstens bei sehr langen Leitungen das Telegraphiren beeinflußt. Die Ladung nimmt ab, wenn das Verhältniß des Durchmessers der Kabelhülle zu dem des Leiters zunimmt; dieses Verhältniß liegt bei Kabeln gewöhnlich zwischen 2 und 4, und innerhalb dieser Grenzen ist die Ladung ungefähr umgekehrt proportional jenem Verhältnisse. Beim Anlegen einer Stromquelle an das Kabel wird nun ein Theil des Stromes dazu verbraucht, um das Kabel zu laden, und dies bewirkt eine Schwächung des weitergehenden Stromes und eine Verlangsamung der Fortpflanzung, eine Verzögerung des Stromes; nachweislich vergeht nämlich eine merkbare Zeit, bis der Strom von einer Stelle des Kabels zu einer anderen kommt, und zugleich sind die gleichzeitig an verschiedenen Stellen auftretenden Ströme um so schwächer, je weiter diese Stellen vom Kabelanfange entfernt sind. Wird der Anfang des Kabels an den einen Pol einer constanten Batterie, sein Ende an Erde gelegt, so steigt am Ende die Stromstärke nach einer bestimmten Curve an und erreicht erst nach Verlauf einer gewissen Zeit ihre volle Größe. Je empfindlicher demnach der am Ende aufzustellende Telegraph ist, desto früher nach dem Anlegen des Kabels wird derselbe das abgesandte telegraphische Zeichen hervorbringen. Nach der Stromgebung und der Ladung bei dieser entladet sich das Kabel wieder und zwar am raschesten, wenn auch der Kabelanfang an Erde gelegt wird. Am empfangenden Ende des Kabels verlängert der Entladungsstrom den zeichengebenden, weil er mit ihm gleichgerichtet ist. An dem stromgebenden Ende dagegen ist der Entladungsstrom dem Telegraphirstrome entgegengesetzt gerichtet. Je rascher die Entladung sich vollzieht, desto rascher kann eine neue

Stromgebung folgen. Die anzuwendenden Telegraphenapparate müssen daher so eingerichtet werden, daß sie den Verlauf der Entladung thunlichst beschleunigen, andererseits aber müssen sie dem Einflusse der starken Ladungs- und Entladungsströme entzogen werden, sofern diese sie beschädigen, bez. das Telegraphiren stören könnten. Die Entladung der Kabel wird mitunter auch dadurch beschleunigt, daß man nach jedem zeichengebenden Strome einen kürzeren oder schwächeren entladenden Strom in das Kabel schickt; dieser muß natürlich die entgegengesetzte Richtung haben wie der zeichengebende.

(*K. E. Zetzsche.*)

Kabeljau, Kabliau, Seefisch (Gadus Morrhua), s. Gadoides.

KABINET (Cabinet), im politisch-staatsrechtlichen Sinne, bedeutet zunächst das Arbeitszimmer des Fürsten als solchen oder überhaupt des Regierungschefs, von wo aus derselbe seine persönlichen Entscheidungen in Staatssachen erläßt, oder wo er sich mit seinen vertrauten Räthen über Regierungsgeschäfte, d. h. über die ihm als Staatsoberhaupt zukommenden Geschäfte, beräth oder ihrer Arbeitshülfe sich bedient. Darüber hinaus bezeichnet Kabinet auch die Summe oder die Versammlung der in solchen engeren Rath berufenen Personen selbst. Handelt es sich um Dinge, welche zu beschließen oder anzuordnen dem Souverän persönlich und ausschließlich zukommt, so erscheint das Kabinet (zuweilen auch wol Geheimes Kabinet genannt) als eine Person mit dem Träger der Souveränetät selbst. Was vom Kabinet ausgeht, ist eben vom Fürsten ausgegangen, und es existirt dann weder rechtlich noch politisch irgend ein Unterschied, ob dieser allein oder mit Zuziehung von Gehülfen (Kabinets-Secretäre, Kabinets-Räthe, Kabinets-Minister) die Geschäfte erledigt. Die Staatsorganisations-Politik oder die Lehre vom System und von der Hierarchie der Staatsbehörden nimmt alsdann hiervon gar keine Notiz; sie beschränkt sich vielmehr darauf, für die verschiedenen Verwaltungszweige die überall zweckmäßigen Gliederungen (Ober- und Unterbehörden), namentlich an höchster Stelle die Ministerien und über denselben das allgemeine oder Staatsministerium zu fordern oder anzuordnen, braucht also zur Vollendung der Hierarchie nichts Weiteres mehr als den Fürsten, und das Kabinet ist alsdann eben der Fürst. Aber die große, freilich nach Verschiedenheit der Verfassungen auch verschieden zu beantwortende Frage ist: welches sind jene dem Fürsten persönlich oder ausschließlich zukommenden Geschäfte und Entschließungen? Welches ist der — unter staatsrechtlichen oder politischen Gesichtspunkten — zu ziehende Kreis, jenseit dessen jenes autokratische Handeln aufhören und die wenigstens theilnehmende Thätigkeit eigentlicher Staatsbehörden eintreten soll? Einen solchen — ob weiter oder enger gezogenen — Kreis und das Ueberschreiten desselben hat man in Auge, sobald man von einer Kabinets-Regierung im misbilligenden Tone spricht, namentlich dadurch den Gegensatz zu einer in regelmäßigen, gesetzlich bestimmten Formen sich bewegenden bezeichnet. Eine Kabinets-Regierung in diesem Sinne ist diejenige, die zum vorherrschenden Charakter das Walten des alleinigen Eigenwillens des Fürsten hat und die höhere Gewalt des persönlich vertrauten, neben oder über den eigentlichen Staatsbehörden eingesetzten engeren Rathes, des Kabinets-Rathes. Ein solches Kabinet nähert sich begrifflich der sogen. „Camarilla", obschon zwischen beiden immerhin der Unterschied bleibt, daß das Kabinet aus eigens zu Regierungsgehülfen des Fürsten ernannten und in dieser Eigenschaft offen auftretenden Männern besteht, also eine bekannte und anerkannte Macht ausübt, wogegen die Camarilla bloße Hofdiener und Günstlinge — auch Beichtväter und Weiber nicht ausgeschlossen — in sich begreift, welche auf die Entschließungen des Fürsten durch was immer für Mittel bestimmend einwirken. Solche Einwirkung ist naturgemäß fast immer eine unheilvolle, von schlimmen Folgen begleitete. Die Camarilla sehen wir fast ohne Ausnahme den Fürsten mit Mistrauen und Abneigung gegen die im Interesse des Rechts und des Gesammtwohls waltenden Behörden, in constitutionellen Staaten namentlich gegen die pflichtgetreuen Landstände erfüllen, an die Stelle echter Regierungsinteressen jene des Egoismus und der Parteiung setzen, zum Frommen derselben arglistig die fürstliche Leidenschaft oder Laune aufreizen, solchergestalt also der wahren, offenkundigen Regierung eine verborgene und unlautere entgegensetzen und entweder die gesetzlichen Autoritäten zu Werkzeugen jener selbstsüchtigen oder Factionsinteressen herabwürdigen oder das loyale Walten und die edelsten Bestrebungen derselben durch dunkle Gegenmachinationen vereiteln.

Neben diesem theils gleichgültigen, theils verwerflichen Sinne haben nun aber die Worte Kabinet und Kabinets-Regierung auch eine staats- wie völkerrechtlich vollständig tadellose und hochwichtige Bedeutung. In constitutionellen sowol wie in absoluten Staaten spricht man, wenn von auswärtigen Angelegenheiten und von den Wechselbeziehungen der Staaten untereinander die Rede ist, durchgängig vom Kabinet als einem mit Regierung gleichbedeutenden Begriffe, und man benennt es in der Regel nicht nach dem Staate selbst, sondern nach dem Sitze der Regierung, also nach der Hauptstadt oder der gewöhnlichen Residenz des Regenten. So sagt man z. B. das Kabinet von Berlin, von St. Petersburg, von St. James, früher auch das Tuilerien-Kabinet u. s. w. In den Verhandlungen der Staaten untereinander stellt die Regierung die Persönlichkeit des zum Staate vereinigten Volkes vollständig dar, und übt auch der constitutionelle Monarch das Recht des Krieges, der Friedensschlüsse, der Bündnisse und anderer internationaler Verträge, der Genehmigung oder Verwerfung von ständischen Beschlüssen, der Stellenbesetzung, der Oberaufsicht, der Begnadigung in der Eigenschaft als Inhaber der vollziehenden Gewalt, ohne directe Theilnahme der Volksvertretung aus. Daher ernennt auch er die Gesandten und erscheinen jene der fremden Staaten nur als an ihn gesendet; und daher ist im diplomatischen Schriftenwechsel niemals vom Staate die Rede, sondern nur vom König (oder wie sonst benannten Monarchen) oder von des

Königs Hof, Kabinet oder Minister. Alle diese Befugnisse begreift man unter der Gesammtbezeichnung der Kabinets-Sachen. Das Kabinet in diesem Sinne ist nun aber, wie schon bemerkt, nicht zu verwechseln mit jenem weiter oben besprochenen, nämlich mit dem blos aus Gehülfen der persönlichen Geschäfte des Fürsten bestehenden. In dem letzteren nämlich, wiewol es dem Wesen nach nichts anderes sein soll als eine Kanzlei zur Ausfertigung der Resolutionen des Fürsten, mag derselbe zwar die Meinungen oder Rathschläge seiner Diener einholen und danach sich richten; aber nach außen hin erscheint davon nichts, sondern es gilt alles als sein rein persönlicher Entschluß. Dort aber sind die Räthe oder Kabinets-Mitglieder zugleich verantwortliche Staatsbeamte und wirkliche Theilnehmer des — obgleich nur im Namen des Fürsten kund zu machenden — Beschlusses, für dessen Untadelhaftigkeit einzustehen sodann allernächst die Obliegenheit des ihn mit unterzeichnenden Ministers ist. In diesem Sinne können also auch in constitutionellen Monarchien Kabinets-Ordres oder Kabinets-Befehle erlassen werden, denn diese Ausdrücke bedeuten dann nichts anderes, als daß es Regierungsbeschlüsse seien, gefaßt ohne Mitwirkung der Kammern, soweit es die Constitution erlaubt oder vorschreibt. Diesfalls ist es dann auch gleichgültig, ob sie gefaßt oder erlassen werden unter Beirath sämmtlicher Minister oder nur eines Theils derselben. Auf das Recht oder die Amtsobliegenheit, im Kabinet dem Regenten Vortrag zu erstatten, bezieht sich der Titel Kabinets-Minister. Diejenigen Minister dagegen, welche zu solchen Vorträgen nicht berufen sind, sondern blos den Ministerialberathungen beiwohnen, heißen zuweilen, im Gegensatze zu jenen, Conferenzminister oder auch Staatsminister oder Minister schlechthin. Hiernach haben die soeben erwähnten Kabinets-Ordres oder Kabinets-Befehle, wenn sie in der durch die Constitution dem königlichen Willen überlassenen Sphäre und unter Verantwortlichkeit der dafür einstehenden Minister ergehen, weder rechtliches noch politisches Bedenken gegen sich; nur ist es Aufgabe der Constitutionspolitik, jene Sphäre genau zu umschreiben und der Ueberschreitung derselben einen wohlbefestigten Damm entgegenzusetzen.

Selbstverständlich ist in absoluten Monarchien die Autorität des Kabinets eine weit ausgedehntere, denn sie umfaßt hier neben der vollen Regierungs- oder Executivgewalt auch noch die gesetzgebende. Insofern dann das Kabinet nicht aus dem Gesammt-Ministerium besteht, oder insofern nicht wenigstens die betreffenden Minister darin den Vortrag haben, bildet sich daraus sehr leicht eine Kabinets-Regierung in der oben bemerkten verwerflichen Gestalt. Das eigentliche Ministerium und der Staatsrath sinken alsdann zu blos begutachtenden Stellen, ihre von einer weisen Organisationspolitik geforderte Autorität zur Scheingewalt herab, und der über ihnen stehende Kabinets-Rath oder der etwa zum geheimen Vortrag im Kabinet ausschließlich berufene einzelne Minister beherrscht von dort aus und ohne alle Verantwortlichkeit den ganzen Staat. Ueberhaupt ist es für ein Volk ein demüthigender und den Absolutismus in grellem Lichte zeigender Zustand, wenn Verordnungen, welche für das Wohl oder Wehe ganzer Provinzen oder des gesammten Staates entscheidend sein können, zumal aber, wenn politische und Rechtsgesetze, welche doch nach ihrem vernünftigen Begriffe nichts Anderes sein sollen als Aussprüche des Gesammtwillens oder des allgemeinen Anerkenntnisses, unter dem Titel von Kabinets-Befehlen erlassen werden, als Ausdruck des persönlichen Willens oder auch des Unfehlbarkeit und Alleingeltung beanspruchenden Dafürhaltens eines einzelnen Mannes und als Illustration zu dem berüchtigten Worte: „l'état c'est moi."

Des Fernern ist hier noch der sogen. Kabinets-Schreiben zu gedenken, als einer der in der Diplomatie üblichen Formen der zwischen den Fürsten untereinander geschehenden Mittheilungen. Die feierlichste Form derselben ist die des Kanzleischreibens. In diesem erscheint der Titel des mittheilenden Souveräns und die Formel „Wir". Auch wird das Schreiben vom Minister contrasignirt. Die einfachen Kabinets-Schreiben dagegen nähern sich mehr dem Tone von Privatschreiben, und der Fürst, der sie allein unterzeichnet, redet von sich nur mit „Ich". Eine noch vertraulichere Form endlich haben die eigenhändigen Schreiben, welche jedoch nicht häufig vorkommen.

Zum Schlusse muß hier noch auf die gefährlichen Verfälschungen der Gerechtigkeitspflege durch Kabinets-Justiz, d. h. durch Einwirkungen der Regierung auf die Leitung und Beurtheilung von einzelnen Civil- und Criminalprocessen, eingegangen werden. Die den Schutz der Rechtsordnung genießenden Güter, Zustände und Verhältnisse zählen mit unter den natürlichen Voraussetzungen des Staates und bedürfen deshalb einer von allen politischen Wandlungen unabhängigen parteilosen Beurtheilung durch selbständige, nur dem Gesetze gehorchende Organe. Ein persönliches Regiment, in welches die höchste Gewalt immer ausgehen muß, kann seiner Natur nach nicht die zur Rechtspflege erforderliche Stetigkeit besitzen, indem hier die allgemeinen Ereignisse, Veränderungen in der Person des Fürsten oder seiner Umgebung und sonstige unberechenbare Vorgänge einen Wechsel der Stimmung zur Folge haben. Die Urtheile dictirt dann nicht der unabänderliche Wille, nach dem Gesetze einem Jeden das Seine zu gewähren, sondern die Rücksicht auf Nebenzwecke, die politische Voreingenommenheit, die Vorliebe für Begünstigte, die Abneigung gegen Misliebige, oder bisweilen wol wenigstens Laune. Unter den germanischen Nationen galt denn auch von jeher der Grundsatz, daß der Fürst der Gerechtigkeitspflege nur seinen Schutz und seine vollziehende Gewalt (den Bann) leihe, während die Urtheile von den Angehörigen eines jeden Rechtskreises, vom Volke oder von Männern aus demselben (den Schöffen) gefunden wurden. Selbst diejenigen, welche, wie die Lehnsleute, Ministerialen und gutsherrlichen Unterthanen, in einem Abhängigkeitsverhältnisse standen, bildeten unter der Leitung des Ober- oder Schutzherrn das Gericht für ihre Genossen. Wenn

nun auch im Fortgange der Zeiten die alten Volks- und Standesgerichte durch ständige, gelehrte und allgemeine Justizbehörden ersetzt wurden, so galt doch die Unabhängigkeit der letzteren, folglich der Ausschluß aller Kabinets-Justiz, als unzweifelhaftes Grundrecht. Was speciell Deutschland angeht, so suchten hier schon die Reichsstände wiederholt die Reichsgerichte gegen den Einfluß des kaiserlichen Hofes sicher zu stellen. Rücksichtlich des Reichskammergerichts war den Ständen ein Visitationsrecht eingeräumt, und wegen des Reichshofrathes mußten die Kaiser in den Wahlcapitulationen geloben, daß sie sich jeder Einmischung in die Rechtspflege enthalten wollten. Auch in den deutschen Territorien war für die Unabhängigkeit der Gerichte durch den Standesgeist der Juristen, durch die Actenversendung selbst an auswärtige Spruchcollegien und durch die Möglichkeit der Beschwerdeführung bei den Reichsgerichten, oder wenigstens bei landesherrlichen mit den nämlichen Attributen ausgestatteten Obergerichten gesorgt. Das neuere deutsche Staatsrecht fand, abgesehen von den Geschworenengerichten und von sonstiger Zuziehung des Laienelements zur Rechtsprechung, bezügliche Garantien sowol in der Deutschen Bundesacte (Art. 12) und der Wiener Schluß-Acte (Art. 29), als auch in den Verfassungsurkunden der meisten Einzelstaaten und deren Zusagen einer unabhängigen Justiz. Auch das Bestreben unserer Zeit, die sogen. administrativ-contentiösen Sachen der Entscheidung der Verwaltungsstellen zu entziehen, und sie entweder den ordentlichen Gerichten oder einer besonderen Behörde, den Verwaltungsgerichtshöfen, zu überweisen, gehört hierher. Alle diese Vorkehrungen schließen freilich die Möglichkeit fürstlicher oder ministerieller Eingriffe in die Unabhängigkeit der Gerichte nicht völlig aus. Das Recht, die Beamten zu ernennen und an andere Stellen zu versetzen, das Anklagemonopol der vom Justizministerium abhängigen Staatsanwaltschaft, der Einfluß, welchen die Verwaltungsbehörde auf die Bildung der Geschworenenlisten ausübt, sind als ebenso viele Gelegenheiten zu Einmischungen in die Rechtspflege zu betrachten; jedoch hat die Geschichte der deutschen Gerichte wenigstens in neuerer Zeit glücklicherweise nur selten einen Fall der Kabinets-Justiz zu verzeichnen gehabt. Gleichwol wiederholt auch noch das Deutsche Gerichtsverfassungsgesetz (§. 1) ausdrücklich die Bestimmung, daß „die richterliche Gewalt durch unabhängige, nur dem Gesetze unterworfene Gerichte ausgeübt wird"; und da nach heutiger staatsrechtlicher Anschauung die Kabinets-Justiz unter den Begriff der Justizverweigerung überhaupt fällt, so könnte dieselbe in Gemäßheit der Deutschen Reichsverfassung (Art. 77) vorkommenden Falles auch zur Verhandlung beim Bundesrathe des Deutschen Reiches gebracht werden.
(Albrecht Just.)

KABINET. Ursprünglich wird mit dem Worte Kabinet ein Nebengemach, ein kleines Zimmer bezeichnet. In fürstlichen Schlössern, die meist Säle und große Prunkgemächer enthalten, nannte man Kabinet das gewöhnliche Wohn- oder Arbeitszimmer des Fürsten. Im Gebiete der Kunst wird Kabinet im Gegensatz zum Museumsaal oder zur Galerie aufgefaßt. Während diese durch die stabile Aufstellung von Kunstgegenständen eine Art Oeffentlichkeit besitzen, will man mit dem Worte Kabinet einen kleineren, abgeschlossenen Aufbewahrungsort für gewisse Arten von Kunstobjecten bezeichnen. Historisch haben sie sich entwickelt aus den fürstlichen Kabineten oder aparten Gemächern, in welchen fürstliche Kunstfreunde und Raritäten-Sammler erworbene kostbare, kunstvolle und seltene Werke der Kunst und Wissenschaft, auch launenhafte Gebilde der Natur und andere Curiositäten aufstellten, um sie bei der Hand zu haben, sich an denselben zu ergötzen, dieselben vornehmen Besuchen zu zeigen. Aus solchen fürstlichen Kabineten haben sich schließlich die Museen entwickelt. Bei dem knappen Raume eines Kabinets konnten darin natürlich nur Gegenstände geringen Umfangs aufbewahrt werden, Edelsteine, Goldschmiedarbeiten, Münzen und Medaillen, Miniaturen, kleine Gemälde oder Kupferstiche. Solche Gegenstände, die wegen ihres geringen Umfangs den Sammlungen in den großen Sälen nicht einverleibt wurden und die man auch ihres hohen Werthes wegen in das Kabinet aufnahm, nannte man Kabinetstücke. Später blieb an dieser Bezeichnung nur der Begriff der Vorzüglichkeit oder Seltenheit haften, wie man unter dem Ausdruck Kabinetsmaler entweder einen Künstler versteht, der für ein fürstliches Kabinet beschäftigt ist (also so viel als Hofmaler) oder einen Künstler, der nur so Gediegenes geleistet hat, daß man dessen Arbeiten einer besonderen Aufbewahrung werth hält. In unseren Museen finden wir neben Galerien oder Sälen auch Kabinete. Man spricht — eigentlich mit Unrecht — von einem Antikenkabinet. Dagegen sagt man richtig: Kupferstich- oder Münzkabinet, da die Kunstobjecte, welche den Inhalt dieser Sammlungen bilden, ihrer Natur nach nicht in einer offenen Galerie aufgestellt werden können, sondern in Portefeuillen und Kästen aufbewahrt und abgeschlossen bleiben müssen.
(J. E. Wessely.)

KABIRA (*τὰ Κάβειρα*), großes Dorf (*κωμόπολις*) in Pontos, am Südrande der fruchtbaren vom Iris und Lykos durchströmten Ebene Phanaroia am Abhange des Gebirges Kemer Dagh (Strabo XII, 3, 30 sagt: *πρὸς αὐτῇ τῇ παρωρείᾳ τοῖ Παρυάδρου*, wo Paryadres der allgemeine Name aller pontischen Gebirge ist), 150 Stadien südlich vom Zusammenflusse der beiden Flüsse. Bis jetzt ist die Lage des Ortes nicht wiedergefunden; Hamilton (Travels in Asia Minor I, 345; vgl. Ritter, Erdkunde XVIII, 226, 230) dachte an den Ort Kütschük Kowera am Lykos. Der Name könnte semitisch sein (kabîr, groß), wenn die Berechtigung der Anwendung semitischer Etymologien auf diesem Gebiete erwiesen wäre. Die gewöhnliche Ansicht, daß der Ort ein Heiligthum des Mondgottes *Μὴν Φαρνάκου* enthalten habe, beruht auf einem Misverständniß von Strabo XII, 3, 31: *ἔχει δὲ καὶ τὸ ἱερὸν Μηνὸς Φαρνάκου καλούμενον, τὴν Ἀμερίαν κωμόπολιν, πολλοὺς ἱεροδούλους ἔχουσαν καὶ χώραν ἱεράν* cet. Das Subject von *ἔχει* ist hier nicht Kabira, sondern Pythodoris, Königin von Pontos, der auch Ameria gehörte. — In Kabira hatten die pontischen Könige einen

Palast; Mithradates VI. bewahrte hier seine Gefangenen. In der Nähe lagen Bergwerke und Jagdgründe. Im Frühjahre des J. 72 hielt Mithradates die Position von Kabira längere Zeit gegen Lucullus, bis die pontische Reiterei durch die Römer vernichtet wurde, und als Mithradates fliehen wollte, sein ganzes Heer sich auflöste (Plut. Luc. 15 fg., App. Mithr. 79 fg., Eutrop. VI, 8). Kabira mit den königlichen Schätzen und dem Staatsgefängniß fiel in die Hände der Römer. Pompejus gab ihm wie zahlreichen anderen pontischen Ortschaften die Organisation einer griechischen Stadt und benannte es Diospolis. Der Ort blieb im Besitz der pontischen Könige. Die Königin Pythodoris (7 v. Chr. — 19 n. Chr.) wählte ihn zur Residenz und taufte ihn Sebaste um (Strabo l. c.; vgl. im allgemeinen E. Kuhn, Städt. Verf. des römischen Reichs II, 249). Seitdem wird der Ort von keinem Schriftsteller mehr genannt; doch besitzen wir autonome Kupfermünzen aus der Kaiserzeit mit der Legende *ΚΑΒΗΡΩΝ*, die ihm angehören (*Mionnet* II, S. 347 no. 98 fg.). Daher kann Kabira weder mit dem zuerst bei Plinius erscheinenden Orte Neokaisarea (j. Niksar) am rechten Ufer des Lykos [so Mannert und Forbiger] noch mit dem in der späteren Provinz Armenia prima belegenen Sebastopolis (Plin. VI, 3, 8. Hierokl. und in den Bischofsverzeichnissen S. 703) identificirt werden, von denen beiden wir gleichfalls zahlreiche Münzen besitzen. Auch passen die Angaben über die Lage von Kabira zu keinem dieser beiden Orte.

(Eduard Meyer.)

KABIREN (*Κάβειροι*). Der auf den verschiedensten Punkten Griechenlands und Kleinasiens bezeugte Cult dieser räthselhaften Gottheiten zählt zu den hervorragendsten Erscheinungen im griechischen Religionswesen, besonders wegen des weitreichenden Einflusses, den er in den Mysterien von Samothrake ausübte. Doch wurde seine Bedeutung von den älteren mythologischen Forschern — so von Heyne, Creuzer, Schelling („Die Gottheiten von Samothrake") — noch beträchtlich überschätzt, obgleich oder weil sie über vage Vermuthungen und luftige religionsphilosophische Constructionen nicht hinauskamen. Mit gesünderer Methode wurde das Problem zuerst angegriffen von Welcker (Aeschyl. Tril. S. 157 fg.), ohne daß er, von einem einseitigen, durch heterogene Studien bedingten Standpunkte ausgehend, zu einer unparteiischen Schätzung der gesammten Ueberlieferung gekommen wäre. Grundlegend durch einschneidende Kritik gegen seine Vorgänger, vornehmlich aber durch die Sammlung, Sichtung und Ordnung des ganzen weithin zerstreuten Materials wurde die auch heute noch unentbehrliche Arbeit Lobeck's Aglaoph. II, S. 1109—1348 (bes. S. 1202 fg.). Die erste bedeutendere Entdeckung aber wurde gemacht von O. Müller, der Proleg. S. 145 fg. (vgl. Orchom. S. 434) in meisterhafter Untersuchung die historischen Grundlagen des Kabirendienstes klar legte. Jedoch hat man seine Resultate theils stillschweigend bei Seite geschoben (Gerhard, Preller u. a.), theils ohne genügendes Eingehen auf die gegebenen Beweismittel ausdrücklich angezweifelt (Lobeck, Agl., S. 1252, sowie der Verfasser der letzten wenig gelungenen Monographie über die Kabiren, Neuhäuser, Cadmilus S. 16 fg.), und nur H. D. Müller hat Mythol. d. gr. Stämme I, S. 294 fg. II, S. 382 fg. (vgl. Philol. XIV, S. 129—134) die Untersuchung im Sinne O. Müller's mit bestem Erfolge weiter geführt. Mehr ist, abgesehen von einigen epigraphischen Arbeiten, an Literatur aus neuester Zeit nicht zu verzeichnen. [1])

Das von der Religionsgeschichte in ihren festen Besitzstand aufzunehmende Hauptergebniß der bisherigen Forschungen ist folgendes. Die Kabiren, besonders wegen der handschriftlich wie inschriftlich bezeugten antiken Parallelbenennung *μεγάλοι θεοί* semitisch als die „Kabirim" die „Großen, Mächtigen" zu deuten [2]), sind die Stammgottheiten der tyrsenischen Pelasger — bei Herodot nur Pelasger, sonst auch nur Tyrsener genannt —, eines Stammes von barbarischer, vermuthlich orientalischer Herkunft, der aus seinen Sitzen in Thessaliotis und Böotien durch hellenische Völkerschaften verdrängt, einerseits nach Makedonien, andererseits nach Athen, auf die Inseln des Ägeischen Meeres (bes. Imbros, Lemnos und Samothrake), sowie an die Küste von Jonien und der Propontis wanderte und überall, wo er sich ansiedelte, den Dienst seiner Götter verbreitete. [3]) So mußte die Kabirenreligion auf den verschiedenen Sitzen ihrer Träger je nach den historischen Bedingungen, unter welche sie trat, theils verkümmern, theils sich umgestalten und erweitern; und es ist von vorn herein wahrscheinlich, daß hiermit die besonders von Lobeck mit Recht hervorgehobene Proteusnatur der „hohen Kabiren", die „niemals wissen, was sie sind" (Goethe), im Zusammenhange steht. Es scheint also gerathen, die gesammte Tradition, soweit möglich, nach dem Locale zu scheiden und in historischer Reihenfolge zu besprechen. Wir beginnen mit der bedeutendsten, von den böotisch-attischen Pelasgern herrührenden Cultreihe.

Als ältester Sitz erscheint Theben (Ephor. b. Strab. IX, 401), wo nach *Paus.* IX, 26, 1; 25, 5 ein Heiligthum der Kabiren sowie ein Hain der Demeter Kabeiria bestand. Die Legende erzählte, Demeter sei hier zu den thebischen *Κάβειροι*, d. h. zu den Kabirendienern [4]), gekommen und habe ihnen mit einer

---

1) Eine gute Uebersicht über die aufgestellten Ansichten (bis O. Müller) in Pauli's Realencykl. II, 2 fg.; einzig in ihrer Art ist die dichterische Verewigung jener wissenschaftlichen Fehden durch Goethe in der classischen Walpurgisnacht Faust II, 2. Als Curiosum sei erwähnt die noch ganz auf Creuzer-Schelling'schem Standpunkte stehende Schrift Volkmuth's „Die Pelasger als Semiten" (1860). 2) Darüber sind sich jetzt wol alle competenten Beurtheiler einig, vgl. H. D. Müller I, 296; v. Gutschmid, Beitr. I, 92; Schömann, Griech. Alterth. I, 11; II, 386. 3) Durch die Thatsache, daß sich alter Kabirencult auf allen Hauptsitzen des Stammes und nur dort vorfindet, ist von O. Müller a. a. O. die oben wiedergegebene Ansicht mathematisch bewiesen; nur darin irrt er, daß er die barbarischen Pelasger (*Herod.* I, 57) mit den Kadmeern identificirt: H. D. Müller I, 294, Fleckeisen's Jahrbb. 123, S. 298 fg. 4) Die Namen Aitnaios und Prometheus scheinen aus der späteren lemnischen Combination der Kabiren mit Hephäst herübergenommen zu sein, da Aitnaios ein Beiname des

geheimnißvollen *παρακαταθήκη* ihre Weihe als Geschenk zurückgelassen. Hier scheint mythisch ausgedrückt, was H. D. Müller a. a. O. selbständig durch religionsgeschichtliche Forschung erwiesen hat: nämlich daß die tyrsenischen Kabirendiener von den Kadmeern in Theben die Hermes-Demeter-Religion annahmen. Leider haben sich, abgesehen von den scheuen Andeutungen des Pausanias, genauere Nachrichten über das Wesen dieses Dienstes in Theben nicht erhalten [5]); denn die Verehrung der Harmonia als Göttin sowie die Bezeichnung des Hermes als Kadmos (wie in Samothrake: O. Müller, Proleg. 146) ist nicht auf diesen Kreis beschränkt und die Vermuthung, daß der Oedipusmythus der Kabirenreligion angehöre (Philol. XIV, S. 134) hat H. D. Müller nicht weiter verfolgt. Zu vermerken haben wir nur noch, daß allem Anschein nach die Tyrsener den ihnen stammeignen Aphroditedienst in Böotien, wie in ihren späteren Ansiedelungen, verbreitet haben (Fleckeisen's Jahrbb. 1881, 123, S. 298 fg.), sowie daß ein Zeugniß ihres Verkehrs mit den Kadmeern in der von K. Tümpel (Fleck. Jahrbb. Suppl. XI, S. 696 fg.) als Metamorphose der Demeter erwiesenen Aphrodite Pandemos der Kadmeia erhalten ist, und begleiten nunmehr den frühzeitig aus Theben verdrängten Stamm auf seinen Wanderzügen. [6])

In Attica zunächst, wo er sich am Hymettus ansiedelte, wurde ihm nach Herodot's ausdrücklichem Zeugniß die Einführung der ithyphallischen Bildung des Hermes zugeschrieben. [7]) Wenn aber die Spuren eigentlichen Kabirendienstes hier wider Erwarten schwach sind [8]), so erklärt sich das zur Genüge durch die abgesonderten Wohnsitze des Stammes und seine baldige Vertreibung, sowie durch die auch in der Sage ausgeprägte feindselige Stimmung der ansässigen Völkerschaften (*Herod.* VI, 136). Ausgiebiger, aber auch verworrener wird die Tradition auf den späteren Inselsitzen der Tyrsener, am ausgiebigsten dort, wo sie noch in historischer Zeit nachweisbar sind, im Norden des Ägeischen Meeres.

Dem ersten alterthümlichen Rest von Kabirendienst begegnen wir auf der Insel Paros, die nach Nikanor bei *Steph. Byz.* s. v. auch *Δημητριάς* und *Κάβαρνις* genannt wurde [9]), angeblich *ἀπὸ Καβάρνου τοῦ μηνύσαντος τὴν ἁρπαγὴν τῇ Δήμητρι τῆς θυγατρός*; von ihm sollten auch die Demeterpriester auf Paros *Κάβαρνοι* heißen: *Hes.* s. v. Lob. S. 1223, Böckh, C. I. Gr. II, p. 346, 2384. Der Zusammenhang zwischen diesen Bezeichnungen, die eine hybride Weiterbildung aus Kabar (= *Καβειραῖος*) zu sein scheinen, und der Kabirenreligion ist längst erkannt (Preller-Plew I, S. 696, 2). So erscheint Demeter wiederum mit den Kabiren verbunden, und auch ihr frühzeitig durch Dionysos verdrängter alter Gatte Hermes-Kadmos hat sich hier, wenigstens in heroischer Verkappung, in der Localtradition erhalten. [10])

Indem wir uns mit einer bloßen Erwähnung der späten und spärlichen Zeugnisse für den Kabirencult auf den ionischen Nachbarinseln Delos, Syros und Chios begnügen und nur die Thatsache hervorheben, daß hier unverkennbar, wie in der römischen Inschrift von Acharnä (Anm. 8), auch die Dioskuren als Kabiren betrachtet werden [11]), wenden wir uns weiter zu der wichtigen nordischen Inseltrias, zunächst nach Imbros.

Die Insel Imbros, noch zur Zeit der Perserkriege von den Pelasgern bewohnt (*Herod.* V, 26), war nach Steph. Byz. (vgl. *Strabo* p. 209) *ἱερὰ Καβείρων καὶ Ἑρμοῦ* und Jamblich Vit. Pythag. 151 nennt die dortigen Mysterien in einer Reihe mit den eleusinischen und samothrakischen. Hier tritt nun, der ältern Anschauung entsprechend, die in Paros ganz zurückgedrängte männliche Gottheit in den Mittelpunkt des Dienstes. Abgesehen davon, daß imbrische Münzen den Hermes in ithyphallischer Bildung mit Stab und Schale zeigen und daß demselben Gotte mehrere dort gefundene Weihinschriften gelten (Conze, Reise auf den Inseln des thrak. Meeres S. 95), ist seine dominirende Stellung in den Mysterien inschriftlich bezeugt (*οἱ τετελεσμένοι Ἑρμῇ ἐφ' ἱερέως Φιλίππου*, Conze, S. 96), sowie auf der am besten von Keil, Philol. Suppl. II, S. 598 fg. besprochenen späten Gebetinschrift mit den großen Göttern Kadmilos (*Κασμεῖλος*) angerufen wird. [12]) Demeter wird man in

---

Hephäst ist und Prometheus b. Aesch. sein Feuer aus dem lemnischen Mosychlos holte: Preller S. 707¹.

5) Auch die Notiz *Paus.* IX, 22 über den offenbar von Theben herstammenden Cult der Kabiren in Anthedon, wo sie gleichfalls in der Nähe des Demetertempels ihr Heiligthum hatten, gewährt keine weiteren Aufschlüsse. Sehr bemerkenswerth ist dagegen das Epigramm des *Diodor*, Anall. II, 185: *εὔξατο κῆρα φυγών, Βοιώτιε σοί με Κάβειρε κτλ.*, in welchem der Kabir (man beachte die Einzahl) als Retter in Seegefahr gefeiert und um Schutz vor Armuth (*ἀλέκοις ... πενίην*) gebeten wird: Lob. S. 1256. 6) Feste Mysterienform bekam der halbvergessene thebische Cult erst zur Zeit des Epaminondas durch Methapos, ohne daß man deshalb mit Lobeck a. a. O. und Preller I, 707 diesen Wundermann für den Gründer halten dürfte: vergl. die Bemerkungen Welcker's Götterl. III, 189 und O. Müller's S. 153 fg. Für altheimischen Kabirencult sprechen auch die echt böotischen Namen *Καβίριχος* und *Καβειρίχα* aus Theben und Umgegend bei Pape-Benseler s. v. 7) *Herod.* II, 51: *τοῦ δὲ Ἕρμεω τὰ ἀγάλματα ὀρθὰ ἔχειν τὰ αἰδοῖα ποιεῦντες ... ἀπὸ Πελασγῶν πρῶτοι μὲν ... Ἀθηναῖοι παραλαβόντες (μεμαθήκασι), παρὰ δὲ τούτων ὦλλοι ... ὅστις δὲ τα Καβείρων ὄργια μεμύηται ... οἶδε τὸ λέγω κτλ.* 8) C. I. Gr. 2296, wo ein Acharner Gaios erwähnt wird *ἱερὸς γενόμενος τῶν θεῶν μεγάλων Διοσκόρων Καβείρων*: Neuhäuser S. 4. Vergl. auch O. Müller, Etrusker II, 72 Deecke.

9) Es sind dies unter den vielen mitgetheilten Namen der Insel die einzigen, die auf religiöse Verhältnisse Bezug haben. 10) Spuren der Jasonsage in Paros wie in Samothrake: Klausen Aen., S. 333 fg.; Lob. Agl. S 1223. Auch der parische Eurymedon, Sohn der Pareia, in Lemnos mit den Kabiren verbunden, wird sich uns als Hermesheros erweisen. 11) Aus Delos wird C. I. Gr. 2270 ein *ἱερεὺς θεῶν μεγάλων* erwähnt; die dortige *τελετή* stellt Jamblich p. 151 neben die eleusinische, imbrische, samothrakische. Aus Chios stammt eine *θεοῖς μεγάλοις* gewidmete Inschrift C. I. Gr. 2221ᵃ. Der Insel Syros angehörig ist eine Münze mit dem Bilde der Dioskuren (von deren Geltung als Kabiren jedoch Pherekydes von Syros bei *Strabo* p. 209 noch nichts weiß) und der Bezeichnung *Καβείρων θεῶν — Συρίων*, Müller-Wieseler, Denkm. 821; wichtig für uns ist das dortige Demeterfest C. I. Gr. 2437ᶜ. Mehr bei Preller-Plew S. 100, 3. 107. 12) Die Inschrift lautet nach Keil *Θεοὶ μεγάλοι, θεοὶ δυνατοί, ἰσχυροὶ καὶ Κασμεῖλε ἄναξ, Πάτεκοι Κοῖος Κρεῖος Ὑπερείων Ελαπετὸς Κρόνος*: in dieser Häufung von Namen und Beinamen besteht, wie Keil bemerkt, eine

dem matronenhaften Kopfe der auf dem Revers ein Hermesbild tragenden Münze bei Conze, Taf. XX, 11 erkennen dürfen, und auf die merkwürdige Combinirung von Dioskuren- und Hermesdienst deuten die zu beiden Seiten des Hermesstabes erscheinenden Dioskurenhüte Taf. XX, 9. Aus der Heroenmythologie der Insel ist Eetion (*Hom.* Il. XXI, 43) zu erwähnen, dem wir in Samothrake wieder begegnen werden: Klausen, Aen. S. 331.

Verwickelter gestalten sich die Verhältnisse in Lemnos, wo die Tyrsener nach den Minyern einwanderten und erst durch Miltiades unterworfen oder vertrieben wurden (*Herod.* IV, 136 fg. Rhode, Res Lemn. p. 43). In dem dortigen Kabirenculte scheinen sich nämlich, wie schon O. Müller, Proleg. S. 154 gesehen hat, die tyrsenischen Gottheiten Hermes-Kadmos, Demeter, vielleicht auch Aphrodite mit den altheimischen Göttern, besonders Hephäst, verbunden und vermischt zu haben. Die Bedeutung des Hermescultes wird auch hier durch mannichfache Anzeichen, wie den Namen des Vorgebirges Hermaion und des letzten Pelasgerkönigs Hermon, das Auftreten des Kadmilos in lemnischen Göttergenealogien, sowie die Münzen der Stadt mit Stab und Widder (Conze, Taf. XX, 3 fg.) verbürgt; und so wird man denn auch in dem Kabiren Eurymedon bei Nonnus, als dessen Beschützer und Lehrer XXXVII, 590 der Gott selbst genannt wird, eine heroische Metamorphose des nach Hesych unter gleichem Namen verehrten Hermes erblicken dürfen.[13]) Dem Gotte gegenüber tritt auch hier die Göttin zurück; eine halb verwischte Spur läßt sich erkennen *Schol. Pind.* Ol. XIII, 74, wo Medea der Demeter in Verein mit den lemnischen, auch kabirisch genannten Nymphen Opfer darbringt, um eine Hungersnoth abzuwenden, und auch die *βοῦς χαλκῆ* auf dem Marktplatze zu Myrina wird man als Demetersymbol auffassen müssen.[14]) Diese wohlbekannte kabirische Göttergruppe, zu der sich nach Maßgabe der Münzen (Conze, Taf. XX, 5) auch hier die Dioskuren gesellten, wurde nun in verschiedenartigen Genealogien durch Kadmilos und die Proteustocher Kabira (vielleicht Aphrodite) in Verbindung gebracht mit dem alten Herrn der Insel Hephaistos.[15]) Wie weit dadurch ihre cerealische Natur, die auch in den Fragmenten aus Aeschylus' Kabiren klar zu Tage tritt (Lobeck, p. 1207 sq.), beeinflußt und verändert ist, läßt sich nicht mehr ausmachen. Dunkel ist auch das Verhältniß der als Stammgottheit der lemnischen Tyrsener bezeugten Artemis zu den Kabiren (*Plut.* Virt. mul. 9, Quaest. gr. 21). Ueber die Mysterien, die nach dem apokryphen Pindarfragmente Philol. I, S. 429 der erdgeborene Kabeiros selbstgegründet hatte, sind nur sehr spärliche Nachrichten erhalten, so besonders die schönen Verse aus Attius' Philoctet 526 f. Ribb., in denen die celsa Cabirum delubra und ihre mysteria pristina cistis concepta sacris[16]) auf Lemnos gepriesen werden. Die kühnen Vermuthungen Welcker's und Neuhäuser's über Form und Inhalt dieser Weihen entbehren jeglicher Grundlage; nicht einmal die seit Welcker, Tril. S. 247 fg. herrschende Annahme, daß das von Philostratos, Heroic. p. 740 beschriebene neuntägige Hauptfest der Lemnier, welches zugleich Jahresfest und Sühnfest ist und besonders durch die alterthümliche Ceremonie der Feuerläuterung charakterisirt wird, zu den Kabirenmysterien gehöre, ist hinlänglich gesichert[17]), und jedenfalls sind seine der Hephästosreligion (Welcker S. 289) zugehörigen Grundelemente vortyrsenisch (Engel, Kypros II, S. 265 f.). Ebenso unsicher ist die Stellung des lemnischen Festes der Inynia (Hes. s. v.). Nur so viel scheint gewiß, daß es, wie die kretische Inachia, der Ino-Leukothea galt; was um so bemerkenswerther ist, als wir Spuren ihres Wesens in Samothrake antreffen werden und bereits O. Müller, Proleg. S. 371 die Umwandlung der Kadmostochter in die rettende Schiffergöttin den tyrsenischen Pelasgern zugeschrieben hat.[18])

Die Betrachtung übersichtlicherer Verhältnisse hat uns nunmehr eine Reihe von Gesichtspunkten eröffnet, von denen aus wir auch die eben so reiche wie verwickelte und widersprechende Tradition der „heiligen Insel" Samothrake (*Diod.* III, 55), des Sitzes der vielberufenen Mysterien, uns nutzbar zu machen hoffen dürfen. Vollkommen gesichert ist auch hier der Cult des Hermes und der Demeter, dieser durch das Demeterheiligthum am Hafen und mancherlei mythische Spuren, besonders in

---

Art Gebet. Das Hereinziehen der Patäken und der Titanen in diesen Kreis wird man mit Welcker und Keil aus der Theokrasie jener Periode (2. bis 3. Jahrh. n. Chr.) herleiten, obgleich uns für die letzteren die pergamenischen Kabiren eine derselben Zeit angehörige Analogie bieten werden. Die Namen der Kabiren selbst, die nach *Strabo* X, 210 mystisch waren, werden kaum genannt sein.

13) Seinen Bruder Alkon (vergl. Lob. S. 1250) könnte man mit Ares, dem Vater des thrakischen Alkon, in Verbindung setzen (über dessen Cult in Lemnos vergl. Fleck., Jahrbb. 123, S. 300[37]). Als lemnisch erweisen sich beide durch ihre Verbindung mit Hephäst, obgleich sie Nonnus als *πολιῆται* von Samothrake bezeichnet. 14) Vergl. *Soph.* fr. 348 Ddf., Rhode S. 12, Paroemiogr. I, p. 355; über die Bedeutung dieses Symbols in der Kabirenreligion unten Anm. 26. 15) Nach Acusilaos bei Strabo p. 209 zeugt Hephäst mit der Kabira den Kamilos, dieser drei Kabiren, *ὧν νύμφας Καβειρίδας*; Pherekydes ib. läßt die drei Kabiren und drei kabirischen Nymphen direct von Hephäst und Kabire (sic) abstammen; Nonnus nennt als Söhne des Hephäst und der Kabira zwei Kabiren, Eurymedon und Alkon; vergl. oben Anm. 13, während nach *Strabo* a. a. O. die Kabirennamen „mystisch" waren. Die dunkle und widerspruchsvolle Tradition ist immer noch nicht hinlänglich aufgeklärt. Wol besonders durch die Details bei Nonnus bestimmt, deutet Preller I, 145 die lemnischen Kabiren als vulkanische Kräfte, wogegen schon Lobeck p. 1249 sq.

16) So nach Bergk; die Handschriften bieten castis concepta s., wovon eine sehr künstliche Erklärung bei Welcker, Tril. S. 256. 17) Welcker selbst hat es später bezweifelt, vergl. Götterlehre III, 181. Was Neuhäuser S. 74 fg. vorbringt, hat keine Beweiskraft. 18) So gewinnt die Verbindung der Ino mit den Kabiren und der Demeter bei *Libanius* pro Aristoph. I, 447: *ἐξειπεῖν καὶ διασύρειν τὰ ἀπόρρητα τῶν δαιμόνων, τὰ τῆς Ἰνοῦς τὰ τοῦ παιδὸς τὰ Καβείρων τὰ Δήμητρος* eine eigene Bedeutung, und diesen Verhältnissen mag es zuzuschreiben sein, wenn die Hyaden, die Pflegerinnen des Dionysos neben Ino, Töchter des Kadmilos genannt werden (*Theon* ad Arat. Phaen. 171 sq.).

der Jasonsage, jener durch Münzen mit dem Widdersymbol und durch die hier nicht ausführlicher zu behandelnde Heroensage der Insel, in der zahlreiche mit Hermes eng verwandte Gestalten auftreten, wie sein Sohn Saos, der älteste Besiedler der Insel (vgl. Plew bei Preller S. 322[5]), ferner Kadmos und Jasion-Jason, der auch mit Eetion identificirt wird (Neuhäuser, S. 14 fg. Müller, Orch. S. 261). Daß Hermes auch in den Mysterien selbst eine hervorragende Rolle gespielt hat, zeigen die werthvollen Bemerkungen Herodot's II, 51 sowie das Erscheinen des Kadmilos in der mystischen Göttergruppe, und so stehen denn auch die erwähnten Heroen, zum Theil geradezu Kabiren genannt, in engster Beziehung zu diesem Religionskreise; für Demeter beweist das Gleiche nicht sowol das leichtwiegende Zeugniß später Schriftsteller [19]), als die Sage vom Kabiren oder Kabirendiener Jasos-Jasion, der in Samothrake als ihr Buhle wie als Verbreiter ihrer Mysterien angesehen wurde (*Dion. Hal.* I, p. 50, 12. *Eusth.* ad Od. V, 125: Neuhäuser S. 32 fg.). Wenn nun die Samothraker sich statt jener Gottheiten von Skopas Aphrodite und Pothos, allem Anschein nach für ihre Mysterien, als Cultpaar bilden ließen (*Plinius*, Hist. nat. XXXVI, 25), so wird diese Aphrodite, wie die thebische Pandemos, als eine durch angeschlossene fremde Elemente verursachte Metamorphose der Demeter, Pothos als der ethisch umgedeutete und in den Kreis der volksthümlichen Aphrodite gezogene Hermes ithyphallicus aufzufassen sein (Fleckeisen's Jahrbb. 123, S. 298 fg.). Daß aber in den Mysterien ein Götterpaar, „mas et femina", den Mittelpunkt des Cultes bildete, ergibt sich aus den Bemerkungen Varro's L. L. IV, p. 17 mit voller Sicherheit. [20]) Neben diesen Hauptgottheiten fehlen auch hier nicht die Dioskuren, die jedoch von Varro a. a. O. — in unverkennbarer Polemik gegen eine hergebrachte Meinung — ausdrücklich von den dii magni, den *θεοὶ δυνατοί* unterschieden und in der Sage der Insel als Mysten derselben aufgefaßt werden. [21]) Zweifelhaft ist auch die neuerdings besonders von Usener, Rhein. Mus. XXIII, S. 318 fg. angenommene Zugehörigkeit der zerynthischen Artemis-Hekate zum Kabirencult, ebensowenig wie sich in Lemnos eine solche Beziehung der Artemis erkennen läßt. Dagegen ist erwiesen, daß ursprünglich selbständige Elemente aus der Religion der Dardaner in den samothrakischen Kabirenkreis sich eingedrängt haben (O. Müller, S. 154), so besonders Kybele und ihr buntes Gefolge, Attis, die Korybanten, die idäischen Daktylen u. a., zugleich aber auch ihre göttlichen Zöglinge, Zeus und Dionysos [22]); die große Mutter, von deren Bedeutung zahlreiche samothrakische Münzen Zeugniß ablegen (Conze, S. 72), scheint mit der Kabirendemeter geradezu identificirt zu sein (Lob. Agl., S. 1224 fg.), wie sie ja auch im Nationalglauben bald mit der Demeter zusammenfloß. [23])

In die Geheimnisse der Mysterien gestatten einige beachtenswerthe Zeugnisse einen wenn auch flüchtigen und beschränkten Einblick. So hat uns Mnaseas *Schol. Apoll. Rh.* I, 917 die „mystischen Namen" verrathen als *Ἀξίερος, Ἀξιόκερσα, Ἀξιόκερσος.* [24]) Es sind dies offenbar Anrufungen der bei den Culthandlungen als gegenwärtig gedachten Gottheiten und Bunsen hat, Aegypten V[a], S. 251 (vgl. v. Gutschmid, Beitr. I, S. 92) von ganz anderem Standpunkt aus die beiden letzten im Anschluß an den elischen Ruf *ἄξιε ταῦρε* (d. i. Dionysos) sehr ansprechend gedeutet als „würdiger Gehörnter" und „würdige Gehörnte" [25]), sodaß uns hier das von H. D. Müller auf dem Wege religionsgeschichtlicher Forschung erschlossene kadmeische Cultsymbol für Hermes-Demeter, Stier und Kuh, unversehrt erhalten wäre [26]); weniger sicher scheint die Deutung des ersten vielleicht falsch überlieferten Namens als „würdiger Herr." Wichtiger noch, weil einen directen Aufschluß über das Wesen

---

19) Scholl. Apoll. Rh. I, 917; Lob. 1222 sq. 20) Wenn Varro dies Paar im Verlaufe für caelum et terra, Juppiter und Juno erklärt, so wird man darin kaum mit Ahrens Philol. XXIII, 208 übersetzte Mysteriennamen — am wenigsten die sprachwissenschaftlich construirten *Διᾶς* und *Διᾶ* (= Demeter, wie bei Usener, Rhein. Mus. XXIII, 332) — vermuthen dürfen; vergl. Lobeck p. 1244 sq. 21) Auch Herodot scheint sie nicht zu den Kabiren zu rechnen, vergl. Lob. p. 1212. H. D. Müller leitet sie I, 216 aus Samos her; bedenklich bleibt dabei ihr Auftreten auf den anderen Inseln. Vielleicht sind sie (ursprünglich = Amphion und Zethos?) vom Festlande her mitgebracht.

22) Vergl. Scholl. Apoll. a. a. O.; Etym. Gud. p. 289; Lobeck p. 1224 sq. Von einem Culte des Zeus findet sich trotz Preller S. 698 keine Spur, ebensowenig von dem des Dionysos. 23) Die oben aufgestellten Ansichten bestätigt der samothrakische Heroenmythus, nach welchem Kadmos die samothrakischen Weihen empfangen und sich auf Samothrake mit Harmonia vermählt haben sollte; die Götter — also zunächst die auf der Insel verehrten, insbesondere die der Mysterien — nahmen an der Hochzeit Theil und brachten Geschenke dar, Demeter Getreide, Hermes die Leier, Athene ein Halsband, Elektra — die Mutter der Braut und Gemahlin des Zeus — die Orgien der großen Göttermutter: *Diod.* V, 48; 49. Abgesehen von der wol erst zur Zeit der attischen Seeherrschaft eingeführten Athene, sind alle hier erwähnten Gottheiten auf der Insel altheimisch; sehr bemerkenswerth ist die Zusammenstellung von Hermes und Demeter, sowie die klar ausgesprochene Scheidung der Kybele-Orgien von den alten auf jenes Paar bezüglichen Weihen. 24) Die wichtige Stelle lautet: *μυοῦνται δὲ ἐν Σαμοθράκῃ τοῖς Καβείροις, ὧν Μνασέας φησὶ καὶ τὰ ὀνόματα· τέσσαρες δ' εἰσὶ τὸν ἀριθμόν· Ἀξίερος, Ἀξιόκερσα, Ἀξιόκερσος. Ἀξίερος μὲν οὖν ἐστιν ἡ Δημήτηρ, Ἀξιόκερσα δὲ ἡ Περσεφόνη, Ἀξιόκερσος δὲ ὁ Ἅιδης· ὁ δὲ προστιθέμενος τέταρτος Κάσμιλος ὁ Ἑρμῆς ἐστιν, ὡς ἱστορεῖ Διονυσόδωρος.* Bei Mnaseas fanden sich offenbar nur jene drei Cultusrufe vor; der nach einer anderen Quelle erklärte Name Kasmilos gehört schon deswegen nicht zu jenen, weil er nicht mystisch ist; und so ist auch die Zahl nicht authentisch. Zweifelhaft ist auch die Herkunft der gegebenen Interpretation (H. D. Müller, Philol. XIV, 132), die im besten Falle von dem späteren Einfluß der Eleusinien Zeugniß ablegt (vergl. Artemidor b. *Strabo* IV, 4, p. 198). 25) Andere Deutungen von Welcker, Götterl. I, 229; Neuhäuser S. 58; H. D. Müller, Philol. XIV, 134; Sonne in. Kuhn's Zeitschrift X, 103; Struve, Bilderkreis von Eleusis S. 74 (verfehlt). In dem räthselhaften -*ερος* darf man keinesfalls einen bestimmten Gott, wie Eros, vermuthen; über dessen zweifelhaften Cult vergl. Schömann, Opusc. II, 85. 26) Vergl. H. D. Müller, Myth. II, 285. 347. 354. Auch in Lemnos erscheint das Kuhsymbol, vergl. oben Anm. 14. Interessant in diesem Zusammenhange ist die Inschrift *Δαμάτρᾳ ταυροπόλῳ*, Lebas 604, Keil zur Syll. inscr. Boeot. S. 584.

des Dienstes gewährend, ist die von *Ephorus* Schol. Eur. Phoen. 7 mitgetheilte Thatsache, daß man noch zu seiner Zeit in den samothrakischen Mysterien die Harmonia suchte [27]), welche hier also göttliche Geltung hat, wie in Theben, und als Stellvertreterin der in dem Vulgärmythus gesuchten Europa (= Demeter) auftritt, vgl. H. D. Müller II, S. 366. Wir haben hier augenscheinlich den Rest eines alten Frühlingsfestes vor uns [28]), welches hervorgegangen ist aus einem Jahresmythus und so die Beziehungen der samothrakischen Gottheiten auf das Leben der Natur, auf das Werden und Vergehen im Wechsel der Jahreszeiten außer Frage stellt. Die im Winter verschwundene und unter dem Bann finsterer Mächte stehende Göttin wurde im Frühjahre von dem sehnsüchtig harrenden Bräutigam, dem Hermes-Kadmos, gesucht und wiedergefunden: und in diesen Zusammenhang ist vielleicht als Abschluß die auch nach Samothrake verlegte Hochzeit des Kadmos und der Harmonia einzureihen, die ursprünglich — wie im Artikel Kadmos gezeigt wird — ein echter *ἱερὸς γάμος* gewesen ist [29]). Auf diese alterthümliche Auffassung des Naturganges, nach welcher Frühlingsleben und Jahresfruchtbarkeit unter dem Bilde des in gesegneter Ehe verbundenen Götterpaares gedacht wird, ist denn auch die ithyphallische Bildung des Hermes-Kadmos und der auf sie bezügliche *ἱερὸς λόγος* der Tyrsener zu beziehen, sowie die oben vermuthete Verehrung der Gottheiten unter dem Symbole des zeugenden Stiers und der nährenden und gebärenden Kuh (H. D. Müller II, S. 355). Von dem Verlauf der Mysterienfeier können wir uns etwa folgendes, freilich wenig vollständige Bild machen. Der Einzuweihende mußte zunächst vor dem *ἱερεύς* eine Beichte ablegen (*Plut.* Apophth. p. 197, 228), um dann unter nicht genau festzustellenden Ceremonien gereinigt und geheiligt zu werden. [30]) Indem er alsdann in die Gemeinschaft der *μύσται εὐσεβεῖς* aufgenommen wurde, empfing er gewisse Symbole als Unterpfänder göttlichen Schutzes, so nach *Scholl. Apoll. Rh.* a. a. O. eine purpurne Binde [31]), vielleicht auch einen eisernen Ring, das „ferreum Samothracium" (*Lucret.* VI, 1042; *Plin.*, Nat. hist. XXXIII, 6). Das Wesen und Wirken der Gottheiten wurde dem Mysten alsdann durch mimisch-dramatische Festbräuche, wie das Suchen der Harmonia, näher gebracht, und dabei scheinen später Elemente aus dem Kybelecult, wie der orgiastische Korybantentanz und die ekstatische Musik von Flöten, Cymbeln und Pauken (*τύμπανα*) eine große Rolle gespielt zu haben. [32]) Mit der Weihe waren vermeintlich mannichfache Vortheile verbunden. So wurden dem Mysten Aufschlüsse über die Zukunft geboten (Lob. S. 1291) und vor allem war ihm die Hülfe der Mysteriengötter in Lebensgefahr, besonders zur See, gewiß. [33]) Die Ausdehnung und Bedeutung der Mysterien, die in hellenischer und römischer Zeit den Eleusinischen an Ruf kaum nachstanden, wird uns besonders durch die neuerdings von Conze veröffentlichten Inschriften veranschaulicht, auf denen uns Römer und Barbaren neben Makedoniern und Griechen und officielle Festgesandte von mehr als zwanzig Städten aus dem ganzen Bereiche des Ägeischen Meeres begegnen.

Die übrigen Spuren des attisch-böotischen Tyrsenerstammes und seiner Gottheiten gewähren uns keinen weiteren Aufschluß über das Wesen des Cultes, abgesehen etwa von den pergamenischen Kabiren, die in dem merkwürdigen, aus dem Zeitalter der Antonine stammenden Orakelspruche des Apollo Gryneios C. I. Gr. 3538 als Verwandte der Titanen (Imbros) und Kureten-Korybanten (Samothrake) erscheinen, wenn sie nach der Art der späten Theologie und Theokrasie Söhne des Uranos genannt und als Zeugen der Geburt des Zeus gepriesen werden. [34]) Wir wenden uns also zu den engverwandten thessalisch-makedonischen Pelasgern, die in Makedonien an einigen Punkten, wie in Kreston oberhalb der späteren Thessalonike, noch in Herodot's Zeitalter ansässig waren (*Herod.* II, 51). Daß der Ursitz dieses Stammes gleichfalls Theben gewesen sei, ist nicht ohne weiteres anzunehmen, besonders da hier der an die Kadmea anknüpfende Faden einheitlicher Ueberlieferung, den wir bisher im Cult des Hermes-Kadmos und der Demeter gefunden haben, abreißt. Freilich könnte man diese Thatsache auch

27) Bemerkenswerth ist die Notiz des Palaiphatos 43, daß die (von H. D. Müller gleichfalls als Demeterheroine erwiesene) Io von den Bewohnern von Argos gesucht wurde wie hier Harmonia. 28) Nach Neuhäuser S. 130 ist als Festzeit Herbst und Frühling gleich möglich; für den letzteren entscheidet sich, richtiger als Neuhäuser, auch Preller S. 706⁷. Eine andere Auffassung des Festbrauches bei Welcker, Kret. Kol. S. 67 fg. 29) Denselben Sinn hat auch die Buhlschaft des Jasos und der Demeter auf Samothrake (Lob. p. 1222 sq.); sehr verkehrt aber hat man die durch historische Beziehungen entstandene Erzählung von seinem Tode auf die Mysterien bezogen. Das gegenseitige Verhältniß der eng verwandten Gestalten des Hermes, Kadmos, Kadmilos, Jasos u. s. w. läßt sich nur durch genaueres Eingehen auf den kadmeischen Stammesmythus bestimmen. 30) Der Name des Sühnepriesters scheint *κοίης* oder *κόης* gewesen zu sein; vergl. *Hes.* s. v. Prototypisch erscheinen die Kabiren selbst als *καθαρταί* thätig in dem Hekate-Angelos-Mythus Schol. Theocr. II, 12, 36. Weiteres über die Sühnegebräuche bei Lobeck p. 1290 sq.; Klausen, Aen. S. 328 fg. 31) Diese sollte nach demselben Gewährsmann in der Gestalt des Leukotheaschleiers bereits den Mysten Odysseus gerettet haben — merkwürdig genug bei den oben mitgetheilten Vermuthungen Müller's (vergl. auch Orchom. S. 454) über Leukothea. Hierher scheint auch der ursprünglich gewiß nicht nur im Liebeszauber wirkende Gürtel der Aphrodite zu gehören.

32) Ueber die weitgehenden Vermuthungen Rathgeber's Ann. dell' Inst. 1856, p. 98 vergl. Michaelis, Fleck. Jahrbb. 79, S. 456. 33) Schon die Argonauten suchen *Apollon. Rh.* I, 916 Hülfe in der Kabirenweihe (Klausen S. 329). Hauptstelle *Aristoph.* Pac. 278; vergl. Usener, Rhein. Mus. XXIII, 319. Mehr bei Lobeck p. 1218 sq. 34) Pelasger und Kabirendienst in Troas: Müller, Proleg. S. 151. In Phrygien: Berg Kabeiros (*Strabo* X, p. 472); Kadmos Berg und Fluß (*Strabo* XII, p. 578); Hermes Fluß und Thal mit der Larissa Phrikonis, welche *Strabo* p. 620. 621 für den Sitz des Hippothoos hält, der Il. B 841 den Troern die *φῦλα Πελασγῶν* zuführt; Harmonia am Thermodon im Hain Akmonion *Steph. Byz.* s. v. *'Ακμ.*, und *Κάβειρα* Stadt in Pontos *Strabo* XII, p. 556. Vielleicht wird sich Kleinasien noch als die Urheimat des Stammes herausstellen. Hier sei auch der zweifelhafte Kabirendienst auf Aktion erwähnt (neben Aphrodite), *Dion. Hal.* I, 50.

aus der Natur der Zeugnisse erklären, die alle aus der Zeit des sinkenden Heidenthums stammen und sich auf den künstlichen, fremden Einflüssen doppelt ausgesetzten Staatscult von Thessalonike zu beziehen scheinen. Am ausführlichsten berichtet *Clemens Alex.* Protrept. p. 12 = *Euseb.* Praep. Evang. II, 3: *εἰ θέλεις δ' ἐποπτεῦσαι καὶ τὰ Κορυβάντων ὄργια, τον τρίτον ἀδελφὸν ἀποκτείναντες οὗτοι τὴν κεφαλὴν τοῦ νεκροῦ φοινικίδι ἐπεκαλυψάτην· καὶ καταστέψαντες ἐθαφάτην φέροντες ἐπὶ χαλκῆς ἀσπίδος ὑπὸ τὰς ὑπορείας τοῦ Ὀλύμπου ... Καβείρους δὲ τοὺς Κορύβαντας καλοῦντες καὶ τελετὴν καβειρικὴν καταγγέλλουσιν· αὐτὼ γὰρ τούτω τὼ ἀδελφοκτόνω τὴν κίστην ἀνελομένω, ἐν ᾗ τὸ τοῦ Διονύσου αἰδοῖον ἀπέκειτο εἰς Τυῤῥηνίαν κατήγαγον ... αἰδοῖα καὶ κίστην θρησκεύειν παραθεμένω Τυῤῥηνοῖς*, daher man diesen verstümmelten Dionysos auch Attis genannt habe; den Kern des Berichtes wiederholt *Arnob.* V, 19 und *Firmicus*, De err. prof. rel. p. 15 W., der noch hinzufügt: „hic (jener von den Brüdern gemordete) est Cabirus, cui Thessalonicenses quondam cruento cruentis manibus supplicabant". Wir erkennen hier deutlich, daß ähnlich wie in Samothrake der altheimische Kabirenname übertragen ist auf eingedrungene kleinasiatische Religionselemente, und zwar — so scheint der zweite Theil der Nachricht zu deuten — bei der Berührung ihrer Träger mit den tyrsenischen Pelasgern; zugleich ist klar, daß nur der eine Kabir als Gott zu betrachten ist, während die beiden anderen als menschliche Götterdiener erscheinen.[35]) So berichtet denn auch *Lactantius* I, 15, 8 Macedones summa veneratione coluerunt Cabirum, und einen Kabiren erblicken wir auch auf den Münzen der Stadt in jener ausdrücklich als *Κάβειρος* bezeichneten räthselhaften Gestalt, deren Attribute gleichmäßig auf unterweltliches, bacchisches und korybantisches Wesen hindeuten.[36])

Wir sind am Ende der von O. Müller nachgewiesenen Spurenreihe pelasgischen Kabirendienstes angelangt und müssen nun noch einige Stätten erwähnen, wo dieser Cult spät eingeführt und nicht auf volksthümlicher Grundlage erwachsen zu sein scheint, so besonders Milet und Andania. In Milet wird er durch eine der thessaloniceischen ganz ähnliche Legende aus Phrygien hergeleitet; nur soll das Elend des Landes unter dem Drucke eines grausamen Tyrannen die eigentliche Veranlassung zur Einführung der rettenden Heilgötter gewesen sein.[37]) Andania verdankt nach Sauppe seine unter den inschriftlichen *θεοὶ μεγάλοι* vermutheten und in den Mysterien neben (?) Hermes und Demeter verehrten Kabiren gar erst dem Methapos, einem Zeitgenossen des Epaminondas. Höchst bemerkenswerth ist dabei die Thatsache, daß hier Hermes und Demeter gepaart und als Mittelpunkt der Mysterien erscheinen, was wir nach vielfachen Anzeichen auch für Samothrake und die ganze thebisch-samothrakische Cultreihe angenommen haben.[38]) Die Ueberlieferungen über den Kabirencult in anderen Ländern sind theils zu dürftig, um ein Urtheil zu erlauben — so die Zeugnisse von Kabiren in Etrurien[39]) —, theils offenbar aus willkürlicher Interpretation und Identification fremder und griechischer Gottheiten entstanden — so besonders die späten Nachrichten über die phönizischen Kabiren, die trotz der meisterhaften Darlegung Lobeck's S. 1265—1279 noch neuerdings als vollgültige Zeugnisse behandelt und zum Ausgangspunkt der Betrachtung genommen sind.[40]) Abgesehen von diesen zweifelhaften Elementen schließt sich die ganze Tradition in der That eng an die von O. Müller nachgewiesenen Tyrsenersitze an und scheidet sich danach wie von selbst in die oben zusammengestellten immer ausgedehnter und complicirter werdenden Gruppen, ohne daß ein wesentlicher Rest an Material zurückbliebe. Ursprünglich scheint der Kabirenname, außer den etwaigen älteren Stammgottheiten der Tyrsener, dem Hermes und der Demeter gegolten zu haben, die nachweislich den Mittelpunkt des Mysteriendienstes bilden; die Leichtigkeit aber, mit der er wahrscheinlich noch von den Tyrsenern selbst auf ganz andere Wesen, wie besonders die Dioskuren, übertragen wurde[41]), beweist, daß er seiner Bedeutung nach nicht mit der Natur jener Gottheiten verwachsen war, sondern ganz allgemein — was nur die oben gegebene Etymologie berücksichtigt — die göttlichen Herren und Schützer des Stammes bezeichnete. (*O. Crusius*).

KABRIOLET, leichtes zweiräderiges, mit einem Pferde in einer Gabeldeichsel bespanntes Fuhrwerk mit

35) Unverkennbar sind die prototypischen Beziehungen auf anderweitig bezeugte Festbräuche; sonst ist eine sichere Interpretation im Einzelnen nach der Natur der Ueberlieferung unmöglich. Versuche und Ansätze dazu bei Welcker S. 250; Götterl. III, S. 179; Klausen S. 330 fg.; Neuhäuser S. 72. Man vergl. die milesische Legende Anm. 37. 36) Müller-Wieseler, Denkm. 818 fg. Chthonisch ist der dem Unterweltsherrn eigene Schlüssel, wahrscheinlich auch der Hammer, wie beim etruskischen Charon; bacchisch das Rhyton, korybantisch die nur einmal nachgewiesene Kriegertracht (Wieseler zu 819). Bemerkenswerth ist die Theilnahme des makedonischen Königshauses an den samothrakischen Mysterien: Lobeck p. 1256.

37) Zu den bedrängten Milesiern kommen zwei phrygische Jünglinge, Tottes und Onnes, mit den in einer Ciste verborgenen Kabirenheiligthümern, deren gläubige Aufnahme das Volk rettet; *Nicol. Dam.* Hist. Gr. fr. III, 388, 54. 38) So in der Inschrift des Methapos *Paus.* IV, 1, 7 *ἥγνισα δ' Ἑρμείαο δόμους [σεμνῆς] τε κέλευθα [Δά]ματρος καὶ πρωτογόνου Κούρας*; in der Mysterieninschrift Z. 33 *θυσάντω τᾷ μὲν Δάματρι σῦν ἐπίτοκα, Ἑρμᾶνι κριόν κτλ.*, ähnlich Z. 70. — Auf willkürlicher Interpretation beruhen die amphissäischen Kabiren: Lobeck p. 1233. 39) Vergl. Müller, Etrusker II, 70 fg. ed. Deecke. 40) Selbst Duncker, Gesch. V^5, 52 hält die thebischen Kabiren für die „acht großen Götter der Phöniker": Movers I, 528. 161. 41) Von den zahlreichen in Mythus und Cult hervortretenden Erweiterungen der Kabirenreligion (Dioskuren, Hephäst, Rhea) sind wohl zu unterscheiden die Speculationen und Interpretationen der Theologen, die hier besonders viel Verwirrung angerichtet haben. Wenn in der Tradition auch heroische und dämonische Wesen Kabiren genannt werden, so sind das theils unverstandene Phasen der alten Gottheiten (Eurymedon, Jasos, Kadmos), theils deren mythische, nach bekanntem Sprachgebrauch (wie die Bacchen, Kybeben: Neuhäuser S. 112) mit gleichem Namen belegte Verehrer (die thebischen *Κάβειροι*, die Korybanten u. a.).

Sitz für zwei Personen. Die Last desselben liegt in der Mitte auf der durchgehenden eisernen Achse. Das Kabriolet stammt aus Frankreich, wo es früher namentlich in Paris als Miethfuhrwerk — Fiacre — gebräuchlich war. In Deutschland ist es lediglich herrschaftliches Fuhrwerk. (*William Löbe.*)

KABUL heißt der größte, etwa 65 geogr. Meilen lange Nebenfluß des Indus von der rechten Seite. Derselbe entspringt mit dem einen Quellflusse wahrscheinlich bei Sar-i-Chasmah, in 34° 21′ nördl. Breite und 86° östl. Länge, nahe nördlich von Ghazni, in etwa 2560 m oder 7880 par. Fuß Höhe, beim Schuridana-Passe, und fließt nach Nord-Ost als ein überall durchfurtbarer Strom. Sein Weg führt zunächst, nach 13 geogr. Meilen Laufes, zur Stadt Kabul und wendet sich unterhalb derselben nach Ost-Süd-Ost, wo er südlich an den Gebirgen der Kafirländer hinfließt, bei Kabul in 1950 m Höhe. Bei Gandamak sind 1300 m Höhe, 20 km südlich vom Flusse, am Nordfuße des Safid-Kuh; und 5 km östlicher hat der Fluß bei Dschellálabad 584 m Höhe, sodaß eine Stufe von 1300 m Höhe plötzlich östlicher in ein Land von ganz anderer Natur führt. Bei Atak (Attok), wo der Kabul in den Indus mündet, hat er 272 m Höhe, sodaß derselbe im Ganzen auf jede Meile über 28 m fällt. Oberhalb Peschawars umfließt er die Khaybar-Berge auf deren Nordseite. 20 km östlich von Kabul nimmt er rechts den Logar auf, der ihn zu einem reißenden Gewässer macht; und weiter östlich zahlreiche Gebirgsströme, welche ihm vom Safid-Kuh oder Spin-Gar (beides heißt „Weißes Gebirge") zufließen. 8,7 geogr. Meilen unterhalb Kabuls mündet links der vom 4030 m hohen Khawak-Passe im Hindu-Kusch herabkommende Pandschîr, zu welchem von Süd-Westen her der etwa vom Irak-Passe desselben Gebirges kommende Gorband (der alte Gobryas) tritt. Nun folgen links aus Kafiristân der Tagao, der Alischang und der im Lande als der eigentliche Hauptstrom geltende, gegen 70 geogr. Meilen lange Kunar oder Beilam oder Kaschkar-Fluß (der Choaspes oder Coas der Alten); er entspringt aus dem Gattiboi-See an der Südgrenze von Wachân und durchfließt als Yarkhun oder Mastudsch-Strom das Land Tschitral.

Bei Mischni tritt der Kabul in das Peschawar-Thal und theilt sich in einen nördlichen Arm, Aduzai genannt, und in einen südlichen, den Naguman. Der erstere empfängt hier im Lande der Jasoffzai links, in drei Armen, den das Land Swat durchströmenden Swat (den Soastus der Alten), welcher wiederum rechts den Pandschkora (Guraeus) aufnimmt; er heißt Landai-Sin, d. h. Kleiner Fluß, im Gegensatze zu dem östlichen von Norden herabkommenden Großen Sin oder Indus. Der Naguman theilt sich bei Muki wiederum in verschiedene Arme, welche sich bei Zakhi wieder vereinigen, wo er auch von Süden her den Bara aufnimmt; und dann vereinigen sich bei Duobandi beide Arme. Darauf fließt er nach Ost-Süd-Ost und mündet bei Atak in den Indus. Von der Quelle bis Dschellálabad hat der Strom Werth für die Bewässerung; von da an aber gewährt er den Holz-Flößen und solchen mit aufgeblasenen Fellen sichere und schnelle Fahrt. Von Duobandi bis Atak ist der Strom fahrbar für Boote von 40 bis 50 Tons. Ein wenig oberhalb Dschellálabads ist er auf der Straße nach Lughman in der trockenen Jahreszeit zu durchfurten, und beim Dorfe Kutz, am rechten Ufer, befinden sich Fähren. Gegenüber von Dschellálabad ist eine im April schwierige Furt, und dann folgen bis Duobandi die Fähren von Goschta, Lalpura, Abdhana, Daka, Prang (Aduzai-Arm), Chalil-Banda (Naguman-Arm). Die Fähren unterhalb Duobandis sind: 1) Nigata nach Chalil-Banda, 2—6 Boote; dies ist die Hauptfähre zwischen Peschawar und Jasoffzai durch Haschtnagar. 2) Dehri Zardad nach Schah Alam, 2 Boote; wenig im Gebrauche. 3) Chaischki nach Pirpai und Zakhel, 2 Boote, ebenso. 4) Neu- nach Alt-Naoschara, die größte für die Verbindung mit Jasoffzai, bei heißem Wetter 6—8 Boote; bei kaltem Wetter, auch bisweilen das ganze Jahr, besteht eine Schiffbrücke unterhalb der Fähre. 5) Misribandah nach Akora, 2 Boote; die beliebteste zwischen dem Osttheil der Jasoffzai-Ebene und den Chataks. 6) Jahangira nach Schaidoh, 2 Boote; es können auch 8 oder 12 von Atak besorgt werden. — Der Kabul heißt in den indischen Veden, also vielleicht 1800 Jahre a. Chr., Kubha, und so auch noch zu Alexander's Zeit; die griechische Transscription ist Kophes oder Kophen. (Nach Hunter.) (*G. A. v. Klöden.*)

KABUL, die Ortospana der Schriftsteller aus Alexander's d. Gr. Zeit, identisch mit des Ptolemäus Cabura (im Persischen noch jetzt Kaabur), ist die Hauptstadt des Reiches Afghanistan und liegt, mit Ausnahme der Vorstädte, rechts am Kabul, 2 km oberhalb der Einmündung des Logar, zwischen dem Safid-Kuh und dem Paghmân-Gebirge, in 34° 30′ nördl. Breite und 86° 44′ östl. Länge und in 1950 m Höhe (fast in der Höhe des St.-Gotthardt-Hospitals), also mit langen und strengen Wintern; es liegt 395 km von Atak, 304 km von Peschawar, 509 km im Nord-Osten von Kandahar, 366 km von Khilat-i-Ghilzai, 141 km von Ghazni, 165 km von Dschellálabad, 565 km im Südosten von Balkh, 800 km östlich von Herat. Man schätzt die Zahl der Häuser auf 9000, die der Einwohner auf gegen 60000. Es liegt höchst malerisch am West-Ende einer weiten Ebene, im Winkel an der Vereinigung der Höhenzüge Koh-Tacht-Schah und Koh-Kodscha-Safar, in gutbewässerter, fruchtbarer, von schönen Gärten mit Ahorn- und Maulbeerbäumen, Cypressen, Rosen und Jasmin erfüllter Landschaft. Sein Umfang mag fast 5 km betragen, aber eine Ringmauer ist nicht vorhanden, obwol man Spuren alter Wälle sieht. Von den ehemaligen sieben Thoren stehen nur noch zwei. Am Süd- und Süd-Ost-Ende bildet die Citadelle Bala-Hissar gewissermaßen eine besondere kleine Stadt, die von bastionirten Mauern umgeben ist, und innerhalb deren die Wohnung des Herrschers steht. Diese Festung ist an sich und durch die Werke recht ansehnlich, wird aber von Höhen in der Umgebung beherrscht; sie umschließt das feste Schloß, das Palais des Herrschers, die Administrations-Gebäude, ausgedehnte Gärten und etwa tausend Häuser nebst einem

Bazar. Die eigentliche Stadt besteht aus der Altstadt, deren Häuser elende Bauwerke sind, und in ausgedehnten und volkreichen Vorstädten neuerer Entstehung. Eine derselben, Tschandol genannt, wird von den Nachkommen der türkischen und persischen Ansiedler bewohnt, welche Nadir-Schah hierher versetzt hat, und welche als Kisilbaschen, d. h. Rothmützen, bekannt sind; man schätzt deren Zahl auf 10—12000. Die Stadt zerfällt in Mehallas oder Viertel und diese wieder in Kutschas, deren jedes umschlossen und mit Thoren versehen ist, die bei Unruhen geschlossen werden. Die Straßen sind echt asiatisch, d. h. eng und düster, aber gepflastert. Merkwürdige Gebäude sind nicht vorhanden; der Bazar von Ali Murdân, der Stolz der Bewohner, ist 1842 zur Strafe durch die Engländer mit Pulver gesprengt worden, aber wiederhergestellt. Dieser Tschar-Tschata genannte Bazar, der westliche Theil des Darwâzi-Lahori-Bazars, besteht aus vier bedeckten Säulenhallen, jede 46 m lang, 15 m breit und 12,2 m hoch, und war ehemals mit Gemälden verziert. Im südlichen Theile der Stadt zieht sich der 1,2 km lange Shor-Bazar vom Bala-Hissar nach Westen. Die Stadt besitzt nur ein Colleg, aber 14 oder 15 Sarais oder Karawanserais und zahlreiche Hammans oder öffentliche Bäder, welche aber unsauber und infolge schlechten Brennmaterials stinkend sind. Ueber den Fluß führt, gerade auf den Haupt-Bazar hin, die Pul-Kischti, d. h. Ziegelbrücke, die nicht unbedeutend, aber schlecht erhalten ist; westlicher, wo der Fluß zwischen zwei Bergen die Stadt betritt, liegt die befestigte Brücke des Sirdâr Jahan Chan, auch wol die Brücke Nasir Chan's genannt. Weiterhin und außerhalb der Stadt liegt eine andere feste Brücke, deren Erbauung Baber zugeschrieben wird; sie verbindet Bala-Hissar mit den königlichen Gärten, ist aber sehr verfallen. Eine vierte feste Brücke liegt in der Nähe und läuft auf Baber's Grab zu. Nahe östlich der ersteren befindet sich die Pul-Nâwa, ein hölzerner Steig, der auf ausgehöhlten Baumstämmen liegt.

Das gesammte äußere Geschäftsleben concentrirt sich in den von Menschen wimmelnden, schattigen Bazars, aber die Industrie ist von geringer Bedeutung; Kabul fabricirt nichts, was nicht anderswo besser hergestellt würde. Von Bedeutung als Handelsplätze sind außerdem nur noch Ghazni, Bamijan, Tscharikar, Logar und Dschellâlabad. — Kabul ist mit gutem Wasser reichlich versehen; das des Flusses ist schön klar, wird aber in der Stadt und unterhalb derselben wegen der zahlreichen Verunreinigungen nicht getrunken; deshalb führen Seitenkanäle von oberhalb um die Stadt, wie auch vom Logar her. Brunnen sind in der Stadt äußerst zahlreich, ihr Wasser ist aber nicht beliebt. Die Sümpfe im Norden der Stadt sind nicht günstig und veranlassen im Herbst Fieber; indessen kann die Stadt nicht ungesund genannt werden. Sie hat herrliche Luft und fruchtbare, köstliche Umgebung. Das Thermometer stand 1839 um 4 Uhr Morgens und 3 Uhr Nachmittags:

zu Ende August	auf 7,8	bis 23,3	— 22,2	bis 35°,56 C.
im September	„ 10	„ 17,8	— 21,1	„ 32,2 „
1. bis 14. October	„ —1,1	„ 13,3	— 17,8	„ 33,3 „

Der Ort ist durch seine von Baber gepriesene Lage zu allen Zeiten für den Transithandel von Bedeutung gewesen, weil hier hindurch die Straße von Westen nach Indien und die von Norden nach Kandahar führt. Zahlreiche Armenier und Juden haben einen Theil des Handels in Händen. Namentlich hat Kabul den größten Pferdemarkt des Landes.

Die Stadt wird zuerst bei Alexander's Zuge (als Ortospana) erwähnt. Strabo nennt sie das baktrische Trivium, wahrscheinlich weil hier die Straßen von Alexandria am Kaukasus von Norden her, die von Bamijan von Westen und die von Alexandria der Arier (Herat) zusammentreffen. Die Lage der alten Stadt war vermuthlich eine etwas östlichere, an einer jetzt Begrâm genannten Stelle. Eine andere Begrâm genannte Stelle liegt 56 km nördlich von Kabul, wo Masson eine Fülle von Münzen und Alterthümern ausgegraben hat, und die er für die Nekropole der Alexandria ad Caucasum hält; eine dritte Begrâm genannte Stelle liegt 3 km westlich von Dschellâlabad, wo des Ptolemäus Dionysopolis stand; und eine vierte westlich von Peschâwar, an der Stelle des alten Puruschapura. — Zu Ende des 15. Jahrh. schlug Baber seinen Herrschersitz in Kabul auf; eine Viertelstunde von der Stadt entfernt befindet sich sein Grab. Seit Ende des 18. Jahrh., als Timur Schah den Sitz der Durrani-Häuptlinge hierher verlegte, ist Kabul statt des früheren Kandahar die Hauptstadt von Afghanistan, und spielte als solche eine wichtige Rolle in den britisch-afghanischen Kriegen. Am 7. August 1839 betrat Schah Schuja, der verbannte Sohn des Timur Schah, von der britischen Armee begleitet, als Emîr die Stadt. Dieses und das folgende Jahr blieben die Truppen unbehindert in Kabul. Aber am 2. Nov. 1841 brach eine Rebellion der Bewohner und afghanischen Soldaten gegen den Schah aus, und dieser wurde ermordet. Am 21. Dec. wurde der engl. Resident Sir William Mac Naghten von Akbar Chan verrätherischerweise erschossen, als man wegen Zurückziehung der Truppen unterhandelte. Am 6. Jan. zogen diese unter feierlich gegebener Garantie des Schutzes ab, 4500 Soldaten mit einem Gefolge von 12000 Seelen. Von allen erreichte nur Dr. Brydon Dschellâlabad, und später wurden 95 Gefangene von den Afghanen herausgegeben. Am 15. Sept. 1842 kam General Pollock mit der Revanche-Armee in Kabul an, nahm ohne Widerstand die Citadelle Bala-Hissar, und die Briten blieben bis zum 12. October, wo die Stadt entleert ward; zuvor aber wurde der Pracht-Bazar in die Luft gesprengt. — Nach dem Vertrage von Gandâmak im Mai 1879 wurde ein Brite als Resident in Kabul stationirt; dies war Major Cavagnari (später Sir Louis), der vom Emir Yakub Chan scheinbar freundlich bewillkommnet wurde; aber die Fanatiker erhoben wieder ihr Haupt, vielleicht von irgend einer Seite angetrieben, und griffen am 3. Sept. 1879 durch Volksmassen und Truppen die britische Residenz an, und nach tapferer Gegenwehr fiel der Resident nebst seiner Eskorte. Im October schon marschirte General Roberts den Kuram aufwärts und belagerte Kabul.

Citadelle und Palast wurden zum Theil geschleift; der Emîr Yakub, des Einverständnisses verdächtig, ward entsetzt und als Staatsgefangener nach Indien geschickt; die Stadt aber blieb ein Jahr lang in britischer Occupation. Ein neuer Emîr, Abdur Rahman Chân, wurde eingesetzt, und die Truppen verließen nach Vollzug der Strafe, im August 1880, die Stadt. (*G. A. v. Klöden.*)

KABULISTÂN, d. h. Kabul-Land, ist der vom Kabul durchströmte Theil von Afghanistan, in welchem die Hauptstadt liegt. Streng genommen ist darunter nur zu verstehen der Bereich westlich von dem in 584 m Höhe gelegenen Dschellâlâbâd bis zum Hindu-Kusch und bis Bamijân und nach Süden bis an die Grenze der Provinz Ghazni gegen Kandahar. Ein alter Name dieses Bereiches ist auch Zabulestân oder Zabelstân. — Der Haupttheil ist natürlich die fruchtbare Ebene im Norden und Nord-Osten von Kabul. Im Norden und Westen der Kabul-Ebene bildet das 30 geogr. Meilen lange Längenthal Parwan, Pandschihir, Gorban, das sogenannte Kohistân, d. h. Gebirgsland, das von räuberischen Tadschik-Ansiedlern bewohnt wird. Gorband ist unendlich reich an den mannichfaltigsten Blumen und Sträuchern; Parwan ist ein enges, gewundenes Felsenthal mit Burgen an den Abhängen, in welchem man viele Maulbeerbäume zieht; und ähnlich ist Pandschihir. Die flachere Gegend, wo sich die drei Ströme dieser Thäler vereinigen, ist das Kôh-i-damân, d. h. der Saum der Berge. In der östlichen Ecke, am Pandschihir, liegt das berühmte Reig-Rawân, Höhen aus losem Wüstensande, die eine Musik hören lassen wie der tönende Sand am Sinai. Dieses Koh-i-damân mißt 50 und 11 km. Das von Dörfern und Burgen erfüllte Gebiet ist überaus fruchtbar; aber die Bewohner sind auch hier äußerst unruhige Tadschiks. Der nordwestliche Theil, die Ebene von Begrâm, ist von unübertrefflicher landschaftlicher Schönheit. Hauptort ist Tscharikar; reizend gelegen ist das terrassenförmige Istalif. Es ist kaum zu bezweifeln, daß hier das Alexandria ad Caucasum (bei Opiân, nahe bei Begrâm) gelegen habe. — Die mittlere Temperatur von Kabulistân scheint 27° C. zu sein, aber es kommen auch 17 und 33° C. vor. In den Bergen fällt schon im September Schnee; mit den Regen im Mai tritt ein zauberischer Wechsel ein. Der August bringt übergroße Hitze. Das im Süden des Kabulflusses von Westen nach Osten ziehende, 25 geogr. Meilen lange Gebirge Safîd-Kuh scheidet im Winter das im Westen gelegene Schneeland von dem östlich gelegenen indischen Regenlande. Sein 4830 m hoher Schneegipfel Sikaram ist einer der Berge, wo die Arche Noah stehen geblieben sein soll. Ueber das Gebirge führt der 2440 m hohe Paiwar- und der 3414 m hohe Schuturgardan-Paß. (*G. A. v. Klöden.*)

KABYLEN, eigentlich K'baïl, d. h. Verbündete (Plural des arab. Wortes k'bila, Bund, Vereinigung), heißen die Berbern in Algerien im allgemeinen, vorzugsweise aber die im Küstengebirge hausenden Stämme derselben, während ihre Stammgenossen im inneren Gebirge Aures unter dem Namen Schauja (Chaouia), d. h. Hirten, in den südl. Oasen Wadi-R'ir, Temasin, Wargla u. s. w. unter dem Namen der Beni-Mezab oder Mezabiten, in der Wüste Sahara als Tuareg oder Imoscharh, in Marokko als Amazirghen, Schilluh, Rifpiraten u. s. w. bekannt sind. In Algerien dürfte ihre Kopfzahl zwar nur etwa 500,000 betragen; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß gerade ihnen in Nordafrika die Zukunft gehört und die europäische Kolonisation vor allem diesen bisher vernachlässigten berberischen Theil der Bevölkerung zu gewinnen trachten muß, indem sie ihn wieder in die Herrschaft über die Ebene, sein ursprüngliches Besitzthum, einsetzt. So ausgedehnt aber auch der Verbreitungsbezirk des merkwürdigen Volks ist, nennt man Kabylenland oder Kabylien doch nur den meist sehr hohen, mit Felsspitzen besetzten östl. Theil der Küstengebirgszone vom Wed-Sahel, an dessen Mündung Bugia liegt, bis zur Mündung des Wed-Sebaou, und unterscheidet hier wieder Großkabylien (la Grande-Kabylie) oder den westlichen, fast ganz zur Provinz Algier gehörigen Theil, welcher vom Wed-Isser bis zur Mündung des Wed-Sahel reicht, und Kleinkabylien (la Petite-Kabylie), den östl. Theil, in der Provinz Konstantine mit dem 1961 m hohen Großen Babor. Großkabylien, ein großartiges, fast alpines Bergrevier, ausgezeichnet durch Wasserreichthum, üppige Vegetation, dichte Bevölkerung und guten Anbau, zählt 75 Bewohner auf den Quadratkilometer und wird durch den Hauptgrat des Dscherdschera, des wichtigsten Theils des tellischen Atlas, im Lella-Khedidscha 2308 m hoch, in zwei Hälften getheilt. Kabylien hatte lange seine alte Unabhängigkeit fast gänzlich bewahrt. Die planmäßigen Expeditionen der Franzosen begannen zwar schon 1842 unter Marschall Bugeaud, aber erst mit der im Mai 1857 unter Randon erfolgten Unterwerfung des nördl. Theils von Großkabylien sah man die sämmtlichen Stämme der Kabylen als völlig unterworfen an.

Zur kaukasischen Rasse gehörig, sind die Kabylen im allgemeinen mittlerer Statur, mager, dabei von starkem Knochenbau. Sie haben wenig Bart und die Haare sind bei den meisten schwarz, ebenso das lebhafte, stechende Auge von wildem Ausdruck. Ihre sonnverbrannte Haut spielt vom Dunkelbraun ins Schmuziggelbe. Der Kopf ist ziemlich rund und ähnelt, wie die Gesichtsbildung, nicht den orientalischen, sondern eher den mitteleuropäischen Völkern. Sie haben feste Wohnsitze, treiben weniger Viehzucht als Spatenwirthschaft, Oliven- und Obstcultur und bebauen die Thäler und Bergabhänge mit großer Sorgfalt. Ihre Industrie besteht in Fertigung von Ackergeräthen, Messern, Waffen, Schießpulver, Haïks und Burnussen, Teppichen, Leder, geflochtenen Matten, Holz- und groben Töpferwaaren. Fast alle Stämme haben Wassermühlen und Oelpressen zur Verwerthung der Früchte der das ganze Gebirge bedeckenden Olivenwälder. Der Honig und das Wachs des Landes sind vortrefflich. Charakteristisch ist ihr Handelsgeist und ihre Liebe zum Gelderwerb. Die Blutrache gilt ihnen als Ehrengesetz und kann nicht durch Geld abgekauft werden. Dagegen besteht in dem Anaya (Sicherheitspaß, Geleitsbrief) eine sehr wohlthätige Ein-

richtung, welche in einem Lande und bei einem Volke, das unaufhörlich von Fehden beunruhigt wird, und wo es für die Reisenden keine Sicherheit gab, nicht genug gepriesen werden kann. Der Anaya wird durch irgend einen Gegenstand repräsentirt, den ein Kabyle dem anderen gibt; eher wird der Empfänger Frau, Kinder und Haus verlassen, als sich dieses Geschenks entäußern. Ein unter den Schutz des Anaya gestellter Reisender ist vollkommen sicher, und über einen Stamm, welcher sich etwa eine Verletzung desselben zu Schulden kommen ließe, würden flugs alle anderen herfallen, um ihn auszurotten. Die Wirksamkeit des Anaya reicht, je nach dem Einflusse dessen, von dem er ertheilt worden ist, mehr oder weniger weit; kommt er von einem Marabut (Priester), dann ist er gut zur Reise durch ganz Kabylien, und der Inhaber zeigt ihn allemal bei den Marabuts der verschiedenen Stämme vor, durch deren Gebiet er kommt. Prügel- und Todesstrafe, Sklaverei an Volksgenossen sind ihnen unbekannt; für alle gilt Gleichheit der Strafe, ohne Rücksicht auf den Stand. Gastfreundschaft wird gegen jedermann, ohne Unterschied der Nationalität und der Religion, geübt. Die Gesammtheit einer Familiengruppe (Sippe, Clan) wird als Charuba bezeichnet. Jede Charuba, aus welcher die Dehera (Ortschaft) besteht, erwählt aus der Mitte ihrer Angehörigen einen Dhaman. Dieser ist ihr Vertreter, Sachwalter, Fürsprecher im Gemeinderathe, und ihr verantwortlicher Stellvertreter und Bürge. Letzteres ist die eigentliche Bedeutung des Wortes. Jeder Kabyle, der einem anderen eine Summe darleiht, verlangt, daß der Schuldner ihm zwei Dhamans, Bürgen, stelle.

Eine aus mehreren Deheras bestehende Dorfgruppe wird als Arch bezeichnet. Jedes Dorf hat einen Amin, Vorsteher, Schulzen, welcher der Reihe nach aus jeder Charuba gewählt wird. Er sorgt für die Vollziehung der schriftlichen Gesetze, deren Gesammtheit den Kanun bildet. Der Amin darf keine Entscheidung aussprechen und keine Strafe oder Geldbuße zuerkennen ohne Beirath seiner Beigeordneten, der Dhamans. Dieses Tribunal wählt einen Schriftführer, Chodscha, welcher das Protokoll aufnimmt, und überhaupt den Verkehr mit den französischen Behörden besorgt. Seine Besoldung besteht in Naturalabgaben, z. B. Feigen, Oliven u. s. w. Der Oberste des Stammes, Amin-el-umena, wird von der franz. Behörde ernannt; er muß die Ordnung aufrecht erhalten, darf sich aber nicht in die Angelegenheiten der Dorfgemeinde mischen, die sich selbst regiert und verwaltet, gemäß den Bestimmungen ihres Kanun.

Die Gemeindekasse wird in der Dschama (Moschee) aufbewahrt und vom Ukil (Geschäftsmann) verwaltet; in dieselbe fließen die Geldbußen und die Abgaben, welche bei Geburten, Verheirathungen und Sterbefällen zu entrichten sind.

Als die Franzosen in Algerien nach dem Muster der brit.-ostind. Sepoys eine inländische Truppe gründeten, gaben sie derselben den Namen der kriegerischen Suawah, woraus das Wort Zuave (s. d.) entstanden ist. Vgl. *Hanoteau* und *Letourneux*, «La Kabylie et les coutumes kabyles» (2 Bde., Par. 1873). *Ch. Thierry Mieg*, Six semaines en Afrique, Paris 1861.

(*Richard Oberländer.*)

KABYLEN (sprachlich). Die Kabylen reden einen grammatisch reinen, lexikalisch aber mit vielen zumeist arabischen Lehnwörtern gemischten Dialekt der Berbersprache. Sie besitzen weder eine eigene Schrift, wie die ihnen verwandten Tuareg, noch eine eigentliche Literatur und bedienen sich, wo nöthig, zu Aufzeichnungen in ihrer Sprache der arabischen Buchstaben. Das Lautwesen der Sprache ist anscheinend nicht nur mundartlich, sondern auch individuell schwankend, die Articulation oft unsicher, die Zahl der unterscheidbaren Laute aber jedenfalls groß. Vocale: a, e, i, o, u, zum Theil mit Trübungen; Consonanten: k, kh (χ), h, h' (arab. ح) k' (ق) g, r' (غ), ng; t, th (ث) d, d' (ذ) t' (ط), dh (ض), n; f, b, m; ç (ص), tsch, dsch, ts, dz, s, z (= weich s), sch, ž, ñ; l, r, y, w. Die Wohllauts-(Sandhi-)Gesetze beschränken sich fast ganz auf den Consonantismus. — Gleich seinen Schwesterdialekten verfügt das Kabylische über einen Formenapparat, der in seiner Mannichfaltigkeit an den semitischen gemahnt; es hat Vocalwandel und Consonantenverdoppelung im Wortstamme und überdies Prä- und Suffixe. Es besitzt zwei Genera, Masculinum und Femininum, letzteres in den meisten Fällen auch das sächliche Geschlecht vertretend, und zwei Numeri, Singular und Plural. Das Genus findet auch in den Fürwörtern der 2. und 3. Person und in den Verbalformen für die 2. pers. pl. und die 3. pers. sing. und pl. Ausdruck. Die Formen für Geschlecht und Zahl sind mannichfaltig, z. B. ul, Herz: ulaun, Herzen; ikerri, Schaf: akraren; akli, Neger: aklan; amschisch, Katze: imschasch; igider, Adler: igudar. Das Femininum der Substantiva wird meist mittels vor- und nachgefügten th abgeleitet: igider, Adler: thigiderth, weiblicher Adler; im Plural wird lediglich th dem Plural des Masculinums vorgefügt: igudar, die männlichen Adler: thigudar, die weiblichen Adler, — oder es finden Wechsel des Inlautes und Suffixe Anwendung. — Eine eigene Casusform findet sich nur bei Substantiven, welche mit a anlauten. Wenn diese als Subject hinter dem Verbum stehen oder eine der Casuspartikeln b (Genitiv), i (Dativ) oder seg (Ablativ) vor sich haben, so verwandelt sich ihr Anlaut in u oder ua. Der Genitiv wird sonst noch, je nach dem betreffenden Substantivum oder Pronomen, durch die Hülfswörter g, en, ne, in, n, a ausgedrückt; der Accusativ ergibt sich aus der Wortstellung. — Die persönlichen Fürwörter erscheinen in drei Formen: einer selbstständigen und zwei affigirten, je nachdem sie als Possessive einem Substantivum oder als Objecte einem Verbum nachgefügt werden. Dazu kommen die subjectiven Pronominalsuffixe und Präfixe der Verbalconjugation. Letztere ist bei aller Mannichfaltigkeit in den Formbildungen doch arm; der Wortstamm vertritt den Imperativ, das conjugirte Wort ist zeitlos (Aorist), ein ihm vorgefügtes ad', at bildet das Futurum. Sonstige Tempora und Modi

sowie das Passivum fehlen; dagegen ist kein Mangel an Mitteln zur Bildung abgeleiteter Verba. Die Syntax ist einfach: das Prädicat kann sowol hinter als vor dem Subjecte stehen, das Attribut steht nach, und das Object folgt auf das regierende Verbum. Satzverbindungen sind durch Relativwörter darstellbar, aber wenig gebräuchlich, — bloße Aneinanderreihung bildet die Regel. Ein Verbum substantivum und einige copulative Partikeln dienen zum Ausdruck der Modalität. Hülfsmittel: *A. Hanoteau*, Essai de grammaire Kabyle. Constantine 1858. 8. (*J. H. Delaporte*), Dictionnaire français-berbère. Paris 1844. 4. *Creuzat*, Essai de dictionnaire français-kabyle (Zouaoua). Alger 1873. 12. (*G. von der Gabelentz.*)

KACHELN, aus gebranntem Thon dargestellte, vierkantige, weiß, grün, braun u. s. w. gefärbte Platten, mit denen der Hauptkörper der thönernen Oefen (Kachelöfen) hergestellt wird. Auf der Vorderseite sind sie entweder eben oder gerade und heißen dann Platt- oder Tafelkacheln, welche die größten Seitenflächen des Ofens bilden, oder sie sind mit Vertiefungen (Rostkacheln) oder mit Reliefs versehen. Außerdem unterscheidet man Eck-, Fries- und Gesimskacheln, welche den oberen und unteren Rand des Ofens bilden. Zur Abwechselung werden zwischen letzteren Kacheln schmale Leistenkacheln angebracht. Die Kacheln sind auf der Vorderseite theils glasirt, theils unglasirt. Erstere nennt man Schmelz- oder Glanz-, letztere Biscuitkacheln. Die auf der inneren Seite glasirten werden matte Kacheln genannt; dieselben werden zu den mehr Ruß ansetzenden Zugöfen verwendet, weil sich der Ruß von glasirten Kacheln leichter abkehren läßt. An der Rückseite haben die Kacheln einen erhöhten Rand mit Wulst, den sogenannten Hals oder Rumpf. In die dadurch gebildete Vertiefung wird Lehm gedrückt, oder es werden Eisenklammern oder Drähte zur Verbindung der einzelnen Kacheln eingelegt. In der Herstellung farbigglasirter und reich mit Ornamenten und Figuren verzierter Kacheln war das Mittelalter weit vorgeschritten; später gab man den weißglasirten Kacheln den Vorzug, während man in neuester Zeit, namentlich in Villen, häufig wieder farbige, reich mit Reliefs versehene Kacheln verwendet. (*William Löbe.*)

KACHETIEN oder bei den Eingeborenen Kissiqui, eine Landschaft in dem Sakawkasky Krai (Transkaukasischer Gegend) des asiatischen Rußlands. Unter diesem Namen verstand man die zur Provinz Georgien gehörige Gegend, welche den östlichen Theil des jetzigen Gouvernements Tiflis und zwar die Kreise Sakatalsk, Signach, Telaw und einen Theil des Kreises von Elisawetpol bildet. Kachetien wurde von den Orientalen „Gurdischan" (vom Flusse Kur) genannt. Die Russen verdrehten diesen Namen in Grusija, die Westeuropäer nannten es Georgien, weil die Einwohner gute Ackerbauer waren; die Armenier nennen es Wrastan oder Urastan. Nach der Meinung einiger Gelehrten soll der Name Kachetien persischen Ursprungs sein und „Goldenes Blatt" bedeuten, vom persischen Kahet, d. h. Firman, den die nach Georgien Reisenden von dem persischen Schah erhielten. Doch ist diese Ableitung unstreitig irrthümlich. Den westlichen Theil dieser Provinz oder des alten Königsreichs Georgien nennen die Einwohner Karthweli, die Russen und andere Europäer Kartalinien. Die Einwohner, größtentheils Grusinier, werden eingetheilt in 1) Adel, 2) Geistlichkeit, 3) Familien der niederen Stände, wozu die Kaufleute, Handwerker und Ackerbauer gehören. Eine Ausnahmestellung nehmen die deutschen Colonisten in Marienfeld und Peterhof ein. — Kirchenleute sind die Bauern, welche durch die grusinischen Zaren den Kirchen und Klöstern zugeschrieben sind. Ihre Zahl beläuft sich auf c. 10000 Seelen. Sie besitzen die besten und ausgedehntesten Ländereien in Kartalinien und Kachetien.

Der Kreis von Signach, eingeschlossen vom Kur-Flusse und vom kaukasischen Gebirgsrücken, beginnt von den Ufern des Kur und ist eine wellenförmige, von Hügeln durchzogene Fläche. Der Boden wird in Hinsicht der Fruchtbarkeit in den oberen und niederen eingetheilt. Der letztere hat nach den äußeren Zeichen eine größere Tragbarkeit. Starke Hitze im Sommer und sehr mäßige Kälte im Winter machen ihn geschickt, alle Erzeugnisse warmer Länder hervorzubringen, allein im allgemeinen ist der Boden zu trocken, sodaß er im gegenwärtigen Zustande fast nur Korn hervorbringt. In den niedrigen Gegenden, besonders um Alasan, die auch durch Canäle bewässert werden, ist die Fruchtbarkeit größer; jedoch gibt es auch ganz wüste und unbewohnte Gegenden in diesem Kreise. Die Abhänge der Berge werden vom Vieh beweidet. Andere Gegenden sind sumpfig, namentlich die Gegend von Zimachara am Fuße der Gebirge und im Distrikte Dampala am Laufe der Jora. Die Ebene von Schiran hat einen sehr guten Boden, aber die große Hitze macht sie auch sehr unfruchtbar, sodaß sie selbst nur in geringer Menge von Rindern beweidet werden kann. Das Klima ist im Sommer sehr heiß, im Winter steigt die Kälte zuweilen bis auf 15° R. Heftige Winde und starke Nebel und Regenschauer wechseln miteinander ab und machen das Klima von Signach besonders im Februar, März und April unangenehm. Im Sommer ist wegen der großen Hitze der August und September die beschwerlichste und für die Gesundheit gefährlichste Zeit. Gewässer sind hier nur die beiden Flüsse Alasan (Alazonius der Alten) im Osten und die Jora (Cambyses bei den Alten) im Westen. In beiden Flüssen werden Störe, Welse und Lachsforellen gefangen; den Hauptnutzen aber gewähren sie durch fette Viehweiden an beiden Seiten. Außer den Hausthieren gibt es Wölfe, Füchse und Schakale fast überall; Panther und andere wilde Thiere sind nicht einheimisch, kommen aber oft aus anderen Gegenden herüber. Unter den wilden Vögeln sind besonders die schönen Fasanen bemerkenswerth. Eichen, Linden, Ahornbäume, Eschen, Buchen sind die gewöhnlichsten Waldbäume. Der Wald beginnt an der nördlichen Grenze des Telawskischen Kreises am Alasan und in den östlichen Theilen an dem sogenannten Zarischen Brunnen. Mineralien werden nicht gewonnen,

doch gibt es einige Salz-, Schwefel- und Eisenquellen, welche zur Heilung von Krankheiten benutzt werden. Die meisten Einwohner wohnen in Dörfern, welche im ganzen Kreise zerstreut sind. Derjenige Theil, welcher die hügeligen Erhebungen am Kur bewohnt, heißt Ukanamchara, der andere, welcher auf die Ebene beschränkt ist, Zinamchara. Die an der östlichen Seite liegenden Dörfer heißen Kysych. Die Einwohner letzterer, von Lesgischem Stamme, waren von jeher gefürchtet als grausame Verwüster der Umgegend; allein seit der Einnahme Grusiens durch die Russen ist die Sicherheit wiederhergestellt. Das Land liefert reiche Ernten an Weizen, Gerste, Hirse, Mais, Baumwolle und Maulbeeren. Mit besonderem Erfolge wird der Weinbau betrieben. Kachetien ist die einzige transkaukasische Gegend, wo guter Wein wächst. Das Vieh der Kachetier besteht in Büffeln, Rindern, Pferden, Schafen, Eseln und Schweinen. Das dortige Rindvieh ist vortrefflich. Unter den Pferden sind die Karabachskischen die vorzüglichsten. Auch die Bienenzucht ist von Bedeutung. Die Jagd liefert Marder und Füchse; der Fischfang ist unbedeutend. Unter den Städten ist die bedeutendste die Kreisstadt Signach (10320 Einw.), unter dem 41° 6′ N. B. und 63° 19′ O. L. am Flüßchen Anagiskewi. Sie hat eine bedeutende Festung auf einem hohen, von tiefen Schluchten umgebenen Berge. Sie wurde vom byzantinischen Kaiser Heraclius erbaut, um die Kachetier gegen die räuberischen Einfälle der Lesgier zu schützen. Neben der Stadt befindet sich eine große Menge von schönen Weingärten. Handel wird getrieben mit russischen Fabrikaten, persischer Seide, lesgischen Tüchern, baumwollnen Waaren, Stahl- und Kupferfabrikaten, Fischen, Salz, Zucker, Thee und Rum.

Der Kreis von Telaw ist gebirgiger als der von Signach. Die Berge bestehen größtentheils aus sandigem Kalkstein, der zur Uebergangs-Bildung gehört. Der höchste Theil des Gebirges ist der Berg Ziwa, welcher sich am Anfange des Octobers mit Schnee bedeckt. Die Berge sind größtentheils mit Laubwäldern aus Eichen, Buchen, Erlen, Haselnüssen, Pflaumen und Schlehen bedeckt. Der schönste Theil des Telawskischen Kreises ist das große Kachetische Thal, aus zwei kleineren Thälern bestehend, Schiginiti Kacheti und Piraketi. Eine Merkwürdigkeit derselben ist, daß häufige Hagelwetter das Thal heimsuchen. Die Regenwolken ziehen über die kalten Gebirge des Kaukasus und schlagen sich als Hagel nieder. Die Hauptflüsse sind wie im Signachschen Kreise der Alasan und Jorafluß. Der Alasan ist hier kaum 3—4 Fuß tief und 140 Fuß breit. Von der linken Seite fallen in denselben die Bäche: Bursa, Duritsch, Kuizkaro, Tschelti, Zabori, Lopota und Stori, von der rechten Seite: Ilto, Turdo, Kisishewi. Alle diese Bäche fließen in breiten steinigen Betten, die im Sommer fast trocken sind. Die Jora fließt parallel mit dem Alasan und ist oft bis 350 Fuß breit. Sie ist reißender und tiefer als der Alasan. Schiffbar sind beide Flüsse nicht, doch wird Bauholz darauf nach dem Signachschen Kreise geflößt. Producte sind hier Hornvieh, Pferde und Schweine, in den Waldgebirgen: Hirsche, Steinböcke, wilde Ziegen, Schakale, Füchse und Hasen; von Pflanzen: Weizen, Gerste, Hirse, Mais, Färberröthe, Safran und Hopfen. Von Bauholz kommen Eichen, Buchen, Erlen, Wallnüsse-, Birnen-, Pflaumen-, Aepfel-, Süßkirschen-, Kastanien- und Aprikosenbäume vor; aus dem Mineralreiche: Thonerde, Kalk, Salz und Steinöl. Eine Schwefelquelle befindet sich zwischen dem Dorfe Schasriany und den Ruinen der alten Stadt Gremi. Die Einwohner bewohnen das Land sparsam, sodaß nur c. 8—9 männliche Seelen auf die □Meile kommen. Sie sind mit der russischen Regierung zufrieden, weil sie Ordnung und Sicherheit statt der Willkür einführte, sie sind indeß nicht sehr bildsam. In der Stadt Telaw (6209 Einw.) ist eine geistliche Schule, wo russische und grusinische Sprache, Religion und Rechnen gelehrt wird. Die Natur bietet hier alle Bequemlichkeiten des Lebens dar, doch sind die Wohnungen mehr Kellern oder Ställen ähnlich, obgleich ein Ueberfluß an Bauholz ist. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht aus Weinbau, theilweise auch aus Seidenbau. Die Weinernte ist Mitte September oder besser im October. Es gibt weiße, große längliche und dunkle Beeren, letztere, Saperawi genannt, liefern den besten Wein. Die besten kachetischen Weine im Telawschen Kreise werden gebaut bei den Dörfern Kondoli, Zinodali und Quareli, Gulgula und Achmet. Die Viehzucht ist aus Mangel an Weiden gering; Fischfang ist im Alasan, wo er der Krone gehört. Der Haupthandel besteht in Wein nach Tiflis.

Vgl. Klaproth, Beschreib. der russ. Prov. S. 60—69. Haxthausen, Transkaukasien, I, 123, 130. Eichwald, Reise auf dem casp. Meer und in dem Kaukasus, 2 Bd., 1834—1838, I, Abth. II, S. 411. (*A. v. Wald.*)

KACHEXIE nennt man einen krankhaften Zustand des Menschen, welcher sich durch ein fahles, elendes Aussehen und allgemeine Abmagerung und Erschlaffung kennzeichnet, und auch meistens mit einem gewissen Grade geistiger Depression verbunden ist. Derselbe beruht auf einer hochgradigen Ernährungsstörung, welche durch eine im Verhältniß zur Ausgabe nicht hinreichende Zufuhr von Nährmaterial bedingt ist. Die Kacherie ist entweder die directe Folge von hochgradigen Säfteverlusten (nach schweren Krankheiten, excessiven Blutungen, geschlechtlichen Ausschweifungen, namentlich Onanie), oder sie ist als Folge von chronischen Erkrankungen des Gesammtorganismus, den sogenannten Dyskrasien, zu betrachten. In letzterer Hinsicht sind besonders zu erwähnen: Skrofulose, Syphilis, Tuberkulose, Krebs, Leukämie, Bronzehaut (Addison'sche Krankheit der Nebennieren), Malariainfection, sowie verschiedene Metallintoxicationen (Blei, Quecksilber, Arsen; Berg- und Hüttenkrankheiten), endlich der Misbrauch geistiger Getränke (namentlich des fuselhaltigen Branntweins). Eine Heilung der Kachexie ist nur da möglich, wo es möglich ist, die Ernährungsstörung, beziehungsweise die zu Grunde liegende Dyskrasie zu beseitigen; Besserung dagegen wird nicht selten erzielt, wenn der Kranke unter in jeder Hinsicht passende

hygieinische Verhältnisse gebracht werden kann. Im allgemeinen ist demnach die Vorhersage günstiger bei der direct bedingten Kachexie.

Als besondere Form ist noch zu erwähnen die *Kachexia exophthalmica*, Basedow'sche oder Graves'sche Krankheit, eine Erkrankung, welche höchst wahrscheinlich auf einer Affection des sympathischen Nervensystems beruht und durch das gleichzeitige Vorkommen von Hervortreibung der Augäpfel (Glotzauge), Anschwellung der Schilddrüse (Kropf) und gesteigerte Thätigkeit des Herzens charakterisirt ist. (*Alfr. Krug.*)

KADES (a. Geogr.), hebr. Qādēsch, vollständig Kādēs-Barnēa, Oertlichkeit in der Wüste südlich von Palästina. Daß Kādēs-Barnēa mit Kades gleichbedeutend ist, lehrt z. B. 4 Mos. 32, 8, vergl. mit 13, 26; 5 Mos. 9, 23, vergl. mit 4 Mos. 20, 2 fg. Nach 4 Mos. 13, 26 entsandte Mose von Kades aus Kundschafter in das Land Kanaan, ohne Zweifel, um sodann direct nördlich vorzudringen; das Murren des Volkes nöthigte ihn zum Aufgeben dieses Entschlusses (vergl. darüber auch 4 Mos. 32, 8; 5 Mos. 9, 23 und Jos. 14, 7). Eine von Kades aus an den Edomiterkönig gerichtete Bitte, daß er Israel den Durchzug durch sein Land gestatten möge, blieb erfolglos (4 Mos. 20, 14 fg.; Richter 11, 16 fg.), und so sah sich Mose genöthigt, von Kades aus wieder südlich zu ziehen, um das Land der Edomiter zu umgehen. Nach Kades wird von der Ueberlieferung auch der Tod und das Grab Mirjam's, der Schwester Mose's (4 Mos. 20, 1), und die Geschichte vom Haderwasser (4 Mos. 20, 2 fg.; 27, 14; 5 Mos. 32, 51; Ezech. 47, 19; 48, 28) verlegt. Jedenfalls beruht es auf richtiger Erinnerung, daß sich zu Kades lange Zeit das Lager (oder richtiger Hauptquartier) des aus Aegypten ausgewanderten Volkes befand (4 Mos. 20, 1; 5 Mos. 2, 14, wo die 38 Jahre, die bis zur Ueberschreitung des Baches Sared verflossen, fast ganz auf den Aufenthalt in Kades gerechnet sind). Fraglich ist dagegen, ob der Name Kades, der eigentlich „Heiligthum" bedeutet, schon vor Mose existirte oder erst in Erinnerung an den Standort der sogenannten Bundeslade daselbst aufkam. Nach 1 Mos. 14, 7 wäre der alte Name ēn mischpat, d. i. „Gerichts- oder Entscheidungsquelle", gewesen. Dies könnte auf eine uralte Orakelstätte deuten; wahrscheinlicher ist jedoch, daß sich auch dieser Name nur auf die Wirksamkeit Mose's in Kades bezieht.

Trotz der häufigen Erwähnung von Kades ist es bis jetzt noch nicht gelungen, die Lage desselben definitiv zu bestimmen. Aus 1 Mos. 14, 7 ergibt sich, daß es nördlich von El Paran lag, daher es 4 Mos. 13, 26 in die Wüste Paran verlegt wird. Wenn es dagegen 4 Mos. 20, 1; 33, 36 der Wüste Zin zugetheilt wird (Psalm 29, 8 ist sogar von einer besonderen Wüste von Kades die Rede), so erklärt sich dies einfach aus dem Schwanken in der Benennung dieser Wüstenstriche bei den verschiedenen Pentateuchschriftstellern. Aus 1 Mos. 16, 14 ist nichts zu entnehmen, ebenso wenig aus den Grenzbestimmungen 4 Mos. 34, 4; Jos. 15, 3; Ezech. 47, 19; 48, 28. Wenn dagegen 4 Mos. 20, 16 Kades als eine „Stadt an der Grenze des Edomitergebietes" bezeichnet wird, so scheint dies für eine Lage westlich von der sog. Arabah, der südl. Fortsetzung des Todten Meeres, zu sprechen. Robinson (Palästina III, 140 fg., 171 fg.) hielt daher Kades für identisch mit dem heutigen Ain-el-Waibe (Wēbe), ca. 60 Kilometer SSW. vom Todten Meere. Für eine so weit östliche Lage könnte vielleicht auch Jos. 10, 41 angeführt werden; aber die ganze Hypothese verträgt sich kaum mit 5 Mos. 1, 2, nach welcher Stelle vom Horeb bis Kades elf Tagereisen gerechnet wurden. Dies führt auf eine Lage weiter nach Westen zu und zu einer solchen stimmt auch 1 Mos. 20, 1. Rowlands fand 1842 in den Azāzimeh-Bergen eine Quelle Namens Ain Qudēs (vergl. *Williams*, The holy city I, 464) und diese ist seitdem von den meisten mit dem alten Kades identificirt worden. Die Oertlichkeit wurde 1870 von Palmer näher untersucht und die Lage der drei Quellen, die nach ihm Ain Gadis heißen, auf 30° 34′ nördl. Breite und 40° 41′ östl. Länge bestimmt; vergl. *Palmers*, The desert of the Exodus (Cambridge 1871), S. 269 fg. der deutschen Ausgabe (Gotha 1876). Eine dritte Hypothese hat Wetzstein (Excurs III zu Delitzsch Commentar über die Genesis, 4. Aufl., Leipzig 1872, S. 574 fg.) sehr scharfsinnig zu begründen versucht. Nach ihm ist Kades identisch mit dem Qâdûs, welches der arabische Geograph Maqdisi eine Tagereise von Hebron in der Richtung nach Petra zu ansetzt. Wetzstein bestimmt dieses Qâdûs auf ca. 31° 5′ nördl. Breite und 52° 45′ östl. Länge (von Ferro); aber so viel Triftiges er auch für seine Hypothese geltend gemacht hat, so unterliegt sie doch noch stärkeren Bedenken als Robinson's Identificirung von Kades mit dem weit südlicher liegenden Ain-el-Waibeh. (*E. Kautzsch.*)

KADET. In Frankreich wurden in alter Zeit Jünglinge angesehener Familien, meist die jüngsten Söhne adeliger Geschlechter, welche gewisser militärischer Vorrechte theilhaftig waren, z. B. in einem regulären Corps ohne Besoldung und unter Bedingungen verhältnißmäßiger Unabhängigkeit zu dienen, cadets genannt. Das Militärinstitut der Kadetten reicht bis in den Anfang des 17. Jahrh. zurück, aber bis zu Ende dieses Jahrhunderts war es ein beschränktes, denn z. B. eine Ordonnanz von 1670 verbot, gleichzeitig mehr als zwei Kadetten in irgend einer Compagnie zuzulassen. In dieser Eigenschaft begannen Vauban und Fabert ihre Laufbahn. Aber 1682 erhielt die Institution eine Ausdehnung, da Ludwig XIV. in diesem Jahre mehrere Compagnien junger Edelleute bilden ließ, um ihnen die Ausbildung zum Kriegsmanne angedeihen zu lassen. Der König besoldete für jede Compagnie einen Lehrer der Mathematik, einen Zeichenlehrer, einen Lehrer der deutschen Sprache, einen Tanzlehrer und zwei Fechtmeister. Diese Compagnien Kadetten waren Schulen, in welche Söhne von Aeltern, die „nobel" lebten, im Alter von 15 bis 20 Jahren Aufnahme fanden und wenn sie die Fähigkeit zur Befehlsführung erlangt hatten, zu Unterlieutenants, Fähnrichen und Cornets ernannt wurden. Die vom Minister Louvois er-

richteten sechs Kadettencompagnien bildeten das corps de cadets, welches schon in den ersten Jahren 4000 Kadetten zählte, deren Unterhalt fast ausschließlich vom Könige bestritten wurde. Das Institut erfreute sich daher großen Beifalls; als aber 1687 etwa ein Drittel der Kadetten mit dem Officierpatent in die Regimenter eingereiht wurde, gingen von den Obersten unzählige Klagen über die Neuangestellten ein, weil diese den Geist der Indisciplin und der Verschwendung in die Truppentheile getragen hatten. Gleichzeitig zwangen den König die bedeutenden Kosten der Kriege, alle nicht durchaus erforderlichen Ausgaben zu beschränken, und man dachte daran, die Unterhaltungskosten für die Kadetten zu vermindern. Schon hatte man angefangen, die sich Präsentirenden nicht mehr unentgeltlich aufzunehmen, von ihnen eine Pension von 50 Thalern zu fordern und sie zu zwingen, ihre Einberufung vom Hofe zu erbitten. Die dadurch erwachsenden Kosten schreckten viele ab und veränderten selbst den Charakter der Institution, da man unter den neuen Bedingungen auch Jünglinge aufnahm, die nicht Edelleute waren. Von 1692 ab wurden keine neuen Zöglinge mehr aufgenommen, sodaß nach zwei Jahren die Compagnien aufgelöst waren. Im J. 1726 erneuerte der Minister Leblanc den Versuch Louvois' und errichtete 6 Compagnien Kadetten zu Metz; jeder, der in dieselbe eintreten wollte, mußte den Beweis seines Adels führen oder der Sohn eines im Dienste befindlichen Officiers sein. Eine Ordonnanz von 1729 reducirte diese 6 Compagnien auf zwei, ohne indeß den Gesammtetat zu vermindern; eine weitere Ordonnanz von 1732 schmolz das Ganze in eine Compagnie um. Der zweite Versuch war demnach noch weniger glücklich als der erste, sodaß ein Decret vom 22. Dec. 1733 zum zweiten male die Kadettencompagnien aufhob. Der Cardinal Fleury sah zwar von einer Erneuerung der Schöpfung Ludwig's XIV. ab, theilte aber jedem Regimente eine Anzahl Kadetten zu, d. h. Jünglinge, welche das Officiersbrevet erstrebten und dieses unter der ausschließlichen Leitung von zu diesem Zwecke designirten Geistlichen erlangen sollten. Das Ministerium Argenson unterdrückte diese Einrichtung des Cardinals Fleury. Inzwischen war 1751 auf dem Champ de Mars zu Paris eine Militärschule gegründet worden, die alle Erwartungen, welche man von den Kadettenschulen gehegt, erfüllen konnte; sie wurde aber bald von dem Kriegsminister Grafen Saint-Germain infolge der Misbräuche, zu denen sie Anlaß gegeben, und des schlechten Geistes, der in ihr herrschte, unterdrückt. An ihrer Stelle wurde durch Ordonnanz vom 25. März 1776 in jeder Compagnie der Infanterie, der Cavalerie, der Dragoner und der Chasseurs die Stelle eines cadet-gentilhomme begründet. Die Inhaber dieser Stellen sollten nach dem Eingehen der Officiere à la suite die Function von Souslieutenants erfüllen; sie mußten adeliger Geburt oder Söhne von Officieren höheren Grades sein, zuerst den Dienst eines Gemeinen mit Ausnahme der Arbeitsdienste thun, waren unter der Aufsicht eines von dem Oberst auserwählten Officiers casernirt, trugen die Uniform mit besonderen Abzeichen und mußten alle Unterofficiersgrade durchlaufen, bevor sie Officiere wurden. Eine königliche Ordonnanz bestimmte, daß die cadets-gentilhommes durch die Officiere rücksichtsvoll und als Kameraden behandelt würden, und daß die Soldaten stets des Unterschiedes eingedenk sein sollten, welcher zwischen ihnen und den cadets-gentilhommes bezüglich der Geburt und der Bestimmung besteht. — Diese Einrichtung bestand nicht lange, denn schon am 17. Juli 1777 erschien eine Ordonnanz, welche die Wiedererrichtung eines Corps der cadets-gentilshommes zu Paris und die Bildung eines Unterrichtscursus für diese jungen Edelleute befahl. Die Kadetten wurden aus den besten Eleven der Militärschulen der Provinzen ausgewählt und frei erzogen, erhielten das Souslieutenantspatent mit vollendetem 16. Lebensjahre, konnten aber zur Vervollständigung ihrer Ausbildung noch in der Schule bleiben. In den Gebäuden, die noch heute die Militärschule des Champ de Mars heißen, zählte man höchstens 120 Kadetten. Mit der Revolution verschwanden die Kadetten in Frankreich.

Von Frankreich aus ist mit der Institution auch der Name Kadet in die meisten Staaten Europas übergegangen und zwar in den beiden Formen, die sich dort abwechselnd gefolgt sind, nämlich die Kadettenschulen, Kadettenanstalten, Kadettencorps einerseits und die Regimentskadetten andererseits. Bei den ersteren liegt die Absicht vor, die Kadetten von der Erlernung des Kriegsdienstes in Reih und Glied, also in steter Berührung mit unebenbürtigen Genossen, zu befreien; bei den letzteren fällt diese Rücksicht fort. Die Kadettenschulen waren daher anfänglich wesentlich Exercirschulen; erst im Laufe der Zeit legte man ihnen den Charakter wissenschaftlicher Schulen bei, die daneben auch die soldatische Ausbildung der Zöglinge im Auge behielten. Gegenwärtig bilden die Kadettenanstalten meist Erziehungsinstitute mit Internat, die ihren Eleven den wissenschaftlichen Unterricht guter Schulen bieten und dieselben von Jugend auf an Ordnung und Gehorsam gewöhnen, sie durch Turnen, Fechten, Schwimmen, Reiten, Tanzen, Exerciren körperlich für ihren späteren Beruf vorbereiten und zu treuen Dienern ihres Fürsten und Vaterlandes erziehen sollen. Sie haben somit den Zweck, einen geeigneten Ersatz des Officiercorps sicherzustellen, bilden aber gleichzeitig eine Art von Wohlthätigkeitsanstalten, indem sie verdienten Officieren und Staatsbeamten die Erziehung ihrer Söhne erleichtern.

Die Begründung des preußischen Kadettencorps geschah durch den Großen Kurfürsten, der in Colberg, Magdeburg und Berlin Kadettenanstalten in einer Stärke von zusammen 80 Kadetten errichtete. König Friedrich Wilhelm I. vereinigte 1716 die Colberger und 1719 die Magdeburger Anstalt mit der Berliner, während Friedrich II. 1764 ein Kadettenhaus in Stolpe und 1776 ein anderes in Culm errichtete und auch mit dem Waisenhause zu Potsdam eine Kadettenanstalt verbinden ließ. König Friedrich Wilhelm II. gestattete, daß in dem Kadettenhause zu Potsdam auch Söhne nichtadeliger Officiere aufgenommen werden könnten, und errichtete 1793 eine

Kadettenanstalt zu Kalisch. Friedrich Wilhelm III. genehmigte für alle Anstalten die Einreihung der Söhne adeliger und nichtadeliger Officiere, ließ nach dem Frieden von Tilsit die Zöglinge der Kalischer und Culmer Anstalt nach Berlin und Stolpe überführen, löste 1811 das Kadettenhaus an letzterem Orte auf und stellte nach dem Frieden die Anstalt in Culm wieder her. Während der dem Pariser Frieden folgenden Jahre machte sich die Nothwendigkeit der Errichtung neuer Kadettenhäuser geltend, die in Wahlstatt und Bensberg begründet wurden, und nach der infolge der Ereignisse des Jahres 1866 eingetretenen Vergrößerung des Staatsgebietes und der Armee fand die Neuerrichtung von Kadettenhäusern in Ploen und Oranienstein statt, sodaß gegenwärtig außer der inzwischen im October 1878 von Berlin nach Groß-Lichterfelde verlegten Hauptkadettenanstalt sechs Voranstalten zu Bensberg, Culm, Oranienstein, Ploen, Potsdam und Wahlstatt bestehen; letztere können zusammen über 1200 Zöglinge aufnehmen, während die Hauptanstalt einen Fassungsraum für 800 Eleven gewährt. Der Lehrplan des Kadettencorps ist infolge der königlichen Cabinetsordre vom 18. Jan. 1877 mit demjenigen einer Realschule I. Ordnung (mit Latein) so weit in Uebereinstimmung gebracht, als es die eigenthümlichen Verhältnisse des Kadettencorps irgend zuläßig erscheinen ließen. Die Voranstalten enthalten die Klassen Sexta bis Tertia, die Hauptanstalt außer Secunda und Prima auch eine Selecta, in welcher Unterricht in den militärischen Disciplinen nach dem Lehrplan der Kriegsschulen ertheilt wird. Die Kadetten treten als Porteépéefähnriche oder als Officiere in die Armee und liefern etwa 42 Proc. des Ersatzes für das Officiercorps der preußischen Armee; von ihnen wurden in letzterer angestellt 1877 — 215, 1878 — 199, 1879 — 186, 1880 — 179, 1881 — 204. In die preußischen Kadettenanstalten werden auch die Söhne der Angehörigen der übrigen deutschen Staaten mit Ausnahme Baierns und Sachsens, welche ihre eigenen Kadettenanstalten besitzen, aufgenommen. Eine Geschichte des preußischen Kadettencorps von v. Crousaz erschien 1857 zu Berlin.

In Baiern errichtete Kurfürst Maximilian III. zu München das Kadettencorps und ließ es am 1. Juli 1756 eröffnen. Dasselbe bestand unter diesem Namen bis 1778, lebte dann unter verschiedenen Schicksalen in der herzoglich Marianischen Landesakademie 1778—1790, darauf in der Militärakademie 1790—1805 fort, und erhielt 1805 seinen ursprünglichen Namen zurück. Am 1. Juli 1856 feierte es den Tag seines hundertjährigen Bestehens, aus welchem Anlaß Oberlieutenant Freiherr v. Schönhueb eine Geschichte des Kadettencorps (München 1856) erscheinen ließ.

Die Gründung des sächsischen Kadettencorps zu Dresden läßt sich auf den von 1691—94 regierenden Kurfürsten Johann Georg IV. zurückführen, während 1725 eine Kadettencompagnie errichtet wurde. Die neueste Reorganisation des Dresdener Kadettencorps datirt von 1867 und sind für dasselbe die meisten in Preußen gültigen Reglements adoptirt.

In England werden die Zöglinge der 1741 unter der Regierung Georg's II. begründeten Royal Military Academy zu Woolwich, welcher die Ausbildung der Officiere der Artillerie und des Ingenieurcorps obliegt, sowie die Eleven des Military College zu Sandhurst, welches die allgemeine militärische Ausbildung vermittelt, Kadetten genannt. Denselben Namen führen auch die Besucher der einzigen staatlichen Militärbildungsanstalt der Vereinigten Staaten Amerikas, der Militärakademie zu Westpoint, welche in ihrem Wesen einige Verwandtschaft mit den preußischen Kadettenanstalten zeigt.

In der österreichischen Armee wurden 1763 die sogenannten Fahnen-Kadetten-Stellen eingeführt, jedoch zu Anfang des 19. Jahrh. wieder aufgehoben, worauf die sogenannten kaiserl.-königlichen Kadetten ins Leben traten. Diese Stellen, deren jedes Linien- und Grenz-Infanterie-Regiment 6, das Bombardircorps 36 zählte, waren nur für Söhne von Officieren bestimmt und wurden vom Kriegsministerium vergeben. Diese Kadetten, im Stande des Regimentsstabes geführt, verrichteten wie die anderen sogenannten Regimentskadetten den Dienst bei den Compagnien, wurden nach ihren Fähigkeiten zu Unterofficiersdiensten verwendet und nach ihrem Range zu Oberofficieren befördert; jede im Regiment eintretende vierte Vacanz zum Unterlieutenant war für die kaiserl.-königlichen Kadetten bestimmt. Früher war es den Regimentsinhabern gestattet, diensttaugliche junge Leute — meist adelig oder Söhne von Officieren und höheren Beamten, welche Fähigkeiten besaßen — als sogenannte Regimentskadetten, ohne Verpflichtung einer Dienstzeit und ohne Rücksicht auf die Zahl, bei jedem Truppenkörper aufzunehmen, wogegen Söhne von niederen Beamten und anderen Familien, sowie Jünglinge, welche von der Militärstellung nicht befreit waren, als sogenannte Expropriis-Gemeine eingestellt werden konnten. Am 1. Jan. 1851 wurde jedoch die Einstellung der letzteren beseitigt und mußten von da ab junge Leute, welche das 16. Jahr erreichten und Kadettenstellen erstrebten, sich bei den Inhabern um die Aufnahme bewerben und sich mit dieser Bewilligung beim nächsten Armeecorps-Commando melden. Erst wenn der Aspirant die vorgeschriebene Prüfung bestanden, konnte seine Einstellung in den von ihm gewählten Truppenkörper erfolgen. Einzelne Regimentscommandeure hatten bei ihren Regimentern aus eigener Initiative die Kadetten in sogenannten Regiments-Kadettenschulen vereinigt, so z. B. Kinsky bereits 1777; andere Regimenter hatten dies nachgeahmt, doch wurden diese Bildungsanstalten während der Feldzüge am Anfang des 19. Jahrh. unterbrochen, bildeten sich dann wieder, fingen aber erst in den J. 1820—1826 an, allgemein zu werden und einige Regelmäßigkeit zu erlangen, waren dabei aber immer von der persönlichen Initiative Einzelner abhängig. Inzwischen hatte man aber auch die Zusammenfassung der Kadetten in vom Staate gegründete Kadettenhäuser in Angriff genommen und 1808 eine Kadettencompagnie in Olmütz, wenige Jahre darauf eine zweite in Graz und 1841 in Mailand ein drittes Kadettenhaus errichtet, welches letztere 1848 einging. Die betreffenden Kadetten wurden zwischen

dem 13. und 15. J. von einem Regiment angenommen, aber sofort der Anstalt überwiesen, in der alle Bedürfnisse des Unterrichts, Kleidung, Kost u. s. w. für sie vom Staate bestritten wurden. Nach vollendetem Lehrcursus traten die Kadetten in die Regimenter ein, um den praktischen Dienst zu erlernen und dann zum Officier befördert zu werden.

Die vorstehend skizzirten Institutionen haben im Laufe der Zeit manche Wandlungen erfahren, aber erst die im J. 1868 ins Leben gerufenen Wehrgesetze, welche die allgemeine Wehrpflicht einführten, haben einen gründlichen Umschwung der Verhältnisse zur Folge gehabt. Auf die früher bei den Regimentern unter der Leitung der Regimentscommandeure bestehenden Kadettenschulen hatte die Heeresverwaltung bezüglich deren einheitlicher Regelung nicht den geringsten Einfluß zu üben vermocht, da die Ernennung der Officiere zu den Rechten der Regimentsinhaber gehörte. Jetzt schritt man nach mancherlei Versuchen in dieser Richtung zur Aufstellung stabiler Kadettenschulen nach einem einheitlichen Plane in der Absicht, die nöthige Anzahl einheitlich gebildeter Officiere zu gewinnen. Die Beschaffung der erforderlichen Räumlichkeiten, die Schulung des Lehrpersonals, die Regelung des Zuzuges der Schüler bedingten ein schrittweises Vorgehen in dieser Richtung und die inzwischen zu Tage tretenden Erfahrungen auch manche Aenderungen der bereits in Function getretenen Schulen.

Ende 1880 befanden sich die nachfolgenden Kadettenschulen in Thätigkeit:

für Infanterie: zu Wien, Budapest, Prag, zu Lobzow bei Krakau, zu Karthaus bei Brünn, Hermannstadt, Preßburg, Lemberg, Agram, zu Liebenau bei Graz, Innsbruck, Triest, Temesvar, Kaschau;

für Cavalerie: zu Weißkirchen in Mähren;

für die Genietruppe: zu Wien;

für Pioniere: zu Hainburg.

Die Zahl der Frequentanten ist zwischen 120—400 für jede Schule normirt, nur die Pionier-Kadettenschule zählt deren 80. Im Ganzen waren bei Beginn des Schuljahrs 1878—79 in allen Schulen 4340 Frequentanten vorhanden. Die Frequentanten theilen sich in Truppen-Eleven, welche im Alter vom 14. bis zum vollendeten 17. Lebensjahre stehen, und in Frequentanten des Soldatenstandes vom 17. Jahre angefangen. Alle sind casernirt, beziehen Löhnung, Menage und Brotgebühr mit einiger Aufbesserung und haben seit Anfang 1877 eine besondere Adjustirung mit speciellem Abzeichen erhalten.

In Rußland besteht mit dem betreffenden Namen nur das Finnische Kadettencorps, welches den Adeligen des Großfürstenthums Finland die Mittel in die Hand geben soll, ihre Söhne erziehen und militärisch ausbilden zu lassen. Etatsmäßig hat dasselbe 120 Zöglinge, von denen nach absolvirtem achtjährigem Cursus alljährlich etwa 10 austreten. In die Kategorie der Kadettenanstalten gehört aber auch das Pagencorps Sr. Kaiserl. Majestät, welches bezweckt, den Söhnen verdienter Personen eine Erziehung und eine militärische Ausbildung zu geben, welche für den Dienst in der Garde nothwendig ist. Von den etatsmäßigen 120 Zöglingen kommen jährlich etwa 10 nach absolvirtem siebenjährigem Cursus zur Entlassung.

Die in verschiedenen Schriften mit Kadettenanstalten in Parallele gestellten russischen Junkerschulen haben wesentlich andere Zwecke als die ersteren, denn sie sollen Infanterie-, Cavalerie- und Kosaken-Junkern, Unterofficieren und Urjadnik's (Kosaken-Unterofficiere), mögen sie nun Freiwillige oder Leute des Dienststandes sein, die den Officieren nöthige wissenschaftliche wie auch militärische Bildung geben. Dagegen haben die Militärgymnasien und die Militärprogymnasien mehrfache Analogien mit Kadettenanstalten. Erstere bereiten die Kinder von Adeligen, welche im Militärdienst stehen, in einem sechsjährigen Cursus zum Eintritt in die Kriegsschulen vor, während letztere die Söhne von Officieren und Militärbeamten für den Eintritt in die Junkerschulen geeignet machen sollen und dieselben direct zum Dienste als Unterofficiere entlassen. Ende 1880 bestanden von Militärgymnasien 18 mit zusammen 6560 Zöglingsstellen, und zwar 3 in Petersburg, 3 in Moskau und je 1 in Plotzk, Nishnij-Nowogrod, Orel, Poltawa, Woronesch, Kiew, Orenburg, Omsk, Simbirsk u. s. w., und von Militärprogymnasien 8 mit zusammen 1700 Zöglingsstellen und zwar in Petersburg, Moskau, Pskow, Jaroslaw, Jelisawetgrad, Orenburg, Omsk und Simbirsk.

Ganz eigenartig ist das Kadettenwesen in der Schweiz gestaltet. Hier werden die Schüler der Elementarschulen, der Realschulen und der Gymnasien, wenn sie das Alter von 12 Jahren und dabei die erforderliche körperliche Geeignetheit erreicht haben, im Frühjahr und Herbst an mehreren Abenden der Wochentage durch Officiere und Exercirmeister militärisch geübt. Die betreffenden Jünglinge werden dann Kadetten genannt. Diese Einrichtung ist eine sehr alte, denn schon 1631 wurde zu Winterthur die erste Kadettenabtheilung gebildet; jetzt zählt man 78 verschiedene Corps, von denen 66 der Infanterie und 12 der Artillerie angehören und die im Ganzen etwa 8000 Eleven umfassen. Für die Kadetten wird ein eigenes, sehr leicht construirtes Gewehr vom Staate geliefert; die einzelnen Corps haben verschiedene Uniformen. Ueber den Nutzen, welchen die Eidgenössische Armee aus dieser Gestaltung des Kadettenwesens zieht, gehen die Meinungen weit auseinander; jedenfalls liefern die Schweizer-Kadetten nur ein sehr geringes Contingent an Officieren und Unterofficieren.

Auch in der Marine hat sich der Ausdruck Kadet eingebürgert und zwar als die Benennung der Officiers-Aspiranten. Bei der deutschen Marine werden diese Aspiranten als Kadetten zur See theilweise in der Marineschule zu Kiel wissenschaftlich, theilweise an Bord besonderer Schulschiffe praktisch ausgebildet. Nach abgelegtem Examen werden sie zu Seekadetten mit dem Range eines Portepéefähnrichs der Landarmee ernannt und erhalten dann ihre weitere praktische Ausbildung an Bord in Dienst gestellter Schiffe oder auch auf Schulschiffen; nach gesammter dreijähriger Fahrzeit auf See besuchen sie dann behufs Ablegung des Officierexamens

die Marineschule. Die von der kaiserlichen Admiralität herausgegebene Rang- und Quartierliste der kaiserlichen Marine für das J. 1882 führt 36 Kadetten und 80 Seekadetten namentlich an. — Analoge Einrichtungen bestehen in den Marinen fast aller Staaten, wenn auch unter verschiedener Benennung. In Oesterreich werden die jungen Leute, welche sich der Seecarrière widmen, Seeaspiranten, in England naval cadets genannt, letztere werden dann zu Midshipmen ernannt, welche in gewissem Sinne den deutschen Seekadetten entsprechen, aber den Secondelieutenantsrang der Landarmee besitzen.

(*von Löbell.*)

KADI ist der aus dem Arabischen in sämmtliche islamitische Sprachen übergegangene Titel eines Richters, welcher nach dem Scher'i-scherif, dem aus dem Koran und seinen Commentaren abstrahirten göttlichen Recht der Mohammedaner, seine Entscheidungen trifft. Wie die Mufti oder Rechtsgelehrten und die Imame oder Moscheengeistlichen, werden die Kadi als Softa, theologische Studenten, auf den mohammedanischen Hochschulen, den Medresse, für ihren Beruf vorbereitet; mit beiden zusammen bilden sie das Corps der Ulema, als dessen vornehmste Mitglieder sie gelten, obwol das allgemeine Oberhaupt, der Scheich-ul-Islam oder Großmufti, immer den Gelehrten entnommen wird. Die vom Kadi erlassene Sentenz ist, weil sie als religiöse Satzung gilt, inappellabel, und da ihm zur Begründung eines Urtheils nach dem Scher'i-scherif die Aussage zweier mohammedanischer Zeugen ohne Rücksicht auf deren Zuverlässigkeit genügt, so ist klar, daß ihm eine große Misbräuche ermöglichende Amtsgewalt zusteht. Dagegen ist sein Forum nicht obligatorisch, und ebenso ist er nicht befugt, in contumaciam zu urtheilen; auch dauert seine Amtirung an einer Stelle nur ein Jahr. Die sich von seiner Misgunst bedroht glaubende Partei kann also vor erflossener Sentenz den Fall bei dem höchsten Gerichtshofe, dem Ars-Odassi zu Constantinopel anhängig zu machen suchen, oder sich bis zum Amtsantritt des Nachfolgers außerhalb des Jurisdictionsbezirkes aufhalten. Die am höchsten stehenden Kadi sind die in Constantinopel residirenden Kadiaskjer von Rumelien und Anatolien; dann folgen der Kadi von Constantinopel, derjenige von Mekka, diejenigen von Adrianopel, Brussa, Beirut und Kairo, endlich diejenigen von Galata, Ejub (einer Vorstadt Constantinopels), Smyrna, Jenischehr, Salonik und Aleppo. Weiter sind die Dewrije, d. h. die abwechselnd mit bestimmten richterlichen Commissionen betrauten, und die Mufettisch, die mit Streitsachen über Wakuf (Todte Hand)-Güter beschäftigten Specialrichter, zu erwähnen, auf welche dann die gewöhnlichen Kadi folgen. Solcher gibt es in der Hauptstadt jedes größern Verwaltungsbezirks; überall steht ihnen eine Mechkemeh, ein islamitischer Gerichtshof zur Seite, welchem der Kadi präsidirt. Nach dem Ehrentitel der vornehmeren Kadi, Mola, werden die Jurisdictionsbezirke derselben Mewlewije genannt; man rechnet deren in der Türkei 24. In die seinem Bezirk angehörigen Districts-Vororte entsendet der Kadi seine Naibs, Delegirten. In dem mohammedanischen Theile Ostindiens, wo dieselben Einrichtungen bestehen, war früher die Stellung dieser Naib noch eine so hervorragende, daß die Engländer aus der arabischen Mehrzahl des Wortes, nämlich „Nawwab", ihr „Nabob" gemacht haben. — Schon längst hatte sich fühlbar gemacht, daß zu den modernen Verhältnissen, wie sie in der Levante in Handel und Wandel, ja sogar im innern Staatsrecht, der Stellung der verschiedenen Religionsgesellschaften zueinander, zur Geltung gelangt waren, der Kadi mit seinen dem frühen Mittelalter entstammenden starren Rechtskategorien nicht mehr passe, und so wurden denn zunächst in Constantinopel, dann aber auch an anderen Haupt-Verkehrsstellen für Straffälle Criminalgerichte (Dschenajet-Medschlissi) und für Handelssachen Handelsgerichte (Tidscharet Mechkemessi) eingesetzt, auf welche ein großer Theil der früheren Competenz des Kadi überging. Nur in Verlassenschafts- und Ehe-Streitigkeiten und den häufigen auf Wakuf bezüglichen Fällen blieb seine Autorität vorläufig unbestritten. Seine Einnahmen bestehen außer einem kleinen Gehalt in nach Procenten von dem Werthe des Streitobjects berechneten Sporteln; sie gelten bei manchen Aemtern als recht erheblich. Durch die in den letzten Jahren geschehene Einsetzung von erstinstanzlichen Gerichten (Bedajet Mechkemessi) in den Sandschaks und von Appellhöfen (Istinaf Mechkemessi) in den General-Statthalterschaften, sowie die Ernennung von Staatsanwälten (Mudda'i'umumi) für dieselben, dürfte die völlige Beseitigung der Kadi angebahnt sein.

(*G. Rosen.*)

Kähdingerland, so viel wie Kehdingen (s. d.).

KADJAK (Kadiak gesprochen) ist ein zum ehemaligen russischen Amerika gehörender Archipel in 58° n. Br. und zwischen 152 und $154^2/_3$° westl. L. v. Gr., von der Halbinsel Aliaska durch die Aliaska- oder Schelikoff-Straße getrennt und in der Fortsetzung der gebirgigen, auch Gold führenden Kenai-Halbinsel gelegen. Einschließlich der im 160. Meridian gelegenen Schumagin-Inseln umfassen sie 162,25 g. □M. (das wäre etwa die Größe von Corsica). Der Name scheint von dem Eskimo- oder Innuit-Namen Kaniág abzustammen. Zusammengesetzt ist der Archipel aus den Inseln Kadják Afognák, Tugidak, Sitkinak, Murmelthier-Insel (Jvráskin), Tannen-Insel (Yelówy), Wald-Insel (Lésnoi), Schirikoff-Insel oder Ukamok. Eine kleine Gruppe im N.W. von Schirikoff heißt die Sémidi-Inseln; eine andere am Eingange der Cooks-Einfahrt die Barren-Inseln (Bezplodnoi); und im Nord-Osten von diesen liegt die Gruppe der drei Schugatz-Inseln (nicht zu verwechseln mit dem Schugasch-Golfe oder dem Prinz-William-Sunde). — Zahlreiche längere und kürzere Fjorde schneiden ringsum in die gebirgige Insel ein, deren Gesteinsarten, namentlich vielfach Talk- und Chloritschiefer, mit denen der Kenai-Halbinsel übereinstimmen. Die geschützteren Theile der Insel sind mit schönem Wald bestanden und enthalten, nebst den Küsten von Cooks-Einfahrt, einen großen Theil der besten Ansiedelungs- und Gras-Ländereien. Sie sind gut bevölkert und sind Handelsmittelpunkt des Alaska-

Territorium. St.-Paul ist nach Lage und Wichtigkeit der Hauptort und verdient viel mehr als Sitka Hauptstadt von Alaska zu sein. Es ist zu verschiedenen Zeiten Haupt-Depot der Compagnie gewesen, aber aus politischen Gründen hielt man den Hauptort so südlich als möglich. Außer St.-Paul sind noch drei Dörfer vorhanden an der Drei-Heiligen-Bai, Afognak, Fichten- und Wald-Insel, und eine Anzahl von Ansiedelungen Eingeborener. Das Depot der Eis-Compagnie befindet sich auf der Wald-Insel. Ein häufiger und merkenswerther Grundzug in diesem Theile der Küste sind die Nadel-Felsen, welche sich fast allenthalben vorfinden. — Auf den westlich von Kadjak gelegenen Semidi-Inseln und auf Schirikoff oder Ukamok hatte die Compagnie eine Factorei. Das Murmelthier (Arctomys *Parryi*) war hier eingeführt worden und hat sich dermaßen vermehrt, daß man eine Anzahl von Personen von Sitka als Strafen für leichte Vergehen hierher schickte, um die Felle zuzurichten. Auf Pópoff und Unga in der Schumagin-Gruppe befinden sich Ansiedelungen; Unga hat zwei vortreffliche Häfen. Kohlen-Hafen an der Nordseite ist überreich an Kabliaus und für die Fischer ein gewöhnlicher Platz zum Zusammentreffen.

Im Jahre 1763 entdeckte Glótoff die Insel Kadjak, wo er überwinterte, obwol die Eingeborenen sich feindlich erwiesen; im Mai 1764 verließ er Kadjak. 1794 wurden die ersten Ansiedler aus Sibirien hierher geschafft, 265 Personen nebst Waaren, und da viele bald starben, noch 90. Beim ersten Census, im Jahre 1795, zählte man 3600 erwachsene Eingeborene männlichen und weiblichen Geschlechts. 1796 wurde die erste russisch-griechische Kirche gebaut. 1825 verlegte Schistakoff, der Nachfolger Murawjew's, das Hauptdepot der Compagnie von Sitka nach St.-Paul auf Kadjak. Seit 1850 zog man mit Erfolg Rinder auf Kadjak und an Cooks-Einfahrt. 1861 wurde die Regierung ausschließlich in die Hände des Hauptdirectors der Compagnie gelegt, und das Territorium wurde in sechs Districte getheilt: 1) Sitka, vom Elias-Berge südlich. 2) Kadjak, vom Elias-Berge bis zur Bristol-Bai, incl. der Schumagin-Inseln. 3) St.-Michaels, einschl. Norton-Sund, den Jukon und den Kuskoquim. 4) Unalaschka, von den Schumagin-Inseln bis Pribyloff, einschl. der Fuchs-Inseln. 5) Atka, einbegriffen die Reihe der übrigen Aleuten- und Commandeur-Inseln. 6) Kurilen. Der geistliche Hauptort blieb Sitka, und es bestanden sieben Missions-Districte: Sitka, Kadjak, Unalaschka, Atka, Kenai, Nuschergák und Kwikhpak. Die Kirchen wurden durch freiwillige Gaben erhalten. 11 Priester und 16 Dekane waren vorhanden. 1846 gab es 531 christl. Thlinkiten, 1854 nur 38, 1859 nur 42. Schelikoff richtete die erste und zweite Schule in Kadjak ein, in welcher russische Sprache, Rechnen und Religion gelehrt wurde. 1841 wurde in Sitka eine geistliche Schule eröffnet, welche 1845 zum Range eines Seminars erhoben ward: alles aber in sehr schlechtem Zustande. In Sitka war ein Hospital mit 40 Betten, in Kadjak mit 10 eingerichtet; in letzteres waren 1860 eingetreten 550 Kranke, und 12 starben. (*W. H. Dall*, Alaska and its Resources. Boston 1860.)

(*G. A. v. Klöden.*)

KADJAKEN (Kadjakisch). Das Kadjakische ist eine dem Eskimo nahe verwandte Sprache. Wenjaminow, dem wir eine dürftige Grammatik dieser Sprache zu verdanken haben, theilt dieselbe in sechs Mundarten: Kadjakisch, Alegmutisch, Tschugazisch, Tschnagamutisch, Malegmutisch und endlich die Mundart der seßhaften Tschuktschen oder Namollen (wohl zu unterscheiden von den nomadisirenden Tschuktschen, welche sprachlich in gar keiner Beziehung zu jenen stehen).

Da Wenjaminow's Angaben über die kadjakischen Lautverhältnisse höchst ungenügend sind, läßt sich nur vermuthungsweise sagen, daß dieselben im Wesentlichen mit denen der Eskimo-Sprache übereinstimmen. Dort wie hier ist die Gutturalreihe die bestentwickelte (q, γ, χ, k, g, ṅ). Unter den Vocalen kennt das Kadjakische nur die folgenden: a, e, i, u, ein Laut, welcher, wol ähnlich dem schwedischen o zwischen o und u die Mitte hält, und y, welches dem dumpfen i-Laut der slawischen Sprachen entspricht. Das e scheint überdies nur in Verbindung mit folgendem i vorzukommen, sodaß es möglicherweise als bloße Schwächung des a anzusehen ist.

Seinem Baue nach gehört das Kadjakische zu den agglutinirenden Sprachen. Die Wort- und Formenbildung findet ausschließlich auf dem Wege der Suffigirung statt. Gleich dem Grönländischen besitzt das Kadjakische außer dem Singular und Plural noch einen Dual. Das Possessivverhältniß wird durch gewisse Possessivsuffixe zum Ausdruck gebracht, z. B. ádaq, Vater; adáγa, mein Vater; adán, dein Vater; adti, sein Vater u. s. w. Das Verbum soll eine große Anzahl von Formen aufzuweisen haben; doch läßt sich hierüber nichts Bestimmtes mittheilen, da Wenjaminow leider unterlassen hat, auf diesen Punkt näher einzugehen.

Die folgende Tabelle der Zahlwörter von 1 bis 10 mag das Verhältniß des Kadjakischen zum Grönländischen und Namollischen veranschaulichen.

	Grönländisch.	Kadjakisch.	Namollisch.
1	atauseq	alinuk	atašek
2	maχdluq	maluk	malχok
3	piṅasut	piṅayun	piṅayu
4	sisamat	tšitaman	ištamat
5	tadlimat	taliman	tatlimat
6	aχfineq-atauseq	aχuinlṅin	aχwinljaq
7	aχfineq-maχdluq	malχuṅin	malχuk
8	aχfineq-piṅasut	iṅljulin	piχayunyn
9	aχfineq-sisamat	kulṅuyan	aχpinlik
10	qulit	qulin	kule

Quellen: *S. Wenjaminow*, Zaměčanija o Kološenskom i Kadjakskom jazykach. Sanktpeterburg 1841. Fr. Müller, Grundriß der Sprachwissenschaft, II, 1, S. 179. (*W. Grube.*)

KADLUBEK (Vincentius). Mit diesem Namen wird der um 1160 in Opatow geborene polnische Chronist Vincentius benannt (der Name Kadlubek wurde ihm als Patronymicum beigegeben). Er war, nachdem er sich auf einer italienischen oder französischen Universität den Magistergrad erworben hatte, — als Magister Vincentius tritt er zuerst in einer Urkunde von 1189 auf — Probst der Collegiatkirche zu Sendomir, und nach dem Tode des Bischofs Fulco von Krakau dessen Nachfolger. Als Bischof von Krakau (1208—1218) betheiligte er sich 1215 an der Krönung des siebenjährigen ungarischen Prinzen Koloman und der jungen Tochter des Herzogs Leszek von Krakau zum König von Halicz. Nach mehrjährigen Kämpfen der Ungarn und Polen miteinander und gegen russische Fürsten um den Besitz des Fürstenthums Halicz nach dem Tode des haliczer Fürsten Roman, der bei Zawichost gegen die Polen gefallen war (1205), verbanden sich der ungarische König Andreas II. und der Herzog Leszek zu einem gemeinsamen Vorgehen, nach welchem Koloman mit Salomea, der Tochter Leszek's, sich vermählen und unter dem Schutze von Ungarn und Polen über Halicz herrschen sollte. Nach einer späteren, aber glaubwürdigen Nachricht erhielt der krakauer Bischof Vincentius den Auftrag, Salomea nach Halicz zur Krönung zu geleiten, welche von dem vom Papste Innocenz III. dazu beauftragten Erzbischof von Gran unter Theilnahme des krakauer Bischofs vorgenommen wurde. Wenige Jahre später, 1218, entsagte Vincentius freiwillig der Bischofswürde und zog sich in das von ihm durch eine Schenkung bedachte Cisterzienserkloster Jędrzejow (Morimundus minor) zurück, wo er im Jahre 1223 starb und begraben wurde. Die Zeit seiner Muße, die er in dieser stillen Zurückgezogenheit fand, benutzte er zur Abfassung seiner polnischen Chronik, welche in vier Büchern die sagenhafte Urgeschichte und die beglaubigte Geschichte der Polen seit der Einführung des Christenthums bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts enthält. Die Form der ersten drei Bücher, in welchen der Erzbischof von Gnesen, Johann, und Matthäus, der Bischof von Krakau, über die Urgeschichte und die ältere christliche Geschichte Polens sich unterhalten, von denen der zweite die polnischen Geschichten erzählt, der erste aber Analogien aus der Geschichte des Alterthums anführt, hat Lelewel zu der Annahme veranlaßt, der Verfasser dieses Theiles der Chronik sei Matthäus, dessen Arbeit Kadlubek seinem Werke einverleibt habe (Ueber Matthäus vom Geschlecht der Cholewa, Wilna 1811), eine Annahme, welche durch die Ausgabe der Chronik des Vincentius nach dem Codex Eugenianus von Przezdziecki und durch Zeißberg's Buch über Vincentius Kadlubek, Wien 1869, beseitigt worden ist. Der Umstand, daß Johann als Bischof von Breslau und der krakauer Bischof Matthäus besonders eifrige Verehrer und Förderer des Cisterzienserordens in Polen waren, hat Kadlubek, der selbst durch seine Schenkungen an die Cisterzienserklöster Jędrzejow und Sulejow und noch mehr durch seinen Eintritt in die Gemeinschaft der Mönche zu Jędrzejow seine Anhänglichkeit an diesen Orden bekundet hatte, bewogen, sie als Gewährsmänner und Interpreten der ältern polnischen Geschichte einzuführen. — Das Werk, die erste von einem Polen in lateinischer Sprache geschriebene polnische Chronik, ist eine rhetorisch gehaltene, durch Reminiscenzen aus Justin, Lucan, Cicero, Seneca, Quintilian, Ovid und einer Alexandersage ausgeschmückte Chronik, die in der älteren Partie auf Gallus, seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts auf eigener Information beruht, und für diese Zeit die einzige umfängliche Quelle für die polnische Geschichte ist. Die Urgeschichte des ersten Buches ist nach den Ausführungen v. Gutschmidt's (im 17. Bande des Archivs f. österr. Geschichtsforschung) die durch gelehrte Interpretation verunstaltete altpolnische Sage. — Ausgaben der Chronik des Vincentius sind: die von Herburt in Dobromil 1612; die von Kownazki 1824; die vom Grafen Przezdziecki, Krakau 1862; die von A. Mulkowski, Krakau 1864. — Vgl. Zeißberg: Ueber Vincentius Kadlubek in „Polnische Geschichtschreibung des Mittelalters", Leipzig 1873, S. 49—78. (*W. Nehring.*)

KADMEA (ἡ Καδμεία), der älteste Theil der Stadt Theben in Böotien, welcher der Tradition nach von Kadmos, dem eponymen Heros des wahrscheinlich orientalischen (semitischen?) Volksstammes der Καδμεῖοι oder Καδμείωνες gegründet ist und nachdem weitere Stadttheile hinzugefügt und nach der Sage von Amphion und Zethos ummauert worden waren, als Akropolis der ganzen Stadt diente (vgl. *Paus.* IX, 5). Sie nahm den westlichsten der von den Mauern des siebenthorigen Theben umschlossenen Hügel ein, sodaß die an ihrem westlichen Rande sich hinziehende Befestigungsmauer zugleich einen Theil der Ringmauer der Stadt mit dem nach seiner Lage αἱ Ὕψισται πύλαι genannten Stadtthore bildete; sie war aber auch an den übrigen Rändern gegen die Unterstadt durch eine aus großen Blöcken von ziemlich unregelmäßiger Form erbaute Ringmauer abgeschlossen, sodaß eine in der Kadmeia liegende Besatzung sich auch gegen die untere Stadt längere Zeit halten konnte, wie dies beim Aufstand der Thebaner gegen Alexander d. Gr. im Jahre 335 der Fall war (vgl. *Arrian.* Anab. I, 7, 9). — Außer den Befestigungen enthielt die Kadmeia noch verschiedene Heiligthümer: des Zeus Hypsistos, des Zeus Ammon (mit einer von Pindar geweihten, von Kalamis gearbeiteten Bildsäule), der Tyche (welche den Knaben Plutos tragend dargestellt war), der Aphrodite (mit drei alten Schnitzbildern der Göttin, welche als Weihgeschenke der Harmonia, der Gattin des Kadmos, betrachtet wurden) und der Demeter Thermophoros; das letztere nahm nach der Tradition die Stelle ein, auf welcher einst das Wohnhaus des Kadmos und seiner Nachkommen gestanden haben sollte. Zu der Zeit, als Pausanias Theben besuchte, d. h. in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr., befand sich vor diesem Heiligthume der Demeter der städtische Marktplatz; es war nämlich damals die bewohnte Stadt auf dem Hügel der Kadmeia, den auch das jetzige Städtchen Thiva einnimmt, verbrannt, der übrige Raum der Stadt verlassen und mit

Ausnahme der Heiligthümer verödet. — Vgl. *Paus.* IX, c. 8, 5; c. 12, 3 fg.; c. 16, 1 fg.; dazu Bursian, Geographie von Griechenland I, 227 fg.

(*C. Bursian.*)

KADMILOS (Kasmilos), s. Kadmos und Kabiren.

KADMOS, Cadmus. Den richtigen Weg zur Erkenntniß der verschiedenen in der griechischen Götter- und Heroensage auftretenden Wesen dieses Namens [1]) hat bereits O. Müller gezeigt, Orchom.[2] S. 111—115 (vgl. Proleg. S. 149 fg.), durch den Nachweis der geschichtlichen und religionsgeschichtlichen Verhältnisse, unter denen jene aus einheitlicher Grundform sich herausgestaltet haben; Welcker's Abhandlung „Ueber eine kretische Colonie in Theben" bezeichnet bei vielen glücklichen Einzelbemerkungen dem gegenüber im Ganzen einen Rückschritt. Aus der sonstigen Literatur sind hervorzuheben Unger's „Thebana paradoxa" als Fundgrube entlegener und unberücksichtigter Notizen, besonders aber die einschlägigen Partien aus H. D. Müller's „Mythologie der griechischen Stämme", in denen O. Müller's Untersuchungen in wesentlichen Punkten berichtigt und ergänzt werden (I, 7. 235 fg.; 293—314; II, 312—328).

Auszugehen ist mit O. Müller von der Tradition, daß Hermes von den Böotern, insbesondere den Thebanern, sowie von den Tyrsenern — d. h. den tyrsenischen Pelasgern — Kadmos und Kadmilos oder Kasmilos [2]) genannt wurde (*Lycophr.* 162. 219 mit *Tzetzes* und *Scholl.*; *Etym. Gud.* s. v.; Neuhäuser „Cadmilus" p. 49 sq.). Dazu stimmt, daß der auf den wichtigsten Cultstätten der tyrsenischen Kabiren (Imbros, Lemnos, Samothrake) nachweisbare kabirische Kadmos-Kadmilos ausdrücklich mit Hermes identificirt wird, dessen Dienst sich nach den im Artikel „Kabiren" zusammengestellten Thatsachen als Hauptbestandtheil der Kabirenreligion erweist (*Scholl. Apoll. Rhod.* I, 917; *Herod.* II, 51). Endlich fällt Kadmos auch im Mythos mit Hermes zusammen, wenn er, wie sonst der Gott, dem Zeus im Kampfe gegen Typhoeus zur Seite steht, wie schon Pisander von Kamira, später Nonnos berichtete (Lobeck, Aglaoph. p. 1253 sq.; H. D. Müller, Myth. I, 302). Es ist also eine wohlbezeugte Thatsache, daß Kadmos eine Bezeichnung des thebischen Hermes war, unter welchem die argivischen Kadmeer, schon nach Ausweis ihres Namens, ihren Stammgott verehrten; von ihnen scheinen dann die tyrsenischen Pelasger Cult und Namen angenommen und auf ihre Inselsitze übertragen zu haben (H. D. Müller I, 294 fg.). Indem nun die Mythen dieses Gottes von den Nachfolgern der Kadmeer in Theben und Umgegend, den Böotern, nicht mehr in ihrer ursprünglichen Bedeutung verstanden und empfunden, sondern als geschichtliche Vorgänge aufgefaßt und daher mit verwandten Elementen aus der Stammsage der Kadmeer verschmolzen wurden, entstand nach O. Müller's einleuchtender Vermuthung (Orchom. S. 113) der scheinbar so verschiedene Heros Kadmos, dessen am übersichtlichsten von *Apollodor.* III, 1. 4 erzählten Mythus wir jetzt betrachten wollen.

Agenor, Sohn des Poseidon und der Libya und Bruder des Aegypterkönigs Belos, hatte in Europa (*παραγενόμενος εἰς τὴν Εὐρώπην*) die Telephassa geheirathet und mit ihr den Kadmos, Phoinix und Kilix gezeugt, sowie die Europa, welche nach anderer und älterer Tradition vielmehr Tochter des Phoinix sein sollte. [3]) Als nun Zeus die Europa in Thiergestalt nach Kreta entführt hatte, sandte Agenor seine Söhne aus, um sie zu suchen, mit dem Bedeuten, ohne sie nicht zurückzukehren; Telephassa aber zog mit ihnen, ebenso Thasos, der bald als ihr Oheim, bald als Bruder oder Geschwisterkind erscheint. Aber alle Bemühungen der Ausgezogenen sind vergeblich, und da sie sich den Weg zur Heimat verschlossen sehen, so gründen sie sich neue Heimstätten, Phoinix in Phönikien, Kilix am Pyramosflusse im späteren Kilikien, Thasos auf der nach ihm benannten Insel, Kadmos, dem Telephassa folgt, in Thrakien. Hier starb Telephassa; Kadmos bestattete sie und zog nach Delphi, um das Orakel wegen der Schwester zu befragen. Der Gott antwortete, er solle um die Schwester nicht weiter sorgen, sondern sich eine durch weiße mondförmige Flecken zu beiden Seiten des Rückens gekennzeichnete Kuh aus den Heerden des Pelagon in Phokis zur Führerin wählen und da eine Stadt gründen, wo sie ermüdet niedersinken werde. [4]) Kadmos entführte oder kaufte diese Kuh, wie ihm befohlen, und folgte ihr nach in das spätere Böotien, wo sie sich niederlegte an dem Platze, auf dem später Theben gegründet wurde. Um die Kuh der Athene zu opfern, schickte er einige seiner Genossen an die Quelle des Ares nach Wasser. Diese bewachte ein Drache, Sohn des Ares und der Erinys Tilphossa [5]), der den Zugang verwehrte und die Abgesandten umbrachte. Da zog Kadmos selbst hin und tödtete das Ungeheuer. Auf Athenens Rath aber pflügte er den anstoßenden Acker (*Hyg.* fab. 178; *Ovid.* Met. III, 104) und säete die Zähne des Drachen, worauf gewappnete Männer

1) Eine sichere Deutung ist noch nicht gegeben. Vielen Beifall hat Welcker's Herleitung von *κάζω* (= Bildner, Ordner gefunden (Kret. Kol. S. 23 fg.), vgl. O. Müller, Proleg. S. 151; ähnlich noch neuerdings H. D. Müller, Indogerm. Sprachbau S. 207. J. Baunack faßt *κα* = *κατά* (wie in *Κασταλία* u. a.: Curtius, Studien X, 109 fg.) und erkennt in *-δμος* die Wurzel *δαμ* (*δάμνημι*), vergl. *Ἄδμης*; sodaß sich eine für den Heros wie den Gott des siegreich eindringenden Stammes gleich passende Bedeutung ergeben würde; vergl. jedoch den Künstlernamen *Εὔκαδμος*. Die Ableitungen aus semitischem Sprachgebiete hat gut zurückgewiesen Neuhäuser, Cadmilus p. 64 sq., während seine eigene Deutung „procurator, administer" (von *κήδω*) wenig glücklich erscheint. 2) In dem Deminutivum erkennt Welcker, Kret. Kol. S. 31, vielleicht mit Recht, ein Zeugniß von der Auffassung des Hermes als Kind, wodurch dem Kabirendienste ein neues Element der altargivischen Stammreligion (H. D. Müller II, 355) zugewiesen würde.

3) Vgl. *Hom.* Il. XIV, 34; *Apollod.* a. a. O.; *Paus.* VII, 4, 2; H. D. Müller, Myth. I, 305. Ueber die an die Spitze gestellte Genealogie vergl. H. D. Müller I, 57 fg. 4) Vgl. noch *Scholl. Eur. Phoen.* 608; *Arist.* Ran. 1256; *Paus.* IX, 2, 1; Unger p. 3 sq., dissertat. Halens. IV p. 27 sq. 5) *Schol. Soph. Ant.* 126. Vergl. K. Tümpel, Fleckeisen's Jahrbb. Suppl. XI, 695. 706 fg.

aus der Erde hervorwuchsen, die man Sparten nannte. Diese erschlugen einander, entweder weil sie unter sich in Streit geriethen oder, nach Pherekydes, weil Kadmos, wie Jason, Steine unter sie warf und sie meinten, das hätten einige unter ihnen gethan. Nur fünf blieben am Leben und schlossen untereinander und mit Kadmos Frieden und Freundschaft: Echion, Udaios, Chthonios, Hyperenor, Pelor, nach Timagoras *Schol. Eur. Phoen.* 670. 942 auch Kreon. Die Blutschuld, die Kadmos durch den Mord des Drachen und der Drachensöhne auf sich geladen[6]), mußte er dem Ares erst durch achtjährige, den Zeitraum des „großen Jahres" ausfüllende Knechtschaft abbüßen. Darauf überwies ihm Athene die Herrschaft von Theben, Zeus aber gab ihm Harmonia, die Tochter des Ares und der Aphrodite (nach andern Elektra: Unger S. 273) zum Weibe. Zur Hochzeitsfeier ihrer Schützlinge stiegen alle Götter vom Olymp hernieder zur Kadmea, welche Kadmos und seine Genossen im Verein mit den Sparten (Unger S. 13) gebaut hatten.[7])

Auf den ersten Blick erkennt man, daß in diesem Mythencomplex — den Verfasser absichtlich in engstem Anschluß an den antiken Mythographen wiedergegeben hat, ohne die leichterkennbaren Fugen und Unebenheiten zu verdecken und zu glätten — ganz verschiedenartige und widerstrebende Elemente verbunden und in Eins verarbeitet sind. Als Grundlage ergibt sich jener bei Gelegenheit der samothrakischen Kabiren besprochene religiös-symbolische Mythus der Kadmeer und Tyrsener, in welchem Hermes-Kadmos[8]) die während der Winterszeit verschwundene Demeter-Europa suchte, wiederfand und sich mit ihr in heiliger Ehe vermählte.[9]) Daß dieser Mythus ursprünglich in Böotien heimisch war, beweist, abgesehen von den oben besprochenen religionsgeschichtlichen Verhältnissen, die thebische Localtradition vom Verstecke der Europa auf dem teumessischen Berge[10]), sowie die Thatsache, daß sich Europa in alterthümlich-religiöser Geltung nur in Lebadeia, vielleicht auch in Kopai erhalten hat.[11]) Ein Ueberbleibsel religiöser Symbole ist wol in der durch mondförmige Flecken gekennzeichneten Kuh zu erkennen, der Kadmos in dem historisch aufgefaßten Mythus folgt, wie ursprünglich der kuhgestalteten Göttin selbst.[12]) Dieser religiöse Kern ist nun völlig überwuchert und verdeckt durch legendenartige und historische Elemente, in welchen Kadmos als Stammheros der argivischen Kadmeer aufgefaßt und in durchsichtiger Symbolik ihre von Norden her erfolgte Einwanderung in Theben berichtet wird. In der Stadt hausten vorher neben den Tyrsenern als Herrscher die thrakischen Aonen und verwandte Volkselemente (*Paus.* IX, 5, 1), Verehrer des Ares und der durch tyrsenischen Einfluß zur Aphrodite Apostrophia gewordenen Erinys Tilphossa.[13]) Ihnen gehörte vermuthlich der ursprünglich natursymbolische Mythus vom Drachenkampf, sowie die durchsichtige etymologische Legende vom autochthonen Ursprung der edeln Spartengeschlechter.[14]) Als nun die Kadmeer in Theben eindrangen, trat zunächst an Stelle eines analogen Wesens aus der Aresreligion[15]) Hermes-Kadmos als Ueberwinder der durch den Drachen symbolisirten finsteren Gewalten, zugleich aber gewann der Mythus historische Bedeutung, indem der Drache als Repräsentant der alten Einwohnerschaft gefaßt wurde (Welcker, Kret. Kol. S. 78[176]). So scheint sich denn auch im Verhalten der Drachensöhne gegenüber Kadmos das Schicksal der Aonen widerzuspiegeln, die — wenn die Tradition bei *Paus.* IX, 5, 1 Glauben verdient — nach blutigem Kampfe mit den Kadmeern Frieden schlossen und sich in ihr Gemeinwesen aufnehmen ließen.[16])

6) Die Worte Apollodor's *ἀνθ' ἃ ν ἔκτεινεν* können nicht auf den Drachen allein bezogen werden. 7) Die Gründung der Kadmea wird in allen besseren Quellen vom Bau der Mauern durch Amphion und Zethos unterschieden (Unger p. 15 sq.), sodaß man die immerhin fragliche Beziehung der sieben Thore auf semitische Religion nicht für das Phönikerthum des Kadmos anführen darf. 8) Die Identität des Heros Kadmos mit dem als Gemahl der Demeter erwiesenen Gotte wird bestätigt durch die Tradition, daß Kadmos im Tempel der Demeter Thesmophoros gewohnt habe (*Paus.* IX, 16, 5). 9) Europa war Beiname der Demeter in Lebadeia (*Paus.* IX, 39, 4); die Beziehung der beiden im Mythus eng verbundenen Namen auf zusammengehörige Gottheiten sowie die samothrakische Festfeier erhebt die oben wiedergegebene Auffassung über allen Zweifel. Harmonia ist nach H. D. Müller nur als Stellvertreterin der von anderer Seite in Beschlag genommenen Europa zu betrachten. Ueber die zuletzt von Duncker, Gesch. V[5], 51 erneuten Versuche, Kadmos und Europa-Harmonia als göttliche Wesen der phönikischen Religion zu vindiciren, vgl. H. D. Müller I, 299 fg. 10) Europa soll hier, wie in Kreta, von einem Hunde, nach zweifelhafterer Tradition auch von einem Drachen bewacht gewesen sein (Unger p. 399 sq.; Usener, Rhein. Mus. XXIII, 337), wodurch ihr Aufenthalt deutlich als unterweltlich gekennzeichnet wird. So würde mit Kadmos dem Drachentödter, der auch als Herr des Hundes genannt wird (Unger p. 401), Hermes Kynanches Kandaules Argeiphontes sich berühren (Usener S. 335).

11) Vgl. Welcker, Kret. Kol. S. 21[42], wo aus einer kopaischen Münze mit dem Stiersymbol auf Europadienst geschlossen wird; merkwürdig genug, daß auch das mythologische hapax legomenon einer Demeter Tauropolos aus Kopai stammt (Keil zur Sylloge inscr. Boeot. S. 584). 12) Preller sieht in der Kuh II, 27 ein „Symbol der Ansiedelung"; ganz richtig, nur scheint die Wahl des Symbols aus einer Anzahl von gleich möglichen durch den alten religiösen Zusammenhang bestimmt, wie in analogen Fällen der Aeneassage: Klausen, Aen. S. 354; Welcker, Kret. Kol. S. 74. 166. Sonst bliebe auch jenes Zeichen unerklärt, welches dem Gottstiere der Europa gleichfalls zugeschrieben wird (*Moschos*, Eur. 84—88). Eine ganz ähnliche Sage von den thebischen Gephyräern: *Eustath.*, *Hom.* Il. III, 222, p. 408. 13) Vgl. hierüber K. Tümpel in Fleck. Jahrbb. Suppl. XI, 696—722 und Verfasser das. 123, 295—300. 14) Näheres über die Entstehung und den Charakter der Spartennamen bei H. D. Müller II, 325 fg. und Tümpel S. 708. 713 fg. Dem Kadmos stehen die Sparten fremd gegenüber; für ihre Zugehörigkeit zu den thrakischen Aonen spricht auch noch ihre Verwandtschaft mit den Aloiden. 15) Erhalten in Perseus, wenn er die Gorgonen mit Schlangenhaar und Eberzahn tödtet, in deren Gestalt sich alle chthonischen Symbole der Aresreligion (wie besonders Eber und Schlange) verbinden: Fleck. Jahrbb. 123, S. 304[47]. Ueberraschender Weise legen auch die nur von *Tzetzes*, Lycophr. 1206 überlieferten Namen der vom Drachen bezwungenen Gefährten des Kadmos, Deileon und Seriphos (vergl. den Aresheros Perseus auf Seriphos) Beziehungen auf Ares nahe. 16) Vergl. Tümpel S. 712 fg. Ganz aber geht so die Rechnung nicht auf, insbesondere bleibt unerklärt, warum die Sparten — auch hierin

Unter den Einfluß der nämlichen historischen Verhältnisse ist die nach Maßgabe der samothrakischen Frühlingsfeier ursprünglich entschieden natursymbolisch gemeinte Ehe des Kadmos und der Harmonia getreten: Harmonia, als Gattin mit dem siegreich eindringenden Kadmos verbunden, wird zugleich als Tochter an das Götterpaar der unterliegenden Aonen angeschlossen und so die friedliche Vereinigung beider Stämme mythisch dargestellt. Als jüngsten Ansatz an den böotischen Stamm des Mythus wird man die Knechtschaft des Helden betrachten müssen, die wol mit Recht von O. Müller, Dor. I, 237 aus analogen Gebräuchen des Apollocultus zu Delphi hergeleitet ist, zumal Kadmos mit dem dortigen Orakel ausdrücklich in Verbindung gesetzt wird (anders O. Müller, Orchom. S. 213 und H. D. Müller II, 324). Die in der Kadmossage auftretenden Gottheiten Ares und Erinys Athena Demeter hat K. Tümpel (Fleckeisen's Jahrbb. Suppl. XI, 685—722) nachgewiesen in der räthselhaften auf der Kadmea verehrten Cultgruppe des Ares und der drei Aphroditen, sodaß auch in dieser Hinsicht nicht sowol dichterische Willkür wie religionsgeschichtliche Verhältnisse die Ausgestaltung des Mythus bestimmt zu haben scheinen.

Mit der Wanderung argivisch-kadmeischer oder überhaupt böotischer Volkselemente wurden bald auch andere, zum Theil weit entlegene Orte in den Kreis des ursprünglich auf Böotien beschränkten Mythus gezogen[17]), und so verwandelte sich Kadmos, ähnlich wie Perseus und die Helden der Argonautensage, aus dem Stammheros allmählich in den seefahrenden Abenteurer. Von größter Bedeutung ist hier die kretische Sage von der Entführung der Europa durch Zeus, die H. D. Müller II, 317 fg. mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine Wanderung argivisch-kadmischer Colonisten unter achäischer Führung gedeutet hat.[18]) Der bei Gortyna und auf dem dictäischen Berge localisirte Europamythus[19]) gewann auf dem sagenberühmten Eilande besonders durch die Verbindung mit dem hohen Nationalgotte eine solche Bedeutung, daß die böotische Localtradition dadurch ganz in Schatten gestellt und Europa von Kadmos in dem Vulgärmythus für immer getrennt wurde. In Kreta ist ferner nach H. D. Müller (I, 306 fg.) auf organischem Wege durch Berührung mit den mythisch als Phönikier aufgefaßten Karern die Ueberlieferung von dem phönikischen Ursprung zunächst der Europa, später des Kadmos erwachsen, welche nach der seit O. Müller (Orchom. S. 113) herrschenden Ansicht lediglich durch Trugschlüsse der Logographen entstanden sein soll.[20]) Dem phönikischen Kadmos hat man dann — und das ist wol die jüngste Schicht der Sage — die Einführung der Buchstabenschrift, der Metallbearbeitung und andere Kunstfertigkeiten zugeschrieben[21]), sodaß der Held im späteren Nationalbewußtsein in der That als der Culturbringer und Bezwinger der Barbarei erscheint, worin ältere und neuere Forscher vielfach seine Grundbedeutung gesehen haben.

Mehr äußerlich an den besprochenen Mythus angehängt als mit ihm verschmolzen ist die in ihren Grundzügen von *Apollodor.* III, 5, 4 (vergl. Unger S. 44—52) erzählte Sage von Kadmos und Harmonia in Illyrien. Nachdem Kadmos lange Jahre in Theben regiert und mit Harmonia Autonoe, Ino, Semele, Agaue und Polydoros[22]) gezeugt hatte (*Hes.* Theog. 975 fg.), verließ er Theben, von Dionysos vertrieben oder aus Kummer über das Schicksal seines durch den verschmähten Gott hart gestraften Hauses[23]), und zog mit seiner Gattin auf einem Stiergespann (*Eurip.* Bacch. 1333; *Steph. Byz.* s. v. *Βουθόη*) nach Illyrien. Hier verhalf er den von den Illyriern bedrängten Encheleern zum Siege und wohnte hinfort unter ihnen als ihr König. Nach langer glücklicher Regierung wurden er und sein Weib in Schlangen verwandelt und beide lebten entweder an der Grabstätte fort (*Callim.* fr. 104 fg.; *Ovid.* Met. IV, 600) oder wurden von Zeus ins Elysium (auf die seligen Inseln) versetzt (*Scholl. Pind. Pyth.* III, 153; *Eurip.* Bacch. 1339); ihr Sohn und Nachfolger in der Herrschaft war der gewaltige, von einer Schlange genährte Illyrios (Unger S. 51). Das Grabmal des Königspaares zeigte man bei Dyrrhachion (*Steph. Byz.* s. v.) am Drilonflusse, und in der Nähe scheint sich ein Heiligthum, wie in

den Aloiden verwandt — sich gerade gegenseitig morden. H. D. Müller's Ansicht, daß hier eine prototypische Beziehung auf alte Festbräuche zur Sühne des Drachenmordes anzunehmen sei, scheint um so wahrscheinlicher, als *Servius*, Aen. I, 317, einen ganz ähnlichen Brauch zur Sühnung des Mordes der thrakischen Harpalyke positiv überliefert („ut ad eius tumulum . . . propter expiationem per imaginem pugnae concurrerent").

17) Nach Sparta (wo Kadmos nach *Paus.* III, 15, 6, ein Heroon hatte) und Thera scheint die Sage durch die thebischen Aegiden verpflanzt zu sein; über Kadmos in Illyrien und Samothrake (Thasos, Thrakien) unten mehr. 18) Die Stiergestalt des Zeus ist der Symbolik der Kadmeer entlehnt, vgl. Anm. 11, 12. 19) Welcker, Kret. Kol. S. 4 fg. Europa am Flusse Lethaeus (wiederum unterweltlich) nach *Solin.* XI, 9, nach *Vibius Sequ.* vielmehr Harmonia (L. . . . ita dictus quod Harmonia . . . Cadmon ibi oblita dicitur), sodaß beide Gestalten wieder ineinander überspielen.

20) Ueber das Griechenthum des Kadmos sind sich wol alle Mythologen von Fach (vgl. noch Preller-Plew, II, 27 und Schömann, Gr. Alterth. I, 43) einig. Nur die Historiker haben, von den unleugbaren semitischen Elementen in der griechischen Cultur ausgehend, meist an Kadmos dem Phönikier festgehalten, so außer Movers besonders Brandis, Hermes II, 258 fg. und Duncker, Gesch. V^5, 51. Die Sage protestirt geradezu dagegen, wenn Kadmos Bruder des Phoinix heißt (H. D. Müller I, 305) und Phoinix nach Phönikien zieht, wo also sein Vater Agenor nicht geherrscht haben kann. So verlegt denn auch Apollodor den Sitz des Agenor vielmehr nach Europa; in einer vereinzelten Tradition *Paroemiogr.* Gr. I app. V, 42 (= *Suid.* s. v. *Ὠγύγια κακά*) heißt Kadmos gar Sohn des thebischen Ogyges. Erst die Logographen machten die Ansicht von der ausländischen — phönikischen oder ägyptischen — Herkunft des Kadmos zur herrschenden: Welcker 64 fg.; Unger p. 12. 70. 21) Vgl. Jacobi, Wörterb. der Mythol. S. 516 Anm. Auch die Leitung der thebischen Quellen wird auf ihn zurückgeführt: Unger p. 111 extr. Merkwürdig, daß die Buchstabenschrift auch von dem mit Kadmos so eng verwandten Hermes erfunden sein soll. 22) Vgl. Eudoros, Sohn des Hermes und der Polymele. 23) Unger p. 51 sq. 385. Nach der sonderbaren euhemeristischen Tradition *Zenob.* IV, 45 wurde er gar von den Bürgern verbannt, weil er seinen Rivalen Linos erschlagen hatte.

Theben und Sparta, befunden zu haben[24]); auch der Fluß Kadmos in Thesprotien (*Steph. Byz.* s. v. *Καμμανία*) scheint mit diesem Zweige der Kadmossage in Verbindung zu stehen. Eben diese localen Anknüpfungen machen es schwer glaublich, daß wir hier eine willkürliche Fiction vor uns haben, wie unter anderen Welcker, Kret. Kol. S. 89 (vergl. Tril. S. 116) annahm; vielmehr wird man mit Preller-Plew II, S. 26 die Sage mit der von Herodot V, 61 überlieferten Einwanderung vertriebener Kadmeer in Zusammenhang bringen müssen, die zwar gleichfalls angezweifelt ist, aber in zahlreichen auf Böotien und speciell Theben zurückweisenden Spuren in und bei Dyrrhachion eine Stütze findet.[25]) Unter den Schützlingen des Kadmos, den Encheleern — nach Andeutung ihres Namens „Drachensöhne" wie die thebischen Sparten[26]) — wären dann eben jene aonisch-kadmeischen Volkselemente aus Theben zu verstehen, welches einst den Namen Enchelea getragen haben soll (*Joann. Ant.* fr. 8 = *Malal.* II p. 49, 6). Man bemerke übrigens, wie auch in diesem Sagengewebe die beiden Hauptsymbole des thebischen Kadmosmythus, Kuh und Schlange (letztere mit deutlicher Beziehung aufs Jenseit), nicht ohne Verständniß für den alten Sinn verwandt werden.

Endlich erzählte man auch auf Samothrake von Kadmos dem Heros und seinem Weibe Harmonia; die vermittelnden Träger der Sage waren hier, wie im Artikel „Kabiren" gezeigt ist, die von Theben ausgegangenen tyrsenischen Pelasger. Die samothrakische Sage tritt nun, anders wie die kretische und illyrische, in schärffsten Gegensatz zur thebischen, indem sie Harmonia als Schwester des Dardanos und Jasion, Tochter des Zeus und der Elektra, in das religiös-genealogische System der Umgegend herüberzieht, die berühmte Hochzeit auf die Insel verlegt[27]) und Kadmos in Beziehung zur Kabirenweihe setzt und als einheimischen König behandelt (*Diod.* IV, 48, 5. 49; Unger S. 271 fg.). Es entspricht das ganz den hohen Ansprüchen, welche die „heilige Insel", die religiöse Metropole der ganzen Umgegend, machte und machen konnte.[28])

Die nicht eben zahlreichen auf die Kadmossage bezüglichen Kunstwerke stellen meist den Drachenkampf dar und bieten dem Mythologen nichts wesentlich Neues.[29]) Von Interesse ist nur, daß auf einer Hydria aus Vulci außer einem zahlreichen Götterpersonal dabei auch Harmonia erscheint, sodaß die Hand der Göttertochter hier — ganz anders und besser als bei Apollodor — allem Anschein nach als Preis für die Tödtung des Drachen hingestellt wird.[30]) Freilich ist schwer zu entscheiden, ob man darin eine selbständige Erfindung des Künstlers oder die Spur einer alten Sage wird erkennen müssen, in der etwa Harmonia, ähnlich wie ihre Doppelgängerin Europa vom Unterweltshunde, von dem gleichbedeutenden Drachen bewacht wurde.[31]) (*O. Crusius.*)

KADNIKOW, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wologda, 47 Kilom. nordöstlich von Wologda, an der Poststraße von Archangelsk nach Petersburg und Moskau und an der Sodima, einem Zuflusse der Peschma. Bei der Einrichtung des Gouvernements Wologda wurde das an dieser Stelle gelegene Dorf Kadnikow zur Kreisstadt erhoben. Kadnikow hat drei Kirchen, von denen die Kathedrale auf Kosten der Kaiserin Katharina II. erbaut ist, 43 Kaufläden, drei Schulen, drei Jahrmärkte und 1583 Einw. Weder in industrieller noch in commercieller Hinsicht ist Kadnikow von Bedeutung, denn der Handel beschränkt sich auf den Aufkauf von Butter, Leinwand und Fellen (im Werthe von 15,000 Rubel), die von hier aus nach Wologda und Kostroma geführt werden. Ebenso unbedeutend sind die Talglichtfabrik, die Bierbrauerei, die Färberei und eine Pfefferkuchenfabrik, in der jährlich 750 Pud Pfefferkuchen im Werthe von 2000 Rubel fabricirt werden. Der Import auf den Jahrmärkten besteht aus Tuch, Seidenzeugen, Wolle, Pferden, Getreide, Flachs und Oel. (*A. v. Wald.*)

KADOM, bezirkslose Stadt im Temnikowschen Kreise des europäisch-russischen Gouvernements Tambow, 285 Kilom. im N.N.O. von Tambow an der schiffbaren Mokscha in einer niederen Sandebene gelegen, auf der sich zwei Sandhügel erheben, auf deren einem der Kirchhof der Stadt liegt. Kadom gehört zu den ältesten Städten Rußlands. Im J. 1426 wurde es vom Groß-

24) Vergl. jedoch Unger p. 50 sq. Auch zeigte man schlangenähnliche Steine, in welche das Paar verwandelt sein sollte: *Nonn.* Dion. 44, 116; *Dion. Perieg.* v. 395; Schneider, *Callim.* II, 365. 25) Epidamnus sollte angelegt sein wie Theben; auch die Amphion-Zethos-Sage war hier heimisch: Unger p. 44 sq. (der wol auch von diesen Traditionen zu gering denkt); nach dem Encheleischen Harpyia sollte Baton, der Wagenlenker des Amphiaraos, übergesiedelt sein (*Steph. Byz.* s. Ἄρπ.) u. s. w. 26) Die sprachliche Verwandtschaft von ἔχις (vergl. Ἐχίων den Sparten) und ἔγχελυς liegt auf der Hand: Curtius, Grundz. der griech. Etym. Nr. 172. Die von Unger p. 23 bezweifelte Notiz *Scholl. Lucan.* III, 189 (III, p. 201 W., anders bei Usener I, p. 100) „enchelys dicitur draco" (vergl. *Nonn.* XIX, 332) wird der Hauptsache nach bestätigt durch die Sage von Kissamis dem Koer (*Zenob.* IV, 64 = *Suid.* II p. 410), in der ein ἔγχελυς als Heerdenräuber und Unglücksdämon auftritt, ganz wie der mythische δράκων. Auch Illyrius erscheint nach der oben mitgetheilten Sage (Unger p. 51) als Drachensohn. 27) Das Nähere ist im Artikel Kabiren gegeben Anm. 23. 28) Eine Vermittelung und Ausgleichung der thebischen und samothrakischen Tradition versucht *Ephorus*, Schol. Eurip. Phoen. 7 = fr. 12, p. 235 M. Nach ihm war zwar Harmonia, Tochter der Elektra, auf Samothrake heimisch, wurde aber von Kadmos geraubt und nach Theben entführt, wo sie das elektrische Thor zu Ehren ihrer Mutter benannt haben sollte: Unger p. 271 sq.

29) Vergl. O. Müller, Handbuch der Arch. §. 412, Anm. 3; Welcker, Alte Denkm. III, 385—392; Heydemann, Archäol. Zeitung 1872, S. 35; Puchstein, das. 1881, S. 238, Taf. 12. Die Beziehung des Albani'schen Reliefs auf die Hochzeit des Kadmos (Zoega) erscheint zweifelhaft. 30) Vergl. Welcker a. a. O. S. 386 fg. Auf demselben Vasenbilde erscheint die altthebische neben dem kabirischen Kadmos bezeugte Göttergruppe Hermes-Demeter (Kora): Welcker S. 389. 31) Vielleicht darf man für die letztere Möglichkeit den euhemeristischen Bericht des *Derkylos*, Schol. Eurip. Phoen. 7 anführen, in welchem Harmonia als Tochter eines thebischen Königs *Δράκων* bezeichnet wird, *ὃν φονεύσας Κάδμος ἔγημεν Ἁρμονίαν*: H. D. Müller II, 322.

fürsten Wassilji Wassiljewitsch der Familie Protassow geschenkt, wurde später von den Polen eingenommen, im J. 1609 aber vom General Scheremetjew denselben wieder abgenommen. Im J. 1708 wurde Kadom bei der Eintheilung Rußlands in 8 Gouvernements dem kasanschen Gouvernement zugezählt, 1719 dem asowschen, 1725 dem Gouvernement Woronesch und erst im J. 1779 zur Kreisstadt des Gouvernements Tambow erhoben. 1787 verlor Kadom seine Stadtrechte. Gegenwärtig hat die Stadt vier Kirchen, 62 Kaufläden, eine Elementarschule, sieben Oelmühlen, drei Gerbereien, eine Eisengießerei, drei Ziegelbrennereien und 7108 Einw. Aus dem bei der Stadt liegenden Hafen werden jährlich Waaren im Werthe von 52,000 Rubel verschifft, namentlich Getreide, Hanfsamen, Spiritus und Hornvieh. Von geringer Bedeutung sind die zwei, am 29. Juni und 1. Oct. (a. St.) stattfindenden Jahrmärkte. (*A. v. Wald.*)

KADSCHAREN, der seit 1794 durch Aga Mohammed Chan aus Masenderan, wo er eine hohe Hofstellung einnahm, in Persien herrschende türkische Stamm, nur mit 3800 Familien, welche aber den größten Theil der einträglichen Aemter innehaben und durch ihren Druck auf die übrige Bevölkerung sich bei dieser sehr unbeliebt machten. Die Kadscharen sind Schähr-Nidschin (Städtebewohner) und ihre Hauptorte Asterabad und Teheran. (s. Näheres im Art. Perser). (*Richard Oberländer.*)

KADU (holländisch Kadoe) oder Kedu ist eine gebirgige Binnenprovinz in dem niederländischen Java, im Umfang von über 2050 □Kilom. und dicht bevölkert. Der fruchtbare Boden dieser entzückend schönen und gesunden Landschaft liefert durchweg reiche Ernten von Reis und Kaffee und den besten Taback, und der Boden ist so weit durchweg in Cultur, daß es bereits an Bauholz fehlt. Der Hauptort Magelang, in 384 m Höhe, mit 4000 E. und einem gemauerten Fort, liegt an dem stark strömenden Progo in einer der schönsten Landschaften Javas, zwischen dem westlich sich erhebenden Doppel-Vulkan des 3385 m hohen gewaltigen Sumbing nebst dem 3202 m hohen Sandoro, und dem östlich aufsteigenden Doppel-Vulkan des 2806 m hohen Merbabu und des 3115 m hohen Merapi. Auch die Orte Menoreh, Temangong, Medono, Muntielan und Pakkies, mit europäischen Baumgärten, sind alle sehr hoch gelegen. Die Pferde sind hier größer und stärker als im übrigen Java. — 37 km im Nordosten von dem Hauptorte und dem Progo-Flusse erhebt sich auf einer ziemlich ansehnlichen Höhe die größte und schönste Tempelruine von ganz Java; obwol fast 13 Jahrhunderte alt, sind ihre Zierathen doch noch vortrefflich erhalten. Dieser Buddha-Tempel heißt Boro-Budur, d. i. viele Buddhas. Das Bauwerk ist eine flache, breite Pyramide, deren quadratische Seite 1516 m Länge hat, und es erhebt sich in sechs Terrassen stufenförmig zu 30 m Höhe. Längs jeder Terrasse bildet eine mit Skulpturwerken bedeckte Mauer die nächst höhere Stufe. Auf der obersten befinden sich drei kreisrunde kleine Terrassen übereinander mit 34, 24 und 14, in Summe 72 runden, glockenförmigen Tempelchen, in deren jedem ein Buddha sitzt; und aus ihrer Mitte erhebt sich eine 15,5 m im Durchmesser haltende, 8,3 m hohe Kuppel und darauf steht eine 9 m hohe Spitzsäule. Das Ganze besteht aus künstlich ineinandergefügten Trachyt-Quadern. Die Architektur in den Eingangsbögen, den Treppen und Nischen und Kuppeln ist großartig und zugleich zierlich, aber das Ganze durch eine Fülle von Basreliefs überladen. Auf einer Fläche von 4 und 3,5 Fuß (14 □Fuß) hat man mehr als tausend Figuren gezählt, welche Ceremonien, Processionen, Wagen-Rennen, Schlachten, Seegefechte u. s. w. darstellen. Die äußere unterste Wand enthält 480 Reliefs. Die schönsten Skulpturen befinden sich an der inneren Wand der ersten Galerie. Alle senkrechten Wände sind mit Reliefs, Arabesken und Guirlanden bekleidet. Die Zahl der großen Reliefs beläuft sich auf 2000, die Gesammtzahl der Figuren auf den fünf Galerien auf etwa 20,000. Sämmtliche Mauern der Galerien tragen reichverzierte Nischen, in denen überlebensgroße Buddhas thronen, im Ganzen etwa 500. Die Compositionen sind sehr mannichfaltig und sinnig, und selbst die kleinsten Einzelheiten von der sorgfältigsten Ausführung. Man glaubt, daß dieses Bauwerk aus der Zeit von a. 600 stamme; aber kein Javanese hat eine Ahnung, von wem und aus welcher Zeit es herrühre, so ganz haben Kriege, Revolutionen, Dynastienwechsel und Völkerwanderungen jede Tradition vernichtet. — Das auf Kosten der niederländischen Regierung 1874 publicirte großartige Werk, Text von Dr. C. Leemans, gibt auf 393 Tafeln in Riesen-Folio-Format alle Einzelheiten dieses merkwürdigen alten Bauwerkes wieder. 500 Exemplare des Werkes sind in die Bibliotheken des In- und Auslandes vertheilt worden. (*G. A. v. Klöden.*)

Käfer, s. Caleoptera.

Kaferistan, asiatische Landschaft, s. Kafir.

KÄFERNBURG. Die Grafen von Käfernburg (Kefernburg) bilden ein altes mächtiges Grafengeschlecht, dessen Stammburg östlich von Arnstadt, dem heutigen Schwarzburg-Sondershausenschen Amte, noch als Ruine vorhanden ist. Als erster Graf erscheint der von Bonifacius zum Christenthum bekehrte Hugo, eifriger Bekenner und Wohlthäter des neubegründeten nachbarlichen Klosters Ohrdruff, der selbst sein Leben im geistlichen Stande beschloß. Um 1040 finden wir Sighart, auch Sizzo genannt, hervorragend betheiligt an der Stiftung des Naumburger Doms. Einer seiner Nachfolger, Günther († 1196), verpfändete 1188 das Schloß und Gebiet Elgersburg an die Grafen von Henneberg, vermehrte dagegen seinen Besitz durch Heirath mit der Grafschaft Hallermund. Dieser Günther hinterließ fünf Söhne, von denen sich zwei dem geistlichen Stande widmeten: der eine, Albrecht, hatte von 1205 bis 1232, der jüngere, Wilbrand, von 1235 bis 1254 den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg inne. Die andern drei Brüder theilten das Geschlecht in drei Hauptzweige: Günther IV. setzte die Hauptlinie von Käfernburg fort, Rudolf gründete diejenige von Hallermund (dem ehemalig mütterlichen Besitzthum), die im Jahre 1436 mit dem Bischof Wilbrand von Minden erlosch, und Heinrich schließlich die

Schwarzburger Linie, deren erlauchte Abkommen derzeit noch in zwei getrennten Fürstenthümern die Stammlande beherrschen, auf deren nähere Geschichte einzugehen hier aber zu weit führen würde; wir verweisen dafür auf den Artikel „Schwarzburg". Zur Hauptlinie zurückzukehren, so theilten Günther's IV. Söhne den väterlichen Besitz; Günther V. folgte dem Vater im Familien-Erbe, während Albrecht die neuerworbene Grafschaft Crabenswald erhielt und im Jahre 1259 mit Hinterlassung von drei Söhnen und einer Tochter starb. Schon in dieser Generation erlosch der Crabenswalder Zweig, da keiner der drei Söhne männliche Nachkommen hatte. Durch des zweiten Sohnes Friedrich († 1309) Tochter kam im Erbe die Herrschaft Wiehe an die Grafen von Orlamünde, während die von dem dritten Sohne Bertold erst durch des Grafen Otto von Hardegg Wittwe, Wilburg, geborene Gräfin von Helfensheim, erheirathete Hardegger Grafschaft durch Gisela, des Bruders Bertold Erbin, an die Burggrafen von Magdeburg aus dem Stamme der Herren von Querfurt fiel. Obiger Günther V. war der Vater von zwei Söhnen, von denen der ältere, Graf Günther VI., in der Theilung Elgersburg und die Hälfte von Ilmenau erhielt, Elgersburg (das bereits seit c. 100 Jahren verpfändete) jedoch seiner großen Schulden wegen bald an die Henneberger Grafen verkaufte. Der jüngere Sohn, auch Günther, und zwar der siebente des Namens, bekam Arnstadt, die andere Hälfte von Ilmenau, Wachsenburg und Schwarzwald, starb 1302 und hinterließ seinen Besitz, da ihm kein Sohn ward, mit Bewilligung des Landgrafen Albrecht seinen beiden Tochtermännern, den Grafen Heinrich von Hohnstein und Otto von Orlamünde, die ihn indeß bald an die Grafen von Schwarzburg abtraten und somit dem alten Stamme wieder zuführten. — Dem Grafen Günther VI. folgte im Jahre 1293 sein Sohn Günther X., diesem 1308 sein Sohn Günther XIII., der bis 1354 lebte und einen Sohn Georg hinterließ, der noch 1376 erscheint und Vater war Günther's XIV., des letzten Grafen von Käfernburg, welcher im Jahre 1385 auf einer Pilgerreise ins Heilige Land starb und sein berühmtes Geschlecht beschloß. — Der noch vorhandene, allerdings schon arg zusammengeschmolzene Besitz fiel dem Landgrafen Balthasar von Thüringen zu, der ihn jedoch den Grafen von Schwarzburg überließ, die diese Wiege ihres Geschlechts bis in die Neuzeit zu halten verstanden haben. — Unter den frommen Stiftungen der Käfernburgs sei noch besonders Kloster Georgenthal erwähnt, in dessen Mauern die sterblichen Ueberreste zahlreicher Glieder des Hauses ruhen. — Der Name ist geschwunden, das Wappen der Grafen, ein gekrönter goldener Löwe im blauen Felde, blüht fort als Schildzeichen der Fürsten von Schwarzburg an die gemeinsame Abstammung gemahnend.

(*H. v. Borwitz und Harttenstein.*)

KÄFERTHAL, Pfarrdorf im Kreise und Amtsbezirk Mannheim, Großherzogthum Baden, 5 Kilometer von Mannheim, seit dem 1. Mai 1880 Station der Strecke Frankfurt-Mannheim der Hessischen Ludwigsbahn, mit Geleiswaage und Telegraphenamt. Zwischen hier und Mannheim führt eine eiserne, auf vier steinernen Pfeilern ruhende Brücke über den Neckar. Die Zahl der Einwohner, die 1861 erst 2611 betrug, war bis 1880 auf 4400 gestiegen, darunter 2700 Katholiken und 1700 Protestanten; Juden sind nicht vorhanden. Diesen Aufschwung verdankt der Ort lediglich der hier blühenden industriellen Thätigkeit. Früher bestand eine chemische Fabrik, jetzt sind vertreten: eine großartige Spiegelfabrik mit 700 Arbeitern, deren Producte nach allen Ländern der Erde gehen. Die Fabrik hat Niederlagen in Amerika und Australien. Ferner ist eine Anilin- und Anilinfarbenfabrik mit 150 Arbeitern in Betrieb. Die Fabrikate gehen nach allen Theilen Deutschlands. In kleinerem Maßstabe arbeiten eine Malzfabrik nach dem neuesten System mit 20 und eine Knopffabrik mit 6 Arbeitern. Einen erheblichen Zuwachs seiner Industrie erhält der Ort durch zwei in Entstehung begriffene Anlagen: eine große Fabrik für Chinin und eine Dampfziegelbrennerei. Der mit der größten Sorgfalt gehandhabte landwirthschaftliche Betrieb, der früher durch eine Musterwirthschaft unterstützt wurde, die aber längst eingegangen ist, findet seinen Mittelpunkt im Tabacksbau, dessen Production sich auf jährlich 5000 Centner beläuft, die nach Mannheim, Rheinhessen, Heidelberg und Rheinpreußen verkauft werden. Von öffentlichen Gebäuden sind neben den beiden Kirchen und dem Rathhause besonders das 1877—78 errichtete Schulhaus, ein Muster- und Prachtgebäude mit den neuesten Einrichtungen, hervorzuheben. Im Allgemeinen macht der Ort mit seinen freundlichen Häusern und seiner sorgfältig gehandhabten Reinlichkeit einen sehr vortheilhaften Eindruck. Von Anstalten ist zu nennen eine Rettungsanstalt für sittlich verwahrloste Kinder, geleitet von Barmherzigen Schwestern.

Käferthal wird in einer Urkunde Ludwig's, Pfalzgrafen bei Rhein, Herzogs in Baiern, vom J. 1227 zuerst als Chevernbal genannt. In zwei Urkunden Otto's des Erlauchten, Pfalzgrafen bei Rhein und Herzogs in Baiern, von 1230 und 1236 werden die Bauern von Kevernbal wegen einer Besitzstreitigkeit mit dem Kloster Schönau als Zeugen aufgeführt. Die einst einen besonderen Anziehungspunkt von Käferthal bildenden englischen Park- und Gartenanlagen des Freiherrn von Reibold wurden 1835 bei Aussterben der Familie von der Gemeinde erstanden, parcellirt und versteigert. Das Reibold'sche Wohnhaus, ebenfalls in Privateigenthum übergegangen, ist merkwürdig, weil Schiller während des Aufenthalts in Mannheim darin öfter verkehrte und gern in einer Aussicht auf die Bergstraße gewährenden Eremitage weilte, weshalb auch der Hügel, auf dem dieselbe stand, früher Schillerhügel genannt wurde.

(*A. Schroot.*)

KAFF, Spreu, die beim Entkörnern der Strohfrüchte gewonnene Umhüllung der Samen. Die Spreu ist ein gutes Futtermittel, die von Hülsenfrüchten nahrungsreicher als die von Getreide. Da aber die Spreu die entarteten und kranken Samen, die krankhaft ver-

6*

änderten Blatt- und Stengeltheile, die Befallungspilze und eine Menge Schmutz enthält, so ist sie nicht selten die Ursache des Milzbrandes. Sie muß deshalb vor der Verfütterung sorgfältig gesiebt werden. (*William Löbe.*)

KAFFA, Kâfa (Sidâma, d. h. Geist in der Gallasprache), ein reich bewaldetes, namentlich mit wilden Kaffeebäumen bestandenes wildes Bergland im Süden von Abyssinien, eine Fortsetzung der abyssinischen Alpen. Der auf 5200 m geschätzte höchste Gipfel, der Woscho, überragt selbst die höchsten Alpenhörner Abyssiniens.

Früher zu Abyssinien gehörig, bildet Kaffa gegenwärtig ein den mohammedanischen Gallavölkern, die, 1537 aus den Savannen des mittleren Südafrika kommend, zuerst in Abyssinien einfielen, unterworfenes eigenes, meist von christlichen Gongas bewohntes, sogenanntes Königreich Kaffa, außerdem besteht es aber auch noch aus einer Anzahl kleiner, voneinander unabhängiger Reiche und Republiken, welche sämmtlich, ähnlich wie kleine Festungen, mit Wallgräben umzogen sind und befestigte Eingangsthore haben. Soweit die Gongas noch nicht zum Christenthum bekehrt sind, entwickelt unter ihnen die katholische Kirche eine lebhafte Missionsthätigkeit.

Hauptstadt ist Bonga (7° 12′ nördl. Breite und 53° 43′ östl. Länge) am Zusammenfluß des Götse mit dem Godscheb gelegen; es besteht zwar nur aus weit zerstreuten Hütten, ist aber der wichtigste Ort dieses Theiles von Afrika und treibt lebhaften Handel mit Zibeth u. s. w., namentlich aber mit Kaffee; haben wir doch in Kaffa die eigentliche Heimat des Kaffees zu suchen.

(*Richard Oberländer.*)

Kaffa, Stadt im russischen Gouvernement Taurien, s. Feodosia.

Kaffeebaum und Kaffee, s. Coffea und Coffea Arabica.

Kaffeebitter, s. Coffeestoff.

Kaffeesurrogate, s. Coffeesurrogate.

KAFFERN, vom arab. Kâfir, d. h. Ungläubiger, ein zu den Bantu gehöriges weitverzweigtes Volk in Südafrika. Alle Bantustämme haben eine dunkle, schwärzlich pigmentirte Haut und wolliges Haar, dessen Länge und Beschaffenheit sehr verschieden ist, aber nie schlicht oder straff wird. Die ebenfalls sehr veränderliche Hautfarbe geht durch die verschiedensten Schattirungen vom tiefen Sepia bis zum Blauschwarz; fahle, matte und röthliche Pigmentirungen kommen häufig genug vor und sind als abnorm zu bezeichnen. Der Körper ist meist kräftig entwickelt, der Schädelbau dolichokephal und hoch, die Gesichtsbildung bei keiner Rasse nie wirklich europäisch, sondern zeigt einen abweichenden Typus. Mit den Europäern haben sie die hohe Stirn und den erhabenen Nasenrücken, mit den Hottentotten die hervorragenden Backenknochen, mit den Negern die aufgeworfenen Lippen gemein; der Bartwuchs ist schwach.

Die Kaffern zerfallen in fünf Völkerschaften: Die Ama-tonga im Norden der Kaffernregion, südlich von ihnen folgen die Ama-swazi, Ama-zulu, Ama-mpondo und Ama-xosa. Die im Osten des Kafferngebietes wohnenden Ama-xosa und Ama-zulu bezeichnet man als eigentliche Kaffern, während die in der Mitte wohnenden Stämme als Betschuana und die westlichen als Ovaherero oder Damara gekannt sind. Da die Colonisten die vielen fremdartigen Stammnamen nicht gut behalten konnten, so pflegten sie diesen Theil der Bantu-Rasse nach Art der Araber Kaffern zu nennen; doch hören die Schwarzen diese Bezeichnung ungern.

Die Ama-zulu oder, wie sie sich nach einem früheren Häuptling selbst nennen, die A-Bantu-ba-kwa-Zulu haben den Typus am reinsten bewahrt.

Der Kaffer ist ein ehrlicher Mensch und verabscheut den Diebstahl innerhalb seines Stammes, Europäern gegenüber, die er ja als Eindringlinge betrachtet, wird es damit nicht immer so genau genommen; aber von Natur ist er keineswegs diebisch. Sein ganzes Trachten ist darauf gerichtet, einen Viehstand zu errichten und denselben zu vermehren. Im Umgang zeigt er sich leutselig und gesprächig; er hat viele Worte der Liebkosung und der Schmeichelei. Sein Selbstbewußtsein tritt stark hervor; man wird handgreiflich gegen den, welcher es verletzt. Er ist sorglos und denkt wenig an den folgenden Tag, weil er weiß, daß er stets alle seine Bedürfnisse befriedigen kann. Zum Ackerbau hat ihn die Natur nicht geschaffen, dagegen ist er ein vortrefflicher Rinderhirt. Als Krieger zeigt er sich unerschrocken und tapfer, er ist von Haus nicht etwa ein blutgieriger Barbar. Der Kaffer ist scharfsinnig bis zum Spitzfindigen und im hohen Grade zweifelsüchtig. Er ergeht sich gern in Streitfragen und in seinen Fragestellungen geht er schlau zu Werke, um die Gegner zu verwickeln und zu verwirren. In der Familie gehorchen alle Angehörigen dem Hausvater unbedingt; ebenso ist der Häuptling innerhalb seines Stammes unumschränkter Gebieter, und sein Ansehen bleibt, solange er den hergebrachten Ueberlieferungen und Gewohnheiten entspricht. Der Kaffer ist insgemein ein hübscher, schlank und kräftig gebauter Mensch, muskelstark und in seinem ganzen Auftreten liegt viel Elastisches. Dagegen sind die Frauen, sobald die erste Jugendblüte vorüber ist, nichts weniger als hübsch und im höheren Alter werden sie geradezu häßlich.

Eine nationale Eigenthümlichkeit sind die künstlich geformten Haartouren, deren bizarre Art viel zu dem wilden Ausdruck der Gesichter beiträgt. Bei den jungen Burschen hängt das Haar wild um den Kopf herum in dünnen, verfilzten Strähnen; das Abzeichen der verheiratheten Männer aber ist der Ring oder Kranz. Zur Anfertigung desselben wird der ganze Kopf geschoren und nur rund um den Scheitel bleibt ein Kranz von Haaren stehen, welcher unter Benutzung von Sehnen zu einem festen Ringe gestaltet wird. Man überzieht ihn mit einem Gemisch von Akaziengummi und Kohlenpulver und sobald er trocken geworden ist, gibt man ihm mit Fett den gehörigen Glanz. Die Mädchen halten das Haar ohne alle Künstelei einfach kurz; bei Frauen schert man den Kopf bis auf den höchsten Theil des Scheitels. Dort bleibt ein Haarbüschel stehen, welcher durch Einreiben mit Ocker und Fett zu einer dichten Masse, zu einem austdicken Wulste oder Knopf

wird. Der Kaffer trägt einen schmalen Schurz, an welchem in gewissen Abständen gedrehte Streifen langhaariger Felle oder die geringelten Schwänze der wilden Katze hängen. Bei ungünstigem Wetter trägt man den auch bei anderen südafrikanischen Völkern üblichen Fellmantel (Kaross). Bei friedlichen Gelegenheiten, zu Festlichkeiten, Kriegstänzen und zum Kriege putzen sich die Männer in abenteuerlicher Weise auch mit recht grellen Farben heraus und schmücken den Haarkranz mit langen Kranichfedern. Dazu kommen noch Gehänge von Fellstreifen, welche die Brust bedecken, ein Gürtel von Katzenschwänzen und weiße Fellbüschel an Oberarm und Waden. Gleich dem Knaben geht das junge Mädchen bis auf ein Stück gefärbter und bemalter Haut, welches bis kaum an das Knie reicht, gänzlich unbekleidet einher. Dagegen wird der Körper reichlich mit Fett eingerieben und allerlei Schmuckgegenstände mit Vorliebe getragen.

Die Wohnung der Kaffern trägt im Allgemeinen den südafrikanischen Typus, d. h. die bekannte Bienenkorbform mit niedriger Einkriechethür. Bei den Kaffern muß Alles zirkelrund sein, Hütte, Umzäunung, Feuerstätte u. s. w., es scheint, als ob ihm die Fähigkeit mangele, eine gerade Linie herzustellen. Das Innere der Hütte ist meist sauber und nett gehalten, Milchgefäße aus Binsen, wasserdicht geflochten, stehen umher; Wurfspieße oder auch Schießgewehre hängen an den Wänden. Eine Gruppe von Kaffernhütten nennt man einen Kraal. Man baut den Kraal am liebsten auf einer geneigten Fläche, damit das Wasser ablaufen kann. Ringsum wird die Gegend gelichtet, damit man die Bewegungen eines herandringenden Feindes übersehen kann. Zunächst wird ein Raum für das Vieh mit einem $2^1/_2$ Meter hohen, recht starken Zaun umfriedigt, dies ist die Isibaya, eine den Kaffern geheiligte Stätte. Rundum stehen die Hütten, deren gewöhnlich zehn bis vierzehn einen kleinen Kraal bilden. Die, welche dem Eingange zunächst stehen, werden von den Dienern bewohnt, dem sehr engen Eingange gegenüber, der nachts durch Pfähle geschlossen wird, stehen die Hütten des Häuptlings. Den Tag über ist die Heerde unter Obhut der jungen Burschen draußen auf der Weide, abends treibt man sie in die Umzäunung, woselbst auch von den Männern das Melken der Kühe besorgt wird.

Der Kaffer pflegt sein Lieblingsvieh auf alle mögliche Weise zu schmücken und fällt dabei manchmal auf Zierathen, welche dem armen Thiere sehr schmerzhaft sein müssen; so schneidet er zum Beispiel Streifen aus der Haut, welche er in Stränge flicht, er stutzt die Ohren, bringt die Hörner in allerlei abenteuerliche Gestalten u. s. w. Der Ochs wird nicht blos als Zug- und Lastthier verwandt, sondern auch zum Reiten benutzt.

Für die Bewaffnung ist ein $1^1/_3$ bis $1^1/_2$ Meter hoher, ovaler Schild charakteristisch; er besteht aus roher Ochsenhaut, ist von regelmäßigem Zuschnitt und sauberer Arbeit und hat einen langen Stab in der Längsachse als Stütze, der oben mit dem geringelten Felle eines Leopardenschwanzes oder anderem Pelzwerke verziert ist. An diesen Stab wird die Haut mit Stücken aus roher Haut befestigt. Die Wurfkeule, Kirri, ist allgemein in Gebrauch, aber eigentliche nationale Angriffswaffe ist der Wurfspieß, der Assagai.

Vielerlei Geräthschaften haben die Kaffern nicht. Als Gefäße benutzen sie Kalebassen, flache Schüsseln und Töpfe von Holz, Melkeimer u. s. w. In Herstellung von Flechtwerk haben sie eine besondere Geschicklichkeit. Was man in einem anderen Lande zusammenleimt, ineinanderfalzt, mit Nägeln oder eisernen Bändern vereinigt, wird von ihnen durch Bindewerk zusammengefügt; aus dem hochgewachsenen zähen Cypergrase (Cyprus textilis) flechten sie Gefäße, welche völlig wasserdicht sind.

Die Stämme stehen unter erblichen, voneinander unabhängigen Häuptlingen; die Verwaltung wird durch eine Anzahl Unterhäuptlinge oder Räthe besorgt, die auf der linken Seite des Kopfes eine Messingplatte tragen. Bei begangenen Verbrechen ist zumeist die ganze Sippe des Uebelthäters für die Unthat mit verantwortlich.

Die Seele der Bösen dauert nach dem Tode fort und sucht die Lebenden zu tödten. Gegen die Anfechtungen dieser bösen Geister dienen Amulete; auch gibt es Wunderdoctoren, die als Zauberer und Regenmacher in großem Ansehen stehen. Kranke legt man bei einigen Stämmen außerhalb der Umzäunung nieder, damit der Kraal bei ihrem Tode nicht verunreinigt werde. Nach dem Tode wird der Mensch zu einem Geiste, der in der Unterwelt dieselben Dinge, Häuser, Kühe u. s. w. findet, wie hier, doch viel kleiner, denn auch der Mensch ist dann eine Art Zwerg. Nach anderer Ansicht verwandelt sich der Mensch nach seinem Tode in ein Thier, am liebsten in eine Schlange; der tapfere Häuptling wird zum Löwen oder Elefanten.

Der gewöhnliche Kaffer begnügt sich meist mit einer Frau; die Häuptlinge und sonst vermögenden Männer haben deren mehrere, je nach ihren Mitteln. Thut ein Liebhaber die ersten Schritte um ein Mädchen, und es findet sich ein Nebenbuhler, so beginnt eine förmliche Versteigerung in der Art, daß die Bewerber Rinder zu zweien oder dreien dem Brautvater zusenden und damit so lange fortfahren, bis der eine nichts weiter sendet. Dann wird das Vieh beider Parteien einer genauen Prüfung unterzogen und die Wahl getroffen. Der abgewiesene Liebhaber hat dann wenigstens die Genugthuung, daß ihm das Mädchen selbst, mit dem besten Schmuck angethan, sein Vieh wieder zurücktreibt. Die Hochzeitsgebräuche bestehen darin, daß die älteren Frauen der Sippe des Bräutigams die Braut gründlich schlecht machen, und letztere ihr Müthchen an dem Bräutigam kühlt, indem sie ihn höhnt, schlägt und beschimpft. Letzteres geschieht, damit er wisse, daß er bis jetzt noch gar nichts zu befehlen habe. Einige Tage später würde es ihr freilich schlecht bekommen, wenn sie sich dann noch solche Freiheiten herausnehmen wollte. Bei der Hochzeitsceremonie haben der Vater der Braut und der Bräutigam Ochsen zum Besten zu geben. Mit seiner Schwiegermutter darf der Mann niemals ein freundliches Wort sprechen, ja er darf sie nicht einmal ansehen. Will

er durchaus mit ihr reden, so muß dies aus einiger Entfernung geschehen und mit sehr lauter Stimme; hat er aber etwas zu sagen, was kein dritter hören soll, dann stellen beide Theile sich hinter einen Zaun, der so hoch ist, daß sie einander nicht sehen können.

Den Colonisten haben die eingeborenen Kaffern viel zu schaffen gemacht. Die Holländer und Engländer wären zwar bereit gewesen, ihnen Ländereien abzukaufen, feste Grenzen zu bestimmen und Dein und Mein streng zu scheiden; allein den Kaffern war der Begriff des Kaufens nicht deutlich zu machen. Sie räumten gegen so und so viel Stück Vieh den Weißen bestimmte Gebiete ein, aber sie hielten dieses Land dennoch für ihr Eigenthum und wollten nach wie vor die Oberherrschaft darüber ausüben. Da selbstverständlich nur von Seiten der Weißen schriftliche Contracte aufgesetzt werden konnten, und beide Parteien in Sprache und Anschauungen voneinander durchaus verschieden waren, so gab es bei allen derartigen Unterhandlungsversuchen unausgesetzt Misverständnisse, und als sich nun die Boers (holländische Bauern) trotzdem um Graaf Reynett ansiedelten, kam es 1811 zum ersten Kaffernkriege. Die Wilden überfielen die Ansiedler, um ihnen das Land wegzunehmen, und diese wandten sich Hülfe suchend an die Regierung. Die englische Behörde übernahm das Amt eines Schiedsrichters, aber freilich eines sehr parteiischen Schiedsrichters: sie vertheilte den streitigen Grundbesitz, den man District Zurveldt nannte, unter die Boers. Damit war natürlich der Friede nicht hergestellt, sondern der Kampf entbrannte auf beiden Seiten um so erbitterter, bis schließlich die Schwarzen über den großen Fischfluß zurückgedrängt und alles Gebiet jenseit des Stromes in den Händen der vereinigten Holländer und Engländer war.

Nach dem bald darauf folgenden zweiten Kaffernkriege zwang Lord Charles Somerset die Kaffern im J. 1819 den Keiskammafluß als Grenze anzuerkennen. Alle Stämme, die diesseit des Stromes wohnen blieben und sich häuslich niedergelassen hatten, wurden britische Unterthanen. Im J. 1835 brach der sehr blutige dritte Kaffernkrieg aus. Die Eingeborenen, wol 12,000 an der Zahl, richteten unter den am Keiskammafluß wohnenden Landleuten und Viehzüchtern ein entsetzliches Blutbad an, raubten, sengten und plünderten und verließen, mit reicher Beute beladen, das Land. Der englische Statthalter, Benjamin d'Urban, konnte diesen Frevel nicht ungeahndet lassen, und ein heftiger Krieg war die Folge, in dem Tausende von Menschen ihr Leben verloren und große Summen Geldes, sowie auf beiden Seiten großes Besitzthum verschlungen ward. Schließlich gelang es dem Gouverneur, die Schwarzen zu besiegen und ihnen ein Stück Land wegzunehmen, das alsbald unter die weißen Ansiedler vertheilt ward. Im Mutterlande aber misbilligte man das Verfahren und, trotz aller Proteste seitens des Gouverneurs und der Colonisten, mußte den Kaffern das Land, das bereits von weißen Ansiedlern besetzt war, wieder zurückgegeben werden. Nicht Friede, sondern dauernde Reibereien waren die Folge der Maßregel, denn diese unüberlegte Handlungsweise wiegte die Kaffern in den Wahn ein, die Engländer hätten im Gefühl ihrer Schwäche den ihnen abgejagten Raub fahren lassen und wünschten um jeden Preis Frieden. In der Hoffnung, die verhaßten Fremden bis zur See zurückdrängen zu können, brachen die Kaffern den nächsten (vierten) Krieg vom Zaune. Das alte Schauspiel wiederholte sich; in beiden Heerlagern gab es große Verluste an Leben und Eigenthum. Aber nur ein Jahr vermochten die Wilden der Kriegskunst der höheren Rasse Widerstand zu leisten; dann mußten sie sich ergeben und Frieden schließen. Ein Theil der Kaffern ward in englische Bürger verwandelt, denn nun erfolgte zum zweiten male die Annexion jenes Bezirks, den man ihnen bereits einmal fortgenommen und, von falschem Mitleid getrieben, wieder eingeräumt hatte. Der Keifluß ward als Grenze angesetzt; zwischen diesem Strome und dem Keiskamma gründete man im J. 1847 eine Provinz, die den Namen Britisch-Kaffraria erhielt. Das Land zwischen dem Keiskamma und der Colonie Natal verblieb den noch nicht besiegten Eingeborenen und erhielt den Namen Frei-Kaffraria.

Während in Britisch-Kaffraria, woselbst sich viele Deutsche angesiedelt haben, sich der Wohlstand mehrte, und namentlich die Fingos, die treuesten farbigen Anhänger der Capcolonisten, einen sehr zufriedenen Theil der Einwohnerschaft bilden, gestaltete sich das Leben in Frei-Kaffaria viel unruhiger, denn die Kaffern sannen fortwährend auf blutige Rache. Namentlich machte anfangs der „Prophet" Makanna den Engländern lange Zeit viel zu schaffen, später im J. 1857 gestalteten sich unter dem Propheten und Häuptling Krili die Angelegenheiten noch viel ernster, bis endlich den englischen Waffen ein schwer erkaufter Sieg zutheil ward und Ruhe eingekehrt schien.

Da ließ im J. 1871 England seinen Annexionsgelüsten die Zügel schießen und nahm unter einem Scheingrunde die auf dem Gebiete des Oranjefreistaats entdeckten Diamantfelder in Beschlag. Die dadurch hervorgerufene allgemeine Misstimmung benutzten die Kaffern unter Krili zu einem abermaligen Aufstande, in welchem sie indessen in mehreren Schlachten geschlagen wurden. Bald waren sie nicht mehr bedacht, Eroberungen zu machen, da sie ihr Hab und Gut, ihre Freiheit und ihr Leben zu vertheidigen hatten. Krili mußte flüchten, die Engländer proclamirten seine Absetzung und bemächtigten sich seines Landes, das sie an ihre Unterthanen vertheilten. Trotz energischer Gegenwehr seitens der Nachfolger Krili's blieb diese Annexion zu Recht bestehen, und seit Juni 1878 steht ganz Kaffraria vom Caplande bis zur Colonie Natal unter britischer Herrschaft, die Bezeichnung „Frei" ist gestrichen.

Die am 12. April 1877 erfolgte Annexion der Republik Transvaal seitens der Engländer war ein weiterer Schritt zur Verwirklichung der offenkundigen Absicht dieses Volkes, ganz Südafrika in britisches Gebiet zu verwandeln, und erregte den Zorn nicht nur der Kaffern, sondern auch der holländischen Ansiedler, der Boers. Zunächst hatte dieselbe den Krieg mit Ketschwayo, dem Häuptling der Zulukaffern, zur Folge, der, am 11. Jan. 1879 beginnend, nach harten Kämpfen, in denen das Glück

nicht immer auf Seite der Engländer war, am 21. Aug. desselben Jahres mit der Gefangennahme Ketschwayo's endete. (*Richard Oberländer.*)

KAFFERN (sprachlich). Kaffrische oder Bantusprachen im weiteren Sinne sind die sämmtlichen mehrsylbigen, präfigirenden Sprachen der sogenannten Kaffernrasse. Sie zerfallen in drei Gruppen: 1) eine östliche: Käfir, Zulu, die Sprachen der Barotse, Bayeye und Maschona, ferner das Kisuaheli, Kikamba, Kinika, Kipokomo und Kihiau umfassend; 2) eine mittlere: Setschuana, Sesuto, Sehlapi, Serolong, Tekeza und 3) eine westliche: Bunda, Londa, Herero, Kongo, Dikele, Isubu, Dualla, Mpongue u. s. w. in sich begreifend. Ba-ntu = Menschen ist ein in dieser Sprachenfamilie weit verbreitetes Wort. Man hat diese Sprachen nach ihrem hervorstechendsten Merkmale alliterirende genannt. Sie besitzen nämlich außer den Pronominibus 1. und 2. Person noch deren bis zu acht für die 3. Person, welche je im Singular und Plural und in beiden Numeris wiederum je in sechs verschiedenen Formen auftreten, einer selbständigen, substantivischen, einer präfigirten, einer subjectiven (der vorigen verwandt), einer suffigirten, einer objectiven und einer possessiven. Eine eigenthümliche Congruenz dieser Elemente bringt nun die Prädicats-, Attributs-, Objects- und Genitivverhältnisse zum Ausdruck, und dies verleiht den Bantusprachen ihr merkwürdiges syntaktisches und lautliches Gepräge. Das Lautwesen dieser Sprachen ist einfach und harmonisch entwickelt; nur das eigentliche Käfir und einige benachbarte Dialekte haben drei der hottentottischen Schnalzlaute angenommen, den dentalen l, den palatalen j und den lateralen ll. Der Accent ruht meist auf der vorletzten Silbe. Folgende Tabelle zeigt die wichtigsten unter dreizehn Sprachen herrschenden Lautverschiebungen.

Kafir	Tekéza	Setschuâna	Tette, Sena	Makua	Kisuaheli	Kinika	Hereró	Angola	Kongo	Mpongwe	Benga	Isubu, Dualla
k	k	χ h' g	k	y	k	k	k	k	k	g	. . .	k
k					g	g						
ṅk	ℵ h	kχ kh'	ṅg	k g	ṅg	ṅg	ṅg	ṅg	nz	k	. . .	. . .
ṅg	ṅg	k	ṅg	ṅg	ṅg	ṅg	ṅg	ṅg	ṅg	ng	. . .	. . .
ℵ										g		
t	r	r	t	r	t	h	t s	t	t	r	l	l
nt	n	th	ntt	tt	t	t	nd	t	nt	. . .	t	t
ti							ti	tschi				
d	l	l	t	. . .	. . .	. . .	t	nd l	. . .	l	. . .	. . .
nd	nd	t	. . .	. . .	nd	nd	nd	nd	. . .	nd	. . .	n
p	ℵ h	f h	p	v	p	h v	p	b	. . .	v	. . .	w
p	bz	p										
mp	m	ph	p	p	. . .	. . .	. . .	. . .	. . .	. . .	. . .	. . .
b	b v	b	ℵ mb	ℵ p	w	ℵ	p v	b ℵ	ℵ	v	b	b
ba					ba	ba						
mb	mb	p	. . .	. . .	mb	mb	mb	mb	. . .	mb	mb	mb
mb-	mob-	m-	. . .	. . .								
f	f	f h	p	v	f	f	ϑ' (s)	f ff	f	w	v	. . .
f			v	l r								
fu			fu ku	ku tu			t	fu				
v	f	b r	. . .	. . .	f	f	ϑ' (s)	f	. . .	. . .	. . .	. . .
v		ku										
		tschu										
mv	nf	p					mb	nf	nv			
mvu							ndndϑ'					ṅgu
χ'l	. . .	. . .	s	s	t	ts	k h	s	ss t	t	. . .	. . .
s	s tsch	s ts	s	h ℵ	s (ss)	s (ss)	t ty	s k	k ss	zy nty	h	s
										ℵ kz		
z	t	ts, χ̀l	dz	d r	dsh z	ts z	ϑ' h	sch (g)	z	g s dsh	d	r
z							y r	ℵ l				
nz	t	ts	. . .	. . .	dy	ts	. . .	. . .	nz	ndsh	ℵ	d
nz	mf	p										
l	l	l	r	l	l ll ℵ	r, rr l	r	l r	l	n nl ny	d ℵ	d l ℵ
n	n ny	n	. . .	. . .	n	n	n	n	n	n	n	n
m	m	m	. . .	. . .	m	m	m	m	m	m	m	m mb
nχ'l	. . .	. . .	. . .	. . .	nd	ns nts	ndy	nz	nz	ndsh	ndsh	ndsh

Die Wortstämme sind meist mehrsilbig; verbale und nominale Ableitungen werden durch Suffixe, seltener durch Präfixe oder Reduplication geschaffen. Nachstehende Tabelle zeigt die eben erwähnten Präfixe der 3. Person in ihren vollsten Formen.

	I.		II.		III.		IV.		V.		VI.		VII.	VIII.	IX.	X.
	sing.	plur.	sing.	plur.	sing.	plur.	sing.	plur.	sing.	plur.	sing.	plur.				
Kafir . .	m	ba	m	mi	li	ma	si	zi	n	zin	lu	—	(ka)	bu	ku	—
Zulu . .	mu	ba	mu	mi	li	ma	si	zi	n	zin	lu	—	(ka)	bu	ku	—
Seχlapi ·	mo	ba	mō	me	le	ma	se	ri	n	rin	lo	—	(χa)	bo	χo	—
Sesuto . .	mo	ba	mō	me	le	ma	se	li	n	lin	le	—	(k'a)	bo	h'o	—
Tekeza .	mŭ	va	mū	mi	ri	ma	tschi	—	n	thin	li	—	—	bu	ku	—
Tette . .	mu	va	mu	mi	zi	ma	tschi	psi	n	zin	—	tu	ka	u	ku	pa
Sena . .	mu	va	mu	mi	ri	ma	tschi	pi	n	zin	—	tu	ka	u	ku	pa
Makua .	mu	a	mu	mi	ni	ma	ki	—	n	—	—	—	ka	u	u	—
Kihiau. .	mu	va	mu	mi	li	ma	ki	vi	n	n	lu	—	—	u	ku	pa
Kikamba .	mu	a	mu	mi	i	ma	ki	i	n	n	u	tu	ka	u	ku	wa
Kinika .	mu	a	mu	mi	—	ma	ki	vi	n	n	lu	—	ka	u	ku	va
Suaheli .	mu	wa	mu	mi	—	ma	ki	vi	n	n	u	—	—	u	ku	pa
Sambala .	mu	wa	mu	mi	—	ma	ki	vi	n	n	lu	—	ka	u	ku	ha
Bayeye .	mu	ba	mu	me	li	ma	se	—	n	zin	lo	—	ka	o	ko	—
Hereró .	mu	va	mu	mi	e, ori	ma	tyi	vi	n	ϑon	ru	tu	ka	u	ku	po
Sindonga .	mu	a	mu	mi	e, ori	ma	schi	vi	n	ϑo, n	lu	tu	ka	u	ku	—
Nano . .	mu	va	mu	mi	e, ori	va	tyi	vi	n	ϑon	lu	—	ka	u	gu	—
Angola .	mŭ	a	mū	mi	ri	ma	ki	i	n	schin	lu	tu	ka	u	ku	—
Kongo . .	mu	a	mu	mi	ri	ma	ki	i	n	zin	lu	tu	ka	u	ku	—
Mpongwe.	om	a	om	in	i	am	ez	i	n	sin	o	—	—	—	—	—
Dikele . .	mu	ba	mi	mi	di	ma	vi	bi	n	—	la, ϑa	la	dsh, a	bo	—	—
Benga . .	mo	ba	mw	mi	di	ma	vi	bi	n	n	—	lo	e	bo	—	—
Dualla . .	mu	ba	mo	mi	di	ma	i	bi	n	n	l	lo	e	bo	—	—
Isubu . .	mo	ba	mu	mi	di	ma	dsh	bi	n	n	l	lo	e	bo	—	o
Fernando Po	bu	ba	bu	bi	di	ba	si	bi	n	n, i	lu	to	e	bo	—	—

Zu bemerken ist aber, daß nicht in einer jeden der Sprachen die Singular- und Pluralpräfixe sich genau wie unter I.—VI. angegeben entsprechen, und daß dasselbe Wort nicht nothwendig in allen Sprachen der nämlichen Klasse angehören muß. Allgemeine Grundsätze nach Art der Genusregeln in unsern Grammatiken dürften sich nur für einzelne, verhältnißmäßig wenige Kategorien von Substantiven aufstellen lassen. So z. B. gehören die Namen von Nationen unter Klasse I, die von Sprachen unter Klasse IV:

mosuto, der Suto, basuto, die Suto, sesuto, die Sutosprache;
u-muzulu, der Zulu, a-bazulu, die Zulu, i-sizulu, die Zulusprache;
o-muhereró, der Herero, o-vahereró, die Herero, o-tyihereró, die Hererosprache,
mukamba, der Kamba, akamba, die Kamba, kikamba, die Kambasprache u. s. w.

Wie nun diese Pronominalelemente den Bau der Sprache beherrschen, ergeben folgende Beispiele aus der Zulusprache:

Kl. I. ntu, Mensch: *u-mu*-ntu *w*-etu *o-mu-χ*'le *u*-ya-bonakala, si-*m*-tanda.
Mann unser schöner erscheint, wir-ihn-lieben.
Plur. *a-ba*-ntu *b*-etu *a-ba-χ*'le *ba*-ya-bonakala, si-*ba*-tanda. —
Leute unsere schönen erscheinen, wir-sie-lieben.
Variationen hierauf:
Kl. II. ti, Baum: *u-mu*-ti *w*-etu *o-mu-χ*'le *u*-ya-bonakala, si-*wu*-tanda.
Plur. *i-mi*-ti *y*-etu *e-mi-χ*'le *i*-ya-bonakala, si-*yi*-tanda.
Kl. III. zwe, Land: *i-li*-zwe *l*-etu *e-li-χ*'le li-ya-bonakala, si-*li*-tanda.
Plur. *a-ma*-zwe etu *a-ma-χ*'le *a*-ya-bonakala, si-*wa*-tanda.
Kl. IV. zwe, Volk: *i-si*-zwe *s*-etu *e-si-χ*'le *si*-ya-bonakala, si-*si*-tanda.
Plur. *i-zi*-zwe *z*-etu *e-zi-χ*'le *zi*-ya-bonakala. si-*zi*-tanda.

Kl. V. tombi, Mädchen: *i-n*-tombi *y*-etu *e-ṅ-χ'*le *i*-ya-bonakala, si-*yi*-t.
Plur. *i-zin*-t. *z*-etu *e-zin-χ'*le *zi*-ya-bonakala, si-*zi*-t.
Kl. VI. tanda, Liebe: *u-ku*-tanda *ku*-etu *o-ku*-kulu Liebe unsere große *ku*-ya-bonakala. *a-ba*-ntu erscheint. Die Menschen *ba-ku*-bona, si-*ku*-bonakalisa. sie-dieselbe-sehen, wir-sie-zeigen.

Das Zahlensystem ist decimal; doch weichen die Ausdrücke für die Zahlen 6—9 so stark voneinander ab, daß man auf ein älteres, quinäres System zurückschließen darf.

Literatur: *W. H. J. Bleek*, Comparative Grammar of South African Languages, Pt. I, Phonology, Pt. II, Sect. I, The noun. London 1862 und 1869. 8., ist leider unvollendet geblieben. Einzelsprachliche Grammatiken und Wörterbücher besitzen wir dagegen in großer Menge. — *W. B. Boyce*, A Grammar of the Kaffir Language, 2d ed. Lond. 1844. 8. — *J. W. Appleyard*, The Kafir Language. King William's Town 1850. 8. — *J. Ayliff*, A Vocab. of the Kafir Language. London 1846. 8. — J. A. Bonatz, Anleitung zum Erlernen der Kaffern-Sprache. Gnadau 1862. 8. — (*Colenso*), First steps in Zulu-Kafir. Ekukanyeni 1859. 8. — Ders. Zulu-English Dict. Pietermaritzburg 1861. 8. — *L. Grout*, The Isizulu, a Gramm. of the Zulu lang. Natal 1859. 8. — *J. L. Krapf*, Outline of the Elem. of the Kisuáheli Lang., with special reference to the Kiníka Dialect. Tübingen 1850. 8. — *E. Steere*, Handb. of the Swahili lang. Lond. 1870. 12. — Ders. Collections for a Handb. of the Yao Lang, Lond. 1871. 12. — Ders. Collections . . . Shambala Lang. Zanzibar 1867. 12. — Ders. Coll. . . . Nyamwezi Lang. London s. a. 12. — *E. Casalis*, Études sur la langue Séchuana. Paris 1841. 8. — *J. Archbell*, A Gramm. of the Bechuana Lang. Grahamstown 1837. 8. — *J. Frédoux*, A sketch of the Sechuana Gramm. Cape Town 1864. 8. — H. Hahn, Grundzüge einer Gramm. des Hereró. Berlin 1857. 8. — *H. Brusciotto à Vetralla*, Regulae quaedam pro difficillimi Congensium idiomatis faciliori captu. Rom 1659. 8. — A Gramm. of the Mpongwe lang. New York 1847. 8. — *Le Berre*, Gramm. de la l. Ponguée. Paris 1873. 12. — (Les missionnaires du Gabon) Dictionnaire français-pongoué. Paris 1877. 12. — A Gramm. of the Bakĕle Lang., with vocab. New York 1854. 8. — *J. Merrick*, A Gramm. of the Isubu tongue. Bimbia 1854. 8. — *J. L. Mackey*, A Gramm. of the Benga lang. New York 1855. 8. — *B. M. de Cannecattim*, Collecçaõ de observaçoẽs grammaticaes sobre a lingua Bunda ou Angolense. Lisboa 1805. 4. — Ders. Dicc. da la l. Bunda ou Angolense. Lisboa 1804. 4. — *J. Clarke*, Introd. to the Fernandian tongue. Berwick-on-Tweed. 1848. 8.

(*G. von der Gabelentz.*)

KAFIR und KĀFIRISTĀN (كافر). Kafir nennt der Araber jeden Ungläubigen, der nicht den Satzungen des Koran folgt; Kāfiristān (كافرستان) bedeutet im Persischen das Land der Ungläubigen im Hindukusch-Gebirge. Dieses Land ist eine wahre terra incognita: kein Europäer ist dahin eingedrungen; alles, was wir darüber wissen, beruht auf Aussagen von Afghanen und von Eingeborenen der indischen Grenzgebiete.

Geographische Uebersicht. Das Land bildet ein unregelmäßiges Viereck zwischen 34° 50′ und 36° 15′ nördl. Br., 70° und 71° 50′ östl. Länge v. Gr. Es ist ein Alpengebiet, das in seinen zum Kabulstrom hinabreichenden Berggehängen den Uebergang zu Indien bildet. Der mächtige Kamm des Hindukusch, die Wasserscheide zwischen dem Oxus und dem Indus, gehört mit seinem mittleren Theile vom Passe Khawāk an bis zum Passe Dō-rāh (16,500 engl. Fuß), oder vom Uebergange aus dem oberen Thale des Panğhīr nach Andar-āb bis zum Uebergange aus dem Thale Hinğigān in Ober-Čitrāl in das Gebiet von Munğān, zu Kafiristan. Pamirähnliche Hochflächen, die nur im Spätsommer gangbar sind, ausgebreitete Schneefelder, welche zahlreiche nord- und südwärts abfließende Bergströme nähren, charakterisiren diese Hochregion, deren niedrigste Abhänge (bis 10,000′ hinauf) dichte Nadelwaldungen bedecken. Von der Hauptkette läuft nach Nordosten mitten durch Bādakhšān ein Gebirgskamm aus, der im Dašt-i-Gargaš und Dašt-i-Khāš hart an der Biegung des Kokča-Flusses endigt; zahlreicher und mächtiger sind die Gebirgsäste, welche südwärts zu dem Zwillingsstrome von Kābul und von Čitrāl streichen. Die massivste dieser Abzweigungen bildet die Wasserscheide zwischen dem Unterlaufe des Stromes von Čitrāl und einem Hauptzufluß des Kabulstromes, dem Alingār; sie trägt zahlreiche Gipfel von 14—16,000′ und endigt in dem aus Urgestein bestehenden Massiv des Sān oder Khund (14,000′), das durch einen Granitrücken mit dem weiter im Südwesten sich erhebenden Kašmund (10,000′) verbunden wird. Ein nicht minder mächtiger Zweig streicht weiter im Osten aus der Gegend des Passes Dō-rāh und endigt gegenüber Asmār und Čaghān-sarāï; es ist die Wasserscheide zweier bedeutender Zuflüsse des Stromes von Čitrāl. Ein dritter Gebirgsast zieht sich gegen Kila-Nagar hin. Auch auf der Westseite des Alingār bis zum Panğhīr-Thale gehen mächtige radiale Ketten vom Hindukusch aus; eine derselben endigt im Kōh-Kārinğ (12,000′) oberhalb Laghmān. Alle diese Ausläufer verzweigen sich auch der Quere nach und bilden ein complicirtes System von Gebirgszügen, die durch Erosionsthäler (Kaf. găl, gul; Čitr. gol, bedeutet auch „Canon") in allen Richtungen voneinander geschieden sind. Der Kārinğ und das System des Khund mit dem Kašmund sind als die südlichsten von Westen nach Osten verlaufenden Querriegel, welche gegen die Alluvialebene des Kabulstromes terrassenförmig abfallen, zu betrachten. — Was die Flüsse (Kaf. nandī, nannī; Čitr. sinn) betrifft, so kennen wir nur die Einmündungen der be-

deutenderen Zuflüsse des Kabulstromes genauer. Genannt seien der Niġr-āw, der Tagh-āw (vielleicht der Badr-āw Baber's), der Alingār und der Strom von Čitrāl. Der Alingār, im Oberlaufe auch Sūnah und Kóu genannt, entspringt nach Baber in dem Canton Gewār; von seinen Zuflüssen aus dem Khund-Massiv sind die Bäche von Citali und Pariāna bekannt; wichtiger ist der westliche Zufluß, der Ališang, der nach Baber in dem Canton Meïl entspringt; er vereinigt sich mit dem weit stärkeren Alingār bei Tri-garī in Laghmān. Der Strom von Čitrāl wird im Unterlaufe auch Fluß von Kāmah, von Kunar, von Čaghān-saraï genannt; in Čitrāl selbst führt er den Namen Khō, was sehr an Χόης bei Arrianos und Κώας bei Ptolemaios erinnert; dem Lande der Kafirs gehören nur seine westlichen Zuflüsse an, deren Namen uns unbekannt sind. Alle diese Ströme und deren Zuflüsse haben im Oberlaufe ein sehr starkes Gefälle; Stromschnellen und Wasserstürze sind hier überaus häufig; die Schneemassen der Gebirgskämme führen reichlich Wasser zu, bedeutende Mengen von Transportgeschieben gelangen in die unteren Regionen; hier und da wird silber- und goldhaltiger Sand ausgewaschen. Die Thäler sind meist schmal, der Humusboden (Kaf. būm, pällăl) ist auf wenige Striche eingeschränkt; gähnende Abgründe und enge Schluchten, welche mit Holzstegen (Kaf. séu, súe; Čitr. ser = Skr. sétu) mühsam überbrückt werden, erschweren die Communication. — Die Jahreszeiten haben ungefähr denselben Verlauf wie in Mittel-Europa, daher die Viertheilung im Gegensatz zum tropischen Indien: Frühling (Kaf. wäsunt, Kal. basun, Čitr. bosún), Sommer (Kaf. ninga, aus Skr. nidāgha, Čitr. grišpah), Herbst (Kaf. sūru, šuru; Čitr. šarah), und Winter (Kaf. zẽ, ziũ, éran. W.; Kaf. heman, Čitr. yomún). Der Regenfall (Kaf. waš, Kal. bášik, Čitr. bošik) ist am stärksten im Frühjahr und in den Monaten August und September; Hagelwetter sind häufig, im Winter Schneestürme; zur Zeit der Schneeschmelze und der Lawinenstürze (Čitr. rešt) äußert sich die Kraft der Gießbäche verheerend; die Menge der Niederschläge ist im Kafirgebiet stärker als in Čitrāl und Yasīn. In den südlicheren Niederungen herrscht im Sommer große Hitze, während die höheren Regionen sich eines gemäßigten, alpinen Klimas erfreuen; daraus ergeben sich bedeutende Gegensätze für die Vegetation. Am Fuße des Khund sind reiche Bestände von Eichen und Nadelbäumen, in den Thalniederungen Oliven- und Granatenpflanzungen, Walnußbäume und Weizenfelder; darüber erhebt sich eine Region dichten Schwarzwaldes mit Fichten aller Art, darunter auch abies Smithiana; weiter hinauf wächst nur Knieholz, spärliche Juniperus-Gesträuche und etwas Futtergras; noch höher sind die Felsen kahl und öde, die Gipfel weiß von Schnee (Kaf. zīm, šim, mit éran. Anlaut; Čitr. hīm, Paschai īm). Dichte Nadelholzwaldungen sollen namentlich in den oberen Thälern gegen den Hindukusch, z. B. am Niġr-āw und westwärts von Lut-khō, vorherrschen; die südlicheren Striche und die günstiger gelegenen Thäler der Mittelzone besitzen eine Flora, welche die Griechen unter Alexander als die heimische wiedererkannten; immergrüne Sträucher, die mediterranen Fruchtgattungen herrschen hier vor; der Weinstock wird überall gezogen, das Getränk soll jedoch übel munden. Von Cerealien wird Weizen, Gerste und Hirse angebaut, Reis gedeiht nur in den feuchten und heißen Niederungen Laghman's. Die Felder sind auf den schmalen Terrassen künstlich angelegt, die mangelnde Humuserde wird durch Sand und Dünger ersetzt, jedes Fleckchen Landes wird ausgebeutet, die Irrigation ist sorgsam; die Agricultur erfordert viel Fleiß und Geduld, der Ertrag ist gleichwol für die dichte Population ungenügend. Die Bevölkerung Kafiristans wird ungefähr auf 130,000 Seelen geschätzt.

Wir führen hier einige die Flora charakterisirende Wörter aus den Hindukusch-Sprachen an:

„Apfel", Kaf.: pȧrura, parra, palla; Čitr.: pálogh; (Skr.: phala).

„Birne", Kaf., Čitr.: tōng; Gowrō: tāngu.

„Granatapfel", Kaf.: amār, amaruk; Paschai: amirik.

„Aprikose", Kaf.: tsīra, tsīri; vergl. Kaschm.: tsér; Yidgah: čīré; Balt.: čūli.

„Walnuß", Kaf.: yũ, yamũ; Paschai: ambū.

„Weintraube", Kaf.: drās, drāš; Čitr.: droč; Paschai: dāšik (Skr.: drākšā); vgl. Δραστόκα, Ort in Kabulistan bei Ptolemaios.

„Gerste", Kaf.: ẓau, ẓũ; Gowrō: yau (Skr.: yava).

„Weizen", Kaf.: gūm, gōm (Skr.: gōdhūma).

Auch hinsichtlich der Fauna treten Gegensätze zwischen der Natur Indiens und der Alpennatur hervor; in den südöstlichen Strichen gibt es mehrere Arten von Affen, ferner Löwen, Tiger, Leoparden, Hyänen, Schakale, Maina's und Papagaien, Moskitos; höher hinauf finden sich Bären, Wölfe, Füchse, wilde Katzen, Wildschweine, Stachelschweine, Igel, Flußottern (besonders in Čitrāl), Murmelthiere; Adler, Geier und Falken sind überaus häufig, auch Wildgänse, Enten; ferner: Rebhühner, Waldhühner, Tschikors, Fasane, Wachteln, Singvögel aller Art. Pferde und Esel sind bekannt, werden aber nur in den breiten Thälern (z. B. in Katār und Gambir) gezüchtet. Das Rind der Niederungen ist unansehnlich, höckerlos; in den Bergen gut entwickelt, großbuckelig. Die Schafzucht ist nur bei den Wāma's von Belang; die Ziegen dagegen sind von vortrefflicher Rasse und bilden den Hauptreichthum der Kafirs. Der Reichthum an Rothwild ist hervorzuheben; Antilopen, Steinböcke, Hirsche (bara-šingas und uriyāls), wilde Schafe, Moschusthiere werden in Menge erlegt. Im Ganzen herrscht die Alpenwirthschaft vor; Fleisch, Milch, Käse, Butter bildet die Hauptnahrung der nördlicheren Stämme; auch Honig und Wachs wird in großen Quantitäten gewonnen. Nagethiere und Reptilien sind durch zahlreiche Arten vertreten; die Schlangen gelten für dämonisch und werden nie getödtet (vgl. die Verehrung der Schlangengötter im alten Udyāna). Läuse sind gewöhnlich, dagegen sollen Flöhe fehlen.

Anbei folgen einige Thiernamen:

„Hund", Kaf.: šū, šūn, ṣōn; kuṛi, Laghm.: khudink.

„Pferd", Kaf.: ušp, haš; Čitr.: istór (éran. W.); Kaf.: gūrā, gōra; Paschai: ghōḍā (Skr.: ghōṭa).

„Esel", Kaf.: gūḍḍā; Čitr.: gordok (Skr.: gardabha; Prākr.: gaddaha).

„Rind", Kaf.: gō, gā, gāo; Kun. Nar.: gōlang; „Kalb", Kaf.: watsala.

„Schaf", Kaf.: wāmī, vgl. Skr. vāma, „Gut, Habe"; daher der Canton: Wāmastān? Baschg.: wī; Kal.: mēš; „Widder", Baschg.: nī (aus nīr „Männchen"); „Lamm", Kaf.: barū.

„Ziege", Kaf.: wūsā; Čitr.: pai; Nar.: plāng u. s. w.

„Steinbock", „Antilope", „Reh", überh. „Rothwild", Kaf.: marang, mrang, maṛā; Čitr.: mroi (Skr.: mṛga).

„Bär", Kaf.: rīč, rīts; Kal.: its; Koh.: ūč; Čitr.: orts (Skr.: ṛkša; Prākr.: riččha, aččha, ikka).

„Affe", Kal.: markrō; Čitr.: mukkúl; Paschai: makaḍik (Skr.: markaṭa).

„Wilde Katze", Kaf.: pisās, pišuš, puṣak; Paschai: pišúndik; Čitr.: puši.

„Fuchs", Kaf.: ālwākī; Koh.: lambāhī.

„Tiger", Čitr.: purdúm.

„Huhn", Kaf.: kikūṛ, kūkūr; Baschg.: kūkkūk.

„Rebhuhn", Kaf.: žū, žúwai; Čitr.: kulu; Yid.: žōržah.

Die wichtigsten Metallnamen sind:

„Eisen", Kaf.: čīmā; Čitr.: čimúr; Paschai: čummār; Nar.: čīmer; Tir.: tsimbar.

„Kupfer", Čitr.: tŭrŭm (Acc.: tŭrmo); Torw.: tambā.

„Messing", Kal.: harila; vgl. harilek, „gelb".

„Silber", Čitr.: droχŭm (Acc.: droχmo), d. i.: δραχμή; Kaf.: arūa, ryū (Skr.: rūpya); čitta, „weiß".

„Gold", Čitr.: sorŭm (Acc.: sormo); Kaf.: surun, sūn, sōna (Skr.: svarṇa).

Ethnographische Stellung der Kāfirs. Der physische Typus der Kafirs bietet manches Eigene. Die Körpergröße ist im Durchschnitt geringer als bei den Tāgik's und Afghanen, dagegen zeichnen sich die Kafirs der Ebene durch sanftere und gefälligere Gesichtszüge, die der Gebirge durch stark entwickelte Muskulatur aus; die Kopfform ist oval, die Gesichtsfarbe röthlich angehaucht; die Farbe der Augen braun oder grau, nicht selten dunkelblau; die Wimpern sind lang, die Brauen verlaufen in regelmäßigen schmalen Bogen und nähern sich stark an der Nasenwurzel; die Farbe des Kopfhaares wechselt zwischen schwarz, kastanienbraun und lichtbraun, unter den Knaben und Mädchen soll es auch Flachsblonde geben. Kröpfe finden sich in einigen Bergcantonen eben so häufig wie bei den Kulūta's im Himālaya. Die Hinneigung zu dem blonden Typus bildet ein unterscheidendes Merkmal der Kafirs gegenüber den Eingeborenen Indiens und Afghanistans; wir dürfen annehmen, daß sich der Typus der arischen Rasse in dem alpinen Hindukuschgebiete getreuer und länger bewahrt hat als in den südlicheren Klimaten unter den Drawida's und Kuschiten. Dieselbe Beobachtung können wir auch in den benachbarten éranischen Regionen machen: der sinische Pilger Hwan-Thsang berichtet von den Einwohnern von Khwāndād in Wakhān, daß sie die blaugrüne Färbung der Augen von allen Asiaten unterscheide; der Jesuit Benedikt Goës traf auf dem Wege von Andar-āb nach Bādakhschān Galča's an, deren Kopf- und Barthaar blond war wie bei den Niederländern; in unsern Tagen bezeugt Ujfalvy den blonden Typus der Yaghnōbi's im Saräfschānthale. — Daß die Kafirs dem indischen Zweige der Arier angehören, ergibt sich aus ihrer Sprache; daß sie das Kabulthal bis zum Hindukusch hinauf nicht erst in neueren Zeiten occupirt haben, sondern daselbst seit Beginn der Geschichte hausen, lehren die Berichte; nur ob sie den Weg vor oder nach ihren Stammesbrüdern, die wir am Indus und Ganges finden, genommen — ob sie sich aus dem Kabulthale hinauf oder über den Hindukusch hinab allmählich verbreitet haben, bleibt unaufgeklärt. Ohne Zweifel haben sie überall Aboriginerstämme vorgefunden, überschichtet und absorbirt; als einen vereinzelten Ueberrest solcher vor-arischer Einwohner haben wir das Volk der Khagūna's in Dardistān zu betrachten, dem eine agglutinirende Sprache und die vigesimale Zählmethode eigen ist; letztere finden wir merkwürdigerweise auch bei den Kafirs und Darada's ja selbst bei den éranischen Galča's, vielleicht als Erbstück dieser anarischen Aboriginer.

Geschichte. In den indischen Schriftwerken finden wir kein Volk genannt, das mit Sicherheit für den alten Grundstock der Kafirs zu halten wäre; die Gandhāra's gehören dem Unterlaufe des Kabulstromes (Skr. Kubhā) an, die Muranḍa's hatten die Thäler am obern Paṅkōra und Swāt inne, die Darada's saßen auf beiden Seiten der Indusbiegung; einzig die Lampāka's stehen zu den Kafirs in nahen Beziehungen. Bei Ptolemaios nehmen die Λαμβάγαι das ganze Gebiet zwischen dem Κώας und dem Κώφης ein und reichen nordwärts bis zu den Κωμῆδαι im Pamir; mit Sicherheit läßt sich jedoch der Name nur auf das heutige Gebiet von Laghmān oder Lamegān, zwischen den Passagen von Bādpaš im Westen und Darūṭa im Osten, beziehen. Vielleicht gehörten auch einige Bergstämme dazu; im indischen Epos (M. Bh. II. p. 703) kämpfen die Lampāka's, gleich den Darada's und Khaça's, mit Stangen und Knütteln; derselben Waffen bedienen sich noch jetzt die Paruna-Kafirs im nördlichen Wāmastān. Mit Unrecht hat Lassen die Kāmbōga's in den heutigen Kafirs von Kāmōts gesucht: jene werden im Epos wegen ihrer Rosse und Elefanten gepriesen, diese besitzen keine von beiden. Bei den Utsavasankēta's, den in sieben Stämme getheilten Huldigern der Festgelage und Liebeszusammenkünfte, werden wir allerdings an die Kafirs erinnert.

So viel ist sicher, daß seit den ältesten Zeiten der Geschichte das Kabulbecken indischen Stämmen angehört hat; eine indische Gründung, Kapiçā (Skr.: „rothbraun")

an der Vereinigung des Ghōrband- und Pañghir-Thales, hatte bereits Kyros in seine Gewalt bekommen; Dareios unterwarf das Kabulbecken und das Fünfstromland, selbst die Khaça's und Darada's huldigten ihm; die Provinz am Kabulstrom führt in den Keilinschriften nach dem Hauptvolke der Ebene den Namen Gañdāra, die assyrische Version hat dafür Paruparanisana, d. i. Παροπαρνασός, Παροπαννισός der Griechen. Als Alexander gegen Indien zog, fand er am untern Kabulstrome das gandarische Volk der Açvaka's vor; die Nachrichten über Nysa und Meros sind allerdings mythischer Natur, aber den nächsten Anlaß dazu gab die Cultur der Weinrebe und der mediterranen Obstgattungen, sowie das dionysische Leben der indischen Bewohner; sonst könnte bei dem dreigipfeligen Meros (Skr.: Mēru, Tri-kakud, -kakubh) auch an den Tiriċ-mīr in Ober-Citrāl, bei Nysa an den Canton Nišā in Wāmastān gedacht werden. — Wir übergehen die Herrschaft der indo-baktrischen Könige und gedenken nur des großen Einfalls der Çaka's und Turuška's nach Indien; einer der mächtigsten Fürsten aus dieser fremden Rasse war Kaniška, der um Christi Geburt über Kapiçā, Gandhāra, Kaçmīra und zahlreiche Nachbargebiete herrschte und die Lehre Buddha's nach Kräften beförderte; der Buddhismus stand noch in Flor, als Hwan-Thsang die indischen Lande beging (630—640); damals scheint das Berggebiet von Lampāka eine Dependenz von Kapiçā gebildet zu haben; der Pilger besuchte außer Laghmān auch Citrāl (Sin.: Sang-mi, Khüi-wei) und sämmtliche Thalgebiete am obern Oxus, ins Herz des Kafirlandes drang er jedoch nicht ein. Während bereits die Araber im Westen siegreich auftraten, erstanden in Kabul und im Pañg-āb brahmanische Herrschaften; diesen machte der mohammedanische Amīr von Ghāzna, Sabuk-tegīn, ein Ende (978 fg.) und zugleich drangen afghanische Horden in die bis dahin ausschließlich von Indern bewohnten Niederungen des Kabulbeckens ein; in Lamegān und Pēśchāwer wurden alle Spuren der indischen Cultur vernichtet und gegen die „Ungläubigen" der Gebirge Glaubenskriege (ghaziyyas) eingeleitet. Seit neun Jahrhunderten sind die Kafirs ringsum von fanatischen Mohammedanern eingeschlossen, die Blutfehden sind an der Tagesordnung, und es geht das alteinheimische Volkselement immer mehr seinem völligen Niedergang entgegen. — Noch einmal sehen wir indisches Volksthum nach dem Westen vordringen in den stillen Wanderungen der Zigeuner oder Rōm (= Ḍama, Ḍamāra) vom oberen Ganges; Kaschmir und Kabulistan waren die nächsten Haltstationen dieser verachteten Rasse. — Marco Polo (1260) kennt südlich vom Hindukusch nur die Regionen Pašai (d. i.: Citrāl mit Kunar) und Dīr; ersteren Namen bietet auch Ibn-Batuta. Als Timur gegen Indien zog (1408), unternahm er vom Passe Khawāk aus einen Zug gegen die Kafirs von Katawar (j. Kaṭī); auch Baber (1507—1527) kämpfte mitunter gegen die indischen Kafirs des Kabulbeckens. Als der Jesuitenpater Benedictus Goës (Ende 1603) von Pēśāwar nach Cārikār und Parwān zog, um von da den Hindukusch zu überschreiten, hörte er von dem Lande „Cafiristan, in quam Saracenis aditus minime permittitur, adeuntes vero capite puniuntur; agrum esse feracem et uvae copiam reperiri", und kostete von diesem Weine; in den Kafirs vermuthet er Christen. Zwei Jahrhunderte später (1808) zog Mountstuart Elphinstone die ersten ausführlichen Nachrichten über die Kafirs ein.

Topographie der Kāfir-Tribus. Einen indigenen Gesammtnamen haben die Kafirs nicht; die Worte Kapira und Sapi haben sie von den Mohammedanern adoptirt; die Perser gebrauchen die von der schwarzen oder weißen Kleidung hergenommene Benennung Siyah-pōš, Safēd-pōš; ebenso reden die Afghanen von Tōr- und Spīn-Kāfirs. Außer den echten „Ungläubigen" gibt es zahlreiche Stämme, welche äußerlich den mohammedanischen Glauben angenommen, die alten Sitten jedoch unverfälscht bewahrt haben; man faßt sie als „Halblinge", Pers. Nīmča's, zusammen; dazu gehören z. B. die Kalāši's, die von Tanner beschriebenen Cugāni's. Die Ṣāfī's (Kaf. Sāpi) dagegen oder die „Reinen" verbinden mit mohammedanischem Glauben auch mohammedanische Sitten; obwol gleicher Abstammung, sind sie dennoch die geschworensten Feinde der Kāfirs sowol wie der Nīmča's. — Elphinstone bietet zahlreiche Cantonnamen der Kāfirs, es ist aber schwer, dieselben auf der Karte zu fixiren; noch mehr gilt dies von Raverty's Angaben. Nach Biddulph zerfallen die echten Kāfirs in vier große Abtheilungen: 1) Rām- oder Lām-gali's, in der westlichen Hälfte des Landes; 2) Wāï-gali's, im Centrum und in dem gegen Caghān-saraï streichenden Thale; 3) Bās-gali's, im Nord-Osten gegen Citrāl; auch auf der Nordseite des Hindukusch im Quellgebiete des Kokča-Oxus gibt es eine Kāfir-Tribus; 4) die Katī-gali's. Alle diese Abtheilungen zerfallen in zahlreiche Gaue und Clans, die Wāï-gali's z. B. zählen deren 18; die Namen endigen meist auf -gal (Kaf. „Thal, Bachufer") und -dēš („Bezirk, Land"). — Am ungenauesten ist der westliche Theil bekannt; hier scheint der Islam bereits sehr tief ins Land gedrungen zu sein; der Unterlauf der Flüsse ist ausschließlich von Afghanen, Tāgik's und Ṣāfi's bewohnt, welch letztere das Parāči und das Pašai reden, Dialekte des mit dem Pañgābi und Hindi am meisten verwandten Kōhistāni, wozu auch das Lāghmani und Kunari gehört. Am Nigrāw liegt der Ort Ispī, nördlicher die Veste Timurhisār, auf mohammedanischem Boden. Der von Baber angeführten Cantone Meïl am oberen Ališang, Gewār am oberen Alingār wurde bereits gedacht; Raverty führt die Tribus Askīn und Aṣpīn an, ferner den Stamm Pandū mit den Orten Mukūwatū, Niwlī, Teïlī, Pandū und Parmawāl. Das Thal Ingār (= Alingār?), ebenso Tapa-gal, Māišṭa-gal, Wadīū, Sālāo, sind bereits von Wāma's bevölkert; die zwei Afghanen, welche 1864 Wāmasthān besucht haben, drangen dahin über Laghmān vor; sie erwähnen das eisige Gebirge Walimand, die Kafirorte Saider-lām, Muz-gal und Girdalares. Am Südabhange des Khund-Massivs wohnen die zum Islam bekehrten Cugāni's, etwa 23,000 Seelen stark;

sie besitzen Čitali, Pariāna (1000 Häuser) gegen Westen, Kandak und Semāl am oberen Nūr-darra, Si-gal am oberen Dāmenč, Sulut am Bache gleichen Namens, Aret (1200 Häuser) am oberen Māzār, Cilās am oberen Čōki gegen Süden, endlich Kordar am oberen Péč-darra gegen Osten. Die Bäche von Nūr an, welchen Ort Baber wegen seiner Naturreize und Fruchtbarkeit preist, ergießen sich in den Unterlauf des Kunarstromes; Baber berichtet, die Kafirs von Pīč („gewunden") erzeugten den starken Wein Khīm unter Beimischung von starken Kräutern (= haoma?). Die unteren Thalniederungen im Westen und Osten haben jetzt Ṣāfi's inne. Nördlich vom Khund-massiv wohnen die Kafirs von Sāňu oder Sāu, ihr Hauptort heißt Sāňu-glām; vom Khund oder Sān gelangt man dahin über Di-gal oder Déo-gal, Sir, Kordar, Drōňak. Weiter hinauf gegen Nord-Osten liegen Nišā-grām, Čanēš, Pandēš, Mandēš, Ranč-gal, Mundi-gal, Wāile-gal, Baira-gal und andere Orte der Wāma's, sowie der Wāï-gali's. Die Thalgebiete der letzteren werden von einem mächtigen Zuflusse des Kunarstromes bewässert, welcher oberhalb des Péč-darra gegenüber Caghān-sarāï einmündet; nahe dem Strome liegen die Cantone Kaṭār (Kaf. Kaṭa, bei Baber Katōr) — hier werden Rosse gezüchtet —, ferner Gambīr (Skr. gambhīra „tief"), Trai-gāma („Dreidorf") mit je 1000 Häusern, weiter entfernt gegen Norden Harāns (3000 Häuser), Čūmiā, Amēšots, Pandít, endlich der Hauptort Wāï-gal (6000 Häuser). Die am Kunarstrome zunächst hausenden Nīmča's und Kāfirs fordern von den Caravanen, welche aus Citrāl nach Caghān-sarāï ziehen, den Zoll oder Tribut ein; diese schlagen daher lieber den östlicheren Umweg über Dīr ein. Im nördlichen Wāmasthān soll eine wilde Tribus Páruna hausen, welche mit Keulen und Stangen sich wehrt; ihr Hauptort heißt Kištoki („Holzingen"); noch weiter hinauf wohnt die Tribus Wāï oder Pāniṣta, und jenseit des Hindukuschkammes die Tribus Kaṭi oder Kaṭi-gali, auch Wiri-gali genannt; ihr Hauptort ist Kalār; sie gehört zu den Safēd-pōš, wozu auch die aus Laghmān eingewanderten Mandul und Samāğīl gezählt werden. In dem Sattel Kandah-i-nīl soll die Kokča-Quelle des Oxus entspringen, ihr nach Nord-Osten gerichtetes langes und schmales Erosionsthal bildet die natürliche Einfallsstraße der Kaṭi's nach Ulur, Kurān, Girm und Bādakhšān; nach Nord-Westen jenseit eines vom Hindukusch auslaufenden Gebirgsastes finden wir die von éranischen Galča's bewohnten Hochthäler von Ašangān (bei Firdausī: Sangān), Anğumān, Murasač, Péškān, Paryān, Khwāst und Andarāb, aus denen der Warsač, Farkhār, Bangī und andere Zuflüsse des Oxus ihren Ausgang nehmen; ostwärts vereinigt sich mit der Kokča bei Girm der Fluß Darra-Yamgān, welcher Mungān bewässert und beim Passe Dō-rāh entspringt. — Oestlich von dem Gebirgsrücken, der das Gebiet der Waï-gali's begrenzt, finden wir einen anderen Zufluß des Stromes von Citrāl, dessen Haupt- und Seitenthäler die Bāš-gali's bewohnen; ihre Ansiedelungen reichen bis Bīr-kot am Strome; die nördlichere Abtheilung desselben bewohnt den Canton Kām-ōts (ōts „ober", Skr. učča) oder Kām-dēš mit dem Hauptort Brag-āma-tal (Citr. Lut-déh „großer Ort") und den Dörfern Ama-drōňa, Luluk, Šuya, Absai, Šaid-gal, Abrōns, Madad-gal; die südlichere den Canton Kāmtōz mit zahlreichen Ansiedelungen. Die Bāšgali's sind seit geraumer Zeit dem Herrscher von Citrāl unterworfen, d. h. sie leisten einen Jahrestribut, bestehend aus einigen hundert Centnern Butter, Honig und Wachs, aus Fellen und groben Filzdecken, silbernen Gefäßen und Halsbändern, Rindern und weiblichen Sklaven; auch hat bereits der Islam wenigstens äußerlich Eingang gefunden. Aehnliches gilt von den Kalāši's, einem vormals mächtigen, jetzt aber sehr herabgekommenen und zum Islam bekehrten Stamme, dessen Gebiet von jenem der Bāšgali's durch einen Gebirgskamm getrennt wird, den die Citrāli's von Bumburét aus in einem steilen Passe zu übersteigen pflegen; die nördlichere Abtheilung bewohnt Kalaš-grām, Bumburét, Broana, Budirik, Rongmū, Biriū, Ghaïrét; die südlichere Čingurét, Sawair, Loi, Šiši und andere Dörfer zwischen Darōš und Nagar am Strome. — Die Anwohner des Flusses von Citrāl huldigen seit lange dem Islam, vormals waren sie jedoch der Parsi-Religion, dem brahmanischen Glauben, der Lehre Buddha's ergeben. Wir nennen zuerst die Gabr's in Gabrek (vgl. Pers. gabr, gaur, „Feueranbeter") an der Ostseite des Stromes von Ašrét südwärts bis Sāl, in den Orten Nārīsat, Langarbat, Gad, Pasinger, Maïmena, Nawakila, Kalman, Harnoi; die Leute, durch spärlichen Haarwuchs bemerklich, sprechen das Narisati (bei Baber Gabrī genannt), das die Mitte hält zwischen dem Basgali und den Dialekten am oberen Swat. — Von Ašrét bis Darōš hinauf wohnen Dangārik's, deren Sprache ebenso wie das Gowrō am Indus dem Sinā oder Dardi nahe stehen soll. — Dann kommen die eigentlichen Citrāli's am oberen Khō und dessen Zuflüssen. Mūl-khō, Tōri-khō und Lut-khō (hier von Drušp an bis Sōghat); sie sprechen das Khōwāri, den eigenthümlichsten aller indischen Dialekte. Die anarischen Nachbarn in Yasīn nennen die Citrāli's Arina, was an das Volk Alina im Rigveda erinnert. — Die indischen Dialekte am oberen Swāt und Panğkōra, das Torwālāk und Baškārik, lehnen sich bereits an das Panğābi an und sind Ueberreste der Sprache von Udyāna (Prākr. Uğğānaka), also Dialekte der alten Gandhāra's, ebenso wie das Tirai südlich von Péšawer. — Schließlich sei noch der Thatsache gedacht, daß in Ober-Citrāl neben dem alterthümlichen Khōwāri auch noch ein höchst interessanter éranischer Dialekt in Blüte steht, das Yidghah, das im Thale Yidakh oder darrah-i-Hinğigān vom Passe Dō-rāh südostwärts auf beiden Seiten des oberen Lut-khō bis Drušp hinab gesprochen wird; die Bewohner sind seit geraumer Zeit aus dem Gebiete von Mungān oder dem Yamgān-Thale über den Paß hinabgewandert und haben sich als Keil zwischen die Basgāli-Kāfirs und die Citrāli's eingeschoben; das kleine Vocabular, welches Biddulph bietet, weist Wortformen auf,

die eine Mittelstellung zwischen dem Altbaktrischen und dem heutigen Paṣṭō einnehmen.

Sprache der Kāfirs. Fast jede Tribus spricht ihren eigenen Dialekt; gleichwol haben alle Dialekte dasselbe lautliche Gepräge und denselben Ursprung; es ist eine ungetrübte, ungemischte Prākritsprache, welche die reichen Flexionen des Sanskrit abgelegt und durch Agglutination selbständiger Elemente ersetzt hat; sie theilt mit ihren Schwestern die Vorliebe für nasalirte Vokale (ā̃, ĩ, ũ), für die Aspiraten (ph, bh u. s. w.) und die Cerebralen (ṭ, ḍ, ṛ u. s. w.); eine Besonderheit ist der häufige Abfall eines Schluß-r.

Die Zählmethode nach Stiegen zu zwanzig, sodaß z. B. 70 durch 3 × 20 + 10 (Kaf. tré-wiši-dos, tre-biši-daš, Čitr. troi-bīšer-gōš, Yid. šaroi-wīst-u-las, Khagun. iski-álter-tōrom) ausgedrückt wird, bis zur höchsten Zahl 400, d. i. 20 × 20 (Kaf. wiši-wisi, biši-biši), haben alle Hindukusch- und Pamirsprachen gemein; wir suchen darin eine gemeinsame anarische Grundlage (s. o.). Daß jedoch das Kafiri, gleich dem Čitrāli, verglichen mit dem Literatur-Prākrit Central-Indiens, alterthümlichere Formen aus der arischen Epoche aufbewahrt hat, lehrt schon die Betrachtung des Ind. Präs. des Verb. Subst.:

	Kaf.	Čitr.	vergl. Zigeun.	Pali
	sŭm	asúm	isóm, sóm	asmi, amhi
	sis	asús	—	asi
	sĕ, sī	asúr	isí, sí	atthi
Pl.	símiš	asúsi	isám, sám	asma, amha
	sik	asúmi	—	attha
	san, sin	asúni	isán, sán	santi

Wie mannichfachem Wechsel eine und dieselbe Grundform auch in den prākritischen Sippen an der Kubhā und im Hemagiri mit Naturnothwendigkeit ausgesetzt ist, dafür einige Beispiele:

„Herz" (Skr. hṛdaya, Prākr. hiyaya) Čitr. hardī, Kal. hérā, Nar. hiḍā, Gowrō héyō, Šin. hīō, Torw. hū.

„Ei, Hode" (Skr. aṇḍa), Kal. ondrak, Torw. ān.

„Bruder" (Skr. bhrātā, Prākr. bhāyā), Čitr. brār, Baschg. brā, Kaf. brār, burā, blā, Tir. bhrā, Torw. bhā, Nar. blāyō, Kal. bhāyā, Paschai lāyā, Kun lē.

„Schwester" (Skr. svasar), Čitr. ispasár (wie ispá „wir selbst" aus Skr. sva), Tir. spaz, Baschk. išpō, Kaf. sussi, sŭs, Šin. sās, Torw. šū.

„Sohn" (Skr. putra), Tir. putur, Kal. putr, Baschg. puϑr, Kun. pušl, Paschai pult', Torw. pū, Šin. puč.

„Dorf" (Skr. grāma, Prākr. gāma), Kaf. grām, grōm, glām, lām, Šin. Torw. gām, Paschai Nar. lām.

„Lang" (Skr. dīrgha, Pāli dīgha, Prākr. dīha), Kal. Tir. drīga, Paschai liga, Nar. ligālo, Šin. ẓīgo, Torw. ẓīk, Baschk. lūk, Čitr. drung (éran.)?

„Recht, gerade" (Skr. ṛǵuka, Prākr. uǵǵuya, Baktr. erezu), Čitr. ʿorsk, Kal. ūǵek, Yid. ʿorzuk, ʿorzu, Wakh. wurz.

„Weiß" (Skr. çveta), Čitr. išpéro, Kaf. čitta, Šin. šéo u. s. w.

Quellennachweis. Hinsichtlich der Sprache vergleiche die von Leech gesammelten Vocabularien aus den Dialekten des Kabulbeckens (Journ. of the Asiat. soc. of Bengal, Vol. VII, Calcutta 1838, p. 731, 780—785); die von Raverty gebotenen Kafiri- und Kohistāniwörter (ebenda, Vol. XXXIII, 1865, p. 267—278); das Vocabularium aus dem Kaláša und dem Arina (= Čitrāli, Khōwāri), das Leitner seinem Werke „The races and languages of Dardistan", Lahore 1876, einverleibt und jüngst (Lahore 1880) unter dem Titel „Kafiristan, Sect. I." separat abgedruckt hat; endlich die kurzen grammatikalischen Abrisse und Wörtersammlungen über die Dialekte Ost-Kabulistans und der oberen Indusregion, die wir Biddulph verdanken „Tribes of the Hindoo koosh", Calcutta 1880, App. p. III—CLX. E. Trumpp's Arbeit über die grammatische Stellung des Kafiri (Zeitschr. d. Deutschen morgenl. Ges. B. XX, 1866, 377—418; Journ. of the royal Asiat. soc. of Great-Brit. Vol. XIX, p. 1 sqq.) ist der einzige wissenschaftliche Versuch über diese Frage; derselbe Gelehrte hat die Bearbeitung des von Col. Tanner bei den Čugāni's und Sāñu's gesammelten Sprachmaterials für das citirte londoner Journal übernommen und wird so die genauere Erkenntniß des Hindukusch-prākrit begründen. — Die Lebensweise und die Gebräuche der Kāfirs sind noch immer am besten geschildert in dem von Elphinstone niedergelegten Berichte des Mulla Naǵīb (An account of the kingdom of Caubul. Lond. 1815); brauchbare Notizen finden sich ferner in den Reisewerken von Burnes, Vigne, Wolfe, Masson, Lumsden, Wood, Bellew und in Aufsätzen von Raverty; den Bericht der beiden Afghanen über die Wāma's hat Trumpp veröffentlicht. Major J. Biddulph behandelt in dem lehrreichen Buche „Tribes of the Hindoo koosh" die ethnischen und socialen Verhältnisse der oberen Indusgebiete, über die Bāšgali-Kāfirs gibt es Notizen in Chap. X (p. 126—133). Das Gebiet der Čugāni's hat zur Zeit der britischen Expedition nach Afghanistan Tanner besucht und darüber ausführlich berichtet (Proceedings of the royal geographical soc. 1881, p. 278—301). Die besten Karten über Čitrāl und das Kabulbecken finden sich bei Leitner, Biddulph, Tanner; doch bleibt hinsichtlich des eigentlichen Kāfirgebietes fast alles unsicher.

Lebensweise und Gebräuche der Kāfirs. — Die Nahrung ist vorwiegend animalisch: gekochtes oder halb roh gebratenes Fleisch (Kaf. ándā, annā, andár; Kal. moss, Tir. mās u. s. w.) der Rinder, Schweine, Schafe, vor allem der Ziegen, dann auch aller Waldthiere, z. B. der Bären, Rebhühner; Fische werden verabscheut. Die Hausthiere liefern Milch (Kaf. zŭ, zū, zur; čer, čīr), Lab (Kaf. niū, niwa), Butter (Kaf. nūnī, Kal. prácono) und Käse (Kaf. kela, kila, Kal. pinḍa); die Bienen Honig (Kal. mačerik), die Oliven Oel (Kaf. anau, anū). Die Obstfrüchte werden frisch und

getrocknet genossen. Mehl wird mit der Handmühle bereitet, der dünne ungesäuerte Brotkuchen bildet die Zukost (Kaf. āū, āwú). Das Quellwasser ist frisch und vortrefflich; Wein (Kaf. čukara, eig. „sauer", Kal. čukra, Skr. çukta; tin, eig. „scharf", Skr. tīkšṇa) wird pur und gewässert in großen Quantitäten von allen getrunken; er wird in Ziegenschläuchen oder in Felscisternen aufbewahrt. Die Mahlzeiten werden von den Männern sippenweise, oft im Freien, genommen; das Ansehen und der Rang bestimmt die Sitzordnung; man sitzt auf trommelartigen, in der Mittelhöhe ausgeschnitzten, mit Ziegenfellen überzogenen Holzblöcken; man greift mit der Hand oder mit Spießen zu; der silberne Weinhumpen geht vom Höchsten zum Niedrigsten in der Runde. Die Leute, stark und gesund, werden meist alt. — Kleidung. Die Männer waschen sich niemals, auch die Kleider werden niemals gereinigt. Der echte Kafir trägt auf bloßem Leibe ein Wams aus vier schwarzen Ziegenfellen mit dem Haare nach außen, meist ohne Aermel oder mit weiten, aufgetrennten, über den Elnbogen reichenden Aermeln. Die Reichen tragen darunter noch ein Hemd aus grober Baumwolle und weite Hosen aus gleichem Stoffe, beide mit Blumen in rother und schwarzer Wolle ausgenäht; Hosen und Wams hält ein Gurtriemen zusammen. Die Wāma's und Bāšgali's tragen aus schwarzen Ziegenhaaren gewobene Röcke und Hosen; schwarze, indigo-blaue und braune Wollkleider aus Pēšāwer sind bei den Nīmča's verbreitet. Die Weiber haben lange vom Hals bis zu den Fußknöcheln reichende Kleider, aus Ziegenhaaren gewoben, lose gegürtet, mit langen Aermeln und farbiger Schärpe; oder ein nur bis zum Knie reichendes Oberhemd aus grober Wolle, gegürtet, darunter enge Hosen, unter dem Knie schwarz, über demselben weiß. Beide Geschlechter gehen oft barfuß, meist tragen sie Halbstiefel und Schuhe aus Ziegenleder oder Ziegenhaaren (Kaf. čāruk). Die Männer gehen barhaupt; erst wenn sie Feinde erschlagen haben, tragen sie rothe Mützen mit Federschmuck oder Käppchen aus Baumrinde oder, wie die Čugāni's, braune Filzhüte mit schmaler Krämpe; Turbans haben die Ṣāfī's. Die Kāfirs scheren die Haare bis auf zwei Locken an den Schläfen und einen langen Schopf von 3 Zoll Durchmesser, der vom Scheitel auf den Rücken fällt. Die Weiber flechten ihr Haar und schlingen die langen dünnen Zöpfe auf dem Scheitel zusammen; ein farbiges Wollkäppchen bedeckt den Wulst, meist hängt eine Flechte mitten auf die Stirn hinab. Der Kopfputz ist mit einem Silberband umzogen und mit Münzen, Perlen und Kauri-Muscheln (cypraea moneta) verziert. Bei den Bāšgali's tragen nach Biddulph die Eheweiber eine schwarze Kappe mit Zipfeln, aus denen zwei gegen einen Fuß lange Hörner aus Holz, die mit schwarzem Zeug umwickelt sind, aufragen; denselben Hornschmuck fand Sang-yün (520 n. Chr.) bei den baktrischen Ye-tha's Hwan-Thsang bei den Tukhāra-Weibern in Hematāla (j. Darrah-i-Aīm in Bādakhšān). Die Kaláša-Weiber haben breite Kappen mit herabhängenden Zipfeln, belegt mit Kauris, aber ohne Hörner. Beide Geschlechter tragen mit Vorliebe Ohr-, Hals-, Arm- und Fingerringe aus Eisen, Kupfer, Messing, seltener aus Silber und Gold; die Armspangen haben schlangenkopfartige Verzierungen; aller Schmuck wird zur Zeit der Trauer abgelegt. — Die Waffen sind primitiv. Die Bogen (Kaf. drū̃, Bašg. Čitr. drōn̠, Yid. drun) sind aus Holz, selten aus Horn (šing-drū̃), 4½ Fuß lang, mit einer Darmsehne (Kaf. ǧhī); die Pfeile (Kaf. kān, Kal. bru, Čitr. wešú) von Rohr, leicht, 2 Fuß lang, die eisernen Spitzen und Widerhaken bisweilen vergiftet; der Köcher am Rücken, aus Leder, enthält 12 Pfeile; die Kāfirs schießen wunderbar sicher und kräftig auf 60 Ellen Distanz. Als Schutzwaffe dient der Schild (Kaf. karai). Im Ledergurt tragen sie rechts einen langen, breiten, etwas gekrümmten Dolch (Kaf. kātrā, kāṭarī) von ausgezeichneter Arbeit, mit eisernem Griff und mit Messingbuckeln geschmückt; links ein scharfes Messer (kătā, Laghm. šelt' = Skr. çastra) sammt Flint und Zunderrinde. Flinten (tupaka, türk. W.) kommen immer mehr in Gebrauch, sie stammen aus Khokān und Kašghār; krumme Säbel (Kaf. tarwālī, Čitr. kangúr) dagegen werden aus Swāt und Afghanistan eingeführt. Eine nationale Waffe ist auch die Streitaxt (Bašg. kašē) und die Keule. — Die Häuser (Kaf. āma, āmā) an den steilen Böschungen der Bergwände sind immer mehr als ein-, oft vier- bis sechsstöckig; man steigt von einem Stock zum andern auf einem schiefen, mit eingehauenen Fußtritten versehenen Balken hinauf. Die Dächer sind flach. Der Unterbau (Kal. dighra) besteht aus Stein und Holzwerk, der Oberbau nur aus Holz; Thüren (Kaf. dō), Pfosten und das Getäfel sind mit hübschem Schnitzwerk verziert; Kellerräume für Wein, Essig, Butter und Käse sind vorhanden. Feuer wird in der Mitte der Zimmer (Kaf. hannu, Kal. hand) angezündet, der Rauch entweicht durch die Lichtöffnungen so gut er kann; den Hausrath bilden Wandbänke (Bašg. bān̠), Stühle (stā), Tische, niedrige Bettgestelle (khāt), Truhen, Filzteppiche, Trinkgeschirre aus gebranntem Thon oder aus Erz mit griechischen Henkeln und Hälsen, Gefäße zur Käse- und Mehlbereitung, Werkzeuge und Waffen. Im Hochgebirge gibt es auch Wohnungen in Höhlen. Die Dörfer (Kaf. glām; pātala) sind fast stets an den Berggehängen terrassenförmig gebaut, sodaß das Dach eines Hauses die Straße bildet, die in das obere Haus führt; die Häuserzahl variirt von 500 bis 1000, einige Orte zählen deren bis 6000. Alle Orte sind offen und nur durch die Lage geschützt; Vesten gibt es nur am Kabulstrome, in Laghmān, Kunar und Citrāl. — Die Kāfirs haben die Gemüthsanlage eines echten Naturvolks; sie sind harmlos, gutherzig, gesprächig und gesellig, Freunde der Musik, des Gesanges und Tanzes; Märchen und Feensagen sind bei ihnen im Schwunge; beide Geschlechter und alle Lebensalter nehmen an den gesellschaftlichen Unterhaltungen Theil. Ihre Gastlichkeit ist berühmt, Verrath und Wortbruch unbekannt; der Gast wird von Haus zu Haus geführt und bewirthet; mitunter überläßt der Wirth seinem Gast das eigene Weib für die Nacht. Krämer und Bettelmönche aus Hindustan finden immer Einlaß; sie verkehren selbst mit den Mohammedanern außer den

Zeiten der Blutfehde. Diebstähle sind unbekannt; die Häuser läßt man unbewacht. Mit den Sitten soll es das weibliche Geschlecht nicht sehr genau nehmen; der Ehemann begnügt sich, den Verführer durchzuprügeln und ihm einige Werthsachen oder eine Kuh abzufordern. Im Herbst, wenn alle Vorräthe gesammelt sind, werden die meisten Gelage abgehalten; sie dauern 20 bis 40 Tage, den Schluß bildet eine mitternächtige Orgie, wobei nach Auslöschung der Kienfackeln Bursche und Männer, Weiber und Mädchen ohne Wahl der Sinnenlust huldigen. Zu Beginn des Frühlings halten die Burschen und Mädchen ein Spiel ab, wobei sich die Mädchen außerhalb des Dorfes verstecken, von den Burschen aufgesucht werden und sich mit Gerten tüchtig wehren. Mit Fug gelten daher die Burschen und Mädchen eines Ortes für verschwistert, die Heirathen finden immer zwischen entfernteren Dörfern statt. Die Musik ist lärmend, aufregend, wild; in den Lärm der Cymbeln, Trommeln und Pfeifen mischt sich der schrille Gesang der Tänzer. Getanzt wird von allen, bald einzeln, bald paarweise, bald in Gruppen gegeneinander oder in verschlungenem Reigen um die Spielleute herum; dabei werden die Schultern gehoben, die Glieder und Köpfe geschüttelt, der Boden mit Heftigkeit gestampft; die Männer zücken die Messer, schwingen die Streitäxte und Keulen über dem Kopfe oder feuern die Flinten ab; einige accompagniren mit Schellen und Castagnetten. — Außer dem Spiele, der Jagd und dem Ackerbau ist es der Krieg, der die Männer beschäftigt. Fehden unter den einzelnen Tribus sind häufig, die Blutrache ist an der Tagesordnung; allgemein ist jedoch der Kampf mit den Mohammedanern der Grenzgebiete; die Kāfirs skalpiren ihre Feinde, die Gefangenen opfern sie unter Ceremonien ihren Götzen, Tödtung eines Ṣāfi gilt für die rühmlichste Handlung. Hat ein Stamm den Rachezug beschlossen, so versammelt sich alles wie zu einem Feste, ein Barde begeistert die Männer (wirē) durch Aufzählung aller von den Mohammedanern verübten Blutthaten zur Rache; die Streitbaren ziehen von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, singen und trinken Wein; sie suchen den Feind unvorbereitet zu überfallen; gar mancher fällt in die Hände des Gegners, weil sie die Wachen in der Nacht vernachlässigen; verfolgt, spannen sie den Bogen ab und machen mit ihm unglaubliche Sätze von Fels zu Fels. Bei der Heimkehr werden die Streitbaren von den Mädchen erwartet, welche Obst im Busen bergen; wer einen Feind erschlagen hat, darf sich der Früchte bemächtigen; die Beutelosen dagegen werden von den Weibern mit Kuhmist und Asche beworfen, beim Mahle erhalten sie knappe Portionen über den Rücken hingereicht. Wer viele Feinde erschlagen hat, erhält eine rothe Stirnbinde mit einer gleichen Zahl von Kauris, oder eine Silberkette, bei den Opfermahlen doppelte Portionen, und das Recht, bei Tänzen die Streitaxt zu schwingen; allgemein ist auch die Sitte, daß die Braven sich Pfähle (kul) errichten mit so vielen Querbolzen (sänt) und Ringen, als die Zahl der von ihnen erschlagenen und verwundeten Ṣāfi's beträgt. Wenn zwei Männer einen Streit haben, wird derselbe vor allen Clangenossen durch einen Ringkampf entschieden, die Gegner umarmen sich zuletzt. Wird mit einem Ṣāfi ein Friedensbund geschlossen, so wird eine Ziege geschlachtet, beide genießen das zubereitete Herz des Thieres, beide beißen dann einander sanft in die Herzgegend; oder es wird ein Goldschmuck in ein Wassergefäß getaucht, beide lassen einige Tropfen eigenen Blutes hinein und trinken davon — und der Vertrag ist geschlossen (sūn-wäräk, -āwu, „Goldwasser"). Zum Gruße werden nach europäischer Art die Hände geschüttelt. — **Stände.** Könige und erbliche Stammhäupter gibt es nicht; Timur hatte solche allerdings vorgefunden (ōdā, ōdā-sū). Gegenwärtig gibt es nur einen durch Heldenthaten und durch Festgelage erreichbaren Adel. Wer wenigstens 4 Feinde erschlagen hat, muß, um als Held (bahādur) zu gelten, noch 200 Ziegen, 6 Rinder, einige Centner Korn, Reis und Käse, und sehr viel Wein dem Clane schenken. Um Häuptling (surūnwālī, sōninwālī, „Goldvogt") oder Machthaber (ğēšṭa, vgl. Sskr. ğyaišṭha „der Stärkste") zu werden, muß er innerhalb der nächsten 3 Jahre 80 Feste geben, wobei immer mehr Ziegen geschlachtet und immer größere Quantitäten an Brod, Käse und Wein verschenkt werden; bei der Ernennung wird die große Trommel (mandū, mandúr) gerührt und viel getanzt; bei den Mahlzeiten hat er den ersten Platz, eine lange massive Silberkette ist sein Schmuck. Alles wird durch Berathschlagung der Dorfältesten und der reichen Machthaber entschieden; diese sind die Führer im Kampfe. Ein Reicher besitzt im Durchschnitt 1000 Ziegen, 300 Rinder, 10 Gesindesklaven. Kasten gibt es nicht; selbst die Priesterwürde verleiht kein besonderes Ansehen. Nur eine Art Heloten ist vorhanden, die Abkömmlinge der Aboriginer des Landes; sie beschäftigen sich mit der groben und feinen Schmiedearbeit, mit Weberei, Lederbereitung, Holzschnitzerei und mit dem Tragen der Lasten (daher ihr Name bārī). Zahlreich sind auch die Gesindesklaven (lāwā, Basg. pātsā), die sich aus den Gefangenen eigenen Stammes rekrutiren; sie werden gut behandelt und begleiten den Herrn im Kampfe. — **Die Heirathsgebräuche** sind sehr verschieden. Hat ein Bursche unter den Mädchen eines benachbarten Dorfes seine Wahl getroffen, so schickt er dem Vater der Erwählten eine Ziege; wird diese geopfert, so ist der Antrag angenommen und der Bräutigam darf seine Braut fortan ungehindert besuchen. Am Hochzeitstage schickt dieser die Hochzeitsgeschenke, Ziegen, Schmuck und Hausrath, Kienfackeln und Victualien für den Schmaus; das Fest wird in beiden Dörfern abgehalten. Ist der Schmaus und der Tanz beim Vater der Braut zu Ende, so erhält diese ihre Ausstattung und dazu einen Korb mit süßen Früchten; vom ganzen Dorf unter Singen und Tanzen begleitet, begibt sie sich in das Dorf und Haus des Bräutigams und gilt ohne weiteres für sein Weib (istrī, štrī, Kal. strī-gā), höchstens, daß der Ehebund hier und da durch Zusammenbindung zweier Fichtenreiser von der Größe der Brautleute symbolisch bekräftigt wird; wird die Ehe nachmals gelöst, werden die Reiser gebrochen. Am nächsten Morgen schickt der Vermählte dem

Schwiegervater den eigentlichen Kaufpreis — oft bis 20 Kühe; die Braut darf ihres Vaters Haus vor fünf Jahren nicht besuchen. Die Burschen heirathen zwischen dem 20. und 30., die Mädchen im 15. oder 16. Jahre. Vielweiberei ist erlaubt; jedoch gestatten sich nur die Begüterten diesen Luxus und bringen es auf 4 bis 5 Weiber. Die Stellung der Frau ist frei von allen Extremen; sie arbeitet redlich im Hause und bestellt den Acker; der Mann pflegt die Hausthiere, jagt, ficht und nimmt an den Dorfversammlungen Theil. Die Zeit der Reinigung und des dreißigtägigen Wochenbettes verbringen die Weiber in Gemächern außerhalb des Dorfes; sie werden dann gebadet und unter Tanz und Musik ins Haus zurückgebracht. Der Säugling erhält den Namen desjenigen seiner Vorfahren, bei dessen Nennung er zu saugen beginnt. Vater (Kaf. tāla, tāt) und Mutter (aī, mōṛ, nān) genießen hohe Achtung, ebenso die Geschwister der Aeltern und die Schwiegerältern (súsur, „Schwiegervater"); von den Geschwistern werden die Erstgeborenen und älteren besonders ausgezeichnet. — Todtengebräuche. Stirbt ein Kāfir, so wird der Leichnam gebadet und in reine Tücher gehüllt; daneben liegen die Waffen, ein hölzernes Abbild des Todten und der Sarg oder die Schachtel aus Fichtenholz; während die Weiber und Gesindesklaven weinen, stellen die Männer Gefechte an und preisen die Thaten des Verstorbenen; nach ein oder zwei Tagen wird der Leichnam rund um das Dorf getragen und zu einer von Bäumen beschatteten Höhle auf die Berge gebracht; dort wird er in den Sarg gelegt, dieser mit Holznägeln geschlossen und mit großen Steinen beschwert; das Begräbniß schließt stets mit Schmaus, Gesang und Tanz; beim Tode von Machthabern wird die große Trommel gerührt, auch die Pfähle mit den Symbolen der erschlagenen Feinde werden beim Sarge eingerammt. Einmal im Jahre wird ein Gedenkfest gefeiert, wobei die Manen Speisung erhalten. Die Aussetzung des Todten erinnert an alt-eranische Sitten; sie findet sich aber auch bei sibirischen Völkern (Türken, Samojeden, Tungusen). — Religion. Die Kāfir's sind nach den Berichten der Mohammedaner būt-Verehrer; gleichwol stellen sie an die Spitze der Götzen eine unsichtbare Hauptgottheit, die sie verschieden benennen, bald Yamrāi, Im-rā, Imb-rā (d. i. Yama-rāġa?), bald Di-gān oder Déogān (Skr. dēva-ghana, „großer Gott"), bald thakur („ehrwürdig"), oder einfach dē, dī („Gott, Himmel"). Der Imrā von Kāmdēš wurde auf einer Anhöhe in Gestalt eines vier Fuß hohen, einen halben Fuß breiten steinernen Pfostens (Imrā-ṭhān) verehrt; die Stätte (Imrā-āmā) galt für heilig, alle Opfer wurden hier verrichtet. Zuerst wird das heilige Feuer aus Zweigen der Kāčar-Fichte bereitet, dann wirft der Opferpriester (ōtā, hazār-malik) Wasser, Butter, Körner oder Weizenmehl, das Blut des Opferthieres, endlich Wein — Salz mangelt dem Lande — dreimal durch die Flamme an den heiligen Pfosten, wobei er und die Gemeinde Weiheformeln recitiren. Außer Ziegen werden auch Kühe geschlachtet, das Blut wird auf dem Feuer gekocht, das Fleisch hinzugeworfen und dann halb roh verzehrt; zuletzt werden die Knochen verbrannt; Wein wird viel getrunken. In Sānu-glām befindet sich ein Tempel (but-tsida) des Di-gān mit einem Idol aus geschnitztem Holze; es reckt die Zunge, schneidet Grimassen und schwingt zum Schlage ausholend die Keule; die Stelle des Augapfels ist vergoldet; im Tempel hängen Weihegaben und Beutestücke, Waffen und Gefäße vieler Decennien. Im Dorfe Muzgal wird ein Holzidol mit Silberaugen, Pulis-panu („Mannwesen"?) verehrt; ihm opfern die Wāma's bei Miswachs und Krankheiten Ziegen; Weiber dürfen nur aus der Ferne zutreten; diese wenden sich an das Steinidol Matika-panu („Mutterwesen"?) im Dorfe Saiderlām in allen Familienangelegenheiten; ein drittes Steinidol Adrak-panu („unsichtbares Wesen"?) befindet sich in Girdalares. In silberner Vogelgestalt wird der Gott Tārāšīn („Sternfalke"? Garuda?) verehrt; andere Holzidole sind Surūya, Lāmānī, Panḍū. Außerdem werden vierhundert mal vierhundert Dämone, männliche und weibliche, hölzerne und steinerne, angerufen; es sind theils Naturgeister aller Art (fast jedes Gewässer, jedes Gehölz hat seinen Schutzgeist), theils verstorbene Helden und Machthaber, die sich durch ihre Thaten und Festspenden den Weg zum Pantheon der Kāfirs erschlossen haben. Bei Elphinstone finden wir zahlreiche Namen solcher Genien, z. B. Gež, Bāgež, Māni oder Mandi, Pārsu, die sieben Brüder Parādik und ebenso viele Parūn's, die Erdmutter Kumāi (kumārī? Citr. kumoro, „Mädchen"), Sarangu, Ništi, Mara-sūrī (surya, „Sonne"?), Inderči (vgl. Indra?). Jede Tribus hat ihre eigenen Heroen. (*Wilhelm Tomaschek.*)

KAFTAN ist im Türkischen die Benennung eines bis über die Waden hinabreichenden, schlafrockähnlichen Männer-Kleidungsstücks, welches mit seinem Namen Gemeingut wie der verschiedenen Türkenstämme und der von ihnen beeinflußten centralasiatischen, so der osteuropäischen Völker geworden ist. Der ursprüngliche Stoff des Kaftans ist ein Baumwollen- oder Seiden-Zeug, resp. ein halb-baumwollener Seidenatlas, welcher, in lebhaften Farben gestreift, für diesen Zweck an verschiedenen Stellen der Levante, namentlich in Brussa und Damaskus, in großer Menge producirt wird. Man hat sich daher den Kaftan zunächst als Unter- oder Hauskleid und für den Verkehr im Freien mit einem Pelze oder doch einem aus Wollstoff verfertigten, den atmosphärischen Einflüssen unmittelbar ausgesetzten Rocke überdeckt vorzustellen. Eine besondere Bedeutung gewann der Kaftan, als die zum Islam übergetretenen und die Sitten und Gebräuche der alt-mohammedanischen Culturvölker sich aneignenden Türkenstämme ihren Kaftan mit dem Chyl'a, dem arabisch-persischen Ehrenkleide, identificirten, welches längst von den orientalischen Dynastien als Anerkennungszeichen in der Weise unserer Ordensdecorationen conferirt worden war und in der vulgär-arabischen Aussprache Chāl'a uns das Wort Gala gegeben hat. Der Kaftan wurde somit ein vor dem Publicum mit Stolz zu tragendes Prunkgewand; auch unterschied man seitdem einen Üst-Kaftân, Ober-Kaftan, und einen Itsch-Kaftân, Unter-Kaftan. Die im Serai von Constantinopel bis Anfang

dieses Jahrhunderts festgehaltene Fiction, daß die Gesandtschaften der christlichen Mächte Huldigungsgeschenke darbringende Vasallen-Botschaften an den Sultan als „Schatten Gottes auf Erden" seien, machte den Kaftan auch für die europäische Diplomatie bedeutsam. Die fremden Vertreter durften vor dem Großherrn nur, sozusagen, in seiner eigenen Uniform erscheinen und mußten es sich gefallen lassen, bei feierlichen Audienzen den Degen abzulegen und mit ihrem Gefolge den ihnen zu diesem Behufe verabfolgten sogenannten Ehrenkaftan anzuthun, gewöhnlich ein wenig werthvolles Kleidungsstück aus dünnem Baumwollengewebe von weißlicher Farbe mit großen blaßgelben Blumen in durchwirkter Flockseide und fast bis zur Erde herabhängenden Scheinärmeln, unter denen ein Schlitz den Armen freien Durchgang gewährte. Durch die seit den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts zur Geltung gekommene neue türkische Tracht, den Sürtük, ist der Gebrauch des Kaftans sehr beschränkt worden, jedoch wird er von den Ulema, von dem Handwerker- und Krämerstande in den Städten und in vielen Gegenden Anatoliens von der Landbevölkerung noch festgehalten.

(*G. Rosen.*)

KAGENECK. Das noch jetzt in Ruinen sichtbare Bergschloß dieses Namens unweit Colmar im Elsaß ist die Wiege dieses alten ritterbürtigen Geschlechts. Nach Zerstörung der Burg siedelte es um 1250 nach Straßburg über, wo es durch Jahrhunderte hohe Würden im Stadtregimente bekleidete. Als erster Stammherr der beglaubigten Filiation erscheint Ritter Claus, der sich 1258 im Stadtregimente befand. Als im J. 1261 die Domherren zu Straßburg bei damaligen Streitigkeiten des Bischofs mit den Bürgern des Ersteren Partei hielten und viele davon aus der Stadt zogen, waren die Kageneck auch mit darunter. Hans v. Kageneck war 1271 Stadtmeister, Nicol 1337 Probst zum Jungen Peter in Straßburg. Erhard befand sich unter den funfzehn Rittern des Unterelsaß, welche über den gemachten Landfrieden 1355 einen Landtag zu Colmar hielten. Stephan, unter dem Heere Leopold's von Oesterreich kämpfend, fiel 1386 bei Sempach, Thomas und Claus erschienen auf dem großen 1390 zu Straßburg gehaltenen Turnier. Hans ritt 1414 mit dem Markgrafen Bernhard zu Baden nach Costnitz zum Concil, nachgehends war er wegen der Stadt Straßburg als Unterhändler bei dem Vertrage, in dem sich die Schweizer mit dem Herzoge von Savoyen verglichen. Ein anderer Hans wurde 1451 von der Stadt Straßburg mit 300 Pferden dem Kaiser Friedrich III. zur Krönung nach Italien beigegeben und ein dritter Hans sammt seinem Bruder Moritz in dem Kriege wider Herzog Karl den Kühnen von Burgund, da sowol die Stadt als der Bischof von Straßburg nebst den Vorderösterreichischen Landen, Elsaß und Breisgau, den Eidgenossen Hülfe leisteten, am Tage vor der Schlacht bei Murten 22. Juni 1476 wegen tapferen Verhaltens zu Rittern geschlagen. Des genannten Moritz Sohn, Reimbold v. Kageneck, ist der nähere Stammvater der noch heute blühenden Linie. Seine Nachkommen des jüngeren Zweiges verblieben zum Theil im Elsaß, nachdem sie daselbst von der französischen Krone unterm 6. Aug. 1773 den Freiherrenstand anerkannt erhalten hatten, bis zur Revolution, die ihnen ihre linksrheinischen Besitzungen raubte, sie selbst aber nach Baden vertrieb. Der ältere Zweig hatte durch Aussterben der Herren v. Pforr im Breisgau großen Besitz geerbt, sich dieserhalb dorthin gewendet, den Besitz durch Kauf wie Belehnungen (beispielsweise die wichtige Wald-Vogtei über den Schwarzwald) seitens des Hauses Oesterreich gemehrt und war zu großem Ansehen in der neuen Heimat gediehen.

Dem entsprechend erhob Kaiser Leopold I. den Johann Friedrich v. Kageneck, Herrn zu Munzingen, Mösdingen und Höbsheim, mittels Diploms d. d. Wien 22. Sept. 1671 und mit der Titulatur „Wohlgeboren" in den Reichsfreiherrenstand. Erwähnenswerth von seinen Nachkommen sind Johann Heinrich Hermann Freiherr v. Kageneck (gest. 1744), Landcomthur des Deutschen Ordens und kaiserlicher sowie hoch- und deutschmeisterischer Geheimer Rath, später kurpfälzischer Statthalter des Herzogthums Neuburg, geheimer Conferenzminister und zuletzt Oberhofkammerpräsident; dann Franz Heinrich Wendelin, ein Sohn des Freiherrn Georg Sebastian Reinhard und der Josepha Maria Franzisca geborenen Freiin von Ulm zu Mittel-Bibrach, der sich dem geistlichen Stande widmete und 1733 als Domherr von Eichstädt und Augsburg erscheint; schließlich der k. k. Kämmerer Friedrich Fridolin Freiherr v. Kageneck, der am 8. Jan. 1771 den Reichsgrafenstand an sein Haus brachte. Dieser ist der Vater des Grafen Heinrich Hermann (gest. 1790), sowie einer Tochter Beatrix Antonie Aloysia (geb. 1755, gest. 1828), der Mutter des Fürsten Clemens Metternich. Graf Heinrich Hermann theilte durch zwei Söhne seinen gräflichen Stamm in zwei Zweige, deren älterem das in und um Freiburg im Breisgau gelegene Fideicommiß des Hauses zusteht, während der jüngere seinen Wohnsitz zu Schloß Weiler bei Stegen hat, aber beiden Linien gemeinsam die Grundherrschaften Munzingen, Bleichheim, Stegen und Unter-Ibenthal gehören. Das gesammte Geschlecht bekennt sich zur katholischen Lehre und hat viele treue Diener der Kirche hervorgebracht. Sein altes Stammwappen zeigt einen silbernen Schrägrechtsbalken im rothen Felde; aus dem Helm wächst ein roth gekleideter Mannsrumpf in rother Stulpmütze, der auf Brust und Mütze mit silbernem Schrägrechtsbalken belegt ist.

(*H. v. Borwitz und Harttenstein.*)

KAGOSIMA (auch Kiusiu), befestigte Hafenstadt der südlichsten der größeren japanischen Inseln, liegt im Hintergrunde des gleichnamigen Golfes, der schönen Insel Sakura gegenüber. Wegen Ermordung des Engländers Richardson durch die Begleitung des Fürsten Schimadsu und wegen Vertragsbruches ward die Stadt im J. 1863 beschossen und unter schwere Contribution gelegt. Bekannter und in jeder Beziehung wichtiger ist die auf derselben Insel gelegene Stadt Nagasaki (s. d.).

(*Richard Oberländer.*)

KAGUL oder Formosa, Stadt in der europäisch-russischen Provinz Bessarabien, $4^1/_2$ Kilom. vom Pruth entfernt, liegt in einer öden baumlosen Steppe, hat eine

griechisch-orthodoxe und eine Raskolnikenkirche, zwei Synagogen, eine männliche und eine weibliche Volksschule und 4916 Einw., darunter 713 Raskolniken verschiedener Sekten und 353 Juden. Die Einwohner treiben Ackerbau und Getreidehandel mit dem Auslande. Kagul gehörte bis zum J. 1856 zum russischen Bessarabien, kam dann an Rumänien und ist seit dem berliner Vertrag vom 13. Juni 1878 wieder russisch geworden. (*A. v. Wald.*)

KAHATH, der zweite Sohn des Levi (1 Mos. 46, 11; 4 Mos. 3, 17; 1 Chron. 5, 27; 6, 2 fg.; 23, 6. 12) und somit Enkel des Patriarchen Jakob. 2 Mos. 6, 17 fg. (4 Mos. 3, 17 fg.) werden als Söhne Kahath's genannt: Amram, Jizhar, Hebron und Usiel. Von Amram stammten Aaron und Mose, von Jizhar unter anderen Korah. Infolge dessen wird weiterhin z. B. Jos. 21, 4 fg. unterschieden zwischen solchen Kahathitern oder Söhnen Kahath's, welche (als Söhne Aaron's) priesterliche Befugnisse hatten, und solchen, welche nur Levitendienste verrichteten. Nach 4 Mos. 3, 27 lagerten die 8600 Kahathiter an der Südseite der Stiftshütte und hatten die Geräthe des inneren Heiligthums zu versorgen (vergl. die genaue Detaillirung ihrer Pflichten 4 Mos. 4, 4 fg. und 7, 9). Jos. 21, 4 fg. und 1 Chron. 6, 39 fg. werden die Städte aufgezählt, welche an die Kahathiter abgetreten werden sollten (13 an die priesterlichen, 10 an die übrigen Söhne Kahath's). Nach 1 Chron. 6, 18 stammte der davidische Sangesmeister Heman aus den Kahathitern; 2 Chron. 29, 12 wird ihrer unter Hiskia (im 8. Jahrh.), 34, 12 unter Josia (um 624) gedacht. — Alle die vorstehend erwähnten Stellen gehören indeß erst den spätesten Bestandtheilen der alttestamentlichen Geschichtsbücher (nämlich im Pentateuch und Josua dem sogenannten Priestercodex) an, was schon daraus hervorgeht, daß bis zum Exil von einer Scheidung in Priester und dienende Leviten sonst nirgends die Rede ist, vielmehr wird dieselbe erst Ezech. Kap. 44 angekündigt. Deshalb sind jedoch die oben erwähnten Namen keineswegs eine bloße Fiction des Priestercodex, sondern nur eine Zurückdatirung der levitischen Geschlechter und Familien, wie sie nach dem Exil unterschieden wurden, auf die mosaische Zeit. Nur aus dieser Anlehnung an noch bestehende Verhältnisse erklärt sich, wie 1 Chron. 6, 7 fg. die Genealogie der Söhne Korah's, des Enkels Kahath's, bis zum 8. Gliede verfolgt werden konnte, während doch 4 Mos. 16, 32 alle Korachiten von der Erde verschlungen worden waren. Letztere Angabe würde nicht ignorirt worden sein, wenn sie nicht durch die thatsächliche Existenz von Korachiten noch in nachexilischer Zeit widerlegt gewesen wäre. (*E. Kautzsch.*)

Kahira, s. Kairo.

KAHLA, Stadt im Saal-Eisenberger- oder Westkreise des Herzogthums Sachsen-Altenburg, in schöner Lage an der Saale, über die eine 1563 erbaute Steinbrücke mit eisernem Zwischenbau führt, 14 Kilom. von Jena, 23 Kilom. von Rudolstadt entfernt, Station der Saaleisenbahn mit fester Laderampe, Telegraphenstation, Amtsgericht, Steuer- und Rentamt, Schiedmannsamt, Fortbildungsschule, Kleinkinderbewahranstalt, Hospital. Die Zahl der Bewohner, die 1875 2758 betrug, war 1880 auf 2999 gestiegen, darunter 2995 Protestanten und 4 Katholiken. Den Haupterwerbszweig der Stadt bildet die industrielle Thätigkeit, die verhältnißmäßig mannichfaltig ist. In größerem Maßstabe wird aber nur die Porzellanfabrikation betrieben, die in zwei Etablissements 225 Arbeiter zählt. Außerdem gibt es eine Pappenfabrik mit 10, eine Wollspinnerei mit 15, eine Maschinenfabrik mit 6, eine Räucherkerzenfabrik mit 6, eine Buntlederfabrik mit 4 Arbeitern. Der ziemlich lebhafte Handelsverkehr (Vertrieb der Fabrikate, Butterversand u. s. w.) wird durch 5 Viehmärkte, 4 Jahrmärkte und die sogenannten Fastenmärkte gehoben. Als Sehenswürdigkeit der Stadt ist die Sammlung des Alterthumsforschenden Vereins, enthaltend Waffen, Münzen, Gefäße, Sculpturen, Fahnen, Manuscripte u. s. w. zu erwähnen. Die schöne Umgebung der Stadt lockt viele Touristen an, namentlich die herrliche Fernsicht vom Bergschloß Leuchtenburg, welche das Saalthal und darüber hinaus bis zum Thüringer Wald umfaßt (s. unten). Außerdem sind hübsche und merkwürdige Punkte: der Pornitzberg, Pfaffenberg, Birkenhain und der am rechten Saalufer schroff ins Flußbett abfallende Dohlenstein, der 1780 und 1828 furchtbare Bergstürze ins Thal sandte und viele Weinberge vernichtete.

Der Ursprung von Kahla, in alten Urkunden Kael, Koahel, Kole, Calo u. s. w. genannt, ist, wie der so vieler anderer Städte Thüringens und der Lausitz, auf eine gegen das Vordringen der Slawen errichtete Befestigung zurückzuführen. Diese Befestigung wurde später in eine Burg umgewandelt, von der aber jetzt nur noch ausgedehnte Kellerräume und der Name des „die Burg" genannten Stadttheils Zeugniß gibt. Dieser Stadttheil erhebt sich auf dem nordöstlichen Ausläufer des Walpersberges (Walpurgisberg), da, wo er steil gegen die Saalaue abfällt. Die Burg wird, soviel bekannt, zuerst in zwei Urkunden aus den Jahren 1333 und 1411 genannt. Nach der erstgenannten Urkunde überlassen die Herren von Leuchtenburg das Haus Leuchtenburg, Schloß und Stadt Kahla, die Stadt Roda, die Ravensburg u. s. w. den Grafen zu Schwarzburg um zwölfthalbhundert Schock Groschen Prager Pfennige. In diesem Stadttheil befindet sich auch die der heiligen Margaretha geweihte Kirche, die in ihrer jetzigen Gestalt in den Jahren 1411—1413 gebaut worden ist. In dieser Kirche predigte Luther am 23. Aug. 1524. Die Gottesackerkirche wurde 1486 vollendet. Ein Godescalcus de Kale tritt als orlamündischer Vasall urkundlich 1184—1206 auf. Nach dem Chronisten Nicolaus v. Syghen wird Kalne civitas sive oppidum 1344 im Grafenkriege erobert und zerstört. Eine erfurter Chronik, im Verein mit dem schwarzburger Chronisten Jovius, versetzt diese Zerstörung in das Jahr 1345. In dem den Grafenkrieg beendigenden Frieden verzichtet der damalige Besitzer der Stadt Kahla, Graf von Schwarzburg, Herr zu Arnstadt, auf Kale Haus und Stadt zu Gunsten des Siegers, Landgrafen Friedrich von Thüringen. In Kahla wurde am 1. Sept. 1554

der Erbvertrag abgeschlossen, nach welchem die gefürstete Grafschaft Henneberg gegen Uebernahme von 130,470 Fl. Schulden der letzteren, nach Aussterben des Hauses Henneberg in den Besitz des Ernestinischen Hauses überging. Kaiser Karl V. ertheilte diesem Erbvertrage am 22. Jan. 1555 zu Brüssel seine Bestätigung. Im Jahre 1528 bestätigte Kurfürst Johann die Privilegien der Stadt mit der Bemerkung, daß er wohl verursacht gewesen sei, dieselben wegen der vor Kurzem stattgehabten Empörung (Unfug 1524, veranlaßt durch Karlstadt) aufzuheben. Infolge einer 1636 zu Jena grassirenden Pest ward die dortige Universität auf kurze Zeit nach Kahla verlegt.

Die Leuchtenburg erhebt sich eine halbe Stunde von der Stadt auf dem rechten Saalufer, auf einem schroffen, die ganze Gegend beherrschenden Bergkegel. Das imposante Bauwerk ist von fünf Thürmen überragt, von denen jedoch nur der Hauptthurm, zu dessen Höhe 152 Stufen führen, aus der ältesten Zeit stammt. Merkwürdig ist ein uralter 350 Fuß tiefer Ziehbrunnen. Das Ganze ist mit einer 1400 Fuß im Umfang messenden Mauer umschlossen. Auf dem Burghof befindet sich eine geschmackvoll eingerichtete Restauration, welche im Sommer vielfach zu längerem Aufenthalt benutzt wird. Die herrliche Aussicht umfaßt zunächst das Saalthal, in dem Jena mit dem Fuchsthurm und der Lobdaburg, Orlamünde, Schloß Weißenburg und Rudolstadt als Glanzpunkte hervortreten. Oestlich schweift das Auge bis zu den voigtländischen Bergen und westlich über den Thüringer Wald bis zum Schneekopf und dem Kickelhahn. Die Leuchtenburg wurde im 9. Jahrh. als Bollwerk gegen die Sorben erbaut. In alten Zeiten gehörte die Feste den Herren v. Lobdaburg; so wird 1221 Hartmann v. Leuchtenburg, Herr des obern Schlosses Lobdaburg, Präsident des Landgerichts u. s. w. genannt. Im thüringischen Grafenkrieg wurde die Burg sammt Kahla 1345 vom Landgrafen Friedrich genommen und geschleift. Wieder aufgebaut kamen Stadt und Veste in den Besitz der Herren von Witzleben, bis sie 1392 durch den Markgrafen Friedrich von Meißen erobert wurden und nun an Sachsen fielen. Im J. 1365 kommt Otto Hold als Vogt zur Leuchtenburg vor. Später heißen die Vögte Amtmann und endlich Burgrichter. Der letzte war Friedrich Franz Julius Meißner 1844—1849. Dann diente die Burg zur Civilversorgung und war zuletzt Strafanstalt, die 1871 aufgehoben wurde.

(*A. Schroot.*)

KAHLDEN, KALDEN (Kalende), ein altes adeliges Geschlecht der Insel Rügen, das hier bedeutenden Grundbesitz besaß und zum Theil noch innehat. Schon in den frühesten Zeiten hat es sich von Pommern einerseits nach der Lausitz und Schlesien, andererseits nach Mecklenburg und Westfalen gewendet und in allen diesen Landen stattliche Güter erworben. — Erich von Kalende auf Renz wurde nach der Ermordung des Landvogts von Rügen, des Ritters Ravan Barnekow, im Jahre 1471 an dessen Stelle gewählt; sein Sohn Jaroslav v. Kalende bekleidete dieselbe Würde 1536—54, sowie sein Enkel Erich von 1558—60 ein Zeichen, daß die Mitglieder dieses Geschlechtes neben ihrer Macht auch schon früh diejenigen persönlichen Eigenschaften besaßen, die im Laufe der Zeiten der Familie Ansehen erhalten haben. Dieser heimatlichen Linie entsproß der im Jahre 1713 geborene Henning Alexander v. Kahlden, der sich in den Schlesischen Kriegen als preußischer General-Major und Inhaber eines Infanterie-Regiments durch seinen Muth wie seine umsichtige Führung einen vorzüglichen Namen erwarb. Seiner besonderen Leibesgröße wegen hatte ihn König Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1738 als Fähnrich bei seiner potsdamer Riesengarde (Leib-Regiment) angestellt. Hier avancirte er zum Lieutenant und wurde nicht lange darauf, als König Friedrich II. seine Leibgarde neu organisirte, bei dieser zum Premier-Lieutenant ernannt. Seine besondere Befähigung brachte ihn in die unmittelbare Nähe des Königs, den er, nachdem er unter die Flügel-Adjutanten aufgenommen, in allen drei Schlesischen Kriegen begleitete. In der Schlacht bei Soor nahm er, obgleich bereits verwundet, eine feindliche Batterie; in den Schlachten von Reichenberg, Prag und Kollin, hier als Oberst betheiligt, brachte der Tag von Kollin ihm neue Wunden. Am 5. December 1757 commandirte er bei Leuthen eine Brigade auf dem rechten Flügel und trug nach des Königs Ansicht nicht wenig zur Erringung des Sieges bei. Zorndorf setzte seiner glänzenden und ruhmreichen Laufbahn endlich ein Ziel. Als Führer der Avantgarde beim Beginn des Kampfes durch einen Schuß in den Fuß schwer verletzt, war er nicht zu bewegen, das Commando abzutreten, blieb in Thätigkeit bis zum Ausgange der Schlacht, starb aber tags darauf während der Amputation am 22. October 1758. Der große König liebte ihn besonders und gab ihm viele Beweise seiner persönlichen Zuneigung. So hatte er ihn mit dem heimgefallenen Waldow'schen Lehen Gottberg im Kreise Pyritz belehnt. Durch seine am 12. August 1749 erfolgte Vermählung mit Sophia Friederika v. Kannenberg, Erbtochter des Oberhofmeisters der Königin und Erbmarschalls des Fürstenthums Minden und seiner Gattin Charlotte Albertine, geborene Gräfin v. Finkenstein, traten nach dem am 22. Mai 1762 erfolgten Tode ihres mütterlichen Großvaters seine beiden Söhne Leopold Wilhelm Ferdinand und Ernst Friedrich Wilhelm Alexander v. Kahlden in den Besitz des Kannenbergschen Erbes, des Stammhauses Kannenberg und des Gutes Buschow, beide im Fürstenthum Halberstadt gelegen, sowie von Himmelreich im Mindenschen. — Der König übertrug hierauf unterm 15. Juni 1764 das Erbmarschall-Amt des Fürstenthums Minden an diesen Zweig des Kahlden'schen Geschlechts, vererblich nach dem Rechte der Erstgeburt, was auch seitens König Friedrich Wilhelm's II. am 14. Januar 1787 bestätigt wurde. Obgleich diese Linie noch derzeit zu Iden und Krumke blüht, besitzt sie das seit 1840 den Freiherren v. d. Reck zustehende Erbamt nicht mehr.

Von dem auf Rügen verbliebenen Stamme sei noch Balthasar Ernst Alexander Ferdinand v. Kahlden erwähnt, der als Lieutenant bei den Ansbach-Baireuth-Dragonern von seinem mütterlichen Oheim, dem General

Major Georg Balthasar v. Normann zu Landsberg, Herrn auf Poppelwitz auf der Insel Rügen, zum Erben berufen, am 4. December 1789 die königlich-preußische Genehmigung erhielt, die Namen und Wappen beider Familien als „Kahlden v. Normann" zu verbinden. Die Wappenzusammenstellung zeigt uns den Schild gespalten, in der vorderen Hälfte erscheint Normann, hinten dagegen das Stammwappen; die beiden Helme dem entsprechend.

Stammwappen: Im silbernen Felde wie auf dem Helme ein vorwärts gestellter rother Löwenkopf; Decken: roth-silbern. (*H. v. Borwitz und Harttenstein.*)

KAHLENBERG oder Kalenberg heißt gegenwärtig der vorletzte der nordöstlichsten Berggipfel des an der steiermärkischen Grenze sich durch Niederösterreich bis zur Donau bei Wien hinziehenden Wiener Waldes. Der langgestreckte Rücken dieses Sandsteinberges erreicht in seinem höchsten Punkte 438 Meter, ist durch eine sanfte bewaldete Einsattelung mit dem Leopoldsberge, welcher steil zur Donau abfällt, verbunden und führt auch den gegenwärtig weniger gebräuchlichen Namen Josephsberg. Diese beiden Berge haben im Laufe der Zeit ihre Namen geändert, indem der Leopoldsberg diesen Namen erst seit dem Jahre 1694 von Kaiser Leopold I. führt und früher Kahlenberg hieß, während der heutige Kahlenberg ursprünglich und zwar bis zum Jahre 1639 Schweinsberg hieß, von da an Josephsberg und gegenwärtig allgemein Kahlenberg heißt. Auf der Wien zugekehrten steiler abfallenden Seite trägt der Kahlenberg das kleine Dörfchen Josephsdorf, welches 32 Einwohner zählt, zu der eine Stunde entfernten Orts- und Pfarrgemeinde Kahlenbergerdorf am Fuße des Berges an der Donau gehört, dem Gerichtsbezirke Währing und dem politischen Bezirke Hernals zugetheilt ist. In den älteren Zeiten gehörte der Kahlenberg unter dem Namen Schweinsberg dem Stifte Klosterneuburg, welches denselben im Jahre 1628 dem Kaiser Ferdinand II. abtrat. Dieser übergab ihn in demselben Jahre den Camaldulensern zu eigen und fügte diesem Geschenke 36,000 Gulden hinzu, sodaß jene im Jahre 1629 mit dem Baue eines Klosters beginnen konnten. Dieses wurde in Gestalt eines Vierecks aufgeführt und bestand nach seiner Vollendung im Jahre 1639 aus 20 abgesonderten Häuschen, einer Kirche und einem Priorate nebst Gastgebäuden. Von nun an hieß der Berg Josephsberg. Schon im Jahre 1683 wurde das Kloster durch die Türken zerstört. Im September 1683 besetzte das Heer, welches zum Entsatze Wiens von den Türken unter dem Polenkönige Johann Sobieski erschienen war, den Kahlenberg und in den Ruinen des Klosters wohnten die Heerführer der Messe bei, bevor sie zum entscheidenden Kampfe hinabzogen. Das Kloster erhob sich alsbald wieder aus seinen Trümmern und bestand bis zum Jahre 1782, in welchem es von Kaiser Joseph II. aufgehoben wurde. Der Kahlenberg wechselte seit dieser Zeit mehrmals seine Besitzer und bietet seit dem Anfange unseres Jahrhunderts mit seinen niedlichen Klosterhäuschen infolge der gesunden und schönen Lage des Ortes und der Umgebung, sowie der herrlichen Aussicht, wiener Sommergästen einen angenehmen Aufenthalt. In neuester Zeit ist der Kahlenberg in das Eigenthum der Kahlenberg-Eisenbahn-Gesellschaft übergegangen, welche im Jahre 1872 die Concession zur Anlage einer doppelgleisigen Zahnradbahn nach dem System Rigi erwarb, den Bau im folgenden Jahre begann, im Jahre 1874 beendete und dem Betriebe übergab. Die Bahn zieht sich von Nußdorf an der Donau über Heiligenstadt, Grinzing und Krapfenwaldl bis auf das Plateau des Berges zunächst dem daselbst befindlichen Hotel. Das Neigungsverhältniß variirt zwischen 1 : 30 und 1 : 10. Die Curven haben den gleichen Radius von 180 Meter. Die Fahrzeit beträgt 30 Minuten. Das neue Hotel Josephsdorf ist seither mit allem Comfort, Restauration, Bädern, Aussichtsthurm und 60 Fremdenzimmern versehen worden. Fast gleichzeitig mit der Zahnradbahn war eine Drahtseilbahn angelegt worden, welche sich von der Donau am nordwestlichen Fuße des Leopoldsberges auf die Einsattelung hinaufzog, welche den Kahlenberg mit dem Leopoldsberge verbindet. Auf dieser 760 Meter langen doppelgleisigen Bahn verkehrten große Waggons mit je 100 Sitzplätzen, wovon immer gleichzeitig der eine sich aufwärts, der andere abwärts bewegte. Die Fahrt, bei welcher die beträchtliche relative Höhe von 243 Meter erreicht wurde, währte fünf Minuten. Dem Publicum standen somit für die Auf- und Abfahrt zwei verschiedene Eisenbahnen zur Benutzung. Da aber für zwei Verkehrsanstalten die Frequenz zu gering war, brachte die Kahlenberg-Eisenbahn-Gesellschaft im Jahre 1876 die Drahtseilbahn zum Zweck der Fusion käuflich an sich, legte aber die Concession für dieselbe, da die Bahnerhaltung unverhältnißmäßig große Geldopfer gekostet hätte, zurück und beschränkte sich seither auf den Betrieb der Zahnradbahn. Der Leopoldsberg, welcher sich von dem 157 Meter hohen Donauspiegel noch um 266 — 423 Meter über dem Meere erhebt, hat eine größere historische Vergangenheit als sein Nachbar. Leopold III., der Heilige, erbaute sich im Jahre 1101 auf demselben eine Burg und verlegte seine Residenz dahin. Diese Burg war die nordöstlichste in der langen Reihe der Vesten, welche an den Thaleingängen in den Wiener Wald bis gegen den Semmering hin zum Schutze gegen die Einfälle der Magyaren angelegt waren. Von einem Fenster dieser Burg wurde der Gemahlin Leopold's III., der Markgräfin Agnes, im Jahre 1106 der Schleier entweht, dessen Wiederauffindung acht Jahre später die Gründung des Chorherrnstiftes Klosterneuburg veranlaßte. Als Heinrich Jasomirgott seine Residenz nach Wien verlegt hatte, diente der Leopoldsberg nur noch selten den Landesfürsten zum Aufenthalt. Die Burg wurde vor der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1529 gesprengt und Kaiser Leopold I. erbaute an der Stelle derselben im Jahre 1694 die Kirche, welche noch heute steht. Kahlenberg und Leopoldsberg haben heute hauptsächlich nur touristische Bedeutung, indem sie eine herrliche Fernsicht bieten, deren Peripherie der Bisamberg, die Kleinen Karpaten, die Hundsheimer Berge,

das Leithagebirge, Rosaliengebirge, der Hochschwabgipfel, Schneeberg, Göllen, Anninger u. s. w. bilden, innerhalb welcher der Blick zunächst im Vordergrunde über ganz Wien und die Donau, sowie über das Marchfeld und die wiener Ebene hinschweift. Mozart, der ein häufiger Besucher des Kahlenberges war, schrieb auf demselben seine Zauberflöte. (Vgl. Groß, A. Z., Der Kahlenberg und seine Umgebung. Wien 1832; Vogl, J. N., Der Kahlenberg bei Wien und seine Bewohner. Zweite Auflage. Wien 1846.)

Nach dem Kahlenberge führt der nordöstlichste Theil des Wiener Waldes, welcher in schönstem Waldesschmucke prangt, ganz unpassend den Namen Kahlengebirge. Dieses beginnt von der Senke zwischen Sievring und Weidling am Bach und fällt nach kurzem Verlaufe steil gegen die Donau ab. Sein höchster Gipfel ist der Hermannskogel, 542 Meter. Viele Schriftsteller haben den Mons Cetius der Alten mit dem Wiener Walde, dem Kahlengebirge und selbst mit dem Kahlenberge identificirt. A. Schmidl ist in einer in den Sitzungsberichten der kaiserl. Akademie d. Wissenschaften in Wien, phil. hist. Classe, Bd. XX, 1856, S. 338 ff., niedergelegten Abhandlung zu dem Resultate gelangt, daß nach Ptolemäus, welcher für die Erklärung des Mons Cetius allein maßgebend ist, unter diesem Namen alles zwischen der Donau und den Karawanken längs der pannonischen Ebene sich erstreckende Gebirge zu verstehen sei. Die Vindicirung dieses Namens für das Kahlengebirge ist eine Erfindung späterer Zeit, welche durch eine irrige Copie der Karten des Agathodämon veranlaßt wurde.

Von der Sulzwiese in der Einsattelung zwischen dem Kahlenberge und Leopoldsberge führt durch die tief eingeschnittene Schlucht des Boding- oder Waldgrabens ein Weg zur Ortschaft Kahlenbergerdorf, welche 548 Einwohner zählt, mehrere hübsche Landhäuser und Fabriken besitzt und Stationsplatz der Franz-Josephs-Bahn, sowie der Local-Donau-Dampfschiffahrt ist. Hier soll der Pfarrer Weigand von Theben als der sogenannte „Pfaff oder Pfarrherr von Kahlenberg", ein Günstling Herzog Otto's des Fröhlichen, um 1330 gelebt und seine lustigen Späße und Possen getrieben haben. Diese Schwänke wurden von einem sonst unbekannten Philipp Frankfurter, welcher zu Wien lebte, am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts zu einem Gedichte verarbeitet und von Achilles Johann Widmann im „Peter Leu oder der andere Kahlenberger" im sechzehnten Jahrhundert gewissermaßen fortgesetzt. Die poetische Darstellung ist in beiden Gedichten etwas unbeholfen, im Ganzen aber lebendig und volksmäßig. Durch ihren Inhalt stehen diese zwei Gedichte in Verwandtschaft mit Stricker's Amis und mit Salomon und Markolf. Daß die Helden beider Gedichte wirklich existirt haben, ist kaum zu bezweifeln. (Vgl. Narrenbuch. Herausgegeben durch v. d. Hagen (Halle 1811); Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, S. 116; Koberstein, Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 5. Aufl. Bd. I, S. 319; Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur, S. 277.) (*Ferd. Grassauer.*)

KAHLERT (Karl Wilhelm), Doctor der Medicin und Geburtshülfe, k. k. ordentlicher Professor der Seuchenlehre und Veterinärpolizei zu Prag, wurde geboren im Jahre 1776, widmete sich der Heilkunde und wurde an der Universität Prag als Professor der Seuchenlehre und Veterinärpolizei angestellt. Seine Wirksamkeit hat sowol durch seine mündlichen Vorträge als durch seine Schriften den vortheilhaftesten Einfluß auf die Landwirthschaft und insbesondere die Viehzucht in Böhmen gehabt. Als Veterinär-Schriftsteller machte sich Kahlert zuerst vortheilhaft bekannt durch einzelne Fragmente über Thierheilkunde, welche in dem Wirthschaftskalender auf die Jahre 1826, 1827 und 1828, herausgegeben von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Prag, enthalten sind. Sehr verdient machte er sich auch durch schriftliche Belehrungen über die Drehkrankheit der Schafe in eben jenem Kalender und durch seine Schrift „Praktische Anleitung zu einer naturgemäßen Geburtshülfe der landwirthschaftlichen Thiere" (Prag 1830). Außerdem schrieb Kahlert noch „Die Euterkrankheiten der nutzbarsten Haus-Säugethiere" (Prag 1843); „Die Schafwollwäsche, eine systematisch geordnete geschichtliche Darstellung aller bisherigen Ergebnisse und Unternehmungen in Bezug auf Wollwäsche mit den neuen Mitteln, nebst Beurtheilung ihrer Erfolge" (Leipzig 1842); „Die Hühnerpest, der Hühnertod" (Prag 1838); „Ein neues Kartoffelbüchlein zu dem alten mit versuchsweiser Beantwortung der Frage: Woher es kommen mag, daß unsere Kartoffeln heutigen Tages nicht mehr so haltbar sind als sonst, leichter faulen und verderben? Nebst einem Vorschlage: Wie diesem Uebel am ehesten abzuhelfen sein dürfte" (Prag 1841). Kahlert starb am 13. October 1844. (*William Löbe.*)

Kahlköpfigkeit, s. Alopecie.

KAHLUR, auch Kuhlur, eigentlich Bilaspur, ist einer der kleinen Gebirgsstaaten unter politischer Oberaufsicht der Pandschâb-Regierung, zwischen 31° 12′ 30″ und 31° 35′ 45″ nördl. Breite und zwischen 94° 6′ und 94° 38′ östl. Länge, 14 geogr. □Meilen = 777 □Kilometer, mit einer 1876 auf 60,000 geschätzten Bevölkerung. Die Gurkhas in Nipal haben zu Anfang des 19. Jahrhunderts das Land überfallen, wurden aber 1815 durch die Briten wieder vertrieben, die den Radscha wieder in den Besitz von Bilaspur einsetzten. Als 1847 bis 1848 das Pandschâb erobert ward, wurde der Radscha in dem Besitz von Kahlur bestätigt, das rechts am Satledsch liegt; er war mit den Sikhs verbündet gewesen und zahlte ihnen Tribut. Die britische Regierung verzichtete auf den Tribut, verlangte aber vom Radscha, daß er den Transit-Zoll in seinem Gebiete abschaffe. In Anerkennung seiner Dienste während der Revolution erhielt der Radscha ein Ehrenkleid im Werthe von 500 Pfd. Sterl. und das Recht auf eine Ehrensalve von 7 Kanonenschüssen. Der gegenwärtige Radscha, Hira Chand, ein Radschpute, ist um 1835 geboren. Sein Einkommen beläuft sich auf 10,000 Pfd. Sterl. Die Hauptproducte des Ländchens sind Opium und Korn; fabricirt werden Wollenwaaren. (*G. A. v. Klöden.*)

KAHN ist ein verhältnißmäßig leicht und meistens aus Tannenholz gebautes, für Personen- oder Waarentransport bestimmtes Flußfahrzeug ohne Kiel, mit flachem Boden und von verschiedenen Dimensionen. Während der gewöhnliche kleine Kahn zum Personenverkehr und zum Fischen 4—6 Meter lang ist, gibt es auf unsern großen Strömen, der Elbe, Oder, Weichsel, solche für Waarentransport, welche mehrere tausend Centner tragen. Bei gutem Winde fahren sie unter einem Segel und haben zu diesem Zwecke einen sehr hohen Mast, der sich aber beim Passiren von Brücken u. s. w. niederlegen läßt. Zum Rudern sind diese großen Kähne nicht eingerichtet, sondern werden bei mangelndem Winde entweder mit Stangen geschoben oder am Ufer mit Tauen durch Menschen oder Pferde gezogen. Wegen ihres flachen Bodens haben die sämmtlich vorn und hinten spitz geformten Kähne einen sehr geringen Tiefgang, der trotz schwerer Belastung selten einen halben Meter übersteigt und deshalb das Befahren der Flüsse auch bei sehr niedrigem Wasserstande gestattet. Das Wort Kahn ist deutschen Ursprungs. (*R. Werner.*)

KAHNBEIN. Diesen Namen haben wegen ihrer Gestaltung zwei Knochen des menschlichen Körpers erhalten: a) Das Kahnbein (Os naviculare s. scaphoideum) der Handwurzel ist der erste Knochen der ersten Handwurzelreihe, welcher mit dem untern Ende der Speiche im Handgelenke in Berührung ist, und außerdem an das Mondbein, das Kopfbein, das große und kleine vielwinkelige Bein stößt. b) Das Kahnbein (Os scaphoideum s. naviculare) der Fußwurzel liegt am innern Fußrande. Dasselbe steht nach hinten mit dem Kopfe des Sprungbeins, nach vorn mit den drei keilförmigen Beinen in Verbindung, und es berührt auch noch durch eine kleine Stelle das Würfelbein.

(*F. W. Theile. — A. Winter.*)

KAHNFÖRMIGE GRUBE. In der Anatomie des Menschen werden drei Stellen wegen ihrer länglichen, kahnförmigen Gestaltung mit diesem Namen belegt: a) die kahnförmige Grube (Fossa navicularis s. Morgagni) der männlichen Harnröhre; eine 4 bis 8 Linien (7.6—15.2 Millimeter) lange Erweiterung im Eicheltheile der Harnröhre, die sich beim venerischen Tripper zuerst zu entzünden pflegt und einen Ansammlungsort für den Tripperschleim bildet. b) Die kahnförmige Grube (Fossa navicularis) der weiblichen Scham. Die beiden großen Schamlippen werden nämlich am hinteren Ende durch das sogenannte Schambändchen oder Lippenbändchen vereinigt, ein dünnes queres Fältchen von der Breite einiger Millimeter und 1—1$^1/_2$ Linien (1.9—2.8 Millimeter) Höhe. Zwischen diesem Bändchen und dem tiefer liegenden Scheideneingange findet sich diese kahnförmige Grube, welche bei unverletztem Jungfernhäutchen tiefer erscheint. Dieselbe verschwindet durch das bei der Geburt gewöhnlich erfolgende Einreißen des Schambändchens. c) Die kahnförmige Grube des äußern Ohres (Fossa scaphoidea s. navicularis s. innominata, Scapha). Dieselbe verläuft zwischen den zwei Hervorragungen der Leiste und Gegenleiste. (*F. W. Theile. — A. Winter.*)

KAI (franz. Quai, engl. Quay) bezeichnet ein künstlich gegen Abbruch und Ueberflutung gesichertes Ufer, welches insbesondere der Vermittelung des Schiffsverkehrs mit dem Landverkehre dient.

In Deutschland führen derartige gesicherte Ufer mitunter auch den Namen der Kajen, Kajungen, Bollwerke. Das Wort „Bollwerk", unstreitig älter als „Bohlwerk", ist speciell in der Nordseegegend zwischen Ems und Elbe neben „Kaje" das gebräuchlichere für jede Uferbekleidung eines Hafens. Mehrfach finden wir das Wort Kai auch für die künstlich gesicherten Ufer innerhalb Städten, für die ganze Straße und die sie einseitig begrenzende Häuserreihe als Straßenbezeichnung benutzt, gleichgültig, ob das Ufer Handelszwecken dient oder nicht, so die neuen Kais in Prag u. s. w.

Zur Vermittelung des Land- und Wasserverkehrs finden wir die Kais häufig mit Anlandevorrichtungen ausgestattet. Zum Befestigen der Schiffe ordnet man Schiffsringe in der Wand der Ufermauern, Schiffshalter oder Haltepfähle hinter der Kaimauer an. Zum Zweck vorübergehender Befestigung beim „Verholen" des Schiffes wickelt sich die Leine desselben mitunter um eine am Quai-Ufer befindliche Winde, das Gangspill, zum Schutz der Ufermauer beim Anlegen des Schiffes dienen die Reibhölzer, welche entweder vorübergehend angelegt, oder wie bei den Quaimauern von Portsmouth, Geestemünde, Kiel, fest an denselben angebracht sind, oder durch eingerammte Prellpfähle, welche sich durch zwischengelegte Polster gegen die Mauer stützen, ersetzt sind, endlich bei starkem Wasserwechsel durch schwimmende Hölzer repräsentirt werden.

Zur Vermittelung des Personenverkehres dienen für die Schiffsmannschaft Leitern, welche auf je eine Schiffslänge, also auf mindestens 70—80 Meter je eine am Kai in der Mauer vertieft angebracht sein müssen, ferner Treppen zum Anlegen von Booten, welche fest in der Mauer construirt oder beweglich angeordnet sein können. Den Verkehr mit größeren Schiffen vermitteln die Anlandebrücken, welche sich mit dem einen Ende an den Quai, am andern auf das Schiff oder einen im Wasser schwimmenden Ponton stützen. Mitunter ist dieser Ponton zu einer großen Plattform, einem schwimmenden Kai erweitert, so zu Hamburg, wo acht einzelne eiserne Pontons in ihrer Länge zusammengekuppelt einen 205 Meter langen schwimmenden Kai bilden, welcher zum Anlegen der Boote dient und mittels dreier Brückenklappen mit festen Brückenpfeilern verbunden ist. Die großartigsten Anlagen dieser Art finden wir zu Liverpool und Birkenhead.

Die Construction der Kais kann als Nothbehelf in Gestalt einer hölzernen Ufereinfassung geschehen, sie wird zweckmäßiger, wie an den Victoriadocks zu London, als eiserne Pfahlwand, meist aber als Ufermauer durchgeführt. Die Höhe der Kaimauer hängt von den verschiedenen Wasserständen, der durchschnittlichen Größe der den Hafen besuchenden Schiffe u. s. w. ab. Bei großen Seefahrzeugen liegt das Deck etwa 3—4,5 Meter über Wasser. Kann die Terrainhöhe frei gewählt werden,

so ist die Mauerkrone stets über den höchsten vorkommenden Wasserspiegel und 2,5—3,5 Meter über den gewöhnlichen mittleren Wasserspiegel zu legen. Die Kronenbreite der Kaimauern ist, wo große Schiffe in Betracht kommen, nicht unter 1—1,5 Meter zu wählen, damit sie dem Anprall der Fahrzeuge widerstehen kann. Die Böschung der wasserseitigen Mauerfläche hat zwei direct entgegengesetzte Interessen zu vermitteln. Die Rücksichten der Stabilität, Materialersparniß und gleichmäßiger Inanspruchnahme des Baumaterials erfordern flache Dossirungen, die Abnutzung durch die Verwitterung und das bequemere Anlegen der Schiffe erheischen das Gegentheil. Der gebräuchlichste Anlauf der Mauern ist 1 : 12; doch erscheint auch noch 1 : 8 zulässig.

Besonders wichtig ist die Fundirung der Mauern, sie kann im Trockenen oder unter Wasser erfolgen; bei gutem Baugrunde wird das Mauerwerk direct auf den Baugrund gesetzt, bei minder tragfähigem kommen Betonfundamente, liegende Röste, bei schlechtem Pfahlröste, welche bei Constructionen dieser Art oft ganz gewaltige Dimensionen erreichen, in Anwendung.

Ist in größerer Tiefe guter Baugrund zu finden, so versenkt man das Mauerwerk pneumatisch mittels Caissons, teuft Brunnen ab u. s. w. Man sehe hierüber besonders die einschlägigen Artikel über Fundirung.

Literatur: Handbuch der Ingenieur-Wissenschaften (Leipzig 1880), III. Band: Wasserbau; Hagen, Handbuch der Wasserbaukunst (Berlin 1863), III. Band.

Im Uebrigen wird speciell auf die Literatur über Häfen verwiesen. *(Fr. Steiner.)*

KAIBALEN, ein Volk, das im asiatischen Rußland, Gouvernement Tomsk, am oberen Jenisei jenseit Abakan zu beiden Seiten jenes Flusses unweit der Ssajanischen Berge ansässig ist und in 15 Stämme eingetheilt wird, die den Ueberrest einer großen Horde ausmachen. Ihre Gesichtszüge verrathen mehr einen tatarischen als samojedischen Typus, sowie auch ihre Sprache, wenn sie auch viele samojedische Ausdrücke enthält, eine tatarische Mundart ist. Sie beschäftigen sich zumeist mit Viehzucht und wohnen daher auch in beweglichen Zelten. Das Vieh muß sich auch im Winter selbst Nahrung suchen, nur das schwächlichere nehmen sie unter ihre Zelte. Nur selten treiben die Kaibalen Ackerbau; dann bauen sie sich statt der Jurten hölzerne Hütten und halten sich wol auch Hausgeflügel, das man sonst bei einem nomadisirenden Volke selten anzutreffen pflegt. In Hausgeräth, Kleidung, sowie in ihren Sitten und der Bereitung ihrer Speisen stimmen sie vielfach mit den Krasnojarskischen Tataren überein, in deren Nähe sie wohnen. Die Stricke und Taue zur Befestigung ihrer Zelte und zu anderen Zwecken verfertigen sie aus wildem Flachs und aus Brennesseln.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren nur noch 400 Individuen männlichen Geschlechts vorhanden, jetzt mögen sie wol gänzlich ausgestorben sein. Früher dem Schamaismus huldigend, waren sie später sämmtlich zur griechisch-katholischen Religion bekehrt. *(Richard Oberländer.)*

KAIDAK, Alt-Kaidak oder Starye Kaidaki, ein Flecken im europäisch-russischen Gouvernement Jekaterinoslaw, 13½ Kilom. südöstlich von der Stadt Jekaterinoslaw. Der Flecken ist deshalb wichtig, weil hier die berüchtigten Katarakte, Wasserfälle, Porogen oder Stromschnellen des Dnjepr beginnen, welche seit den ältesten Zeiten die Schiffahrt auf dem Dnjepr so sehr erschwerten. Diese Wasserfälle entstehen daraus, daß sich von den Karpaten her eine Granitlage, die den Bug, Dnjepr, Ingul und Dnjepr durchkreuzt, von Westen nach Osten durch das südliche Rußland zieht. Die Wasserfälle vom Kaidakschen Porog anfangend bilden eine Distanz von 10 Meilen, sind zwar bei hohem Wasserstande im Frühling von kleinen Schiffen sowol hinab als hinauf zu befahren, allein in älteren Zeiten wurden gewöhnlich die Schiffe ausgeladen und die Waaren zu Lande fortgeschafft, bei den schwierigsten Stellen auch die Schiffe selbst, und erst nach Ueberwindung dieser beschwerlichen und wegen der räuberischen Völker auch gefährlichen Passage setzte man die Schiffe wieder ins Wasser, um dann auf dem ruhigen Strome weiter zu fahren. Die Ufer des Flusses bestehen an diesen Stellen aus circa 70 Fuß hohen Granitfelsen. Die relative Höhe dieser Wasserfälle ist folgende: 1) Bei Staroi Kaidak 8′ 6″; 2) die Woloschnowa sabor 2′ 9″; 3) der Porog Surskoi etwa 8 Kilom. weiter 3′ 6″; 4) der Porog Lachannoi 9′ 2″; 5) die Sabor Streltscha, wo eine Felseninsel sich befindet, 1′ 1″; 6) der Porog Swonezkoi 4′ 9″; 7) der Porog bei Knjaginez am Einflusse der Worona, welcher auch Technitzeskoi genannt wird, 4′ 2″; 8) der Hauptfall bei dem Dorfe Wassiljewskoi, der Nenasytezkische Porog oder Nenasytez genannt, 12′ 2″. Hier ziehen die hohen Granitfelsen des rechten Ufers jochähnlich durch den Strom bis zum linken Ufer und zwar theilweise mit Wasser bedeckt, theilweise sich über den Wasserspiegel erhebend. Hier stoßen sie an zwei Felseninseln, zwischen denen und dem Vorgebirge Monastyrkoi am rechten Ufer der Dnjepr in einer Länge von 2800 F. mit ungeheurer Schnelligkeit hindurchströmt. Unterhalb dieser Inseln zieht sich vom linken Ufer eine ganze Reihe von 6—7 hohen Felsen durch den Strom. An diese schlägt das Wasser mit ungeheurer Gewalt und Getöse an, in Folge dessen sich am Ende des Wasserfalles in der Mitte des Flusses ein Wirbel bildet, durch welchen das Fahrwasser geht. Dies ist die gefährlichste Stelle für die Schiffahrt, deshalb auch „Ad" (Hölle) genannt. Ein Fahrzeug kann hier selbst bei dem schwächsten Winde zertrümmert werden. 9) Der Fall bei Worona, Woronowa Sabor 2′ 2″; 10) die Kriwaja Sabor 2′ 4″; 11) der Porog Wolynokoi 5′ 7″; 12) der Budilowskoi Porog 4′ 10″; 13) der Lischnoi Porog 3′ 5″; 14) der Nischnoi Wolny Porog 7′ 10″. — Nach Eroberung des südlichen Rußlands suchte Katharina II. durch Sprengung der Felsen diese Hindernisse der Schiffahrt hinwegzuräumen, und die Kaiserin war deshalb 1787 den 20. Mai selbst in Kaidaki, allein durch den schnellen Abfluß des Wassers wurden die wenigen fahrbaren Zwischenräume nur noch niedriger. Erst in den J. 1811—1825

wurden die Bemühungen mit mehr Glück erneuert, namentlich der Kaidaksche Fall, 250 Faden lang, durch eine Kammerschleuse, und der Nenasytische, 160 Faden lang, durch einen Derivationskanal fahrbar gemacht. — Neu-Kaidaki oder Koidaki, deutsche Colonie im europäisch-russischen Gouvernement Jekaterinoslaw, am rechten Ufer des Dnjepr, $10^1/_8$ Kilom. südöstlich von der Stadt Jekaterinoslaw, mit 1721 Einw. Am Ufer sowol wie im Flusse befindet sich hier eine ungeheuere Menge von Granitblöcken, die den Fluß fast bis zur Hälfte ausfüllen und dämmen, doch beginnen die eigentlichen Wasserfälle erst zwanzig Werst weiter abwärts bei Starye Kaidaki.

(*A. v. Wald.*)

KAIEN, seemännischer Ausdruck für Kippen mit Bezug auf die Raaen. Wenn diese an ihre Plätze an den Verlängerungen der Masten (Stengen) gebracht oder von diesen herab an Deck genommen werden sollen, so kann dies nur in nahezu lothrechter Lage geschehen, während sie zum Gebrauch nur wagerecht hängen können. Letzteres wird durch die Toppenanten vermittelt, Taue, welche von den Enden der Raa nach der Spitze des Mastes oder der Stengen führen. Außer diesen Toppenanten hängt die Raa in der Mitte auch noch an einem andern Taue, dem Fall. Bindet man dies etwas nach der einen Seite der Raa fest und läßt die Toppenant an der entgegengesetzten Seite los, so kippt oder kait die Raa, sie hängt auf und nieder und kann nach Abstreifen der Toppenanten am Fall auf das Verdeck niedergelassen werden. In umgekehrter Weise kait man die Raa, wenn sie aufgebracht ist, indem man sie horizontal in die vorher in geeigneter Länge befestigten Toppenanten fallen läßt.

(*R. Werner.*)

KAIFA, ein Städtchen der syrischen Küste, ungefähr in der Mitte zwischen der Einmündung des Kison in das Meer und dem Karmel-Cap auf der nördlich das Karmelgebirge umsäumenden Ebene gelegen, heißt eigentlich Ḥaifa und verdankt die Umgestaltung des Namens theils der Schwierigkeit für die Palästina besuchenden Romanen, das stark aspirirte ḥ der Araber auszusprechen, theils der Aehnlichkeit mit dem Namen des aus dem Neuen Testament bekannten Hohenpriesters Kaiphas, zu dessen Geburtsort die kritiklose Legende es hat machen wollen. Kaifa ist Vorort einer nach ihm benannten Nahije des ehemaligen Paschaliks, jetzigen Sandschaks Akka, welches nach der neuen Provinzialorganisation der Türkei selber dem Wilajet, d. i. der Generalstatthalterschaft Suria (Syrien) untersteht. In Akka befindet sich auch das erstinstanzliche Gericht (Nedajet-Mechkeme-ssi), an welches die Bewohner Kaifas sich zu wenden haben. Man rechnet die Bevölkerung auf wenig über 1000 Seelen, darunter etwa 10 Proc. Melkiten (unirt-griechische Araber), welche eine kleine Gemeinde bilden; die übrigen sind Mohammedaner und wenige magrebitisch-jüdische Familien. Die Stadt lebt vom Landbau und Handel; der Fischfang und die Schiffahrt sind nur gering. Etwas Getreide, Olivenöl und Baumwolle wird von da nach anderen Plätzen Syriens, selten unmittelbar nach Europa ausgeführt. — Das Alterthum kannte an derselben Stelle eine Ortschaft, welche anscheinend wegen des dort betriebenen Feigenbaus den griechischen Namen Sykaminon führte. Der heutige Name kommt zuerst bei Eusebius in der ersten Hälfte des 4. Jahrh. in der Form Hifa (Ἡφά) mit dem einen hauchenden Anlaut bezeichnenden spir. asper vor, woraus Hieronymus (Onom. s. v. Jafthie) mit Unterdrückung des Hauchlauts Epha machte. Die Form Cayphas stand in der Kreuzfahrerzeit schon völlig fest; so schreiben Saewulfus, so Willermus Tyr., so Jacobus de Vitriaco u. s. w. Der Ort wird im Mittelalter häufig erwähnt, gelangte aber nie zu erheblicher Bedeutung. In neuester Zeit ist Kaifa wegen der Nähe des Karmel-Klosters, welches von da aus besucht zu werden pflegt, und seit der regelmäßigen Befahrung der syrischen Küste durch europäische Dampferlinien wegen seiner Rhede häufiger genannt worden, welche letztere, wenn auch sandig und nach Westen offen, doch wegen des Vorgebirges gegen südliche und südwestliche Stürme Sicherheit bietet und demnach den für Akka und Jafa bestimmten Fahrzeugen gelegentlich einen Ankerplatz gewährt. Ein Versuch, Ende der sechziger Jahre von würtembergischen Sektirern gemacht, in der Umgegend Kaifas eine deutsche Colonie zu gründen, mußte, nachdem Misernten die Betriebsmittel verschlungen und Krankheiten viele Theilnehmer hingerafft hatten, wieder aufgegeben werden.

(*G. Rosen.*)

KAI-FONG, Kaï-fung-fu, gut gebaute, stark befestigte Hauptstadt der chinesischen Provinz Che-nan oder Ho-nan (ehemals Yen und Yu, die Mitte Chinas), unter 34° 52′ nördl. Br. und 132° 13′ östl. L. unweit des Gelben Flusses (Hwang-ho) gelegen. Da die Stadt unter dem Niveau des Flusses liegt, ist sie schweren Ueberschwemmungen häufig ausgesetzt. In einer derselben sollen 300,000 Menschen in den Fluten umgekommen sein,; seit jener Zeit hat die Stadt niemals wieder ihren früheren Glanz erlangt, und beherbergt jetzt vielleicht kaum noch 80,000 Einwohner. Früher als Sitz der Juden in China bekannt, soll die jüdische Gemeinde zur Zeit nur noch kaum 200 Köpfe zählen. Unter der Dynastie Sang war Kai-fong deren Residenz und Landeshauptstadt; jetzt treibt sie blühenden Handel und zeichnet sich durch den Gewerbfleiß seiner Bewohner aus.

(*Richard Oberländer.*)

KAIK nennt man in der Türkei ein zum Befahren jeder Art von Gewässern bestimmtes Boot, welches sich von den verwandten Fahrzeugen, der Maona und Feluka, hauptsächlich durch langgestreckte Bauart auszeichnet, und demnach wegen der Fortbewegung mehr auf Ruder als auf Segel angewiesen ist. Der Kaik, welcher fast ausschließlich für den Transport von Personen und nur ausnahmsweise von Waaren benutzt wird, setzt ein verhältnißmäßig ruhiges Fahrwasser voraus, wie es, abgesehen von Flüssen und Landseen, z. B. der Bosporus und die Propontis bieten, deren in der Nähe Constantinopels gelegene Küstenortschaften, sofern sie nicht von Dampfschiffen berührt werden, täglich mittels der sogenannten Basarkaiks

(Marktkähne) zahlreiche Geschäftsleute mit in Handgepäcksform verpackten Landesproducten der Hauptstadt zusenden. Bekannter und wichtiger sind die Kaiks, welche den Verkehr über das Goldene Horn und den Bosporus vermitteln; dieselben sind für Constantinopel ebenso charakteristisch wie die Gondeln für Venedig. Diese Kaiks sind gegen ihre Länge besonders schmal und so leicht gebaut, daß die Fahrgäste, um nicht umzuschlagen, sorgfältig das Gleichgewicht beobachten und sich sitzend oder liegend verhalten müssen. Die Form des hinten und vorn spitz zulaufenden Bootes ist sehr elegant und wird noch gehoben durch geschmackvolle Bemalung der Außenbords mit Oelfarbe und gelegentliche Verzierung mit Vergoldung. Für den oder die Bootführer, Kaiktschi geheißen, sind in der Mitte, quer die Seitenwände verbindend, ein oder mehrere Sitzbreter angebracht. Die gefällig geschnitzten Ruder werden durch einen unter dem Griff befindlichen ovalen Holzwulst mit dem kurzen innern Theile gegen den langen äußern in Gleichgewicht gesetzt; sie bewegen sich an Lederriemen, welche sie an aus der Bootswand vorragenden Pflöcken befestigen. Indem der Kaiktschi sie handhabt, wendet er dem im Hintertheil auf dem Boden sitzenden Fahrgaste das Gesicht und der Spitze des Bootes den Rücken zu; er hat also beim Fahren beständig die Augen nach rechts und links hinter sich zu wenden, um auf den belebten Wasserflächen nirgends anzustoßen. Die Bewegung ist leicht und sehr rasch. Die kleinsten Kaiks nehmen nur einen Fahrgast, die größeren mehrere auf. Nach der Zahl der Ruderbänke wird das Boot birtschift, ikitschift, ütschtschift u. s. w., d. h. Ein-, Zwei-, Dreipaarer genannt und verschieden klassificirt; mit dem Vierpaarer beginnt das Staatsboot. Während bis zum Dreipaarer je ein Kaiktschi beide zusammengehörigen Ruder handhabt, kommt bei höhern Zahlen auch wol auf jedes Ruder ein Mann. Die höchsten Pfortenbeamten, die Botschafter und Gesandtschaftschefs pflegen mit sieben Paaren und einem hinter den Fahrgästen am Steuerruder sitzenden Steuermann, Reïs, zu fahren. Die kleinen bedürfen keines Steuers, und werden durch entsprechende Bewegungen des Ruders gelenkt. Eines Zehnpaarers bedient sich nur der Großherr, welcher auch allein das Recht hat, einen Baldachin zu führen. Sein Kaik, weiß, mit reicher Vergoldung, vorn mit großem goldenem Adler verziert und unter besagtem, auf Goldsäulen ruhendem Baldachin den Herrscher zum Freitagsgottesdienst nach irgendeiner Moschee führend, gewährt von 20 in weißen Atlas und Seidengaze gekleideten, wegen ihrer Schönheit, Kraft und Geschicklichkeit erlesenen Jünglingen gerudert, einen von den Besuchern Constantinopels viel bewunderten Anblick. (*G. Rosen.*)

KAIMAKAM, aus dem Arabischen Kaim-makâm, an der Stelle (Jemandes) stehend, bedeutet im Türkischen im allgemeinen einen Stellvertreter und ist seit Einführung des Tansimat zum Titel des Präfecten eines Sandschaks oder Departements geworden. Die Sandschaks, in welche die osmanischen Eroberer die neu gewonnenen Gebiete zerlegt hatten, und deren Statthalter als Sandschak-Beys ursprünglich direct von der Staatsregierung ressortirten, waren in späteren Zeiten zu größern Verwaltungskörpern, Ejalets oder Wilajets (ungenau Paschaliks) geheißen, unter Wâlis, Generalstatthaltern, gewöhnlich mit dem Titel Pascha, vereinigt worden und hatten dann von den letzteren ernannte und durchaus abhängige Vögte, die Mussellime oder Mutessellime, als Administratoren erhalten. Die neuere türkische Provinzialorganisation beließ nicht nur die Eintheilung in Wilajets, sondern bildete noch durch Zusammenfassen mehrerer solcher den geographischen Ländernamen entsprechende Gesammtverwaltungen; den Wâlis aber wurden im Interesse größerer Centralisation der Staatsgewalt wesentliche Befugnisse entzogen. Unter andern wurden die Mussellime abgeschafft, und die Pforte ernannte in den Sandschaks selber die Administratoren, für welche nunmehr der Titel Kaimakam, gleichsam Vertreter des Wâli, aufkam, und welche zu dem letzteren in das Verhältniß lediglich amtlich untergeordneter Staatsdiener traten. — Christliche Sandschak-Präfecten haben wol den gleichwerthigen Titel Bey erhalten; als geringere Titel für denselben Posten gelten Muhassil und Emir, als ein höherer Mutessarrif.*) Wie dem Wâli, so steht auch dem Kaimakam ein aus den ortseingesessenen Notabeln gebildetes Medschlis (Regierungscollegium) zur Seite. Gegen seine Entscheidungen geht die Berufung an den Wâli, welcher ihn auch durch seinen Kapu Kjaja bei der Pforte vertritt und überhaupt die Gesammtinteressen der Provinz wahrnimmt. Kaimakam ist nur ein amtlicher, nie ein persönlicher Titel, wie solche in der Türkei dem Namen des Inhabers angehängt werden; man findet unter den Kaimakam Paschas, Beys, Efendis und Agas. Ein in dem hohen Range eines Muschir stehender Kaimakam ist in seltenen Fällen wol zum Wâli ernannt und somit vorübergehend der betreffende Sandschak aus seinem Wilajet-Verbande gelöst worden. — Kaimakam ist auch ein militärischer Titel und bedeutet als solcher den Oberstlieutenant als Vertreter des Miralai, d. h. Obersten. (*G. Rosen.*)

Kaiman (Zool.), s. Crocodilus.

KAIMASCHEN, Kamatschinzen, Kamassinzen, ein beinahe ausgestorbener Stamm des samojedischen Zweiges der uralaltaischen Völker, nomadisiren im asiatischen Rußland um Abakansk und Kansk (s. Samojeden). (*Richard Oberländer.*)

KAIN (biblische Geschichte), hebr. Qâjin, nach 1 Mos. 4, 1 fg. der erstgeborene Sohn des Adam und der Eva. Herangewachsen bebaut er den Acker, während sein Bruder Abel die Schafe hütet. Ergrimmt darüber, daß Gott das Opfer Abel's gnädig aufnimmt, das seinige dagegen verschmäht, erhebt er sich trotz der an ihn ergangenen göttlichen Warnung meuchlerisch wider seinen Bruder und erschlägt ihn. Ungeachtet seines frechen Leugnens wird er hierauf von Gott hinweggeflucht von dem Boden, der das Blut seines Bruders aufgenommen; ja die Erde soll ihm, dem unstet und flüchtig Umhergetriebenen, überhaupt keinen Ertrag mehr geben. Als sodann Kain klagt, daß ihm Unerträgliches auferlegt sei, und daß er wol der

*) Nach dem neuesten türk. Sâlnâme (Staatskalender) verdrängt dieser Titel den des Kaimakam.

ersten besten Mörderhand zum Opfer fallen werde, wird ihm siebenfältige Bestrafung dessen verheißen, der sich an ihm vergreifen würde, und diese Verheißung noch durch ein besonderes Zeichen verbürgt. Dieses sogenannte **Kainszeichen** ist nicht nothwendig ein Zeichen an Kain (ein Brandmal, scheuer Blick u. dergl.), sondern kann nach dem Hebräischen auch ein Wahrzeichen bedeuten, welches Gott dem Kain gab; allerdings auch ein Merkzeichen für andere, „damit ihn nicht erschlüge Jeder, der ihn fände". Verbannt aus dem Angesichte Gottes wendet sich Kain nach dem Osten und wohnt im Lande Nod (d. i. „Flucht"). Hier erzeugt er einen Sohn und benennt denselben Chanokh (Henoch); ebenso benennt er auch eine bald darauf erbaute Stadt. Durch Chanokh wird Kain der Ahnherr der sogenannten **Kainiten** oder Kainitischen Linie (1 Mos. 4, 17 fg.) im Gegensatz zu der Sethitischen Linie (1 Mos. 5, 3 fg.; s. darüber unten). Der fünfte der Kainiten ist Lamech, dem von zwei Weibern drei Söhne geboren werden, und zwar von Ada Jabal, der Stammvater aller Nomaden, und Jubal, der Stammvater aller Harfen- und Schalmeispieler; von Zilla dagegen Tubalkain, der Meister in allerlei Erz- und Eisenarbeit.

Diese uralte Erzählung hat frühzeitig mancherlei Fragen und nicht minder mancherlei verkehrte Erklärungen veranlaßt. Schon der Name Kain hat sehr verschiedene Deutungen erfahren, da das Wort sonst im Hebräischen der Speer bedeutet, anderseits an das aramäische qēnaj „Schmied" oder an das hebr. qîna „Trauerlied" anklingt. 1 Mos. 4, 1 wird der Name auf den Stamm qānā „schaffen, erwerben" zurückgeführt. Sprachlich näher liegt der nach Ausweis des Arabischen gleichbedeutende Stamm qûn oder qîn, und so erhalten wir für Kain die einfache Bedeutung „Geschöpf" (Sohn); dies ist um so wahrscheinlicher, als neuerdings auch Abel (hebr. hăbel) in dem assyrischen hablu „Sohn" als Appellativum wieder aufgefunden worden ist. Für gänzlich müßig halten wir dagegen die Versuche, in Kain und dem von ihm Erzählten die Reste heidnischer Theogonien, resp. meteorologischer Mythen nachzuweisen (vgl. z. B. Goldziher, Der Mythus bei den Hebräern, Leipzig 1876, S. 129 fg.; nach welchem der Bruderzwist als Naturmythus eigentlich den Kampf des Taghimmels, d. i. Kain, mit dem dunkeln Nacht- oder Wolkenhimmel abbildet). Gesetzt auch, daß dem Mythus von Kain und Abel jemals in vorhebräischer Zeit eine solche Bedeutung innegewohnt hätte, so ist doch in der biblischen Gestalt der Erzählung jede Spur davon verwischt und darum auch jede Möglichkeit der Herausdeutung eines anderen Sinnes als des in den Worten selbst liegenden geschwunden. Dieser Sinn aber ergibt sich deutlich aus dem Zusammenhalt mit 1 Mos. 3, welches Kapitel von demselben Erzähler herrührt. Es soll in dem Bilde Kain's die Steigerung der Sünde von bloßer Uebertretung eines bestimmten Gebots zu blutiger Gewaltthat geschildert werden. Die Sünde ist als eine objective Macht hingestellt, die einem reißenden Thiere gleich vor der Thür lauert, um den unbedacht Heraustretenden zu überfallen; dennoch aber vermag der Mensch durch das rechte Verhalten die Herrschaft über sie zu behaupten (1 Mos. 4, 7). Dagegen steigert sich mit der Größe des Verbrechens zugleich der Trotz des Sünders nach der That, aber nicht minder auch der Fluch, der ihn trifft. Sollte Adam im Schweiße seines Angesichts den Ertrag des Bodens genießen, so soll die Erde dem Kain überhaupt ihre Früchte verweigern. Unstet und flüchtig soll er umherirren, ein steter Zeuge von der Macht des bösen Gewissens. Gegenüber der Wichtigkeit dieser Lehren kommen die Widersprüche nicht in Betracht, die sofort auftauchen, wenn man den Maßstab strenger Geschichtlichkeit an die Erzählung legen wollte; so die Furcht Kain's vor der Blutrache (Vers 14), während doch außer ihm nur seine Aeltern auf der Erde sind. Daß dem frömmeren Bruder der Beruf des Hirten, dem gottlosen dagegen die Bebauung des Ackers zugeschrieben wird, mag mit der uralten Verachtung zusammenhängen, die der freie Nomade dem an die Scholle gebundenen Bauer zollt; keinesfalls aber waltet dabei zugleich die Tendenz vor, das wirksamere blutige Opfer von Abel, das geringere Speiseopfer dagegen von Kain darbringen zu lassen. Vielmehr kann nach dem ganzen Context der Erzählung die ungnädige Aufnahme des Opfers Kain's nur in der mangelhaften sittlichen Beschaffenheit des Opfernden erblickt werden, und eine solche wird Vers 7 deutlich vorausgesetzt.

Daß bei der ganzen Erzählung vom Brudermord in ihrer jetzigen Gestalt das religiös-ethische Moment Hauptsache, alles andere Nebensache ist, lehrt vor allem die Unbefangenheit, mit der der Erzähler Vers 17 fg. den Faden der Urüberlieferung wieder aufnimmt. Der unstet und flüchtig Umherirrende erscheint jetzt auf einmal als Familienvater und Städtebauer (der Name der Stadt deutet vielleicht auf das indische Kanoge); in das sechste Glied seiner Nachkommen fällt der Ursprung des Nomadenthums, die Erfindung der Musikinstrumente und der Metallbearbeitung. Und zwar werden Jabal, Jubal und Tubalkain als Ahnherren aller Nomaden, Musiker und Metallarbeiter bezeichnet, unbekümmert darum, daß nachher die ganze Menschheit bis auf eine Familie von der Flut verschlungen wird. Nach der üblichen Auffassung nun soll 1 Mos. 4, 17—24 gelehrt werden, daß Städtebau, Vielweiberei und Künste (zu denen sich freilich auch das Nomadenthum gesellt!) von der gottentfremdeten Linie der Kainiten ausgegangen und daher von vorn herein mit dem Fluche Gottes behaftet gewesen seien; in dem sogenannten Lamechsliede werde dann obendrein das freche Pochen auf die rohe Gewalt der Waffen verherrlicht. Dies alles aber liegt unserem Erzähler offenbar fern, denn er kennt eben nur diese Patriarchenlinie; überdies hat man längst erkannt, daß die 1 Mos. 5, 3 fg. (aus anderer Quelle) mitgetheilte Linie der frommen Patriarchen, die an Adam's dritten Sohn Seth anknüpft, fast ganz dieselben Namen enthält. Aber nur auf Grund dieser anderweitigen Gestaltung der Urgeschichten war es möglich, daß man von Kainiten im Gegensatz zu den Sethiten redete.

(*E. Kautzsch.*)

Kainardschi, Ort in Bulgarien, s. Kûtschûk-Kainardschi.

KAINATSCH, ein großer See auf der Halbinsel Kamtschatka im irkutskischen Gouvernement (russ. Asien), der nebst dem kulchkoljangischen See daselbst nach dem Aberglauben der Kamtschadalen durch einen Roßtritt im Gesteine des Berges Schweliz (wie bei den Griechen die Hippokrene auf dem Helikon durch den Hufschlag des Pegasus) entstanden sein soll. Die Kamtschadalen erzählen, daß durch diesen ihren Pegasus der Berg Schweliz, sich von seiner früheren Stelle erhebend, in drei Sätzen gesprungen sei und nach dem dritten Satze sich auf der gegenwärtigen Stelle festgesetzt habe. (*Richard Oberländer.*)

KAINIT, monoklin krystallisirendes, meist aber derb, in selbständigen oft mächtigen Schichten vorkommendes Mineral, zu den sogenannten Abraumsalzen der Steinsalzlager von Staßfurt und von Kalusz in Galizien gehörig. Es besteht aus schwefelsaurer Magnesia mit Chlorkalium und Wasser, von der Formel: $MgSO_4 + KCl + 3aq$, entsprechend 32,2 Schwefelsäure, 16,1 Magnesia, 15,7 Kalium, 14,3 Chlor und 21,7 Wasser. Der Kainit ist eins der werthvollsten Abraumsalze und wird zur Gewinnung von schwefelsaurem und kohlensaurem Kali benutzt. Im Jahre 1869 wurden nahe 14 Millionen Kilogramm Kainit in Staßfurt gefördert. Zum Düngen wird er theils in rohem Zustande verwandt, theils auch durch einfaches Calciniren als „rohe Kali-Magnesia" in den Handel gebracht. (*E. Geinitz.*)

KAINITEN (auch Kajaner oder Kainisten) ist der Name eines Zweiges der gnostischen (s. d. Artikel Gnosticismus) Sekte der Ophiten (s. d. Artikel). Indem die Ophiten den Jaldabaoth oder Weltschöpfer allerdings aus der Sophia hervorgehen und daher an ihrer Lichtkraft in gewissem Grade theilnehmen, aber zugleich mit der Behauptung, er sei der unabhängige Beherrscher der Welt, der Erkenntniß des in Wahrheit höchsten Princips entgegenarbeiten lassen, lag es nahe, in der Geschichte des Alten Testaments diejenigen Handlungen und Personen als schlechte anzusehen, welche das Wohlgefallen des Weltschöpfers gewinnen, als gute dagegen diejenigen, welche von ihm gehaßt und bestraft werden. Vor allem die Schlange konnte nicht mehr als Werkzeug oder Incarnation des bösen Princips, als Verführerin zu Irrthum und Sünde aufgefaßt werden, sondern als Incarnation Christi oder der Sophia selbst, welche die Menschen eben durch den Ungehorsam gegen den Weltschöpfer zum Guten und zur wahren Erkenntniß hinführen wollte. Diesen Gedanken haben die Kainiten[1]) besonders durchgeführt, weshalb es auch wahrscheinlich ist, daß die Verehrung der Schlange und die Benennung „Ophiten" ursprünglich nur bei ihnen sich gefunden habe und erst später auf verwandte Sekten übertragen worden sei, auf welche sie nicht paßten. (Vgl. besonders d. Artikel Sethiten und Peraten.)

Auch sie stellen (vgl. *Epiphanius* Haer. XXXVIII) an den Anfang der Geschichte zwei Mächte, eine stärkere und eine schwächere. Jene ist die Weisheit, σοφία, diese der Weltschöpfer, den sie ὑστέρα = uterus nannten, nach Baur[2]), um die Schöpfung als die Welt des Geburtswechsels zu charakterisiren. Beide Kräfte verbanden sich mit der Eva; die stärkere zeugte mit ihr den Kain, die schwächere den Abel. Deshalb stritten auch beide miteinander und Kain, der Sohn der stärkeren Kraft, tödtete Abel, den Sohn der schwächeren. Gleichwie Kain, so stammen von der höheren Macht auch Esau, die Korachiten und Sodomiten, deren Verwandtschaft die Kainiten sich rühmen. Diese hätten die wahre Erkenntniß besessen, und da der Weltschöpfer sie verfolgt, habe die Weisheit sie zu sich gezogen in ihr höheres Reich. Unter den Aposteln ehren sie vor allen den Judas. Denn mögen einige von ihnen Christus von der niederen Macht ableiten, andere in ihm den Gesandten der höheren Macht sehen, durch dessen Kreuzestod die Weltfürsten ihrer Macht entkleidet wurden, jedenfalls ward Judas, mag er nun in Christus die niedere Macht bekämpft, oder infolge seiner höheren Einsicht den Tod Christi beschleunigt haben, durch seinen Verrath der Urheber unsers Heils. Deshalb stand unter ihnen im höchsten Ansehen eine Schrift „Evangelium des Judas" genannt. Neben anderen Schriften gegen den Weltschöpfer benutzten sie noch das „Anabaticon Pauli". Dasselbe enthielt die „unsagbaren Worte", welche Paulus nach 2 Cor. 12, 4 vernahm, als er in den dritten Himmel entzückt ward.

Auch schandbare Laster werden den Kainiten als Folgerung aus jenen Anschauungen schuld gegeben. Jeder müsse die höhere Macht ergreifen und von der niederen sich lossagen; das aber könne er nur, wenn er die ganze Stufenleiter der Lasterhaftigkeit durchmache (s. d. Artikel Karpokrates). Ja, sie lehren, daß jedem Laster ein besonderer Engel vorstehe, den sie bei Ausübung der That selbst anrufen. Als Anrufungsformel überliefert Epiphanius, Haer. XXXVIII, c. 2: Ὁ δεῖνα ἄγγελε, καταχρῶμαί σου τὸ ἔργον· ἡ δεῖνα ἐξουσία, πράττω σου τὴν πρᾶξιν, Irenaeus I, 31: O tu angele, abutor opere tuo. O tu illa potestas, perficio tamen operationem. — Weitgehender Antinomismus lag ja freilich in der Auffassung gerade der verworfensten Personen des Alten Testaments als Träger der höheren, wahren Erkenntniß, als Vorläufer der im Christenthum zum Durchbruch kommenden Offenbarung begründet, dennoch wird sich nicht mehr feststellen lassen, wie weit die Anschuldigungen kirchlicher Gegner begründet sind, welche die Kainiten in ihren Versammlungen die wildeste Sodomiterei treiben und von jedem Eintretenden fordern lassen, daß er den Namen Jesu verfluche. (*B. Pünjer.*)

KAINSK, Kreisstadt im asiatisch-russischen Gouvernement Tomsk, unter 52° 27′ nördl. Breite und 36° östl. Länge, 583 Kilometer Westsüdwest von Tomsk, an dem Einflusse des Flüßchens Kamenka in den Om,

---

1) Den ausführlichsten Bericht über sie gibt *Epiphanius*, Haer. XXXVIII, dagegen *Hippolytus*, Phil. VIII, erwähnt sie kaum; auch Irenäus I, 31 und Theodoret, h. f. I, 1. haben wenig Eigenthümliches. 2) Vgl. Baur, Die christliche Gnosis. S. 199. Anm. Tüb. 1835.

in einer sumpfigen und wenig bevölkerten Gegend gelegen. In geringer Entfernung von der heutigen Stadt war im Jahre 1722 eine kleine hölzerne Festung, unter dem Namen Kainski-Pas, zum Schutze gegen die räuberischen Ueberfälle der Kalmücken und Kirgisen angelegt. Die bei dieser Festung entstandene Ansiedelung wurde im Jahre 1772 nach dem Orte verlegt, wo das heutige Kainsk steht, und 1804 zur Kreisstadt des neu eingerichteten Gouvernements Tomsk erhoben. Die Stadt hat zwei Kirchen, 34 Kaufläden, drei christliche und zwei jüdische Schulen, eine Talgschmelzerei, eine Seifensiederei, fünf Talglichtfabriken, zwei Gerbereien, eine Ziegelbrennerei. Die Einwohnerzahl beträgt 5524, die hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht treiben. Viele Einwohner beschäftigen sich auch mit dem Waarentransport auf der großen sibirischen Poststraße, an der Kainsk gelegen ist.

Der Kreis Kainsk zählt auf einem Flächenraume von $1411\frac{1}{2}$ □Meilen nur etwa 90,000 Einwohner, von denen der größte Theil aus Verbannten besteht. (*A. v. Wald.*)

KAIPHAS, richtiger Kajaphas (*Καϊάφας*), ist der Beiname des jüdischen Hohenpriesters Joseph, der bei der Verurtheilung Jesu eine Rolle spielte. Im Neuen Testament erscheint Kaiphas (d. i. wahrscheinlich das aramäische kajepha, „Unterdrückung", keinesfalls so viel als kēpha, „Fels") nur unter diesem seinem Beinamen; doch verräth Matth. 26, 3 Bekanntschaft mit seinem wirklichen Namen. Nach Josephus (Antiquitt. 18, 2, 2) wurde Kaiphas um 18 n. Chr. von dem römischen Procurator Valerius Gratus eingesetzt und erst 36 n. Chr. durch den Proconsul Vitellius wiederum beseitigt (vgl. Antiquitt. 18, 4, 3). Diese lange Amtsdauer erscheint um so auffälliger, als sich vor und nach Kaiphas nur wenige Hohepriester länger als ein Jahr in ihrer Würde behaupteten, indem von 15—70 n. Chr. nicht weniger als 18 amtirten. Nimmt man hinzu, daß Kaiphas auch während der ganzen Herrschaft des grausamen und willkürlichen Pontius Pilatus (26—35 n. Chr.) im Amte blieb, so wird man nicht zweifeln können, daß er lediglich wegen seiner Schwäche und Charakterlosigkeit so lange geduldet wurde. Auch die Evangelien lassen es an verschiedenen Stellen durchblicken, daß während jener ganzen Zeit nicht Kaiphas, sondern der 15 n. Chr. abgesetzte Hannas oder Ananos (nach Joh. 18, 13 Schwiegervater des Kaiphas) als der eigentliche Hohepriester betrachtet wurde; vgl. Luk. 3, 2, wo Hannas und Kaiphas nebeneinander als Hohepriester genannt werden, und Apostelgesch. 4, 6, wo sogar Hannas allein als solcher bezeichnet wird. Ebenso scheint es Joh. 18, 15—23; doch zeigt Vers 13, daß dem Evangelisten trotzdem Kaiphas als der wirkliche Hohepriester gilt (vgl. hierzu die gründliche Erörterung von Schürer, „Die *ἀρχιερεῖς* im Neuen Testamente, Theologische Studien und Kritiken", 1872, S. 593—657). Daß der Beschluß, Jesum gefangen zu nehmen und hinzurichten, wenigstens mit auf Veranlassung des Kaiphas gefaßt wurde, ergibt sich aus Matth. 26, 3 und Joh. 11, 49 fg.; nach letzterer Stelle sprach er dabei unbewußt das prophetische Wort aus, es sei besser, daß ein Mensch für das Volk sterbe, als daß das ganze Volk verderbe. Wenn Jesus nach der Gefangennehmung laut Joh. 18, 13 zuerst zu Hannas und nicht (wie Matth. 26, 57 berichtet) zu Kaiphas geführt wurde, so könnte es sich dabei nur um ein Privatverhör gehandelt haben. Jedenfalls war es Kaiphas, der das entscheidende Verhör anstellte und durch das Zerreißen seiner Kleider das Signal zur Verurtheilung gab (vgl. Matth. 26, 59 fg., Mark. 14, 63 fg.). Wie bei dieser Gelegenheit, so muß Kaiphas auch bei dem Verhör des Petrus und Johannes (Apostelgesch. 4, 6) als Hoherpriester den Vorsitz geführt haben. (*E. Kautzsch.*)

KAIRO, die Hauptstadt Aegyptens, heißt eigentlich Mysr-elkâhira, Mysr die Siegreiche, und verdankt den aus dem Beiwort umgebildeten, schon zur Zeit der Kreuzfahrer bei den Culturvölkern des Westens zu allgemeiner Geltung gelangten Namen dem Einfluß der italienischen Seestaaten, welche damals den Handel mit dem Orient beherrschten. Lateinisch wurde derselbe durch Cayrum wiedergegeben, während in dem Französischen le Caire sich eine Erinnerung an den arabischen Artikel erhalten hat. Bei den Einheimischen hat die Stadt immer Mysr, im Vulgärarabischen der späteren Zeit zu dem heutigen Namen Masr verderbt, geheißen, in welchem Worte sich der altsemitische Landesname Aegyptens, bei den Juden wegen der Zweitheilung in Ober- und Unterägypten in der Dualform Mizraim, erhalten hat. Daß aber das Epitheton an die Stelle des eigentlichen Namens getreten, ist aus dem Vorhandensein eines andern Mysr (s. u.) zu erklären, welches von den Arabern durch das Beiwort el'atîka unterschieden wird. — Kairo liegt 12 Kilometer oberhalb der großen Bifurcation des Nils und des beginnenden Delta auf dem rechten Stromufer da, wo die Vorhöhen des Mukattam-Gebirges in die gegen das Mittelmeer sich vorstreckende reiche Niederung auslaufen, in einer für die Landeshauptstadt vorzugsweise geeigneten Gegend, und bildet den natürlichen Vereinigungspunkt der beiden großen Administrativkörper, in welche das heutige Aegypten zerfällt, d. h. des Saîd oder Rîf, Oberland, wie die südlich von der Stadt belegenen Gebiete genannt werden, und des Dschôf, Tiefland, die nördlichen Gebietstheile und vornehmlich das Delta. Nur 7 Kilometer weiter stromaufwärts auf dem linken Ufer hatte das alte Memphis gelegen und diesem gegenüber auf der rechten Stromseite die nach dem Untergange des alten unterägyptischen Königreichs in der römischen Kaiserzeit zu Bedeutung gelangte Stadt Babylon, welche von den Arabern Babliûn, jedoch auch Mysr genannt wurde, und deren Einnahme durch Amr Ibn-el-As unter dem Khalifat Omar's im J. 638 die Unterwerfung Aegyptens durch den Islam entschied. Seit Jahrtausenden ist das Land somit gewohnt gewesen, in ein und derselben Gegend seinen eigentlichen Schwerpunkt zu sehen. Von der Zerstörung durch das Heer Amr's erholte sich Babylon nicht, und an seine Stelle trat eine Stadt, die aus dem Feldlager der Araber entstand, und demnach ursprünglich Fostât, Gezelt, genannt wurde, auf welche sich aber bald der Name Mysr übertrug. Als

Sitz der arabischen Statthalter des reichen Landes, welche schon in abbassidischer Zeit, zum Theil nur dem Namen nach abhängig, über die Einkünfte frei verfügten, gelangte diese Stadt zu hoher Blüte. Nichtsdestoweniger legte 330 Jahre später der fatimidische Kaid (Feldherr) Dschohar, als er sich im J. 969 Aegyptens bemächtigt hatte, wenige Kilometer nördlicher eine neue Stadt an, auf welche er von vornherein mit dem Namen Myṣr den Charakter einer Landeshauptstadt übertrug, und der er, weil die Gründung unter dem Horoskop des Planeten Mars geschah, den die Araber el Kâhir, den Siegreichen, nennen, den Beinamen el Kâhira ertheilte. So entstand Kairo, nach welchem der fatimidische Khalif Moïſʼ-lidinillah bei seiner Uebersiedelung von Kairowan in der Berberei nach Aegypten im J. 973 sofort seine Residenz verlegte, während Fostât, das seitherige Myṣr, nunmehr mit dem schon erwähnten Beiwort el'atîka, das Alte, belegt, seine Bedeutung verlor und nur als Sitz des koptischen Patriarchats ferner das Dasein einer Landstadt fristete. Heute heißt es bei den Arabern Maṣr elkadîma, bei den Europäern Altkairo. — Die neue Stadt wurde in einer schon damals reich angebauten, mit Dörfern übersäeten Ebene angelegt, deren zwei gleich in sie aufgenommen wurden; sie umfaßte sogar Birkehs, Teiche, von solcher Ausdehnung, daß, nachdem der Nil, welcher zur Zeit seiner Ueberschwemmung auch sie mit Wasser füllte, in sein Bett zurückgekehrt war, die gewöhnlichen Feldfrüchte in ihnen gebaut wurden. Einen ferneren Zuwachs erhielt sie noch durch Saladin, welcher u. a. das jetzige Südquartier Tailûn, damals eine gesonderte Ortschaft, mit dem ehemaligen Residenzschloß und großer Moschee der Tuluniden, hinzufügte und sich auch sonst um sie verdient machte, indem er, um sie gegen Angriffe der Kreuzfahrer zu sichern, ihre ursprüngliche Lehmmauer in eine noch jetzt vorhandene feste steinerne verwandelte und ihr mittels eines hölzernen Aquäducts von Fostât her Nilwasser zuführte. Ihren größten Glanz entfaltete die Stadt gegen den Schluß und bald nach Beendigung der Kreuzzüge unter den Mamlukensultanen, als der Handel Europas mit der Levante eine früher nie geahnte Ausdehnung gewonnen hatte, und Aegypten ausschließlich den europäisch-indischen Waarenaustausch vermittelte. Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien durch die Portugiesen und noch mehr die Eroberung Aegyptens durch die Türken that der Weltstellung Kairos großen Abbruch; doch blieb es, nachdem es, eine nach der anderen, die Dynastien der Fatimiden, der Ejubiten, der Bahriten und der Circassier in seinen Mauern geborgen und jahrhundertelang die Hauptstadt eines vom Nil bis zum Euphrat sich erstreckenden Reiches gewesen war, auch als Centralpunkt des nach ihm benannten, in einer gewissen Autonomie belassenen türkischen Wilajet Myṣr immer von großer Bedeutung, und einen ungeahnten Aufschwung erfuhr es, seitdem es im Anfange dieses Jahrhunderts durch Mehemed Ali wieder zum Sitze einer die Hülfsquellen Aegyptens mit Kraft zur Geltung bringenden Dynastie geworden ist. Vor Mehemed Ali hatte die zurückgegangene Bevölkerung den für Wohnungen bestimmten Raum innerhalb der saladinischen Umfassungsmauer nicht mehr angefüllt; jetzt wuchs und verdichtete sich das ungeheure Straßennetz. Unter andern wurde die Esbekijeh, der größte der alten Birkehs, ein Platz von 450,000 □-Fuß, welcher bisher in der trockenen Jahreszeit zu nationalen Lustbarkeiten und Festaufzügen gedient hatte, im Winter aber zu Saaten benutzt worden war, gegen die Ueberschwemmung gesichert und allmählich in einen von herrlichen Boulevards durchzogenen, mit schattender Baumallee gezierten Stadttheil verwandelt. Bald faßte die Mauer nicht mehr das Häusermeer; nach dem 3 Kilometer von der Stadt entfernten Gartenschloß von Schubra mit prächtigen Anlagen und der benachbarten Hafenstadt Kairos, Bulak, bildete sich eine Villenstraße; es entstand eine ganz europäische Vorstadt, Ismailia, mit Palästen, Theatern, eleganten Läden, Hôtels und Kaffeehäusern, sodaß das heutige Kairo einen Raum von fast 28 □-Kilometern einnimmt. — Was die Bevölkerung der Riesenstadt anbetrifft, so ist dieselbe eine sehr gemischte. Schon in Fostât, der ersten großen arabischen Niederlassung auf ägyptischem Boden, hatte sich der ethnographisch bemerkenswerthe Proceß vollzogen, durch welchen die koptische Nation dem Einfluß der griechischen Bildung entzogen wurde, um dafür viel vollständiger demjenigen des Araberthums zu erliegen. Die Assimilirung war fast vollendet, als die Stadt Dschohar's das arabisch redende, mit Nationalarabern verquickte Aegyptervolk aufnahm. Das Koptische erhielt sich nur in der Kirche, und für diese blieb Fostât der Mittelpunkt. Mit den Fatimiden erfolgte eine massenhafte Berbereinwanderung nach Kairo. Auch die ägyptischen Fellahs des gesammten Nilthals und die Nubier des Südens sind seit Jahrhunderten dahingeströmt. Dazu kamen nordische Volkselemente; Kurden, Kaukasier, Seldschuken und osmanische Türken wurden zu verschiedenen Epochen von den Gewalthabern in großer Zahl dort angesiedelt; dann sind noch die Juden zu erwähnen und seit der Eroberung Selim's die Griechen, sowie die den Kopten confessionsverwandten Armenier, die Abessinier und die zahlreichen Neger aus dem Sudan. Den Schluß macht die allerdings mehr fluctuirende als eigentlich seßhafte, aber nichtsdestoweniger einflußreiche und wichtige europäische Colonie, zu welcher Italien, Frankreich und England, in neuerer Zeit auch die Schweiz und Deutschland ihre Contingente geliefert haben. Die Zahl der nicht-orientalischen Fremden wurde im J. 1872 auf 19,120 Personen angegeben. Die allgemeine Verkehrssprache war immer und ist noch heute die arabische; doch hört man auch viel türkisch, und von europäischen Sprachen italienisch, französisch und englisch reden. Die Gesammtbevölkerung betrug im J. 1846 rund 200,000 Personen, darunter 121,000 Mohammedaner, 60,000 Kopten, 4000 Juden, 8500 Europäer incl. der Griechen, 2000 Armenier und 4000 mit der römischen Kirche unirte Orientalen (Kopten, Griechen und Armenier). Im J. 1872 zählte man 349,883 Einwohner; gegenwärtig dürfte das vierte Hunderttausend längst überschritten sein.

In den alten Stadttheilen zeigt sich der allgemein orientalische Charakter, wenn auch durch locale Besonder-

heiten, wie sie Klima und Geschmacksrichtung bedingten, vielfach modificirt, in seltener Vollkommenheit. Die Straßen sind eng und unregelmäßig, aber sie überraschen ebenso sehr durch die mannichfaltige Originalität der baulichen Einzelheiten wie durch die in ihnen sich bewegenden Menschen. An den Privathäusern fallen am meisten die vorspringenden Holzerker, Maschrabijeh, mit ihren fein geschnitzten Fenstergittern auf, welche in den Nebenstraßen hier und da so weit gegeneinander vorragen, daß gegenüber Wohnende sich dadurch die Hände reichen können. Wie somit die Straße schattig, so ist das Innere der Wohnungen stilvoll und dem regenlosen Lande angemessen, die Dächer sind flach. Die Basarstraßen, häufig gegen die Sonne durch ein Schirmdach von Holz oder nur durch übergespannte Matten und Teppiche geschützt, sind zahlreich; die berühmteste ist die Muski, an welcher zuerst auch Europäer wohnen und Läden eröffnen durften, welche aber seit dem Aufblühen des Esbekijehviertels ihre Wichtigkeit verloren hat. Außer der Muski sind bemerkenswerthe: Basare el-Ghorijeh und Chân Chalîl für Kleider, Stoffe, Stickereien und Waffen; el Hamsaui für europäische Manufacturen, Tuche und Seide; el Terbijeh für magrebitische Waaren, Feß, Burnus u. s. w.; el Akkadi für Wolle, Baumwolle, Bettwaaren; Sûk-essilâh für Waffen aller Art; Sûk el Dschum'a, der Freitagsmarkt, für Geflügel. Besonders reich ist Kairo an Prachtbauten aus den verschiedensten Epochen, namentlich Moscheen, Mausoleen, Sebîls (öffentlichen Brunnen), Palästen und Thoren. Die älteste Moschee ist die Tailunijeh, von Ahmed Ibn Tulun, autonomem abbassidischem Statthalter Aegyptens, schon im J. 879, also 70 Jahre vor Gründung der Stadt, erbaut und sammt dem gleichnamigen Quartier erst von Saladin mit letzterer vereinigt. Der Plan derselben ist von jeher als demjenigen des Harâm von Mekka, allerdings ohne den eigentlichen Kern dieses, nämlich das in der Mitte des Hofes befindliche Beit-Allah mit dem Kaaba-Stein, nachgebildet betrachtet worden und findet sich auch sonst in islamitischen gottesdienstlichen Bauten jener frühen Epoche wieder. Wie in Mekka, so tritt auch hier der Gläubige nicht in einen geschlossenen Raum, sondern auf einen viereckigen Freihof von ungefähr 250 Fuß im Geviert, von eleganten, auf schlanken Säulen ruhenden Arcaden umgeben, letztere auf der nördlichen, westlichen und südlichen Seite mit doppelter, auf der Mekka zugewandten östlichen Seite aber mit fünffacher Säulenreihe. Die Arcaden sind durchweg im Spitzbogenstil, wenn auch mit leiser Annäherung an die runde, die Basis verengende Hufeisenform, das älteste Beispiel jenes Stils, welcher sich drei Jahrhunderte später in Europa einbürgerte und dort in der Gothik eine neue, Staunen erregende Verwerthung erhielt. Dieselbe Bodenerhebung, auf welcher die Tailunijeh steht, el-Katâijeh, trug auch das Residenzschloß der Tuluniden, von welchem interessante Reste unter dem historisch nicht aufzuklärenden Namen Kal'at-el-Kâbsch, Widderburg, gezeigt werden. — Die älteste Moschee der Fatimidenzeit ist die Ashar, im J. 970 von Dschohar, dem Gründer der Stadt, selber angelegt, aber nachher vielfach umgebaut und vergrößert, ein der Tailunijeh ähnlicher, aus stattlichen Säulengängen bestehender Bau, mit einer ausgezeichneten Bibliothek und berühmter Hochschule verbunden, welche für arabische Philologie und Gottesgelahrtheit als die beste des Orients betrachtet wird. Zu derselben Gattung von Moscheen gehört noch diejenige des dritten fatimidischen Khalifen, Hakim-bi-emr-Illah, im J. 1003 im östlichen Stadttheile erbaut, aber leider zum Theil in Ruinen liegend. Einen vollkommenern Baustil weist die nun folgende Hassanijeh auf, im J. 1356—59 von dem Bachriten-Sultan el-Melik-en-Nâsir Hassan, einem Enkel Kalaûn's, erbaut und als die schönste aller Moscheen Kairos betrachtet, ein quadratisches Hypäthrium mit reich ornamentirten, hoch überwölbten Hallen nach den vier Seiten, der größten und prachtvollsten an der Ostseite, und durch diese mit dem herrlichen Dom des Mausoleums Hassan's in Verbindung gesetzt. Unter den übrigen, nach Hunderten zählenden Moscheen der Stadt sind noch besonders beachtenswerth diejenige des Sultans Kalaûn, 69 Jahre vor der Hassanijeh im J. 1287 erbaut, mit einem Irrenhause, dem Muristan, verbunden und das Grab des Erbauers einschließend, ferner diejenige des circassischen Sultans Berkûk, um 1393 erbaut, diejenige des unglücklichen Sultans el Ghori, welcher 1517 bei Aleppo gegen Selim II. fiel, und dessen Leichnam in dem daneben befindlichen Mausoleum bestattet worden sein soll, endlich diejenige Mehemed Ali's, auf der von Saladin angelegten Citadelle, dem hochaufragenden südöstlichsten Stadttheil, errichtet, ein wol wenig origineller, aber fernhin sichtbarer, stattlicher Bau mit weitfassender Kuppel in dem Stile, welchen die türkische Kunst nach dem Muster der alten Sophienkirche zu Constantinopel für Prachtbauten jener Art zur Geltung gebracht. — Die Grabdenkmäler Kairos reichen weniger weit zurück als die Moscheen; von den Fatimiden ist keins, von den Ejubiten nur eins, dasjenige des Salih Ejûb, gest. 1250, erhalten. An Mausoleen der bachritischen und circassischen Mamluken aber ist sowol das Innere der Stadt wie auch ihre Umgebung reich; es sind diese letztern, welche den Reisenden als Khalifengräber gezeigt zu werden pflegen. Ausgezeichnete Bauwerke dieser Art sind in der Stadt das Grab des Baibar, gest. 1277, sowie dasjenige des Nâsir Mohammed, im J. 1299 errichtet und außerhalb des Ostthores in einem jetzt vom Wüstensande überwehten Terrain gelegen, bemerkenswerth wegen der die Kuppel tragenden, an die Gothik erinnernden und dem sarazenischen Stil sonst fremden Pfeilerbündel; ferner das Grab des el Aschraf Abu-n-Nasr Kaitbai, des 19. Sultans der circassischen Mamluken (gest. 1496), dasjenige des Berkûk u. a. m. Ebenfalls außerhalb der Stadt, aber in südlicher Richtung, befindet sich das von Saladin erbaute und mit einer Moschee verbundene Mausoleum des Imam Schafe'i, des Stifters der nach ihm benannten orthodoxen Gelehrtensekte, schon aus der Ferne an dem hochaufragenden Dome kenntlich, und in der Nähe desselben die Grabstätte Mehemed Ali's und seiner Familie, ein aus zwei mittels Corridors verbundenen Kuppelgemächern bestehendes Gebäude. — Die öffentlichen Brunnen von Kairo sind im

allgemeinen eine reiche Fundgrube für das Studium der sarazenischen Ornamentik; eine besondere Erwähnung verdienen zwei neuere, der Sebîl des Tussûn Pascha und derjenige des Ismail Pascha, zweier Söhne Mehemed Ali's. Weniger zeichnen sich des eklektischen Charakters ihrer Anlage wegen die Paläste aus; auch werden die meisten mehr wegen der Kostbarkeit der inneren Einrichtung als der Gebäude wegen besucht. Aus den Fenstern des von Mehemed Ali angelegten Residenzschlosses auf der Citadelle genießt man eine herrliche Aussicht über die Stadt mit ihren unzähligen Kuppeln und Minarets und über das Nilthal bis zu den Pyramiden von Giseh und Sakâra. Leider ist der von Dschohar erbaute Palast der fatimidischen Khalifen, el Kasrein, die Doppelburg genannt, welchen nachher Saladin glänzend ausbauen ließ, bis auf einen noch als Mechkemeh, Gerichtssaal, benutzten Theil, eine Ruine. Besser erhalten sind von den Bauten Saladin's die in der Umfassungsmauer desselben angebrachten geschmackvollen Thore, namentlich Bab Suaileh, durch welches man nach dem Stadttheil Tailunijeh gelangt und Bab-en-Nasr, das östliche Thor, durch welches alljährlich der Auszug der Pilger nach Mekka geschieht. Zu den Sehenswürdigkeiten Kairos in weiterem Sinne gehören die auf Ausflügen von da zu erreichenden Punkte: Heliopolis mit seinem Obelisk, Altkairo, die Insel Roda mit dem alten Nilmesser, der versteinerte Wald im Mukattam-Gebirge, endlich Giseh, Abukir und Sakâra, je mit Pyramiden, Sphinxen, Kolossen und Felsengräbern.

Der gewaltige Einfluß moderner europäischer Ideen drängt das orientalische Leben Kairos immer mehr in den Hintergrund. Während daselbst dem Altägyptischen das gelehrte Interesse der ganzen civilisirten Welt zu Hülfe kommt, wird das arabische Mittelalter ungebührlich vernachlässigt. Herrliche Denkmäler sarazenischer Kunst fallen in Trümmer und verschwinden, ohne daß die Regierung davon Notiz nimmt. Auch die orientalische Gelehrsamkeit erfährt dorther keine sonderliche Anregung, und schwerlich dürfte deshalb die Hochschule der As'har-Moschee hinfort viele Blüten treiben. Dagegen geschieht Alles, um die Stadt mehr und mehr den Anforderungen der heutigen Weltcultur gerecht werden zu lassen. Kairo ist die Residenz des Khedive und der Sitz der Regierung, sowie der höchsten Civil- und Militärbehörden Aegyptens. Sämmtliche Großmächte und mehrere Mächte zweiten Ranges sind daselbst durch Generalconsulate und diplomatische Agentschaften vertreten. Eisenbahnen verbinden die Stadt mit Alexandria und Damiette, mit Suez und mit Suit. Der 1877 eröffnete Kanal Ismaîlia erleichtert den Austausch der Natur- und Kunsterzeugnisse anderer Welttheile gegen die unerschöpflichen Reichthümer der Nilländer. Durch ein in Kairo bestehendes internationales Tribunal sind die Rechte des fremden Kaufmannstandes gegen die Unsicherheit der orientalischen Justizpflege geschützt worden. Kairo besitzt ein Museum*), dessen Schätze an ägyptischen Alterthümern noch beständig durch neue Funde vermehrt werden, eine geographische Gesellschaft, eine medicinische Hochschule, eine Kriegsakademie, viele arabische Volksschulen, zwei Hospitäler, eine Börse, eine Bank und mehrere Theater. Die bereits von Saladin angelegten Aquäducte sind neu ausgebaut und vermehrt worden und versorgen die Stadt ausreichend mit dem wohlschmeckenden Nilwasser. Die nach dem Muster der pariser Boulevards aufgeführten neuen Straßen haben Trottoirs und Gasbeleuchtung und werden von Staats- und Geschäftswagen befahren wie diejenigen einer europäischen Großstadt. Als commerzieller Mittelpunkt von Nordost-Afrika, als Hauptetappe des europäischen Verkehrs mit Indien und Hinterasien, als Ausgangsstätte der wissenschaftlichen Erforschung der Länder des ägyptischen Alterthums, sowie der ethnographisch so wichtigen Nachbargebiete, als einheimische Hochschule der arabischen Philologie, endlich als nachhaltigste Mustersammlung zur Kenntniß der Entwickelung der sarazenischen Baukunst besitzt es eine von Jahr zu Jahr mehr anerkannte Bedeutung, welche in der raschen Zunahme der Bevölkerung und dem immer mehr gesteigerten Fremdenverkehr ihren Ausdruck findet. (*G. Rosen.*)

*) In der Hafenvorstadt Bulak.

KAIRWÂN, KIRWÂN, KAIRUAN, den Mohammedanern heilige Stadt im Innern von Tunis, nach Tunis die größte und volkreichste Stadt dieses Landes, in sumpfig-salziger, ungesunder Ebene, der Centralpunkt eines nicht unbedeutenden Handels und bekannt durch die hier gefertigten vortrefflichen gefärbten Saffiane, Wollwaaren, kupferne Gefäße u. s. w. Die heilige Stadt, welche kein Andersgläubiger betreten darf, ist gegen früher sehr herabgekommen und zählt nur kaum noch 12,000 Einwohner.

Im J. 675 durch Okbah-ben-Nâfi mitten in einem Urwald gegründet, ist Kairwân in späteren Jahren trefflich gebaut und stark befestigt worden. Von ihrem einstigen Glanze zeugen noch einige 20 Moscheen, unter denen die Große oder Okbah-Moschee, die auf 500 Granitsäulen ruht, für die heiligste in ganz Nordafrika gehalten wird; außer den Moscheen finden sich in Kairwân noch einige 50 Zabias (den Heiligen geweihte Kapellen) oder Marabu-Kubbas. (*Richard Oberländer.*)

KAISARIEH, d. h. Caesarea, ist der (nach griechischer Aussprache) unverändert gebliebene Name der Hauptstadt einer Landschaft im innern Anatolien, sowie durch eine, in der Türkei herkömmliche Uebertragung, dieser Landschaft selbst, welche, einen Theil des alten Kappadociens einnehmend, nach der gegenwärtigen Provinzialorganisation der Türkei einen Sandschak der Generalstatthalterschaft Angora bildet. Dieser räumlich nicht sehr ausgedehnte Sandschak erstreckt sich über die Wasserscheide zwischen dem Kysyl-Yrmak, dem alten Halys, im Norden, und den Samantia-Sui, einem dem Saihûn, dem Sarus der alten Geographen, in Cilicien zuströmenden Gewässer im Südosten und umfaßt nach dem türkischen Staatshandbuche (Sâlnâme vom J. 1297 d. Fl.) die folgenden Kasas und Nahien: 1) Kaisarieh mit Sary-Oghlân, 2) Deweli, 3) Gjöstereh, 4) Indschesu, 5) Kara Hissâr.

Die größte Merkwürdigkeit der Landschaft ist der sich in ihr erhebende 3841 Meter hohe Ardschisch Daghy, der Argäus der Alten, ein erloschener Vulkan und unstreitig der höchste Berg Kleinasiens, von dessen Gipfel, wie dem Strabo versichert wurde, man zugleich das Schwarze und das Mittelländische Meer zu erblicken glaubte. Die Bodenbeschaffenheit des Sandschaks ist sehr verschieden, weite Strecken sind mit vulkanischen Schlacken, mit Lava, Trachyt, Basaltblöcken und Porphyrgeröll derartig übersäet, daß von Anbau nicht die Rede sein kann; außerdem umlagern den Argäuskegel weite Sumpfstellen, die sich im Winter zum großen Theil durch stagnirende Gewässer in Seen verwandeln, und deren Miasmen im Sommer Krankheiten erzeugen. Die den besagten Uebelständen nicht unterliegenden Stellen, leider der bei weitem geringere Theil der Bodenfläche, sind ausnehmend fruchtbar und da, wo Incursionen räuberischer Nomaden, der Kurden von Osten und der Turkmenen von Westen, nicht stattfinden, vortrefflich angebaut. Unter den Bodenerzeugnissen ist nebst den gewöhnlichen Getreide- und Obstarten, Wein, Feigen, Granaten, Melonen und Pasteken hauptsächlich die Gelbbeere (Rhamnus tinctorius) zu erwähnen, welche mit Galläpfeln, Tragant, Krapp und Sultana-Rosinen den vornehmlichsten Exportartikel bildet. Auch viel Steinsalz und Gips wird gewonnen, dagegen ist gutes Trinkwasser selten. Die Einwohner des Sandschaks sind vorwiegend mohammedanische Türken; jedoch bilden auch die Armenier ein starkes Bevölkerungselement; weniger zahlreich ist die griechische Nationalität vertreten. Die Hauptstadt Kaisarieh soll 8000 Häuser zählen, darunter 5000 türkische, 2500 armenische und 500 griechische. Die Armenier besitzen zwei Kirchen, die Griechen ein Kloster, in welchem das Grab des heiligen Basilius gezeigt wird. Die Stadt liegt auf den nördlichen Vorhöhen des Ardschisch, oberhalb der Niederung des Flüßchens Karasu, des Melas der alten Geographen, welchen Strabo irrigerweise zu einem Nebenfluß des Euphrat macht, während er sich in Wirklichkeit der natürlichen Bodengestaltung gemäß nach kurzem nördlichem Laufe mit dem Sarymsakly-Su vereinigt und so westwärts dem benachbarten Halys zuströmt. Kaisarieh, von jeher ein wichtiges Emporium für den kleinasiatischen Binnenhandel, ist ein sehr alter Ort. Sein ursprünglicher Name war Mazaka; unter demselben wird es nicht selten als die Hauptstadt, ja die einzige Stadt Kappadociens erwähnt. Den Namen Caesarea, welcher ohne auf Jahrhunderte den früheren zu verdrängen, allmählich der vorwiegende geworden ist, erhielt es zu Ehren des Kaisers Tiberius; Strabo, welcher zu Augustus' Zeiten schrieb, konnte es daher nur als Mazaka kennen. Unter den römischen Kaisern gelangte es zu großer Blüte, hatte aber gelegentlich von den mit den Römern in fast ununterbrochenem Kriege befindlichen Persern zu leiden. Nach der Niederlage Valerian's wurde es von dem Sassanidenkönig Sapor theilweise zerstört, aber in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts von Justinian glänzend wieder aufgebaut. Im J. 1067 wurde es von dem Seldschukiden Kutlumisch erobert und folgte nun den wechselnden Geschicken des Reiches Rum, bis es an die Osmanen kam, welche es gegen 500 Jahre besessen haben. Der Mittelpunkt eines größern Verwaltungsbezirks scheint es unter türkischer Herrschaft nie gewesen zu sein, dagegen hat es immer mit den umliegenden Districten einen besondern Sandschak gebildet, welcher bisweilen der Generalstatthalterschaft von Konia, bisweilen, wie gegenwärtig, derjenigen von Angora, beigefügt wurde. Zur Zeit ist Kaisarieh Sitz eines Mutessarrif und eines erstinstanzlichen Gerichtes, welches dem Appellationsgerichte von Angora untersteht. (*G. Rosen.*)

Kaiser, s. Kaiserthum.

KAISER (Friedrich), dramatischer Schriftsteller der wiener Volksbühne, ward am 3. April 1814 als Sohn eines österreichischen Offiziers zu Bibrach geboren, besuchte das akademische Gymnasium in Wien und absolvirte den philosophischen Cursus der wiener Universität. Die als Praktikant beim k. k. Hofkriegsrath begonnene Beamtenlaufbahn gab er auf, um sich der Theaterdichtung zu widmen, einer Laufbahn, welche er schon 1835 mit der Posse „Hans Hasenkopf" betreten hatte. Von 1839—59 war er officiell angestellter Theaterdichter des Leopoldstädter Theaters unter den Directionen von Carl, Nestroy und Traumann. Seine Fruchtbarkeit war außerordentlich, wurde aber zum guten Theil von materiellem Bedürfniß erpreßt. Außer einem Monatsgehalt von 24 Gulden erhielt er nur 48 Gulden Honorar für ein neues einen Abend füllendes Werk. Die Erfolge, welche in der langen Reihe seiner Possen und Volksschauspiele den Dramen: „Wer wird Amtmann?" (1840), „Die Schule des Armen", „Der Rastelbinder oder zehntausend Gulden", „Ein Fürst", „Junker und Knecht" (sämmtlich 1850 im Druck erschienen, aber früher aufgeführt), ferner den späteren „Die Frau Wirthin" (1861), „Zwei Testamente" (1862), „Des Krämers Töchterlein" (1862), „Palais und Irrenhaus" (1863), „Der Mensch denkt" (1866), „Leute von der Bank" (1867), „Hans Rohrmann oder Cajus und Sempronius" (1867), „Der bairische Hiesel" (1868), „Alte Schulden" (1868), „Pater Abraham a Santa Clara" (1870), „General Laudon" (1874) zutheil wurden, vermochten nicht, den Autor in eine behagliche Lebenslage zu versetzen, er kämpfte fortgesetzt mit der kläglichsten Armuth. Auch die Versuche, welche er machte, sich durch einige andere literarische Arbeiten, wie den historischen Roman „Ein Pfaffenleben" (1872, eine Bearbeitung des Lebens Abraham a Santa Clara's, das er schon früher dramatisirt hatte) und „Unter dem alten Fritz und Kaiser Joseph" (Wien 1873) oder die aus persönlichen Erinnerungen geschöpften Schriften „Theaterdirector Carl, sein Leben und Wirken" (Wien 1854), „Friedrich Beckmann, Heiteres, Ernstes und Trauriges aus seinem Leben (Wien 1866), „Unter fünfzehn Theaterdirectoren; bunte Bilder aus der wiener Bühnenwelt" (Wien 1871) aus der Abhängigkeit vom Theater einigermaßen zu befreien, blieben vergeblich. Während in jüngeren Jahren Kaiser eine populäre Figur Altwiens gewesen (am 15. März 1848 hatte er hoch zu Roß, von Trompetern begleitet, die Constitution verkündigt), lebte er in späterer Zeit vergessen, bedrängt, mußte Schulden halber

ein paarmal aus Wien flüchten und starb am 7. November 1874 in einer wiener Vorstadt in solcher Dürftigkeit, daß er nicht einmal ein Bett hatte, sondern auf ein paar Stühlen liegend sein Ende fand. Die Dramen Kaiser's entbehren freilich jeder poetischen Vertiefung und künstlerischen Ausführung, aber es war immerhin eine wenn auch nicht zur Reife gelangte Erfindungskraft und mancherlei Lebensbeobachtung in ihnen enthalten, um ihnen momentane Bühnenerfolge zu sichern, und auf alle Fälle verschafften in späterer Zeit schlechtere Stücke als die Kaiser'schen ihren Verfassern Wohlstand, während dieser Autor beständig mit dem drückendsten Mangel zu kämpfen hatte. Seine Entwickelung fiel in den Umschwung des wiener Localgeistes und wiener Lebens, in den er sich nicht vollständig zu finden vermochte, und die lange Reihe seiner Arbeiten enthält keins jener Elemente, welche poetischen Werken die Dauer sichern. (*Adolf Stern.*)

KAISER (Friedrich), sehr bedeutender holländischer Astronom und Professor in Leyden, geb. 10. Juni 1808 in Amsterdam, wurde im J. 1826 Observator an der Sternwarte in Leyden, ohne jedoch in dieser Stellung Gelegenheit zu finden, in der Wissenschaft, deren Zierde er einst werden sollte, umfassendere Studien zu machen, da die dortige Sternwarte nicht nur aller Hülfsmittel damals entbehrte, sondern ihm auch von seiten seines Vorgesetzten absichtlich Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Seinen Ruf als Astronom begründete er durch eine im J. 1835 herausgegebene Abhandlung über den Kometen von Halley, welche sowol wegen ihrer Deutlichkeit wie auch wegen ihrer Vollständigkeit als musterhaft anerkannt wurde; denn der Weg, welchen der Komet am Himmel beschrieb, stimmte genau mit der von Kaiser gegebenen Berechnung. Im J. 1837 wurde er Director der Sternwarte in Leyden, die sich von dieser Zeit an aus ihrem Verfall erhob, und zwei Jahre später Mitglied der Royal Astronomical Society in London. Mit Hülfe des Mikrometers begann er die wiederholte Messung einer Reihe von 39 Doppelsternen, die von Bessel und Struve einige Jahre vorher, und zwar von jedem besonders, gemessen worden waren; in der kleinen Abhandlung: „Erste Messungen mit dem Mikrometer", wies Kaiser zur Evidenz nach, daß die wahrscheinlichen Fehler seiner Messungen kleiner waren als die der beiden genannten Astronomen. In weiteren Kreisen wurde sein Name aber erst durch sein populäres Werk: „Der Sternhimmel" bekannt (De Sterrenhemel, Amsterdam 1843, 2 Theile), ein Werk, das verschiedene Auflagen erlebte. Als Fortsetzung zu diesem Werk schrieb er „Geschichte der Entdeckungen der Planeten", ein Werk, das eine äußerst interessante und angenehme Lektüre darbietet, obwol gerade diese Arbeit weniger allgemeine Anerkennung fand als sein „Sternhimmel". In praktischer Hinsicht machte er sich durch die Verbesserung des Prismazirkels verdient, und die Einrichtung der leydener Sternwarte mit ihren von Kaiser theils erfundenen, theils verbesserten und in höchst zweckmäßiger Weise aufgestellten Instrumenten erregte die Bewunderung aller fremden Besucher. Seine Abhandlungen über die Construction und den Werth der verschiedenen Instrumente sind deshalb auch die schönsten Producte seines scharfen Verstandes, so besonders seine Untersuchung über den Mikrometer mit doppelten Bildern von Airy, mit dessen Hülfe er Secchi's Annahme von der elliptischen Gestalt des Saturnringes erfolgreich widerlegte. Mit dieser praktischen Seite seiner Thätigkeit hing auch seine Ernennung zum Verificator der Instrumente der niederländischen Marine zusammen, in welcher Stellung er die ersprießlichsten Dienste leistete und namentlich durch eine Verbesserung des Compasses sich ein großes Verdienst erwarb. Erst im J. 1860 sah Kaiser seinen Lieblingswunsch, die Erbauung einer neuen Sternwarte, erfüllt, die denn auch vollständig nach dem von ihm entworfenen Plane eingerichtet wurde. Von dieser Zeit an datiren seine meisten und wichtigsten Beobachtungen, die in den 1868, 1870 und 1872 erschienenen „Annalen der Sternwarte in Leyden" (Haag) veröffentlicht sind. Im J. 1867 wurde Kaiser von der niederländischen Regierung als Bevollmächtigter zu den in Berlin geführten Verhandlungen über die europäische Gradmessung gesandt und hier zum Präsidenten der astronomischen Commission und zum Mitgliede der ständigen Commission ernannt, welche mit der Regulirung der zur Ausführung der Gradmessung vorzunehmenden Arbeiten betraut war. Kaiser starb am 28. Juli 1872. Im J. 1840 war er zum Professor in Leyden und 1843 zum Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften ernannt worden.

Kaiser war durchaus Autodidakt, einen eigentlichen Lehrer in der Astronomie hat er nicht gehabt, und die überraschenden Resultate, die er trotz der Beschränktheit und Unvollkommenheit seiner Hülfsmittel zu Wege brachte, erhöhen seine Bedeutung nur desto mehr. Trotz schwächlicher Gesundheit entfaltete er doch eine riesenhafte Arbeitskraft; die lange Reihe der von ihm verfaßten Abhandlungen und der unermüdliche Eifer, mit dem er alle seine Beobachtungen, Entdeckungen und Berechnungen bekannt machte, würden ihm allein einen Ehrenplatz unter den Astronomen aller Zeiten sichern.

Vgl. „Levensschets van *Frederik Kaiser* door J. A. C. Oudemans" im Jaarboek van de Koninklyke Akademie der Wetenschappen, 1875, p. 39 fg. (*Th. Wenzelburger.*)

KAISERCHRONIK ist der erst später aufgekommene und üblich gewordene Titel eines dem 12. Jahrhundert angehörenden mittelhochdeutschen Gedichts in kurzen Reimpaaren, das in 17,296 Versen die Geschichte der römischen Kaiser und deutschen Könige von Cäsar bis auf Konrad III. (gest. 1147) behandelt. Es ist in zahlreichen Handschriften des 12.—15. Jahrhunderts überliefert. Die dem ursprünglichen Text am nächsten stehende Vorauer Handschrift ist von Diemer herausgegeben (1. [einziger] Thl., den Text enthaltend, Berlin 1849). Eine kritische Ausgabe nach allen Handschriften hat Maßmann veranstaltet (3 Thle., Quedlinburg und Leipzig 1849—54), aber in willkürlicher Textesgestaltung, ohne das Handschriftenverhältniß festgestellt zu haben. Er führt als von ihm benutzt 12 Handschriften und eine Anzahl Bruchstücke

auf (III, 4 fg.). Fernere Bruchstücke wurden veröffentlicht von Diemer (Sitzungsber. d. Wiener Akad., Phil.-hist. Kl., Jahrg. 1851, S. 450—61), Lexer (Zeitschr. f. deutsches Alterth., XIV, 503—525) und Schönbach (das. XIX, 208—210). Von den vollständigen Handschriften haben acht den älteren Text, beginnend: In des almehtigen gotis minnen, vier enthalten eine bis auf Friedrich's II. Tod (1250) fortgeführte (eine reicht noch weiter bis auf Rudolf von Habsburg 1274) und bald danach entstandene Umarbeitung mit einer neuen Vorrede, beginnend: Hôch gelopter Altissimus. Diese Umarbeitung ist hauptsächlich aus den größeren Ansprüchen einer späteren Zeit mit Rücksicht auf Versmaß und Reim hervorgegangen. Ein Streben, den Reim zu glätten, tritt auch schon in den noch den alten Text enthaltenden Handschriften gelegentlich hervor. Der Versbau des ursprünglichen Werkes ist, wie in den Gedichten der damaligen Zeit, noch sehr ungeregelt, das Maß von vier Hebungen wird nicht immer erreicht, öfter überschritten, namentlich am Schluß eines Abschnittes in der Erzählung scheinen übermäßig lange Verse beliebt zu sein. Auch sind ungleich lange Zeilen durch den Reim gebunden. Der Reim selber ist vielfach unvollkommen, sowol vocalisch als auch consonantisch ungenau; besonders alterthümlich ist, daß in zweisilbigen Worten bisweilen noch blos die Endungen reimen.

Der poetische Werth der Kaiserchronik, als Dichtung im Ganzen aufgefaßt, ist sehr gering, als Geschichtswerk ist sie für die Quellenforschung fast ganz unbrauchbar, doch ist sie wichtig als erstes Geschichtsbuch in deutscher Sprache, noch bedeutsamer als durch Alter und Umfang hervorragende, den Geschmack der Zeit kennzeichnende Sammlung von Sagen, Legenden und Novellen. Denn die Kaisergeschichte ist vielfach nur der Faden, an dem in buntem Wechsel diese Erzählungen aufgereiht sind, die in ihrer häufig die seltsamsten Schicksale vorführenden wunderbaren Verknüpfung charakteristisch sind für das an eigenen wunderbaren Erlebnissen reiche Zeitalter der Kreuzzüge. Das eigentlich Historische ist dabei auf die willkürlichste Art behandelt. Die Reihenfolge der Kaiser ist vielfach gestört, ihre Namen sind entstellt, viele fehlen ganz, Thaten des einen sind auf den andern übertragen, das Chronologische liegt vollständig im Argen, Begebenheiten, die Jahrhunderte auseinanderliegen, werden in geschichtlichen Zusammenhang gebracht, auch an Widersprüchen im Einzelnen fehlt es nicht. So folgt, um ein Beispiel dieser abenteuerlichen Geschichtschreibung anzuführen, auf Nero ein Kaiser Tarquinius, der von dem Fürsten Collatinus aus Trier getödtet wird, wodurch Gelegenheit geboten ist, die Geschichte der Lucretia des breitern einzuflechten. In ähnlicher Weise finden sich von Sagen des Alterthums noch die von Marcus Curtius, der hier Jovinus heißt, unter Cajus, von Mutius Scävola, Odnatus genannt, unter Vitellius, die Geschichte von dem ehernen Stier des Phalaris von Nerva erzählt. So ist nun auch eine große Anzahl von Legenden und legendarischen Erzählungen eingeschaltet. Einige dieser episodischen Erzählungen wachsen vollständig aus dem Rahmen der Kaisergeschichte heraus, insbesondere der Roman von Faustinianus (an Kaiser Claudius' Stelle als dessen Bruder tretend) und seinen Söhnen in Verbindung mit der Disputation zwischen Simon Petrus und Simon Magus, die Sage von Herzog Adelger von Baiern mit der eingeflochtenen Thiermäre vom herzlosen Hirsch (unter Severus), die Silvesterlegende unter Constantin, endlich die Geschichte der Crescentia, Tochter des angeblichen Kaisers Narcissus (auf Heraclius folgend). Letztere hat einen Umfang von beinahe 1500 Versen; der an die Recognitiones S. Clementis sich anlehnende Faustinianus und der Silvester füllen bald je 3000 Verse. In der letzten Partie der Kaiserchronik nach Karl dem Großen, wo die geschichtliche Wahrheit größer wird und die richtige Reihenfolge der Kaiser beobachtet ist, treten auch diese episodischen Erzählungen zurück. Der Verfasser scheint zum Schluß zu eilen, der trockene Chronikenstil hebt sich sichtlich ab von der stellenweise zu poetischer Lebendigkeit sich erhebenden behaglichen Breite in den Episoden.

Es liegt nahe, sich diese schon vor der Kaiserchronik als selbständige Dichtungen existirend zu denken (vgl. dazu Scherer in den Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgesch. der German. Völker, VII, 31 fg. und XII, 85 fg.). Am Ende des Silvester findet sich auch mitten in der Chronik ein vollständiger Schluß:

10634 fg. Swer daz liet virnomen habe,
der sol ein pater noster singen
in des heiligen geistis minne
ze lobe sanctô Silvestrô dem heiligen hêrren u. s. w.

die Abschnitte von Adelger und von Crescentia finden sich in einigen späteren Handschriften in Umdichtung selbstständig herausgehoben; Schade (Crescentia, Berlin 1853) hat letztere für sich als Gedicht in sechszeiligen Strophen hergestellt herausgegeben; während er denselben Strophenbau auch im Adelger durchzuführen sucht, nimmt Welzhofer (Untersuchungen über die deutsche Kaiserchronik, München 1874, S. 18 fg.) in anderen, ebenfalls der bairischen Localgeschichte angehörenden Partien Lieder von zwölf- und achtzeiligen Strophen an; Rödiger (Ztschr. f. dtsch. Alterth., XVIII, 157—159) hat innerhalb der Disputation der Silvesterlegende ein Lied in sechszeiligen Strophen mit daktylischem Abgesang entdecken wollen. Es ist aber überall sehr leicht, aus kurzen Reimpaaren, in denen die Kunst des „Reimebrechens“ minder geübt ist, wenn man noch dazu nachhilft, Strophen von einer gewissen Länge zu bilden. Es ist daher schwer zu sagen, in welchem Umfange die Kaiserchronik ältere Gedichte aufgenommen hat. So viele Parallelen zu den in ihr behandelten Geschichten sich auch nachweisen lassen, so ist doch bisher noch kein deutsches Gedicht aufgetaucht, das sich mit Sicherheit als directe Quelle derselben darstellte. Das in Resten einer trierer Legendenhandschrift gefundene umfängliche Bruchstück einer Silvesterlegende (veröffentlicht von Rödiger, Zeitschr. f. d. A., XXII, 145—209), das vielfach wörtlich zu der Kaiserchronik stimmt, erweist sich deutlich als daraus geschöpft, da es, eines eigenen Anfanges entbehrend, statt eines solchen die Einleitung der gesammten Kaiserchronik (V. 1—

42) herübernimmt, diejenigen Verse (15—26) weglassend, worin der Chronist seine Aufgabe näher bestimmt. Eine ältere deutsche Chronik als Grundlage beider mit Rödiger zu statuiren, ist nicht nöthig, da der trierer Silvester sehr wohl neben der Kaiserchronik noch die muthmaßliche Quelle derselben, die Vita des Heiligen im Sanctuarium des Mombritius, selbständig benutzt haben könnte.

Für die Composition der Kaiserchronik kommt besonders in Betracht das Verhältniß zu dem deutschen Loblied auf den h. Anno, Erzbischof von Köln (gest. 1075). Mit ihm hat die Kaiserchronik einen längeren Abschnitt von den vier Weltmonarchien und den Kämpfen Cäsar's gegen die Deutschen und gegen Pompejus gemeinsam, zum Theil zwar abweichend und in anderer Anordnung, zum Theil aber wörtlich übereinstimmend. Die frühere Annahme, daß das Annolied erst nach 1183 (Aufhebung der Gebeine Anno's) entstanden sei und aus der Kaiserchronik geschöpft habe, ist jetzt allseitig aufgegeben und anerkannt, daß dasselbe schon wegen der Alterthümlichkeit der Sprache und des Versbaues weit früher zu setzen sei, mindestens in den Anfang des Jahrhunderts. Während aber die einen es als ein vorzügliches Gedicht aus Einem Guß und Fluß hochpreisen, tadeln andere seine Composition und wollen in ihm nur eine schwächliche Compilation erblicken. Holtzmann (in der Germania, II, 1—48) hatte zuerst ausführlich zu begründen gesucht, daß das Annolied sowol der 1100—1105 von einem Siegburger Mönch verfaßten Vita Annonis (Monum. Germ., SS. XI, 465—514) als auch der Kaiserchronik vorgelegen habe. Welzhofer (S. 22 fg.) kehrt das Verhältniß zur Vita wieder um und nimmt für die Kaiserchronik und das Annolied eine gemeinsame Quelle an. Seine nicht ausreichend bewiesene Ansicht, welcher Debo (Ueber die Einheit der Kaiserchronik, Graz 1877, S. 36 fg.) zustimmt, hat auch Kettner (Untersuchungen über das Annolied in der Ztschr. f. dtsch. Philol., IX, 257—337), der sie im Einzelnen genauer zu begründen sucht (S. 266—283 und 296—304), nicht zu völliger Gewißheit erheben können. In ähnlicher Weise streitig ist das Verhältniß zu dem Gedicht des Priesters Arnold von der Siebenzahl zum Lobe des heiligen Geistes (Diemer, Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrh., S. 333—357), mit dem die Kaiserchronik in der Darstellung der Regierungszeit des Augustus zum Theil wörtliche Uebereinstimmung zeigt. Während Maßmann (III, 257) in der Kaiserchronik die Quelle des Priesters Arnold sah, lassen Holtzmann (S. 11), Müllenhoff (Denkmäler, 2. Aufl., S. 458), Scherer (Quell. u. Forsch., XII, 85) den Chronisten ausschreiben; Welzhofer (S. 30 fg.), Debo (S. 36) und Kettner (S. 283 fg.) nehmen hier wieder dieselbe gemeinsame Vorlage an wie beim Annolied.

In ihrem Inhalt berühren sich ferner mit dem ersten Theile der Kaiserchronik die Fragmente einer älteren deutschen Legendenhandschrift (veröffentlicht von Schade, Fragmenta carminis theotisci veteris, Königsb. i. Pr. 1866, und Barack in der Germania, XII, 90—96), die Anklänge sind aber so schwach (vgl. Scherer, Quell. u. Forsch., VII, 39 fg.), daß an einen Zusammenhang nicht zu denken ist.

Für den Anfang der Kaiserchronik kommt als etwaige Quelle noch in Betracht ein von Maßmann (III, 296 fg.) in einer stuttgarter Handschrift aufgefundenes prosaisches lateinisches Bruchstück, das in genauer Uebereinstimmung mit der Kaiserchronik (Vers 43—232) von den sieben Wochengöttern der Römer und den Bildsäulen der unterjochten Länder handelt. Ebenso läßt sich in der Schilderung der Kämpfe Cäsar's um Trier mit Dulcimar (Indutiomarus) und Signator (Cingetorix) ein Zusammenhang mit den Gesta Treverorum nicht verkennen. Aber während das Verhältniß zu den letztern nicht genauer bestimmt werden kann, ist es für das stuttgarter Bruchstück wahrscheinlicher, in demselben mit Kettner (S. 276) vielmehr eine gedrungene Uebersetzung nach der Kaiserchronik zu sehen. Maßmann hatte in ihm den Rest einer sowol von der Kaiserchronik, wenigstens in ihrem ersten Theile, wie von den Gesta Treverorum benutzten lateinischen sagenhaften Kaisergeschichte erblicken wollen.

Für die Reihe der deutschen Könige nach Karl dem Großen sucht Welzhofer (S. 33 fg.; vorher schon Giesebrecht, Gesch. d. dtsch. Kaiserz., IV, 399—401) das Chronicon Wirciburgense (Mon. Germ. SS. VI, 17 fg.) als eine wenn auch nicht unmittelbare Quelle der Kaiserchronik zu erweisen. Bernhardi (Jenaer Literaturz., Jahrg. 1875, S. 77—80) leugnet jedes nähere Verhältniß beider, und in dem von Welzhofer behaupteten Umfange ist es gewiß nicht vorhanden; aber bei einzelnen Kaisern läßt sich eine gewisse Verwandtschaft nicht verkennen, deutlich genug ist sie namentlich in dem die Jahre 1055—57 umfassenden Stücke der Würzburger Chronik, wo diese ganz selbständig auftritt (Welzh. S. 44 fg.). Ganz unerwiesen ist die Benutzung einer Reihe anderer lateinischer Geschichtswerke, die Welzhofer noch vergleicht, da sporadische Uebereinstimmungen nichts besagen können. Für die Regierungszeit Lothar's des Sachsen nimmt Schum (Forschungen zur deutschen Geschichte, XV, 610—617) eine engere Beziehung zwischen der Kaiserchronik und den Paderborner Annalen an. Der Nachweis einer directen Quelle bleibt also auch für diese ganze Partie noch ausstehend.

Die Kaiserchronik selbst beruft sich in der Einleitung auf ein deutsches Gedicht, das sie bis zur Gegenwart fortführen wolle (Vers 15—26), wenigstens sind so die Worte am natürlichsten zu verstehen, indem man am Schluß von Vers 22 einen Punkt setzt und Vers 23 zu dem folgenden zieht (vgl. Debo, S. 23 fg.):

Ein buoch ist ze diute getihtet,
das unsich rômiskes rîches wol berihtet:
geheizen ist iz Crônicâ.
iz kundet uns dâ
von den bâbisen unde von den kunigen
beidiu guoten unde ubelen,
die vor uns wâren
unde rômiskes rîches phlâgen.
unz an disen hiutegen tac,
sô ich allir beste mac,
sô wil ich iz iu vorzellen:
iz verneme swer der welle.

In den Worten von den bâbisen einen Widerspruch mit dem Inhalt der Kaiserchronik zu finden (Welzhofer, S. 14 fg., Scherer, Ztschr. f. d. A., XVIII, 301, und mit Einschränkung Debo, S. 26 fg.) ist nicht nöthig, denn es ist in ihr doch auch viel von Päpsten die Rede: Clemens, Gregorius, Sixtus, Sylvester, Leo werden ausführlich behandelt, andere, wie Bonifacius, gelegentlich erwähnt. Wie aber das Verhältniß des Verfassers zu seiner Vorlage zu denken ist, bleibt ganz im Unklaren. Debo (S. 25 fg.) nimmt, hauptsächlich auf Stilverschiedenheiten gestützt, an, daß die (etwa in den Anfang des 12. Jahrh. zu setzende) ältere Chronik bis Trajan, bis wohin die Kaiserreihe (abgesehen von den Einschiebseln im Allgemeinen eingehalten ist, gereicht habe, von dem Fortsetzer aber interpolirt sei, der namentlich den Faustinianus hinzugedichtet habe. Kettner (S. 284 fg.) scheidet ebenfalls scharf zwischen dem ersten, die speciell römische Geschichte behandelnden und dem mehr historischen zweiten Theile. Innerhalb des erstern aber sondert er als Grundlagen des Gedichts drei Bestandtheile aus: eine deutsche Weltchronik von schlichter Kürze (dieselbe, die auch dem Annolied und dem Loblied des Priesters Arnold vorlag), eine chronologisch geordnete deutsche Legendensammlung, und eine Quelle, welche die eingeflochtenen Sagen enthielt. Seine Hauptstütze für diese Aufstellung, die jedem der angenommenen Bestandtheile eigenthümlichen wiederkehrenden gleichen Wendungen, wollen aber nicht viel beweisen, da sie einfach aus der verschiedenen Natur und dadurch bedingten Stilgattung der drei Elemente des Gedichtes hervorgehen: der trockenen Chronik, der lebendigen Kampfesschilderung, der frommen Legende. Daß die Kaiserchronik eine Compilation ist, kann bei der Ungleichartigkeit der Theile im Allgemeinen nicht zweifelhaft sein, aber die Art der Zusammensetzung im Einzelnen nachzuweisen, namentlich auch, wie weit der Verfasser seine Vorlage einfach herübernahm oder bearbeitete, dürfte sehr schwierig sein. Eine von Scherer (Quell. u. Forsch., VII, 38) begonnene und von Debo (S. 8 fg.) fortgeführte genauere Untersuchung der Reime des Gedichtes ergibt nur, daß die Crescentia durch größere Reimgenauigkeit und in der Art der am häufigsten zugelassenen ungenauen Reime von den übrigen Partien sich wesentlich unterscheidet.

Da die Beziehungen auf andere Werke keinen Schluß auf die Abfassungszeit der Kaiserchronik zulassen, muß man in dem Gedichte selbst Kriterien dafür zu gewinnen suchen. Die Worte der Einleitung unz an disen hiutegen tac sind für eine Zeitbestimmung nicht verwendbar, da das ursprüngliche Ende der Chronik nicht mit Sicherheit zu bestimmen ist. Die meisten alten Handschriften gehen bis zu den Vorbereitungen Konrad's III. zum Kreuzzuge (1146); da aber hier jeglicher Schluß fehlt, vielmehr fast im Satze abgebrochen wird, so kann von einem planmäßigen Aufhören an dieser Stelle nicht die Rede sein. Nun findet sich hundert Verse vorher mit Lothar dem Sachsen (gest. 1137) ein vollkommener Schluß, womit auch zwei Handschriften aufhören:

> 17178 fg. Swer daz liet virnomen habe,
> der sol ein pater noster singen
> dem almehtigen gote ze minnen
> des kaisers Lutheres sêle u. s. w.

Welzhofer (S. 12), Scherer (Ztschr. f. d. A., XVIII, 299) u. a. nehmen daher hier einen ursprünglichen Abschluß des Werkes an, das später eine Fortsetzung fand, während andere, wie Giesebrecht, Bernhardi, Rödiger (Ztschr. f. d. A., XXII, 209), Debo (S. 35), dies nicht für nothwendig halten wegen des ganz ähnlichen Schlusses am Ende der Silvesterlegende (s. o.). Aber während dieser dort als einfach mit herübergenommener Schluß eines ursprünglich selbständigen Liedes oder als Abschluß eines ersten Theiles des ganzen Gedichts begreiflich wird, ist hier diese Erklärung nicht sehr wahrscheinlich. Andererseits ist mit der Annahme eines Abschlusses mit Lothar's Tode unvereinbar, daß schon unter Heinrich IV. bei der fabelhaften Erzählung der Kreuzfahrt einer Herzogin Agnes von Baiern, die in Rohas (Edessa) Mutter des Sangwin (Zenki) wird, mit den Worten (16631 fg.): swenne iz kumit an die stat, so bescheiden wir die rede baz, deutlich auf die spätere Behandlung der Eroberung Edessa's durch Zenki (1144) hingewiesen wird, man müßte denn in jener episodischen Erzählung eine Interpolation des Fortsetzers erblicken wollen. Ueber einen größeren oder geringeren Grad der Wahrscheinlichkeit kommt man bei diesem Dilemma nicht hinaus. Welzhofer's Annahme einer dreimaligen Redaction des Gedichts um 1100, 1140, 1170 (S. 29 fg.) ist sehr complicirt und nicht genügend motivirt. Lachmann (Ueber Singen und Sagen, S. 8) hatte die Abfassungszeit um 1160 angesetzt, da mit den Versen:

> 393 fg. daz die Megenzêre
> nie nich eineme irm hêrren
> ganzen trûwen wonten mite:
> noch halden sie den alten site

auf die Ermordung des Erzbischofs Arnold von Main (1160) angespielt sei. Auf diese Ansicht ist neuerdings Bernhardi (a. a. O.) zurückgekommen. Die letzte Zeile ist aber einzig in der heidelberger Handschrift überliefert, die anderen lesen vorher mit triwen mite waren, also nur zwei Zeilen mit ungenauem Reim (hêrren: wâren), damit ist diese historische Beziehung ganz unsicher (vgl. Kettner S. 281). Noch einen entscheidenderen Beweis für die Abfassungszeit um 1160 glaubt Bernhardi gefunden zu haben in den Versen:

> 16234 fg. den strît den geschieden sie alsus,
> daz der keiser der Franken herzentuom
> gap dô ûf daz bistuom,
> swer den gwalt besitzet
> daz er in iewederme teile rihtet:
> er ist herzoge unde biscof.
> daz urkunde habent sie noch.

Hieraus soll folgen, daß der Dichter die zwischen den Jahren 1159 und 1165 gefälschte Urkunde Heinrich's II. über den ostfränkischen Ducat gekannt habe; andererseits aber, da er Karl den Großen nirgends heilig nennt (ka-

nonisirt 1165), könne er auch nicht später als 1165 geschrieben haben. Abgesehen davon, ob die Beziehung zutreffend ist, braucht dem Ausdrucke urkunde gar nicht die begrenzte technische Bedeutung des heutigen Wortes zuzukommen, wie er an anderen Stellen nicht so zu verstehen ist, und sicher auch nicht 16139 fg.:

> zuo Prâge was ein biscof,
> daz urkunde ist an den buochen noch,
> geheizen was er Albrecht.

Und überhaupt ein unsicheres Kriterium für Datirungen nach beiden Richtungen sind die (vorhandenen oder fehlenden) Heiligkeitsprädicate. So muß hier die Hauptsache noch unentschieden bleiben. Es fehlt, da alles schwankend ist, an einem festen Punkt, von dem aus das Uebrige mit einiger Sicherheit gruppirt werden könnte. Nur im Allgemeinen auf die Mitte des Jahrhunderts sieht man sich durch den Sprachcharakter und die Beziehungen des Gedichtes hingewiesen.

Größere Uebereinstimmung herrscht in Bezug auf den Entstehungsort der Kaiserchronik. Maßmann's Vermuthung, der sie nach Trier versetzen wollte, ist nicht genügend begründet, vielmehr in Baiern, genauer in oder um Regensburg der Dichter (oder letzte Bearbeiter) zu suchen. Welzhofer (S. 16—21) hat die für Regensburg sprechenden Gründe im Wesentlichen zusammengestellt, sie sind nicht alle treffend, aber örtliche Anspielungen und Kenntnisse, die besondere Heranziehung bairischer Geschichten und Sagen und der bairische Localpatriotismus, der mehrfach und vornehmlich in dem Lobe Heinrich's des Stolzen (1126—39) hervortritt (vgl. Scherer, Quell. u. Forsch., XII, 83 fg.), weisen hierhin. Die Sprache des Gedichts ist dem nicht entgegen, welche, wenn sie auch der ungenauen Reime wegen sich nicht genauer bestimmen läßt, sich entschieden als fränkisch ausweist.

Daß der Verfasser ein Geistlicher ist, kann nach der ganzen Haltung des Gedichts, auch wenn man den vielfach eingestreuten lateinischen Brocken keine Beweiskraft zuerkennen will, kaum zweifelhaft sein. Welzhofer (S. 57 fg.) hat ihn mit dem Dichter des ebenfalls in Baiern, wahrscheinlich unter Heinrich dem Stolzen, entstandenen Rolandsliedes, dem Pfaffen Konrad, zu identificiren gesucht. Diese Hypothese hat er ganz ohne Beweis gelassen. Die in beiden Gedichten vorkommenden gleichen Wendungen sind nichts Auffallendes, ähnliche Parallelen finden sich in gleichzeitigen Gedichten genau so. Vielmehr sprechen ein paar wörtliche Uebereinstimmungen (K. 14773 fg. = R. 23, 11 fg.; K. 14937 fg. = R. 259, 20 fg.) eher für eine directe Benutzung des Rolandsliedes durch die Kaiserchronik. Daß der Dichter der letzteren das erstere gekannt habe, ist bei der nahen örtlichen und zeitlichen Verwandtschaft beider sehr wahrscheinlich. Darauf deuten auch die Verse der Kaiserchronik:

> 15085 fg. Solden wir sîne wundir alle sagen,
> so muosen wir die wîle haben.
> des zîtis inist nû niht.
> Karl hât ouch anderiu liet,

worin es schwer fallen wird, mit Welzhofer ein Versprechen des Dichters zu finden, später Karl noch besonders zu besingen.

Das lange Fortleben der Kaiserchronik erweist sich, außer durch die bis ins 15. Jahrh. reichenden Handschriften, in einer rohen Bearbeitung, welche die bereits erwähnte Umreimung des 13. Jahrh. noch im J. 1594 durch Christoph Tegernseer erfuhr (Maßmann III, 26 fg.). In die großen gereimten Weltchroniken des 13. und 14. Jahrhunderts Jansen Enenkel's und Heinrich's von München wurde die Kaiserchronik theilweise mit aufgenommen. Eine Prosaauflösung des älteren Textes der Kaiserchronik findet sich unter dem Titel: Der künige buoch gewöhnlich mit dem Schwabenspiegel verbunden.

(*R. Hügel.*)

KAISERGEBIRGE. Die nordtirolischen Kalkalpen folgen östlich auf die Vorarlberger und Algäuer Alpen, von denen sie durch die Zürcheralpe und den Lech geschieden sind, und enden an der Saal (Saalach) bei Lofer. Ihre südliche Grenze ist die Arlberger Straße von Stuben bis Landeck, der Inn von Landeck bis Wörgl und die zwischen Wörgl und Saalfelden über Elmau, St.-Johann, den Griesenpaß und das Leogangthal führende Straße. Der culminirende Punkt ist die 9600 Fuß hohe Parseierspitz im Nordwesten von Landeck. Die zu Baiern gehörigen Theile dieses Gebirgsabschnittes werden unter dem Namen des „baierischen Oberlandes" zusammengefaßt. Einzelne, durch Höhe oder Abgeschlossenheit auffallende Theile dieses 25 geographische Meilen von Westen nach Osten sich erstreckenden Gebirgscomplexes führen besondere Namen; die bemerkenswerthesten darunter sind: das Wettersteingebirge mit der Zugspitze; die südlich davon gelegenen Miemingerberge mit dem Wanneck und dem Hochmundi; das Karwendelgebirge zwischen der Isar und dem Rießthale; die Solsteinkette nördlich von Innsbruck; endlich das **Kaisergebirge** bei Kufstein, zwischen dem Inn und der Kitzbühler Ache. Diese ganze Kalkalpenkette zeichnet sich durch häufige, tiefe und oft bis auf die Basis des Gebirges hinabreichende Zerspaltungen und Continuitätsstörungen aus, wodurch in manchen Regionen sogar eine stockförmige Gliederung des Gebirges zur Ausbildung gelangt, d. h. jene Auflösung des Gebirgsmassivs in relativ kleine, unter sich nur schwach oder auch gar nicht verbundene Stöcke, die zuweilen die ursprüngliche Kammanlage nicht mehr erkennen lassen und eine rationale Eintheilung in größere Gruppen mehr oder weniger erschweren.

Das östlich von Kufstein jenseit des Innflusses gelegene **Kaisergebirge** ist ein solcher isolirter Gebirgsstock des Hochkalkes, ein Zahn der Kalkalpen. Sein Mittelpunkt ist der **Treffauer Kaiser**, so benannt nach der über Scheffau gelegenen Häusergruppe Treffau. Es besteht aus zwei Bergketten, dem **Vorderen Kaiser**, dem südlichen hohen Zug, und dem **Hinteren Kaiser**, der sich nach Norden zu erstreckt und niedriger ist. Beide sind durch ein Querjoch verbunden, welches ein **westliches**, zum Inn gehendes **Kaiserthal**, und ein öst-

liches Kaiserthal, das zur Kitzbühler Ache führt, scheidet. Der Vordere Kaiser, als der höhere, kehrt seine ganze Kette in ihrer wilden Großartigkeit und Zerrissenheit dem Straßenzuge, von Söll bis Waidring, der von Innsbruck nach Salzburg und Wien führenden sogenannten Kaiserstraße zu. Der westliche Theil des Kaisergebirges führt auch den Namen Wilder Kaiser. Unter dem östlichen Ende desselben zieht aus dem Thale von Waidring herüber, durch das Kitzbühler Achenthal unterbrochen, eine niedere Terrasse, der Niederkaiser genannt, unter seinen Felsenstirnen hin, theils bemattet, theils mit Krummholz überwuchert, nur zu oberst eine wegen ihrer Schichtung merkwürdige Felsenkante zeigend. Die Hauptspitzen sind: der Treffauer Kaiser (7320 Fuß), der Scheffauer Kaiser (7339 Fuß), die Hochkaiserspitz (6271 Fuß) und das Stripsenjoch (5047 Fuß). Der größte Ort innerhalb des südlichen Gebietes des Kaisergebirges ist das kleine Kirchdorf Scheffau (2299 Fuß), dessen Bewohner Getreidebau, Obst- und Viehzucht als Hauptgewerbe treiben; außerdem befinden sich hier zwei nicht unbedeutende Sensenschmieden. Am südlichsten Fuße liegt das romantische Becken des Hintersteiner Sees (2904 Fuß), von Bauernhöfen umgeben. Ueberragt von den grotesken Massen des Kaiser gewährt der 50 Morgen große See ein überaus reizendes Bild.

Was die klimatischen Verhältnisse des Kaisergebirges betrifft, das zum größten Theil aus unterem Keuperkalk (auch Hallstädter- oder Wettersteinkalk genannt) besteht und einen Gehalt von Bleierzen aufweist, so treten innerhalb dieses Gebirgscomplexes dieselben Erscheinungen auf wie in den östlichen Nordalpen überhaupt. Während die westlichen Nordalpen sich durch eine verhältnißmäßig längere Vegetationszeit und durch eine allmähliche Steigerung der Wärme zu mäßiger Höhe auszeichnen, ist hier die Steigerung der Wärme zu hohen Temperaturgraden sehr rasch, und die Vegetationszeit daher eine sehr eingeengte; der Frühling ist bedeutend kühler, der Schnee bleibt bei gleicher Höhe länger liegen, und der Beginn der vegetativen Entwickelung ist entschieden mehr hinausgeschoben als im Westen. Gegen den Hochsommer zu wendet sich aber dieses Verhältniß zum Gegentheil, und die Temperatur ist dann hier etwas höher als im westlich gelegenen Alpenflügel; im Herbste machen sich jedoch wieder analoge Verhältnisse wie im Frühling geltend. Es finden daher hier Pflanzen eine Heimat, die während ihrer Vegetationszeit verhältnißmäßig hoher Temperaturmaxima bedürfen, die auch demzufolge von dem westlichen Flügel der Nordalpen ausgeschlossen sind.

(*Ferdinand Moesch.*)

KAISER-FRANZ-JOSEPH-LAND. Der hochnordische Archipel des Kaiser-Franz-Joseph-Landes gehört zu den spätest entdeckten arktischen Landmassen. Am 30. Aug. 1873 wurden seine Südgestade zuerst von den Mitgliedern der zweiten Oesterreichisch-ungarischen Nordpolar-Expedition erblickt und seine Küstengebiete dann im Frühjahre 1874 durch mehrere Schlittenfahrten, deren eine bis über 82° nördl. Breite hinausführte, von Julius Payer erforscht.[1]) Nachdem später am 7. Sept. 1879 A. de Bruyne auf der holländischen Expedition des „Willem Barents" die südlichen Inseln in Sicht bekommen hatte, wurden dieselben zum zweiten mal im August 1880 von B. Leigh-Smith erreicht und um mehrere Längengrade weiter nach Westen hin verfolgt, als es den Oesterreichern geglückt war.[2])

Franz-Joseph-Land ist neben Grant- und Hall-Land die nördlichste bisher entdeckte Landmasse. Unter 80—82° nördl. Breite und etwa 42—62° östl. Länge von Greenw. gelegen, besitzt es, nach den bisherigen Forschungen, etwa die Größe Spitzbergens. Wie dieses stellt es einen Complex von Inseln dar, unter denen namentlich zwei einen größeren Umfang zu besitzen scheinen: das Zichy-Land im Westen und das Wilczek-Land im Osten. Beide sind durch eine buchten- und inselreiche, meist von Eis bedeckte Meeresstraße, den Austria-Sund, voneinander getrennt, welcher im Norden durch das Kronprinz-Rudolf-Land in zwei Arme getheilt, sich gegen das von Payer im äußersten Norden erblickte Petermann- und König-Oskar-Land hinzuziehen scheint. Von zahlreichen Fjorden durchschnitten und durch enge Fjordstraßen zerstückelt, erheben sich die Küsten meist mit steilen Abstürzen terrassenförmig nach dem von mächtigen Inland-Eismassen bedeckten Innern, von dem ausgedehnte Gletscher in breiten Strömen bis zum Meeresspiegel herabreichen und (wie namentlich an dem gewaltigen Dove-Gletscher) mit ihren über 30 Meter hohen Abstürzen auf weite Strecken hin die Gestade umsäumen. Zahlreiche Einzelberge ragen inselartig aus den selbst die kleineren Eilande überspannenden Eiswüsten bis zu Höhen von 600 bis 1000 Meter empor. Im Süden steigt die Richthofenspitze, als höchste bisher bekannte Erhebung des Archipels, bis zu 1600 Meter unmittelbar an der Küste des Zichy-Landes auf. Alle diese Berge bestehen aus vulkanischen Gesteinen, aus Basalt und Dolerit (Hyperstenit), welche theils deckenförmig ausgebreitet sind und dann schroff umrandete Tafelberge bilden, theils sich zu Kegel- und Dom-Vulkanen erheben. Neben diesen vulkanischen Gesteinen deuten namentlich Sandsteine der Braunkohlenformation mit allerdings nur spärlichen Kohlen-Einschlüssen auf die geologische Verwandtschaft dieses Archipels mit Theilen von Ost-Grönland und Spitzbergen. Wie die Küsten dieser letzteren, so tragen auch die des Franz-Joseph-Landes in muschelführenden Strandterrassen, welche die Küste „gleich hypsometrischen Curven" einfassen, Merkmale eines in jüngster Vorzeit erfolgten Emportauchens des Landes aus dem Meere.

Das Klima des Archipels ist ein kalt-feuchtes. Bei einer mittleren Jahrestemperatur von etwa —16° C. sank das Thermometer auf dem „Tegetthoff" im März 1874 auf —48° C. als Minimum und hob sich in demselben Monat auf —1,25° C. als Maximum der fast halbjährigen

1) Payer, Die österreichisch-ungarische Nordpol-Expedition in den Jahren 1872—1874 in Petermann's Mittheilungen, 1874, S. 381 u. 1876, S. 201 mit Karte: Tafel 11. 2) das. 1880, S. 264 mit Karte.

Beobachtungsreihe. Die Feuchtigkeit der Luft gibt sich namentlich in der Eisincrustirung selbst der schroffsten Felswände, in der ungeheuern Entwickelung des Inlandeises, in der oft mehrere hundert Meter messenden Mächtigkeit der sich nicht nur aus den Thälern, sondern auch über die Berglehnen herabsenkenden Gletscherströme, in dem Herabrücken der Firngrenze bis auf 300 Meter Meereshöhe zu erkennen.

Trotz dieses hocharktischen Charakters der Natur aber entwickelt sich doch auch hier im Hochsommer an schnee- und eisfreien Gehängen eine verhältnißmäßig üppige Vegetation von Gräsern, Alpenkräutern, Moosen und Flechten. Ja schon im Frühjahr fand Payer auf seinen Schlittenreisen zwischen dichten Moospolstern und Flechtenfeldern einzelne arktische Kräuter, wie Saxifraga oppositifolia, Silene acaulis, Cerastium alpinum, Papaver nudicaule. Das Thierleben beschränkt sich im Süden auf eine Reihe von Vögeln und auf den Eisbär. Weiter im Norden wurden zahlreiche Spuren des Polarfuchses und des Polarhasen beobachtet. Die Felsgestade sind umschwärmt von Alken, Tauchern, Teisten, grauen und weißen Möven, die namentlich das „Alken-Cap" wie einen „riesig bevölkerten Vogelbauer" beleben. Die Fischfauna der Küstenmeere scheint wenig reich zu sein, nur die Gattungen Gadus und Liparis wurden durch das Schleppnetz zu Tage gebracht. Dagegen wurden Weißwale, Walrosse und namentlich Seehunde in größerer Zahl beobachtet. Der Archipel ist völlig unbewohnt. Nur an einer Stelle am Strande des Wilczek-Landes fand Payer neben spärlichen Treibholzresten einen Kreis großer Steine, welche in ihrer Aufstellung denjenigen glichen, die Payer in Ost-Grönland bei verlassenen Eskimo-Ansiedelungen gesehen hatte.

Wenn aber auch dieser von Schnee- und Eismassen starrende Archipel unbewohnt und der Cultur entrückt ist, so ist die Bedeutung der Entdeckung und Erforschung desselben nichtsdestoweniger eine außerordentlich hohe. Die Gruppirung der Inseln, Küstengliederung, Oberflächenformen, geologischer Bau — alles deutet auf eine nahe Verwandtschaft des Franz-Joseph-Landes mit Spitzbergen sowol wie mit Gillis-Land und König-Karl-Land, „ein wichtiges Moment, welches anzudeuten scheint, daß wir es hoch im Norden Europas, ähnlich den Erscheinungen im Norden Amerikas, mit einem ausgedehnten Insel-Complexe zu thun haben". Ueberdies aber bietet Franz-Joseph-Land bei seiner weiten Erstreckung nach Norden eine vortreffliche Operationsbasis für weitere Forschungsreisen nach dem höchsten Norden und nach dem Nordpol selbst. Von dieser Ansicht ausgehend, hat Leigh-Smith im Sommer 1881 wiederum das Franz-Joseph-Land zum Ausgangspunkt einer Nordpol-Expedition gewählt, von welcher wir eine weitere Durchforschung des bisher doch nur in einzelnen Partien bekannten Archipels erwarten dürfen. (*Rudolf Credner.*)

KAISERGROSCHEN. Groschen, auch wol Schilling, war der Name des in Oesterreich-Ungarn bis Ende October 1858 ausgeprägten Silbercourantmünzstückes zu 3 Kreuzern oder $^1/_{20}$-Gulden des früheren Conventionsfußes oder 20-Guldenfußes. Streng gesetzmäßig nach der am 21. September 1753 mit Baiern abgeschlossenen Münzconvention wurden aus der ehemaligen Kölnischen Mark rauh $137^1/_2$ Stück geprägt, sodaß das Gewicht 1,7010 Gramm war. Die Feinheit betrug nach dieser Convention $5^1/_2$ Loth oder $343^3/_4$ Tausendtheile, und demnach gingen auf die Kölnische Mark fein Silber 400 Stück, sodaß das Feingewicht 0,5847 Gramm war. Später, im Jahre 1820, wurde die Feinheit auf 5 Loth oder $312^1/_2$ Tausendtheile herabgesetzt, das Gewicht aber entsprechend erhöht, indem nun aus der Kölnischen Mark rauh nur 125 Stück geprägt wurden, während das Feingewicht das vorherige blieb. Der Werth des Stückes war 0,0526 jetzige österreichische Silbergulden oder 5,26 Kreuzer (Neukreuzer) = 1 Silbergroschen 0,6 Pfennige im vormaligen norddeutschen 14-Thalerfuße = 3 Kreuzer 2,7 Pfennig im früheren süddeutschen $24^1/_2$-Guldenfuße. Eine Rechnungsstufe zu $^1/_4$ Kaisergroschen oder $^3/_4$ Kreuzern wurde Gröschel genannt. — Kaisergulden war in Oesterreich-Ungarn gleichbedeutend mit Gulden des Conventions- oder 20-Guldenfußes. (*Fr. Noback.*)

KAISERKANAL, chinesisch Yun-ho, d. h. Transportfluß oder Tscha-ho, der große 975 Kilometer lange, 80—320 Meter breite Kanal von Hang-tscheu-fu nach Peking in China. Er vereinigt sich mit dem Hoang-ho und trennt sich wieder von ihm, um sich bei Kuat-scheu mit dem Jang-tse-Kiang zu verbinden. Von der Dynastie Yuen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten des Terrains mittels mächtiger Erd- und Steindämme über Moräste und Thäler geführt, dient der Kaiserkanal besonders dazu, dem Norden des chinesischen Reiches die Producte des Südens und der Hauptstadt Getreide zuzuführen. (*Richard Oberländer.*)

Kaiserkrone, s. Tritillaria.

KAISERLING, KAISERPILZ (Agaricus caesareus *Schaeffer* [nicht *Linné*]) ist einer der wohlschmeckendsten Pilze, welcher schon den alten Römern bekannt war und von ihnen sehr geschätzt wurde. Außer in Italien findet er sich in Frankreich, Ungarn, Oesterreich (nördlich etwa bis Prag) und in Süddeutschland sowol in Laubwäldern als auch auf Weideplätzen, besonders nach starken Gewitterregen, einzeln oder gesellig. Er besitzt einen hochrothen, glänzenden, gewölbten, am Rande deutlich gefurchten, mit weißlichen, ziemlich großen Lappen besetzten Hut. Die Lamellen (Blätter) auf der Unterseite des Hutes sind blaßgelb oder später schwefelgelb. Der Strunk ist gleichfalls gelbgefärbt, oben mit dem herabhängenden Ringe versehen, am Grunde von der weißen, zerrissenen Wulst umgeben. Von dem Fliegenpilz (Agaricus muscerius *L.*), mit welchem er zu der Abtheilung Amanita gehört, die hin und wieder nach Fries' Vorgange als besondere Gattung von Agaricus abgetrennt wird, unterscheidet er sich durch die gelbe Farbe der Lamellen, des Ringes und des Strunkes, durch die weißen, breiteren, aber in geringerer Zahl vorhandenen Lappen auf der Oberfläche des Hutes, welche

jedoch ebenso wie bei dem Fliegenpilz bisweilen ganz fehlen, und im ersten jugendlichen Zustande durch die glatte, ungeschuppte, reinweiße Wulst, welche beim Fliegenpilz schuppig und von dem mit zahlreichen kleinen Warzen bedeckten kopfförmigen Hute deutlich abgesetzt ist. (*Garcke.*)

KAISERRECHT, Jus Caesareum, ein Ausdruck der mittelalterlichen Rechtssprache, bedeutete zunächst ganz allgemein das Recht der Kaiser, und zwar sowol das in Justinian's Corpus juris enthaltene römische Recht, wie auch die deutschen Reichsgesetze; sodann besonders den Schwabenspiegel (s. d.), welcher deutsches Reichsrecht mit römischen Rechtssätzen zu verarbeiten suchte. Ein eigenes Gesetzbuch dagegen ist das im Gegensatze zum Schwabenspiegel sogenannte Kleine Kaiserrecht, ein Rechtsbuch von unbekannter Herkunft, welches wahrscheinlich gegen Ende des 13. oder zu Anfang des 14. Jahrhunderts (vielleicht unter Rudolf von Habsburg) im mittlern Deutschland verfaßt worden, ursprünglich in hochdeutscher Mundart geschrieben und in vier Bücher eingetheilt ist. Es ist ein selbständiges, nach doctrinären Formeln ausgearbeitetes Werk mit der Tendenz, ein Allgemeines Reichsrecht zu sein. Vielleicht erklärt sich daraus die öftere Hinneigung desselben zum rhein-fränkischen Rechte; denn eine örtliche Beziehung auf die Gegenden, in welchen das letztere gilt, scheint das — nach den Handschriften zu schließen — über weitere Kreise verbreitete Rechtsbuch wenigstens nicht zu beabsichtigen. Sein Werth ist übrigens nur ein geringer. Neueste und beste Ausgabe von Endemann (Kassel 1846) eine systematische Darstellung seines Inhalts gibt von Gosen, Das Privatrecht nach dem Kleinen Kaiserrecht (Heidelberg 1866). (*Albrecht Just.*)

KAISERSBERG oder Kaysersberg ist ein Städtchen im Elsaß, Regierungsbezirk Ober-Elsaß, Kreis Rappoltsweiler, in dem westlich von Colmar gelegenen Canton Kaisersberg, in 246 Meter Höhe an der Weiß oder dem Alensbache, in einem fruchtbaren und malerischen Thale am Eingange zu den Thälern Orbey und Lapoutroie, beherrscht von zwei Bergen, auf deren einem eine Schloßruine steht. Die Stadt hat 2588 Einwohner, besitzt Baumwollspinnerei und Weberei, Korn- und Lohmühlen, Holzschneidemühle, Papierfabrikation, Gerberei, Ziegelei, Brauereien, Kerzenfabrik, eine Hammerschmiede und baut guten Wein. — Aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammt das große Schiff der Kirche, von 1604 das Stadthaus. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts baute der Präfect Wölfelin auf Befehl Friedrich's II. Schloß und Stadt; diese wurde Freie Reichsstadt und Sitz eines Reichsvogtes. Im Jahre 1247 bemühte sich der Bischof von Straßburg, Heinrich von Stahleck, vergeblich, die Stadt zu erobern; im nächsten Jahre nahm sie der Herzog Matthias von Lothringen, und 1261 Rudolf von Habsburg. Als Kaiser kam dieser 1285 wieder zur Stadt. Im J. 1331 verpfändete sie Ludwig von Baiern dem Könige von Böhmen, und nahm sie 1333 nach einer Belagerung wieder. Karl IV. befreite sie 1354, und hielt hier eine Versammlung der Freien Städte des Elsaß zur Berathung der Mittel für Erhaltung des öffentlichen Friedens ab. Im J. 1525 nahmen die aufrührerischen Bauern sie, verließen sie aber sofort wieder, um bei Scherwiller den Herzog Anton von Lothringen zu bekämpfen. Vom Schlosse, das wol auf der Stelle römischer Befestigungen erbaut ist, steht noch ein kleiner Theil der Wälle und der imposante runde Donjon. — Der Reformation war die Stadt nicht geneigt; ihren Pfarrer Hillner ließ sie 1523 köpfen, weil er der neuen Lehre zugethan erschien. — Hier befand sich eine Komthurei der Ordensritter und ein Franziskanerinnen- (Recollecten-) Kloster (bis 1483) im Thale von St.-Jean, hinter Alspach, dessen Kirche noch steht, aber leer. In 2 Kilometer Entfernung stand vor der Französischen Revolution das Clarissen-Kloster von Alsbach (Alwisbach, Alosbach), Alaspach, Alenspach), welches der Graf von Eguisheim im 11. Jahrhundert für Benedictiner gegründet hatte, und das 1282 den Clarissinnen von Kientzheim verkauft wurde. — Kaisersberg ist der Geburtsort des ersten evangelischen Predigers von Straßburg, Mathias Zell (1477 bis 1548); des Gelehrten Joseph Lang, Professor der griechischen Sprache zu Freiburg (1612). Ferner ward hier zwar nicht geboren, aber von frühester Jugend von seinem Großvater erzogen der berühmte Johann Geiler, darum Geiler von Kaisersberg genannt (s. in diesem Werke unter Geyler), gest. 1510 als Domprediger zu Straßburg. (*G. A. v. Klöden.*)

KAISERSCHNITT (Sectio caesarea oder Laparo-hysterotomia) nennt man diejenige chirurgisch-geburtshülfliche Operation, durch welche die Frucht durch einen in die Bauchdecken und in die vordere Gebärmutterwand gemachten Schnitt aus dem Leibe der Schwangeren genommen wird. Nach gesetzlichen Bestimmungen, welche bis auf die dem Numa Pompilius (700 v. Chr.) zugeschriebene Lex regia zurückreichen, muß der Kaiserschnitt an der Todten ausgeführt werden, wenn eine Schwangere nach Ablauf der 27. Schwangerschaftswoche stirbt. Da die Frist vom Tode der Schwangeren bis zu dem der Frucht eine kurze ist, so muß die Operation nach dem Tode der Schwangeren binnen wenigen Minuten ausgeführt sein, wenn man eine lebende Frucht erhalten will. Es gibt jedoch einzelne wenige verbürgte Fälle, in denen nach plötzlichem Tode der Mutter eine lebende Frucht durch den Kaiserschnitt entwickelt worden ist. Nach der Versicherung des Plinius soll Cäsar auf diese Weise zur Welt gebracht worden sein (daher Partus caesareus); doch leitet man die Bezeichnung der Sectio caesarea lieber von caedere (schneiden) ab. Ging jedoch dem Tode der Schwangeren eine Krankheit voran, so wird die Vorhersage für die Frucht noch schlechter; denn entweder ist sie vor oder zugleich mit der Mutter abgestorben oder stirbt bald, nachdem sie durch den Kaiserschnitt zur Welt befördert worden ist. Nichtsdestoweniger verlangte die christliche Kirche überhaupt bei gestorbenen Schwangeren, also auch nach sicherem Tode des Fötus, die Vornahme des Kaiserschnitts der Taufe wegen, und zwar bereits am zwanzigsten Tage nach der Conception.

An der Lebenden wurde der Kaiserschnitt in Deutschland zuerst durch den Chirurgen Trautmann in Wittenberg (1610) gemacht, während das erste Werk über den Kaiserschnitt bereits 1554 von François Rousset in Paris herausgegeben wurde.

Die Operation ist unbedingt angezeigt bei so hochgradigen Beckenverengerungen, daß die Frucht weder ganz noch verkleinert auf natürlichem Wege aus der Gebärmutter entfernt werden kann, ohne daß das Leben der Mutter in ebenso hohem Grade bedroht wird als durch den Kaiserschnitt. Außerdem soll die Ausführung des Kaiserschnitts von dem Wunsche der Mutter abhängig gemacht werden in den Fällen, in welchen eine Beckenverengerung vorhanden ist, welche die Frucht zwar nicht unversehrt, also nicht lebend, wohl aber ohne Schaden für die Mutter nach vorhergängiger Verkleinerung (s. Kephalothrypsie und Perforation) oder Zerstückelung (Embryotomie) auf natürlichem Wege zur Welt zu bringen gestattet. Der Kaiserschnitt an der Lebenden ist stets in hohem Grade gefährlich für die Mutter; erst in neuerer Zeit hat sich die Vorhersage für dieselbe je nach der Wahl der Operationsmethode etwas gebessert. Während früher mindestens 50 Procent der Operirten entweder sofort an dem Blutverluste oder in den ersten zwei bis drei Tagen am Kindbettfieber oder an Bauchfellentzündung (traumatischer Peritonitis) zu Grunde gingen, wurden durch Einführung des aseptischen Verfahrens und besonders durch die Ausschneidung des Uterus und dessen Anhänge günstigere Resultate erzielt. Trotzdem ist aber auch aus früheren Zeiten die Zahl der glücklich verlaufenen Operationen eine nicht geringe und es sind mehrere Berichte über Fälle vorhanden, in denen die Operation an einer und derselben Frau mehrmals mit günstigem Erfolge ausgeführt wurde, wenn auch der von S. A. Michaelis in Kiel berichtete Fall, in welchem dieselbe viermal gleich glücklich ablief, als Unicum dasteht. Meist werden die Kinder lebend zur Welt gebracht, wenn die Operation wegen Beckenenge zur richtigen Zeit, d. h. nach Beginn der Wehenthätigkeit, aber bei noch vorhandenem Fruchtwasser ausgeführt werden kann.

Was die Methode des Kaiserschnitts anlangt, so wurde früher die Wunde der Gebärmutter nach Herausnahme der Frucht nicht genäht, wobei man aber immer festhalten muß, daß früher eben der Kaiserschnitt nur an Todten ausgeführt wurde. Erst seit Lebas de Mouilleron in Paris (1769) wurde die sorgfältige Naht der Gebärmutterwunde zur Regel gemacht, auch für die Fälle, in denen der Kaiserschnitt an der Todten ausgeführt worden war. In neuerer Zeit sind verschiedene Verbesserungsmethoden des Kaiserschnitts zu verzeichnen. Die erste bezog sich auf die Anwendung der Chloroformnarkose, die zweite auf die des antiseptischen Verfahrens nach Lister, welches jetzt bei allen chirurgischen Operationen zur unumgänglichen Bedingung gemacht zu werden verdient. Ein dritter Fortschritt besteht in der Abtragung des Uterus nach Ausführung des Kaiserschnitts. Schon Storer in Boston hatte dieselbe (1868) wegen eines großen fibrösen Tumors der Gebärmutter mit unglücklichem Ausgange für die Mutter ausgeführt. Glücklicher war Porro in Pavia (1876), welcher, nachdem er die lebende Frucht mittels Kaiserschnitts aus dem Uterus entfernt hatte, wegen hochgradiger Beckenverengerung den Uterus nebst Eileitern und Eierstöcken exstirpirte und die Mutter, welche dadurch fortpflanzungsunfähig gemacht wird, am Leben erhielt. Seitdem wurde die Porro'sche Operation bereits gegen sechzigmal ausgeführt und wird dies stets werden müssen, wenn entweder das mütterliche Becken so hochgradig verengt ist, daß man mit Gewißheit vorhersagen kann, daß eine erneute Schwangerschaft nur ebenfalls wieder mit dem Kaiserschnitt beendet werden könnte, — oder wenn der Uterus den Ursprungsort für eine große Neubildung abgegeben hat. Diese Operationsmethode ist aber bereits noch weiter verbessert worden, indem sie durch Peter Müller in Bern (1878) zur fast unblutigen Operation gemacht worden ist. Er zog nach Eröffnung der Bauchhöhle den Uterus aus letzterer hervor, um den Bluterguß in dieselbe zu verhüten, schnürte dann den Mutterhals mit einem Constrictor zusammen, worauf er erst die Gebärmutter selbst eröffnete und sie nach der Elimination der Frucht oberhalb der Klammer amputirt. Die Nachbehandlung ist stets eine rein chirurgische. *(E. Kormann.)*

Kaisersheim, s. Kaisheim.

KAISERSLAUTERN, bairische Bezirkshauptstadt im Bezirksamt und Amtsgericht Kaiserslautern (Regierungsbezirk Rheinpfalz), mit katholischer Pfarrei und Dekanat im Bisthum Speier und protestantischer Pfarrei und Dekanat, liegt auf der an die westliche Abdachung des Hardtgebirges stoßenden Vogesiasebene, an der eine halbe Meile südöstlich von Kaiserslautern aus starken Quellen entspringenden Lauter, an den Hauptstraßen Mainz-Saarbrücken und Kaiserslautern-Neustadt, sowie an der Eisenbahnlinie Ludwigshafen-Bexbach. Es hatte (1880) 26,323 Einwohner, vier Kirchen (darunter die nach 1288 neu aufgeführte protestantische Stiftskirche, der wichtigste Bau der Gothik in der Pfalz, als deren Anhang die nahe, gegen 1300 vollendete Franziskanerkirche zu betrachten ist), ein Bezirksrabbinat, eine Local-Krankenanstalt, eine Kreis-Realschule, eine Industrie-Schule, ein protestantisches Schullehrer-Seminar, eine (isolirte) Latein-Schule, eine Baugewerk-Schule mit Gewerbe-Museum, eine Präparanden-Schule, eine städtische höhere Töchter-Schule, ein Institut für Erziehung weiblicher Jugend, eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Jugend, protestantische und katholische Volksschulen, ein städtisches Theater, ein Bezirksgericht, ein Bezirksamt mit den Amtsgerichten Kaiserslautern, Otterberg und Winnweiler (in Mitte der Pfalz, 11,73 Quadratmeilen = 189,855 Tagwerken Flächeninhalt, davon 96,627 Tagwerke Waldung, mit zusammen 69,868 Seelen in 3 Städten, 1 Markt, 63 Dörfern [darunter 20 Pfarrdörfer], 32 Weilern, 166 Einöden; im Ganzen 264 Ortschaften und 64 Gemeinden), ein Rentamt, ein Forstamt, eine Baubehörde, ein Central-Gefängniß (Zuchthaus) mit einem Detachement Infanterie (Garnison Zweibrücken), ein Bezirks-Gefängniß, eine Polizei-Anstalt, eine Post-Verwaltung

mit Posthalterei, eine Telegraphen-Zwischenstation, ein Nebenzollamt I. Klasse (Haupt-Zollamt Zweibrücken), eine Eisenbahnstation; vier Notare und sechs Advocaten. Zur Gemeinde Kaiserslautern gehören, außer der Stadt Kaiserslautern, 36 Orte mit zusammen 41,120 Einwohnern.

Kaiserslautern bildet sich allmählich zu einer reinen Fabrikstadt aus. Schlot um Schlot steigt in die Höhe; daher erscheint es auch unfertig, denn die Baulust ist groß, eine Straße entsteht nach der anderen, die Vorbedingungen zu einer größeren Stadt sind vorhanden. Sandsteinbrüche in nächster Nähe liefern treffliches Baumaterial, die ergiebigen Waldungen „Gab- und Bauholz", die Lebensmittel sind nach Verhältniß immer noch billig, und der Bürgerstand rührt sich und ist strebsam, wenn auch vorerst noch die materielle Seite vorherrscht. Das Gemeindevermögen steht glänzend, der Bürger opfert willig und gern. Vieles ist schon geleistet, wie die 1846 vollendete große Fruchthalle (von Voit in München entworfen) mit ihrem prachtvollen Saale; anderes ist im Entstehen, sodaß bei den noch unvermittelten zahlreichen Gegensätzen der eigentliche bauliche Charakter der Stadt schwer zu bestimmen ist.

Industrie und Handel nehmen in Kaiserslautern einen mächtigen Aufschwung. Es besitzt unter anderem eine Actien-Baumwollspinnerei und Weberei mit Bleicherei, Druckerei und Färberei; eine Fabrik bunter Baumwollgewebe, roher, gebleichter und gefärbter Nessel- und Blaudruckwaaren; eine Kammgarnspinnerei; eine Streichgarnspinnerei mit Wollweberei und Strickerei; Fabrikation von Halbwollen-Waaren; Maschinenfabrik und Eisengießerei; chemische und Farbenfabrik, zwei Gasanstalten mit bedeutendem Consum; eine Actien-Ultramarinfabrik; Uhrglasfabrikation; Steingutfabrikation; eine Actien-Düngerfabrik; eine Calciniranstalt; bedeutende Bierfabrikation; Essigsiedereien; Stärkefabrikation; Tabackfabrikation u. s. w. Auch hat Kaiserslautern einen sehr bedeutenden Fruchtmarkt, und der Holzhandel ist gleichfalls von Wichtigkeit.

Was das gegenwärtige öffentliche Schulwesen anlangt, so ist dasselbe ziemlich neuen Datums. Wie die ganze Pfalz hatte nämlich auch Kaiserslautern schon seit 1664 Schweres durch die Ländergier Ludwig's XIV. von Frankreich zu erdulden, besonders aber 1673 bis 1679 durch die mordbrennerischen französischen Horden, dann während der schmachvollen Reunionen, im Orleans'schen Kriege und später. Unter dem Schutze der Bajonette siedelten sich in Kaiserslautern Franziskaner an, die protestantischen Kirchen- und Schulgüter wurden weggenommen, Prediger und Lehrer fortgeführt oder verjagt, die Schulgebäude durch die Brandfackel der Franzosen in Asche gelegt. Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde in Kaiserslautern die höhere reformirte Schule wiederhergestellt, während die Franziskaner schon seit 1727 eine Latein-Schule unterhielten, für welche die Stadt ein Schulhaus bauen mußte. Durch königliche Verordnung erhielt Kaiserslautern 1817 ein Progymnasium, welches durch die Schulordnung von 1830 in eine Lateinschule umgewandelt wurde. Außerdem wurde dort durch Ministerial-Verordnungen von 1830 und 1836 eine Landwirthschafts- und Gewerbeschule mit drei Cursen eingerichtet und zur Kreisanstalt erklärt; 1844 erhielt dieselbe, auf Antrag des Landraths, mit einem eigenen Rectorat eine selbständige Stellung, wozu 1851 eine „Vorschule", 1851 eine Handelsabtheilung, und 1864 eine besondere landwirthschaftliche Abtheilung (Ackerbauschule) trat. In der neuesten Zeit ist die Gewerbeschule in Kaiserslautern, wie alle ähnlichen Schulen in Baiern, in eine Realschule umgewandelt worden. Das dortige Schullehrer-Seminar (für protestantische und israelitische Zöglinge) wurde durch Regierungsverordnung vom Jahre 1817 errichtet.

Nach einer geschichtlichen Sage soll Kaiserslautern, einer der urältesten Pässe der Pfalz, von Julius Cäsar erbaut, dann vom Hunnenkönige Attila zerstört worden, aber auch so groß gewesen sein, daß das heutige eine halbe Wegstunde entlegene Dorf Moorlautern (damals „Vorlautern" geheißen) eine Art Vorgasse gebildet habe. Nach anderen sei während der Christenverfolgung unter Diocletian und Maximian eine fromme Frau, Namens Lutrina, aus einem edlen Geschlechte der Assyrier, von Trier ausgewandert, mit ihrem Hofgesinde lange Zeit in den Wäldern umhergeirrt, bis sie sich endlich in einer von einem Klausner bewohnten Wildniß bei Kaiserslautern, welche noch jetzt „Einsiedel" heiße, eine Hütte gebaut und solche nach ihrem Namen Lutrea (Lautern) genannt habe.

Obgleich, außer vielen römischen Todtenhügeln in den nahen Wäldern, sich sonst noch keine anderen Denkmale ergaben, weil der Platz, den gegenwärtig Kaiserslautern einnimmt, zur Römerzeit noch sehr sumpfig war, so war doch damals schon, wie noch heute, in der Nähe der jetzigen Stadt, eine für den Verkehr äußerst wichtige Stätte, indem daselbst sieben römische Thalstraßen ihren Vereinigungspunkt hatten. Erst in den folgenden Zeiten scheint der Boden, der die ursprüngliche Stadt trägt, allmählich entsumpft und der Waldlauter ihr gegenwärtiges Bette bereitet worden zu sein.

Um den Rest des größtentheils in fremden Besitz übergegangenen alten Wormsgaues in dortiger Gegend dem Reiche zu erhalten, ließ Kaiser Friedrich I., Rothbart, unmittelbar nach seiner Thronbesteigung (1152) an dem Ufer der Lauter, wo sich vielleicht früher schon einige Höfe befunden haben mögen, eine feste Burg oder einen mächtigen Palast errichten, um welchen sich in kurzer Zeit viele Bewohner ansiedelten. Unmittelbar an diese Burg grenzte ein großer Teich, der „Kaiserswoog" genannt, dessen Anlage wol zur Sicherheit des Palastes und zur Entwässerung des umherliegenden Terrains bestimmt gewesen sein mag und an den sich einige gemüthvolle Sagen in Betreff Barbarossa's knüpfen. In dem neu entstandenen Burgflecken mußte jener Monarch infolge der immer mehr zunehmenden Bevölkerung bald auch ein Spital für Arme und Gebrechliche gründen, das er dem Prämonstratenser-Orden zur Aufsicht übergab und welches später in eine Klosteranstalt verwandelt

ward. Dies ist der Ursprung der Stadt Lautern, die man zur Ehre und zum Gedächtniß ihres Gründers in der Folge Kaiserslautern nannte.

Zu jenem Palaste oder jener Burg wurde das zwischen der jetzigen Kaiserstraße und dem Blies- und Nahegaue gegen Westen gelegene Land geschlagen, worin nachher, durch Ausroden der mächtigen Wälder, mehr als 20 Dörfer und Weiler entstanden, und dem man den Namen Reichsland beilegte, das den Burggrafen von Lautern untergeben war. Südlich von Lautern lagen große Waldungen, die Friedrich I. ebenfalls dem Reiche sicherte und die daher heute noch der Reichswald heißen. Der Rothbart, sein Sohn und sein Enkel, Heinrich VI. und Friedrich II., hielten sich öfters im kaiserlichen Palaste zu Lautern auf, und letzterer veranlaßte daselbst die Stiftung eines Barfüßerklosters.

In der Burg zu Lautern befand sich das kaiserliche Gericht für das Reichs- und Königsland, sowie für die nächste Umgebung, bei dessen Verhandlungen die Burgmannen, unter Vorsitz angesehener Männer aus dem Grafen- oder Dynastenstande, als Beisitzer mitwirkten, deren Urtheilssprüche schon seit 1220 bekannt sind. Erst durch den Habsburger Rudolf I. erhielt jedoch Lautern im Jahre 1276 Privilegien, Freiheiten und Gerechtsame, und wurde in die Reihe der Freien Städte des Deutschen Reiches eingesetzt. Sowol König Adolf von Nassau als auch dessen Nachfolger, Albrecht I., bestätigten die Freiheiten Kaiserslauterns, und letzterer machte der gesammten Bürgerschaft für ihre erprobte Treue und Anhänglichkeit im Jahre 1303 die Waldungen zum Geschenk, in deren Besitz die Stadt heute noch ist und wodurch eigentlich der städtische Wohlstand begründet ward.

Dieser Reichsfreiheit erfreute sich Kaiserslautern nicht lange, da Ludwig der Baier unmittelbar nach Beendigung des langwierigen Kampfes mit seinem Gegenkönige Friedrich dem Schönen von Oesterreich, auf dessen Seite die lauterer Bürgerschaft gestanden hatte, 1322 die Städte Kaiserslautern und Wolfstein (das Haupt des Königslandes), an seinen Schwager, König Johann von Böhmen, um 10,000 Pfund Heller versetzte. Dadurch büßten jene Städte ihre Reichsunmittelbarkeit ein. Sieben Jahre nachher gab der Böhmenkönig die beiden Städte dem Grafen Jofried von Leiningen in Afterpfandschaft, und 1332 trat er dieselben, nach Rücktritt des Grafen, dem Erzbischof Balduin von Trier unterpfändlich ab, dem die Bürgerschaft nun auch als ihrem Herrn huldigen mußte. Im J. 1351 versetzte der Erzbischof von Trier die beiden Städte an den Grafen Heinrich zu Veldenz, allein Kaiser Karl IV. brachte dieselben im Jahre 1357 durch Einlösung von Trier wieder an sich und das Reich. Aber noch in demselben Jahre gelangten sie, nebst anderen Städten, unterpfändlich an den Verwandten des Kaisers, den mächtigen Kurfürsten Ruprecht I. von der Pfalz, mit dessen Landen sie endlich (1407) eigenthümlich vereinigt wurden. Mit der Reichsherrlichkeit Lauterns ging auch die der kaiserlichen Hohenstaufenburg daselbst ein, welch letztere jetzt fortwährend der Sitz der pfälzischen Beamten oder Burggrafen blieb.

Außer einigen Streitigkeiten des Rathes von Kaiserslautern mit dem dortigen Prämonstratenserkloster (oder dem Stifte) und mit der nahen Abtei Otterberg, sowie mit den pfälzischen Beamten und dem umliegenden Adel störte nun nichts den friedlichen Gang der Stadt; doch als zwischen Rath und Bürgerschaft öfters Zwistigkeiten ausbrachen, vornehmlich im Jahre 1441, setzte der Vormund des minorennen Kurfürsten, Ludwig's V., der Herzog und Pfalzgraf Otto von Mosbach, die Glieder des Rathes eigenmächtig ab, ernannte 12 andere an deren Stelle und gab diesen 2 aus jeder der 11 Zünfte, also 22 Männer von seiten der Gemeinde, zur Berathung bei, ordnete überhaupt das gesammte städtische Gerichts-, Verwaltungs- und Rechnungswesen aufs neue, was indeß nicht verhinderte, daß später, namentlich 1498, 1510 u. s. w., wiederholt tiefgehende Uneinigkeiten zwischen Rath und Gemeinde eintraten, die gewöhnlich durch den Kurfürsten als Landesherrn geschlichtet werden mußten.

Im Bauernkriege, 1525, blieb die Stadt Kaiserslautern, ihrer festen Mauern und Thürme wegen, unangefochten; die Reformation hingegen fand dort, nachdem das Prämonstratenserstift nebst dem Barfüßerkloster eingegangen war, bereitwilligste Aufnahme, und die verbesserte evangelische Lehre ward unter den Kurfürsten Otto Heinrich und Friedrich III., wie im gesammten kurpfälzischen Staate, also auch in Kaiserslautern und in dem dazu gehörigen Amte vollständig eingeführt.

Der im Jahre 1576 verstorbene Kurfürst Friedrich III. hatte seinem zweiten Sohne, dem Herzoge und Pfalzgrafen Johann Kasimir, in seinem letzten Willen die zwei Oberämter Neustadt und Lautern zugeschieden, vorzüglich aus dem Grunde, damit die in Frankenthal, St.-Lambrecht und Otterberg angesiedelten niederländischen und wallonischen Auswanderer, zu denen sich später noch die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten gesellten, in der Ausübung ihrer Religion und Entfaltung ihres Wohlstandes durch seinen älteren Sohn und Nachfolger Ludwig VII. nicht gestört und beeinträchtigt werden möchten, worauf Herzog Johann Kasimir die Verwaltung jener beiden unter dem Namen Fürstenthum Lautern miteinander verbundenen Oberämter 1576 übernahm und seine Residenz in der dortigen kaiserlichen Burg aufschlug, die er bedeutend vergrößerte und verschönerte. Allein dieser einsichtsvolle Fürst zog, nach dem frühzeitigen Tode seines Bruders, Ludwig's VII., als Vormund von dessen Sohne, Friedrich IV., nach Heidelberg und starb dort kinderlos zu Anfang des Jahres 1592, worauf seine Besitzungen wieder mit dem Kurstaate vereinigt wurden.

Während des Dreißigjährigen Krieges, der wie überall in der Pfalz auch in Kaiserslautern den blühenden Wohlstand vernichtete, zogen schon 1620 die Spanier unter Spinola vor Lautern, welch letzterer sein Winterquartier daselbst nehmen wollte, allein die Bürger schlugen seinen Angriff muthig zurück; kaum war aber des Reiches Acht über den pfälzer Kurfürsten 1621 verhängt, so bemächtigte sich der General Don Corduba Lauterns. Im folgenden Jahre mußten die Bürger einen fehlgeschlagenen Versuch gegen die Spanier zu Gunsten ihres von Kaiser und

Reich schwer mishandelten rechtmäßigen Fürsten schwer büßen, und von da an hausten die fremden Dränger 10 Jahre lang in den Mauern Kaiserslauterns unter Ausübung ihres allbekannten materiellen und geistigen Druckes. Die schwedischen Waffen stellten zwar seit 1631 die Ruhe und Ordnung wieder her, jedoch nur auf kurze Zeit, denn nach der Schlacht bei Nördlingen, 1634, legte Herzog Bernhard von Weimar eine schwedische Besatzung nach Kaiserslautern, um seine Vereinigung mit Lothringen und Frankreich zu decken, aber im Sommer 1635 wurde die Stadt durch das kaiserliche Heer unter Gallas erstürmt, die schwedische Besatzung bis auf den letzten Mann niedergehauen, und zu gleicher Zeit 1500 Einwohner, Greise, Männer, Weiber und Kinder, durch den siegenden Feind schonungslos erwürgt, alles rein ausgeraubt, und was noch von Menschenleben übrigblieb, in den darauf folgenden Jahren durch Hunger und Pest größtentheils aufgerieben. Im Jahre 1644 verjagten endlich die Schweden und Franzosen die Kaiserlichen aus Lautern und blieben dort bis zum Westfälischen Friedensschlusse.

Kurfürst Karl Ludwig that seit 1652 sein Möglichstes, um der entvölkerten und ruinirten Stadt wieder aufzuhelfen, allein der kleine Krieg, den er selbst 1668 und 1669 gegen den Herzog von Lothringen wegen der Schlösser Landstuhl, Hoheneck und Falkenstein, die letzterer besetzt hielt, führte, bereitete den Bürgern wieder vieles Ungemach, weil die Stadt eben dieses Krieges wegen durch Anlegung mehrerer Bollwerke in einen kräftigeren Vertheidigungszustand gebracht worden war und eine Besatzung mit einem Commandanten einnehmen mußte, der im Verein mit dem pfälzischen Oberamtmann oder Landschreiber, trotz des Widerstandes des Rathes und der Bürgerschaft die Stadt Kaiserslautern schließlich um den Rest ihrer Gerechtsame brachte. Im September 1688 rückten endlich, wegen der Orleans'schen Erbforderungen, auch noch die Franzosen vor Lautern, nahmen es und setzten sich darin fest, nachdem die pfälzische Besatzung ausgezogen und die kurfürstlichen Beamten sich entfernt hatten. Sie ließen die erst 1679 vollendeten Bollwerke und sonstige Festungsbauten der Stadt schleifen, das Schloß größtentheils demoliren, und die Einwohner seufzten unter dem französischen Soldatendrucke bis zum Frieden von Ryswick 1697, jedoch wurde Kaiserslautern mit Brand verschont.

Nach geschlossenem Frieden ward Lautern seinem Landesherrn, dem Kurfürsten von der Pfalz, wieder eingeräumt, das verfallene Schloß für den Wohnsitz des pfälzischen Landschreibers nothdürftig hergerichtet, auch die Mauern der Stadt ausgebessert, welche aufs neue eine pfälzische Garnison erhielt und, mit Ausnahme eines feindlichen französischen Ueberfalls im Jahre 1713, in ihrem gedeihlichen Entwickelungsgange nicht gestört wurde. Kurfürst Karl Theodor that manches zum Besten und zur Verschönerung der Stadt, indem er unter anderem den seit 1769 in Kaiserslautern und Umgegend wirkenden sogenannten Bienenverein, der auch landwirthschaftliche Gegenstände in seinen Bereich gezogen hatte, zu einer physikalisch-ökonomischen Gesellschaft erhob, welche er 1774 in eine hohe Kameral- oder Staatswirthschafts-Schule mit fünf ordentlichen Lehrern verwandelte, die jedoch 10 Jahre später nach Heidelberg verlegt und mit der dortigen Facultät vereinigt ward.

In dem französischen Revolutionskriege, während dessen Dauer Kaiserslautern gleich dem übrigen linken Rheinufer vieles ausstehen mußte, erlangte die Stadt noch eine besonders traurige Berühmtheit durch die am 29. und 30. November 1793 zwischen den Preußen unter dem Herzoge von Braunschweig und den Franzosen unter General Hoche daselbst vorgefallene Schlacht, die zum Nachtheil der letzteren ausfiel. Als eine Folge jenes Krieges kam die linke Rheinseite an Frankreich; Lautern wurde unter den Franzosen eine Bezirksstadt mit einer Unterpräfectur und einem Tribunal, das als Bezirksgericht noch besteht. Die späteren Truppenzüge, vornehmlich die seit 1810 angelegte sogenannte Kaiserstraße, beförderten den Wohlstand der Bürger, allein unter der nachfolgenden königlich bairischen Herrschaft, an welche 1814 und 1815 die Pfalz und damit Kaiserslautern kam, hob und vergrößerte sich diese Bezirksstadt seit 1816 noch viel mehr. Im Mai 1849 war Kaiserslautern der Herd und Mittelpunkt des pfälzischen Aufstandes, ohne daß dadurch im Innern eine Aenderung herbeigeführt wurde, und im Beginn des Deutsch-französischen Krieges von 1870/71 war die Stadt kurze Zeit das Hauptquartier des preußischen Prinzen Friedrich Karl, nachmaligen Feldmarschalls, und der Hauptstützpunkt der II. Deutschen Armee. (*Ferdinand Moesch.*)

KAISERSTUHL, ein isolirtes Gebirge vulkanischen Ursprungs im badischen Kreise Freiburg (Breisgau) zwischen Alt-Breisach und Endingen, nordwestlich von der Stadt Freiburg. Es ist durch das flache Dreisamthal vom Schwarzwald geschieden und stößt mit seinen westlichen Vorbergen an den Rhein. Aus etwa 45 Kegelbergen bestehend, bietet es auf dem kleinen Raume von zwei Quadratmeilen (110 Quadratkilometern) eine Fülle und Mannichfaltigkeit von landschaftlichen Schönheiten, verbunden mit einer Ueppigkeit der Vegetation, wie sie in Deutschland in diesem Verhältniß nicht wiedergefunden werden. Auch hat es die dichteste Bevölkerung nicht nur in Baden, sondern in ganz Deutschland, sofern eben ländliche Bezirke in Betracht kommen, denn es zählt auf seinen 2 Quadratmeilen über 30,000 Einw. in 30 größeren und kleineren Ortschaften. Haupterwerbszweige sind Wein- und Obstbau, Waldwirthschaft und Viehzucht. Der Getreidebau wird aus Mangel an ausreichenden Flächen nur in beschränktem Maße betrieben. Wohlhabenheit herrscht trotz der dichten Bevölkerung durchgehends. Die Blüte des Landstriches wird noch erhöht durch günstige Verkehrsverhältnisse. Außer von der schiffbaren Wasserstraße des Rheines wird der Kaiserstuhl noch von zwei Linien der Badischen Staatsbahn berührt.

Seinen Namen führt der Kaiserstuhl von dem Umstande, daß Kaiser Rudolf von Habsburg, wenn er in Breisach Hof hielt, bei seinen Jagden im Gebirge auf

der höchsten, speciell Kaiserstuhl genannten Spitze desselben zu rasten pflegte und dort auch zuweilen öffentlich Gericht hielt. In den Urkunden des 14. Jahrhunderts kommt er als Sedes imperialis vor. Aber auch aus dem Grunde mag dem Gebirge dieser Name zukommen, weil Rudolf's Wiege hier gestanden hat, indem er am 1. Mai 1218 auf der Limburg, über dem Dorfe Sasbach am Rhein, das Licht der Welt erblickte. Mächtige Trümmer bezeichnen die Stelle, die auch deshalb historisch merkwürdig ist, weil hier im J. 1078 Herzog Berthold I. von Zähringen, der Stammvater der badischen Herrscherfamilie, starb. Der Kaiserstuhl, auch Todtenkopf, Mahlberg und Zu den neun Linden genannt, mißt 1763 pariser Fuß oder 573 Meter über dem Meer, 1138 pariser Fuß oder 370 Meter über dem mittleren Rheinspiegel, der also in dieser Breite 625 Fuß oder 203 Meter beträgt. Der Berg zeigt oben eine ebene Fläche, von der man die herrlichste das Rheinthal von Straßburg bis Basel, den Schwarzwald und die Vogesen umfassende Rundsicht genießt. Außerdem sind zu erwähnen: der Katharinenberg, 1564 Fuß (508 Meter) mit einer Kapelle, der Teufelsberg, 1124 Fuß (365 Meter). Der höchstgelegene Ort im Kaiserstuhl ist das Pfarrdorf Achkarren, 1119 Fuß oder 363 Meter über dem Meer. Der merkwürdigste Ort im Gebiet des Gebirges ist Breisach, gewöhnlich Altbreisach genannt, zur Unterscheidung von Neubreisach im Elsaß. Er ist Endpunkt der Linie Freiburg-Altbreisach der Badischen Staatsbahn, die hier mittels der über den Rhein geführten Brücke mit den Elsaß-Lothringischen Bahnen zusammenstößt. Seine Geschichte verliert sich in das keltische Alterthum, es blühte als römische Niederlassung und war später stark befestigt, bis die Werke 1805 geschleift wurden. Von hier aus zwang die badische Artillerie in den Tagen vom 2. bis 6. November 1870 das Fort Mortier zur Capitulation. Die Stadt treibt Handel mit den Producten des Gebirges. An der Eisenbahn liegen außerdem noch: Ihringen, 5 Kilometer von Breisach, und Wasenweiler, 3 Kilometer weiter, sowie Riegel auf der Ostseite des Gebirges, 23 Kilometer von Freiburg entfernt. Ihringen und Riegel sind mit festen Laderampen versehen und ebenfalls stark an der Ausfuhr der Gebirgsproducte betheiligt, von denen sowol Wein als Obst durch ihre Güte und Feinheit weitberühmt sind. Die besten Weine bringen die Ortschaften Wasenweiler, Ihringen, Königschaffhausen, Bischoffingen, Achkarren, Bickensohl hervor. Durch Viehzucht zeichnet sich besonders Forchheim aus. Die Rebe wurde aller Wahrscheinlichkeit nach von den Römern am Kaiserstuhl angepflanzt. In der fränkisch-alamannischen Zeit erscheinen urkundlich als Weinorte: Bötzingen 670 und 769, Burgheim 778, Endingen 774, Riegel 781. Neben dem Weinbau wird auch in ansehnlichem Maße Branntweinbrennerei aus Zwetschen, Kirschen, Trestern und Kartoffeln betrieben. Der Holzbestand des Gebirges, größtentheils aus Buchen und Eichen bestehend, wird von den Bewohnern als Bau- und Brennmaterial verwerthet.

Der Kaiserstuhl besteht größtentheils aus Dolerit, der aber häufig in Trachyt, Basalt und Klingstein übergeht. In diesen Gesteinen finden sich viele zum Theil seltene Mineralien und zwar: Olivin, Augit, Vesuvian, Leucit, Melanit, Hornblende, gemeiner und glasiger Feldspat, Basaltjaspis, Mesotyp, Stilbit, Analcim, Nephelin, Glimmer, Arragonit, Bitterkalk, Titaneisen, Magnetkies, Gelbtitanerz u. a. Dieser Beschaffenheit des Bodens, resp. den aus ihm gebildeten Verwitterungsproducten, verdankt der Kaiserstuhl den hohen Grad von Fruchtbarkeit, welche ihn den gesegnetsten Landstrichen der gemäßigten Zone zugesellt. (*A. Schroot.*)

KAISERSTUHL, ein alterthümliches Städtchen mit steilen Gassen, einem alten dicken Thurm und einer Rheinbrücke, liegt 371 Meter über dem Meer, 35 Kilometer nordöstlich von Aarau im Bezirk Zurzach des Cantons Aargau, am Rhein und der Nordostbahnlinie Winterthur-Waldshut und zählte (1880) 366 meist katholische Einwohner (11 Procent Protestanten), deren Haupterwerbsquelle der Acker- und Weinbau ist.

Kaiserstuhl soll an der Stelle der römischen Gerichtsstätte Forum Tiberii liegen, welche 256 n. Chr., wie die übrigen römischen Castelle am Oberrhein, von den Alamannen zerstört wurde. Im Mittelalter wird das Städtchen, nach welchem sich das Geschlecht der „Schenke von Kaiserstuhl" nannte, vom 10. Jahrhundert an erwähnt. Am Ende des 13. Jahrhunderts ging es durch Kauf von den Freiherren von Regensberg an die Bischöfe von Constanz über, deren Obervögte bis 1798 in dem am rechten (badischen) Ende der Rheinbrücke gelegenen Schlosse Röteln residirten. 1415 kam es durch Eroberung an die Eidgenossen, welche es der gemeinen Herrschaft Baden zutheilten und die hohe Gerichtsbarkeit dem Landvogt derselben übertrugen, die niedere Gerichtsbarkeit dagegen dem bischöflichen Obervogt beließen. 1798 wurde das Städtchen dem Canton Baden der Helvetischen Republik, 1803 dem neuen Canton Aargau einverleibt. (Vgl. Müller, Der Aargau, 2 Bde. Zürich und Aarau 1870.) — Den Namen Kaiserstuhl tragen in der Schweiz außerdem noch ein Bergstock und ein Hügelrücken im Canton Unterwalden. Jener, auch Kaiserstock genannt, erhebt sich zwischen dem Schönegg- und dem Bannalppasse an der Grenze von Nidwalden und Uri zu 2401 Meter und ist ein Kalkstock, dessen steil abfallende Felswände, ähnlich dem Tafelberge der Capstadt, von einem ebenen Plateau gekrönt sind; dieser liegt, wie auch der gleichnamige Weiler, nördlich vom Lungernsee in Obwalden an der Brünigstraße, welche in drei großen Windungen die Steigung des Kaiserstuhls überwindet. (*A. Wäber.*)

KAISERSWERTH ist ein preußisches Städtchen der Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düsseldorf, Landkreis Düsseldorf, am Rhein, in 34 Meter Höhe, mit 218 Wohngebäuden und darin 403 Haushaltungen; die Zahl der Bewohner ist 2365, welche Schiffahrt und Seidenweberei betreiben. Der Ort hat eine große Seidenfabrik. Er ist sehr alt, denn schon im J. 710 predigte dort Suitbert, dessen Grabmal sich in der Stiftskirche befindet. Auf einer Rheininsel erbaute Pipin von Heristal ein Schloß und ein Kloster; im J. 1062 entführte Erzbischof Hanno von Cöln von hier den zwölfjährigen Heinrich IV. Im Mittelalter war es eine in verschiedenen Händen be-

findliche Festung. Einen besondern Ruf hat der Ort erlangt durch seinen Prediger Th. Fliedner, welcher 1822 die ärmliche evangelische Pfarrstelle zu Kaiserswerth erhielt. Mittels reichlich ihm zufließender Beiträge gründete er 1826 den Bibelverein und den rheinisch-westfälischen Gefängnißverein zu Düsseldorf, 1833 ein Asyl für entlassene weibliche Gefangene, und zwar in seinem Gartenhause; darauf 1835 zu Düsseldorf eine der ersten Kleinkinderschulen, später eine Strickschule und ein Seminar für Kleinkinder-Lehrerinnen. 1836 am 13. October eröffnete er die erste Diakonissen-Anstalt, das Mutterhaus für viele ähnliche Anstalten; er verband damit ein Magdalenenstift, ein Krankenhaus (jetzt mit 120 Betten), ein Waisenstift für Mädchen mittlerer Stände, ein Seminar für Lehrerinnen und eine Heilanstalt für weibliche Gemüthskranke. Jetzt ist das Gartenhaus zu Straßen mit stattlichen Häusern geworden, in denen täglich mehr als 500 Menschen beköstigt werden. — 1879 gibt der 42. Jahresbericht über den Stand der Dinge Nachricht: Das Mutterhaus zu Kaiserswerth hatte im März 1879: 447 eingesegnete Diakonissen und 117 Probeschwestern, ferner 16 Diakonissen-Schülerinnen, in Summa 580. Die 8 Tochterhäuser in Preußen waren besetzt mit 38 Schwestern; die 78 Stationen der Rheinprovinz mit 181 Schwestern; die 37 Stationen in Westfalen mit 91 Schwestern; die 6 Stationen in Hessen-Nassau mit 23, die 10 Stationen in Brandenburg mit 46, die 3 Stationen in Schlesien mit 10, die 1 Station in Ostpreußen mit 1, die 2 Stationen in Sachsen mit 2 Schwestern; 2 Stationen (in Detmold und in Speier) mit 8 Schwestern. Mit 23 Schwestern die Stationen in Bukarest, Constantinopel, Pest und Florenz; mit 42 Schwestern die Stationen in Beirut, Jerusalem und Smyrna; mit 9 Schwestern die in Alexandrien; mit 1 Schwester die zu Rochester in Nordamerika. Die Zahl der 1878 von kaiserswerther Diakonissinnen verpflegten Personen wird folgendermaßen angegeben: in Krankenhäusern 23,844; in Versorgungshäusern 621; in Familien 15,000; einzelne Kranke 1900; in Waisen- und Erziehungshäusern 672; in Pensionaten 534; in Elementarschulen 464; in Handarbeits-, Flick- und Sonntagsschulen 4046; in Kleinkinderschulen 2703; in Mädchenanstalten und Logirhäusern 2565; in Asylen und Gefängnissen 96; in Summa 52,445 Personen. Dazu kommen noch in den Hospitälern von Alexandrien 29,064, in Beirut 11,821, in Jerusalem 4800, zusammen 45,685. Aus den Krankenhäusern in Aachen, Neunkirchen u. s. w. ist die Zahl der Behandelten nicht bekannt. Die poliklinischen Behandlungen geschehen ganz unentgeltlich, meist wird auch die Arznei unentgeltlich verabreicht. Die ganz selbständigen Diakonissen-Mutterhäuser Breslau, Bielefeld, Halle a. S., Königsberg i. Pr., Speier, Paul Gerhard-Stift in Berlin haben nur die vorstehende Schwester vom Kaiserswerther Mutterhause erhalten.

Die inländischen Töchterhäuser sind: die seit 1868 bestehende Diakonissenschule zu Kaiserswerth (15 Schwestern); der Erholungsort für genesende und müde Schwestern in Salem; das Kinder-Genesungsasyl und der Erholungsort für Schwestern auf Haus Wallbaum bei Hattingen; die evangelische Mägdeherberge und Mägdebildungsschule in Düsseldorf; die Mägdeherberge und Mägdebildungsschule auf Marthashof in Berlin; das Waisenhaus zu Altorf bei Pleß in Oberschlesien; das Lehrhaus und die höhere Töchterschule in Hilden; das Asyl für Gefallene und Entlassene in Brandenburg a. d. H. — Töchterhäuser und Arbeitsfelder im Auslande sind: das Hospital in Jerusalem; das Erziehungshaus Talitha-Kumi in Jerusalem; das Pensionat und Waisenhaus in Smyrna; das Hospital in Constantinopel; das Diakonissen-Krankenhaus in Alexandrien; die Diakonissenarbeit in Beirut am Libanon; die deutsch-evangelischen Mädchenschulen und die Kleinkinderschule in Bukarest; das Diakonissen-Krankenhaus in Pest; das Diakonissen-Lehrhaus in Florenz.

33 Hülfs- und 56 Zionsvereine stützen das Werk. 1878 beliefen sich die Einnahmen auf 277,014 M. 99 Pf., die Ausgaben auf 263,492 M. 64 Pf. Leider ist noch eine Kapitalschuld von 180,000 M. vorhanden, für welche der Zinsenaufwand ansehnlich ist.

Die Wohlthaten, welche diesen Instituten zu verdanken sind, kann man nicht verkennen, nicht allein für die Kranken und zu Bessernden, sondern auch dadurch, daß unverheiratheten weiblichen Personen ein schöner Beruf und segensreicher Wirkungskreis geöffnet ist, wenn sie sich dem Diakonissenamt widmen, natürlich ganz freiwillig und mit voller Hingabe der Seele. Freilich müßte ihnen der Austritt auch gewährt sein, sobald sie erkennen, daß sie hier nicht den für sie geeigneten Beruf oder Lebensweg gefunden haben. Leider aber scheint die Tendenz zu bestehen, die Eingetretenen ebenso unlösbar festzuhalten, wie es die katholischen Klöster thun, und zwar auf Wegen und durch Mittel, wie sie nicht zu rechtfertigen sind. Da ist denn die Klage nicht zu verwundern, daß dem Verlangen und Bedürfnisse an Diakonissen in so sehr vielen Orten wegen der geringen Zahl von solchen, die sich zum Eintritt melden, in keiner Weise genügt werden kann. *(G. A. v. Klöden.)*

KAISERTHUM. Die vornehmste und erhabenste aller politischen Institutionen der civilisirten Welt ist ohne Zweifel die Würde und der Beruf des Kaisers. Denn während das Königthum an und für sich der höchste Ausdruck für die äußere oder formelle Darstellung der staatlichen Einheit ist, verknüpft sich mit dem Begriffe Kaiserthum historisch stets der Gedanke einer gewissen Steigerung des Königthums, einer Ausdehnung desselben über die Grenzen des strengen Einheitsstaates hinaus, einer Neigung zur Weltherrschaft, zu einer Art von völkerrechtlicher Hegemonie. In diesem Sinne tritt uns die Idee des Kaiserthums, oder wenigstens das Streben nach der Verwirklichung eines solchen, seit den ältesten Zeiten der Geschichte entgegen. Schon der Perser Cyrus erscheint als ein Träger dieser Idee, wie der regierende Sohn des Himmels in China und der indische Großkönig, dem es gelingt, unter Anlehnung an die Einheit des Brahmanismus eine größere Anzahl von indischen Stämmen eine Zeit lang unter seiner Herrschaft zu vereinigen. Und wie der griechische Gedanke

der Weltherrschaft oder des Kaiserthums in Alexander seinen glänzendsten, wenngleich rasch vorübergehenden Ausdruck gefunden hatte, und das römische Volk jedenfalls schon durch Cäsar zu einigem Bewußtsein dieses Gedankens wie zu der Ahnung einer bestimmten, nicht im Königthume allein liegenden Form für denselben erweckt worden war, so leuchtet im Mittelalter ein Schein der Idee bereits hervor aus dem gothischen Gesammtkönigthum und aus dem frühen Eingehen der Germanen auf die Traditionen des Occidentalischen Kaiserthums wie in der gleich frühen Nachahmung des orientalisch-kaiserlichen Hofes und Regiments.

Jedes Kaiserthum muß sich an ein allgemein menschliches Princip anlehnen, welches es innerhalb eines größeren Kreises von im übrigen eigenthümlich ausgebildeten und mehr oder weniger selbständigen Völkerindividualitäten darzustellen sucht, indem es diese Völker selbst wieder zu einer besondern, gerade durch das Kaiserthum individuell charakterisirten höheren Einheit zusammenfassen und also insofern wenigstens beherrschen will. Demnach muß jedes Kaiserthum seinem Grundgedanken nach auf einer Oberherrschaft entweder durch den Glauben, oder durch neue Gesellschaftsideen, oder endlich durch materielle Machtverhältnisse beruhen. Man darf dies nicht so auffassen, als müsse jedes Kaiserreich entweder ein Cäsareopapismus, oder ein rationalistisch-revolutionäres Protectorat, oder ein militärisches Großkönigthum sein. In der Regel wird aber in jedem Kaiserthume etwas von jeder der drei angegebenen Grundideen enthalten sein, gleichviel, an welche von ihnen dasselbe sich zuerst und vorzüglich angeschlossen hatte. Da aber für die Dauer des Bestandes Collisionen zwischen dem Kaiserthum und den ihm angehörenden Gliederstaaten nicht ausbleiben können, so wird schließlich meist die materielle Macht über die Forteristenz des Kaiserthums zu entscheiden haben.

Zur äußern Charakteristik des Kaiserthums gehört zunächst der im kaiserlichen Titel liegende höhere völkerrechtliche Rang. An sich freilich enthält dieser kaiserliche Titel durchaus keine besondern staatsrechtlichen Machtvollkommenheiten oder völkerrechtlichen Befugnisse. Das Staatsrecht berührt er an und für sich gar nicht, und im Staatenverkehr oder nach Völkerrecht begründet er den ihn anerkannt habenden Mächten gegenüber nur einen höheren Rang. Deshalb hatten der byzantinische wie der römisch-deutsche Kaiser zuerst nur einen einzigen Genossen ihres völkerrechtlichen Ranges, und dieser war, sonderbarerweise, der Erbfeind der Christenheit, der Sultan, der Oberherr aller wahren Muselmanen, wie der Kaiser der der Christenheit. Da aber der Rang im Verkehre überhaupt, und namentlich im Völkerverkehre, um so bedeutender ist, je mehr er durch Ideen und entsprechende Mittel getragen wird, so muß derjenige Staat, welcher die Consequenzen irgendeines Kaiserthums mit seiner Stellung nicht vereinigen kann, demselben entweder die Anerkennung verweigern, oder ihm seine eigene Krone als eine ebensowol kaiserliche mit dem Anspruch auf gleichen Rang gegenüberstellen; denn im höheren Range liegt stets eine Gefahr für die völkerrechtliche Gleichheit, da derselbe Prätensionen nahelegt, welche leicht über die Grenzen eines bloßen Ehrenvorrechts hinausgehen. Im Zusammenhange mit den hier angedeuteten Gesichtspunkten steht denn auch ein besonderer, namentlich bei feierlichen Gelegenheiten sich kundgebender Glanz der äußern Erscheinung des Kaiserthums, wie er einmal in der Kleidung (Ornat), Hofhaltung und im ganzen Auftreten des jeweiligen Trägers der Würde, sodann aber vorzugsweise auch in einem gewissen, dem Kaiserthum in noch höherem Grade als dem Königthum eigenthümlichen, religiösen Charakter (Salbung, Krönung) hervorzutreten pflegt.

Ungleich wichtiger als diese Aeußerlichkeiten sind nun aber diejenigen Eigenschaften des Kaiserthums, welche dasselbe innerlich charakterisiren, da von ihnen die tiefere Bedeutung der äußern Erscheinung abhängt. Das wahre Kaiserthum, als das Resultat einer nach außen gehenden Expansion der Kraftüberfülle eines Einheitsstaates muß sich vorzüglich gerade auf letzteren stützen. Es ist dabei gleichgültig, welchen Grad innerer Vollendung der eigentliche Hauptstaat bereits erlangt hat oder von früherher noch behauptet; es genügt, wenn derselbe relativ, d. h. im Verhältniß zu den Nebenvölkern, den am stärksten organisirten Staat repräsentirt, denn ein Kaiserthum, welches der erfolgreichen Thätigkeit der Expansivkraft vorausgeht oder nach deren Absterben noch fortbesteht, ist noch nicht oder ist nicht mehr ein wahres Kaiserthum. Dieses aber wird, will es nicht etwa in ein vergrößertes Königthum oder vollkommenes Einheitsstaatswesen zurückfallen, sich zu gewissen föderativen Concessionen gezwungen sehen, d. h. das Kaiserthum muß seinen einzelnen Völkern und Ländern einen gewissen Grad von Selbständigkeit lassen oder geben. Diese Nothwendigkeit bringt jedoch die wichtigsten Consequenzen mit sich. Je kaiserlicher nämlich eine Regierung ist, desto mehr Kraft braucht sie, um die Einheit größerer und in einem hohen Grade autonomer Theile zusammenzuhalten. Allein gerade in dieser Selbständigkeit oder Freiheit, welche das Kaiserthum schließlich dem Hauptvolke, aus dem es hervorgegangen, nicht wird versagen können, liegt eine große Gefahr für seinen, d. h. den einheitsstaatlichen Bestand, da die Neigung zum Föderalismus leicht überwiegt und in ihren weiteren Consequenzen zur Auflösung führt. Nur mächtige Ideen, getragen von mächtigen Persönlichkeiten, können demnach einen dauernden und lebenskräftigen Bestand eines Kaiserthums sichern, und alles, was zur Vollkommenheit der Form des Einheitsstaates gehört und aus dieser resultirt, wird selbst unter diesen Voraussetzungen minder vollständig vorhanden sein. Aber auch die innere organische Durchbildung des Reiches wird vom Standpunkte der Einheitlichkeit aus um so weniger eine vollkommene sein können, je individuell verschiedener und damit zur organischen Verschmelzung ungeeigneter die einzelnen Theile an sich sind. Schon aus diesen Gründen schwebt das Kaiserthum stets zwischen der Gefahr der Auflösung in eine Staatenmehrheit und der des Rückfalles in das Einheitskönigthum. Dazu kommt, daß das Kaiserthum, obgleich es seinem Wesen nach in mancher Beziehung mehr Freiheit gewährt als das Königthum,

wegen seines Fortstrebens nach außen nicht nur der inneren Freiheit in andern Beziehungen gefährlicher werden muß als das Königthum, sondern auch vermöge seiner Ideen und deren Anziehungskraft immer etwas Drohendes nach außen hin an sich hat, was natürlich durch mächtige kaiserliche Persönlichkeiten noch gesteigert wird. Die Nothwendigkeit, innerlich immer mehr zu centralisiren, zwingt es, gewissermaßen seinen eigenen Boden zu zerstören, und der Drang, durch Eroberungen sich äußerlich zu vergrößern, läßt es mit seinem eigenen Grundgedanken auch in dieser Richtung in Widerspruch gerathen. Will man auch die geschichtlich nachweisbare Schwäche der inneren Organisation der Kaiserreiche oder doch deren meist nur mechanischen Zusammenhang übersehen, will man keinen besondern Werth darauf legen, daß die geschichtlichen Kaiserreiche in der Regel von dem Ideal eines organischen Staates in demselben Maße weit entfernt sind, als deren Idee eine erhabene gewesen — ein Gesichtspunkt wenigstens kann hier nicht ganz unbeachtet bleiben, der nämlich, daß das Kaiserthum seiner föderalistischen Neigung wegen stets mit einer Art von Feudalismus verbunden zu sein pflegt. Die rechtliche Unbestimmtheit der Beherrschungsform, die rechtliche Unselbständigkeit des Herrschers und im Zusammenhange hiermit die große Unsicherheit der Nachfolge oder der rechtlichen Continuität in der Oberherrschaft sind die geschichtlich vorliegenden Folgen jener Thatsache.

Diejenigen Erscheinungsformen des Kaiserthums, welche hier in ihrem historischen Zusammenhange und gewissermaßen als dessen einzelne Entwickelungsstufen des nähern berührt werden müssen, sind folgende: 1) das Römisch-occidentalische; 2) das Römisch-griechische; 3) das Fränkische; 4) das Römisch-deutsche Kaiserthum oder das der deutschen Könige.

1) Das Römisch-occidentalische Kaiserthum. Dem glücklichen Erben Cäsar's, Octavius Augustus, gelang es, die gesammte römische Staatsgewalt in seiner Person zu vereinigen. Von da an verehrt das römische Weltreich in dem Kaiser sein einiges Haupt. Als Großneffe und Testamentserbe Cäsar's führte Octavius auch den Namen Cäsar. Aber noch bedeutete derselbe nicht die Kaiserwürde. Einen festen Namen dafür gab es anfänglich überhaupt nicht. Die ersten Kaiser nannten sich zunächst mit ihren Personennamen und fügten diesen die verschiedenen römischen Würden bei, deren Concentration die wesentlichen Attribute der Kaiser in sich begriff. Sie betonten ihre imperatorische Gewalt und ihr tribunicisches Ansehen. Der Kaiser war regelmäßig auch pontifex maximus und princeps senatus und zog auch die censorische Gewalt der Sittencensur an sich. Von Zeit zu Zeit ließ er sich außerdem die Würde des Consuls übertragen, dessen stellvertretende (proconsularische) Gewalt er fortwährend beibehielt. Durch die alten Namen republikanischer Aemter wurde so die neue monarchische Hoheit in den Augen des Volkes gleichsam ermäßigt und die Verbindung der neuen Verfassung mit der alten sichtbar dargestellt, ähnlich wie unsere heutigen Könige die Titel untergegangener mittelalterlicher Reichsfürstenämter fortzuführen pflegen. Wollte man die kaiserliche Machtvollkommenheit mit einem Worte bezeichnen, so bediente man sich mit Vorliebe der Ausdrücke imperator oder princeps, oder persönlicher noch des Ehrennamens Augustus, der allmählich dem Namen Cäsar den Vorsprung abgewann und noch im Mittelalter neben demselben sich lange behauptete. Erst zuletzt erbleichte er vor dem größeren und individuelleren des Kaisers und kam dann ganz in Vergessenheit. Die kaiserliche Würde war jedoch nicht erblich und schon dadurch unterscheidet sie sich von der gewöhnlichen Königswürde, die fast immer mit einer Dynastie erblich verbunden war. Der Kaiser bedurfte eines Senatsschlusses und eines Volksgesetzes, durch welche ihm die höchste Gewalt übertragen ward. Die Römer waren überhaupt allen Erbämtern abgeneigt, sie verlangten für alle öffentlichen Würden individuelle Tüchtigkeit; ganz vorzüglich aber schien der cäsarische Beruf höchster individueller Begabung zu bedürfen, wie sie das Erbrecht nicht zu gewährleisten vermag. Thatsächlich freilich hielten sich die Römer so viel als möglich an die Familie des letzten Kaisers, ja sie ließen sich sogar einen Schwachkopf wie Claudius gefallen, weil er der kaiserlichen Familie entstammte. Aber vom Standpunkte des römischen Staatsrechts aus war es nicht im mindesten anstößig, wenn ein glücklicher Empörer an der Spitze der Legionen die Stufen des Kaiserthrones erstieg, denn eben durch seine Erfolge erwies er seine cäsarische Begabung. Wichtiger noch ist folgender Gesichtspunkt. Schon im Alterthum gilt das Königthum für eine wesentlich nationale Institution, es ist seiner Natur nach in der Regel beschränkt auf ein bestimmtes Volk und auf ein begrenztes Land. Das römische Kaiserthum dagegen ist eine universelle Würde. Seine Idee umfaßt die Menschheit und seine Autorität will sich über die ganze Erde erstrecken. Im höchsten Sinne des Wortes gibt es daher nur einen Kaiser und viele Könige. Der Zug der Römer zur Weltherrschaft, der alle Völker der Erde sich unterordnen müssen, hat im römischen Kaiserthum seinen höchsten Ausdruck gefunden. Der Kaiser ist die römische Weltherrschaft in Person. Alle öffentliche Macht gipfelt zuletzt in ihm und seine oberste Gewalt breitet sich schrankenlos nach unten aus, soweit er es im öffentlichen Interesse für nöthig hält. Das römische Volk und der römische Kaiser, das sind die beiden großen, absoluten Autoritäten, welche der Römer verehrt, und zwar erscheint die Autorität des römischen Volkes als die ursprüngliche, die des Kaisers als die hieraus abgeleitete. Im Volkswillen findet das Kaiserthum seine rechtliche Begründung, und die Volkswohlfahrt ist seine Aufgabe. Aber in der Regel verhält sich das Volk selbst nur passiv, und alle wahre politische Action geht vom Kaiser aus, der die Macht des römischen Volkes schrankenlos besitzt und beliebig übt. Denn der Kaiser ist durch kein Gesetz gebunden und er wird durch kein Gesetz beschränkt. Aber er steht nicht außerhalb des römischen Volkes, sondern er findet im Geiste und im Charakter des Römerthums eine höhere Macht als selbst die seinige. Er kann das römische Recht um der Staatswohlfahrt willen aus-

nahmsweise durchbrechen, aber er muß es als Lebensregel beachten. So dictatorisch sein Imperium ist, so muß er sich doch vor Uebelthaten und Misregierung hüten, durch welche das Volk zu trotzigem Aufstande gereizt würde, denn dann ist seine Macht und sein Leben in äußerster Gefahr. Die salus publica ist die Quelle, die Schranke und der Zweck aller römischen Kaisermacht.

2) Das Römisch-griechische Kaiserthum. War in dem älteren Kaiserthum wenigstens formell noch die Verbindung verschiedener republikanischer Magistraturen sichtbar, so ging auch diese Erinnerung später unter, und das Kaiserthum wuchs sich völlig zu einer einheitlichen und untheilbaren Monarchie aus. Ebenso verschwanden die übrigen Magistraturen der Republik mit ihrem relativ selbständigen Imperium nach und nach, und es gab in dem weiten Reiche nur noch kaiserliche Aemter und kaiserliche Beamten. In der Gründung von Neu-Rom auf griechischem Boden (Byzanz) hatte der innere Gegensatz beider Civilisationen, die im römischen Weltreiche verbunden waren, der hellenischen und der römischen, ein zweites, griechisches, Centrum gefunden, dessen wachsende Bedeutung bald die der alten italischen Hauptstadt weit hinter sich ließ. Damit war auch die Spaltung des Kaiserthums in ein weströmisches und ein oströmisches veranlaßt. Zwar gehörten noch immer Occident und Orient zusammen. Dem Princip nach war es immerhin nur ein Kaiserthum, ein Reich, aber die Größe desselben erforderte zwei Träger der kaiserlichen Gewalt, die überdies noch in den sogenannten Cäsaren sich Theilhaber der Macht, Gehülfen und Nachfolger erwählten. Thatsächlich waren es also zwei besondere Reiche; der Occident wurde gewöhnlich von Rom aus, der Orient von Constantinopel aus regiert. Der Absolutismus dieses späteren Kaiserthums war noch viel ungehemmter als der des früheren, weil die republikanischen Ideen und Uebungen im Volke vollends abgestorben waren, und weil in Constantinopel nun die orientalischen Vorstellungen und Gewohnheiten herrschend wurden. Wie vor einem Gotte warf sich der Orient vor seinem Despoten in den Staub, und auch das kaiserliche Hofceremoniel bekam nun einen vollständig orientalischen Anstrich. Nur in einer Beziehung erhielt das Kaiserthum eine vorher nicht gekannte Schranke. Seit Constantin der Große das Christenthum angenommen hatte, waren die christlichen Kaiser genöthigt, eine höchste Autorität anzuerkennen, die in keiner Weise auf das römische Volk zurückgeführt werden konnte. Christus und die Apostel galten ihnen in religiösen Dingen doch mehr als der Wille der Römer. Dem Imperium trat daher als eine neue, wesentlich selbständige — wenn auch in allen äußeren Beziehungen dem Kaiser unterthänige Macht — das Sacerdotium an die Seite. Der neuen Sorge für das Christenthum und für den orthodoxen katholischen Glauben unterzogen sich aber die Kaiser selbst. Sie waren die Wächter der kirchlichen wie der staatlichen Einheit, ihre Würde bekam zu einem guten Theil einen religiösen Charakter, sie wurden Verkünder und Schützer des Dogmas. Mit dem Titel „De trinitate" eröffnet der Kaiser Justinian bedeutsam seine Sammlung kaiserlicher Gesetze; die Schirmung des orthodoxen Glaubens und seine möglichste Verbreitung bildeten die vorwiegende Aufgabe des byzantinischen Kaiserthums.

3) Das Fränkische Kaiserthum. Auf römischem Boden erhob sich das große Reich der deutschen Franken. Die fränkische Monarchie, aus römischen und deutschen Elementen gemischt, bildet denn auch den Uebergang aus der antiken in die mittelalterliche Weltordnung. Viel mächtiger als ein altgermanischer König ist der fränkische König, doch weder so absolut noch so übermächtig wie der römische Kaiser. Die Ideen des germanischen Rechts und der germanischen Freiheit haben sich gewissermaßen vermählt mit dem Gedanken der römischen Staatshoheit und Macht, und aus dieser Verbindung ist jene monarchische Institution hervorgegangen, wie wir sie in der Zeit Karl's des Großen in voller Kraft entwickelt sehen. Eine Reihe von Gründen wirkte zusammen, um die einheitliche Macht der Karolingischen Könige zu stärken: vorerst die merkwürdige Folge individuell ausgezeichneter und glücklicher Herrscher, sodann die wachsende Ausdehnung eines großen Reiches, für welches ein umfassendes und starkes politisches Regiment Bedürfniß ward, ferner die Nothwendigkeit einer stets verfügbaren großen Kriegsmacht, und die Siege, welche durch sie erfochten wurden, endlich die Verbindung mit den romanischen Unterthanen, die seit Jahrhunderten in der Cultur des römischen Staates erzogen und an die Vorstellungen und durchgreifenden Einrichtungen des letzteren gewöhnt waren. In einer Beziehung freilich machte die Institution der Monarchie eher einen Rückschritt. Das Princip der Erblichkeit nämlich der königlichen Würde, neben welcher die frühere Kur zu einer ziemlich bedeutungslosen Formalität zusammenschrumpfte, wurde allzu sehr nach der Weise der privatrechtlichen Erbfolge ausgeübt, und zum Nachtheil des Staates und der Nation das Gesammtreich unter mehrere Söhne des verstorbenen Königs so vertheilt wie die liegenden Güter, die ein Privatmann hinterlassen hatte. Damit war aber der politische und staatsrechtliche Charakter der Thronfolge, welcher die fortdauernde Einheit des Staates conservirt, gänzlich verkannt und wurde dem privatrechtlichen Princip, daß die Herrschaft im Staate wie ein Vermögen des Individuums und der Familie aufzufassen sei, d. h. dem sogenannten Patrimonialprincip in dieser Hinsicht gehuldigt. Anlangend die Gesetzgebung, so vermochte natürlich der römische Grundsatz, daß jede beliebige Willensäußerung des Kaisers in Rechtssachen Gesetzeskraft habe, beim germanischen Volke der Franken weder Billigung noch Geltung zu finden; aber die in den meisten Fällen maßgebende Vorbereitung der Gesetzentwürfe wurde nun gewöhnlich im königlichen Cabinet mit Hülfe der königlichen Räthe vorgenommen und die Gesetze selbst im Namen des Königs erlassen, dessen Sanction erst den Entwürfen Gesetzeskraft verlieh. Von größter Bedeutung aber war es, daß die Berathung, beziehungsweise die Zustimmung der auf den Reichstagen versammelten geistlichen und weltlichen Großen der Aristokratie in der Sitte und in dem Rechte als unentbehr-

lich betrachtet wurde für die Gesetzgebung. Die Billigung durch das Volk selbst hatte dagegen nur noch eine untergeordnete Bedeutung, und galt in den meisten Fällen, insbesondere wenn es sich um staatliche oder kirchliche Organisation handelte, nicht mehr für nöthig; nur wenn das eigentliche Volksrecht verändert werden sollte, wurde auch die Gutheißung des Volkes selbst noch erfordert. In jener Mitwirkung der Optimaten aber ist der erste Ansatz der ständischen Repräsentation zu erkennen, welche in den späteren Jahrhunderten eine so großartige Ausbildung erlangt und den repräsentativen Staat hervorgebracht hat. Auch eine starke Regierungsgewalt stellte sich bei der Größe des Staates und der damaligen Umgestaltung der öffentlichen Zustände bald als unabweisbares Volksbedürfniß heraus. Der Idee, für die Handhabung des Friedens und die Aufrechthaltung des Rechts zu sorgen, gesellte sich die Rücksicht auf die öffentliche Wohlfahrt bei. Indessen war den germanischen Vorstellungen das römische Imperium ein zu fremder und unerträglicher Begriff, als daß derselbe hätte adoptirt werden können. Vielmehr erhob sich die neue Regierungsmacht im Geiste der einheimischen Mundschaft (mundium). Diese königliche Mundschaft verhält sich auf dem Gebiete des Staatsrechts zu dem römischen Imperium gerade so wie die Vormundschaft des deutschen Ehemannes und Vaters zu der römischen potestas im Familienrechte. Sie ist nicht eine absolute Herrschergewalt, sondern der Schutz der Rechte des Volkes und der Unterthanen, und die Sorge für deren Wohl sind die Ideen, welche sie beleben. Die Vorstellung der Pflicht wird mit der des Rechts unauflösbar verbunden und schrankenlose Willkürgewalt nicht gestattet. Der neue Gedanke ist freilich noch nicht nach allen Seiten klar geworden, aber der Kern desselben ist gesund und einer wahrhaft staatlichen Entwickelung fähig. Von diesem Standpunkte aus darf und soll der König auch gebieten. Das Gebot äußerte sich in der Form des sogenannten Bannes. Der König hatte sowol den Heerbann, infolge dessen er über die gesammte Kriegsmacht des Reiches verfügte, wie auch den Gerichtsbann, d. h. die erstarkende Staatsordnung beschränkte nun die früher in viel weiterem Umfange geübte Selbsthülfe und Rache in privatrechtlichen Streitigkeiten wie in Straffällen, und über das ganze Land breitete sich der sogenannte Königsfrieden unter dem Schutze des Königsbannes aus und ersetzte den vormals leichter zu störenden gemeinen Frieden. Ganz besonders aber ist hier schließlich noch die enge Beziehung des fränkischen Königthums sowie der weströmischen Kaiserwürde, welche durch Karl den Großen mit demselben verbunden wurde, zu der Ausbreitung des Christenthums und zu der christlichen Kirche hervorzuheben. Karl der Große hatte zu Rom die Kaiserkrone aus der Hand des Papstes empfangen, und auf Jahrhunderte hinaus erhielt sich der Gebrauch der Kaiserkrönung durch den Papst. Dieses Hervortreten einer geistlichen Auctorität war neu und von größtem Einfluß. In späteren Jahrhunderten hat die kirchliche Doctrin darauf sogar eine Ueberordnung des Papstes über den Kaiser zu begründen versucht; allein die historische Kritik hat längst den Irrthum dieser Meinung aufgedeckt. Karl der Große war, bevor er die Kaiserkrone empfing, Herr von Rom und übte auch nachher die fürstliche Oberhoheit über den Papst aus. Die Kaiserkrone gehörte niemals dem Papste und es kam diesem nicht zu, die Kaiserwürde nach seinem Ermessen zu verleihen; wenn dessenungeachtet damals der Papst den König der Franken zum Kaiser proclamirte und ihm huldigte, so erkannte er durch diesen Act im Grunde nur die Umgestaltung der Weltverhältnisse an und benutzte die politische und kirchliche Situation, um die neuen Zustände in die Form der römischen Rechtsanschauung hinüberzuleiten und durch seine religiöse Weihe die Veränderung gutzuheißen. Er war dabei der Zustimmung der romanischen wie der germanischen Völker sicher. Das byzantinische Kaiserthum war zu jener Zeit in Italien machtlos, nur von den Frankenkönigen konnte Rom Schutz und Sicherheit erwarten. Religiös waren die Römer damals mit dem byzantinischen Hofe zerfallen, die Frankenkönige huldigten der römisch-katholischen Lehre. In den Augen der Ostkaiser war jener Act ein Abfall von der legitimen Auctorität, in den Augen der Römer der naturgemäße Fortschritt der Zeit. Nachdem aber so der Staat ein christlicher geworden war und das Königthum durch Priesterhand die göttliche Weihe und Heiligung empfangen hatte, fühlte der König sich verpflichtet, für die Erhaltung und Ausbreitung des reinen christlichen Glaubens in seinem Reiche zu sorgen, und als Kaiser, soweit seine Macht reichte, das Heidenthum zu vertilgen und die Ketzerei auszurotten: eine Verpflichtung, welche Karl der Große in großartigem Umfange und mit Strenge vollzog. Die Christenheit selbst galt als ein zusammengehöriger Körper mit zwei Ordnungen, der priesterlichen und der königlichen, der kirchlichen und der staatlichen. Obwol aber der König nur das Haupt der letzteren war, so handhabte er doch auch dem Klerus gegenüber die einmal erkannte christliche Ordnung. Er berief Synoden, beaufsichtigte die Bischöfe und die Klöster und erließ eine Reihe von Gesetzen und Verordnungen von kirchlichem Inhalte. Umgekehrt wirkte der Geist der Hierarchie hinwieder auf die Gestaltung der politischen Einrichtungen und auf die Rechtsgrundsätze der weltlichen Ordnung bedeutend ein.

4) Das Römisch-deutsche Kaiserthum. Der Versuch Karl's des Großen, als König der Franken und römischer Kaiser eine neue Weltmonarchie zu errichten, hatte doch nur einen vorübergehenden Erfolg. Das große einheitliche Reich ging bald wieder in Stücke, zum Theil aus Schwäche der regierenden Dynastie, deren Familieninteressen sich der politischen Staatseinheit nicht fügten und wiederholte Theilungen forderten, zum Theil auch aus Widerstreben der verschiedenen Volksstämme und ihrer Fürsten, welche nach Unabhängigkeit trachteten. Als aber der deutsche König Otto der Große, nachdem er mit dem Schwerte in der Hand die italienischen Zustände neu geordnet und seine Macht über Rom erstreckt hatte, sich neuerdings vom Papste zum Kaiser krönen ließ und damit die Kaiserkrone von den West- an die Ostfranken oder Deutschen brachte, bekam die Würde wieder einen

größeren Glanz. Länger als acht Jahrhunderte hindurch blieb sie nun mit Deutschland verknüpft. Wer von den deutschen Fürsten zum deutschen Könige erwählt war, der wurde zugleich König der Römer und hatte ein Recht darauf, sich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen. Die erste Bedingung der Entstehung des Römisch-deutschen Kaiserthums war natürlich die Ausscheidung Deutschlands aus dem Frankenreiche, ein Ereigniß, welches wir als den ersten Anfang einer Entwickelung größerer selbständiger Nationalitäten innerhalb der Karolingischen christlichen Welt- und Völkereinheit zu betrachten haben. Wirkt aber auch in dem deutschen Reiche die fränkisch-romanische Idee fort, so ist es doch etwas wesentlich anderes als das Karolingische Reich. Karl der Große erscheint als der Culturheros der neuen Welt auf der dreifachen Grundlage des Germanismus, Romanismus und des Christenthums. Die deutschen Könige und Kaiser aber sind die eigentlichen Heroen des christianisirten Germanismus, welche in der Form ihrer Zeiten die Gleichberechtigung des Romanismus leugnen und, ohne dessen Dienste vorkommenden Falls abzuweisen, für die Weltsupremaitie des germanischen Elements den Riesenkampf unternehmen. Der Uebergang des Kaiserthums auf Deutschland unter den Ottonen erfolgte unter der Entwickelung derselben natürlichen Gesetze und politischen Erwägungen, wie ehedem der Uebergang desselben auf Karl den Großen, und was immer das deutsche Kaiserthum von Byzanz und von den Karolingern, namentlich in Hinsicht auf die äußere Erscheinung, entlehnte — immer blieb es wesentlich deutsch und zwar auch dann, wenn es den Schwerpunkt seines äußeren Daseins in Rom suchen zu müssen glaubte. Fromm und idealistisch, klug und politisch, stark, glänzend und kriegerisch ist es nicht nur der getreue Abdruck des deutschen Nationalcharakters, sondern auch in seinem Streben nach einer gewissen Weltsuprematie, in der Larheit der Verbindung seiner Theile, in seiner Anlehnung an das Christenthum, in seinem Charakter als Wahlreich selbst ohne einen festen Mittelpunkt, in der Unbestimmtheit oder doch geringen Sicherheit der centralen Wirksamkeit seiner Einrichtungen, in seiner Abhängigkeit von den kaiserlichen Persönlichkeiten und in einer gewissen Willkürlichkeit des Regiments der wahre Typus des Kaiserthums, wie wir dasselbe weiter oben charakterisirten. Im Kaiserthum der deutschen Könige sind nun aber zwei Hauptphasen zu unterscheiden. Die eine umfaßt den Zeitraum, wo es mit aller Macht aufwärts strebt zur Verwirklichung seiner Weltbeherrschungsidee und dabei mit der Kirche in Kampf geräth. Im Papstthume beginnt die Kirche wenn nicht eine höhere, so doch eine in kirchlichen Dingen ebenso absolute Weltherrschaft wie das Kaiserthum zu erlangen, und es entsteht eine um so bedenklichere Collision, als die Kirche, des weltlichen Armes bedürftig, im Kaiser den advocatus ecclesiae erkennt, der Kaiser aber als Christ der Kirchengewalt untergeordnet ist. Rechnet man hierzu die verschiedenen Ansichten, welche über die durch die Kaiserkrönung dem Papste, oder durch die deutsche Königswahl dem Kaiser zustehenden Rechte zur Verleihung der Kaiserkrone und über die daraus hervorgehenden Folgen bestanden, erwägt man ferner die Entstehung mächtiger, ihrer Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit bewußter europäischer Staaten, die zuerst mit Eifersucht, dann mit entschiedenem Widerwillen die Supremaitie des deutschen Kaiserthums betrachteten, so ist im Zusammenhange mit der ganzen Organisation des deutschen Reiches einerseits und der römischen Kirche andererseits die Geschichte des aufstrebenden Kaiserthums klar genug. Zwischen ihm und dem Papstthume fehlte das ausgleichende Element, und bei ihrer unverträglichen und doch unauflöslichen Verbindung mußte der Kampf so lange dauern, bis das eine oder das andere von ihnen seine absolute Suprematie verloren, damit aber freilich auch den Sieger selbst wesentlich geschädigt hatte. In dieser Periode, welche mit dem tragischen Ende der Hohenstaufen abschließt, gehen alle Tendenzen der vielen großen Kaiser nur auf das Kaiserthum; dieses allein ist Zweck, alles Uebrige ist nur Mittel. Die Bekämpfung der Stammesherzoge, die Bereicherung der kaiserlichen Hausgüter, die Züge nach Italien, die Anerkennung der particularen Autonomien, das Streben nach Erblichmachung der deutschen Königskrone, selbst die Annahme von Lehen seitens des päpstlichen Stuhles — alles das, wie widersprechend es auch erscheint, soll den Umständen gemäß demselben Zweck, der Erhöhung des Kaiserthums, dienen. Aber alles mislang; ja, alles schlug am Ende zum geraden Gegentheil dessen aus, was man beabsichtigte. Deutschland war kein fester Kern für das geträumte Weltreich, und die staatliche Entwickelung, in welcher die nichtdeutschen Völker das Deutsche eben deshalb überflügelten, weil ihre Kraft auf das Königthum und nicht auf das Kaiserthum gerichtet war, machte die Expansion des letzteren über sie mehr und mehr unmöglich. Allerdings lagen in Deutschland die politischen Verhältnisse von Haus aus weit ungünstiger als im ehemaligen Frankenreiche. Letzteres repräsentirte ohne Frage eine viel einheitlichere Monarchie als das heilige römische Reich deutscher Nation. Die Karolingischen Kaiser hatten wol noch eine gräfliche Aristokratie, aber keine größeren Fürsten mehr zu beachten. In Deutschland aber gab es zu Anfang die mächtigen Stammesherzoge, die nur durch lange und schwere Kämpfe zur Unterordnung unter die königliche Auctorität zu bringen waren, und später Landesfürsten, welche den Widerstand von neuem und nun mit größerem Erfolg wieder aufnahmen. In Italien kamen zu den Fürsten, die ihre Selbständigkeit zu erhalten und zu erweitern suchten, noch die Städte hinzu, welche die Unabhängigkeit von den deutschen Königen erstrebten; und so konnte es denn nach alledem nicht ausbleiben, daß die Päpste nach und nach eine höhere Stellung errangen, als sie vormals einzunehmen gewagt hatten. Die ursprüngliche Allianz zwischen Kaiser und Papst schlug, wie schon angedeutet, zunächst in eine Rivalität der beiden obersten Gewalten um. Im ersten Jahrhundert der deutschen Könige war zwar das Kaiserthum noch überwiegend, aber schon seit Gregor VII. konnten die Päpste mit den Kaisern um die Oberherrlichkeit in Italien und

um den Vorrang in Deutschland ringen, und schließlich endigte der große mittelalterliche Kampf mit dem entschiedenen Siege des Papstthums. In dem Hohenstaufer Friedrich II., dem geistreichsten Fürsten des ganzen Mittelalters, leuchtete noch einmal die untergehende Sonne des Kaiserthums in wunderbarer Pracht auf; dann kam die Nacht, welche diese erste, glänzende Periode des deutschen Kaiserthums abschloß. Das Papstthum hatte doch einen breiteren Boden in der Christenheit gewonnen als das Kaiserthum, und leichter konnten die Könige der nicht-deutschen Völker die Oberhoheit des Kaisers ablehnen, als der kirchlichen Auctorität des Papstes widerstehen. Erst in den Zeiten der Hohenstaufen wurde wieder entschiedener ein weltlicher Ausgangspunkt für das kaiserliche Recht behauptet. Die Juristen stellten der Lehre der Theologen eine neue Theorie gegenüber. Das römische Recht, welches unabhängig von der Kirche auf dem noch heidnischen Boden des römischen Staates erwachsen war, und welches als selbständige staatliche Auctorität dem kanonischen Rechte gegenübertrat, ward nun zum Fundamente der kaiserlichen Rechte und Ansprüche gewählt; das Staatsprincip erhob sich wieder mächtiger und bewußter als zuvor. Aber die Verflechtung mit der kirchlich-religiösen Weltanschauung des Mittelalters und mit den kirchlich-römischen Institutionen war doch zu groß, als daß es zu einer principiellen Ausscheidung des Staates von der Kirche und zu einer freien Entwickelung des ersteren hätte kommen können; man blieb auf halbem Wege stehen und wurde gelegentlich wieder zurückgedrängt. Der erheblichste Unterschied endlich des Römisch-deutschen Kaiserthums von der ehemaligen fränkischen Monarchie liegt darin, daß diese wesentlich noch eine bloße Staatsinstitution gewesen war, jenes aber mehr und mehr zu einer ausgesprochen völkerrechtlichen Institution heranreifte. Auch dieser Gegensatz war nur zum Theil ein bewußter und gelangte nicht zu völliger Durchbildung; aber der Fortschritt in der Idee war doch zu erkennen und dieser Fortschritt ist dem germanischen Rechtsgefühl zuzuschreiben. Die antike Kaiseridee nämlich bedeutete absolute Staatsherrschaft über die Welt. Damit ist die Selbständigkeit und Freiheit der Völker unverträglich. Sie negirt das Recht der Nationalitäten, sie uniformirt die Menschheit. Auch im Mittelalter sprach nun zwar die Theorie dem Kaiserthum das imperium mundi oder das dominium mundi zu, aber man verstand darunter nicht mehr eine durchgreifende und ausschließliche monarchische Staatsgewalt und noch weniger ein Obereigenthum am gesammten Erdboden. Nicht einmal in Deutschland und Italien war eine derartige Anschauung möglich, geschweige denn im übrigen Europa. Man verstand vielmehr unter jenen Ausdrücken lediglich die Sorge für den Weltfrieden, die Handhabung des europäischen Völkerrechts. Die Weltherrschaft in solchem völkerrechtlichen Sinne aber bedrohte die fremden Nationalitäten nicht, sondern sie schützte sie vor Gewalt und Unterdrückung; sie griff die staatliche Selbständigkeit der verschiedenen Königreiche, Fürstenthümer, Republiken nicht an, sondern sie achtete und schirmte deren Recht. Eine lehensartige Oberhoheit freilich war damit wol vereinbar und entsprach nach den Ansichten des Mittelalters durchaus dem Ideale der neuen christlich-römischen Weltordnung; aber der Kaiser konnte auch darauf verzichten, ohne damit dem kaiserlichen Berufe untreu zu werden, und in der That war er nicht so mächtig, um die französischen und englischen Könige mehr als vorübergehend zur Anerkennung seiner Lehenshoheit zu bewegen. Heinrich III. und Heinrich VI., Barbarossa's Sohn, errangen in der praktischen Durchführung dieser Lehensherrlichkeit die vergleichsweise größten Erfolge; aber die Oberhoheit selbst dieser mächtigsten Kaiser wurde keineswegs von allen Königen des Abendlandes anerkannt. — Ueber die zweite Phase des deutschen Kaiserthums, welche mit der Zeit des beendigten Interregnums beginnt und den Kaisergedanken in seinem Niedergange zeigt, kann hier kürzer hinweggegangen werden. Zwar leuchtet im Anfang noch ein paar Mal das alte Feuer auf, aber im Vergleich zu früher sind es nur die Eruptionen eines erlöschenden Kraters. Zunächst suchte Rudolf von Habsburg, so gut es nach dem heftigen Sturze der Königsmacht noch möglich war, die königlichen und kaiserlichen Rechte wieder zu erneuern; allein die große Veränderung zeigte sich schon darin, daß er nie nach Rom ging und daher auch den Namen des Kaisers nicht führte. Später aber nahmen die deutschen Könige unbedenklich den Titel römischer Kaiser an, sobald sie von den Kurfürsten gewählt und in Deutschland gekrönt waren. Die päpstliche Krönung zu Rom erschien demnach nicht mehr erforderlich; das Kaiserthum löste sich mehr und mehr von Italien ab und zog sich auf Deutschland zurück. Auch die völkerrechtliche Bedeutung der kaiserlichen Oberhoheit erlosch allmählich völlig und der Kaisername wurde zu einem bloßen Titel, der die deutschen Könige vor andern Königen auszeichnete und ihnen den ersten Rang in Europa sicherte. Als die letzten Trümmer des griechischen Kaiserthums um die Mitte des 15. Jahrhunderts durch die Türken hinweggefegt waren, konnten sie sich rühmen, allein als römische Kaiser in der Welt übriggeblieben zu sein; aber das Misverhältniß zwischen den Ansprüchen der „Cäsarischen Majestät" und der realen Macht der Kaiser war zu groß, als daß man sich über die gänzliche Veränderung der Institution hätte täuschen können. Das Kaiserthum hatte aufgehört, eine universelle Auctorität zu sein, es war im wesentlichen nur noch eine Zierde des deutschen Königthums, und auch dieses letztere ging, dank einerseits dem besonders seit dem Westfälischen Frieden mehr und mehr hervortretenden Streben der Territorialgewalten nach voller Souveränetät, dank andererseits den von außen her andrängenden, namentlich französischen, Einflüssen unaufhaltsam der Auflösung entgegen. Schwache Persönlichkeiten erlangen jetzt den Kaiserthron, der, noch durch die Goldene Bulle rechtlich zwar zum Throne eines Wahlreiches erklärt, bald aber thatsächlich im Hause Habsburg erblich, nur vorhanden zu sein scheint, um die Entwickelung seiner Theile zu voller staatlicher Selbständigkeit zu decken; der Glanz und das Ansehen des Kaiserthums erblaßt zugleich mit der Idee der advocatia ecclesiae durch das Aufkommen mächtiger Staaten und deren,

die Anerkennung einer neuen, sich vom Papstthum lossagenden Kirche vermittelndes Eingreifen in den Weltgang. Man sucht die deutsche Kaiserkrone als Mittel zur Beförderung dynastischer Zwecke, und schließlich ist es nur noch die habsburgische Hausmacht, welche einem blos nominellen und innerlich morschen Weltreiche zur Stütze dient, dem die gewaltsamen Erschütterungen im Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts auch formell ein ruhmloses Ende bereiten. — Man kann darüber streiten und es ist unendlich viel darüber gestritten worden, ob der Erwerb des Kaiserthums für die deutsche Nation ein Segen oder ein Unheil gewesen sei. Sicher ist, daß die deutschen Könige durch die glänzende Würde verleitet wurden, sich an Aufgaben zu wagen, welche ihre Kräfte überstiegen. Deutsches Blut wurde in Italien in Strömen vergossen, aber der Reichthum und die Bildung Italiens waren nicht die Früchte der deutschen Opfer noch die Wirkung der kaiserlichen Oberherrschaft. Indem die italienischen Städte ihre Unabhängigkeit von den Kaisern erkämpften, wurden sie groß und mächtig und entfaltete sich das geistige und künstlerische Leben des Landes. Nur im Süden Italiens wirkte der Einfluß der Hohenstaufen, aber mehr als Landesfürsten denn als Kaiser, wohlthätig ein. Deutschland selbst aber verlor in den gewaltigen Kämpfen zwischen Kaiser und Papst seine Einheit und seinen innern Frieden, die Aristokratie der Fürsten theilte sich in das Reich und verdrängte allmählich das Königthum aus dem Besitze der Macht. Allein auf der andern Seite bedeutet es wie für den Einzelnen so auch für ein Volk ein reicheres Leben, mit Ernst nach dem Größten zu streben, als in bescheidener Entsagung nur das nahe und sichere Ziel zu verfolgen. Es ist doch nichts Geringes, daß die deutsche Nation die Ehre erwarb, schon im Mittelalter an der Spitze aller Völker zu stehen. Indem sie unter der Führung der Kaiser den Riesenkampf aufnahm wider die päpstliche Theokratie, deren sich die Romanen damals schwerlich erwehrt hätten, rettete sie die Zukunft der Staatsidee und erwarb sich damit ein bleibendes Verdienst um die Menschheit. Jener Kampf war die Vorbedingung der späteren Befreiung des Geistes und der Wissenschaft; ohne ihn wäre diese Freiheit schwerlich errungen worden. Und wer vermag zu bestimmen, wie viel wir jenem kaiserlichen Ehrgeiz in unserer gesammten Cultur zu verdanken haben? Jener Ehrgeiz war es, der die Brücken baute, welche vom Alterthum in die neuen Zeiten herüberführten, der die Kanäle grub, in denen die römische und die italienische Civilisation auch nach Deutschland herübergeleitet werden konnte. War das deutsche Volk nicht stark und noch nicht geistig bewußt genug, um die größten politischen Probleme zu lösen, so war es wenigstens tapfer genug, sich daran zu wagen, und ausharrend genug, um die Lösung zu fördern. Auf alle Fälle erscheint das deutsche Kaiserthum in seiner glänzenden ersten Phase als der erste und herrliche Träger der deutschen Nationalität in ihrer höchsten Expansivkraft, als der erste Ausdruck für die große providentielle Culturaufgabe der deutschen Nation in der damals zeitgemäßen Form. Aber auch das verfallende Kaiserthum noch hatte seine große Aufgabe. Dem deutschen Herzogthum als dem Träger des deutschen Stammesbewußtseins und damit dem Kern deutschen Wesens, den deutschen Marken als dessen Schale gegenüber blieb das Kaiserthum die Personification des Gedankens der Einheit beider, ein Hinderniß undeutscher absolutistischer Staatscentralisation in der Zeit der Unmündigkeit der Völker und, in Ermangelung eines ausgebildeten Völkerrechts, namentlich nach Verfall der völkerrechtlichen Auctorität des Papstthums durch die Glaubenstheilung, der wenn auch schwache Repräsentant eines internationalen rechtlich-sittlichen Zustandes aller Völker.

Nachdem in vorstehender Darstellung die Idee des Kaiserthums in ihrer geschichtlichen Entwickelung und in ihrem geschichtlichen Zusammenhange gewürdigt wurde, erübrigt zum Schluß dieser Besprechung noch ein kurzes Eingehen auf die modernen Erscheinungsformen des Kaisergedankens. Vorauszuschicken ist, daß diejenigen Beherrscher europäischer Großstaaten, welche in neuerer Zeit den Kaisertitel angenommen haben, damit zunächst weder eine Wiederherstellung des antiken, noch auch eine Erneuerung des mittelalterlichen Kaiserthums andeuten wollten. Die moderne Kaiserwürde erscheint vorerst nur als eine nationale, nicht als eine universelle Würde, als eine Staats-, nicht als eine völkerrechtliche Institution. Die mächtigsten europäischen Monarchen führen den Kaisertitel als die vornehmste monarchische Bezeichnung; an sich gibt derselbe keine Rechte über die eigene Staatssouveränetät hinaus. Gleichwol ist nicht zu übersehen, daß im Kaisernamen doch mindestens die Erinnerung an eine höhere Bedeutung fortlebt, und daß vielleicht auch der Keim zu einer neuen höheren Bedeutung darin fortwirkt, ein Keim, der sich unter günstigen Umständen auch in der Zukunft wol noch zu einem fruchtbaren und segensreichen Gebilde entfalten könnte. Denn der Gedanke des „Reiches“ im Sinne einer an die Schranken der Nationalität nicht gebundenen, mehr oder weniger universellen Staatsform ist in Europa keineswegs erloschen. So nennen sich, nachdem schon in früherer Zeit verschiedene Könige von Spanien vorübergehend den Kaisertitel geführt hatten, die Zare von Rußland neuerdings und zwar seit 1721 Kaiser aller Reußen, wobei ihnen die Idee einer gewissen Fortsetzung des Griechisch-orientalischen Kaiserthums vorschwebt. Fort und fort richtet die russische Eroberungspolitik ihren Blick auf Constantinopel, und der Kaisername wird ihr zu einem Rechtstitel für die angestrebte Herrschaft über das Erbe der byzantinischen Kaiser. Freilich dürfte durch die jüngsten politischen Ereignisse und die hierdurch bedingte Verschiebung der Machtverhältnisse auf der Balkanhalbinsel jenen russischen Bestrebungen einstweilen ein wirksamer Riegel vorgeschoben sein. Napoleon I., der 1804 den Titel eines Kaisers der Franzosen annahm, hegte sogar den ausgesprochenen Vorsatz, das Reich Karl's des Großen in moderner staatlicher Form zu erneuern, und wäre es ihm gelungen, die Weltherrschaft, welche das Ziel seines Ehrgeizes war, zu befestigen, so hätte der Kaisertitel eine weit höhere als blos französische Bedeutung erlangt.

Napoleon III., der 1852 das französische Kaiserthum seines Oheims erneuerte, erstrebte wenigstens eine politische Auctorität, welche weit über Frankreichs Grenzen hinausgriff und hinauswirkte. Er dachte sich das Kaiserthum als eine moderne völkerrechtliche Auctorität, deren neue Begründung er — eine Zeit lang mit Glück — versuchte; das Ziel seines Strebens war die Stellung eines obersten Schiedsrichters im europäischen Staatensysteme, eines Schiedsrichters und Vermittlers, der für die neue Weltordnung sorgt und dieselbe zu realisiren sich bemüht. Auch das Haus Habsburg-Lothringen, welches 1804 seine gesammten Erblande zu einem Kaiserthum Oesterreich (seit 1867 die österreichisch-ungarische Monarchie genannt) vereinigte, wurde hierbei von dem Streben geleitet, die in Deutschland erloschene Majestät des Kaisernamens den slawischen, magyarischen und romanischen Völkern des halbbarbarischen Ostens gegenüber geltend zu machen, mit Hülfe der Kaiseridee jene Länder an sich zu ziehen, und so einen habsburgisch-österreichischen Kaiserstaat aus einer Reihe kleinerer Staaten zusammenzufügen; noch durch die jüngsten politischen Ereignisse hat diese Tendenz nach südöstlicher Richtung hin einen bemerkenswerthen, den russischen Plänen nicht gerade günstigen Ausdruck gewonnen. Daß übrigens im österreichischen Kaiserthum ein starker Rest von mittelalterlich-theokratischen, ja selbst von byzantinischen Vorstellungen ausdrücklich aufbewahrt wird, ist aus dem vom gegenwärtigen Kaiser erneuerten Titel der „apostolischen Majestät" ersichtlich. Die Krone von Großbritannien und Irland dagegen hat zwar den Königsnamen nicht mit dem Kaisertitel vertauscht, aber sie sprach, als Repräsentantin einer Weltmacht, völkerrechtlich von jeher kaiserlichen Rang an, und sie hat durch die 1876 erfolgte Annahme des Nebentitels „Kaiser von Indien" diesen Anspruch auch äußerlich bekräftigt. Endlich hat auch 1877 der Beherrscher des verfallenden Reiches der Gläubigen den früheren Namen des Sultans officiell in den Titel eines osmanischen Kaisers umgewandelt.

Von ungleich größerer Bedeutung als die eben erwähnten modernen Verkörperungen des Kaisergedankens erscheint nun aber und wirkt weit über Europas Grenzen hinaus die 1871 durch den letzten Deutsch-französischen Krieg erfolgte Errichtung des aus dem vormaligen Norddeutschen Bunde hervorgegangenen **Deutschen Kaiserthums**. Wurde dieselbe auch vielfach als eine „Erneuerung" des mittelalterlichen Kaiserthums, als eine „Wiederherstellung" von Kaiser und Reich aufgefaßt und bezeichnet, so ist doch nicht zu verkennen, daß diese Anschauung sich weniger als eine politische und staatsrechtliche Wahrheit, sondern mehr als eine, wir möchten sagen, poetische Fiction darstellt, freilich als eine Fiction, die vom deutschen Standpunkte aus eines nationalen Hintergrundes und einer naheliegenden historischen Tradition nicht entbehrt. In Wirklichkeit unterscheidet sich das neue Deutsche Kaiserthum vom ehemaligen Römischen Reiche deutscher Nation durch eine ganze Reihe höchst wesentlicher Momente. Zunächst nämlich bedeutet dasselbe nicht mehr eine universelle, sondern eine nationale Institution. Der neu-deutsche Kaiser erhebt nicht mehr, wie vormals der römisch-deutsche, den Anspruch auf Weltherrschaft, auf das imperium mundi; er ist das Haupt des deutschen Volkes, nicht der Herr der Welt. Sodann empfängt der deutsche Kaiser seine Krone nicht mehr aus der Hand des Papstes. Er ist vollkommen frei von jeder priesterlichen Auctorität und berufen, den religiösen Frieden und die Freiheit der deutschen Nation zu schützen wider priesterliche Herrschsucht; er bedarf und will keine kirchliche Weihe. Weiter ist der deutsche Kaiser auch nicht mehr, wie der vormalige römische Kaiser, Oberlehnsherr der deutschen Fürsten, und diese sind nicht seine Vasallen, sondern seine Verbündeten, als Landesherren von ihm unabhängig und durch die staatliche Landesverfassung mit selbständigen Kronrechten und Kronpflichten ausgestattet, aber als Reichsfürsten zu reichsverfassungsmäßiger Unterordnung verpflichtet. Des fernern ist die Grundlage der Kaisermacht nicht mehr, wie im Mittelalter, das deutsche Königthum, sondern zunächst das Königthum von Preußen, als der deutschen Hauptmacht, dann aber auch die noch im Wachsthum begriffene Fülle von militärischen und finanziellen Befugnissen, welche dem deutschen Kaiser durch die Reichsverfassung zuerkannt worden sind. Mit dem einen Fuße steht derselbe auf dem alten Boden der preußischen Landesherrschaft, und insofern ist das Kaiserthum eine föderative Institution; mit dem andern Fuße steht er auf neuem Reichsboden, und insofern hat das Kaiserthum einen nationalen Charakter. Die Selbständigkeit der Länderstaaten und die Einheit des Reiches sind sonach in der Person des Königs von Preußen und deutschen Kaisers einheitlich dargestellt. Endlich ist aber das deutsche Kaiserthum nicht mehr Wahlmonarchie, sondern Erbmonarchie, und zwar im Anschluß an das preußische Erbkönigthum. Erscheint nach alledem das neue deutsche Reich kaum nach irgendeiner materiellen Richtung hin dem weiland Römischen Reiche deutscher Nation vergleichbar, so tritt uns gleichwol eine gewisse innere, ethische Verwandtschaft zwischen beiden insofern entgegen, als jenes europäisch-internationale, zum Theil sogar kosmopolitische Schiedsrichteramt, welches seit dem Verfall des Reiches von Frankreich gehandhabt wurde, nunmehr ganz entschieden auf das neu-deutsche Kaiserthum wieder zurückgekehrt ist und zu immer allgemeinerer Anerkennung gelangt. Wie zur Zeit der Staufen erhebt auch heute Deutschland, das große Reich des Friedens im Herzen Europas, seine entscheidende Stimme im Rathe der Weltpolitik. Waltet es des von der Vorsehung ihm zurückgegebenen Amtes als Schiedsrichter und Vermittler auch in Zukunft mit Würde, Unparteilichkeit und Energie, so wird es für die heilsame Entwickelung des Völkerrechts und der Völkerfreiheit eine sichere Gewähr, eine unantastbare Auctorität bleiben, und der Weltfriede wird gegen Deutschlands Willen kaum irgendwo dauernd gestört werden.

Auf die übrigen außereuropäischen Kaiserreiche (China, Japan, Marokko, Brasilien, vorübergehend auch Mexiko u. s. w.) braucht aus naheliegenden Gründen hier nicht weiter eingegangen zu werden. Nur bezüglich Bra-

siliens möge die kurze Bemerkung platzgreifen, daß dieses Reich wenigstens dem stillen Ehrgeiz einer zukünftigen Vereinigung des gesammten südamerikanischen Continents unter seinem kaiserlichen Scepter wol nicht ganz fern steht. (*Albrecht Just.*)

Kaiser-Wilhelm-Spende, s. Wilhelm I., Kaiser von Deutschland.

Kaiserwurz, Pflanzeng., s. Imperatoria.

KAISHEIM, KAISERSHEIM, bairisch-kathol. Pfarrdorf im Amtsgerichte Donauwörth (Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg), zum katholischen Dekanat Burgheim und protestantischen Dekanat Ebermergen gehörig, liegt in einem engen Thale zwischen drei Bergen am Kaibache, $1^1/_2$ Stunden von Donauwörth, an der Straße nach Nürnberg. Es hatte (1880) 1303 Ackerbau und Viehzucht treibende Einwohner, ein Zuchthaus mit Curatie, und zur Bewachung der Gefangenen 1 Compagnie Infanterie, ein Strafarbeitshaus mit Convent des Ordens der Barmherzigen Brüder zum heiligen Bernhard, Aerarialrevier und Posterpedition. Zur Gemeinde Kaisheim gehören außer dem Pfarrdorfe Kaisheim noch die 3 Einöden Bertenbreit, Neuhof und Schabernackmühle.

Die jetzige Strafanstalt (Strafarbeitshaus) befindet sich seit 1816 in den Gebäuden der ehemaligen, 1133 von Graf Heinrich II. von Lechsgemünd und seiner Gemahlin Luitgarde gestifteten reichen Cistercienserabtei (Abbatia Caesariensis), die 1345 mit der Grafschaft Graisbach durch Heirath an Baiern kam, nach entstandenen Streitigkeiten aber von Kaiser Karl IV. für reichsunmittelbar erklärt wurde. Im J. 1511 kam es zwischen Baiern und dem Kloster zu einem Vergleich, doch 1757 trat das letztere, ungeachtet des Widerspruchs Baierns, unter den Schutz des schwäbischen Kreises, bis es 1803 nach dem Lüneviller Frieden infolge Reichsdeputations-Hauptschlusses in Baierns Besitz gelangte. Die aus grauem Sandstein in ernstem, einfachem Stile gehaltene Klosterkirche wurde zwischen 1352 und 1387 neu erbaut. Sie hat einen stattlichen Mittelthurm und Thürme an der Façade und enthält neben herrlichen Grabmälern auch den Grabstein des Stifters. (*Ferdinand Moesch.*)

KAITAG oder Kaitago-Tabasaranski, Bezirk im nördlichen Theile des russisch-kaukasischen Gebiets Daghestan mit einem Areal von 57 □Meilen, grenzt östlich an das Kaspische Meer und ist mit den Ausläufern des kaukasischen Gebirgsrückens bedeckt. Der höchste Berg desselben Tschufut-Dag befindet sich im südwestlichen Winkel des Gebiets und hat eine absolute Höhe von 9908 Fuß. Zwei Zweige erstrecken sich vom Tschufut-Dag, ein südlicher in der Richtung Südost bis zum Berge Fit-Dag (9354 Fuß), ein nördlicher in der Richtung Ostnordost zwischen den Flüssen Rubas-Tschai, Aschti und Bugan-Ullu. Letzterer Zweig endet in der Umgegend von Derbent in dem 2356 Fuß hohen Berge Dzal. Außerdem erstrecken sich in das nördliche Kaitag hinein noch Gebirgszweige aus dem Darginskischen Bezirk, von denen der eine in einiger Entfernung vom Kaspischen Meere in die breite, fruchtbare Terekemeiskische Ebene ausläuft. Der Boden des Bezirks besteht größtentheils aus Sand und Lehm, stellenweise auch aus fruchtbarer Humuserde. Unter den Flüssen, die sich alle in das Kaspische Meer ergießen, sind die bedeutendsten: der Kara-Osen, der die nördliche Grenze des Bezirks bildet, der Gamri-Osen, Baschly-Bugan oder Ullu-Tschai, Darbasch, Rubas und Tschirach-Tschai, der Kaitag von dem Kjurinskischen Khanat trennt. Kleine Seen und Sümpfe finden sich vorzugsweise an der Küste des Kaspischen Meeres. Der größte See ist der Adschi (Gadschi), welcher Salz ausscheidet, das von den Bewohnern der Umgegend consumirt wird. Dort befindet sich auch, etwa 3500 Schritte vom Meere, eine heiße Schwefelquelle mit einer Temperatur von 32° R., die von Abich chemisch untersucht ist und als Gesundbrunnen benutzt wird. Auch gibt es mehrere Naphtha- und Salzquellen am Fuße der Gebirge. Waldungen finden sich sowol auf dem Gebirge als auch in der Ebene vor, sodaß an Bau- und Brennmaterial kein Mangel ist.

Der Bezirk Kaitag wurde 1859 aus zwei früher abgesonderten Theilen des Kaitag oder Kara-Kaitag und Tabasaran gebildet. Kaitag, das früher in das freie, obere und untere eingetheilt gewesen war, bildete eine besondere Uzmiistwo, welche von einheimischen Uzmien (Fürsten) verwaltet wurde. Die Uzmien kamen mit den Russen schon unter Peter dem Großen in Berührung, der Achmed-Khan zwang, die Oberhoheit der russischen Krone anzuerkennen. Im J. 1774 nahm Emir-Chamza den russischen Akademiker Gmelin gefangen; als Strafe dafür verwüstete General Mengden das ganze untere Kaitag. Nach dem Verrathe Adel-Khan's (1821) wurde die Würde der Uzmien aufgehoben. Tabasaran war auch in zwei Theile getheilt, in das obere und untere, und wurde von Meissumis verwaltet, deren Würde im J. 1828 aufgehoben wurde. Gegenwärtig wird das nördliche Tabasaran vom Kadi Eldar-Bek, das südliche vom Sultan Achmed-Bek verwaltet. Im J. 1859 bildeten beide Herrschaften Kaitag und Tabasaran den einen Bezirk Daghestan, der in das nördliche und südliche Kaitag und in das nördliche und südliche Tabasaran eingetheilt wird und circa 100,000 Einwohner enthält, von denen der größte Theil Lesghier sind, die den mohammedanischen Glauben wenigstens äußerlich angenommen haben und in 254 Ansiedelungen mit circa 17,000 Häusern (von Stein) leben. Die Lesghier sind ein schöner und kräftiger Menschenschlag; ihre Kleidung ist tatarisch; die Sprache ist nicht überall die gleiche. Im südlichen Tabasaran spricht man die kjurinskische Sprache, im nördlichen Tabasaran tatarisch; im Kaitag theilweise tatarisch, theilweise die karakaitagkische, akuschinskische, uraklinkisische und awarische Sprache. Früher bestand die Hauptbeschäftigung der Einwohner in Räuberei; seit Beginn der russischen Herrschaft fingen sie aber an, sich mit Ackerbau, Viehzucht und Seidenbau zu beschäftigen. Die vorzüglichsten Landesproducte sind: Weizen, Gerste, Mais, sehr schöne Obstarten, Saffran, Färberröthe, Rindvieh, Pferde, Schafe, Ziegen, Wild aller Art, besonders Hirsche, wilde Schweine, Wölfe und Bären. Im Dorfe Kubatschi werden vortreffliche Gewehre verfertigt. Tabarassan ist außerdem reich an Nußwal-

dungen und Birnbäumen. Viele Einwohner treiben Handel über Tarki nach Kaukasien und Südrußland, oder über Derbent zur See nach Astrachan, besonders mit Getreide, Färberröthe und Mais. Die Küste des Kaspischen Meeres ist von vielen für die Schiffahrt gefährlichen Sandbänken umgeben. Vergl. Bodenstedt, Die Völker des Kaukasus. I, 318. (*A. v. Wald.*)

KAJANA (finnisch Kajani), Kreisstadt im Uleåborgschen Gouvernement des Großfürstenthums Finland. Sie liegt 356 Kilometer südlich von Uleåborg am südlichen Ufer der Kajana, 686 Kilometer von Petersburg. Kajana erhielt die Stadtgerechtigkeit im J. 1651. Man zählt in der Stadt 742 Einwohner. Sie hat einen Magistrat unter einem Bürgermeister, eine Schule, eine Kirche und zwei Jahrmärkte. Auf dem im Februar stattfindenden Jahrmarkte wird ein bedeutender Handel mit Flachs mit den aus dem Gouvernement Archangelsk anreisenden Kaufleuten getrieben. Fabriken und Manufacturen besitzt die Stadt nicht. — Kajana, der Kreis, hat 20,000 □Werst, von denen der größte Theil mit Wald bedeckt ist. Er umfaßt drei Kirchspiele. Gegen Sawolax ist das Land gebirgig und sämmtliche Flüsse fließen von hier dem Bottnischen Meerbusen zu. Auch bilden sich hier mehrere größere und kleinere Landseen. Die Einwohner, circa 23,500, beschäftigen sich hauptsächlich mit Viehzucht, besonders der Renthierzucht. In den Quellen findet sich Ocker und Vitriol, in den Flüssen auch Perlen. Das Land ist dürr und trocken und wenig zum Ackerbau geeignet. Der ganze Boden ist mit Sand und kleinen Steinen bedeckt. Die früheren Einwohner, die Lappen, haben sich nach Norden zurückgezogen. Statt deren sind jetzt Einwohner aus Karelien und Sawolax eingewandert. Es wird viel Pottasche verfertigt und Breter werden in großer Menge gesägt und ausgeführt. (*A. v. Wald.*)

KAJÜTEN nennt man an Bord von Schiffen die größeren Wohnräume für den Kapitän, die Offiziere und die Passagiere. Für die ersteren und die vornehmeren Passagiere befinden sich die Kajüten gewöhnlich im hintern Theile des Schiffes, weil dieser sowol als der vornehmere gilt, als auch besser gegen die Unbilden der Witterung geschützt ist, da bei schlechtem Wetter das Seewasser hauptsächlich vorn über das Schiff stürzt. Die Kajüten werden zum gemeinschaftlichen Aufenthalte benutzt; als Schlafzimmer dienen die Kammern oder Kojen, welche nur den allernothwendigsten Raum haben und in denen sich oft mehrere Bettstellen neben- und übereinander befinden.

Die Kajüten waren in früherer Zeit sehr einfach eingerichtet; jetzt werden sie jedoch, namentlich auf den Passagierschiffen, auf das prachtvollste ausgestattet und lassen an Bequemlichkeit für die Reisenden nichts zu wünschen übrig. Auf den großen transatlantischen Dampfern gibt es Kajüten von 20—25 Meter Länge und 10—15 Meter Breite. Ihr Licht erhalten sie entweder von den Seiten durch sehr starke runde Fenster, die sogenannten Ochsenaugen, oder durch Oberlicht. (*R. Werner.*)

KAKADU ist der aus dem Malayischen stammende Name («kaka-tua», alter Vater) einer Papageiengruppe, welche durch einen faltigen aufrichtbaren Federbusch (Schopf oder Haube), äußerst kräftigen, meist ebenso hohen wie langen Schnabel, lange und spitze Flügel und meist breiten, geraden, selten abgerundeten oder ausgerandeten Schwanz ausgezeichnet ist. Wegen des faltbaren Federbusches nannte Vieillot die Hauptgattung der Familie *Ptyctolophus* (*πτυκτός*, faltig), welcher Name aber durch einen Druckfehler (in der Analyse d'une nouvelle Ornithologie) in *Plyctolophus* entstellt und seitdem in den verschiedenartigsten Schreibweisen (*Phlyctolophus*, *Plictolophus* u. s. f.), sämmtlich ohne Etymologie und ohne Sinn, nachgeschrieben worden ist. Der Oberschnabel hat hinter der Spitze eine Ausbuchtung und Feilkerben, die Firste ist abgeflacht oder gekielt, selten abgerundet. Das Verbreitungsgebiet der Kakadus erstreckt sich von Vandiemensland über Australien bis zu den Philippinen und von Timor und Flores über Neuguinea bis zu den Salomonsinseln. Einzelne Arten sind zuweilen auf besondere Inseln beschränkt. Sie gehören zu den am ansprechendsten, weiß oder rosa, selten trübe oder dunkel gefärbten Papagaien, leben in der Regel in großen Scharen, welche, sich des Nachts meist in den dichten Kronen der höchsten Bäume aufhaltend, bei Tage die benachbarten Fruchtfelder nach Nahrung (Früchte, Körner, Sämereien, seltener Knollen, Zwiebeln u. s. f.) durchstreifen. Sie sind die gelehrigsten und liebenswürdigsten Formen der ganzen Ordnung. Den Stamm der Familie bildet die Gattung *Ptyctolophus* (fälschlich „*Plictolophus*") mit etwa 17—18 Arten, von denen der weiße, rosa angehauchte Molukken-Kakadu, eine der größten, auf die Insel Ceram beschränkte Art, am häufigsten nach Europa kommt. Seltener ist der in Australien lebende Inka-Kakadu (*Pt. Leadbeateri*), weiß und rosa mit hochrother Federhaube, durch deren Mitte quer ein gelbes Band zieht. Durch hellen Schnabel, mit sehr langem Oberschnabel, und befiederte Nasenlöcher weicht die Gattung *Licmetis*, der Nasenpapagai, von den genannten ab. Meist sehr große Arten mit langen Flügeln, langem Schwanze und sehr starkem Schnabel, der höher als lang ist, werden in der Gattung *Calyptorhynchus* vereinigt. Zu ihr gehört der dunkel schiefergraue, licht quergewellte Helm-Kakadu (*C. galeatus*), dessen Kopf, Nacken, Backen und Haube scharlachroth sind. Von Ptyctolophus weicht die Gattung *Callipsittacus Ag.* (*Nymphicus* Vieill.) durch kantige Schnabelfirste, kurzen, keilförmigen Schwanz mit vorragenden Mittelfedern ab (*C. Novae Hollandiae*). Zwergformen, mit kurzem, dickem Schnabel, dessen Spitze sehr lang, Firste gekielt ist, ohne Haube, mit langen spitzen Flügeln, mit vorspringenden steifen Schäften der Steuerfedern, bilden die Gattung *Nasiterna* Wagl. (Neuguinea und benachbarte Inseln bis zu den Salomonsinseln). Die letzte der hierher zu rechnenden Gattungen, *Microglossus*, ist durch den kolossalen Schnabel ausgezeichnet, welcher viel länger als hoch ist, mit weit vorragender Spitze und sich nur an der Spitze berührendem Ober- und Unterschnabel. Hierher gehört einer der größten Vögel der Familie, der Arara-Kakadu oder Rasmalos (*M. aterrimus*), durch schwarze Farbe, breit

abgerundete Federn und nackte, faltige, rothe Wangen ausgezeichnet. (*J. Victor Carus.*)

Kakerlaken, s. Albinos.

Kakochylie; Kakochymie, s. Dyskrasie.

Kakodämon, s. Dämonologie.

KAKODYL, Arsendimethyl, ein organisches Radical, bestehend aus 2 At. Arsen und 4 At. Methyl: $As_2(CH_3)_4$. Man erhält dasselbe durch Einwirkung von Zink auf Kakodylchlorür ($As(CH_3)_2Cl$) unter Ausschluß der Luft als eine farblose, dünne, stark lichtbrechende Flüssigkeit von knoblauchartigem Geruch, welche im Wasser inckt, in Alkohol und Aether leicht löslich ist und sich an der Luft von selbst entzündet. Bei sehr allmählichem Luftzutritt oxydirt es sich zu Kakodyloxyd und Kakodylsäure. Ersteres (Alkarsin) wird am besten dargestellt durch trockene Destillation eines Gemenges von gleichen Theilen arseniger Säure und essigsauren Kalis, wobei es mit Kakodyl verunreinigt als farblose Flüssigkeit übergeht (Cadet's rauchende Flüssigkeit); in reinem Zustande raucht es nicht an der Luft, nimmt aber Sauerstoff daraus auf und geht in Kakodylsäure über. Es ist schwerer als Wasser, in diesem unlöslich, in Alkohol und Aether leicht löslich, riecht durchdringend und sehr unangenehm. Seine Formel ist: $As_2(CH_3)_4O$; mit Salzsäure behandelt gibt es Kakodylchlorür $As(CH_3)_2Cl$, eine farblose Flüssigkeit von äußerst heftigem, betäubendem Geruch. Die Kakodylsäure (Alkargen) $As(CH_3)_2O.OH$ ist eine in Wasser leicht lösliche starke Säure, welche aus Alkohol schön krystallisirt und auch zum Theil krystallisirbare Salze bildet. Die Kakodylverbindungen sind giftig, doch ist die Wirkung, wenigstens kleiner Mengen, nicht andauernd. Außer den Arsendimethylverbindungen sind auch noch Arsenmonomethylverbindungen, Trimethylarsin- und Tetramethylarsonium- oder Arsenmethyliumverbindungen bekannt, sowie solche, welche an Stelle des Methyls andere Alkoholradicale (Aethyl, Propyl ꝛc.) enthalten. Vgl. besonders: Bunsen, Annalen d. Chem. u. Pharm. 31, S. 175; 37, S. 1; 42, S. 14; 46, S. 1, sowie Kolbe, Lehrb. d. org. Chemie, IIIa, 734; Gmelin-Kraut, Handb. d. org. Chem. 4. Aufl. V, 50 und Suppl. I, 123; Beilstein, Handb. d. org. Chem., S. 154; Neues Handwörterb. d. Chem. I, S. 763. (*E. Drechsel.*)

KAKOVUNI, d. i. schlechtes Gebirge, nannten die Türken zur Zeit ihrer Herrschaft, noch zu Anfang dieses Jahrhunderts, den südlichsten Theil der mittleren Halbinsel an der Südseite des Peloponnes, jetzt Maina oder Mina genannt, in welcher die südliche Verlängerung des Pentedaktylon oder Taygetos als steiles, kahles, wildes Felsgebirge fortsetzt, von einem berüchtigten Stamme von Land- und Seeräubern, den heutigen Mainoten, bewohnt, welche die Türken Kakovunioten nannten. Dieselben haben sich in neuerer Zeit an das Königreich Griechenland angeschlossen. Der Name Kakovuni ist verschollen; 1810 hat ihn Ukert noch in seiner Reise; seitdem nennen ihn Bücher und Karten nicht mehr. (Siehe die Art. Maina und Mainoten.) (*G. A. v. Klöden.*)

Kalabasse, s. Crescentia.

KALAFAT ist ein rumänisches Uferstädtchen an der Donau, in dem zur ehemaligen Kleinen Walachei gehörigen Kreise Dolzi (Dolj) mit Hauptstadt Krajowa, gelegen, und zählt gegen 5000 Einwohner. Der Ort unterhält einen lebhaften Schiffsverkehr und besitzt eine Agenzie der K. k. Oesterreichischen Donau-Dampfschiffahrts-gesellschaft; wegen seiner günstigen Lage für Ein- und Ausfuhr erfreut er sich eines blühenden Handels und ist stark im Anwachsen begriffen. Seine geschichtliche Bedeutung indessen verdankt Kalafat der Nähe der auf dem rechten Donauufer gelegenen, früher türkischen und seit dem Berliner Frieden vom 13. Juli 1878 bulgarischen Festung Widdin, für welche es früher als eine Art Brückenkopf und als das Ausfallsthor bei den häufigen türkischen Kriegseinfällen in die Walachei zu dienen hatte. In dieser Weise nahmen im Frühjahr 1828 die Türken daselbst Aufstellung, um die Flanke des gegen die Donau anrückenden russischen Heeres zu beunruhigen, indessen wurden sie am 8. Juli des Jahres an Ort und Stelle von dem Corps des Generals Geismar angegriffen, geschlagen und nach Widdin zurückgeworfen. Besondere Wichtigkeit erlangte Kalafat im Beginn des Russisch-türkischen Krieges von 1853—56. Nachdem die Russen den 2. Juli 1853 den Pruth überschritten hatten, um, wie sie sagten, sich der Fürstenthümer als eines Pfandobjects zu bemächtigen, setzten sich die Türken von Widdin aus zunächst auf der vor Kalafat gelegenen Donauinsel fest (17. Oct. 1853) und landeten acht Tage später in Kalafat, woselbst sie nach blutiger Vertreibung der daselbst aufgestellten russischen Truppen ein verschanztes Lager für 20,000 Mann einrichteten. Bis zum 6. Jan. 1854 hielten sie sich unthätig in dieser Stellung, dann aber ergriffen sie die Offensive und schlugen bei Cetate den General Grafen Anrep Elmpt, welcher gegen sie angerückt kam. Auch gegen General Ciprandi, welcher mit größerer Macht die Schanzen von Kalafat nehmen wollte, behaupteten die Türken sich siegreich, ja ein wiederholter Angriffsversuch (den 17. April 1854) wurde so nachdrücklich abgewiesen, daß die Russen sich genöthigt sahen, die Kleine Walachei zu räumen, und sich (den 21. April) über Krajowa zurückzogen. Als nachher die Russen im August 1854 aus den Donaufürstenthümern abzogen und Oesterreich mit Genehmigung der Pforte dieselben besetzte, wurde die Stellung der Türken bei Kalafat als überflüssig aufgegeben. — Die günstige politische Lage der Pforte, welche ihr in den Jahren 1853/54 die militärische Ausnutzung der Stellung von Kalafat möglich gemacht hatte, fand während des russisch-türkischen Krieges von 1877/78 nicht statt; nicht nur daß keine der großen Mächte der Türkei Vorschub leistete, es war auch inzwischen die Stellung der norddanubischen Länder eine andere geworden. An die Stelle der beiden Fürstenthümer, der Moldau und Walachei, welche als autonome türkische Provinzen betrachtet wurden, war das Gesammtfürstenthum Rumänien mit dem Anspruch eines lediglich tributpflichtigen souveränen Staats getreten, der seine Politik lediglich dem eigenen Interesse anpaßt. Rumänien aber hatte sich auf Rußlands Seite gestellt, sodaß die Türken

den Boden von Kalafat nicht mehr als den einer privilegirten Provinz, sondern als Feindesland würden haben betreten müssen. Um mögliche Landungen türkischer Truppen zu verhüten, welche die vortheilhafte Flankenposition Widdins hätten zur Geltung bringen können, war demnach Kalafat von der rumänischen Regierung stark befestigt worden. Nachdem am 23. Mai 1877 Rumänien der Pforte den Krieg erklärt hatte, begannen eben da die Feindseligkeiten in Form eines resultatlosen Kugelwechsels, welcher damals spottend die Feuertaufe des Fürsten Karol genannt wurde. Nach der Idee der politischen Strategie des St.-Petersburger Cabinets sollte sich die Betheiligung Rumäniens an dem Kriege auf die Bewachung Kalafats gegen einen türkischen Flankenangriff beschränken, und in der That nahm auch die rumänische Armee von Kalafat bis Simnitza Aufstellung, bis sie nach der russischen Niederlage von Plewna schleunig zu activem Eingreifen berufen wurde. — Der Name Kalafat ist türkisch und bedeutet Kalfaterei; wahrscheinlich ist der Ort, über dessen älterer Geschichte ein Dunkel schwebt, als Schiffsbau- und Kalfater-Stätte (Kalafatjeri) von Widdin aus gegründet worden.

(*G. Rosen.*)

KALAHARI, eine ausgedehnte, 1000 Meter über dem Meere liegende Wüstenfläche in Südafrika, welche im Süden bis an den Oranjefluß, im Norden bis an und über den Ngamisee reicht und im Westen in die Landschaft der Namaqua, Damara und Ovaherero hineingreift. Die Kalahari ist eine brennendheiße, sandige Einöde, trotzdem nicht so pflanzen- und thierarm wie die Sahara. Dies kommt daher, daß die Wüste ein Bassin bildet, dessen Ränder von Felsenriffen und Hügelland eingesäumt sind, sodaß aus weiter Ferne her sich unterirdische Wasseradern unter der Erde hinziehen mögen. Die Möglichkeit hierzu gewährt eine nicht tief unter der Oberfläche streichende Schicht harten Sandes oder jungen Sandsteins, welche beim Graben nach Wasser sorgfältig geschont werden muß, denn wird dieselbe aus Unvorsichtigkeit durchbrochen, so verschwindet das Wasser unwiederbringlich in die Tiefe.

Das Gras, das die Kalahari größtentheils bedeckt, erreicht eine erstaunliche Höhe. Es steht in getrennten Gruppen; die Zwischenräume sind, soweit sie nicht kahle Stellen bilden, mit einer mannichfachen Flora von kriechenden, knollenführenden Pflanzen, Wassermelonen und Kürbissen überzogen; an anderen Stellen finden sich große Gruppen von Gebüsch und selbst Baumwuchs.

Der an den östlichen Rand der Wüste angrenzende Landstrich von Kuruman bis Kolobeng und auch noch weiter, fast bis zum Ngamisee, zeichnet sich durch ein besonders gesundes Klima aus. Der Winter ist vollständig trocken, und da während dieser Zeit, nämlich vom Anfang Mai bis Ende August, nicht ein Tropfen Regen fällt, so ist nie Kälte mit Feuchtigkeit gepaart. Selbst bei der größten Hitze hat die Atmosphäre nie das Erschlaffende und Niederdrückende wie in anderen Gegenden der Tropen. Die Abende sind von angenehmer Kühle und eine erfrischende Nacht folgt auch dem heißesten Tage. Während mehrerer Monate im Jahre fällt kaum etwas Thau.

Das ungeheure sandige, durstige Flachland der Kalahari wird von Menschenstämmen spärlich bewohnt, die sich in allen Stücken unähnlich sind, außer daß Hitze und Durst, dürftige Nahrung und anstrengende Lebensweise ihnen in der Regel eine höchst magere, sehnige, skeletartige Körperbeschaffenheit verliehen haben, wie sie sich höchstens bei australischen Eingeborenen wieder findet, die sie aber gleichwol befähigt, große Anstrengungen und Entbehrungen auszuhalten. Diese Leute sind die Ba-Kalahari, d. h. „die (Männer) der Wüste" und die Buschmänner.

Die Bakalahari sind augenscheinlich ein alter Betschuanenstamm und sollen sich vor Zeiten in guten Umständen befunden haben, bis die eingewanderten Scharen ihres eigenen Stammes ihnen ihr Vieh und ihre Ländereien raubten und sie in die Wüste drängten. Sie haben trotz dieses Schicksalswechsels ihre alte Liebe zu Ackerbau und Viehzucht nicht verloren, können aber freilich in der Wüste nicht viel mehr thun, als ein Fleckchen mit Melonen und Kürbissen bepflanzen und einige Ziegen aufziehen, für welche sie das Wasser oft löffelweise sammeln müssen. Die Bakalahari sind friedsame, schüchterne Leute, die sich darauf beschränken, ihrem Unterhalt nachzugehen. Ueber einen langen Wüstenstrich hin verstreut, suchen sie in der Regel unter benachbarten Betschuanen einflußreiche Gönner, damit sie im friedlichen Tauschverkehr sich Scheren, Wasser, Taback und Hunde verschaffen können, wofür sie als Gegenwerth allerlei Thierfelle liefern, unter denen besonders die Felle einiger kleiner katzenartiger Raubthiere als schönes Pelzwerk geschätzt sind und in weiter Ferne Absatz finden. Den wärmsten Pelz liefert eine Schakalart, „Molotse" genannt (Megalotis capensis oder Kap-Fennek), den schönsten der „Pukuje" (Canis mesomelas und Canis aureus). Nächstdem gelten als die werthvolleren Felle die des Tsipa oder kleinen Ozelot (Felis niripes), des Luchses (Tuane), der wilden und der gefleckten Katze. Aber auch Felle vom Puti (Duiker) und Puruhuru (Steinbock), sowie von Löwen, Leoparden, Panthern und Hyänen suchen sich die Bakalahari zu verschaffen. Die Betschuanen gerben diese Felle und nähen sie in Karosse (Pelzmäntel) zusammen, für die sie stets willige Abnehmer finden und die eigentlich der Haupthandelsartikel jener Gegenden sind.

Die Furcht vor räuberischen Ueberfällen der Betschuanen und Buschmänner veranlaßt die feigen Bakalahari, ihre Wohnsitze weitab vom Wasser anzulegen; nicht selten auch verbergen sie das Wasser, das sie sich ergraben haben, indem sie das Loch wieder mit Sand füllen. Soll aus solchen unterirdischen Vorräthen Wasser entnommen werden, so kommt die Frau mit einem Sack oder Netz leerer Straußeneier und höhlt eine Vertiefung aus, soweit der Arm reichen will. Dahinein stellt sie ein Schilfrohr, an welches unten ein Büschel Gras gebunden ist, rammt das Loch mit dem herausgenommenen, feuchten Sande wieder fest zu und fängt an, an dem Rohre

zu saugen. Das in dem Grasbüschel sich sammelnde Wasser tritt allmählich in dem Rohre in die Höhe, und die Pumpe kommt in Gang. Ein Mund voll nach dem andern wird herausgezogen und an einem Strohhalme in ein daneben liegendes Straußenei abgelassen. Sind in dieser Weise 20—30 Eier gefüllt und die Oeffnungen derselben mit Gras verstopft, so trägt man sie nach Hause und vergräbt sie sorgfältig. (*Richard Oberländer.*)

KALAÏS, Sohn des Boreas und der Oreithyia. Mit seinem Bruder Zetes ist er aufs unzertrennlichste verbunden. Sie werden deshalb auch wol Zwillingsbrüder genannt (*Ovid*, Metam. VI, 712 gemellos, *Lactant*, Narr. fab. VI, 8 geminos, cf. *Orph.* Argon. 219), treten fast nie[1]) einzeln auf und werden unter dem Namen Boreaden zusammengefaßt. Ueber sie hat erschöpfend, mit vollständiger Angabe der reichen Literatur, gehandelt: Ludolf Stephani, Boreas und die Boreaden. Mémoires de l'académie des sciences de St.-Pétersbourg. VII. Série. Tome XVI. No. 13. St.-Pétersbourg 1871. Sie sind Personificationen von Winden, wie hervorgeht 1) aus ihrer Herkunft, 2) aus ihren Namen, die den Zetes als den stärker Blasenden, Kalaïs als den milder Wehenden bezeichnen (Schol. zu Pind. Pyth. IV, 325 *Ἴσως δὲ τὰ ὀνόματα πεποιημένα ἀπὸ τοῦ πατρός, οἷον Ζαήτην τον ἄγαν ἄοντα καὶ πνέοντα καὶ Κάλαϊν οἷον καλῶς ἄοντα.* Lobeck, Paralipomena grammat. graecae I, 159: *ὁ καλὸς πνέων.* Pape, Wörterbuch der Griech. Eigennamen führt auch als Ableitung an: *καλα ἴς*, schönhart, schönkräftig); 3) aus den ihnen fast ausnahmslos[2]) gegebenen Flügeln, die entweder am Kopf (*Orph.* Argon. 222) oder an den Füßen (*Apollon. Rhod.* I, 219), an den Schultern (*Pindar.* Pyth. IV, 182, der sie *πορφύρεοι* nennt; andere Stellen bei Stephani a. a. O. S. 16, Anm. 1; so stellen sie auch die meisten Bildwerke dar) oder an Kopf und Füßen (*Hygin.* Fab. 14) oder auch an Schultern und Füßen (auf der Vase in den Monumenti dell' Instituto di corrisp. archeol. X, t. VIII) hafteten. Auch ihre dunkeln (*Ap. Rh.* *κυάνεαι*, *Hyg.* caerulei) Haare sollten ihnen in wunderbarer Weise beim Fliegen behülflich gewesen sein (*Hygin.* l. c. qui pervio aere usi sunt; *Tzetzes*, Chil. I, 210. XII, 441); 4) durch die vielfach an ihnen gerühmte Schnelligkeit, die bei den Leichenspielen des Pelias dem Kalaïs im Diaulos, dem Zetes im Dolichodromos zum Siege verhalf (*Hygin.* Fab. 273), den Herakles unterliegen machte (Schol. zu Ap. Rhod. I, 1304), während die Brüder bei dem Todtenfeste für Thoas allerdings von Erginos besiegt wurden (Schol. zu Pind. Ol. IV, 26. 29. 32); 5) durch ihren Kampf mit den tobende Windsbraut und schädliche Winde personificirenden Harpyien.

Mit den Harpyien treffen die Boreaden zusammen auf ihrem Zuge mit den Argonauten, unter denen sie Hygin (Fab. 14) als Oberste der Rudermannschaft (toecharchi) fungiren läßt. Sie stoßen zu den nach Kolchis ziehenden Helden, entweder, nach Apollonius Rhod. und anderen (s. Schol. zu Ap. Rhod. I, 211), aus Thrakien, welches Land gewöhnlich als ihre Heimat genannt wird, nach Herodot aus Daulis, nach Duris und Phanaedikos aus dem Lande der Hyperboräer, wo (nach *Aelian.* de nat. anim. XI, 1) auch drei Söhne des Boreas und der Chione das Heiligthum des Apollo verwalten sollten. Als Theilnehmer am Argonautenzuge lassen die alten bildenden Künstler die Boreaden in verschiedenen Scenen auftreten. Als Insassen der Argo erschienen sie bei der Weissagung des Meergottes Glaukos (auf dem Bilde *Philostrat.* Imag. II, 15, vgl. Gaedechens, Glaukos der Meergott, S. 82 f.), finden sie sich dargestellt bei dem Kampfe mit Talos (Vase in der Archäol. Zeitung 1846, Taf. 44. 45, vgl. Stephani, a. a. O. S. 19, Nr. 9); sie assistiren einer Unterredung des Jason mit der Medea (nach O. Jahn's im Rhein. Museum VI, S. 293 gegebenen richtigen Deutung einer Vase bei Gerhard, Apulische Vasenbilder Taf. X); sie schauen dem Schicksal des Bebrykerkönigs Amykos zu (Vase aus dem Besitz des Duc de Luynes, in Gerhard's Auserlesenen Vasenbildern, Taf. CLIII, nicht unwahrscheinlich auch mit ihrem Vater auf der Ficoroni'schen Ciste, s. Stephani a. a. O. S. 17, Anm. 3; S. 20, Anm. 3), dem Kampfe des Jason mit dem Drachen wohnen sie bei, bald zuschauend (auf Vasen: a) Ann. d. Instit. XX. tv. d'agg. G.; b) Millingen, Peint. de div. coll. pl. 6, weitere Nachweise bei Stephani, a. a. O. S. 19, Nr. 7 u. 8), bald eingreifend (Vase in den Monum. dell' Inst. V, tv. XII).

In eigentliche Action treten sie aber nur nach der Landung der Argonauten zu Salmydessos, dessen König Phineus ihnen verschwägert war, indem er ihre Schwester Kleopatra als Gattin heimgeführt hatte, durch welche Ehe wol nur die stürmische Natur jener Gegend bezeichnet werden sollte (Preller, Griechische Mythologie II, 225). Sie finden den König[3]) durch Zeus geblendet, durch die vom erzürnten Apollo gesendeten Harpyien gequält, die dem Blinden alle vorgesetzten Speisen besudeln oder entführen. Ein Orakelspruch hatte die Möglichkeit der Vertreibung dieser Unholde durch die Boreaden zwar prophezeit, zugleich aber den Tod der letzteren verkündet, wenn sie jene nicht einzuholen vermöchten (*Apollodor.* I, 9. 21). Vereinzelte Notizen lassen denn auch die Brüder bei diesem Abenteuer umkommen (*Apollodor.* III, 15. 2, mit den Harpyien zugleich *Tzetzes*, Chil. XVIII, 5), nach der gewöhnlichen Sage aber (die zahlreichen Schriftstellen hat Stephani a. a. O. S. 17, Anm. 6 gesammelt), gelingt ihnen die Vertreibung, sie verfolgen die Flüchtigen mit ihren Schwertern[4]); ehe sie dieselben aber erreichen,

---

1) Nur auf einigen Vasen erscheint ein einzelner Boreade. 2) Lediglich auf einer Vase, bei Gerhard, Archäol. Ztg. 1846, Taf. 44. 45, kommen die inschriftlich bezeugten Boreaden flügellos vor.

3) Auf Phineus und die Boreaden sind einige Denkmäler: Vasen, ein Spiegel, ein Relief bezogen, doch ist dieser Deutung theils durch Stephani (a. a. O. S. 21 fg.), theils von Robert (nach einer Notiz in der Archäologischen Zeitung 1879, S. 114) und Flasch (daselbst 1880, S. 141 fg., Anm. 6) wol mit Recht widersprochen. 4) Auf den Vasenbildern haben sie entweder Schwerter oder Lanzen oder beide Waffenarten zugleich.

veranlaßt sie eine Stimme (*Valerius Flaccus* IV, 477 fg.) oder, von Zeus gesendet, Iris (*Apoll. Rh.* II, 177 sq., *Servius* zu Verg. Aen. III, 209) oder Hermes (Schol. zu Apoll. Rh. II, 296) zur Umkehr, unter der Zusicherung, daß Phineus künftig von den Harpyien unbehelligt bleiben werde. In den Tragödien des Aeschylos („Phineus") und des Sophokles („Phineus oder die Tympanisten". Ueber beide s. Welcker, Aeschylische Trilogie, S. 477 fg., und Griechische Tragödie, S. 329) wird dieser Mythos ausführlich behandelt worden sein. Auch in der alten bildenden Kunst war die Vertreibung und Verfolgung der Harpyien durch die Boreaden kein unbeliebter Gegenstand. Sie war sowol an der Lade des Kypselos (nach *Pausanias* V, 17: *Φινευς δὲ ὁ Θρᾷξ ἐστὶ καὶ οἱ παῖδες οἱ Βορέου τὰς Ἁρπυίας ἀπ' αὐτοῦ διώκουσιν*), wie an dem von Bathykles gefertigten Thron des Amykläischen Apollo (*Pausanias* III, 18: *Κάλαϊς δὲ καὶ Ζήτης τὰς Ἁρπυίας Φινέως ἀπελαύνουσιν*) dargestellt. Dieselbe That zeigen drei erhaltene figurenreiche Vasen: a) Früher im Besitz von Feoli, jetzt im Museum zu Würzburg. Schwarze Figuren auf rothem Grund, die Boreaden ausnahmsweise bärtig. Monum. d. Inst. X, tav. VIII, Flasch in den Annali d. Inst. 1874, p. 3 sq. und Archäol. Zeitung 1880, S. 138 fg. b) Amphora aus der Sammlung Jatta in Ruvo. Rothe Figuren, schwarzer Grund. Monum. d. Inst. III, tav. XLIX, Duc de Luynes, Ann. d. Inst. 1843, p. 12—15, Flasch l. c., p. 140 sq. c) In der Nähe Athens gefunden. Rothe Figuren auf schwarzem Grunde. Millingen, Ancient unedited monuments I, pl. XV; Stackelberg, Die Gräber der Hellenen, Taf. XXXVIII, dessen Zweifel an der Richtigkeit der Deutung widerlegt sind, vgl. Duc de Luynes l. c., p. 15 sq., Stephani S. 19, Flasch p. 139 sq.[5])

Erscheinen hier die Boreaden dem Phineus hülfreich, so gab es auch eine völlig damit contrastirende Sage, nach der sie ihm strafend nahen. Danach hatte er sich schwer gegen das Geschlecht des Boreas vergangen, indem er dessen Tochter Kleopatra, seine Gattin, verstieß und, auf Antrieb seiner zweiten Frau, die mit jener erzeugten Söhne mishandelte, einkerkern, gar blenden ließ. Für diese Frevel straft ihn nun Boreas (*Diod.* IV, 44, *Serv.* zu Verg. Aen. III, 209) oder dieser vereint mit den Argonauten (*Apollodor.* I, 9, 21, III, 15, 3) oder auch die Boreaden (*Diod.* l. c., *Orph.* Argon. 674 sq.).

Ihren Tod fanden die Brüder durch die Hand des Herakles. Die Ursache seines Grolls wird sehr verschieden angegeben (Schol. zu Ap. Rhod. I, 1304). Apollonius gibt ihnen schuld, daß auf ihren Antrieb die Argonauten die Rückkehr des in Mysien auf der Suche nach dem geraubten Hylas (an der jedoch *Propert.* I, 20, 15 die Boreaden theilnehmen läßt) zurückgebliebenen Herakles nicht abgewartet; nach Semos zürnte er ihnen, weil sie ihn im Laufe besiegt, nach Stesimbrotos neidet er ihnen die reichen von Jason gespendeten Geschenke, nach Nikander von Kolophon rächt er sich durch ihren Tod an Boreas, weil dieser ihn auf der Rückkehr nach Kos aufgehalten, nach Anaisidemos straft er sie, weil sie ihm nachgestellt. Genug, Herakles tödtet sie mit seinen Pfeilen (*Hygin.* 14, *Seneca*, Medea III, 634) auf der Insel Tenos (*Akusilaos* bei Apollodor. III, 15, 2, Schol. zu Ap. Rh. l. c., *Antipater* in der Anthol. Palat. IX, 550), wo man ihre Grabstätten und auf diesen zwei Säulen zeigte, welche (beide *Hyg.* l. c. oder nur eine derselben Schol. zu Ap. Rhod. l. c. *ὧν ταν ἑτέραν*) beim Nordwind durch den klagenden Vater Boreas bewegt werden sollten.

Die Gründung der campanischen Stadt Cales wird dem Kalaïs (bei *Silius Ital.* VIII, 515) wol nur wegen der Aehnlichkeit des Namens zugeschrieben.

(*R. Gaedechens.*)

KALAIT oder Türkis, ein Edelstein von himmelblauer bis span- und apfelgrüner Farbe, seiner chemischen Zusammensetzung nach wasserhaltige phosphorsaure Thonerde mit wenig phosphorsaurem Kupfer- und Eisenoxyd; die Zusammensetzung ist nicht in allen Varietäten die gleiche. Es ist ein amorphes Mineral, in Trümmern, Adern, nierenförmigen Ueberzügen und kleinen Geröllen vorkommend; von muscheligem bis unebenem Bruch, der Härte 6, specifischem Gewicht 2,62—2,8; grünlichem Strich; sehr wenig glänzend, undurchsichtig bis schwach kantendurchscheinend. Vor dem Löthrohr unschmelzbar färbt es die Flamme grün, im Kolben erhitzt zerknistert es und wird schwarz, mit Borax und Phosphorsalz gibt es zu klarem Glase geschmolzen heiß die grüne Eisenfärbung und nach dem Erkalten die blaue Kupferreaction; in Säuren löslich. — Der Name Kalait stammt von callaïs (Plinius), Türkis wahrscheinlich daher, daß er aus Persien durch die Türken zu uns kam. — Das Mineral findet sich in den schönsten Varietäten im Orient: bei Mesched nord-westlich von Herat, auch im Megarathal am Sinai; ferner in Schlesien, bei Oelsnitz in Sachsen und in den Cerillos-Bergen in Mexico, theils in Kieselschiefer, theils in Porphyr, theils seltener in Sandstein. — Neben diesem sogenannten Mineraltürkis oder orientalischen Türkis findet sich noch der Zahn- oder occidentalische Türkis, welcher organischen Ursprungs ist, nämlich aus gefärbten fossilen Zähnen besteht, besonders dem Schmelz von Mastodon- und Dinotheriumzähnen, und ziemlich die Härte und Farbe des Mineraltürkis hat, aber mit Säuren benetzt aufbraust, beim Erwärmen einen animalischen Geruch verbreitet und durch Reiben leicht elektrisch wird; außerdem ist er leichter als der Mineraltürkis. Er findet sich besonders häufig im südlichen Frankreich (Simorre, Dep. du Gers); in Sibirien werden auch durch Blaueisenerde, resp. Kupferoxyd, gefärbte Mammuthzähne dazu verwendet. — Vielleicht schon im Alterthume bekannt, war der Kalait oder Türkis besonders im Mittelalter hoch geschätzt; wunderbare Gaben wurden ihm beigelegt; er sollte vor Unglücksfällen schützen, zankende Eheleute versöhnen u. s. w. Gegenwärtig ist er noch ein beliebter Edelstein für Ringe und Nadeln, Colliers u. s. w., auch zum Einfassen anderer Steine

---

5) Auf a und b erscheint nur ein Boreade.

und Perlen. Sein Preis ist jetzt geringer als früher, Farbe und Größe der Stücke beeinflussen den Werth. — Neuerdings werden auch Nachahmungen hergestellt durch Glasflüsse und auch auf andere Weise, die zum Theil sogar chemisch nahezu mit dem natürlichen Türkis identisch sind, ganz abgesehen von Farbe, Härte, Glanz u. s. w. J. Pohl hat zur Unterscheidung eine Glühprobe angegeben (s. N. Jahrb. f. Mineralogie u. s. w. 1878, S. 364); der echte Stein zeigt beim Erhitzen bis zum Rothglühen ein starkes Verknistern und zerfällt in ein tief braun-schwarzes erdiges Pulver; der künstliche verknistert dabei nicht, sondern schmilzt zu einem Glase oder frittet zu einem harten Körper zusammen. (*E. Geinitz.*)

KALAMÄ im Peloponnes heißt der Hauptort der nach ihm benannten Eparchie, welcher zugleich Hauptort der Nomarchie Messenien ist. Im Alterthume führte es den Namen Pherä oder Pharä, und seit der Zeit der venetianischen Herrschaft hieß es Kalamata. In dem schmalen, aber sehr fruchtbaren Mündungsgebiete des Nedon, am Busen von Koron, liegt, etwa 20 Minuten vom Meere entfernt, nach der Zählung von 1870 mit 6327 Einwohnern, der Ort umgeben von Oliven-, Orangen- und Citronenhainen, von riesigen Feigenbäumen, Cypressen, Agavehecken, selbst Palmen in Gärten, welche berühmt sind und von der auffallend rührigen Bevölkerung gut versorgt werden. Die Stadt ist Sitz eines Erzbischofs, hat ein Gymnasium, einen gut versehenen Bazar, treibt Seidenzucht und Tabacksbau und neben der Schiffahrt einen ganz ansehnlichen Handel mit Südfrüchten, Feigen, Olivenöl und Seidencocons. Ein Hafen ist nicht vorhanden, sondern nur eine offene Rhede, und deshalb müssen die Schiffe während der stürmischen Winterzeit den kleinen Hafen von Armyros als Ankerplatz aufsuchen; dieses Dorf liegt 6 Kilometer entfernt an einem starken Bache mit salzhaltigem Wasser, nach welchem es den Namen trägt. Bei der Stadt finden sich keine Alterthümer; das alte Kalamä lag wol eine halbe Stunde entfernt im Nord-Osten auf dem etwa 10 Stunden weiten Wege nach Sparta, wo am Fuße des Taygetos an einem Kalami genannten Hügel sich antike Reste einer Doppelmauer herumziehen und auch Hausplätze auf dem künstlich gebneten Felsboden zu erkennen sind. Das alte Pherä soll ganz nahe dem Meere gelegen haben, es müßte also der Küstenstreif um 2—3 Stadien seitdem an Breite zugenommen haben.

„Die schon in den Homerischen Gedichten erwähnte Stadt bestand auch unter der lakedämonischen Herrschaft fort, trennte sich im Jahre 182 v. Chr. zugleich mit ihren beiden Nachbarorten gegen Norden und Süden, Thuria und Abia, vom übrigen Messenien, wurde durch Augustus zu Lakonien geschlagen, aber durch Tiberius wieder mit Messenien vereinigt. Abia, angeblich das Homerische Ire, lag etwa drei Stunden südlicher auf einer Anhöhe hart am Meere." (Bursian.) — Im 13. Jahrhundert war Kalamä eine starke Festung, welche bei der Eroberung des Peloponnes im Jahre 1205 durch die Franken in den Besitz Villehardouin's und dessen Nachkommen kam; von seiner Burg steht die imposante Ruine noch oberhalb der Stadt. Im Jahre 1685 nahmen die Venetianer sie den Türken weg; sie fiel aber 1718 mit dem ganzen Peloponnes durch den Frieden von Poscharewatz wieder den Türken zu. Im Jahre 1821 war sie eine der ersten Städte, welche durch den Aufstand der Griechen befreit wurden, und am 9. April desselben Jahres wurde hier die erste griechische National-Versammlung, unter dem Namen des Senates von Messenien, eröffnet. Im J. 1825 haben die Truppen Ibrahim-Pascha's bei ihrem Vernichtungszuge durch den Peloponnes auch diese Stadt zerstört; sie hat indeß jetzt wieder einen gewissen Wohlstand erlangt. (*G. A. v. Klöden.*)

KALAMAIKA, eigentlich Kołomyjka, ein Tanz der galizischen Kleinrussen, benannt von der Stadt Kolomyja (Kolomea) am Pruth in Galizien. Eine besondere Gattung Lieder wird dazu gesungen, von denen eine große Anzahl veröffentlicht bei *Golovackij*, Narodnyja pěsni galickoj i ugorskoj Rusi, namentlich Band II, S. 247; vergl. auch Żegota Pauli, Pieśni ludu ruskiego w Galicyi II, 165. Die Kalamaika hebt bei einer wehmüthigen, sehnsüchtigen Melodie langsam schleifend an, geht dann immer rascher ($^2/_4$ Takt), bis der Bursche das vor ihm ausweichende Mädchen ergriffen hat. Zu den Slowaken ist der Tanz unter dem Namen Kalamajka ebenfalls übergegangen und auch in Böhmen bekannt; eine Melodie hat *Erben*, Napěvy prostonár. písní českých, Prag, 1862, Nr. 231. (*R.*)

KALAMIS wird als einer der angesehensten griechischen Bildhauer der Uebergangszeit aus dem strengen in den freien Stil genannt; er gehört vermuthlich der attischen Schule an, da er für Athen eine Reihe von Werken geschaffen und einen Athener (Prasias) zum Schüler hatte, auch seinem Kunstcharakter nach sich den Attikern anschließt. Seine Blütezeit wird gegen Ol. 78 (468—464 v. Chr.), als er aus weiter Ferne den Auftrag bekam, einen olympischen Sieg des Hieron von Syrakus durch die Statuen von Knaben auf Rennpferden zu verherrlichen, ihren Höhepunkt erreicht haben. Seine Thätigkeit in Athen trifft mit der Verwaltung des Kimon zusammen, zu dem er in ähnlichem Verhältniß gestanden zu haben scheint wie Phidias zu Perikles.

Die Liste der Werke des Kalamis ist eine ziemlich umfängliche, sie weist Götter- und Heroenbilder, aber auch Gegenstände aus dem menschlichen Kreise und mehrfach Darstellungen von Pferden auf, welche letzteren dem Künstler nach dem ausdrücklichen Zeugniß des Plinius (N. H. 34, 71) u. A. in vorzüglicher Weise gelangen. Ein Cultusbild des Zeus Ammon von der Hand des Kalamis weihte der berühmte Dichter Pindar, der Ol. 84, 3 (442 v. Chr.) im höchsten Alter starb, in Theben (*Paus.* 9, 16, 1). Statuen des Apollon arbeitete Kalamis mehrmals: einmal für Apollonia am Pontus in Erz (nach Klein's Vermuthungen Arch.-epigr. Mittheilungen aus Oesterreich V, 86 aus Goldelfenbein) und als Kolossalfigur von 30 Meter Höhe, ein Werk, welches M. Lucullus nach Rom entführte (*Plin.* 34, 39), dann für Athen einen fluchabwehrenden Apollon

(Alexikakos), dessen Widmung man später als durch das Aufhören der großen Pest Ol. 87, 3 (430) veranlaßt erklärte. Ein dritter Apoll aus Marmor findet sich bei Plinius (36, 36) unter den Arbeiten eines Toreuten Kalamis erwähnt, wird aber, wie diese selbst, von Brunn vielleicht nicht mit Unrecht dem berühmten Bildhauer zugeschrieben. Die Stadt Tanagra in Boiotien besaß von dem letzteren im Dionysos-Tempel eine Gruppe aus parischem Marmor, Dionysos stehend und unbekleidet, mit dem Thyrsosstabe und einem Kantharos und ihm zu Füßen ein Triton, wie sich aus der Nachbildung des Werkes auf einer tanagraeischen Erzmünze des Marc Aurel (Huber's Numism. Zeitschr. 1877, S. 32 fg., *Paus.* 9, 20, 4) erkennen läßt. Ebendaselbst befand sich im Tempel des Hermes Kriophoros ein Bild des Gottes mit dem Widder auf den Schultern, welches Kalamis aus Anlaß einer Seuche geschaffen haben sollte (*Paus.* 9, 22, 1) und von dem uns Münztypen der Stadt (Numism. Zeitschr. a. a. O., S. 29; vgl. Ann. d. i. 1879, S. 119 fg.) noch eine ungefähre Vorstellung geben. Einen unbärtigen Asklepios aus Gold und Elfenbein mit dem Scepter in der einen und einem Pinienapfel in der anderen Hand bildete Kalamis für Sikyon (*Paus.* 2, 10, 3), für Olympia eine sogenannte „ungeflügelte Siegesgöttin" (Nike Apteros), richtiger eine Athena Nike, eine Wiederholung des Holzbildes im Nike-Tempel auf der Burg zu Athen, die möglicherweise ebenfalls von Kalamis herrührte (Benndorf, Ueber das Cultusbild der Athena Nike, S. 44). Zu einer Figur der Erinnys des Kalamis in Athen, wol im Heiligthum der Semnae beim Areopag befindlich, fügte später der berühmte Skopas zwei andere hinzu, um die Dreizahl dieser Göttinnen zu vervollständigen (*Clem. Alex.* Protr. 47). Am Aufgange zur Akropolis stand ein noch in der Kaiserzeit viel bewundertes Werk des Kalamis, ein Weihegeschenk des reichen Kallias, die unter dem Namen Sosandra mehrfach erwähnte Statue der Aphrodite. Auch Gegenstände aus dem Heroenkreise hat Kalamis wiederholt und, wenn Plinius' Urtheil (N. H. 34, 71) nicht eine der beliebten epigrammatisch zugespitzten Wendungen ist, mit vollem Glück behandelt. Er führt eine Erzfigur der Alkmene, Pausanias (X, 16, 4) ein Weihgeschenk der Lakedämonier, das Standbild der Hermione, des Menelaos Tochter, in Delphi an. Aus dem Bereich rein menschlicher sowie der Thierbildung werden verschiedene Zwei- und Viergespanne erwähnt, — vermuthlich die Weihgeschenke für Siege in den Wettkämpfen, darunter eine Quadriga, zu welcher ein Praxiteles — ungewiß, ob der große Künstler dieses Namens oder ein sonst unbekannter Zeitgenosse des Kalamis — einen Wagenlenker machte (*Plin.* N. H. 34, 71)*). Zwei Rennpferde mit den sie zügelnden Knaben darauf arbeitete er für Hieron, der sie in Olympia zu Seiten eines Viergespannes von der Hand des Onatas aufstellen ließ (*Paus.* 6, 12, 1). Bedeutender war ein ebendort befindliches Werk des Kalamis, das den Sieg der Agrigentiner über die Bewohner von Motya verherrlichte und einen Chor betender Knaben in Erzfiguren darstellte (ib. 5, 25, 5).

So zeigt sich Kalamis als ein sehr vielseitiger, auch in der Technik vielgewandter Meister. Er bildete in Gold und Elfenbein, in Marmor wie in Erz und scheint sich auch mit der Kleinkunst beschäftigt zu haben, wenn eine Notiz des Plinius (34, 47), daß ein Kalamis als Caelator in Silber berühmt war und mit zweien seiner Becher noch das Copistentalent der Kaiserzeit herausforderte, hierher zu ziehen ist.

Wenig präcis, wie zumeist, sind die Angaben der Alten über den Stil des Kalamis. In den Vergleichungen der Rhetoriker (*Dion. Hal.*, Isocr. 3) spielt der Künstler eine gewisse Rolle, indem er mit Kallimachos und Polygnot zusammen als Vertreter jener eigenthümlichen Zierlichkeit und Anmuth genannt wird, welche attische Werke aus der letzten Zeit des Archaismus auszeichnete. Da sie in den Reliefs eines kleinen Altars aus Athen (Ann. d. Inst. 1869 tv. J. K.) mit Darstellungen eines widdertragenden Hermes und einer verschleierten Frau besonders deutlich hervortritt, so hat man in ihnen Anlehnung an Werke und Stil des Kalamis erkennen wollen. Den hohen Reiz feinster Durchbildung und durchbrechender Beseelung der Gesichtszüge innerhalb der Grenzen einer noch etwas gebundenen Formengebung charakterisirt auch das der Sosandra ertheilte Lob, sie erscheine im Schmuck verschämter Züchtigkeit und mit ehrbarem und unbewußtem Lächeln. Unter dem erhaltenen Statuenvorrath ist es noch nicht gelungen, sichere Nachbildungen von Werken des Kalamis nachzuweisen. Die Pembroke'sche Marmorstatuette in Wilton-House (Overbeck, Gesch. d. gr. Plast.³, Fig. 52) weicht von dem Münztypus nicht unwesentlich ab und ist auch der noch sehr alterthümlich gehaltenen Stellung nach für die Kunst des Kalamis nicht reif genug. In wie weit die sich an den athenischen sogenannten Apoll auf dem Omphalos (Conze, Beiträge zur Geschichte der griechischen Plastik, Thl. 3—5) anschließenden Werke zu dem Stil des Meisters Beziehung haben, bedarf noch der Aufklärung. (*Th. Schreiber.*)

KALANDERN oder Calandriren (vom französischen calandrer) heißt ein besonders bei der Appretur der Gewebe angewendetes Verfahren, bei welchem die Wirkung eines oder mehrerer Paare von Preßwalzen dazu benutzt wird, dem Stoffe Glätte und Glanz, zuweilen auch, indem die einzelnen Fäden glatt gedrückt werden, den Schein größerer Dichtheit zu geben. Die Construction der hierzu dienenden Vorrichtung, des Kalanders, beruht im allgemeinen darauf, daß von den in einem starken gußeisernen Gestell in horizontaler Anordnung übereinandergelagerten Walzen, zwischen welchen der Stoff flach ausgespannt hindurchgeführt wird, je zwei zusammen arbeiten, von denen die eine aus hartem, die andere aus elastischem Material hergestellt ist. Während für die erstere ein in hohem Grade politurfähiges

*) Nach Benndorf's Vermuthung (a. a. O., S. 46) stand das Viergespann auf der Burg von Athen und war ein Weihgeschenk der Athener für den Sieg über Chalkis auf Euboia (*Paus.* I, 18, 2. *Herod.* V, 77). Vergl. die darauf bezügliche Basisinschrift im CIA. I, 334.

Metall — Gußeisen, Gußstahl oder noch besser Hartguß — verwendet wird, sind für die letztere mit den verschiedenartigsten Stoffen, Kokosfaser, Jute, Baumwollenzeug, comprimirten Hobelspänen — Versuche gemacht worden; am gebräuchlichsten sind jedoch für diesen Zweck die Papierwalzen, deren Anfertigung in der Weise stattfindet, daß eine große Anzahl Papier-, resp. Pappscheiben, auf eine eiserne Achse geschoben und stark gegeneinander gepreßt werden, worauf der zwischen zwei eisernen Scheiben eingeschlossene Papierkörper sehr genau abgedreht wird. Sämmtliche Walzen, mit Ausnahme der untersten, müssen sich etwas heben und senken können, wenn Gewebe von verschiedener Stärke hindurchgehen oder wenn der zwischen den Glättwalzen hindurchgegangene Stoff auf eine Walze aufgewickelt wird. Je nach der Anzahl der Walzen unterscheidet man zwei-, drei-, fünf- und siebenwellige Kalander. Am häufigsten findet der dreiwellige Kalander Anwendung, bei welchem meist die mittlere Walze aus Metall hergestellt ist. Der Stoff tritt hier zwischen der obern Papierwalze und der Metallwalze ein, umschlingt die letztere bis zur Hälfte ihres Umfangs und tritt zwischen ihr und der untern Papierwalze wieder aus, sodaß er zweimal dem Drucke unterworfen wird. Genügt der einmalige Druck, so können zwei Stücke gleichzeitig bearbeitet werden, indem das eine zwischen Ober- und Mittelwalze, das andere zwischen Mittel- und Unterwalze hindurchgeht. Bei den fünf- und siebenwelligen Kalandern, in denen ein vier-, resp. sechsmaliger Druck zur Anwendung kommt, sind gewöhnlich die obere und untere Walze aus Metall, die übrigen selbstverständlich abwechselnd aus Papier und Metall hergestellt. Die erforderliche Pressung wird mittels Hebel- oder Schraubendrucks meist durch Uebertragung von Dampf- oder Wasserkraft hervorgebracht. Bei zweiwelligen Kalandern erfolgt der Antrieb von der Transmissionswelle mittels Riemen direct auf die Metallwalze; bei drei-, fünf- und siebenwelligen Kalandern wird mittels Riemen zunächst eine Vorlegewelle betrieben und dann durch zwei Räder auf die Metallwalze, resp. auf eine derselben, übersetzt, während die übrigen Walzen vermöge der Reibung mitgenommen werden. Um dem Gewebe Glanz zu geben, können die hohlen Metallwalzen durch glühende Bolzen, Dampf oder Gas geheizt werden. Der eigentliche **Glanzkalander**, auch **Frictionskalander** genannt, ist derart construirt, daß die Walzen durch Zahnräder eine verschiedene Umdrehungsgeschwindigkeit erhalten, sodaß die schneller gehende auf dem Stoff gleitet und hierbei, ähnlich dem gewöhnlichen Plätteisen, außer durch Druck auch durch Reibung wirkt. Ein wellenartiger Schimmer (Moirirung) wird durch das Kalandern erzeugt, indem man entweder zwei übereinanderliegende Stücke zusammen zwischen den Walzen hindurchführt, oder dem einfachen Stoffe durch einen besondern Mechanismus während des Durchgangs eine links- und rechtsseitige Verschiebung ertheilt, oder auch indem man das Gewebe vor seinem Eintritt zwischen die Walzen straff ausgespannt über die wellenförmig geschweifte Kante einer eisernen Schiene streichen läßt, wodurch eine geringe Verschiebung der Einschlagfäden bewirkt wird. Baumwollene und leinene Gewebe erhalten eine sehr schöne, matte, zartgewässerte Moirirung durch die Behandlung auf dem **Stampf-** oder **Stoßkalander**, in welchem der Stoff, auf eine harte hölzerne Walze gewickelt, während der langsamen Umdrehung derselben der Wirkung einer Reihe hölzerner Stampfen ausgesetzt wird. Auf dem gleichen Princip — weil einer ähnlichen Aufgabe dienend — wie die zur Appretur der Gewebe gebräuchlichen Kalander basirt die in der Papierfabrikation verwendete Maschine, gleichfalls Kalander genannt, durch welche dem Papier ein hoher Grad von Glätte und ein seidenartiger Glanz ertheilt wird. Von der gewöhnlichen Construction derselben weicht der sogenannte **Bogenkalander** nur insofern ab, als hier das Papier nicht in Form eines endlosen Streifens, sondern bogenweise zwischen den Walzen hindurchgeht. (*W. H. Uhland.*)

KALANDSWIESEN sind solche Wiesen, welche man an Landwirthe überläßt unter der Bedingung, daß dafür alljährlich eine gewisse Abgabe entrichtet wird. Zuweilen liegt dieser Verleihung eine Art Erbpacht zu Grunde, sodaß dann die Wiese vom Vater auf den Sohn übergeht. Der Name Kalandswiese rührt von den Kalandsbrüdern (s. Caland) her. (*William Löbe.*)

KALARASCH, die Hauptstadt des zu der ehemaligen Großen Walachei gehörigen rumänischen Kreises Jalomnitza, liegt wenig oberhalb des Beginns der Biegung, welche von der Donau in ihrem untern Laufe durch Verlassen der westöstlichen Richtung und Verfolgen einer südnördlichen beschrieben wird, an dem schmalen linksseitigen Bortscha-Arme des Stromes in der Nähe des Landsees, welcher nach ihr den Namen **See von Kalarasch** führt. Die Einwohnerzahl der Stadt wird auf 3500 angegeben. In neuester Zeit ist dieselbe **Stirbey** umgenannt worden nach dem Namen des letzten Hospodars der Walachei **vor** dem Krimkriege (Barbo Demeter Bibesko Fürst Stirbey, geboren 1801, zum Hospodar erwählt 1848, demissionirte 1854, gest. 1869 zu Nizza), welcher sich schon vor seiner Thronbesteigung als Minister seines Bruders, des Hospodaren Bibesko, um die Sanirung der untern Donauländer große Verdienste erworben. — Kalarasch verdankt seine Bedeutung den Umständen, erstlich, daß es, in einer weit und breit an Versumpfung leidenden Stromniederung gelegen, auch zur Zeit der jährlichen Ueberschwemmungen der Donau mit Truppen und Train zu erreichen ist, und zweitens, daß nur der Strom und die Balta-Insel es von Silistria, ehemals der wichtigsten unter den türkischen Donaufestungen, trennt, was ihm bei den periodischen Angriffskriegen Rußlands wider die Pforte eine hervorragende kriegsgeschichtliche Rolle gesichert hat. Besonders viel genannt wurde es im ersten Stadium des sogenannten Krimkrieges im J. 1854. Schon im November 1853 waren die Russen unter General Anrep von da stromaufwärts nach Oltenitza gerückt und hatten die bei letzterem Orte aufgestellten türkischen Truppen zum Rückzug über die Donau genöthigt. Als sie dann aber, vom Feinde nicht belästigt, bei Kalarasch Batterien gegen Silistria zu errichten anfingen, ging den 4. März ein starkes türkisches Corps über den Strom, griff diese Werke an

und zog sich erst zurück, nachdem es sie zum größten Theil zerstört hatte. Die russischen Arbeiten wurden dadurch so sehr aufgehalten, daß erst den 7. Mai die Beschießung der Uferbatterien von Silistria beginnen konnte. Am 11. Mai traf der greise Fürst Paskewitsch, der berühmteste russische Stratege jener Zeit, von Warschau her in Kalarasch ein, um den Oberbefehl der Belagerung zu übernehmen, mit deren unmittelbarer Betreibung von der linken Flußseite her General Schilder, auf der Landseite dagegen am rechten Flußufer der von Karasu herangerückte General Lüders befaßt war. Um ein besseres Zusammenwirken beider Heere zu ermöglichen, wurde unterhalb Kalarasch eine Brücke über die Donau geschlagen. Indessen erwiesen die von den Russen gemachten ungeheuern Anstrengungen sich als vergeblich; Silistria hielt sich und nach einundvierzigtägiger Belagerung sah Rußland sich genöthigt, der Feste zu entsagen und seine schwer mitgenommenen Truppen nach der Walachei zurückzuziehen. (*G. Rosen.*)

KALAU heißt ein Kreis und eine Kreisstadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt. Der Kreis Kalau, 17,98 geogr. □Meilen oder 99,017 Hektaren groß, ist ein langgestrecktes Land zwischen dem südlich gelegenen sumpfigen Thale der Schwarzen Elster und dem nördlich vorliegenden Spreewalde. Hindurch führen die Berlin-Görlitzer Bahn mit Lübbenau und Vetschau, und der Zweig Lübbenau-Grenze mit Kalau, Altdöbern und Senftenberg; die Halle-Sorau-Gubener Bahn mit Kalau; die Kottbus-Großenhainer Bahn mit Drebkau, Petershain und Senftenberg. Die fünf Städte dieses Kreises sind die gesperrt gedruckten. Die Zahl der Bewohner war 1880: 52,778, die der Landesgemeinden 157, der Gutsbezirke 98, der Wohnhäuser 7275, der Haushaltungen 10,956; männlich waren 25,839, weiblich 26,939. 1819 war die Zahl der Bewohner 31,892. 1867 zählte man im östlichen Theile 6760 Wenden. — Die an der Dobra gelegene Stadt Kalau hat 3003 Einwohner (1816: 1529) und 264 Wohnhäuser. Sie liegt 15 Kilometer von Lübbenau und 24 Kilometer von Kottbus, hat eine Wasserleitung und in der Nähe eine schwefelhaltige Stahlquelle. Sie soll schon im J. 950 ummauert gewesen sein. Ein großer Theil der Bewohner treibt das Schuhmachergewerbe. Von den zur Stadt gehörenden 732 Hektaren Fläche sind 575 Hektare Ackerland. — Im Nordwesten liegen die von Patow'schen Güter: Groß-Jehser, 102 (Dorf 176) Einwohner, Gliechow 75 (Dorf 50) und Zinnitz 42 (Dorf 258) Einwohner. Letzteres war ehemals eine nach dem Jahre 1000 vom Polenkönige Boleslaus angelegte Festung. (*G. A. v. Klöden.*)

KALAUER, ein Ausdruck für Witzreden untergeordneter Art, der sich in neuerer Zeit von Berlin aus über Deutschland verbreitet hat. Man denkt dabei zunächst an die Art des Witzes, die in den Gesprächen zwischen Müller und Schulze im „Kladderadatsch" und in den berliner Possen vorherrscht. Die Herkunft des Wortes ist unsicher; einige behaupten, es sei eine Verdrehung des französischen Wortes Calembourg. Der Begriff des Calembourg ist jedoch ein etwas engerer; es wird darunter ausschließlich ein Wortwitz verstanden. Büchmann meint, es habe bei der eigenthümlichen Umbildung des Fremdwortes auch der Gedanke an die Stadt Kalau (s. d.) mitgewirkt, eine kleine Stadt, die wegen der dort betriebenen Fabrikation von Schuhwerk für die unteren Volksklassen bekannt ist. (*W. Creizenach.*)

KALAURIA (*Καλαύρεια*, *Καλαυρέα* und *Καλαυρία* geschrieben) war der antike Name der jetzt Poros genannten Insel im Saronischen Meerbusen, welche nur durch einen schmalen Meeresarm von der Ostküste von Argolis (dem Gebiete der alten Stadt Troizen) getrennt wird. Dieselbe besteht aus zwei geologisch ganz verschiedenen Theilen: einer von Westen nach Osten 10 Kilometer langen Bergmasse aus Kalkstein, von welcher sich ein schmaler Bergrücken weit nach Norden hinauszieht, und einer mit der Südseite der Hauptinsel nur durch einen schmalen Landstreifen verbundenen kleinen Halbinsel von dreieckiger Form, deren Gestein (Trachyt) auf vulkanischen Ursprung hinweist. An der Süd- und Westseite dieser kleinen Halbinsel, in welcher einige neuere Geographen mit Unrecht die von Pausanias (II, 33, 1) neben Kalauria genannte Insel Sphäria haben erkennen wollen, liegt das moderne aus dem griechischen Befreiungskampfe bekannte Städtchen Poros; dieselbe Stelle scheint auch die im Periplus des sogenannten Skylax (§. 52) und mehreren Inschriften (C. i. gr. n. 1188; Annali dell' instituto 1829, S. 155; Lebas, Inscriptions n. 1754 = K. Keil im Philologus, 2. Supplementband S. 623) erwähnte Stadt (*ἁ πόλις ἁ τῶν Καλαυρεατᾶν*) mit ihrem Hafen eingenommen zu haben. Diese Stadt war aber gewissermaßen nur ein Anhängsel eines weithin berühmten Heiligthumes, auf welchem ausschließlich die Bedeutung der Insel im Alterthum beruhte, des auf einer breiten Hochfläche ungefähr in der Mitte der Hauptinsel gelegenen, von einem weiten Temenos mit verschiedenen Nebengebäuden (Wohnungen für die Priester und Tempeldiener, Einkehrhäuser für Fremde u. dergl.) umgebenen Tempels des Poseidon, welcher der Sage nach die Insel von ihrem früheren Besitzer Apollon gegen Delphi (oder von Leto gegen Delos) eingetauscht haben sollte (vgl. *Paus.* II, 33, 2; *Strab.* VIII, p. 373). Dieses Heiligthum des Poseidon Kalaureatas war seit früher Zeit der Mittelpunkt einer Amphiktyonie, d. h. eines unter den speciellen Schutz dieser Gottheit gestellten Bundes von seefahrenden Städten, welche sich zum gemeinsamen Schutze und zur gemeinsamen Erhaltung des Heiligthums verpflichtet hatten. Als Mitglieder dieses Bundes nennt Strabon (VIII, p. 374), dem allein wir unsere Kenntniß davon verdanken, folgende 7 Städte: Hermione, Epidauros, Aegina, Athen, Prasiä, Nauplia und das minyische Orchomenos; für Nauplia sind (nach Austreibung der alten dryopischen Bevölkerung) die Argiver, für Prasiä (nach Annexion der ursprünglich zu Argolis gehörigen Ostküste der Parnonhalbinsel durch Lakonien) die Lakedämonier eingetreten. Im Widerspruch mit dieser ausdrücklichen Angabe Strabon's will E. Curtius („Der Seebund von Kalaurea", im Hermes, Bd. X, S. 385 fg.) nicht das minyische, d. h. boiotische, sondern das arkadische Orchomenos als

Mitglied des Bundes angesehen wissen, welchen er als eine von Pheidon von Argos gestiftete Coalition gegen das Uebergewicht des mit Elis verbündeten Sparta, überhaupt des streng dorischen Elements im Peloponnes, betrachtet; die Erwähnung der Nauplier und Prasier unter den Mitgliedern des Bundes erklärt er durch die Annahme, daß Pheidon in diese beiden von ihren früheren spartanerfreundlichen Bewohnern geräumten Städte neue Ansiedler gesandt habe. Gegenüber dieser, wie es mir scheint, durchaus willkürlichen Annahme glauben wir an der Ansicht festhalten zu müssen, daß der Bund schon vor der Einwanderung der Dorier in den Peloponnes zur Erleichterung und Sicherung des Verkehrs zwischen den Ostküsten des Peloponnes und des mittleren Griechenlands gestiftet worden ist und, nachdem er durch das Ueberwiegen des dorischen Elements, durch den Eintritt der beiden bedeutendsten dorischen Staaten im Peloponnes, seine politisch-commerzielle Bedeutung verloren, zum Schutze des Heiligthums und seines Asylrechtes fortbestanden hat. Dieses Recht des Heiligthums, den Verfolgten eine sichere Zufluchtsstätte zu gewähren, genoß im Alterthum so allgemeine Achtung und Anerkennung, daß selbst Archias von Thurioi, der Häscher des Antipater, es nicht wagte, den Demosthenes, der, von seinen Mitbürgern auf Befehl der makedonischen Gewalthaber geächtet, sich in das Heiligthum geflüchtet hatte, mit Gewalt aus demselben hinwegzuführen, sondern ihn auf gütlichem Wege durch Zureden zu bewegen suchte, die heilige Stätte zu verlassen — eine Aufforderung, der Demosthenes erst nachkam, nachdem er aus seinem Griffel ein rasch wirkendes tödliches Gift gesogen hatte, sodaß er sofort nach seinem Austritt aus dem Tempel niedersank und seinen Geist aufgab (*Plutarch.*, Demosth., c. 29; vgl. A. Schäfer, Demosthenes und seine Zeit, Bd. III, Abth. 1, S. 357 fg.). Die Kalaureaten bestatteten die Leiche des großen Redners und Staatsmannes innerhalb des Peribolos des Heiligthums und errichteten ihm ein Denkmal, das noch dem Pausanias (II, 33, 3) gezeigt wurde. Das Heiligthum, in welchem neben dem Poseidon (als dessen Priesterin nach Paus. a. a. O. eine Jungfrau fungirte) auch Zeus Soter und Aphrodite verehrt wurden (siehe die Inschriften bei Lebas, Inscriptions n. 1754 und 1755), wurde ebenso wie viele andere hochgeehrte und reiche Cultstätten Griechenlands im 1. Jahrhundert vor Christo von den kilikischen Seeräubern geplündert und verheert (s. *Plutarch.*, Pompei., c. 24), bewahrte aber bis in die spätere römische Kaiserzeit sein altes Ansehen und ist jedenfalls erst durch die Herrschaft des Christenthums der Verödung anheimgefallen. Seine jetzt von den Umwohnern mit dem Namen „Palatia" (die Paläste) bezeichnete Trümmerstätte ist dann jahrhundertelang von den Bewohnern von Poros, Hydra und anderen Orten als Steinbruch benutzt worden; infolge dessen sind jetzt nur noch unscheinbare Reste der ausgedehnten alten Baulichkeiten erhalten, von welchen Lebas (Voyage archéologique en Grèce et en Asie mineure. Itineraire, pl. 15) einen Situationsplan entworfen hat. — Vgl. E. Curtius, Peloponnesos, II, 443 fg.; Bursian, Geographie von Griechenland, II, 92 fg. (*C. Bursian.*)

KALAUSS, auf Tatarisch die Grenze der Städte, ein Fluß im kaukasischen Gouvernement Stawropol, der rechts in den Manytsch mündet, welcher unter dem Namen Sargamysch bekannt ist. Er durchströmt anfangs den Pätigorskischen und dann den Stawropolschen Kreis. Der Kalauß entspringt auf den Worowskoleskischen Bodenerhebungen und mündet in den Manytsch bei dem Kurgan Kara-ul-Tjube; seine Richtung ist von Süden nach Norden, seine Länge 270 Kilometer, seine Breite in der oberen Strömung 7—15 Fuß, in der mittleren und unteren 25—112 Fuß, seine Tiefe schwankt überall zwischen 2 und 7 Fuß, im Sommer aber trocknet er von seiner Quelle an bis zur Mündung des Flüßchens Jankubi ganz aus. Der Boden des Flusses ist schlammig und lehmig, sein Wasser von keiner guten Beschaffenheit, da es Kalktheile enthält. Das Thal, durch welches der Kalauß fließt, hat eine Breite von 2—17 Kilometer. — Von der Quelle des Flusses an bis zum Einfluß des Ku-ai-gura in ihn ist das rechte Ufer hoch und steil, das linke niedrig. Unterhalb des Ku-ai-gura sind beide Ufer flach und deshalb im Frühjahr überschwemmt. Alle Zuflüsse des Kalauß sind unbedeutende Bäche, die nur im Herbst voll Wasser sind. (*A. v. Wald.*)

KALAVRYTA, d. h. Schönbrunn, ist ein griechisches Städtchen im Peloponnes, der Sitz des Erzbischofs in der gleichnamigen Eparchie der Nomarchie Achaja und Elis. Es liegt in 700 Meter Höhe in einer 6 Kilometer langen fruchtbaren Ebene, die sich am nördlichen Fuße des Veliagebirges von Westen nach Osten erstreckt und durchströmt wird von einem wasserreichen, in der Kleitoria entspringenden, durch einen Spalt zwischen dem westlichen Ende der Aroania- und dem östlichen der Erymanthoskette in die Ebene eintretenden Flusse, dem Erasinos der Alten, welcher jetzt der Fluß von Kalavryta genannt wird. Wahrscheinlich lag an dieser Stelle das alte K y n ä t h a; die Ebene und die Abhänge der sie umschließenden Gebirge bildeten das Gebiet der Kynätheis. Das von den Ruinen einer fränkischen Burg überragte Städtchen liegt anmuthig zwischen Gärten. Ueber der Hinterseite der Stadt ist der westliche Gipfel des schneebedeckten Chelmós sichtbar. Zwei Katakomben in der Nähe sind die einzigen vorhandenen Reste aus alter Zeit. Ein vielfach gewundener Pfad führt in $2^1/_2$ Stunden von hier zu einer mächtigen, von einer 200 Meter hohen steilen Felswand überragten Höhle, in welche das größte und reichste Kloster Griechenlands, M e g a s p i l ä o n, d. h. die große Höhle, hineingebaut ist. — Kalavryta wurde im J. 1459 vom Despoten Thomas, und 1460 von Mohammed II. erobert. Schon bei dem im J. 1770 durch die Russen veranlaßten und betriebenen Aufstande der Griechen im Peloponnes, der so unglücklich endete, erhob zuerst Kalavryta die Fahne des Aufruhrs; und am 4. April 1821 brach in Morea der Aufstand unter Andrea Zaïmis aus Kalavryta aus, in dessen Folge am 9. April die provisorische Regierung zu Kalamata eingesetzt ward.

(*G. A. v. Klöden.*)

KALB (Charlotte von), bekannt als Freundin Schiller's, wurde am 25. Juli 1761 zu Waltershausen im Grabfeld geboren. Ihr Vater war Johann Friedrich Philipp Marschalk von Ostheim, ihre Mutter Wilhelmine Rosine geb. von Stein. Sie verlor früh ihre Aeltern und wuchs heran durchaus auf sich selbst angewiesen, ohne in ihrer Umgebung jemand zu finden, der ihr eigenthümliches Seelenleben richtig verstanden hätte. Ihr Natursinn hatte schon frühzeitig durch das Leben auf dem väterlichen Landsitze Nahrung erhalten. Die Beschäftigungen, die sonst der Kinderwelt Freude gewähren, zogen sie wenig an; sie erzählt selbst, sie habe dem Spielen mit Puppen niemals Geschmack abgewinnen können. Nach dem Tode der Aeltern lebte sie zuerst im Hause des Herrn von Türk in Meiningen, dann bei ihrem Oheim Herrn von Stein auf Nordheim. Mit dem geräuschvollen geselligen Leben, das im Hause des Oheims herrschte, vermochte sie sich nicht zu befreunden; ihr liebster Umgang waren Männer, die auf ihre literarischen Interessen eingehen konnten, wie der meiningische Bibliothekar Reinwald und der meiningische Hofprediger Pfranger, bekannt als Verfasser des gegen Lessing's „Nathan" gerichteten Dramas „Der Mönch vom Libanon". Ihre Bildung strebte schon frühzeitig über den durch die französische Literatur begrenzten geistigen Interessenkreis der höheren Stände hinaus. So brachte sie auch Schiller als Menschen wie als Schriftsteller eine innige Theilnahme entgegen; bei ihrem ersten Zusammensein während Schiller's Aufenthalt in Bauerbach (November 1782 bis Juli 1783) wurde allerdings noch nicht der Grund zu dem späteren innigen Seelenbunde gelegt.

Noch im Jahre 1783 vermählte sich Charlotte mit Heinrich von Kalb, der als französischer Offizier den nordamerikanischen Befreiungskrieg mitgemacht hatte und eben damals zurückkehrte. Die Verbindung wurde auf Antrieb des Präsidenten von Kalb, Heinrich's Bruder und Gemahl von Charlottens Schwester Leonore, geschlossen, der durch diese Ehe einen Einfluß auf Charlottens Antheil am Familienvermögen wahren wollte. Nachdem sie den ersten Winter ihrer Ehe in Baireuth verlebt hatte, reiste sie im Mai 1784 mit ihrem Gemahl nach dessen Garnisonsorte Landau; unterwegs trafen sie in Mannheim mit Schiller zusammen. Es wird erzählt, daß Schiller am 9. Mai, am Tage nach Charlottens Ankunft, als im Theater „Kabale und Liebe" gespielt werden sollte, aus Rücksicht auf die Gäste die Schauspieler veranlaßt habe, den Namen des Hofmarschalls von Kalb nicht auszusprechen. Sie verließ indeß Landau schon Ende Juli, da sie, wie die meisten französischen Offiziersfrauen, nicht in der Garnisonsstadt des Mannes leben mochte, und nahm für die nächste Zeit ihren Aufenthalt in Mannheim. Dort wurde ihr 1784 der älteste Sohn geboren. Sie erhielt indeß häufig Besuch aus Landau von ihrem Manne und dessen Freunden, unter denen einer, William Hugo, auch in ihren Memoiren erwähnt wird. Aus ihrem Verkehr mit Schiller entwickelte sich bald eine tiefe Neigung. Die Gedanken über den Conflict der Convention und des Pflichtgebots mit der Leidenschaft, die Schiller in den Gedichten „Kampf" und „Resignation" niedergelegt hat, haben sich ohne Zweifel im Verkehr mit Charlotte von Kalb im Dichter entwickelt. Auch für die Königin Elisabeth im „Don Carlos", den Schiller damals zu dichten begann, scheint er einige Züge aus Charlottens Charakter entlehnt zu haben. Was die Freundin ihm damals war, hat Schiller selbst in späterer Zeit schön und treffend dargethan, wenn er bald nach der Vollendung des „Wallenstein" an Charlotten schreibt (22. April 1799): „Damals trugen Sie das Schicksal meines Geistes an Ihrem freundschaftlichen Herzen und ehrten in mir ein unentwickeltes, noch mit dem Stoffe unsicher kämpfendes Talent. Nicht nur das, was ich war und was ich wirklich geleistet hatte, sondern auch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war Ihnen werth."

Die Verbindung der beiden wurde indeß durch Schiller's Abreise nach Leipzig im April 1785 zunächst aufgelöst; ihre Empfindungen bei der Trennung hat Charlotte in dem Dialog „Maya und Simanté" geschildert. Sie fand indeß einigen Trost im Zusammensein mit Sophie von Laroche, die damals im benachbarten Speier lebte; in Heidelberg befreundete sie sich mit dem geistesverwandten Jung-Stilling. In Mannheim hing ihr der Schauspieler Beck, Schiller's zurückgebliebener Freund, mit warmer Verehrung an.

Indeß gestalteten sich damals, infolge eines langwierigen Processes, die Verhältnisse ihres älterlichen Familienvermögens sehr ungünstig, sodaß der Präsident von Kalb, der den Proceß für die Familie führte, in sie drang, den kostspieligen Aufenthalt in Mannheim aufzugeben. Im Frühjahre 1786 siedelte sie nach dem Gute ihres Schwiegervaters, Kalbsrieth in Thüringen, über, wo sie, von allem geräuschvollen Welttreiben abgeschlossen, sich ganz der Erziehung ihres Knaben und der Lektüre widmete. Vor allem fühlte sie sich zu dem Studium der Werke Herder's hingezogen, der ihr durchaus congenial war; „sie spricht gerade so, wie Herder in den Briefen über Humanität schreibt", hat Jean Paul in späterer Zeit einmal von ihr gesagt. Damals begannen schon die ersten Anzeichen ihres Augenleidens, das sich späterhin bis zu völliger Erblindung steigerte.

Der Wunsch nach lebendigerem, angeregterem Verkehr ließ sie im April 1787 die Einladung einer Verwandten, der Frau von Uechtritz, nach Gotha annehmen. Sie trat dort in den Kreis von geistig angeregten Persönlichkeiten ein, die damals dem geselligen Leben in dieser Residenzstadt ein durchaus eigenartiges Gepräge verliehen. Der tonangebende Mann in diesem Kreise, Gotter, war freilich nicht im Stande, sie völlig zu würdigen. Tiefere und nachhaltigere Anregungen empfing sie, als sie wenige Monate später nach Weimar übersiedelte, zumal da Schiller am 21. Juli gleichfalls dorthin kam. Er hatte seit seiner Abreise von Mannheim mit Charlotten in brieflichem Verkehr gestanden, und jetzt war es auch vor allem ihre Anwesenheit, was ihn nach Weimar zog. Mit gesteigerter Heftigkeit wandte sich von neuem ihre Neigung dem Dichter zu, ja sie trug sich

damals mit dem Gedanken, das Ehebündniß mit dem ungeliebten Manne zu lösen und sich mit Schiller zu vermählen. Die Liebe Schiller's zu Charlotte von Lengefeld (Sommer 1788) riß sie aus diesen Zukunftsplänen heraus und bereitete ihr eine schmerzliche Enttäuschung. Ihr Verhältniß zum Dichter blieb indeß noch während der nächsten Zeit ein freundschaftliches. Die Nachricht von Schiller's bevorstehender Vermählung hat sie freilich tief schmerzlich berührt; sie hat damals ihre Briefe von Schiller zurückverlangt und den Flammen überliefert. Den Gedanken einer Trennung ihrer Ehe gab sie nun wieder auf. Trost und Erhebung fand sie in diesen traurigen Tagen vor allem im Umgange mit Herder. Auch sonst blieb sie in Weimar nicht vereinsamt; Goethe und die beiden Herzoginnen Anna Amalia und Luise brachten ihr innige Theilnahme entgegen.

Ebenso wurde bald mit Schiller ein würdiges Verhältniß wiederhergestellt. Schiller empfahl ihr auch seinen Landsmann Friedrich Hölderlin als Hauslehrer für ihren Sohn (1793). Wie alle, die in ihren Gesichtskreis traten, so wurde nun auch Hölderlin von der Fülle und Tiefe ihres Geistes bezaubert. Indeß empfand er in Waltershausen, wo sich damals die Familie von Kalb aufhielt, bald die Sehnsucht nach einem Orte, der reichere Belehrung und mannichfaltigern Umgang gewährte; er gab die Hauslehrerstelle Ende 1794 wieder auf und wandte sich nach Jena.

Noch eine schmerzliche Enttäuschung sollte ihr in den nächsten Jahren bevorstehen. 1796 lernte sie in Weimar Jean Paul kennen: die schwärmerische Neigung, die beide zueinander faßten, steigerte sich noch, als er Ende 1798 seinen Besuch in Weimar wiederholte; abermals erwog sie die Möglichkeit einer Ehescheidung und einer neuen Vermählung. Im Laufe des Jahres 1799 zeigte es sich jedoch, daß Jean Paul diesen Schritt nicht wagen mochte; er zog sich von ihr zurück. Charlotte wurde ihm indeß das Vorbild zur Linda in seinem Romane „Titan".

Die nächsten Jahre brachten ihr neues schweres Unglück. Ihre Vermögensverhältnisse gestalteten sich immer ungünstiger. Sie dachte daran, ihre Lage durch Gründung einer Erziehungsanstalt zu verbessern, unterließ jedoch die Ausführung dieses Plans, nachdem Schiller ihr vorgestellt hatte, daß sie zum erzieherlichen Berufe nicht geeignet sei (1800). 1802 wollte sie von Waltershausen wieder dauernd nach Weimar übersiedeln; sie blieb jedoch an ihrem frühern Aufenthaltsorte, wie aus einem Briefe Schiller's hervorzugehen scheint, weil sie die Kosten des weimarer Aufenthalts nicht bestreiten konnte. Der große Proceß um den Familienbesitz wurde zu ihrem Nachtheil entschieden (1804); sie gerieth in die äußerste Noth. Selbst die Heilmittel zur Pflege ihres Augenleidens mußte sie sich versagen. Im Jahre 1806 erschoß sich ihr Gemahl in Verzweiflung über die zerrütteten Vermögensumstände. Schon im Jahre 1804 hatte sie sich nach Berlin gewendet, wo ihr Hufeland und Fichte freundliche Theilnahme bezeigten; dann hielt sie sich einige Zeit in Frankfurt und Würzburg auf, schließlich kam sie wieder nach Berlin zurück. Sie lebte hier in sehr beschränkten Verhältnissen, dabei nahm ihr Augenleiden zu; im Jahre 1820 erblindete sie völlig. In demselben Jahre wurde ihr auf Verwendung der Prinzessin Marianne von Preußen eine Wohnung im königlichen Schlosse angewiesen; dort verbrachte sie den Rest ihres Lebens. Häufige Besuche von Freunden und Freundinnen — worunter mehrere literarisch bekannte Persönlichkeiten — hielten sie mit den geistigen Interessen der Zeit in Zusammenhang und halfen ihr ihr schweres Geschick leichter tragen. Sie starb am 12. Mai 1843.

In den Lebenserinnerungen, die sie während ihrer letzten Lebenszeit dictirte, hat sie ein literarisches Denkmal hinterlassen. Diese Erinnerungen erschienen nach ihrem Tode in wenigen Exemplaren als Manuscript gedruckt unter dem Titel „Charlotte. Für die Freunde der Verewigten", von neuem herausgegeben und allgemein zugänglich gemacht durch Palleske (Stuttgart 1879). Dieses Werk der blinden Greisin ist in einer dunkeln, wunderlichen, oft kaum zu enträthselnden Sprache geschrieben, indeß ist es doch zu hart, wenn man sie als „einen 200 Seiten währenden Vernichtungskampf gegen Grammatik, Orthographie, Natur und gesunden Menschenverstand" bezeichnet hat. Viele Stellen zeugen — wie der Unterzeichnete bereits in einer Besprechung des Palleske'schen Buches („Centralblatt" 1880, S. 357) zu bemerken Gelegenheit hatte — von einer überraschenden Feinheit und Tiefe der Beobachtung, manche Schilderungen sind voll plastischer Anschaulichkeit und die Aeußerungen über literarische Dinge lassen uns in Charlotten die würdige Freundin der weimarer Dichter und Denker erkennen. Charlottens Roman „Cornelia", den sie gleichfalls in ihrer Blindheit dictirte, war mir nicht zugänglich. Er enthält Beziehungen auf persönliche Erlebnisse der Verfasserin. Zu ihren Lebzeiten hat sie, soviel ich weiß, nichts durch den Druck veröffentlicht außer einem Trauergedicht auf ihre mütterliche Freundin und Pflegerin Frau von Türk, das in Wieland's „Deutschem Merkur" 1782 (2. Quartal, S. 86 fg.) erschienen ist.

Eine Monographie über Charlotte von Kalb mit sorgfältiger Benutzung ihrer Lebenserinnerungen veröffentlichte E. Köpke („Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe", Berlin 1852); eine durch Sachkenntniß und Unparteilichkeit ausgezeichnete Würdigung enthält Sauppe's Aufsatz im „Weimarischen Jahrbuch", Bd. I, S. 372 fg. Palleske hat in seiner Schillerbiographie mit besonderer Vorliebe bei Charlotten verweilt. Eine ungerechte Voreingenommenheit zeigt Adolf Stahr („Schiller's Frauengestalten", Westermann's „Monatshefte", 1876, December, S. 246 fg.). Wittmann in seinen interessanten und lehrreichen Feuilletons über Charlotte von Kalb („Neue Freie Presse" 1876, Nr. 4349, 4351, 4356 fg.) neigt sich gleichfalls auf die Seite der Gegner, von ihm rührt auch das oben angeführte Urtheil über ihre Lebenserinnerungen her. Er wurde dafür, ebenso wie Stahr, von Palleske in der Einleitung zu

seiner Ausgabe der Lebenserinnerungen heftig angegriffen; er vertheidigte sich in der „Neuen Freien Presse" 1879, Nr. 5243.

Briefe Charlottens enthält das Sammelwerk „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" (Stuttgart 1862); Wittmann l. c. theilt einen Brief mit, den Charlotte am 11. Mai 1785 von Mannheim aus an Schiller nach Leipzig richtete, den dieser nicht zurückgab und dadurch vor der Verbrennung rettete, ferner aus der Zeit nach Schiller's Vermählung zwei auf die Hauslehrerangelegenheit bezügliche Briefe; Briefe an Jean Paul bei Spazier, „Jean Paul Friedrich Richter" (Bd. IV) und in der „Vossischen Zeitung" Sonntagsbeilage 1882, Nr. 16 fg.

Charlottens Kinder waren: 1) Karl Friedrich Heinrich Alexander von Kalb, gewöhnlich Fritz genannt, geb. 1784, der Zögling Hölderlin's, später Ulanenrittmeister in Düsseldorf; Todesjahr unbekannt; 2) Amalie Rezia Eleonore Adelaide, genannt Edda, Hofdame der Prinzessin Wilhelm von Preußen in Berlin, Herausgeberin der Schriften ihrer Mutter, gest. 23. Januar 1874, welcher Palleske werthvolle Nachrichten verdankt; 3) August Wilhelm von Kalb, geb. 1793, gest. 1825; eine kurze Notiz über seinen Lebenslauf bei Palleske, S. 258; 4) Eleonore Susanne Amalie Henriette, geb. 1795, gest. wenige Wochen nach ihrer Geburt.

Wir besitzen von Charlotte zwei Bildnisse, ein Pastellbild, auf welchem sie in eigenthümlichem Rococo-Aufputz, ein Buch in der Hand haltend, dargestellt ist; Nachbildungen findet man unter andern in Wurzbach's „Schillerbuch" und in Düntzer's Leben Schiller's; ferner ein Oelgemälde, auf Schloß Waltershausen befindlich, eine photographische Nachbildung vor Palleske's Ausgabe der Lebenserinnerungen. Die Zeichnung ihrer Todtenmaske, die Palleske („Schiller's Leben und Werke", 10. Aufl., Stuttgart 1879, Bd. I, S. 483) erwähnt, ist, soviel ich weiß, nicht reproducirt. (*W. Creizenach.*)

KALB (Johann), General im amerikanischen Revolutionskriege, wurde am 29. Juni 1721 zu Hüttendorf bei Erlangen in der damaligen Markgrafschaft Baireuth geboren, als zweiter Sohn des dortigen Bauern Johann Leonhard Kalb und seiner Ehefrau Margaretha, geborenen Seiz von Eschenbach, vorher verwittweten Puz zu Hüttendorf. Seine Jugendgeschichte ist in tiefes Dunkel gehüllt. Es ist von ihm nur bekannt, daß er seine Kinderjahre im väterlichen Hause verlebte und seinen ersten Unterricht in der Schule zu Kriegenbronn erhielt. Darauf wurde er Kellner und ging als solcher, kaum 16 Jahre alt, in die Fremde. Von hier an fehlt für lange Jahre jede Nachricht über ihn. Er muß aber bald nach Frankreich und unter die Soldaten gegangen sein, denn gegen Ende des Jahres 1743 taucht der ehemalige Bauernjunge Hans Kalb zuerst als Jean de Kalb und als Lieutenant im französischen Infanterieregiment Löwendal wieder auf. Wie er ins Ausland gerieth, und wie er sich hier seinen Weg bahnte, insbesondere wie es ihm ermöglicht wurde, sich diejenigen wissenschaftlichen Kenntnisse und Formen des geselligen Verkehrs anzueignen, welche zur erfolgreichen Behauptung des von ihm angemaßten Adels nothwendig waren, ist bei dem Mangel an zuverlässigen Quellen unbekannt geblieben. Die Geschichte hat es jedenfalls fortan nur mit dem Offizier, dem Baron von Kalb, zu thun. Unter dem Marschall von Sachsen, dem größten europäischen Feldherrn zwischen dem Prinzen Eugen und Friedrich dem Großen, kämpft Kalb in Flandern gegen England, Holland und Oesterreich. Sein Regiment hat Antheil, oft entscheidenden, an fast allen Erfolgen der französischen Waffen. Ueberhaupt gibt es mit Ausnahme der Schlacht von Lafeld und Raucoux kaum ein hervorragendes Ereigniß, bei welchem sich das Regiment Löwendal in den niederländischen Feldzügen nicht ausgezeichnet hätte. In zu untergeordneter Stellung, als daß sein Name in den Berichten jener Zeit besonders erwähnt wäre, ist Kalb jedoch schon damals ein fleißiger und strebsamer Offizier, der unablässig an seiner Ausbildung arbeitet und neben den neueren Sprachen besonders die Mathematik in ihrer Anwendung auf die Belagerungskunst und die innere Organisation der verschiedenen Heereskörper studirt. Dieser Strebsamkeit entspricht auch seine schnelle, im Jahre 1747 erfolgte Beförderung zum Hauptmann und Regimentsadjutanten. Zugleich wird er mit den Dienstleistungen eines officier de détail betraut. Diese für einen so jungen Offizier ehrenvolle, aber auch höchst verantwortliche Stellung, welche in seiner Person die Pflichten eines Verwalters und Richters des Regiments vereinigte und ihm die Herrschaft im Innern desselben verlieh, konnte nur ein umsichtiger, energischer und gewissenhafter Mann gut ausfüllen. Aber auch über das Niveau eines solchen ragte er bald hinaus. Im Jahre 1754, zu einer Zeit, wo die officielle Welt Frankreichs sich mit dem Plan der Landung einer französischen Armee in England trug, legte Kalb dem Marineministerium den Entwurf zur Errichtung eines aus Fremden angeworbenen Marineregiments für die Landung in England vor, welcher nicht nur von außergewöhnlicher, militärischer Einsicht, sondern auch in hohem Grade von Geschichtskenntniß und politischem Scharfblick zeugte. Dieser bis ins Detail ausgearbeitete Entwurf verschaffte ihm zwar die Anerkennung seiner Vorgesetzten, wurde jedoch nicht verwirklicht. Vielleicht hätte derselbe mehr Aussicht auf Erfolg gehabt, wenn Kalb nicht zu stolz gewesen wäre, sich, wie ihm gerathen wurde, an den Anhang der Pompadour zu wenden. — Beim Beginn des Siebenjährigen Krieges ist Kalb Major im Regiment Löwendal. In der Schlacht bei Roßbach gehörte dasselbe zum Corps des Herzogs von Broglie, welches den Preußen bei Merseburg den Saale-Uebergang wehren sollte, indessen nach tapferem Widerstande total geschlagen wurde, dann aber mit dem Corps des Grafen St.-Germain die Franzosen auf dem Rückzuge vor Vernichtung schützte. Im Jahre 1760, nachdem das Regiment Löwendal aufgelöst und in den Regimentern Anhalt und la Marck aufgegangen war, wurde Kalb durch den Marschall, Herzog von Broglie, zum Generalquartiermeister-Adjutanten (aide-maréchal général des logis) bei der Armee des Oberrheins ernannt. Durch diese seine neue Stellung, welche

er seit dem 19. Mai 1761 mit dem Range eines Oberstlieutenants bis zum Ende des Krieges bekleidete, wurde Kalb in täglich nähere Berührung mit dem Oberbefehlshaber gebracht. So gewann Broglie eine besondere Vorliebe für Kalb. Als infolge des Zerwürfnisses, welches die in der Schlacht von Vellinghausen ergriffenen Maßregeln zwischen Soubise und Broglie hervorgerufen hatten, dieser dem Günstling der Pompadour, Prinzen von Soubise, weichen mußte, drückte Kalb seinem Beschützer und Freunde seine Theilnahme und seinen Schmerz über diese ungerechte Zurücksetzung in so unzweideutigen Worten aus, daß Soubise sein erklärter Feind wurde, ihn von seinem Posten entfernen und als Major dem sächsischen Hülfscorps beigeben wollte. Dieser Plan gelang jedoch nicht, da die nächsten Vorgesetzten Kalb's ihn nicht missen zu können versicherten. Das persönliche Verhältniß zwischen Broglie und Kalb blieb aber das alte und gleich innige für das ganze spätere Leben beider Männer. — Nach der folgenschweren Schlacht bei Wilhelmsthal (24. Juni 1762), durch welche alle von Broglie errungenen Vortheile wieder verloren gingen, empfing Kalb für sein tapferes und umsichtiges Verhalten bei dieser Gelegenheit den Orden des militärischen Verdienstes. Das französische Hauptquartier befand sich dann bis zum Frieden in und bei Frankfurt a. M. Während dieser Zeit nahm sich Kalb verschiedener fürstlicher und adeliger Familien an, welche ihre Forderungen an die französische Armee geltend machten. Für diese seine Vermittelung scheint er entsprechend entschädigt zu sein, wenigstens belief sich bald darauf das Vermögen des vorher mittellosen Mannes auf 52,000 Franken. — Nach Beendigung des Krieges wurde sein für dessen Dauer geschaffenes Amt aufgehoben. Kalb konnte von Glück sagen, daß er sich bei Auflösung des Regiments Löwendal eine Hauptmannsstelle im Regimente Anhalt gekauft hatte, denn sie sicherte ihm fürs erste einen festen, wenn auch bescheidenen Rückhalt. Mit dem Range eines Oberstlieutenants war er nun Hauptmann. Seine Bemühungen in Paris, eine seiner bisherigen Charge angemessene Stellung zu erhalten, blieben fruchtlos. Indessen führte sein pariser Aufenthalt eine andere unerwartete Wendung seines Geschickes herbei. Er lernte nämlich die Tochter des Enkels eines durch Colbert nach Frankreich berufenen und von Ludwig XIV. geadelten holländischen Tuchfabrikanten Peter van Robais kennen. Kalb heirathete sie am 10. April 1764. Seine Ehe war bis zu seinem Lebensende eine sehr glückliche und gestaltete seine äußeren Lebensverhältnisse zu glänzenden. Nach seiner Verheirathung lebte Kalb mit seiner jungen Frau in und um Paris und wurde auf sein Ansuchen gegen Ende 1764 als Oberstlieutenant mit entsprechender Pension zur Disposition gestellt. Aber schon nach Jahresfrist behagte ihm die Ruhe nicht mehr. So trat er denn mit gewichtigen Empfehlungen des Herzogs von Broglie und seines Bruders, des Grafen von Broglie, versehen, mit dem berühmten, aus der Kriegsschule Friedrich's des Großen und des Herzogs von Braunschweig hervorgegangenen Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe in Unterhandlung. Dieser hatte während der letzten Jahre des Siebenjährigen Krieges in Portugal gedient und die Angriffe der Spanier erfolgreich zurückgeschlagen. Als er im Jahre 1764 nach Deutschland zurückgekehrt war, um hier drei deutsche Regimenter für Portugal zu werben, suchte ihn Kalb in Bückeburg auf. Die hier angeknüpften Verhandlungen zerschlugen sich jedoch, nachdem sie sich zwei Jahre lang hingezogen hatten. Mittlerweile hatte sich Kalb ein ganz neuer Wirkungskreis erschlossen. Seit dem Ende des Jahres 1758 war der Herzog von Choiseul (1719—1785) an die Spitze des französischen Ministeriums getreten. Bei dem Streben dieses bedeutenden Staatsmannes, alle Politik und Waffen, alle Kampflust und allen Unternehmungsgeist seines Volkes gegen England zu richten, um den alten Glanz und die in den aufreibenden Kriegen der letzten Decennien verlorene Machtstellung Frankreichs England wieder zu entreißen, waren ihm die aus dem Zwist mit den amerikanischen Colonien für das Mutterland erwachsenden Gefahren nicht verborgen geblieben. Hier war der Punkt, wo er den verhaßten Nebenbuhler empfindlich demüthigen, wo er ihn aus den Angeln zu heben hoffen konnte, hier fand sich die so lange ersehnte und endlich eingetretene Gelegenheit, Frankreich wieder zu seinem früheren Einfluß und seiner schiedsrichterlichen Stellung in der europäischen Staatenfamilie zu erheben. Zunächst galt es, die amerikanischen Verhältnisse und den Grad der Gärung gründlich zu ermitteln. Zu diesem Zwecke wurde Kalb von ihm in geheimer Mission nach Amerika gesandt, um daselbst möglichst den wirklichen Stand der Dinge zu erforschen. Mit diesem Auftrag trat Kalb in die höhere Politik seiner Zeit und in durchaus neue Verhältnisse ein, die für sein ganzes späteres Leben entscheidend werden sollten. Am 4. October 1767 tritt er von London aus die Reise nach Philadelphia an, wo er nach einer stürmischen Fahrt am 12. Januar 1768 ankommt. Seine Berichte aus den englisch-amerikanischen Colonien, die er von Pennsylvanien über New-Jersey und New-York bis nach Neu-England und Canada bereiste, zeichnen sich durch scharfe Auffassung und gesundes Urtheil vortheilhaft aus. Leider gelangten nur wenige von ihnen an den Ort ihrer Bestimmung, sodaß Kalb, der während seines ganzen damaligen amerikanischen Aufenthaltes nie eine Antwort von Choiseul erhielt, Ende April 1768 von New-York aus nach Europa zurückkehrte. Hier erfuhr er die Kränkung, daß der Minister ihm vorwarf, Amerika zu schnell verlassen zu haben. So sah sich Kalb wieder um die Belohnung seines Ehrgeizes getäuscht. Er schien fortan alle militärischen und politischen Pläne aufgegeben zu haben, wie er denn auch einige Monate nach seiner Rückkehr von Amerika das Schloß Milon la Chapelle, drei Meilen von Versailles, kaufte, wo er mehr als zwei Jahre in ländlichem Stillleben verbrachte. Im Jahre 1771 aber forderte ihn der Herzog von Brillière auf, nach Polen zu gehen und dort gleich so vielen französischen Offizieren (Dumouriez) für die Conföderirten von Bar gegen die Russen zu kämpfen. Kalb stellte jedoch seine Bedingungen und

verlangte namentlich den Rang eines Brigadiers und ein festes Gehalt seitens Frankreichs, worauf indessen das Ministerium nicht einging. Er blieb also vorläufig zu Hause und schrieb, in seinem Ehrgeize nach einem größeren Felde der Thätigkeit verlangend, militärische Gutachten und Pläne. Erst 1775 wurde seine erzwungene, wenn auch glückliche Ruhe duch einen kurzen viermonatlichen Garnisondienst in Metz unterbrochen, den er wie alle zur Disposition gestellten Offiziere zu thun hatte. Für diese seine Leistungen empfahl ihn sein Vorgesetzter, der jüngere Broglie, dem Kriegsminister Grafen St.-Germain so vortheilhaft, daß dieser ihn mit dem Range eines Maréchal de camp für die empörten Colonien Amerikas bestimmte, während zugleich der amerikanische Gesandte Silas Deane ihn eigenmächtig als Generalmajor im Dienste der amerikanischen Colonien anstellte. Aber obschon die französische Regierung bestrebt war, deren Unterstützung zu verheimlichen, so wurde sie von dem englischen Gesandten, Lord Stormond, doch durchschaut, der über diese Mission eines „so äußerst fähigen Mannes" wie Kalb nach London berichtete und dadurch die Ausführung der Expedition, die anfangs über Havre gehen sollte, zunächst vereitelte. Erst der Beitritt Lafayette's, der in Bordeaux ein eigenes Schiff ausrüstete, ermöglichte sie, und am 20. April 1777 stach Kalb, dem Broglie den jungen Lafayette als Schützling beigegeben hatte, von Los Pasages in See und landete am 13. Juni an der Küste von Süd-Carolina, etwa einen halben Grad nördlich von Charleston.

Indem Frankreich den aufständischen Colonien seine Unterstützung gewährte, hatte es weiter nichts im Auge, als Englands Macht zu schwächen. Amerika sollte lediglich der Boden sein, auf welchem seine im Siebenjährigen Kriege verloren gegangene Waffenehre wiederhergestellt würde. Das dort für seine Freiheit kämpfende Volk kam bei den leitenden Staatsmännern, als sie Frankreichs Hülfe boten, in ihrer cynischen Geringschätzung des Volkskrieges gar nicht in Betracht. Ein geistiges Verständniß der hohen Ziele dieses Kampfes lag ihnen so fern wie der Schauplatz selbst, wo das große Drama spielte. Am treffendsten wird diese ganze Anschauungsweise durch die Instruction charakterisirt, welche Broglie Kalb zukommen ließ. Nach dieser sollte letzterer darauf hinwirken, daß die höchste militärische Gewalt einem mit Frankreich gemeinsame Sache machenden Manne übertragen würde, welcher in dieser Stellung die Herrschaft im Lande allmählich und unbemerkt an sich reißen und zu Frankreichs Gunsten ausbeuten sollte. „Das Wesentliche der Sendung", schreibt Broglie am 11. December 1776 von seinem Landgute Ruffec an Kalb, „mit welcher Sie beauftragt sind, besteht also darin, daß Sie den Nutzen oder vielmehr die unerlaßliche Nothwendigkeit der Wahl eines Mannes klar machen, welchem man die Gewalt einräumen müßte, seine Gehülfen mitzubringen und jedem von ihnen die Stellung anzuweisen, die er für passend erachtet. Der Rang des zu Erwählenden müßte ein ganz besonders hervorragender sein, wie z. B. derjenige des Prinzen von Nassau; seine Thätigkeit dürfte sich aber nur auf das Heer, nicht auch auf den Civildienst erstrecken, mit der einzigen Ausnahme vielleicht, daß er die politischen Verhandlungen mit den fremden Mächten zu leiten hätte. Indem Sie diesen Mann vorschlagen, müssen Sie natürlich thun, als ob Sie nicht wüßten, daß er überhaupt eine solche Stellung nur wünsche; allein Sie müssen zu gleicher Zeit zu verstehen geben, daß er blos unter ganz außerordentlichen Bedingungen sich zu den ihm zugemutheten Opfern entschließen würde. Sie würden ferner auszubedingen haben, daß drei Jahre die längste Zeit sei, für die er sich verpflichten könne, daß er auch nach Ablauf dieser Zeit ein bestimmtes Gehalt beanspruche, und daß er sich um keinen Preis für immer expatriiren wolle. Sie müssen auf diesem Punkte um so mehr bestehen, als die Versicherung, daß der Mann nach spätestens drei Jahren nach Frankreich zurückkehren will, jede Besorgniß ob der ihm einzuräumenden Machtvollkommenheit und selbst den Schein beseitigt, als strebe er in seinem Ehrgeiz danach, der Souverän der neuen Republik werden zu wollen. — Beschränken Sie sich also darauf, die militärische Autorität für den Anzustellenden zu fordern, der mit der Stellung eines Generals und Präsidenten des Kriegsrathes den Titel eines Generalissimus, Feldmarschalls u. s. w. vereinigen würde. — Natürlich sind große pecuniäre Vortheile für die Vorbereitungen der Abreise, für die Reise selbst und ein bedeutendes Gehalt für die Zeit nach der Rückkehr, ungefähr in derselben Art zu beanspruchen, wie es für den Prinzen Ferdinand geschehen ist. Sie können die Versicherung geben, daß eine solche Maßregel Ordnung und Oekonomie in die Ausgaben bringt, daß sie hundertfach in einem Feldzug ersetzt, was sie kostet, und daß die Wahl von Offizieren, welche ihrem Führer blos auf sein Wort hin und aus Anhänglichkeit folgen, mehr werth ist als die Verstärkung der Armee um wenigstens zehn- oder zwanzigtausend Mann. Sie kennen die Personen, welche diesem Führer ergeben sind, und die unbegrenzte Anzahl von tüchtigen Subalternoffizieren sehr gut, sind sie doch keine Hofleute, sondern ausgezeichnete erprobte Soldaten; Sie kennen besser als andere den großen Unterschied, der zwischen dem einen Manne und dem andern obwaltet, und werden auf diese Punkte besondern Nachdruck legen. Ebenso wenig werden Sie die Wirkung hervorzuheben vergessen, welche eine solche Ernennung bei ihrem Bekanntwerden in Europa machen muß. Selbst in einer guten europäischen Armee entscheidet die Wahl des Oberbefehlshabers alles, um wie viel mehr also in einer Sache, in welcher alles erst zu schaffen und zu ordnen ist! Es ist nicht leicht, einen Mann zu finden, der eine solche Aufgabe versteht, sie unternimmt und auszuführen weiß. Wenn die Dinge da hinten (là bas) sich zum Guten wenden sollten, so müßten Sie den Congreß veranlassen, daß er sofort den kleinen Dubois Martin mit Befehlen und Vollmachten an Herrn Deane zurückschickte. Diese Vollmachten dürften aber nur in dem einen Punkte beschränkt sein, daß sie von vornherein jede Gefahr beseitigten, die aus einer zu weit gehenden Ausübung der

bürgerlichen Machtbefugnisse oder aus einem Ehrgeiz nach der Herrschaft über die Republik hervorgehen könnte. Man will dieser gern militärisch und politisch dienen, aber mit allen Ehren, Würden und Gewalten über die untergeordneten Beamten, überhaupt mit einer wohlgeordneten Macht. — Wenn Sie den kleinen Dubois zurückschicken, so melden Sie mir zugleich den wahren Stand der Dinge und die Stimmung der Geister und zeigen Sie zugleich die Möglichkeit, das Gute zu thun. Geben Sie mir ferner Nachricht von den dem Agenten der Insurgenten gesandten Vollmachten. Leben Sie wohl! Ich wünsche Ihnen und Ihrer Karavane eine gute Reise. Ich werde Ihre Aufträge besorgen und bei meiner Ankunft in Paris mit Herrn von Sartines reden. — Zeigen Sie mir den Empfang dieses Briefes und den Augenblick Ihrer Abfahrt an und schreiben Sie mir unter der Adresse des Abtes St.-Evrard, im Bureau des Herrn St.-Julien, Generalschatzmeisters des Klerus. Ich unterschreibe nicht. Sie wissen ja, wer ich bin." — So Broglie an Kalb. Sobald jedoch dieser in den Colonien angekommen war, erkannte er die absolute Undurchführbarkeit der Broglie'schen Pläne und war klug genug, nie etwas von ihnen verlauten zu lassen und nie einen Schritt zu ihrer Verwirklichung zu thun.

Statt des erwarteten herzlichen Empfanges fanden Kalb und seine Begleiter jedoch nur Kälte und Mistrauen. Die eingeborenen Offiziere wollten sich nicht unter „die Fremdlinge" stellen, und nur dem Takte Kalb's gelang es, seine definitive Bestätigung als Generalmajor durchzusetzen. Das gleiche Patent hatte der Lieutenant Lafayette wegen seiner Repräsentation des französischen hohen Adels bereits erhalten. Eine unglückliche Zeit war es, in der sie in Amerika angekommen waren: Philadelphia war in britische Hände gefallen, das Treffen am Brandywine verloren, das bei Germantown ohne Erfolg geblieben, und die kleine Armee mußte Ende 1778 das bekannte traurige Winterlager von Valley-Forge in Pennsylvanien beziehen, wie im nächsten ebenso thatenlosen Jahre das Lager bei Fishkill am mittleren Hudson. — Die bitterste Verstimmung bemächtigte sich Kalb's, und nur sein Pflichtgefühl vermochte seine Sehnsucht nach Frankreich und seiner Familie zu überwinden. Seine Briefe an seine Frau und an den Grafen Broglie geben darüber Aufschluß. Der tüchtige Soldat war unzufrieden mit dem Militärwesen der Colonien, den liederlichen Verpflegungsanstalten und den gegenseitigen Eifersüchteleien der Generale. Dazu kam die große Theuerung aller Lebensbedürfnisse, deren Ankauf das Gehalt, das er bezog, weit überstieg, sodaß der sparsame Kalb, der doch weder Kaffee noch Wein genoß und an kriegerisches Ungemach hinlänglich gewöhnt war, bittere Klagen führte, die durch die allgemeine Entwerthung des Geldes nur zu gerechtfertigt waren. Im Jahre 1780 galten 40 Papierdollars nur 1 in Silber oder Gold, sodaß das 2000 Dollars betragende Gehalt eines Generalmajors sich in der That nur auf 50 Dollars belief. Ein Hut oder ein Paar Stiefeln kosteten 400, ein mittelmäßiges Pferd 20,000 Dollars. Im Frühjahr 1780 zahlte Kalb für ein Nachtquartier mit schlechtem Abendessen und Grog für sich und seine sechs Begleiter in Petersburg in Virginien 850 Dollars! Und zu alledem die steten Intriguen der amerikanischen Generale gegen die fremden und die empörende Behandlung derselben selbst von ihren untergeordneten Waffengenossen. Als z. B. auf Kalb's Marsche nach dem Süden an der Spitze der Maryland-Division dieser Staat seinen Truppen eine Kiste mit Zucker, Thee, Cognac u. s. w. zusandte, stellte der Brigadier Smallwood eine Wache daneben auf mit dem Befehl, dem Generalmajor Kalb, als einem Nicht-Marylӓnder, nichts davon zu verabreichen. — Erst im April 1780 verwirklichten sich Kalb's Hoffnungen auf kriegerische Thätigkeit. Washington schickte ihn zum Schutze Carolinas ab, da die Engländer unter Clinton Charleston bedrohten. Aber der gänzliche Mangel an Vorkehrungen zur Verpflegung und zum Transport seines nur 2000 Mann starken Corps verzögerte seinen Marsch, und Kalb sprach die Worte aus: „Ich finde keine Unterstützung, keinen Glauben und keine Tugend in Virginien!" Da fiel Charleston durch die Feigheit seiner toryistisch gesinnten Bürger, und der Kongreß ernannte eiligst den unverdient berühmt gewordenen Sieger von Saratoga und eiteln Nebenbuhler Washington's, General Gates, zum Obergeneral für den Süden. Kalb war von Herzen froh, seinen Oberbefehl los zu werden, denn er erwartete bei dem Mangel von Zufuhren und Verstärkungen keine Erfolge mehr von der Expedition. Desto siegesgewisser war Gates und beschloß, wider die Vorstellungen seiner Untergenerale, auf dem schnellsten Wege dem Feinde entgegenzugehen. Der Weg führte aber durch eine wüste Gegend, in der kaum etwas Mais aufzutreiben war die Versicherungen des Obergenerals, da und dort werde man Lebensmittel erhalten, erwiesen sich als leere Vorspiegelungen, und es trat in der unglücklichen Armee beinahe offene Meuterei ein, die nur durch die energischen Vorstellungen der Offiziere gestillt wurde. Eine kleine Quantität Mais und die Vereinigung mit der nordcarolinischen Miliz unter General Caswell belebte den Muth der Truppen aufs neue, welche nunmehr gegen Camden vorrückten, wo die Engländer unter Lord Rawdon standen. Die strategische Unfähigkeit des Generals Gates erlaubte diesen die unbelästigte Vereinigung mit Lord Cornwallis und dessen frischen Truppen, während nur ein Häuflein undisciplinirter virginischer Milizen die sogenannte amerikanische Armee verstärkte. Alles in allem zählte diese am Morgen des 15. August 3052 Kampffähige, denen an 2500 kampfgeübte englische Truppen unter den bewährtesten Führern gegenüberstanden. Die Schlacht war für beide Parteien eine Nothwendigkeit geworden; für die Amerikaner, um in bebautes Land zu kommen, für die Engländer, um nicht von der Seeküste abgeschnitten zu werden. So rückten denn in der Nacht zum 16. August beide Heere zum Angriff vor und stießen halbwegs aufeinander. Kalb allein war der Ordre Washington's gemäß für den Rückzug gewesen, aber überstimmt worden. Die Engländer faßten sich zuerst und nahmen eine durch Sümpfe wohlgedeckte Defensiv-

stellung ein, während Gates noch den Fehler beging, die rohen Milizen ins erste Treffen zu stellen, was dem Blick eines Cornwallis nicht entging. — Der Kampf begann. Kalb befehligte den rechten Flügel, Caswell das Centrum und Stevens den linken Flügel. Gleich auf den ersten Stoß warfen die Virginier ihre noch geladenen Gewehre weg und verstrickten auch die Nordcaroliner in ihre schimpfliche Flucht. Der Obergeneral Gates folgte ihrem Beispiel, um, wie er sagte, „die Schurken zurückzuholen". So fiel die ganze Last der Schlacht auf die Marylander und Delawarer der Division Kalb's, die mit beispielloser Tapferkeit fochten und dreimal zum Angriff vorgingen. Schon war Kalb das Pferd unter dem Leibe getödtet, schon blutete er aus einer Kopfwunde, aber wieder führte er zu Fuß seine Braven ins Feuer. Da sank er von mehreren Kugeln zugleich getroffen; sein Fall aber wurde das Zeichen zur Flucht der Amerikaner. Vergebens hatte Kalb's Adjutant, Dubuysson, sich über den General geworfen und die Stöße der wüthenden Engländer mit seinem Leibe abgewehrt, der General starb am 19. August 1780 an seinen 11 Wunden und wurde von seinen Feinden ehrenvoll bestattet. Seit 1825 bezeichnet ein Denkmal die Stelle, wo er fiel. Der gerade zum Besuch anwesende General Lafayette weihte es ein. Vierundzwanzig Granitsäulen, der Zahl der damaligen Staaten entsprechend, schließen die Asche des Helden ein. — Kalb war ein kräftiger und schöner Mann, eine durch Ernst und Milde imponirende Erscheinung. Seiner äußern Gestalt nach ein wahrer Hüne, mehr als sechs englische Fuß groß, ertrug er die Leiden und Entbehrungen des Soldatenlebens mit spielender Leichtigkeit. Mit großer Mäßigkeit und Vorsicht verband er eine außerordentliche Geduld und jene physische Kraft und Zähigkeit, ohne die ein Held gar nicht denkbar ist. Während des Krieges in Amerika stand Kalb gewöhnlich schon vor Tagesanbruch um 4 Uhr auf, arbeitete bis 7 Uhr und nahm dann sein blos aus Brot und Wasser bestehendes Frühstück. Dann arbeitete er wieder bis 12 Uhr, ritt oder ging aus und aß darauf zu Mittag. Seine ganze Mahlzeit bestand aus Suppe, Gemüse und Fleisch, wozu er nur Wasser trank. Abends begab er sich sehr früh zur Ruhe. Von seinen Soldaten wurde er wegen seiner Anspruchslosigkeit und Freundlichkeit wie ein Vater geliebt und geehrt. Kalb hatte einen gesunden Verstand, einen klaren und hellen Blick, wußte sich leicht und schnell selbst in die ihm fremdesten Verhältnisse hineinzuleben und verband mit einem eisernen Fleiß ein strenges Pflichtgefühl. Er war kein genialer, großartig angelegter Mensch, allein ein ehrgeiziger, unternehmender und energischer Charakter, welcher vor keinem Opfer zurückschreckte, wo er hoffen durfte, Ruhm, Auszeichnung und Beförderung zu erlangen. Kalb sprach und schrieb Französisch sehr fließend und leicht, wenn auch nicht so elegant wie ein Eingeborener. Inwieweit er des Deutschen mächtig war, läßt sich nicht ermitteln, weil sich in allen seinen Papieren auch nicht eine einzige deutsche Zeile fand. Das Englische war ihm geläufig, obgleich er sich etwas gezwungen und nicht frei darin ausdrückte. — Seine Ehe mit Anna Elisabeth Emilie van Robais war eine glückliche. Es entsprangen derselben drei Kinder, von denen der älteste Sohn Friedrich, geboren am 18. Mai 1765 zu Paris, im October 1793 guillotinirt wurde, nachdem er beim Ausbruch der Revolution sich den royalistischen Emigranten angeschlossen hatte, später aber nach Frankreich zurückgekehrt war, um die Rückgabe der confiscirten Familiengüter zu erwirken. — Die Tochter Anna Marie Caroline, geb. 25. Mai 1767, heirathete 1787 den schweizer Kapitän Lucas Geymüller und starb 24. Januar 1829 als dessen Witwe. Der zweite Sohn Kalb's, Elie, geb. 9. März 1769, starb 7. September 1835 in Milon la Chapelle, nachdem er beim Ausbruch der Revolution ausgewandert und infolge der Amnestie erst 1802 in seine Heimat zurückgekehrt war. Beide Söhne hinterließen keine männlichen Nachkommen.

Vgl. Friedrich Kapp, Leben des amerikanischen Generals Johann Kalb (Stuttgart 1862), welche Schrift sich durchweg auf bisher unbekannt gewesene deutsche, französische und amerikanische Staatsschriften und Quellen stützt. (*Friedrich Kapp.*)

KALB, das Junge des Hirsches und Rehes, insbesondere aber des Rindviehes von der Geburt an bis zum zurückgelegten ersten Lebensjahre. Das männliche Kalb heißt Ochsen- oder Bullen-, das weibliche Kuhkalb. (*William Löbe.*)

KALBE ist der Name eines Kreises der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, von der Elbe, Saale und Bode durchflossen und reich an Salz und Braunkohlen wie an Gewinnung von Zuckerrüben. Hindurch führt die Magdeburg-Cöthen-Halle-Leipziger Bahn mit Schönebeck, Gnadau; die Zweigbahn Schönebeck-Staßfurt mit Schönebeck, Eggersdorf, Eikendorf, Förderstadt und Staßfurt; die Magdeburg-Erfurter Bahn. Der Kreisgerichtsbezirk Kalbe umfaßt diesen Kreis und einen Theil von Wanzleben. Die Fläche des Kreises ist 9559 □Meilen oder 52,607 Hektaren. Die sechs Städte desselben sind: Schönebeck, Staßfurt, Kalbe a. S., Barby, Aken und Groß-Salza; von den 41 Landesgemeinden zählen mehr als 2000 Bewohner: Biere, Atzendorf, Bernburger Vorstadt von Kalbe und Förderstadt. Die Zahl der Gutsbezirke ist 15, die der Wohnhäuser 9557, die der Haushaltungen 19,303; männlichen Geschlechts sind 42,282, weiblichen 42,331, also (1880) die Zahl der Bewohner 84,613 (1819: 36,621). — Die Kreisstadt Kalbe an der Saale liegt in 54 Meter Höhe, 3 Kilometer vom Bahnhofe Saale und zählt 8522 Einwohner (1816: 3966). Die Bewohner sind beschäftigt in einer Streichgarn-Maschinenspinnerei, Tuch-, Papier-, Oel- und zwei Zuckerfabriken, Dampfmahlmühle, Spiritusbrennerei, Färberei, Braunkohlengruben und mit Ackerwirthschaft, da $^{7}/_{8}$ des der Stadt gehörigen Bodens Acker ist. — Kalbe an der Milde, in demselben Regierungsbezirk, Kreis Salzwedel, an der Milde, 8 Kilometer vom Bahnhofe Bismark, zählt 1720 Einwohner (1816: 1273), die Garten-, Taback- und Hopfenbau betreiben. (*G. A. v. Klöden.*)

KALBE, FERSE, STARKE, das Rind weiblichen Geschlechts im Alter von einem Jahre bis nach erfolgtem Kalben. (*William Löbe.*)

KALBEFIEBER, MILCHFIEBER, GEBAERFIEBER, Krankheit der Haussäugethiere, insbesondere der säugenden Kühe, kommt meist nur in Ställen vor, wo sehr reichlich gefüttert wird, ohne daß man bestimmte Erregungsursachen anzugeben vermag. Gewöhnlich zeigt sich die Krankheit 2—4 Tage nach dem Kalben; sie kommt in manchen Jahren häufiger vor als in andern. Das kranke Thier frißt nicht mehr, zittert, trippelt mit den Hinterfüßen, legt sich nieder und kann sich nicht wieder erheben. Im höchsten Stadium der Krankheit liegt das Thier ausgestreckt auf der Seite mit dem Kopf auf der entgegengesetzten Seite. Die Extremitäten werden kalt, das Thier stöhnt, brüllt, knirscht mit den Zähnen, hat matten Blick, verdreht die Augen, schlägt mit den Hinterfüßen, die Milch versiegt ganz, der Bauch ist zuweilen aufgetrieben, der Wurf geschwollen und heiß, und die Nachgeburt geht in der Regel nicht ab. Die Krankheit besteht meist in Entzündung der Theile des Bauchfells, welche das innere Becken auskleiden, die daselbst gelegenen Organe überziehen und die breiten Mutterbänder bilden, oder es ist zu gleicher Zeit eine Gekrös- und Darmentzündung damit verbunden. Das Fieber entsteht gewöhnlich kurz nach der Geburt und zeichnet sich durch große Neigung zu Ausschwitzungen in die Bauchhöhle und Verbindung mit nervösem Fieber aus. Der Verlauf des Fiebers ist oft so schnell, daß, wenn nicht sofort ein zweckmäßiges Heilverfahren eingeleitet wird, der Tod binnen 24 Stunden erfolgt. Hat die Krankheit einen hohen Grad erreicht, so ist es am gerathensten, das Thier sofort zu schlachten. Ursachen der Krankheit sind entweder zu starke Fütterung in der letzten Zeit der Trächtigkeit und in der ersten Zeit nach dem Kalben, oder ungeschickte, rohe Hülfeleistung bei der Geburt. Um die Krankheit zu verhüten, darf man in der letzten Zeit der Trächtigkeit nicht zu stark füttern, muß nach der Geburt leicht verdauliches Futter und Kleien- oder Mehltränke geben; wenn die Milch zu frühzeitig eintreten und das Euter stark angefüllt sein sollte, die Milch noch vor dem Kalben abmelken. Wo das Kalbefieber häufig auftritt, soll man die Mutter, falls das Junge normal liegt, bei der Geburt nicht sofort unterstützen, und unmittelbar nach Austritt des Kalbes beide Schamlippen in der Weise mit einer Hand umfassen, daß die Scham völlig geschlossen wird und keine Luft eindringen kann. Unbedingt nothwendig ist Vermeidung zu hitzigen Futters, namentlich der Abfälle von Brennereien und Brauereien, sowie Roggenschrot. Längere Zeit vor dem Kalben soll man die trächtigen Thiere sich in der freien Luft bewegen lassen. Nächstdem soll man solche Kälber zur Zucht vermeiden, deren Mütter von dem Kalbefieber befallen worden sind. Bei ausgebrochener Krankheit sind die Thiere in einen zugfreien, warmen Stall auf hohe, trockene Streu zu stellen und mit einer Decke zu belegen. Jedem erkrankten Thiere werden sofort 3 Kaffeelöffel Brechweinstein, aufgelöst in $2^1/_2$ Liter Wasser, eingegossen. Nach einer Stunde wendet man dasselbe Mittel in drei Gaben mit etwa zehn Minuten Unterbrechung an, aber nur 1 Kaffeelöffel Brechwein in einer Flasche Wasser; nach je zwei Stunden folgen weitere drei solche Gaben. Gleichzeitig reibt man die Kreuzgegend mit 45 Gramm eines Liniments ein, das aus 75 Gramm Oleum terebinth., 75 Gramm Liquor Ammon. Caust., 50 Gramm Oleum lini und 75 Tropfen Oleum croton besteht. Auch die Kaltwassercur ist hülfreich. Man übergießt den Kopf des kranken Thieres 12 Stunden lang und noch länger wiederholt mit kaltem Wasser, besonders in der Gegend des Gehirns. Innerlich gibt man bei dieser Behandlung Kamillenthee mit Salzsäure, wendet schleimige Klystiere mit Salz an und reibt den Rücken mit warmem Essig ein. Die Homöopathie wendet sofort Aconit. in Verdünnung, stündlich 12 Tropfen in Wasserlösung, an; tritt Besserung ein, abwechselnd stündlich Aconit. und Bryonia alba. Sollte die Nachgeburt noch nicht abgegangen und die Bauchseiten bei der Berührung noch etwas schmerzhaft sein, so wird zweistündlich wechselsweise Bryonia und Belladonna gegeben. (*William Löbe.*)

KALCHAS (ursprünglich, nach *Eust.* ad Il. II, 569, Chalcas, bei *Plaut.* Calcas), Sohn des Thestor (Il. I, 69. Schol. zu Apoll. Rhod. I, 139. *Hygin.* Fab. 97. 190. *Quint. Smyrn.* VI, 57. 68), deshalb Thestorides (z. B. *Zenodor.* 104 Düntzer), mehrfach auch lediglich durch dieses Patronymikon bezeichnet (*Ovid.* Metam. XII, 19. 27. *Stat.* Achill. I, 497. 516), Bruder des Alkmäon (Il. XII, 394), Abkomme des Abas (*Eust.* ad Il. I, 70), war aus Megara (*Pausan.* I, 43. 1) oder Mykenä (*Hyg.* 97) gebürtig. — Von ihm handelte eine Schrift des Antisthenes (*Diog. Laert.* VI. Segm. 17, p. 324 Meibom).

Auf des Kalchas berühmte Seherkunst deutet schon sein Name (über dessen Flexion: Ebeling, Lex. Homer. s. v., Forcellini, Lexicon. Onomasticon II. XI, p. 61 de Vit, *Charisius*, Inst. gr. I, p. 50, Ritschl, Prolegomena p. LXXXVII). Man leitete ihn von *κάλχη*, Purpurmuschel, ab (*Eust.* l. c., Schol. zu Soph. Ant. 20), woher *καλχαίνειν:* purpurn färben, wie die Farbe der bewegten See, unruhig und bewegt denken (*Eurip.* Herakl. 40, *Soph. Ant.* l. c. mit den Bemerk. von Musgrave, Erfurdt, G. Hermann und des Schol.: *ἀντὶ τοῦ πορφύρουσα καὶ τεταραγμένως φροντίζουσα*), sinnen, denken, weissagen (Etym. Magn. *παρα τὸ καλχαίνειν ὅ ἐστι κατὰ βάθος μεριμνᾶν — ὁ τα βάθη τῶν μαντειῶν ἐρευνῶν ἢ ὁ τοῖς βασιλεῦσι μαντεύματα φανερῶν.* *Eust.* l. c. *καὶ ὅτι καλχαίνειν ἔπος ἢ τὸ πορφύρειν κατὰ νοῦν βύθιον ὡς ἐκ τῆς χάλκης ἢ τὸ μαντεύεσθαι ὡς ἐκ τοῦ Κάλχαντος δῆλον ἀπο τῶν παλαιῶν.* *Henr. Steph.*, Thes. IV, 910: *καλχαίνων*, alte mente cogitans). Eigenthümlich Klaußen, Aeneas und die Penaten, Anm. 2412: „sinnende Sehnsucht."

Apollo's Gunst hatte ihm die Gabe der Mantik verliehen (Il. I, 72. 87. *Lykophr.* Cass. 426: *Κοίτου κύκνον* = Cubicularis Cygnum. *Stat.* Achill. I, 496. 552), die er vornehmlich als Vogelschauer übte (Il. I, 69 sq.,

II, 300, *Zenodor.* 104, Düntzer: οἰωνοπόλων ὄχ' ἄριστος, *Cic.* De divinat. I, 40, De nat. D. II, 3. 7. *Ovid.* Met. XII. 19. *Hygin.* 97. 128); doch war er auch mit jeder sonstigen Art der Weissagung vertraut (vates *Virg.* Aen. II, 122, v. celeberrimus *Cic.* Leg. II. 3, divinandi arte peritissimus. *Ovid.* De arte amat. II, 737, futurorum praescius *Dict. Cret.* I, 15. II, 30, θεοπρόπος. *Tryphiodor.* Ἅλωσις Ἰλίου 172), ein Spiegel von guter Zeichnung im Museum Gregorianum (I, XXIX und Gerhard: Etrusk. Spiegel, Taf. CCXXIII, Text III, S. 212) zeigt ihn z. B. in der Ausübung der Extispicien; die ihm von dem Künstler gegebene Beflügelung deutet auf hohen Geistesschwung, die Vorstellung als Greis (cf. *Tzetzes* zu Lyk. Cass. 426: Κύκνον — διὰ τὸ γηραιὸν καὶ τὸ μαντικόν. *Tzetzes*, Posthomerica 666 sq. gibt seine genaue Personalbeschreibung) hat er mit allen Sehern gemein.

Sein Ruhm war sehr groß, viele ehrende Beinamen werden ihm gegeben, er wird gern mit anderen bedeutenden Sehern zusammengenannt (*Lucian*: διάλεξις πρὸς Ἡσίοδον 1. *Cic.* De nat. Deor. II, 3. 7), Weise und Weissagungskundige werden als Calchantes bezeichnet (Anthol. gr. VII, 688: δύο Κάλχαντες, *Plaut.* Merc. V. 1. 104 Calcas iste, etwa auch Gellius bei *Charis* Inst. gr. I, 50 huius Calchae).

Seine Hauptthätigkeit bewährte er im Trojanischen Kriege. Er hatte vorausgesagt, daß nur unter des Achilleus Mitwirkung derselbe glücklich beendigt werden könne (*Apollod.* III, 13. 8), und hatte durch seine Kunst den Aufenthalt des Verborgenen angegeben (*Stat.* Achill. I, 516 sq.). Die versammelten Griechen läßt er schwören, nicht abzustehen vom Kriege, bis Ilion und das ganze troische Reich gefallen (*Dictys. Cret.* I, 15). In den Kyprien wurde berichtet (nach *Proclus*, Chrestom. p. 235. 12 bei Westphal, Script. metr. gr.), wie er aus der Zahl der Sperlinge im Nest, die von einer Schlange verzehrt wurden, die Zahl der Jahre, welche der Krieg dauern würde, gedeutet (auch in einer Erzählung in der Il. II, 322 sq., ferner bei *Ovid.* Met. XII. 19 sq. *Hygin* 97. *Eustath.* ad Il. I, 106. *Cic.* De divinat. I, 33. 72. *Macrob.* Sat. V, 14. 13, *Dict.* IV, 18, *Quint. Smyrn.* VIII. 475. *Tryphiodor.*, Ἁλ. Ἰλ. 132; *Apul.* De deo Socr. 18); in Aulis verlangt er, um den in fortdauernder Windstille sich offenbarenden Widerstand der Götter zu heben, die Opferung der Iphigeneia (in den Kyprien nach *Proclus* l. c. p. 235. 25, *Paus.* IX, 19. 6. *Ptolem. Heph.* bei Phot. V, p. 190. Westermann, Myth. gr. *Eust.* l. c. I, 106. *Ovid.* XII, 27 sq. *Propert.* IV, 1. 111 sq. *Virg.* Aen. II, 116, *Dict.* I, 21, wo er vereint mit Odysseus und Menelaos sie zum Opfer schmückt, *Euripides* Iphig. Taur. und Aul., s. darüber Welcker, Epischer Cyclus, I. S. 144, Anm. 79. *Ennius*, Iphigenia, s. Ribbeck, Die röm. Tragöd., S. 94 fg.). Auf den griechischen und römischen Bildwerken, die diese Scene mehrfach darstellten (O. Jahn, Archäol. Beiträge, S. 378—393 und Overbeck, Gallerie berühmter Bildwerke S. 314—323), und unter denen das Gemälde des Timanthes (Ol. 76), auf welchem Kalchas „traurig" erschien (*Valer. Max.* VIII, 11. 6), sehr berühmt war, schickt der Seher sich an, das Opfer zu vollbringen, während die Version, nach der Agamemnon selbst der Opferer war (*Eurip.* Iph. Taur. 8. 360: ἱερεὺς δ' ἦν ὁ γεννήσας πατήρ. *Hyg.* 98 cum pater eam immolare vellet) von den Verfertigern der bezüglichen zahlreichen etruskischen Aschencisten (gesammelt bei Brunn, I Rilievi delle urne etrusche I. tv. XXXV —LXV, p. 40 sq.) adoptirt ist, wie Jahn bemerkt, indem sie das Opfer durch einen gerüsteten Mann bereiten lassen.

Nachdem er fälschlich allen Theilnehmern am Kriege glückliche Heimkehr verheißen (*Prop.* IV, 1. 109), beginnt die Seefahrt unter seiner Leitung (Il. I, 71: καὶ νήεσσ' ἡγήσατ' Ἀχαιῶν Ἴλιον εἴσω ἣν διὰ μαντοσύνην, cf. *Eustath.* ad h. l. und ad I, 59. *Apul.* De deo Socr. XVIII classem deduxit), die ihm wegen seiner Weisheit anvertraut wird (*Cic.* De divinat. I. 40. 87 ducem classium fuisse ad Ilium auspiciorum credo scientia, non locorum); doch haben Spätere aus dem ἡγεῖσθαι des Homer gefolgert, daß er ein Krieger gewesen, Dictys (I, 17) läßt ihn mit 20 Schiffen aus Akarnanien zu den Griechen stoßen, Tzetzes (Posthom. 645) ihn unter den 23 ἐπίδμονες ἄνδρες ἄριστοι im hölzernen Roß Platz nehmen, während ihn Hygin (128) richtig unter den Beamten der Expedition aufzählt.

So ehrenvoll seiner mehrfach in der Ilias gedacht wird, tritt seine Thätigkeit bei Homer nur sehr wenig hervor. Er erkennt als Ursache des Zornes des Apollo die seinem Priester Chryses angethane Schmach (dieser Moment ist dargestellt auf der Tabula Iliaca, s. O. Jahn, Griechische Bilderchroniken, S. 11) und kündet sie (Il. I, 92 sq. *Dict.* II, 30); sonst tritt er handelnd bei Homer nicht auf. Unter seiner Gestalt erscheint einmal Poseidon bei den Griechen (Il. IV, 45. 70).

In den nach-Homerischen Gedichten spielt er eine weit bedeutendere Rolle. Auf seinen Rath greifen die Griechen den Helenos (*Conon*, Narrat. 34); er heischt den Raub des Palladium (*Sil. Ital.* XIII, 41 sq., vgl. damit die Lüge Sinon's bei *Virg.* Aen. II, 176 sq.), kündigt den baldigen Fall der Stadt (*Dict.* V, 7), besteigt mit den andern Helden das hölzerne Roß (*Tzetzes*, Posthom. 645, *Tryphiodor.*, Ἁλ. Ἰλ. 645) und fordert den Tod des Astyanax und die Opferung der Polyxena (*Serv.* zu Virg. Aen. III, 489, *Seneca*, Troades 533. 592—636, auch im Astyanax des *Accius*, s. Ribbeck, Röm. Trag. S. 412—416, der, in Tragicorum Rom. fragm. p. 158. V., das arg versehrte Fragment wiederherstellt: tum Calcas quidem (iam) pridem religionem iactans desistet exercitum morari meque ab domum itione arcere tuo obsceno omine. — Auf der Darstellung nach des Stesichoros Ἰλίου πέρσις auf der Tab. Iliaca ist Kalchas bei der Opferung der Polyxena gegenwärtig, s. O. Jahn, Gr. Bilderchroniken. S. 37). Vielerlei dichtete über ihn Quint. Smyrnaeus, er läßt ihn dem fliehenden Aeneas weissagen (XIII, 333), mahnt

die Griechen, den steinernen Hund, in den Hekabe verwandelt ist, mit in die Heimat zu führen (XIV, 352) u. s. w.

Von seinen Schicksalen nach dem Falle Ilions erzählten die Nostoi (nach *Proclus*, Chrestom.; s. Stiele im Philologus VIII, S. 60 fg.). Während die übrigen Griechen ihre Heimfahrt zu Schiffe antreten, wandert er, Sturm bei den kapharischen Felsen fürchtend (*Quint. Smyrn.* XIV, 362—367) oder den morsch gewordenen Schiffen nicht vertrauend (*Theopomp.*, *Eustath.* und Schol. ad Il. II, 135), allein mit Amphilochos, des Amphiaraos Sohn (Hesiod. in der Melampodie nach *Strabo* XIV, 642. fr. 117 ed. Paris. Lehrs p. 59. *Quint. Smyrn.* XIV, 365 sq.) oder mit ihm und anderen Gefährten (*Proclus*: Calchas, Leontios, Polypoites u. a., *Tzetzes* ad Lyk. Cass. 426, cf. 980 mit Amphilochos, Leontios, Podalirius und Polypoites. Vgl. *Pausan.* VII, 3. 7. *Herodot.* VII, 91. *Strabo*, 668. 675. *Conon* 6) zu Fuß nach Pamphylien. Bei ihrer Ankunft am Heiligthum des klarischen Apollo bei Kolophon erfüllt sich ein früherer Orakelspruch, welcher dem Kalchas den Tod verkündet hatte, wenn er auf einen Weissager treffe, dessen Kunst der seinigen überlegen sei (*Soph.* Ἑλένης ἀπαίτησις bei *Strabo* 643, und *Kallinos* ibid. 668. *Tzetzes* ad Lyk. 426 sq. 980). Jenem Heiligthume stand Mopsos vor, Sohn des Kreters Rhakios oder des Apollo und der Manto. Kalchas trat ihm mit der Frage entgegen, ob er die Zahl der Früchte an einem wilden Feigenbaume angeben könne, was er ohne Säumen that (*Hesiod.* bei *Str.* 642, *Eust.* ad Il. I, 70, ad Od. XXI, 28, *Lyk.* Cass. 426 sq. und *Tzetzes* ad h. l. und ad 980. *Servius* zu *Virg.* Ecl. VI, 72, wo es aber heißt pomorum numero cuiusdam arboris contenderunt) und nun an Kalchas die Aufforderung stellte, die Zahl der Jungen anzugeben, welche eine vor ihnen stehende trächtige Sau gebären werde. Als Kalchas schwieg, nannte Mopsos eine Zahl, die sich hernach als die richtige erwies (*Pherekydes* bei Strabo l. c., *Lykophron* mit *Tzetzes* l. c.). Oder Kalchas weissagte dem Amphimachos, dem König der Lykier, fälschlich den Sieg, den Mopsos ihm absprach (*Conon* Narr. 6. 5). Kurz, sich überwunden sehend (denn nur *Seneca*, Medea 655 sq. schreibt in dem Wettkampfe dem Kalchas den Sieg zu), starb Kalchas aus Gram (*Hesiod.* bei Strabo l. c. *Eust.* ad Il. l. c., *Servius* und *Lykophron* l. c.), oder er legte selbst Hand an sich (*Conon* Narr. 6, *Tzetzes* 426). Er wurde dort von seinen Genossen bestattet. Zwar sagt der Wortlaut bei Proclus: οἱ περὶ Κάλχαντα — Τειρεσίαν ἐνταῦθα τελευτήσαντα θάπτουσι, und manche (wie Westphal bei *Proclus* Script. metr. gr. p. 240, Welcker, Epischer Cyclus, II, 289. 16) behalten diese Lesart bei; da aber der Tod des Kalchas zu Kolophon so vielfach bezeugt ist, Teiresias dagegen nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Alten anderswo gestorben ist, die Fügung im Originaltext des Proclus: οἱ περὶ Κάλχαντα . . Κάλχαντα Späteren leicht irrthümlich der Verbesserung bedürftig erscheinen konnte, bei Tzetzes außerdem *Κάλχαντα θάπτουσι* steht, so ist wol (mit Nitzsch, Sagenpoesie II, 1, S. 35, Schneidewin im Philologus I, S. 32, weitere Nachweise bei Stiele ebenda VIII, S. 60, Anm. 51) bei Proclus statt *Τειρεσίαν*: *Κάλχαντα* zu lesen.

Andere verlegen den Tod desselben nach Mallos (Sophokles bei *Strabo* XIV, S. 675 und 642. *Quint. Smyrn.* XIV, 368), andere nach dem Siris (*Lyk.* Cass. 978) oder nach dem Hain des Apollo bei Grynoi an der Grenze Mysiens und Joniens (*Euphorion*, Fragm. 46, p. 401. Meineke. *Serv.* zu Virg. Georg. VI, 72), wo dem Weinreben pflanzenden Kalchas ein Weissager kündet, er werde den aus denselben erzeugten Wein nicht trinken. Beim fröhlichen Mahle, zu dem er auch den Unglückspropheten geladen, setzt Kalchas just den vollen Becher an die Lippen, als jener seine Prophezeiung wiederholt, worüber Kalchas so ins Lachen geräth, daß er erstickt. Nach Lykophron (l. c. 978 und Tzetzes dazu) aber sollte Hercules auf seinem Zuge gegen Cacus den Kalchas erschlagen haben, weil er ihn verlacht.

Dem Kalchas wird die Gründung von Selge in Pisidien zugeschrieben (*Eustath.* 570), und in Lucanien, wo er einst die Gegend um Atina beherrscht haben sollte (*Plin.* Nat. hist. III, 16. 5), war auf dem Gipfel des Hügels Drion in Daunia ein Heiligthum von ihm neben dem des Podalirios (*Lyk.* Cass. 1046). Dort opferten die Orakel Suchenden einen schwarzen Widder und empfingen, auf einem Fell schlafend, durch Incubation ihre Antwort (Strabo VI, 284). (*R. Gaedechens.*)

KALCKREUTH, ein altes deutsches Adelsgeschlecht. Stammwappen sind zwei kreuzweise gelegte Ziegenfüße (Instrumente zum Brechen des Kalksteins). Den Namen hat das Geschlecht von der Ortschaft Kalckreuth in Mittelfranken, die ein Lehn desselben war. Spätere Nachrichten nennen Andreas von Kalckreuth als militärischen Baumeister des Kaisers Max im Oberinnthal. Sein Sohn trat in den Deutschen Ritterorden und fiel bei der Vertheidigung Wiens gegen die Türken (1529). Ein anderer Zweig der Familie wandte sich Mitte des 12. Jahrhunderts nach der Markgrafschaft Meißen und baute dort die Burg Kalckreuth bei Großenhain, die aber schon 1226 zerstört wurde. Etwa 1280 wurden die Kalckreuth mit Dolzig belehnt. Auch in der Lausitz bei Sagan wurde ein Dorf Kalckreuth gegründet. Böhmische Lehnbriefe bekunden den Besitz der Familie daselbst. Dieser ging im Dreißigjährigen Kriege meist verloren, wo sie gegen den Kaiser stand. Im 15. Jahrhundert gründete sie im Herzogthum Crossen die Linien Klemzig, Pommerzig und Goltzen, welche noch blühen. Ein Zweig derselben bekleidete hohe militärische und Hofämter in Dänemark, erlosch 1830. Von der Linie Pommerzig ging Heinrich von Kalckreuth nach Polen, und führte mit seinem Vetter Adam von Kalkreuth dem Johann Sobieski Reitertruppen zu, welche die Leibgarde des Königs bildeten. Beide erwarben sich dabei hohe Verdienste im Kampf und wurden vom König dafür mit dem polnischen Indigenat belohnt. Von der Familie existiren jetzt noch die Linien: a) Linie Klem-

zig und Wolmersdorf mit den Häusern Siegersdorf, Hackpfäffel, Hohenwalde, Lorzendorf, Ober- u. Niedermechau; b) die Linie Pommerzig mit den Häusern Stentsch, Weißensee, Kurzig, Obergörzig, Samst, Egsdorf, Muchoczyn, Kammendorf, Arensdorf, Schönborn; c) Linie Zawada.

Besonders zu erwähnen ist aus diesem Geschlechte Friedrich Adolph Graf von Kalckreuth, königlich preußischer Feldmarschall, geboren am 22. Februar 1737 zu Sottershausen bei Sangerhausen in Thüringen, gest. am 10. Juni 1818 zu Berlin. Er war der Sohn des Herrn von Kalckreuth, Major in Diensten des Herzogs Friedrich Adolph von Weißenfels. Kalckreuth verlor früh seinen Vater, wurde 1747 in das Seminar der Mährischen Brüder zu Neusalza aufgenommen und kam von hier in eine Pensionsanstalt der französischen Colonie. Am 25. Januar 1752 trat Kalckreuth in das Regiment Garde-du-Corps ein und fand im Siebenjährigen Kriege vielfach Gelegenheit sich auszuzeichnen. Er ward Adjutant des Prinzen Heinrich und erhielt 1762 in seinem 24. Lebensjahre den Rang eines Majors. 1786 beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's II. wurde Kalckreuth in den Grafenstand erhoben. Dem Feldzuge gegen Holland 1787 wohnte er als Generalmajor bei. Vorzüglich machte er sich durch die Einnahme der Festung Nieuwersluis verdient, die er an der Spitze von 120 Reitern und 740 Mann Infanterie nebst einer 3pfündigen Kanone nahm, während man 54 Kanonen im Platze vorfand. Am 24. August 1790 avancirte Kalckreuth zum Generallieutenant und zeichnete sich 1792 in dem Kriege gegen die französische Republik vielfach aus. Er beschleunigte die Uebergabe von Verdun und wurde nach der erfolglosen Kanonade von Valmy im Anfang October zur Sicherung von Verdun entsendet, um diese Stadt zu decken. Das Aufgeben dieser Festung war bei dem weitern Rückzuge der Armee nothwendig geworden, die diplomatische Gewandtheit Kalckreuth's aber brachte es dahin, daß die Franzosen sich dagegen verpflichteten, die preußische Armee auf ihrem ferneren Rückzuge nach Longwy nicht zu beunruhigen. Während sich die verbündete Armee aus der Champagne zurückzog, eroberte der französische General Custine Mainz (am 21. October), und die Wiedereroberung dieses wichtigen Platzes wurde das Hauptobject des nächsten Feldzuges; Kalckreuth übernahm den Oberbefehl des Belagerungscorps, welches 38,000 Mann stark war. Die engere Einschließung von Mainz fand den 14. April 1793 statt. In der Nacht zum 31. Mai unternahmen die Belagerer einen Ausfall gegen die Mitte der Einschließungslinie, wo es ihnen beinahe gelungen wäre, den Grafen Kalckreuth in seinem Hauptquartier zu Marienborn aufzuheben. Die Ueberraschung war vollständig, aber die Franzosen benutzten die errungenen Vortheile nicht mit der gehörigen Energie und mußten sehr bald der überlegenen Disciplin ihrer Gegner weichen. Am 19. Juni wurde die erste Parallele eröffnet, am 28. Weißenau erobert und am 23. Juli ergab sich die Festung. Kalckreuth bewilligte der noch 18,000 Mann starken Besatzung freien Abzug mit allen Kriegsehren unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen die verbündete Macht zu dienen. Am weiteren Verlaufe des Krieges war Kalckreuth ebenfalls rühmlich betheiligt, in der Schlacht von Kaiserslautern (29. 30. November), die den Feldzug von 1793 beendigt, ward er durch den Streifschuß einer Granate verwundet. 1794 am 23. Mai finden wir ihn wieder auf demselben Schlachtfelde an der Spitze von 15 Bataillonen und 25 Escadronen das Gefecht von Kaiserslautern entscheiden. Der Separatfrieden zu Basel endigte 1795 die weiteren Feindseligkeiten gegen Frankreich.

Kalckreuth wurde nach dem Frieden zu verschiedenen diplomatischen Sendungen verwendet, 1798 zum General der Cavalerie befördert und 1806 zum Gouverneur von Danzig und Thorn und Generalinspecteur der in Preußen liegenden Cavaleriereginenter ernannt.

Nach den unglücklichen Schlachten von Jena und Auerstädt, den 14. October 1806, vereinigten sich die geschlossen gebliebenen preußischen Truppentheile bei Sömmerda und wurden unter den Befehl Kalckreuth's, welcher bei Auerstädt zwei Divisionen der Reserve befehligt hatte, gestellt. Am 16. October brach er von hier auf, fand in Weißensee (1 Meile nordöstlich von Sömmerda) französische Cavalerie, und er, den sonst nie die Geistesgegenwart verließ, verlor durch diesen unerwarteten Umstand die Fassung in einem solchen Grade, daß ohne die kräftigsten Vorstellungen des Prinzen August von Preußen und des Generals Blücher schon hier eine Katastrophe eingetreten sein würde. Bald aber gewann Kalckreuth seine Fassung wieder, wußte den französischen Anführer durch einen angeblich abgeschlossenen Waffenstillstand (der König von Preußen hatte allerdings einen Offizier an Napoleon abgeschickt, um einen Waffenstillstand zu erlangen) anfänglich zu täuschen und später mit einer kleinen Arrièregarde die französischen Truppen unter Soult bei dem Défilé von Greußen ($1^1/_2$ Meile nordwestlich Weißensee) so lange aufzuhalten, daß die Hauptmassen ungefährdet Nordhausen erreichten, wo der Fürst Hohenlohe eintraf und den Oberbefehl wieder übernahm. Die Truppen theilten sich in 2 Colonnen, Hohenlohe marschirte über Quedlinburg nach Magdeburg, Kalckreuth über Halberstadt nach Rogatz ($8^1/_2$ Meilen von Magdeburg) und überschritt an diesem Orte die Elbe. Die Truppen vereinigten sich mit dem Prinzen von Hohenlohe; Kalckreuth aber ging auf Befehl des Königs nach Preußen und übernahm bis zur Ernennung des Generals Lestocq zum Oberbefehlshaber das Commando über die dortigen Truppen.

Kalckreuth ging hierauf nach Danzig, um die Vertheidigung dieser wichtigen Festung zu übernehmen, da die Vorbereitungsmaßregeln des damaligen Gouverneurs von Mannstein durchaus ungenügend erschienen. Am 11. März langte er in Danzig an, verstand das Vertrauen der Besatzung und der Einwohner wiederherzustellen und mit Hülfe desselben den Franzosen einen unerwartet hartnäckigen Widerstand zu leisten.

Erst als durch die Sorglosigkeit der Russen der Holm in die Gewalt der Franzosen gefallen, auf Entsatz nicht mehr zu hoffen war, der Verlust des die Stadt dominirenden Hagelsberges unvermeidlich wurde und die Vor-

räthe an Munition aufgezehrt waren, übergab Kalckreuth die Festung dem Marschall Lefebvre, nachmaligem Herzoge von Danzig, unter derselben Bedingung, welche er 1793 der französischen Garnison von Mainz bewilligt hatte. Der König empfing ihn in Königsberg sehr gnädig und verlieh ihm für die tapfere Vertheidigung die Feldmarschallswürde.

Kalckreuth übernahm hierauf das Gouvernement von Königsberg und 1809 das von Berlin. Mehrmals leistete er dem Vaterlande durch seine diplomatischen Fähigkeiten Dienste; so wurde er 1807 an Napoleon geschickt, um den Frieden zu vermitteln, und 1811 dem Kaiser zur Geburt des Königs von Rom Glück zu wünschen. Körperlich zu schwach, um noch an den Freiheitskriegen thätigen Antheil zu nehmen, begnügte er sich 1812—14 mit dem Gouvernement von Breslau. Nach dem Frieden kehrte er wieder als Gouverneur nach Berlin zurück und starb daselbst am 10. Juni 1818 in seinem 81. Lebens-, seinem 67. Dienstjahre. Ein vorzügliches Oelgemälde befindet sich von ihm im Feldmarschallssaale des Cadettencorps.

Einer seiner Söhne, Graf Friedrich von Kalckreuth, geb. 15. März 1790, gest. 15. December 1873, war dramatischer Schriftsteller (Dramatische Dichtungen, 2 B., Leipzig 1824) und gab die originellen Tagesbefehle seines Vaters unter dem Titel „Paroles du Feldmarschall K." (Paris 1844) heraus. *(R.)*

Kalden, s. Kahlden.

KALDENKIRCHEN ist ein preußisches Städtchen in der Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Kempen, und liegt an der niederländischen Grenze, 6 Kilometer im SO. von Venloo. Es zählt 3032 Einw. (1816: 1023) und hat 729 Wohnhäuser mit 1270 Haushaltungen, eine evangelische und eine katholische Pfarrkirche. Die Bewohner, größtentheils katholisch, treiben Acker- und Flachsbau und Baumwollzeugfabrikation. *(G. A. v. Klöden.)*

KALEB AFENDOPOLO BEN ELIA ist ein bedeutender jüdischer Gelehrter aus der Sekte der Karaiten, (s. unter diesem Art.), dessen Schriften sich größtentheils handschriftlich erhalten haben, jedoch erst in jüngster Zeit Gegenstand näherer Mittheilung geworden sind, leider nicht ohne verwirrende Irrthümer. Da sie fast die einzigen, im ganzen dürftigen, Nachweisungen über die Lebensverhältnisse des Verfassers enthalten, so wird die nachfolgende Zusammenfassung der wichtigsten Momente auf die kritische Beschaffenheit der zugänglichen Nachrichten näher eingehen müssen, als für die Kürze und Sicherheit der Resultate erwünscht wäre.

Aeltere Quellen sind angegeben in meinem Catalogus libror. hebr. in Bibl. Bodleiana (Berlin 1852—1860) s. v. p. 1571 und Addenda; dazu Catal. Codd. hebr. Bibl. Acad. Lugd. Batav. 1858, p. 232, woraus allein, ohne alle Kenntniß der Schriften selbst, die weitschichtige, zum Theil uncorrecte und unvollständige Darstellung bei Jul. Fürst (Gesch. des Karäerthums II, 1865, S. 316 fg. und Anm. S. 117 fg., wo die Mittelquelle oft übergangen ist). Aus der Bibliographie des Simcha Isak Luzki (1757) stammen die Schriftenverzeichnisse bei M. Jost (Gesch. des Judenthums II, 1858, S. 367) und A. B. Gottlober (בקרת etc. hebr. mit Titel: Krit. Untersuchungen über die Gesch. der Karäer, Wilno 1865, S. 196, richtiger 186). Aus einem handschriftlichen Katalog der ersten Sammlung Firkowitz, von diesem verfaßt und nicht ohne grobe Irrthümer[1]), schöpft Neubauer (aus der Petersb. Bibliothek, 1866, S. 61, 62) einander widersprechende Daten (s. unten n. 8). Auszüge aus jenen Handschriften bei Jonas Gurland, in einer mir unzugänglichen russischen Abhandlung über Mord. Comtino („Cumatiano"), nochmals abgedruckt in: גנזי ישראל.. „Neue Denkmäler der jüd. Literatur" in St. Petersburg, 3. Heft, 1866, S. 14—28 (vgl. Heft 2, S. 38), bieten zuerst brauchbares Material, beweisen aber auch, daß jene Abschriften nicht frei von Fehlern (oder Zusätzen des Fälschers Firkowitz?) sind, namentlich in Jahrzahlen, welche vielleicht von Abschreibern substituirt oder falsch gelesen sind.

Kaleb nennt sich vollständig Kaleb Afendopolo, oder Efendopulo[2]) ben Elia[3]) ben Jehuda. Der Vater wird 1487 und 1497 mit der Eulogie eines Lebenden bezeichnet.[4]) Kaleb scheint bald nach 1497, vielleicht 1498 oder 1499, gestorben zu sein[5]), das Geburtsjahr 1453 ergäbe sich aus dem Epigraph zu Schrift 1, wenn die Zahlbuchstaben richtig sind. Kaleb nennt 1487 als verstorbenen Lehrer — ohne Zweifel in der Mathematik — den sonst bekannten Astronomen Mordechai Comtino.[6])

---

1) Eine Copie liegt auch mir vor und citire ich dieselbe als „Catal. Firk.". 2) אפנדרפולו, was E. Carmoly (Israel. Annalen, herausg. von M. J. Jost, 1839, S. 397) durch Efendi (أفندى) und ποῦλος Sohn erklärt. Hiernach wäre Efendi auf den Vater Elia zu beziehen; doch ist die Bezeichnung Efendi bei Juden noch zu belegen. Was die Schreibung des Wortes betrifft, so ist im Akrostichon bei Gurl. S. 28 nur אפנדרפלו (und zwar לו wol aus zwei Wörtern) gezeichnet, wenn man nicht das ו in דוד hinzunimmt; Z. 5 und 6 sind nicht ganz klar, in 6 scheint הזקן zu stecken, welches dem Großvaternamen folgt, S. 14, 18, 21 und sonst. Was die Aussprache betrifft, so muß אפינדרפולו (das Jod sonst nirgends) nach dem Metrum zu Anfang mit Halbvocal, kurzem A oder E, gelesen werden. Ueber die Variante אפרופולו s. unten Anmerk. 25. 3) Abbrevirt אב״א, also nicht „Abba", wie noch Jost l. c., und im Index „Kaleb Abba". 4) 1487 s. unten n. 10 (bei Gurland S. 14), 20. Siwan 1497 beim Abschreiber von n. 3 (Gurl. S. 19) und s. n. 9. — Ein Elia ben Jehuda verkauft Cod. Firk. 617 an Jakob ben Jehuda ha-Rofe (Schwiegersohn Kaleb's?), s. unten Anmerk. 14. 5) 1498 bei Fürst S. 311 ist nur Hypothese, s. unten Schrift n. 18; das angebliche Geburtsdatum „um 1430" ist ohne alle Begründung. 6) In כלי רובע (Gurl. S. 15), bei Fürst (Anmerk. S. 113, n. 168) für Elia Baschiatschi angeführt; vgl. die widersprechenden Angaben S. 298, 305, 311. Nach Fürst S. 297 wäre Comtino um 1430 geboren (er war aber schon 1425 Schriftsteller, Cod. Paris 1084, im J. 1450, spätestens 1455, in Constantinopel als Greis bezeichnet, s. Hebr. Bibliogr. XV, 39, XVII, 111, 134) und lebte noch 1495 (S. 298 wegen S. 301 n. 8, ist aber Datum der Abschrift von Cod. Firk. 345—47, bei Gurland II, 6). Comtino wäre in Adrianopel der Lehrer Baschiatschi's und Kaleb's, nach Fürst's Vermuthung (Anmerk. 704, S. 113). Vielleicht kam er 1453 infolge der Einnahme Constantinopels dahin? Den Com-

Im J. 1490 beweint er den Tod seines ebenfalls bekannten karaitischen Lehrers Elia Baschiatschi (vulgo Beschitzi[7]), dessen Schwester Chrysoide[8]), die Frau Kaleb's, vielleicht schon 1487 gestorben war.[9]) Kaleb hatte zwei Brüder: Samuel, genannt Ramati[10]), für welchen im Siwan 1497 eine Schrift Kaleb's (unten n. 3, Handschr. Firk. 649) abgeschrieben wurde, nach Catal. Firk. in Constantinopel, wohin allerdings Samuel aus Belgrad gekommen und zum „Chacham" (Schulhaupt) erwählt worden; ein Bruder und Schüler, Jehuda בלר'[11]), war 1496 in Kaffa in der Krim.[12]) Eine ungenannte Schwester hat wol den Jakob ben Jehuda aus Adrianopel geheirathet, bei dessen Tod im Nisan 1481 Kaleb in Belgrad einen Trostbrief an seinen eigenen Vater schreibt.[13]) Von diesem zu unterscheiden ist der Schwiegersohn Kaleb's, Jakob ben Jehuda ben Jakob הרופא[14]) in Adrianopel, für welchen Kaleb 1497 eine Abhandlung verfaßte.[15]) Drei Söhne: Salomo Jedidja (bekannter Doppelname), Mose und Menachem, wovon erstere Fragen an ihn richten, erscheinen in der Schrift n. 8, wahrscheinlich 1487.[16])

Ueber Stand und Gewerbe Kaleb's ist fast nichts bekannt; eine pariser Handschrift soll das eidliche Versprechen eines seiner Schüler, Josef ben Mordechai, enthalten, das Erlernte nicht ohne Genehmigung des Lehrers weiter zu lehren und auch dann nur unter gleicher Verpflichtung.[17]) Seine pecuniären Verhältnisse können nicht schlecht gewesen sein, da er viele und theuere Handschriften abschreiben ließ oder kaufte.[18]) Er copirte selbst das übersetzte astronomische Werk des Arabers Dschabir über Aflah 1482, in Cod. Paris 1024; nach dem Katalog hätte er selbst auch dasselbe Werk in Cod. 1025 im J. 1522 copirt, was nur ein Irrthum sein kann. Im J. 1488 oder 1493 soll ein „Abraham fil. Afendopolo" ein Werk des Gazzali in Cod. Vatican. 346 copirt haben; wahrscheinlich ist die Abbreviatur א״בא falsch gelesen.[19])

Die bisher bekannten Schriften werden hier, wegen ungenügender Daten, nach dem Alphabet der hebräischen Titel geordnet.

---

mentar zu Jesod. Mora schrieb er nach längerem Aufenthalt in Adrianopel (Gurland S. 10), und zwar vor 1463, wo er jenen Commentar citirt (Cod. Paris 681, [2]). Für Comtino ist im Herbst 1470 Cod. Paris 830 geschrieben von Elia Misrachi, den Fürst (S. 311) ebenfalls zum Lehrer Kaleb's macht. — Eine Nachahmung Comtino's bei Elia Basch. s. Hebr. Bibliogr. XX, 96, Anm. 15.

7) Elia ben Mose ben Menachem starb 23. Siwan (Gurland S. 25, s. unten n. 8).

8) כרישויידי, vgl. Chryse bei Zunz, Ges. Schriften II, 57; כרשולה Catal. Lugd. S. 165.

9) Neubauer S. 121 (vgl. S. 61) und Gurland (S. 24) gaben ein offenbar mehrfach corruptes Excerpt, welches ich nach bloßer Conjectur berichtigt hier inhaltlich wiedergebe. In der Nacht des Sonntags [fehlt: am 12.] Adar רס״ז erhielt Kaleb in Belgrad (עיר לבן) ein Schreiben aus Constantinopel mit Trauernachrichten; es waren gestorben: seine Frau Chr. am Dienstag 14. Adar, sein mütterlicher Onkel (מסרפי, vgl. Catal. Codd. Lugd. 243 A. 2, wonach S. 246 für frater sororis zu lesen: matris; Neubauer hat מסרכי mit Fragezeichen) Jehuda Rabbenu ben Kaleb, der Jüngling Mose ben [fehlt Namen des Vaters, etwa Elia?] Baschiatschi [also Neffe? vgl. Hebr. Bibliogr. VII, 11], und seine Schwiegermutter (מחותנת, vgl. jedoch מחותן bei Neub. S. 123, Gurl. S. 32) קשתי (vielleicht Abkürzung von Hekaste, vgl. Zunz, Ges. Schriften II, 67, 68; Monatsschr. 1879, S. 288), Tochter eines Kaleb aus פרווטר. — Die Jahrzahl רס״ז 1507 ist bei Neubauer S. 61 nur daraus erklärlich, daß er (nach Catal. Firk. 821) die Schrift unterscheidet von derjenigen, die er 1490 verfaßt sein läßt (s. unten n. 8). An das Todesjahr Kaleb's hat er nicht gedacht, wie Gurland. Die leichteste Emendation ist רמ״ז, 1487 (vgl. unten Anm. 13), wodurch sich vielleicht auch erklärt, daß Kaleb 1490 Elia B. nur als Lehrer, nicht als Schwager bezeichnet. Der gleichzeitige Tod so vieler Familienglieder weist auf Pest oder eine sonstige Calamität hin. Nach Juchasin f. 193[b] ed. Cracau wurde Adrianopel im J. 893 H. (beginnt 1. Dec. 1487) niedergebrannt; Adar fällt aber in den Frühling desselben Jahres, also vor diese Calamität.

10) Ueber diese Benennung und das Nachfolgende s. Hebr. Bibliogr. XX, 122.

11) Vgl. באלר' bei Zunz, Ges. Schriften II, 29 und Hebr. Bibliogr. XX, 96.

12) Catal. Bodl. S. 1472, Neub. S. 122, XXX und Gurl. S. 22. An erster Stelle als Bruder „von väterlicher und mütterlicher Seite" bezeichnet; hatte Samuel eine andere Mutter?

13) Gurl. S. 24; Neub. S. 61 liest unrichtig 1501 (רסא für רמא), obwol das Buch (unten n. 8) 1490 verfaßt sein soll! Vgl. oben Anmerk. 9.

14) Das letzte Wort (der Arzt) dürfte sich auf den Großvater beziehen. Ein Arzt Jakob aus Luzk ist nach Abraham Bali (vgl. Hebr. Bibliogr. XX, 96) bei Elia Baschiatschi (f. 32[b] Kap. 20, vgl. Neub. S. 123, bei Gurland S. 31 uncorrect) gemeint, lehrte also um 1460, sodaß dieser Jakob der Großvater von Kaleb's Schwiegersohn sein könnte. Abraham Bali ist offenbar die Quelle für Simcha Isak f. 21[a]. Carmoly (Hist. des méd. juifs p. 186) unterscheidet von Jakob aus Luzk einen Arzt Jakob ben Jehuda. An Jakob ben Jehuda הרופא schreibt Isak ben Schemarja הזקן (Cod. Firk. 814, nicht 813, wie Neub. S. 121, wahrscheinlich aus dem Catalog ms.); das Schreiben copirt in Adrianopel 1421 Schemarja, Sohn des Briefschreibers (Isak's, nicht Jakob's, wie Catal. Firk. angibt), daher Schemarja ben Isak bei Simcha Isak f. 21[b]. Hiernach hätte dieser Jakob ben Jehuda (einer von beiden Arzt) schon 1400 gelebt und wäre älter als Jakob aus Luzk. Unsicher ist auch Jakob ben Jehuda, der Käufer von Cod. Firk. 617, oben Anmerk. 4.

15) Unter n. 3, bei Gurland S. 19: אחי יעקב חתני, vgl. ähnlich אדוני אחי וחתני (a. 1696) bei Neubauer 142.

16) Gurland S. 23. 25.

17) Carmoly, Israel. Annalen 1839. S. 397; der pariser Katalog unter 1024 weiß nichts davon; Delitzsch (Vorrede zu Ahron ben Elia S. 11) deutet auf die Unzuverlässigkeit der Quelle hin, acceptirt jedoch die Annahme, daß Kaleb sich von Unterricht ernährt habe, ebenso Fürst S. 312.

18) Die Zahl der bekannten läßt auf eine weit größere schließen, da die Kataloge in Bezug auf Besitzer sehr unvollständig sind; der pariser Katalog unter 1022, 1064 verschweigt, was hier aus handschriftlichen Notizen von B. Goldberg folgt. Der Inhalt der Schriften ist auch für die Studien Kaleb's instructiv; sie sind philosophisch (meist Uebersetzungen des Averroës) oder mathematisch; nämlich auf seine Bestellung geschrieben sind Ende 1487 Cod. Paris 702, 852, a. 1495 Cod. Bodl. bei Uri 403; er kauft 1490 Cod. Vat. 336 für 150 Aspern (so ist Fürst, Anmerk. 205 zu berichtigen), am 9. Adar II. 1495 Handsche. Fischl 21 (Lathif), a. 1496 Alfergani und ibn Heitham in Cod. Paris 1022 für 70 לבנים (Silberstücke? vgl. לבן Weißpfennig bei Zunz, zur Gesch. 562), 1498 Par. 724 (angeblich früher dem bekannten David ben Jehuda Messer Leon gehörig), angeblich 1499 die im J. 1484 geschriebene Handschr. Par. 948; das Jahr ist allerdings sehr fraglich. Für Par. 949 und 1064 (Almanach des Jakob ben Machir) ist kein Jahr bekannt.

19) Meine Conjectur in Catal. Codd. Lugd. S. 232 wird bei Fürst Anmerk. 206 zu einem Factum mit Weglassung des Namens Abraham.

1) אבינר בן נר (oder אבנר?), Handschr. Firk. 818, nach dem Schluß (bei Gurland S. 27) beendet 14 Kislew 249 (Herbst 1488) „im 34. Jahre der Geburt Kaleb's". Darauf folgt eine jedenfalls gefälschte Nachschrift, nach welcher Kaleb selbst das Werk und diese Handschrift beendet hätte Freitag 23. Siwan 5284 (1524!) im 60. Lebensjahre. Dieses Datum allein gibt Catal. Firk. und wol danach Neubauer (S. 62) und Gurland (Ginse II, 37). Das Werk ist eine Art von Makamen, worin Personen aus der Zeit Saul's und David's, auch die Königin von Saba, redend eingeführt sind; Probe bei Gurland S. 25—27. Auf ein Buch desselben Titels, worin das Hohelied philosophisch gedeutet ist, verweist Kaleb in der Schrift n. 15[20]), weshalb Simcha Isak und andere unsere Schrift als einen Commentar zum Hohenliede bezeichnen.[21])

2) אגרת oder תשובה, ein Gutachten über den Gebrauch von Arrak, Handschr. Leyden 52, [9] und Pinsker 39, [5], worin eine Stelle über christliche Opfer.[22])

3) אגרת המספקת eine ausführliche Abhandlung über Thierschlachten und Speisegesetze in der beliebten Form von Fragen und Antworten (Examinatorium), Cod. Firk. 649 und Fischl 6. Enddatum Montag 21. Adar I. 1497 (ברכה); verfaßt für den Schwiegersohn Jakob u. s. w., s. oben.

4) אגרת קצרה, eine kleine resumirende Abhandlung über dasselbe Thema, verfaßt in קרמרייא[23]) bei Constantinopel jenseit des Meeres, beendet Freitag 4. Tammus 1497. Handschr. Leyden 52, [7] (Catal. S. 232) und correcter Fischl 6.[24])

5) אגרת המספקת astronomische Terminologie, Cod. Paris 1090, den Bibliographen unbekannt, citirt zwei andere Schriften, unten n. 7 und 8.

6) ארתמיטיקא „Arithmetica", wird in n. 15 citirt.

7) גל עיני wird in n. 5 citirt. Ueber den Inhalt ist nichts bekannt. Der Titel ist aus Psalm 119, 18, welchen Vers jüdische Philosophen, Kabbalisten und auch die Karaiten gern an die Spitze oder an den Schluß ihrer Schriften setzen.[25])

8) גן המלך, eine Art von Divan, viel Gelegentliches enthaltend und daher eine wichtige Quelle für Familienverhältnisse und Zeitgeschichte des Verfassers; doch leiden die spärlichen Nachrichten darüber an Kritiklosigkeit. Das Autograph war nach Polen gekommen, wie Mordechai ben Nisan (Kap. 8) berichtet. Der Catal. Firk. theilt das Buch (wie sonst andere zusammengehörende Handschriften) in drei Nummern: 821 Gedichte, Elegien u. s. w. vom J. 1507(!), 822 Gan ha-Melech und 823: מור עובר geschrieben 1644. Nach Neubauer (S. 61) ist Gan im J. 1490 verfaßt, enthält Trostschreiben vom J. 1501 und Mor Ober enthält Nachrichten u. s. w. vom J. 1507. Gurland (II, 39) erklärt den Titel Mor Ober als Fiction Firkowitz's, es sei ein Fragment des Gan und enthalte nichts Medicinisches.[26]) Die kurzen Mittheilungen Gurland's[27]) lassen vermuthen, daß dieser Divan in Belgrad (1489?) begonnen, in Constantinopel bis mindestens 1495 fortgesetzt sei, da er zwei Elegien aus diesem Jahre über Vertreibungen der Juden in den Ländern des Westens, sowie in Rußland und Lithauen, enthält.[28]) Nach dem Einleitungsgedicht (S. 22), einer Nachahmung ibn Esra's[29]), ist das Buch für die Söhne des Verfassers zu Belgrad im 10. Monat des J. 269 (רכט) verfaßt, vielleicht zu lesen רמ״ט, also 1489, wie bereits oben Aehnliches zweimal vorkam. Kaleb citirt dieses Buch in den Schriften n. 4 und 18. Außer den Nachrichten über seine Familie, welche oben verwerthet sind, ist dem puritanischen Charakter der Karäer gegenüber hervorzuheben ein nicht übles, etwas sinnliches Gedicht an die Geliebte (S. 24), worauf ein poetischer Dialog mit dem activen Intellect folgt — den Kaleb allerdings auch im Hohenlied (mit älteren Autoren) angedeutet findet. — Mose Hamon, ein spanischer Gelehrter, fragt Kaleb über wissenschaftliche Gegenstände.[30])

9) דרך עץ החיים. Eine Inhaltsangabe der Religionsphilosophie des Ahron ben Elia, nebst Index der Bibelverse, erstere edirt in der leipziger Ausgabe (von Delitzsch und Steinschneider 1841, begonnen 1839), beide in der (mir unzugänglichen) Ausgabe Kosloff 1839. Catal. Firk. 694 läßt die Schrift in עיר הלבנה (sic) 1503 verfaßt sein, und daher Neubauer S. 62. Die Wiener Handschr. hat das Datum 24. Adar 1512, welches schon in Catal. Bodl. 1472 als corrupt bezeichnet ist. Man möchte כ׳ז׳ר׳ אלהיו (Num. 6, 7) lesen, also 1497, wobei zu beachten, daß der Vater (S. LIV) als Lebender erscheint.

10) (תיקון) כלי רובע השעות Anweisung zur Verfertigung eines Stundenquadranten (Sonnenuhr) im J. 1487, wie schon sein verstorbener Lehrer Comtino ver-

---

20) Catal. Codd. L. B. S. 232. 21) S. Salfeld, Das Hohelied bei den jüdischen Erklärern, S. 134, confundirt unsere Schrift mit dem 2. Theil von n. 14. 22) Catal. Codd. Lugd. S. 233; vgl. meine Polem. und apologet. Literatur S. 374. Fehlt bei Fürst. 23) Vgl. Catal. Bodl. S. 1472; falsch Karsaria bei Fürst S. 310, A. 208 und 314 A. 229. 24) Fürst läßt diese Schrift für den Schwiegersohn verfaßt sein, indem er die Erwähnung der ausführlicheren misversteht. 25) Catal. Codd. Lugd. S. 271 (Verfasser ist Israel Maarabi, s. Hebr. Bibliogr. XX, 92); Ahron ben Elia in Schlachtregeln (Litbl. des Orient XI, 350 = Gan Eden f. 81[c]), Kaleb selbst am Anfang von n. 3, bei Gurland S. 18.

26) Diese Bemerkung ist gegen Delitzsch (Vorrede zu Ahron ben Elia S. 11) und Neubauer gerichtet, welche Kaleb auch über Medicin schreiben lassen. In der That sind medicinische Studien Kaleb's überhaupt nicht bekannt und in Dod Mordechai Kap. 8 (f. 7 ed. Wien), wo das Autograph richtig geschildert ist, kommt nur das Wort סגולות (Specifica) vor! 27) III, 22—25; die Angabe: Manuscript 826, ist Druckfehler. 28) Neubauer S. 121, Gurland S. 25, wo auch Kaleb an seinen Schüler Isak ben David aus Trock schreibt wegen des Geldes, welches dessen Schwager Josef, ebenfalls Schüler Kaleb's, seit seinem Aufenthalt „hier in Constantinopel", dem Kaleb schuldig sei. 29) Zeile 2 ist הַשָּׁר der Sänger, Z. 5 nach dem Reime wol נסבר zu lesen. 30) Gurland S. 24: בר lies כ״ר. Ueber die spanische Familie Hamon s. Catal. Bodl. S. 2999. Neubauer, S. 61, las הירן, was היוני (der Grieche) heißen müßte; vgl. n. 10.

faßt hatte[31]); jedoch auch für die ungleichen Stunden (שעות המעוותות); Handschr. Firk. 714, beendet 19. Schekat 5247 (Anfang 1487), copirt von Sabbatai ben Mose aus Candia, Donnerstag 22. Elul desselben Jahres.[32]) Auch Josef del Medigo kannte diese Schrift.

11) כימה (אגרת) eine Abhandlung über Verwandtschaftsgrade, gegen Jeschua, wird von Jehuda Poki angeführt.

12) מכלל יופי über mathematische Astronomie, Handschr. Pinsker 7, ^{4}, im Katalog zu kurz behandelt, wird citirt in Ner Samuel von Samuel ben Abraham (gest. 1762, Gurl. II, 45).

13) נחל אשכל Sciagraphie des wichtigsten karaitischen Werkes Eschkol ha-Kofer von Jehuda Hadassi, und mit demselben gedruckt.

14) סדר ענין השחיטה Schlachtregeln in Reimen, Handschr. Firk. 569, Probe bei Gurland S. 20; Straßburg n. 48.

15) עשרה מאמרות zehn Homilien über Psalm 119 und das Hohelied mit einer theilweise historischen Einleitung; letztere nebst I und II in Leyden 30,^{5} [33]), allein daselbst 52, ^{10}; das Werk vollständig Handschr. Fischl 5 und 7, Firk. 747.

16) פתשגן כתב הדת über die Lectionen der Festtage u. s. w. in 17 Kap., Cod. Firk. 819, daraus die Vorrede bei Gurland S. 21, verfaßt in Constantinopel 1496, als der Bruder Jehuda aus Feodosia (כפה und קפא Caffa) kam. Kaleb verspricht zweimal neue Anordnungen von Bibelversen für die Recitationen. Einem unbekannten Reformator einer alten Sitte verheißt er die göttliche Rache.

17) תשובה Widerlegung der Ansicht des Maimonides (Gesetzbuch, Temidin Kap. 7) über מחרת השבת — ein bekanntes exegetisches Controversthema — in maßvollem Tone dem berühmten Gelehrten gegenüber; Handschr. Firk. 738 (hinter 737). Ein Fragment in Cod. Tischendorf (in Petersburg)[34]) nennt den Verfasser אפרופלר.[35])

18) Unvollendetes Supplement zu Elia Baschiatschi's Gesetzbuch Aderet Eliahu, mit demselben gedruckt, insbesondere über den Kalender, 1497; Kaleb soll an der Vollendung durch den Tod verhindert worden sein.

19) Widerlegung der Angriffe des Moses ben Jakob „Aschkenasi" in Menkerman[36]), zur Zeit in Luzk, auf Ahron ben Elia's Gan Eden, beendet Dienstag 2. Elul 1487; bisher unbekannt; Cod. Fischl 6, woraus das interessante Vorwort in Hebr. Bibliogr. XX, 122.[37])

20) Kaleb redigirte Liturgisches und verfaßte Hymnen, worüber noch Einzelheiten fehlen, sodaß hier eine kurze Verweisung genügen muß.[38])

Kaleb's Schriften repräsentiren im ganzen die Gelehrsamkeit einer abschließenden Periode, auf welche geistlose Kleinlichkeit folgt. Sie enthalten Material für die Literatur- und Culturgeschichte der Karaiten.

(*M. Steinschneider.*)

KALEIDOSKOP (von καλός, schön, εἶδος, Gestalt und σκοπεῖν, sehen, beobachten) ist ein von Brewster 1817 erfundenes Instrument zur Erzeugung von sternförmig symmetrischen Spiegelbildern eines Gegenstandes. Die Haupttheile desselben sind vor allem ein Paar Spiegel, gewöhnlich ein Paar länglich rechteckige Streifen von nicht amalgamirtem, dafür aber auf der Rückseite geschwärztem oder mit dunkelm Papier belegtem Spiegelglas. Diese werden mit ein Paar ihrer längeren Kanten so aneinandergelegt, daß die spiegelnden Flächen einen Winkel von 60°, 45°, 40° oder 36° bilden, und dann, in dieser Lage befestigt, in ein Pappe- oder Metallrohr geschoben. Das eine Ende des Rohres wird mit einer Platte verschlossen, welche in der Mitte eine kleine runde Oeffnung hat, sodaß man durch dieselbe in den von den Spiegeln eingeschlossenen Winkelraum hineinblicken kann. Das andere Ende ist mit zwei runden Glasplatten geschlossen, von denen die eine ganz durchsichtig ist und an die beiden Spiegelglasstreifen anstößt, die andere, mattgeschliffene, mit der ersten parallel liegt und einige Millimeter von ihr entfernt ist. Bringt man nun zwischen die beiden letzterwähnten runden Glasscheiben eine Anzahl bunter Glassplitter, getrocknete Blumenblätter und andere kleine durchsichtige oder durchscheinende Gegenstände, so werden diejenigen davon, welche zufällig so liegen, daß sie dem durch die runde Oeffnung am andern Ende des Rohres hineinblickenden Auge in dem Winkel zwischen den beiden Spiegeln zu liegen scheinen, von diesen beiden Spiegeln in wiederholter Weise so gespiegelt, daß dabei ein regelmäßiges sternförmiges Spiegelbild entsteht, wobei sich in jedem Strahle oder Winkelfelde dieses Sternes die Lage der in dem direct beobachteten Winkelfelde befindlichen Theilchen mit abwechselnder Vertauschung

31) Ueber Comtino's gleichbetitelte Abhandlung s. Gurland II, 16; III, 5; über Kaleb's II, 37; III, 14. 32) Catal. Firk. fügt hinzu: Der Verfasser war 23 Jahre alt, da er selbst gegen Ende des Buches angibt, daß er a. 1465 geboren sei! Den Abschreiber (der auch sonst vorkommt) macht Firk. zum Karäer u. s. w. Alles das wiederholt Neubauer, offenbar ohne Autopsie. Gurland kennt eine solche Stelle nicht, sie ist auch jedenfalls unecht. 33) Katal. S. 128 fg. und eine Stelle über Jesus S. 393. — Die Einleitung ist copirt in Cod. 74 (und 75? s. Wolf, Biblioth. Hebr. II, 1265, n. 73); ein größeres Citat bei Mordechai ben Nisan, Kap. 8; s. auch Gurland S. 16—18. 34) Nachgewiesen in der Hebr. Bibliogr. VII, 11, unbeachtet von Neubauer S. 62 und Gurland S. 28. 35) Die Weglassung des נ und ד für ר s. auch bei Gurland S. 37. 39.

36) מנקרמן, vgl. מן כרמן bei Neubauer S. 141, n. 46 und Harkavy, Altjüd. Denkmäler in der Krim S. 257. — Mose ist der Verfasser des אוצר נחמד, welchen Mordechai ben Nisan zu den Karaiten zählt! 37) Die Correspondenz mit Mose ha-Jewani bei Neubauer S. 62 (wo das Anmerkungszeichen zu den oben erwähnten Elegien zu gehören scheint) beruht auf Irrthum, wie S. 61, daß Elia Basch. 1480 an denselben geschrieben; Elia widerlegt Mose Kappuzzatto; s. Hebr. Bibliogr. XIX, 58, wonach auch Fürst II, 297. 303 zu berichtigen ist. 38) Zunz, Gött. Vortr. S. 425; Gottlober l. c.; הקדמות enthält Cod. Fischl 6; vgl. auch unter n. 16. — Eine besondere „Sammlung" der Hymnen kennt nur Fürst, S. 314, ohne Nachweis.

von Rechts und Links wiederholt. Dadurch, daß beim Schütteln oder Drehen des Instruments immer neue bunte Theilchen oder dieselben mit veränderter Lage in das direct beobachtete Winkelfeld fallen, entstehen immer neue Sternfiguren, und es wird das Instrument dadurch zu einem anmuthigen, unterhaltenden Spielzeuge. Doch kann es auch in der Industrie zur Erfindung von sternförmigen Mustern dienen. Dieser Stern ist übrigens sechs-, acht-, neun- oder zehnstrahlig, je nachdem der Winkel der Spiegel 60, 45, 40 oder 36 Grad beträgt.

Die Entstehung dieser sternförmigen Spiegelbilder läßt sich leicht aus dem Verhalten von Winkelspiegeln zu den Strahlen erklären, welche von einem zwischen den Spiegeln befindlichen Object aus auf die Spiegelflächen fallen. Denkt man sich die beiden Spiegel durch die Schenkel AC und BC eines Winkels dargestellt, der mit ACB bezeichnet sei, dazwischen ein Object O, welches vom Spiegel AC um a und von BC um b abstehe, so wird zunächst hinter AC ein Spiegelbild α, in einer Entfernung gleich a entstehen. Dies wird wieder für Spiegel BC gleichsam zum Object und erzeugt hinter diesem ein Spiegelbild, welches b_2 genannt sei; b_2 erzeugt wieder hinter AC ein Spiegelbild a_3 und dieses wieder hinter BC ein Spiegelbild b_4 u. s. w. Ein ähnliches Spiel wiederholt sich mit dem ersten Spiegelbilde, welches das Object hinter dem Spiegel BC erzeugt. Dies liegt auch in der Entfernung b und sei b genannt. Es wird sofort für den andern Spiegel AC zum Object und erscheint hinter ihm als Spiegelbild a_2; dieses erscheint wiederum hinter BC als Bild b_3 und dieses hierauf hinter AC als a_4. Dieses Spiel geht so lange so fort, bis die Spiegelbilder in den Scheitelwinkel der Spiegel, also hinter die spiegelnden Flächen beider fallen. Dann kann keine weitere Spiegelung der Strahlen stattfinden. Da übrigens die Spiegelbilder nach dem Spiegelungsgesetze stets paarweise gleichen Abstand auf den beiden Seiten der Spiegel haben müssen, fallen sie alle auf die Peripherie eines Kreises mit dem Radius CO um den Mittelpunkt C. Ist der Winkel gerade ein aliquoter Theil von π, so liegen die Bilder übrigens auch symmetrisch vertheilt auf der Peripherie dieses Kreises, immer je eins in einem der Theile, welche entstehen, wenn man den Winkel der beiden Spiegel auf der Peripherie weiter herumträgt, und die letzten beiden Bilder, welche in den Scheitelwinkel fallen, fallen zusammen.

Das Chromatoskop ist nichts als ein Kaleidoskop, bei welchem als Object eine drehbare Walze mit verschiedenen bunten Gegenständen angebracht ist. Beim Debuskop sind die beiden Spiegel nicht fest, sondern an einer Axe in verschiedenen Winkeln stellbar. Das Typoskop von Emsmann endlich ist eine Verbindung eines polyedrischen Glases mit einem Kaleidoskop. Durch das polyedrische Glas werden die Sterne zu einem Muster vervielfacht. *(H. A. Weiske.)*

KALENBERG, ehemals festes Bergschloß im gleichnamigen früheren Fürstenthum (s. unten), einst Residenz desselben, im Dreißigjährigen Kriege mit Besatzung versehen und verschiedentlich Stützpunkt bei den Streifzügen beider Parteien. Hier war es, wo Pappenheim am 12. April 1632 ein vom Herzog Georg von Lüneburg den Hessen zu Hülfe gesandtes Corps von 2000 Mann zersprengte oder gefangen machte. Der Herzog von Lüneburg und der General Baudissin belagerten, als Pappenheim weiter nach Stade gezogen war, die Feste, sie fanden aber für gut, bei Pappenheim's Rückkehr die Belagerung aufzuheben und sich bei Hildesheim zu verschanzen, wo jener sie auch in Ruhe ließ, weil er Wichtigeres zu thun fand. — Das Fürstenthum Kalenberg umfaßte den südlichen Theil der Landdrostei Hannover und zwar hauptsächlich den Stadt- und Landkreis Hannover, sowie die Kreise Hameln und Wennigsen und hatte ein Areal von $49^1/_2$ Quadratmeilen. Es wurde von Erich I. im Jahre 1491 gegründet und fiel nach dem Aussterben des fürstlichen Geschlechtes von Kalenberg 1584 an Braunschweig, kam 1648 an Celle und, nachdem diese Fürstenlinie im Mannesstamme erloschen war, 1705 an Hannover. (S. übrigens Calenberg.) *(A. Schroot.)*

Kalender, s. Calender.

KALERGIS (Demetrios). Die älteren Zeitgenossen erinnern sich im Hinblick auf die unaufhörlichen Verfassungswirren und Wahlkämpfe des jetzigen Königreichs Griechenland dieses seinerzeit vielgenannten neugriechischen Generals und Politikers, der vorzugsweise als der kecke Agitator galt, durch dessen Eingreifen das neue Hellas in die Reihe der parlamentarisch regierten Staaten Europas eingeführt worden ist. Der Name Kalergis wird indessen schon viel früher in der Geschichte des griechischen Volkes genannt, und zwar auf der Insel Kreta, aus welcher auch Demetrios Kalergis in unserem Jahrhundert nach Morea gekommen ist. Zuerst, soweit wir sehen, erscheint gegen Ende des 13. Jahrhunderts auf Kreta eine mächtige Familie griechischer „Archonten" oder Barone dieses Namens, die zu den damals auf der schönen Insel, der großen Eroberungscolonie der Venetianer im Aegäischen Meere, dominirenden italienischen Machthabern bald in freundlichen, bald in feindlichen Verhältnissen stand. Während eines Aufstandskrieges vieler Kreter gegen die Republik der Lagunen, 1272—1277, hielt der Archont Alexios Kalergis zu der letzteren; aber die Verkürzung der Rechte seines Hauses trieb ihn 1283 dahin, selbst die Waffen gegen Venedig zu erheben. Weil er aber es doch verschmähte, mit den Genuesen gemeinschaftliche Sache zu machen, gewährte ihm die feine Politik der Republik 1299 einen günstigen Frieden, durch welchen Alexios als Inhaber von 13 Ritterlehen in die Reihen der mit den venetianischen Nobili gleichgestellten insularen Ritterschaft aufgenommen wurde. Seit dieser Zeit bestand zwischen der Linie des Alexios Kalergis und den Venetianern gute und dauernde Freundschaft, die derselben nachmals auch die Aufnahme in das venetianische Patriciat verschaffte, zumal sie nicht sich bedachte, selbst gegen ihre Landsleute und Blutsverwandten bei deren unaufhörlichen Erhebungen die Waffen auf der Seite der Venetianer zu führen. In solcher Weise war namentlich des alten Alexios gleichnamiger

Enkel im Jahre 1341 gegen seinen Oheim Leon Kalergis mit großem Erfolge thätig. Freilich traten wieder mehrere Glieder des Hauses Kalergis, nämlich Johannes, Alexios und Georg Kalergis, auf die Seite der venetianischen Ritter der Insel, als diese sich 1363 zu dem verwegenen Versuch erhoben hatten, die Insel als selbständigen Staat von der Regierung in den Lagunen loszureißen, und theilte deren bis 1366 sich vollziehende blutige Niederlage. Später wieder hielt Andreas Kalergis treu zu dem venetianischen Statthalter Bernardo Vitturio, als 1453 der Grieche Siphis Vlastos gegen die venetianischen Barone auf Kreta eine großartige Verschwörung organisirt hatte.

Wir wissen nicht, ob und in welchem Verwandtschaftsgrade sich von dieser alten kretischen Familie die jungen griechischen, auf Kreta geborenen, Offiziere herseiten, welche zunächst während des neugriechischen Unabhängigkeitskrieges unseres Jahrhunderts gegen die Osmanen hervortraten. Nur vorübergehend freilich erscheint Emanuel Kalergis, der im Jahre 1825 unter den Truppen sich befand, mit welchen der griechische Präsident Georg Konduriotis die Besatzung des Castells von Navarino verstärkte, als Ibrahim-Pascha gegen Ende Februar desselben Jahres in Messenien festen Fuß gefaßt hatte. Er führte damals eine Compagnie regulärer Artillerie, tritt aber in der Geschichte der Griechen ganz zurück hinter seinen Bruder Demetrios Kalergis. Der letztere war um 1803 auf der Insel Kreta geboren und ist in St.-Petersburg erzogen worden. Nach Art sehr vieler seiner griechischen Landsleute seit Ausgang des 17. Jahrhunderts studirte er dann Medicin, und zwar zu Wien. Als im Jahre 1821 der Unabhängigkeitskrieg der Griechen ausgebrochen war, stellte auch er sich der Sache seiner Landsleute zur Verfügung. Soviel uns bekannt, trat er als selbständiger Führer zuerst im Sommer 1825 auf. Als nämlich damals die schrecklichen Erfolge der Aegypter in Morea die Lage Griechenlands anfingen höchst bedenklich zu gestalten, wagte es Demetrios, mit einer Anzahl flüchtiger Leute von Tschakonien aus nach seiner heimatlichen Insel überzusetzen. Hier hat er sich durch einen verwegenen Handstreich der starken und wohlgelegenen Festung Grabusa bemächtigt; damit war der Anfang gemacht, auf der Insel Kreta, die bereits wieder als durch die ägyptischen Truppen pacificirt galt, den unter der Asche glimmenden Aufstand neu zu beleben und den Aegyptern erhebliche Schwierigkeiten zu bereiten. Kalergis persönlich hat indessen doch seine kriegerische Laufbahn auf dem griechischen Festlande fortgesetzt. Er hat im Herbst und Winter 1826 und 1827 tapfer in Rumelien unter Karaïskakis gefochten; dann aber wurde er auf der Ebene von Athen in dem unglücklichen Gefecht am 6. Mai 1827, wo seine kretischen Palikaren meistens zu Grunde gingen, durch eine Kugel im Bein verwundet und gerieth in die Gefangenschaft der Osmanen, die ihm ein Ohr abschnitten. Nachher, im Februar 1827 und Frühling 1828, fungirte Kalergis als Adjutant bei dem französischen Philhellenen General Fabvier, und nach dessen Austritt aus dem griechischen Dienst, der im Mai 1828 erfolgte, an der Seite des Präsidenten Kapodistrias. Damals gehörte Kalergis sehr entschieden jener Partei unter den freien Griechen an, die bei ausgeprägten russischen Sympathien zuerst die Berufung des ionischen Grafen an die Spitze Griechenlands erzielt hatte und nach dessen tragischem Ausgange als korfiotische oder kybernitische, endlich unter König Otto als napistische Partei ihre Stellung genommen hat. Als ergebener Anhänger des Präsidenten half Kalergis wiederholt Unruhen niederwerfen. Namentlich aber führte er das Reiterregiment jener Division griechischer Regierungstruppen, mit welchen in dem Moment höchster Spannung zwischen Kapodistrias und den Hydrioten General Nikitas am 13. August 1831 die Hafenstadt Poros besetzte, an demselben Morgen, wo der hydriotische Admiral Miaoulis bei seiner furchtbaren Erhebung gegen Kapodistrias im Hafen des Städtchens einen Theil der griechischen Staatsflotte in Brand steckte. Nach des Präsidenten Ermordung und nach seines Bruders, Grafen Augustin, Vertreibung aus Griechenland hielt sich Kalergis, wie bisher, mit großer Rührigkeit, jetzt als Oberst oder General auf seiten der kybernitischen Partei an der Seite des alten Theodor Kolokotronis, dessen unruhige Thätigkeit durch ihn wesentlich gefördert wurde.

Als endlich die Ankunft des Königs Otto und der bairischen Regentschaft den Agitationen der kybernitischen Militärchefs ein Ende gemacht hatte (1833), trat Kalergis für längere Zeit mehr zurück. Aber als einem der Führer der napistischen Partei, unter denen er nach des alten Kolokotronis Tode (im Februar 1843) neben dem Grafen Metaxas wol der bedeutendste Kopf war, sollte ihm noch einmal eine bedeutende Rolle zufallen. Es ist bekannt, daß damals die Verstimmung der Griechen gegen König Otto und dessen Régime einen hohen Grad erreicht hatte. Der alte, wieder erwachte, rhomäische Haß gegen alles Fremde traf namentlich die Baiern, überhaupt die Deutschen im Lande. Zugleich mit deren Austreibung wollten aber die unzufriedenen Elemente auch die Einführung einer parlamentarischen Verfassung erzwingen. Die Wünsche der Napisten gingen freilich noch viel weiter: für sie war die Hauptsache, auch die bairische Dynastie zu vertreiben und einen „orthodoxen" Prinzen für den athenischen Thron zu gewinnen. Da unter allen Truppen der Besatzung in Athen nur die Gensdarmerie wirklich zuverlässig, die Maßregeln aber der königlichen Behörden nicht geschickt waren, so wurde es dem Kalergis — der damals eine Reiterabtheilung in Athen commandirte — nicht schwer, in der Nacht, wo die Bewegung in Athen explodirte (in der Nacht zum 15. September 1843), die sämmtlichen Truppen der Residenz mit sich fortzureißen. Nachts 1 Uhr übernahm er deren Commando, führte sie unter klingendem Spiel und unter dem Läuten der Glocken und dem Auflodern der Signalfeuer auf den Höhen der Umgegend vor das Schloß des Königs Otto. Während Garnison und Volk das Schloß blokirten, hielt Kalergis durch starke Patrouillen Ordnung in der Stadt, forderte den König persönlich auf, dem Volke die bisher vorenthaltene Ver-

fassung nicht länger zu versagen, und schnitt zugleich allen Verkehr des Königs mit den Gesandtschaften ab. Da sich König Otto endlich entschloß, die auf der Spitze der Bajonette ihm präsentirten Forderungen zu acceptiren, so wurde Griechenland nunmehr wirklich Verfassungsstaat. Die dynastischen Hintergedanken der Napisten blieben unausführbar.

Kalergis war nach diesen Erfolgen anfangs sehr populär. Er hatte es wirklich vermocht, während der Krisis sowol das Schloß und den König persönlich zu schützen, als auch Blut-, Brand- und Raubscenen in Athen zu verhindern. Und der lang ersehnte Gewinn der neuen Verfassung wurde einstweilen dem schlauen Agitator zugute gerechnet, der auch von seiten der englischen Gesandtschaft als der Held des Tages demonstrativ ausgezeichnet wurde. Aber er war nicht im Stande, eine dominirende Stellung zu behaupten. Die alte Gegnerschaft mehrerer rumeliotischer und hydriotischer Führer, die seit 1833 geruht hatte, machte sich schnell wieder geltend. Bei den neu beginnenden parlamentarischen Arbeiten liefen die Parteien der alterfahrenen Politiker Kolettis und Maurokordatos den Napisten bald den Rang ab. Kalergis persönlich, der seit dem 30. März 1844 zum Generalmajor und königlichen Generaladjutanten avancirt war, ohne doch darum das Vertrauen des Hofes zu besitzen, verlor die Gunst der Palikaren und der Massen, als er (23. Juni 1844) bei einem schlimmen Tumult in Athen mit Waffengewalt nachdrücklich durchgegriffen und selbst mit eingehauen hatte. Als dann die Wahlen zur Landesvertretung gegen das zur Zeit regierende Ministerium Maurokordatos ausgefallen waren, führte (16. August) ein neuer furchtbarer Tumult zum Rücktritt sowol dieses Staatsmannes wie des Kalergis aus ihren Stellungen. Nicht lange nachher, 1845, schied Kalergis gänzlich aus dem griechischen Kriegsdienst, wandte sich, jetzt mit allen Parteien seines Vaterlandes zerfallen, nach Korfu, dann nach London, um zu Ende des Jahres 1846 wieder seinen Aufenthalt in Zante zu nehmen. Das Mistrauen der regierenden Kreise in Athen gegen Kalergis war andauernd so groß, daß man ihn im Frühjahr 1848, als er sich nach Argos begeben wollte, zu Patras anhielt und nach Athen brachte. Hier allerdings wurde er dann bald wieder freigelassen, und konnte dann fünf Jahre ruhig in Argos, Hydra und Nauplia zubringen. Als aber zur Zeit des Krimkrieges die Westmächte die neue Erhebung der Griechen gegen die Pforte im Zaume hielten und nach Besetzung des Piräeus (26. Mai 1854) durch französische Truppen den König Otto zwangen, das Ministerium Kriezis zu entlassen und ein von ihnen vorgeschriebenes zu acceptiren, — da übernahm der nunmehr überall unpopuläre Kalergis unter Maurokordatos' Präsidium zu großem Verdruß des Hofes das Kriegsministerium. Als dieses Cabinet im October 1855 sich wieder auflöste, blieb Kalergis in Athen, um im März 1861 noch einmal als griechischer Gesandter nach Paris zu gehen. Nach dem Sturze des bairischen Königshauses (1862) erklärte sich Kalergis anfangs gegen alle Throncandidaturen, unterstützte jedoch schließlich die Wahl Georg's von Dänemark zum neuen König der Hellenen. Er ist nachher am 24. April 1867 in Athen gestorben. (*G. F. Hertzberg.*)

KALEVALA, d. h. Heimat des Kaleva, dieses wenig bekannten mythischen Helden, ist der Name des finnischen Nationalepos. Jahrhundertelang blühte unter dem finnischen Volke durch mündliche Ueberlieferung eine Volkspoesie, die auch den Gebildeten des Landes bekannt war, obwol schriftliche Zeugnisse dieser volksthümlichen Dichtkunst erst nach Einführung der Reformation hervortreten. Das älteste Bruchstück ist eine Zauberformel aus dem Jahre 1564; den ausländischen Gelehrten theilte Morhof aus Bischof Bang's in Åbo 1675 gedruckten Priscorum Sveo-Gothorum ecclesia ein finnisches Bärenlied mit. Erst mit der im letzten Jahrhundert überall hervortretenden höheren Werthschätzung der nationalen Dichtkunst lenkte auch die finnische Volkspoesie eine größere Aufmerksamkeit auf sich, besonders durch den als Vater der finnischen Geschichtsforschung rühmlichst bekannten Professor Porthan. Er ließ überall unter dem Volke Lieder sammeln, fing an diese wissenschaftlich zu behandeln und veranlaßte auch seine Schüler Lencqvist und Ganander, die Arbeit fortzusetzen. Der erste schrieb über den Aberglauben der alten Finnen, der andere verfaßte die erste finnische Mythologie, beide auf Grundlage der Volkslieder. Nachdem Professor von Becker in einer finnischen Zeitschrift den ersten Versuch gemacht hatte, einige Lieder über Wäinämöinen in ein Ganzes zu vereinigen und Dr. Z. Topelius während der Jahre 1822—1836 eine größere Sammlung Volkslieder in fünf Theilen herausgegeben hatte, wurde Elias Lönnrot, der als Sohn eines finnischen Dorfschneiders mit den Anschauungen des Volkes wohl vertraut war, dazu veranlaßt, die zahlreichen von ihm gesammelten Lieder zu einem Epos zusammenzufügen. Während der Jahre 1828 und 1831 machte er ausgedehnte Wanderungen in Finland, und fand als Districtsarzt in Kajana vom Jahre 1832 an Gelegenheit, diese auch auf die karelische Bevölkerung außerhalb Finlands auszudehnen. Hier im Kirchspiel Wuokkiniemi war es besonders der achtzigjährige Greis Arhippa, der ihm tagelang werthvolle Lieder von bedeutendem Umfange vorsang. Hierdurch gelang es Lönnrot, die erste Redaction des Kalevala in 32 Gesängen und etwas über 12,000 Versen schon 1835 im Drucke herauszugeben. Gleich bei seinem Erscheinen erregte das Gedicht größtes Aufsehen, nicht zum mindesten durch Jakob Grimm's rühmenden Aufsatz „Ueber das finnische Epos" (in Höfer's Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache I, 13—55). Die 1831 gegründete Gesellschaft für finnische Literatur, auf deren Kosten das Epos erschienen war, fühlte sich zu weiteren Forschungen verpflichtet und betrieb mit regem Eifer das Einsammeln neuer Lieder. Lönnrot selbst machte drei umfassende Reisen 1837, 1842 und 1845 nach Lappland, Karelen, Ingermanland und den Ostseeprovinzen, immer neue Liederbeiträge erntend. Sehr reichhaltig waren die Sammlungen, welche Cajan, Castrén, Ahlquist und besonders Europäus hauptsächlich in Ingermanland während der Jahre 1845,

1846 und 1848 zusammenbrachten. Mit Hülfe dieser konnte Lönnrot im Jahre 1849 die um das Doppelte vermehrte neue Ausgabe der Oeffentlichkeit übergeben. Dieselbe umfaßt in 50 Gesängen (Runos) 22,800 Verse; jeder Gesang besteht aus 200, 500—800 achtsilbigen, reimlosen, durch zwei oder drei alliterirende Hebungen gebundenen trochäischen Zeilen. Obwol in den späteren Jahren neue Sammlungen mehrmals gemacht worden sind, ist nichts von so wesentlicher Bedeutung hinzugekommen, daß eine völlige Umarbeitung nothwendig erachtet wäre. Der Text aller folgenden Ausgaben ist daher, außer in Schulausgaben, unverändert nach der 1849er Ausgabe beibehalten worden.

Als echtes Volksepos hat die Kalevala ein Hauptcentrum, um welches sich die mit mannichfaltigen hochpoetischen Episoden, wie dem tragischen Cyklus von Kullervo, der schönen Aino-Sage und den sinnigen Hochzeitsliedern durchflochtenen Begebenheiten reihen; es ist der Gegensatz zwischen den Völkern Kalevala's und Pohjola's. Der Ursprung dieses Gegensatzes auf mythischem Grunde blickt noch öfters hervor als der Zwiespalt zwischen Licht und Finsterniß, auf historischem Gebiete als der zwischen Finnen und Lappen. Hierin kann man daher die Kalevala mit der Iliade und ihrem Gegensatze zwischen Trojanern und Griechen vergleichen und andererseits mit dem deutschen Nibelungenlied und dessen beiden Hauptthemen, welche ihre Analogien in den Brautwerbungen der drei Kalevala-Helden Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemminkäinen um die schöne Tochter der Pohjola-Wirthin finden, in der eigenthümlichen Beschaffenheit des von ihr geforderten Talismans Sampo (ursprünglich die Sonne), dessen Eroberung und endliches Versinken ins Meer. Theilweise an skandinavische und griechisch-mythische Vorstellungen schließt sich der Hauptheld Wäinämöinen, Odin's Ebenbild durch sein Alter, seine Weisheit und seine Runenkunde, anderseits wieder Orpheus vergleichbar durch seinen Gesang, womit er die ganze Natur bezaubert und bändigt; ebenso Ilmarinen an den nordischen Wölund, den griechischen Hephästos erinnernd. Lemminkäinen ist ursprünglich ein Frühlingsgott, der wie der entsprechende Typus in den Vorstellungen vieler Völker getödtet, aber durch die siegende Macht der Liebe, hier der Mutter, wieder lebendig gemacht wird. Wenn man auch im Einzelnen Einwirkung litauischer und skandinavischer Sagenstoffe in der Kalevala nachweisen könnte, so steht doch das ganze Gedicht gerade in seinen rein poetischen Theilen ganz selbständig da und trägt das Gepräge des echten Epos. Die Anfänge desselben gehen zurück auf weit entfernte Zeiten, denn die Hochzeitsgesänge sind ihrem ganzen Inhalte und ihrer Form nach den Hochzeitsgesängen den Syrjänen ähnlich, wie der Kullervo-Cyklus dem estnischen Kalevipoeg entspricht, und überhaupt tritt die unmittelbare Naturanschauung überall als schöpferische Kraft dem Leser entgegen. Auf der Grundlage der einheimischen Mythe und Sage beruhend, gewährt daher das Gedicht ein anschauliches Bild von dem eigenthümlichen Wesen und Leben des finnischen Volkes.

Das Epos beginnt mit einer Schilderung, wie die Tochter der Luft sich ins Meer hinabläßt, wo sie von dem Winde und den Wogen geschwängert wird und Wäinämöinen noch dreißig Sommern und einer gleichen Zahl von Wintern gebiert. Mittlerweile ha eine Ente ihr Nest auf dem Knie der Tochter der Luft gebaut und dort sechs goldene Eier und ein siebentes von Eisen gelegt. Beim Schütteln ihrer Glieder rollen die Eier ins Meer und zerbrechen. Aus ihren Theilen entstehen Erde, Himmel, Sonne, Mond und Sterne. Die Lufttochter schafft dann Tiefen und Untiefen des Meeres, Landzungen, Busen und Uferland. Wäinämöinen treibt lange auf den Wogen umher, steigt endlich ans Land und läßt Sampsa Pellervoinen Bäume säen. Selbst fällt er dann eine Waldung, verbrennt diese mit Feuer, das er von einem Adler bekommen, und säet Gerste. Nachdem der durch Gesang und Weisheit berühmte Wäinämöinen vergeblich versucht hatte, die schöne Aino als Weib heimzuführen, und diese sich ins Meer gestürzt, begibt er sich nach dem Nordland, um die reizende Jungfrau des Nordens zur Gattin zu bekommen. Die Mutter verspricht ihm diese zur Ehe, falls er ihr den Sampo schmieden könne. Nach Hause gekehrt fordert Wäinämöinen den Schmied Ilmarinen auf, um des Nordlands Jungfrau zu freien, die er sich erringen könne, wenn er den Sampo schmiede. Da Ilmarinen dazu keine Lust zeigt, bringt ihn Wäinämöinen gegen seinen Willen durch List dahin, wo er aufs beste empfangen wird. Nun schmiedet er den Sampo, welchen des Nordlands Wirthin in einen Kupferberg hinter neun Schlössern einschließt, und verlangt die Jungfrau als Lohn. Als diese ihn zurückweist, begibt er sich selbst segelnd nach Hause. Das Gedicht erzählt nun weiter von dem muntern, schönen Lemminkäinen, dem dritten Helden der Kalevala. Auf einer Insel blühte in des Vaters Wohnung, schön wie eine Blume, die herrliche Kyllikki. Sonne, Mond und ein Sternlein warben vergeblich für ihre Söhne. Sie wollte nicht an ihrer Seite den Luftkreis durchlaufen oder flimmern in der Nacht am winterlichen Himmel. Auch Lemminkäinen wird zurückgewiesen, raubt sie aber mit Gewalt und führt sie nach Hause. Beide schwören einander mit heiligem Versprechen, er nicht in den Krieg zu gehen, sie nicht an den Tanzesfreuden des Dorfes theilzunehmen. Kyllikki vergißt aber ihren Schwur, worauf Lemminkäinen sie auf der Stelle verstößt und sich nach dem Nordland auf die Freite begibt. Als er nun bei des Nordlands Wirthin um ihre Tochter wirbt, trägt diese ihm mehrere Aufgaben auf, von denen er zwei vollbringt. Als er aber die dritte Aufgabe, den Schwan auf dem Tuoni-(Unterwelts-)flusse zu schießen, vollbringen wollte, wurde er von einem geringgeschätzten Hirten getödtet, in den Fluß geworfen und vom Sohne Tuoni's in Stücke gehauen. Lemminkäinen's Mutter, die durch das Bluttriefen seiner Bürste Kunde von seinem Tode bekommen, eilt herbei, harkt die Theile seines Körpers aus dem Flusse zusammen und bringt ihn vermittels Zaubersprüche und Salben wiederum ins Leben.

So endete vergeblich die Brautfahrt jeder der drei Helden nach dem Nordland. Wäinämöinen wünschte aber noch

sein Glück zu versuchen. Nachdem er, um drei beim Zimmern eines Bootes vermißte Worte zu bekommen, einen gefahrvollen Besuch in der Unterwelt und bei Wipunen unter der Erde gemacht, segelt er wieder nach dem Nordlande hin auf Freierfahrt. Ilmarinen eilt nun aber auch herbei, wirbt wieder um die Tochter des Nordlands, vollführt mit Beihülfe der Jungfrau mehrere ihm auferlegte gefahrvolle Arbeiten und erhält endlich die Schöne zur Gattin. Es folgt die Beschreibung der großartigen Hochzeit und die fein gefühlten Lieder der dabei Betheiligten, wahre Perlen der schönsten Volksdichtkunst. Lemminkäinen aber, voll Aerger darüber, daß er nicht zur Hochzeit eingeladen worden, zieht übermüthig nach dem Norden, schlägt mit seinem Schwerte dem Nordlandswirthe den Kopf von den Schultern und muß sich vor den verfolgenden Kriegsscharen auf einer Insel jenseit mancher Meere verbergen. Als er dort frevelhaft mit den Mädchen und Weibern umgeht, muß er wiederum entfliehen und gelangt endlich in seine Heimat, wo das Volk des Nordlands die Stube verbrannt hat und er seine Mutter in einem Verstecke im Walde findet. Noch einmal macht er einen Rachezug nach dem Norden, ist aber gezwungen, nach Schiffsbruch und traurigen Wanderungen durch die Wildniß unverrichteter Sache heimzukehren.

Hier folgt die tieftragische Erzählung von Kullervo, einem Heldensohn mit außerordentlicher Kraft und hohen Eigenschaften begabt, der aber als Knecht dem Ilmarinen verkauft wird. Von dessen Hausfrau schlecht behandelt, läßt er Wölfe und Bären sie zerreißen, zieht hinaus in die weite Welt, schändet ohne es zu wissen seine eigene Schwester, rächt sich blutig an den Feinden seines Vaters, indem er zugleich ihre Stuben verbrennt, und macht endlich mit dem Schwerte seinem Leben selbst ein Ende, fragend, ob nicht das Schwert einmal auch schuldiges Blut schmecken wolle, da es so oft schuldloses vergossen hat.

Ilmarinen kann sein verlorenes Weib nicht vergessen. Er schmiedet sich eine Frau aus Gold und Silber, findet aber am Morgen die Seite, welche er in der Nacht der goldenen Braut zugewandt hatte, gar kalt und begibt sich nun nach dem Nordland, um sich um die jüngere Schwester seines früheren Weibes zu bewerben. Er bekommt nur böse Schmähworte zur Antwort; ergrimmt darüber, raubt das Mädchen und begibt sich auf den Heimweg. Die Jungfrau beschimpft ihn aber dermaßen, daß Ilmarinen sie in heftigem Zorne in eine Möve verwandelt. Heimgekehrt erzählt er dem Wäinämöinen, wie das Nordland im Besitz des Wunderdinges Sampo glücklich lebe. Sie beschließen, zusammen dorthin zu ziehen, um sich des Sampo zu bemächtigen, und nehmen den Lemminkäinen, der sie vom Strande aus erblickt, als dritten Mann auf den Weg mit. Aus den Backenknochen eines Hechtes macht dann Wäinämöinen eine Kantele und spielt darauf so schön, daß alle Wesen in der Luft, auf der Erde und dem Meere herbeieilen, um seinem Spiele zu lauschen. Wäinämöinen selbst vergießt Thränen, welche ins Wasser rollen, wo sie in bläuliche Perlen verwandelt werden. In dem Nordlande angekommen, erklärt Wäinämöinen, sie seien des Sampo wegen gekommen, mit Güte oder Gewalt würden sie ihn mit sich nach Hause führen. Des Nordlands Wirthin bietet aber ihr Kriegsvolk auf. Da ergreift Wäinämöinen die Kantele und versetzt mit seinem Spiel das Volk in Schlaf, worauf sich die drei Helden des Sampo bemächtigen, ihn in ihr Boot schaffen und ihrer Heimat zueilen. Erst am dritten Tage erwacht des Nordlands Volk und eilt ihnen nach. Ein Kampf entsteht auf dem Meere, in welchem es der Wirthin glückt, den Sampo ins Meer zu schaffen, wo er zerbricht. Die größeren Stücke sinken unter zum Schatz des Meeres, die kleineren, welche die Flut ans Ufer treibt, sammelt Wäinämöinen sorgsam, durch sie beständige Wohlfahrt für Kalevala hoffend.

Da Wäinämöinen's erste Kantele durch einen von der Pohjola-Wirthin gesandten Sturmwind ins Meer gefallen, macht er sich jetzt eine neue aus einer Birke, die Saiten aus den Haaren einer Jungfrau. Wenn er darauf spielt, freut sich wieder alles in der Natur, auch die Blumen beugen sich liebevoll. Niemals ist zuvor gehört solch ein Spielen voller Anmuth, nie solang die Zeiten dauern, nie solang das Mondlicht strahlet. Sogar Mond und Sonne steigen herab, um dem Spiele zu lauschen. Dadurch gelingt es aber des Nordlands Wirthin, sie in ihre Gewalt zu bekommen. Sie birgt dieselben in den Steinberg Pohjola's und stiehlt noch dazu das Feuer aus Kalevala's Stuben. Ukko, der Gott im hohen Luftraume, empfindet Misbehagen über die Dunkelheit und schlägt Feuer zu einem neuen Monde und zu einer neuen Sonne an. Das Feuer fällt aber auf die Erde hinab in den Alue-See, wo es von einem Fische verschlungen wird. Wäinämöinen und Ilmarinen fangen den Fisch mit einem leinenen Netz, das Feuer wird im Bauche des Fisches gefunden, eilt aber in einen Wald und verheert viele Länder, bis man endlich seiner habhaft wird und es in die dunkeln Stuben Kalevala's führt. Noch sind aber Mond und Sonne im Nordlandsberge eingeschlossen. Nachdem Ilmarinen die von ihm geschmiedeten neuen Himmelslichter zum Leuchten zu bringen vergeblich versucht hat, zieht Wäinämöinen aus, um jene aus dem Berge zu befreien. Er haut dort das ganze Volk nieder und die Pohjola-Wirthin läßt sie schließlich aus Furcht aus dem Berge. Wäinämöinen grüßt die Himmelslichter mit jenem schönen Gesang, der an die Hymnen des Rigveda erinnert: Steig, o Sonne, jeden Morgen, bring uns täglich Glückesgrüße, daß sich unsre Habe häufe! Gehe deinen Weg mit Wohlsein, deine Bahn voll lauter Wonne, ende deinen Lauf voll Schönheit, ruhe abends aus voll Freude!

Hier ist eigentlich das Ende des Gedichtes. Der letzte Gesang spiegelt aber noch den Untergang des Heidenthums und die beginnende christliche Zeit wider. Die schöne Jungfrau Marjatta ging als Hirtin auf den Fluren. Durch das Essen einer Beere wurde sie schwanger und gebar einen Knaben. Als dieser aufwuchs, fällte Wäinämöinen das Urtheil, daß man ihn tödten müsse, da er vom Sumpfe, von einer Preißelsbeere stamme. Der alte Wirokannas weiht ihn aber zum König von

Karjala, worüber Wäinämöinen so verdrießlich wird, daß er sich in ein kupfernes Boot setzt und damit über des Meeres Rücken zieht zu dem Rande des Horizonts, wo sich Himmel und Erde berühren und wo er noch weilt. Bei seiner Trennung verkündet er, daß die Tage noch kommen werden, wo man seiner bedürfe, um einen neuen Sampo zu schaffen, neuen Mond und neue Sonne auf den Himmel zu führen. Die Kantele und seine schönen Gesänge hat er jedoch hinterlassen zur ewigen Freude des Suomivolkes.

So geschah es auch in der Wirklichkeit, denn von dem Erscheinen der Kalevala-Gesänge datirt das kräftigere Erwachen des nationalen Bewußtseins in Finland, welches sich seitdem auch auf politischem Gebiete kundgegeben hat.

Die erste Ausgabe der Kalevala erschien 1835 und wurde von Castrén ins Schwedische übersetzt, die zweite 1849, welche vollständig von K. Collan übersetzt wurde, 1864—68. Eine Volksausgabe mit Erklärung wurde 1870 und 1877 veröffentlicht. Im Jahre 1852 erschien die deutsche Uebersetzung von A. Schiefner, 1867 eine französische von Léouzon de Duc und 1871 eine ungarische von F. Barna; noch gibt es eine russische Uebersetzung und einzelne Theile sind von John Porter und Wickham Hoffmann ins Englische übertragen. In der deutschen Literatur behandelt diesen Stoff Cäsar, Das finnische Volksepos Kalevala (Stuttg. 1862); J. Grimm, Kleinere Schriften (Band 2, Berlin 1865); von Tettau, Ueber die epischen Dichtungen der finnischen Völker, besonders die Kalevala (Erfurt 1873). (*O. Donner.*)

KALFATERN nennt man in der Schiffsbaukunst das Dichtmachen der Nähte zwischen den Planken, aus denen der Schiffsrumpf zusammengesetzt ist, damit kein Wasser von außen in letzteren dringen könne. Das Kalfatern geschieht, indem man die beim Bau glatt aneinandergefugten und befestigten Planken mit einem flachen stumpfen Eisen auseinandertreibt, dann Werg hineinstopft und dasselbe mit einem andern ähnlichen Eisen, das aber an seiner Auffatzfläche gerillt ist, so fest wie möglich schlägt. Man treibt das Werg gewöhnlich zwei Centimeter tief und bis einen halben oder ganzen Centimeter unter die Oberfläche der Planken. Die bleibende Lücke wird dann mit siedendem Pech ausgegossen, dem man, wenn das Schiff in die Tropen geht, einen größeren Zusatz von Harz gibt. Bei großer Wärme wird das Pech leicht flüssig und läuft dann aus den Nähten, während der Harzzusatz es härter macht. In kalten Klimaten ist dagegen das Pech zweckmäßiger, weil es zäher und elastischer bleibt als das Harz, das bei heftigen Bewegungen des Schiffes in größerer Kälte leicht Risse bekommt und aus den Nähten springt.

Das Wort Kalfatern ist arabischen Ursprungs und im Mittelalter in die abendländischen Sprachen gelangt. So lange man Boote oder Schiffe aus mehreren Theilen zusammensetzt, so alt ist auch das Kalfatern. Die alten Aegypter benutzten Papyrusfasern dafür, die alten Deutschen Wollenstoff, andere uncivilisirte Völkerschaften nehmen Moos und dergleichen zum Dichten der Nähte. Bei den Griechen war jedoch schon zu Themistokles' Zeiten das Werg für diese Zwecke in Gebrauch, das sich am besten dazu eignet und jetzt allgemein verwendet wird. Die Wiederholung des Kalfaterns hängt von den Umständen ab, unter denen das Schiff seine Fahrten macht. Erleidet es häufige extreme Klimawechsel oder schwere Stürme, in denen es schwer arbeitet, so muß es öfters kalfatert werden. Unter gewöhnlichen Verhältnissen ist bei seegehenden Schiffen das allgemeine Kalfatern alle 6—9 Monate erforderlich. (*R. Werner.*)

Kali, s. Kalium.

KALI (medicinisch), das Oxyd des Kalium, findet allein, namentlich aber in seinen Salzen in der Medicin eine sehr ausgedehnte Verwendung, und zwar sowol zum innerlichen wie zum äußerlichen Gebrauche. Wir müssen wegen des Genauern auf die Handbücher der Arzneimittellehre (von Roßbach und Rothnagel, Binz u. A.) verweisen und uns hier darauf beschränken, die Präparate namhaft zu machen, welche hauptsächlich benutzt werden.

Zum innerlichen Gebrauche dienen, und zwar als auflösende, die Thätigkeit der Schleimhäute, des Darmkanals, der Nieren, beziehungsweise auch der Haut befördernde Mittel, das kohlensaure, essigsaure, schwefelsaure, weinsaure Kali, während bei dem gleichfalls vielfach verwendeten salpetersauren Kali (Nitrum, Salpeter) die eigentliche Wirkung des Kali auf das Herz mehr hervortritt, sodaß dasselbe in größeren Gaben und anhaltend verabreicht eine giftige Wirkung auszuüben vermag. Das letztere gilt gleichfalls von dem als fäulnißwidriges Mittel vielfach — namentlich gegen Diphtherie — empfohlenen chlorsauren Kali, welches eine Dissolution der Blutkörperchen herbeizuführen im Stande ist. Das arsenigsaure Kali (besonders in der Fowler'schen Lösung angewendet) hat dieselbe Wirkung wie die arsenige Säure selbst. Hydrobromsaures Kali (Chromkalium) wird vorzüglich gegen nervöse Erregtheit, gegen Krampfzustände, sowie auch als Schlafmittel angewendet, während das hydrojodsaure Kali (Jodkalium) als die Aufsaugung in hohem Grade steigerndes und gegen manche Dyskrasien (Syphilis, Scrofulose) eine specifische Wirkung entfaltendes Mittel geschätzt ist.

Zum äußerlichen Gebrauche dienen als Aetzmittel das reine Kalihydrat (Aetzkali) in festem Zustande, sowie das doppelt chromsaure Kali in der Lösung. Als desinficirende Mittel kommen, namentlich auch in der Form des Gurgelwassers, zur Verwendung das chlorsaure und das übermangansaure Kali, während behufs einer Hautreizung, beziehungsweise gegen Hautkrankheiten, das kohlensaure und das hydrothionsaure Kali (Schwefelkalium) in Fuß- oder allgemeinen Bädern, sowie in Waschungen benutzt werden. Als die Aufsaugung beförderndes Mittel findet das Jodkalium auch äußerlich sehr ausgedehnte Verwendung. (*Alfr. Krug.*)

KALIBASSEN stammt von dem ungarischen Worte Kaliba, welches so viel wie Hütte bedeutet; so werden in Siebenbürgen diejenigen Rumänen genannt, die in den Alpen als Hirten in solchen Hütten wohnen;

sie sind also durchaus kein besonderer, etwa später eingewanderter Volksstamm, wie man irrthümlich wähnt.

(*J. Hunfalvy.*)

KALIBER, der Durchmesser einer cylindrisch ausgebohrten Röhre, ist der Ausdruck namentlich für den Durchmesser der Seele der Feuerwaffen und in weiterer Folge auch für den Durchmesser der zugehörigen Geschosse im Gebrauch, sodaß man sowol von dem Rohr- oder Lauf-Kaliber als auch von dem Geschoß-Kaliber spricht. Beide sind für dieselbe Feuerwaffe keineswegs identisch. Bei den glatten Geschützen und Gewehren muß zwischen Seelenwand und Geschoßoberfläche ein Spielraum bleiben, damit ein Einladen der Kugel in die Rohr- oder Laufseele überhaupt möglich ist, und auch bei den von der Mündung aus zu ladenden gezogenen Geschützen und Gewehren ist ein solcher zu gleichem Zwecke erforderlich, während bei den Hinterladern der Spielraum entweder ganz fortfallen kann oder doch auf eine minimale Größe beschränkt werden darf.

Die Größe des Kalibers wird durch die Gebrauchszwecke der Feuerwaffe bedingt. Die kleinen Feuerwaffen müssen von einem Manne getragen, geladen und abgefeuert werden können, daher ein geringes Gesammtgewicht besitzen, andererseits sollen ihre Geschosse auf bestimmten Entfernungen die Kraft besitzen, Menschen und Pferde kampfunfähig zu machen. Durch diese beiden Bedingungen wird ihr Kaliber in enge Grenzen eingeschlossen. Die großen Feuerwaffen dagegen haben sehr verschiedene Aufgaben zu erfüllen, denn sie sollen im Feldkriege nicht nur Menschen und Pferde außer Gefecht setzen, sondern auch leichtere Deckungen zerstören und zwar beides auf größere Entfernungen, als sie für die kleinen Feuerwaffen erreichbar sind; demnächst sollen sie aber auch im Festungskriege stärkere Erdwerke und Mauern, in neuerer Zeit sogar Panzerungen, wirkungsvoll beschießen, während man von den Marinegeschützen ein Zertrümmern oder ein Durchbohren der starken Eisenpanzer der modernen Kriegsschiffe fordert. Daher findet man bei den Gewehren seit ihrer Benutzung für Kriegszwecke eine viel größere Uebereinstimmung in dem Kaliber als bei den Geschützen. Nur in der ersten Zeit ihres Gebrauches variirt auch bei den kleinen Feuerwaffen das Kaliber und zwar so lange, als man zu denselben noch Gewehre zählte, die zu ihrem Abfeuern auf eine Gabel gelegt werden mußten. Damals gab es Handwaffen, welche Kugeln von 16 Loth (etwa 234 Gramm) Blei schossen, neben solchen, welche nur zweilöthige (etwa 30 Gramm) Kugeln verfeuerten, und dazwischen vielfache Zwischenkaliber. Doch schon vor Beginn des 16. Jahrhunderts wurden die zweilöthigen Handbüchsen oder halben Haken für die Truppen im Feldkriege Norm, wogegen die vierlöthigen ganzen Haken und die achtlöthigen Doppelhaken lediglich bei der Vertheidigung der Städte und festen Schlösser in Verwendung kamen. Die durch die ausgedehntere Benutzung der Feuerwaffen hervorgerufene Vermehrung und Verstärkung der Schutzwaffen, die Ausbildung der Harnischtracht rief das Streben nach Vergrößerung der Wirkung der Gewehre und damit wiederum eine Steigerung des Kalibers hervor, sodaß Herzog Alba in der spanischen Armee die vierlöthigen Musketen einführte und sein Beispiel in den meisten Heeren Nachahmung fand, trotzdem diese Musketen wiederum zu ihrem Abfeuern einer Gabel bedurften. Der Kampf der Schutz- gegen die Feuerwaffen wurde endlich aufgegeben, da man zu der Ueberzeugung gelangte, daß kein Panzer, kein Harnisch einen vollkommenen Schutz gegen die Wirkung der verbesserten Gewehre leisten könne und jede Rüstung den Träger nur unbeholfen und unbeweglich mache; infolge davon verschwanden die Schutzwaffen und demgemäß auch die Gewehre großen Kalibers nach und nach, worauf sich in den meisten Armeen ein dem zweilöthigen nahestehendes Kaliber (18—20 Kugeln auf ein Pfund Blei), welches einen Durchmesser der Laufseele von 17—18 Millimeter bedingt, als einziges Gewehrkaliber einbürgerte. Dieses blieb bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts mit verhältnißmäßig nur geringen Abweichungen bestehen, erlitt dann aber eine successive Verminderung, hervorgerufen durch die Einführung gezogener Gewehre mit Langgeschossen, welche letztere, den Rundkugeln gegenüber, eine größere Schwere besaßen und deshalb bei dem bisherigen Kaliber eine Verminderung der vom Manne getragenen Taschenmunition erheischten, wenn derselbe nicht übermäßig belastet werden sollte. Dabei lehrte die Erfahrung, daß man das Kaliber der Gewehre verringern könne, ohne an der außer Gefecht setzenden Kraft der Geschosse einzubüßen, und daß die Verkleinerung des Kalibers sogar ein Mittel gewähre, die ballistischen Leistungen der Waffen durch eine größere Rasanz der Flugbahnen ihrer Geschosse zu verbessern. Die Schweiz ging in dieser Beziehung durch Annahme des Laufkalibers von 10,5 Millimeter allen übrigen Staaten voran, ihr folgten nach und nach die sämmtlichen Armeen, bei denen das Kaliber von 10—11 Millimeter in neuerer Zeit normal geworden ist. In der Uebergangszeit, die noch jetzt bei den vorhandenen großen Vorräthen von Gewehren nicht völlig überwunden ist, nannte man das Kaliber von 10—11 Millimeter das kleine, während man das Kaliber von 13—15 Millimeter als das mittlere und das Kaliber von 17—18 Millimeter als das große bezeichnete. Versuche haben das Kaliber von 10 Millimeter als ein minimales erkennen lassen, denn bei Gewehren mit einem geringeren Laufdurchmesser genügt die Percussionskraft der Geschosse nicht mehr, um lebende Wesen außer Gefecht zu setzen; ein Beispiel hierfür liefert das Gewehr der Cent-gardes Napoleon's III., das nur 9 Millimeter Kaliber hatte und geringe ballistische Leistungen aufwies, freilich auch nur die Waffe einer Palasttruppe bildete.

Der verhältnißmäßigen Uebereinstimmung der Gewehrkaliber steht eine ungemein große Mannichfaltigkeit der Geschützkaliber gegenüber. Die zuerst gefertigten Bombarden hatten fast ausschließlich ein bedeutendes Kaliber, weil sie an Stelle der früheren Sturmböcke und Widder zur Breschlegung von Mauern Verwendung fanden und mit ihren Steinkugeln durch die Masse das ersetzen

mußten, was ihnen bei dem mangelhaften Pulver an Kraft gebrach. Erst als eiserne Kugeln in Gebrauch kamen und das Schießpulver verbessert worden, wurde eine Verringerung des Kalibers zulässig, wenn auch der Gedanke an die ursprüngliche einzige Aufgabe der Geschütze, Bresche zu legen, die Vorliebe für übermäßige Kaliber wach erhielt. Als Repräsentanten dieser Neigung können die Zarj Puschka im Kreml zu Moskau zu 91,5 Centimeter und die Tolle Grete in den Niederlanden zu 64 Centimeter Kaliber gelten. Mit der Verminderung des Kalibers beginnt aber auch die höchste Mannichfaltigkeit desselben; jedes Geschütz wird ein Individuum für sich und man findet für die Bezeichnung des Kalibers, das bei den Kanonen nach dem Gewicht der eisernen Vollkugel stattfindet, fast alle Zahlen des natürlichen Zahlensystems von 1—120 im Gebrauch. In dieses Chaos von Geschützen, denen man die Namen von Vierfüßlern, Vögeln, Schlangen u. s. w. beilegte, wurde wiederholt versucht, Ordnung und System zu bringen, so namentlich in Frankreich durch das Edict von Blois 1572, welches die Kanonenkaliber auf 7, das 42-, 33-, 16-, 8-, 4-, $1^1/_2$- und $^1/_2$-pfündige, festsetzte, ferner durch das Vallière'sche System 1732, welches nur das 24-, 16-, 12-, 8- und 4-pfündige Kaliber normirte. In anderen Staaten beschränkte man sich auf das 24-, 12-, 6- und 3-pfündige Kanonenkaliber. Die Vallière'schen wie die letztgenannten Kaliber sind bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts die maßgebenden für die Kanonen geblieben, wobei die 24- und 16-pfündigen ausschließlich im Festungskriege Anwendung fanden, während die übrigen Kanonenkaliber auch im Feldkriege gebraucht wurden. — Während man die Kanonen nach dem Gewicht ihrer eisernen Vollkugel bezeichnete, behielt man für die Haubitzen und Mörser die Benennung nach dem Gewicht der früher aus ihnen verfeuerten steinernen Vollkugel bei, auch nachdem man dieselbe bei ihnen längst durch eine eiserne Hohlkugel ersetzt hatte, deren Schwere mehr als das Doppelte der gleichkalibrigen Massivkugel von Stein beträgt. Von Haubitzen führten die verschiedenen Mächte 7-, 10- und 25-pfündige, zuletzt auch 50-pfündige, von Mörsern 7-, 10-, 25-, 50- und 75-pfündige; zu letzteren trat noch der zum Werfen von Steinen bestimmte 140-pfündige Steinmörser von 15 Zoll Seelenweite. Die von Oberst Paixhans construirten Bombenkanonen, welche eine Granatwirkung gegen Kriegsschiffe ergaben und wesentlich die Panzerung derselben hervorgerufen haben, waren von 25- und 50-pfündigem Kaliber (Steingewicht). Neben den genannten Kalibern traten in der Marine, namentlich bei den Carronaden, verschiedene andere auf und auch im Landkriege wurden zuweilen abnorme Kaliber verwendet, so bei der Belagerung von Antwerpen 1832 ein Riesenmörser von 60 Centimeter Mündungsweite; der während des Krimkrieges vom Volkswitz „Palmerstons folly" getaufte Mörser von 90 Centimeter Mündungsweite kam nicht zur kriegerischen Anwendung, da er bereits bei den Versuchen sprang.

Als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die gezogenen an die Stelle der glatten Geschütze zu treten begannen, behielt man anfänglich sowol die Seelendurchmesser wie auch die Bezeichnungen der letzteren bei, ging aber bald zu Aenderungen in beiden Richtungen über. Einestheils trat eine Kaliberverminderung ein, da die Langgeschosse mit ihrer größeren Durchschlagskraft dies herbeiführten, andererseits ging man großentheils von der Bezeichnung durch das Gewicht der eisernen Rundkugel ab und nahm dafür meist die Bezeichnung des Durchmessers der gezogenen Seele von Feld zu Feld an, weil das Gewicht der Langgranate das der gleichkalibrigen Vollkugel um das Zwei- bis Dreifache übertraf. Nur die englische Artillerie hat das wirkliche Gewicht der Langgranaten in Pfunden zur Kaliberbezeichnung angenommen, während die französische Artillerie anfänglich eben dieses Gewicht, in Kilogrammen ausgedrückt, adoptirte (canon de 7, d. h. ein Geschütz, dessen Langgeschoß nahezu 7 Kilogramm wiegt) und die russische Artillerie theilweise die alte Bezeichnung nach dem Pfundgewicht der Rundkugeln beibehielt. Diese Verschiedenheit in der Bezeichnungsweise bewirkt es, daß das deutsche Kanon von 8 Centimeter, der russische 4-Pfünder und der englische 9-Pfünder in ihrem Kaliber wenig voneinander variiren. Die Feldartillerie hat ein Geschütz von so großer Seelenweite wie der frühere 12-Pfünder nicht mehr, dagegen hat die Festungs- und Belagerungsartillerie die früheren Seelenweiten ihrer 12- und 24-Pfünder in den 12- und 15-Centimeter-Geschützen beibehalten, während die Marine- und Küstenartillerie den Kampf mit dem Eisenpanzer der Kriegsschiffe aufgenommen hat und infolge davon von Kalibersteigerung zu Kalibersteigerung fortgeschritten ist. Die englische Artillerie, welche die schwersten Geschütze nach dem Rohrgewicht benennt, hat in ihrem 38-Tons-Geschütz ein Kaliber von 31,73 Centimeter, in ihrem 81-Tons-Geschütz ein solches von 38,1 Centimeter, in ihrem 200-Tons-Geschütz ein solches von 50,8 Centimeter; das italienische 100-Tons-Geschütz besitzt ein Kaliber von 43,2 Centimeter. Die deutsche Küsten- und Marineartillerie führt Geschütze von 17, 21, 24, 26, 28 und 30,5 Centimeter Kaliber; der Krupp'sche 1000-Pfünder hat 36 Centimeter Kaliber. In der letzten Zeit hat sich eine Reaction gegen die Kalibersteigerung geltend gemacht, wie sich auch vielfach Stimmen gegen die weitere Verstärkung der Schiffspanzer erhoben haben. Wahrscheinlich folgt dem Stillstande ein Rückschritt in Form einer Kaliber- und Panzerverminderung. *(v. Löbell.)*

KALIBERMASSSTAB ist ein Instrument zum Messen des Bohrungsdurchmessers der Geschützröhre zunächst der Mündung, das meist aus einem messingnen Lineal mit Maßeintheilung besteht, welches an dem einen Ende einen feststehenden und außerdem einen verschiebbaren stählernen Fuß besitzt. Der Kasten, welcher den verschiebbaren Fuß trägt, enthält eine Noniuseintheilung, die gestattet, 0,05 Millimeter abzulesen. *(v. Löbell.)*

KĀLIDĀSA, der berühmteste Kunstdichter Indiens und einer der größten Dichter aller Völker und Zeiten überhaupt, ist dem europäischen Publikum seit dem

Erblühen der Sanskritstudien seinen Hauptwerken nach wohlbekannt. Ueber seine Zeit, Heimat und Lebensumstände schwebt freilich noch immer ein Dunkel, wenn auch die Ansichten hierüber seit mehreren Jahren einigermaßen geklärt sind. Anfangs versetzte man ihn, wie alles, was aus Indien kam, in das graue Alterthum, dann verwies man ihn einer ihrem Ursprunge nach sehr zweifelhaften und ihrem Inhalte nach zum Theil ganz misverstandenen Tradition zufolge, welche Kalidasa mit acht andern Gelehrten oder Dichtern zusammen die neun Edelsteine am Hofe des Vikrama bilden läßt, in das letzte Jahrhundert v. Chr. und zwar nach Udschajini an den Hof des Königs Vikramaditja von Malava, dessen Aera mit dem Jahre 56 beginnt. Spätere Untersuchungen wiesen nach, daß diese Datirung nicht nur unbegründet, sondern auch unmöglich ist, und die indische Philologie schwankte nun lange für die Epoche des Kalidasa in einem Zeitraume herum, welcher die letzten Jahrhunderte v. Chr. und das ganze erste Jahrtausend n. Chr. umfaßte. Endlich ist man dahin gelangt, auf Grund astrologischer Data, die sich in den Werken des Dichters finden, als früheste Grenze für dessen Zeit das Jahr 350 n. Chr. anzusetzen; als späteste gilt mit großer Wahrscheinlichkeit die Mitte des 8. Jahrh. Innerhalb dieses Zeitabschnitts ist es noch nicht gelungen, den Dichter einer bestimmten Epoche zuzuweisen. (S. über diese Chronologie und die einschlägige Literatur Weber, Indische Literaturgeschichte, 2. Aufl., S. 217 fg.)

Unter dem Namen des Kalidasa ist nun eine Menge von verschiedenartigen Werken der Sanskritliteratur auf uns gekommen, ein Umstand, der sich nur so erklären läßt, daß es entweder wirklich mehrere Dichter dieses Namens gab, oder daß mancher denselben geradezu als seinen Dichternamen anlegte, um sich dadurch ein größeres Ansehen zu geben. Unmöglich können alle jene Arbeiten, von denen einige deutlich den Epigonenstempel aufgedrückt tragen, von Einem Dichter herrühren, und die europäische Kritik ist denn auch ziemlich einstimmig darin, dem großen Kalidasa nur sechs von jenen Werken zuzuerkennen, nämlich die drei Dramen: Abhijnânaçakuntala, Vikramorvaçi und Mâlavikâgnimitra, und die drei Mahâkâvya's (großen Gedichte): Raghuvamça, Kumârasambhava und Meghadûta.

Unter den drei Dramen ist das bei weitem beste und bekannteste das Abhijnânaçakuntala, die Ring-Sakuntala. Den Stoff des Stückes bildet eine Sage aus dem Mahabharata. König Duschmanta aus dem Geschlechte der Puru sieht auf einer Jagd in dem Büßerhaine des Kanva die diesem zur Pflege anvertraute Sakuntala, die Tochter einer Himmelsnymphe oder Apsaras, und benutzt die Abwesenheit des Büßers dazu, ein Liebesverhältniß mit der Pflegetochter desselben einzugehen, der er bei seiner Abreise einen Ring an den Finger steckt, bei dessen Anblick er sie als seine Gemahlin anerkennen wolle, wenn er sie nach einiger Zeit in seinen Harem abholen ließe. Bald kehrt auch Kanva zurück und billigt das inzwischen nicht ohne Frucht gebliebene Verhältniß. Sakuntala soll nun ihrem Gemahl zugeführt werden, vergißt aber, während sie an diesen denkt, einem Gastfreundschaft begehrenden Büßer die schuldige Ehrfurcht zu bezeigen, weshalb sie von diesem verflucht wird. Nach einem rührenden Abschied von dem Büßerhain wird sie in die Residenz zum Könige geführt; dieser aber erkennt sie nicht, weil sie den Ring nicht vorzeigen kann, der ihr bei einer Andachtsübung ins Wasser gefallen. Der König verstößt sie in seiner Verblendung, aber eine Apsaras erbarmt sich ihrer und entführt sie nach der Einsiedelei des heiligen Maritscha, wo sie einen Knaben zur Welt bringt. Mittlerweile ist der König beim Anblick des Ringes, den ein Fischer im Bauche eines Fisches gefunden und an den Hof gebracht hat, wieder zur Besinnung gekommen und empfindet die tiefste Reue über das an seiner Gemahlin begangene Unrecht. Da erhält er einen Auftrag von Indra, die Dämonen zu bekämpfen, entledigt sich desselben zur Zufriedenheit des Gottes, wird von diesem in seinem Himmel hoch geehrt und vom Wagenlenker Indra's bei seiner Herabkunft auf die Erde ebenfalls in den Hain des Maritscha geführt, wo er Sakuntala mit ihrem Knaben wiederfindet und sich für immer mit ihr vereint. — In dieser Weise hat der Dichter den Stoff, der sich im Epos in viel einfacherer Gestalt zeigt, zu einem Drama verarbeitet, welches zwar den Anforderungen, die wir an ein solches zu stellen gewohnt sind, vielfach widerspricht (namentlich ist die durch keine wirkliche Schuld motivirte Verstoßung der Heldin infolge einer psychologisch ganz unerklärlichen Gedächtnißschwäche des Königs ein unerträgliches Moment), im Einzelnen aber eine poetische Pracht entfaltet, wie wir sie nur in den Werken gottbegnadeter Dichter finden. Namentlich ist das Erwachen der Liebe bei Held und Heldin im ersten Act, sowie der Abschied der letzteren von dem Büßerhain im vierten Act (der bereits den indischen Erklärern als die Perle des Ganzen galt) mit unübertrefflicher Zartheit geschildert worden. Unser Drama hat denn auch stets sowol in Indien wie in Europa warme Anerkennung gefunden und gehört zu den Sanskritwerken, welche zuerst bei uns heimisch wurden, und zwar zu einer Zeit, wo in Deutschland die Heroen unserer classischen Literaturperiode, darunter namentlich Goethe und Herder, deren Urtheil dann auch für die folgenden Geschlechter maßgebend geworden ist, es schätzen und genießen konnten. Schon 1789 hatte nämlich Sir William Jones zu Calcutta eine englische Uebersetzung erscheinen lassen, welche wiederum von Forster (1791) und Herder (1813) ins Deutsche übertragen wurde. Die erste europäische Ausgabe war die von Chézy (Paris 1830), auf welcher die Uebersetzung von Hirzel (1833) beruht. Eine neue Ausgabe (sanskrit und deutsch) erschien 1842 von Böhtlingk; an diese schlossen sich die Uebersetzungen von Meyer (1852) und Lobedanz (1854; 6. Aufl. 1878) an. Freiere, zum Theil für die Bühne bestimmte Bearbeitungen gibt es von Höppl (1854), Wolzogen (1869) und Donsdorf (1876); im Jahre 1867 erschien auch eine Uebersetzung von Rückert (aus dessen Nachlaß), welche jedoch allgemein für wenig gelungen gilt. Spätere Ausgaben sind die von Burk-

hard (1872) und die von Pischel (1877); letztere ist verdeutscht von L. Fritze (1877). Außerdem gibt es englische und indische Ausgaben in Menge und Uebersetzungen in fast sämmtliche Sprachen Europas. Die wortgetreuesten Versionen sind die von Böhtlingk und Fritze; beide sind zugleich instructiv für die Recensionsfrage, über die wir mit einigen Zeilen orientiren müssen. Die Handschriften der Sakuntala, welche den ersten europäischen Bearbeitungen zu Grunde liegen, sind nämlich im bengalischen Alphabet geschrieben und enthalten einen längeren Text als die später von Böhtlingk zu seiner Ausgabe benutzten, welche in Devanagarischrift vorliegen. Letzterer glaubte nun in der kürzeren, der Devanagari-Recension, die ursprüngliche und schönere Fassung des Dramas zu erkennen, und diese Ansicht wurde fast ausnahmslos von den Indianisten getheilt, bis Richard Pischel im J. 1870 in seiner Arbeit De Çakuntali recensionibus wiederum auf die bengalische Recension zurückging, die er dann in seiner sehr sorgfältigen Ausgabe wieder zu Ehren zu bringen suchte. Pischel nimmt sogar vier Recensionen an, nämlich außer den beiden schon genannten noch eine südindische und eine gemischte; von allen soll die bengalische den ursprünglichsten Text enthalten, der dann mannichfaltige Entstellungen, namentlich aber Verkürzungen erlitten habe. Pischel ist mit dieser Ansicht nicht durchgedrungen; nach wie vor wird von der Mehrzahl der Sanskritphilologen die kürzere Fassung für die echte gehalten, die dann Erweiterungen erfahren hat. Eine neuerdings von Bollensen (Nachr. der Königl. Gesellsch. der Wissensch. zu Göttingen 1880, Nr. 11) aufgestellte Hypothese, daß die längere Recension das Lese-, die kürzere das Spieldrama enthalte, ist wol als verunglückt zu betrachten. — Das zweite Drama Kalidasa's, Vikramorvaçi d. h. Urvasi, der Preis der Tapferkeit, behandelt einen mythologischen Stoff, dessen Anfänge bis in die Zeit der vedischen Hymnendichtung zurückreichen. König Pururavas entbrennt in Liebe zu der Apsaras Urvasi, die er in einem Kampfe gegen die Dämonen beschützt hat. Es wird ihr gestattet bei ihm zu leben, bis er Nachkommenschaft von ihr erhalten. Bald nach ihrer Verheirathung wird Urvasi jedoch infolge eines alten Fluchs des weisen Bharata, des Theaterregisseurs in Indra's Himmel, dessen Unwillen sie sich durch einen Gedächtnißfehler bei einer dramatischen Aufführung vor den Göttern zugezogen, in eine Schlingpflanze verwandelt und von dem vor Schmerz wahnsinnig gewordenen König erst nach langem vergeblichem Suchen im Walde wiedergefunden, wobei sie denn auch ihre natürliche Gestalt zurückerhält. Von Indra wird dem Pururavas zuletzt auch nach der Geburt eines Sohnes als Gegengabe für die dem Gotte im Kampfe gegen die Dämonen zu leistenden Dienste ein beständiges Zusammenleben mit Urvasi gestattet. Auch dieses Drama enthält große Schönheiten, obwol es der Sakuntala nicht gleichkommt; herausgegeben von Lenz (1833) mit lateinischer, von Bollensen (1846, die kritische Hauptausgabe) mit deutscher Uebersetzung; poetische Bearbeitungen erschienen von Höfer (1837), Hirzel (1838) und Lobedanz (1861; 2. Aufl. 1873), ferner eine vortreffliche wortgetreue Uebersetzung von L. Fritze (1881). Wie die Sakuntala, liegt auch die Urvasi in einer längeren und einer kürzeren Gestalt vor, welche letztere hier aber in den südindischen Handschriften erscheint (herausgegeben von Pischel, Monatsber. der königl. Akad. der Wissensch. zu Berlin, Juli 1875). Wir sind geneigt, auch hier die kürzere Fassung für die ursprüngliche zu halten und die vielen im Volksdialekt abgefaßten Strophen des vierten Acts für eine späte und zwar geschmacklose Zuthat zu erklären. — Das Mâlavikâgnimitra ist ein Intriguenlustspiel mit historischem Hintergrunde. Der Held desselben ist König Agnimitra (Sohn des Puschpamitra aus der Sungadynastie), welcher die ihm zur Gattin bestimmte Prinzessin Malavika erst nach mancherlei Abenteuern und Hindernissen, die ihr zuerst auf der Reise aus dem väterlichen Reiche an den Hof des Königs, dann aber besonders durch Kabalen der übrigen Frauen desselben bereitet werden, heirathen darf. Die Ueberlieferung dieses Stücks ist eine mehr einheitliche, und deshalb auch die Recensionsfrage für dasselbe nicht vorhanden. Es ist herausgegeben von Tullberg (1840), übersetzt und erklärt von Weber (1856), dann wiederum mit großem kritischem Apparat herausgegeben von Bollensen (1879). An Romantik und Pathos steht es den beiden andern Dramen Kalidasa's weit nach, hält sich dafür aber auch von Ueberschwänglichkeiten freier und liegt in vielen Dingen dem europäischen Geschmack näher als jene.

Von den epischen Gedichten des Kalidasa behandelt der Raghuvamça in 19 Gesängen die sagenhafte Geschichte des Raghugeschlechts und hat darum einen Theil seines Inhalts mit dem Ramayana gemein. Das Gedicht ermangelt seiner ganzen Anlage nach eines einheitlichen Charakters und wir haben seine Schönheiten deshalb mehr in den Details sowie in der besonders edeln und classischen Sprache zu suchen. Es ist 1832 von Stenzler mit einer lateinischen Uebersetzung edirt worden. — Ganz und gar mythischen Inhalts ist der Kumârasambhava (die Geburt des Kriegsgottes). Er handelt von der durch die Götter, welche von dem Dämon Taraka bedroht werden, zum Behuf der Erzeugung eines Helden zur Bekämpfung desselben herbeigeführten Vermählung des Siva mit der Parvati, aus welcher der Kriegsgott hervorgeht, der zuletzt den Taraka überwältigt. Von diesem Epos waren bis vor kurzem nur 7 Gesänge bekannt, welche bis zur Vermählung der beiden Gottheiten reichen (ebenfalls von Stenzler 1838 mit lat. Uebersetzung herausgegeben); vor einigen Jahren sind noch 10 andere Gesänge, welche den Stoff zu Ende führen, dazugekommen und mehrfach in Indien edirt worden. Unserem Geschmacke wird auch dieses Gedicht nur in Einzelheiten gerecht. Ein deutscher Uebersetzer, welcher sich entschließen könnte, sich auf diese zu beschränken und die mannichfachen Ueberschwenglichkeiten über Bord zu werfen, würde auch vielleicht für diese im ganzen noch weniger bekannten Kunstepen ein dankbares Publikum finden. — Zu den in Europa längst heimischen und geschätzten Gedichten der Sanskritliteratur gehört dagegen der episch-lyrische Meghadûta (Wolkenbote), welcher bereits die Anerkennung Goethe's gefunden hat. In diesem

Gedicht sendet ein Verbannter Jakscha (eine Art Halbgott) eine Wolke mit einer Liebesbotschaft zu seiner fernen Gattin; der erste Theil gibt hochpoetische, zuweilen auch recht plastische Schilderungen von den Gegenden, über welche die Wolke hinzueilen hat; der zweite schildert in tief empfundenen, allerdings mitunter etwas schwülstigen Versen den Liebesgram der Verlassenen. Es dürfte kaum ein indisches Gedicht geben, welches als Ganzes dem europäischen Geschmack so sehr entspricht wie der Meghadûta. Kritische Ausgaben gibt es von Gildemeister (1840) und Stenzler (1874), eine deutsche prosaische Uebersetzung mit vortrefflichem Commentar von Schütz (1859), poetische Uebersetzungen von Max Müller (1847) und L. Fritze (1879).

Das sind die Werke, welche die Kritik mehr oder minder einstimmig dem großen Kalidasa zuerkennt. Das Drama Mâlavikâgnimitra wurde zwar von Wilson in seinem Theatre of the Hindoos dem Verfasser der Sakuntala und Urvasi abgesprochen; seit dem Vorgange Weber's aber (in seiner Uebersetzung jenes Dramas) haben sich die Forscher wol einmüthig wieder zur Autorschaft des Kalidasa bekannt. Außerdem wurde die Echtheit des zweiten Theiles des Kumârasambhava gleich bei seinem Erscheinen stark in Zweifel gezogen. Dieser Streit ist namentlich von indischen Gelehrten geführt worden (s. Pandit, Bd. I und Weber, Zeitschr. der Deutsch-morgenl. Gesellsch. XXVII, Seite 174 fg.); wahrscheinlich sind in der That nur die ersten 8 Gesänge echt. Was sonst noch den Namen Kalidasa trägt, scheint andern Dichtern anzugehören. Der Ritusamhâra, eine Schilderung der 6 Jahreszeiten (herausgegeben von Bohlen 1840) zeigt zwar in der Diction vielfache Uebereinstimmung mit den Werken Kalidasa's, doch kann diese auch als bloße Nachahmung erklärt werden, und man hat sich mit Recht geweigert, dieses etwas schwächliche, wenn auch sonst recht lesenswerthe Gedicht dem Verfasser der Sakuntala zuzuschreiben. Der sehr gekünstelte Nalodaya (herausgegeben von Benary 1830) wird wol kaum von einem Indianisten für etwas anderes als für ein Epigonenwerk sehr späten Ursprungs gehalten. Auch das metrische Compendium Çrutabodha führt wahrscheinlich den Namen Kalidasa mit Unrecht; wenigstens enthält es nichts, was ihm den Anspruch verleihen könnte, für das Werk eines großen Dichters zu gelten.

Die Größe unseres Kalidasa liegt vor allem in der Tiefe und Zartheit der Empfindung, wie sie sich namentlich in den beiden ernsten Dramen und im Meghadûta ausspricht, sowie in einem gewissen Sinne für das Einfache und Natürliche, der ihn verhältnißmäßig selten die Grenzen des Geschmacks überschreiten und dem allgemeinen Fehler der indischen Kunstdichter, der Maßlosigkeit, anheimfallen läßt, und den man trotz des stellenweise recht bemerklichen Raffinements im Gegensatze zu anderen Dichtern doch deutlich heraus fühlt; ferner in seiner meisterhaften Behandlung des Sanskrit, welche sich bei ihm mehr in einer knappen und gedrungenen Diction, als in den bei manchen Dichtern so sehr beliebten und von dem indischen Publikum im allgemeinen sehr geschätzten Spielereien und Künsteleien äußert. Vgl. zu seiner ästhetischen Würdigung Lassen, Ind. Alterthumskunde II, S. 1160; Félix Nève, Calidasa ou la poésie sanscrite dans les raffinements de sa culture (Paris 1864); Klein, Geschichte des Dramas IV, S. 228 fg. (*C. Cappeller.*)

KALI-JERW oder Kali-See, einer der kleinsten, aber gewiß merkwürdigsten Seen, ungefähr in der Mitte der zum liefländischen Gouvernement des europäischen Rußlands gehörigen Insel Oesel, im Kirchspiele Pyhaschen zwischen Karmel und Wolde. Er liegt hart an dem Gute Salle oder Kalimoisa auf einer ebenen Fläche, ist vollkommen rund und nur ungefähr 120 Fuß im Durchmesser, dennoch ging die Sage unter dem Landvolk, daß er unermeßlich tief sei und mit dem Meere in unterirdischer Verbindung stehe. Um den See herum befindet sich ein erhöhter Rand von ungefähr 15 Fuß Breite und dann folgt rings um denselben ein 20 Fuß hoher und 10 Fuß breiter, sehr schroffer Ringwall, dessen Abhänge an mehreren Stellen mit Gebüsch bedeckt sind. Ein einziger Weg führt vom Gutsgebäude auf die Höhe hinauf zu einem Platze, wo eine Laube errichtet ist und zwei große unbehauene Kalksteine aus der Erde hervorragen von derselben Art, aus welcher der Fels der ganzen Insel besteht. Solche Steine finden sich auch auf dem flachen Felde außerhalb der Umwallung zerstreut vor. Das Wasser des Sees ist vollkommen süß und klar; doch findet sich nirgends weder ein Abfluß noch eine sichtbare Quelle, wodurch der See gespeist wird. Ueber die Entstehung dieses Sees sind verschiedene Meinungen aufgestellt. Die Bauern der Umgegend halten ihn mit seiner umringenden Verschanzung für einen Festungsberg und in der That hat er seinem äußern Ansehen nach auch am meisten Aehnlichkeit mit den alten Festungsbergen der heidnischen Zeit an anderen Orten der Insel, namentlich bei Peude, Karmel, Wolde und Mohne. Die erste gedruckte Nachricht über diesen See gibt der Dr. med. Lucae aus Arensburg in seinem Beitrag zur ältesten Geschichte der Insel Oesel (Pernau 1827). Lucae sucht zu beweisen, daß die Insel Oesel durch eine Senkung der Ostsee allmählich aus dem Meere hervorgetreten sei, daß aber auch ein vulkanischer Ausbruch hier nicht unmöglich gewesen. Nach Kruse war der Kali-See ein heiliger alter Opferplatz, ähnlich dem Hertha-See auf der Insel Rügen. Bei der kreisrunden überall gleichförmigen Umwallung ist die künstliche Herstellung augenscheinlich. (*A. v. Wald.*)

KALIPPOS oder Kallippos (Calippus), aller Wahrscheinlichkeit nach aus Cyzikus stammend, gehört zu den bedeutenderen Vertretern der griechischen Astronomie aus der voralexandrinischen Zeit. Seine Lebenszeit ist nicht genau festzustellen, doch läßt sich aus dem Commentar des Simplicius zu Aristoteles „De coelo“ [1]) wenigstens so viel entnehmen, daß Kalippos in Athen

1) Man vergleiche die italienische Uebersetzung des Textes im II. Anhang zu Schiaparelli's trefflicher Monographie: Le sfere omocentriche di Eudosso, di Calippo e di Aristotele (Milano 1874), S. 52 fg.

mit dem größten Philosophen Griechenlands über gewisse astronomische Fragen in Berathung getreten ist. Auch aus den chronologischen Arbeiten des ersteren läßt sich, wie Böckh nachgewiesen hat[2]), ein sehr sicheres Datum für dessen Leben herleiten; man kann nämlich beweisen, daß die berühmte Lunisolarperiode, von welcher gleich nachher näher die Rede sein soll, mit Olymp. 112, III, also mit dem Jahre 330 v. Chr., ihren Anfang genommen habe. Kalipp mag sonach mit Fug kurzweg ein Zeitgenosse Alexander's des Großen genannt werden. Unsere Hauptquelle, der Commentar, berichtet weiter, daß jener seine Studien unter einem gewissen Polemarchos machte, der selbst wieder von dem ihm befreundeten Eudoros unterrichtet worden war, und daß er auch die oben erwähnte Reise nach Athen eben in Gesellschaft Polemarch's unternahm. Dies ist so ziemlich alles, was uns von den äußeren Lebensumständen des Mannes bekannt ist, welchen Schiaparelli für den bedeutendsten Astronomen seines Zeitalters erklären durfte.[3]) Glücklicherweise steht es mit unserer Kenntniß seiner wissenschaftlichen Leistungen etwas besser; dieselben sind einerseits mehr chronologischer, andererseits rein theoretisch-astronomischer Natur und müssen deshalb gesondert betrachtet werden.

Zur Zeit des Peloponnesischen Krieges hatte der Athener Meton die hellenische Zeitrechnung auf eine exacte Grundlage gestellt durch die Einführung der nach ihm benannten Periode, indem er 19 Sonnenjahre 235 Mondmonaten gleichsetzte. So verdienstlich diese Annäherung an die Wahrheit auch war, so lief doch ein kleiner Fehler mit unter, und dieser Fehler war im Laufe von gegen hundert Jahren so beträchtlich angewachsen, daß eine Neuregulirung des Kalenders platzgreifen mußte. Kalippos kürzte die Jahreslänge, von welcher Meton ausgegangen war, und die sich als zu groß erwiesen hatte, um ihren 76. Theil ab und ersetzte die Periode seines Vorgängers durch einen neuen Cyklus, der vier metonische Cyklen weniger einen Tag, also 27,759 Tage, umfaßte. Nun war nicht allein die Coincidenz mit dem Sonnenlaufe in viel genauerer Weise wiederhergestellt als früher, sondern auch mit der Mondbewegung stimmte der neue Sonnenkreis, der allgemein mit Kalipp's Namen bezeichnet zu werden pflegt, ungleich besser überein, denn dividirt man die obige Zahl von Tagen durch die Anzahl der einer solchen Periode entsprechenden Lunationen, d. h. durch 940, so erhält man für den synodischen Monat eine Länge von $29^d\,12^h\,44'\,25''$, und das ist nur um $22''$ zu viel. Die Genauigkeit, welche durch diese Anordnung erreicht wird, ist eine um so auffälligere, als sie einen streng mathematischen Charakter trägt, denn wollte man mit den Mitteln der Neuzeit das Verhältniß des synodischen Mondmonates zum tropischen Sonnenjahre durch möglichst kleine ganze Zahlen ausdrücken, so müßte man die Kettenbruchentwickelung

$$\frac{29,5306}{365,2422} = 1:12+|1:2+|1:1+|1:2+|1:1+|1:1+|1:17+\ldots$$

vornehmen und fände als sechsten Näherungswerth $\frac{19}{235}$ wie bei Meton. Da also dieser kluge Mann auf einem Wege, den wieder auffinden zu wollen ein vergebliches Bemühen sein würde, bereits die besten Zahlwerthe gefunden hatte, so durfte Kalippos von diesen nicht abgehen; um aber trotzdem seinen Reformgedanken zur Ausführung zu bringen, verfiel er auf das sinnreiche Mittel, in jedem vierten Cykel einen vollen Monat (von 30 Tagen) in einen leeren Monat (von 29 Tagen) zu verwandeln.[4])

Diese Kalippische Periode bürgerte sich in Griechenland sehr bald vollkommen ein, und selbst eine an sich ganz gerechtfertigte Verbesserung, welche Hipparchos (s. d. Artikel) an ihr anbringen wollte, konnte ihrer relativen Complicirtheit halber nicht gleichen Anklang finden, obgleich sie dazu gedient hätte, die absolute Uebereinstimmung der Zeitrechnung mit den himmlischen Erscheinungen herbeizuführen. Im Almagest des Ptolemäus werden vier Beobachtungen des Alexandriners Timocharis, drei eines ungenannten Astronomen und elf des Hipparch auf diesen Schaltcykel bezogen. Das Gerüste des von Geminus neu ausgearbeiteten Systems ist nach Böckh dem Kalippos entlehnt.[5]) Was die Details der neuen Jahreseinrichtung betrifft, so kann nach den tief eindringenden Untersuchungen Böckh's etwa das Folgende darüber ausgesagt werden.[6]) Kalipp ließ seine Periode höchst wahrscheinlich im J. 330 nach der Sommersonnenwende beginnen, und diese fiel auf den 27./28. Juni von Abend zu Abend. Das erste Jahr des ersten Cyklus lief vom 27./28. Juni 330 bis zum 26./27. Juni 329, das zweite bis zum 26./27. Juni 328, das dritte bis zum 26./27. Juni 327 und das vierte wieder bis zum 27./28. Juni 326. Die vier Jahreszeiten waren in dem athenischen Kalender des Meton und Euktemon so angesetzt gewesen, daß von der Sonnenwende zur Herbstgleiche 90, von da bis zur Winterwende 90, von da bis zur Frühlingsgleiche 92 und von da bis wieder zur Sonnenwende eine uns nicht genau bekannte Anzahl von Tagen gerechnet wurde[7]); Kalippos setzte die bezüglichen Zeitabschnitte auf 92, 89, 90 und 95 Tage fest. Es

---

2) Böckh, Ueber die vierjährigen Sonnenkreise der Alten, vorzüglich den Eudoxischen (Berlin 1863), S. 175. 3) Mehr Material bietet auch nicht *Cornewall Lewis*, Historical survey of the astronomy of the ancients (London 1862), welcher von allen Geschichtswerken am einläßlichsten mit Kalipp's Privatverhältnissen sich befaßt (S. 122, 163 fg.), jedoch offenbar aus keiner anderen Quelle schöpft, als dies unsere Darstellung thut.

4) Wolf, Geschichte der Astronomie (München 1877), S. 16. 5) Böckh, Sonnenkreise u. s. w. S. 40. 6) Böckh, der sich die Fixirung der Einzelbestimmungen in Kalipp's System besonders hat angelegen sein lassen, bezieht sich, abgesehen von den auch den älteren Schriftstellern zugänglich gewesenen Quellenwerken, hauptsächlich auf den unter dem Titel des Eudoxischen bekannten Papyrus, welchen Letronne und Brunet de Presle herausgegeben haben. In diesem Schriftstück, das die Ueberschrift *Εὐδόξου τέχνη* führt, wird auch des Kalippos Erwähnung gethan. Der berühmte berliner Philologe hat in seiner mehrfach citirten Schrift über die antiken Sonnencyklen jenem merkwürdigen Papyrus ein besonderes Kapitel gewidmet. 7) Vgl. hierzu Ideler, Handbuch der mathem. und techn. Chronologie (Berlin 1825), I, 353.

war in Griechenland damals üblich, die für die Kalenderrechnung wichtigen Daten in öffentlichen Gebäuden dem allgemeinen Gebrauche vor Augen zu stellen (Parapegmen). Auf den nämlichen Tafeln wurden dann gewöhnlich auch meteorologische Vorherverkündigungen und Regeln mitgetheilt, und auch von Kalippos werden solche „Episemasien“ [8]) ausdrücklich namhaft gemacht. [9])

Während die vorstehend geschilderte Seite von Kalipp's wissenschaftlicher Thätigkeit allseitiger Anerkennung sich zu erfreuen hatte, kann von seinen Versuchen, die theoretische Astronomie zu vervollkommnen, ein Gleiches nicht behauptet werden. Er schloß sich bei dieser Arbeit aufs engste an Eudoxos an, aus dessen Schule er ja, wie wir bereits oben sahen, recht eigentlich hervorgegangen war, und da uns die Geschichte der Sternkunde lehrt, daß das Eudoxische System zwei Jahrtausende hindurch völlig verkannt worden ist, so kann es uns nicht wundernehmen, daß es seinem die gleichen Bahnen betretenden Nachfolger nicht besser erging. Eudoxos ist der Begründer des Systems der homocentrischen Sphären, eines Systems, durch welches die verwickelten Phänomene der Planetenbewegung mit einer für die vorteleskopische Epoche nicht übertroffenen Schärfe dargestellt wurden, in welches einzudringen aber nur wenige sich die Mühe nahmen, bis endlich Schiaparelli (s. o.) den Schleier lüftete und die mathematische Schönheit der mechanisch freilich unhaltbaren Theorie ins Licht setzte. Montucla z. B. fertigt dieses System und zugleich dessen durch Kalippos bewirkten Ausbau mit den harten Worten ab [10]): „Hypothèse aussi absurde et aussi peu conforme aux phénomènes célestes. Aristote se prit d'une belle passion pour elle, de même que Calippe, l'auteur de la période Calippique, et un certain Polemarque.“ Um den wahren Werth dieses wie manches anderen Verdammungsurtheiles, das sich noch aufführen ließe, gebührend würdigen zu können, müssen wir uns zuvor mit den Hauptgrundsätzen der Eudoxischen Kosmologie bekannt machen.

Eudoxos nahm wie fast das gesammte Alterthum an, daß die Erde im Centrum der Welt stehe und zugleich den Mittelpunkt für eine große Anzahl concentrischer Sphären bilde. Jedem einzelnen Wandelstern waren mehrere solche Sphären — zwei bis vier — zugewiesen, deren jeder eine bestimmte Bewegungsform zukam. Da an jeder derselben auch der Planet selbst Antheil nahm, so wirkten auf denselben mehrere Bewegungsimpulse, infolge deren er eine mehr oder minder verwickelte sphärische Curve zu beschreiben genöthigt ward. Von Schiaparelli ist nun der Nachweis geführt worden, daß, wenn nur diese „Hippopeda“ — dies der technische Name besagter Curve — richtig verzeichnet war, durch ein solches Diagramm alle scheinbaren anomalen Erscheinungen des Planetenlaufes, wie Stillstände, Schleifenbildung, Rückläufigkeit, ganz gut erklärt werden konnten. Im Einzelnen war allerdings noch manches zu rectificiren übrig, und hier legte eben Kalippos die bessernde Hand an, vielleicht auf Veranlassung des Aristoteles. Dieser soll es nämlich gewesen sein, der in seinem Interesse für das Eudoxische Weltsystem den Ptolemarchos und Kalippos als besonders sachverständige Leute nach Athen berief, sodaß mithin die eingangs erwähnte Reise einer Art von astronomischem Congreß gegolten hätte. Wie dem nun auch sei, so viel geht aus den Anmerkungen des Simplicius, deren bezügliche Theile übrigens einem älteren Commentar des Sosigenes entnommen zu sein scheinen, deutlich hervor, daß Kalipp an dem Systeme seines Meisters mehrere Aenderungen vornahm, deren wichtigste im Folgenden angegeben sind. [11])

Saturn und Jupiter bedurften einer Revision nicht, dagegen wurde dem Mars noch eine weitere Sphäre beigegeben, um für gewisse von Eudoxos nicht berücksichtigte Fälle die rückläufige Bewegung zu ermöglichen. Tiefer einschneidend fielen die Modificationen bei Mond und Sonne aus. Jeder dieser beiden Himmelskörper ward mit zwei neuen Hülfssphären ausgestattet, welche sich aus dem Grunde als nöthig erwiesen, weil Eudoxos der Ungleichheit der Jahreszeiten nicht Rechnung getragen hatte. Hier erwiesen sich natürlich dem Kalippos seine Studien über die Zeitrechnung sehr förderlich. Auf diese Weise setzte sich das Planetensystem aus

$$4 + 4 + 5 + 5 + 5 + 5 + 5 = 33$$

Kugelschalen zusammen. Ueber die Art und Weise, wie Kalippos die Anzahl und die kinematische Bedeutung seiner subsidiären Sphären aufgefunden haben möge, sind selbstverständlich nur Vermuthungen möglich, indessen hat Schiaparelli, der sich wie nur wenige in den eigenartigen Geist der griechischen Geometer zu versenken vermocht hat, recht gefällige Hypothesen über den Entdeckungsgang der Eudoxischen Schule aufgestellt.

Wenn wir diese authentische Erklärung der Lehre von den homocentrischen Sphären uns aneignen, so gewinnen wir die Ueberzeugung, daß die ungünstige Kritik eines Montucla, Bailly und vieler anderer einzig und allein aus ungenügender Sachkenntniß hervorgegangen ist. Ein Mathematiker könnte gegen jene höchstens einwenden, daß sie allerdings bei der Erklärung der sogenannten ersten Ungleichheit versagt, womit die Alten den mit den Jahreszeiten wechselnden Durchmesser von Sonne und Mond bezeichneten. Die eigentliche Schuld an dem Miscredit der älteren Planetentheorie trägt jedoch kein anderer als Aristoteles. In seinem etwas übereilten Bestreben, die himmlischen Bewegungen nicht blos geometrisch, sondern auch mechanisch zu begreifen, glaubte er zwischen die 33 Kalippischen noch 32 weitere Sphären

8) Böckh, S. 226 fg. 9) Wir sind in unserer Schilderung der chronologischen Leistungen des Cyzikeners der Hauptsache nach Ideler's ausgezeichneter Schrift: Historische Untersuchungen über die astronomischen Beobachtungen der Alten (Berlin 1826) gefolgt, wo im II. Abschnitt reiche Belehrung über alle alten Cyklen zu holen ist. 10) Montucla, Histoire des mathématiques (Paris An VII), tome I, p. 183.

11) Vgl. Schiaparelli's Monographie S. 158 fg.; einen gedrängten Auszug aus ersterer enthält Jahrgang XI der Vierteljahrschrift der astronomischen Gesellschaft, S. 257 fg.

einschalten zu müssen, durch welche eine von den früheren Sphären etwa gegenseitig ausgeübte Störung vermieden werden sollte. Solchergestalt bildete sich allerdings ein allzu künstliches und verwickeltes Weltgebäude heraus, und die Sache ward dadurch nicht besser, daß spätere Astronomen, wie Alpetragius und Fracastor[12]), der in Vergessenheit gerathenen Lehre durch Zusätze von neuen Künsteleien wieder aufzuhelfen trachteten.

Unseren Kalippos vermag ein solcher Vorwurf nicht zu treffen. Wie in seiner Reform des griechischen Kalenderwesens als geschickter Astronom, so hat er sich in seiner unerlaßlichen Erweiterung der Sphärentheorie als gewandter Geometer bethätigt. Wir dürfen hoffen, daß ihm künftig seitens der Geschichtschreiber die so lange vorenthaltene Ehre zutheil werde. (*S. Günther.*)

KALIR (Elasar), Birabbi aus Kirjat-Sefer[1]), hervorragender Paitan (Hymnendichter), dessen synagogale Poesien den deutschen, französischen und italienischen Ritus beherrschen, wogegen sie im spanischen Ritus entweder nie Aufnahme gefunden hatten oder durch andere Dichtungen verdrängt worden sind.[2]) Ueber die Heimat Kalir's, über seine Lebenszeit und über die eigentliche Bedeutung der Namen Kalir und Kirjat-Sefer hat sich Entscheidendes noch nicht ermitteln lassen, obgleich seit mehr denn fünf Jahrzehnten, seit dem Erscheinen der epochemachenden Biographie Rapoport's (1829 בכורי העתים) gerade diesen Punkten die Aufmerksamkeit der namhaftesten Kenner der synagogalen Poesie gewidmet war.[3]) Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Palästina die Heimat Kalir's, und ist seine Blüte in den Anfang des 9. Jahrhunderts zu setzen. Daß aus den zahlreichen Compositionen des Dichters, die uns erhalten blieben, sich kein bestimmendes Argument für eine bestimmte Zeit hat gewinnen lassen, findet darin seine Begründung, daß sie fast nie zeitliche Gedanken und Empfindungen zum Ausdruck bringen, fast nie eine Gegenwart widerspiegeln, sondern in Erinnerungen an eine große Vergangenheit wurzeln oder in Hoffnungen auf eine kommende Gnadenzeit austönen. Der Väter Verdienst und die Zuversicht der Erlösung der Kinder, der Tyrannen Haß und des göttlichen Hortes Liebe, der Gottesdienst der himmlischen und der irdischen Heerscharen, diese und ähnliche Leitmotive werden von Kalir jedesmal in besondere innige Beziehung zu dem jeweiligen Festgedanken gesetzt. Mit Vorliebe widmet Kalir sich der dichterischen Ausschmückung der ersten drei Eulogien des ersten Hauptgebetes an ausgezeichneten Sabbaten und Festtagen, der sogenannten Keroba, doch hat er auch bisweilen andere Poesien, wie Hoschanoth und Elegien, componirt. Wie fruchtbar Kalir auf dem Gebiete des Piut gewesen, kann aus den Zusammenstellungen, welche Landshuth und Zunz bieten, ersehen werden. Und selbst die Angabe von mehr als zweihundert Piutim bei Zunz erschöpft diesen Reichthum noch nicht. Manches Citat aus Kalir konnte in den uns erhalten gebliebenen Dichtungen noch nicht nachgewiesen werden. Auch ist es dem bekannten Alterthumsforscher Firkowitsch gelungen, sechs alte vergilbte Blättchen aufzufinden, welche unfraglich die Fragmente einer bisher unbekannt gewesenen zweiten Kalir'schen Keroba für das Wochenfest bilden.[4])

Die Quellen Kalir'scher Poesie bilden nebst der Heiligen Schrift die Talmude, ältere und jüngere Midrasch-Sammlungen[5]), worin eine fast unerschöpfliche Fülle religionsgeschichtlicher und erbaulicher Ueberlieferung niedergelegt war, nicht minder aber auch jüngere apokalyptische Schriften[6]), in denen ein Ueberschwang von Hoffnung auf eine glanzvolle Zukunft zum Ausdruck gelangt war. Selten ist es der Born eigenen, urthümlichen Empfindens, aus denen Kalir's Dichtung strömt, die darum auch zu allermeist religiös-national, selten menschlich-individuell

---

12) Mädler, Geschichte der Himmelskunde von der ältesten bis auf die neueste Zeit (Braunschweig 1873), I, 139 fg.

1) אלעזר בירבי קליר מקרית ספר. So vollständig zeichnet der Paitan nur in zwei Dichtungen des Thau- und Regengebetes Namen und Heimat akrostichisch ein. Meist begnügt er sich mit אלעזר בירבי קליר, und zwar geschieht diese Einzeichnung des Namens stets in jenem Piut einer Kalir'schen Keroba, welcher dem אל נא לעולם vorangeht (Zunz, Die synag. Poesie S. 67), für קליר steht dreimal קילירי. 2) Die Angriffe Ibn Ezra's gegen Kalir im Commentar zu Koheleth 5, 1 sind bekannt. Wie sehr Kalir allgemach selbst von den Gelehrten Spaniens vergessen wird, geht aus ben Chabib's Worten hervor: והיום הזה למדתי דבר חדש אצלי מפיוט אחד שסדר הרב הפייטן הקלירי ז"ל כאשר הראני חכם ירא ובר לבב תושב בארץ הזאת (sc. in Salonichi, wo Jakob 'n Chabib, nachdem er aus Spanien gewandert, seinen עין יעקב schrieb) כי בספרד לא נסינו באלה. Siehe Zunz, Literaturgesch. der synag. Poesie, S. 34. 3) Den Stand dieser Fragen im J. 1857 hat L. Landshuth in seinem: Amude Ha-Aboda I, S. 27 u. fg. übersichtlich mit erschöpfender Quellenangabe dargestellt. Seitdem war das von Grätz in der „Monatsschrift für Gesch. und Wissensch. des Judenthums", 1860, S. 23 u. fg. und besonders S. 57 u. fg. Erbrachte von wesentlichem Belange, bis Zunz in seiner Literaturgesch. der synag. Poesie (Berlin 1865) die Fragen insofern zu einem gewissen Abschlusse gebracht hat, als auch er den Anfang des 9. Jahrh. als die Zeit Kalir's angibt, und alles das zusammenstellt, was für die palästinensische Heimat Kalir's spricht (a. a. O. S. 31 und 33). Für die in Italien (s. v. קל״ר, ערוך) und Frankreich (R. Tam, angeführt in Machsor Vitry, כרם חמד VI, 31) geläufige Deutung des Namens קליר von קלורא, dem Kuchen, der den Knaben bei Beginn ihres Schulbesuches gegeben wird, und den wol auch Erwachsene zur Schärfung ihres Gedächtnisses im Behalten des Studirten zu bestimmter Zeit und unter bestimmten Vorrichtungen essen — vgl. Zunz: Zur Geschichte S. 167 und 168 — ist ein neuer Beleg in dem kurzen Excerpt aus Handschrift de Rossi 327 gefunden, das Ch. M. Horowitz in: Halachische Schriften der Geonim I, Frankfurt a. M. 1881, S. 58 mitgetheilt hat. Ueber den zweimal in die Dichtungen zum Sabbat Sachor akrostichisch eingezeichneten Juda, den Bruder Elasar's, siehe Zunz: Literaturgesch. S. 34 und vgl.: Die synag. Poesie S. 108. Ueber den angeblichen Vatersnamen Jakob siehe Landshuth a. a. O. S. 28.

4) Ein ausführlicherer Bericht über diese werthvolle Handschrift, welche mir durch die Güte des Herrn Dr. Steinschneider zur Einsichtsnahme übergeben worden ist, und die Veröffentlichung der Dichtungen, deren manche die recipirten Kalir'schen Piutim an Werth übertreffen, dürften wol demnächst zu erwarten sein. 5) Angegeben bei Zunz: Literaturgeschichte S. 30 und fg. 6) Siehe Grätz a. a. O. S. 60 und fg.

ist. Von den drei Merkmalen, welche nach der Charakteristik des römischen Dichters[7]) dem wahren Poeten eigen sein müssen, dem ingenium, dem mens divinior und dem os magna sonaturum, eignet dem Kalir stets die göttliche Begeisterung, die er aus einem für hoch und heilig gehaltenen Schriftthum schöpft, eignet ihm meist wol auch der Sprache Schwung und Höhe, fehlt ihm aber stets die schöpferische, eigentlich dichterische Kraft. Er trägt gern die Fesseln einer sklavischen Abhängigkeit vom Midrasch, von einer Peßikta, will der Dolmetsch einer Ueberlieferung sein, die allerdings in ihm einen volltönenden Verkünder gefunden. Er war nicht ingeniös genug, seiner Kraft neue, ungeahnte Bahnen zu erschließen, die literaturgeschichtliche Bewegung in ein anderes Gleis zu bringen; aber innerhalb der vorgezeichneten Bahn hat er seine Vorgänger[8]) weit überholt und durch die Fülle seiner Leistungen und durch deren relative Vollständigkeit und Vollkommenheit hat er auf die Folgezeit mächtig eingewirkt. Nicht nur folgt die deutsch-französisch-italienische Paitanim-Schule unbedingt seinem Beispiel und tritt prüfungslos in seine Fußstapfen, selbst wählerische und kritischer angelegte Naturen, wie der Gaon Saadia, vermögen nicht dem Bannkreise seiner Einwirkung sich zu entziehen.[9]) Die Agada hatte ihre Triebkraft verloren, der Midrasch fing an zu erstarren; gelesen, übte er keine Macht, keinen Reiz mehr auf die Leser und Hörer aus. Es war die Zeit gekommen, daß der Piut den Midrasch ablöse, wenn die Ueberlieferung wieder belebend auf die Gemeinde wirken sollte.[10]) Das war der Ursprung jener künstlerischen Ausschmückung der Hauptgebete, die wir Piut nennen. Und ihn hat Kalir aufs reichlichste ausgestattet. Zur alphabetischen Reihenfolge der Verse oder Strophen, zur akrostichischen Einzeichnung des Autorennamens, zum Abschluß der Strophen mit einem passenden Bibelspruch fügte Kalir noch den Reim hinzu. Wo auf so viele Aeußerlichkeiten Rücksicht genommen werden mußte, verlor der Inhalt an Innerlichkeit.

Kalir und seine Art fanden die verschiedenste, oft die entgegengesetzteste Beurtheilung. Bald wurde der Dichter hoch erhoben, bald sank er tief in der Werthschätzung. Hier fand er blinde Nachbetung und da gerieth er in Vergessenheit. Wo, gefördert durch die arabische Umgangssprache und durch das Studium ihrer grammatischen Literatur, die sprachwissenschaftliche Ueberzeugung von der dreibuchstabigen hebräischen Wurzel sich Bahn gebrochen hat, wo überdies der neuhebräischen Literatur und Poesie so classische Pfleger erstanden wie in Spanien, da konnte und mußte Kalir und seine Richtung, vornehmlich aus sprachlichen Rücksichten, zuerst aufs schärfste verurtheilt werden, um allgemach durch die heimischen vortrefflicheren Leistungen völlig verdrängt zu werden. Wo dagegen das durch eine nichtsemitische Umgangssprache weniger geschärfte Ohr an der Sprache Kalir's keinen oder geringeren Anstoß nahm wie in Deutschland, Frankreich und Italien, da fand Kalir knechtische Nachahmung und da verblieben seine Dichtungen in unerschütterter Autorität. Auch in neuerer Zeit ist das Urtheil über Kalir nicht völlig unabhängig geblieben von der sprachwissenschaftlichen Stellung der Beurtheiler.[11]) Eine gerechte, geschichtlich objective Auffassung der Sachlage wird der Erinnerung sich nicht verschließen, daß Kalir zu einer Zeit dichtete, in welcher das grammatische Sprachbewußtsein bei den Juden durch Aufnahme massorethischer Studien eben erst zu erwachen und sich zu regen beginnt, zu einer Zeit, in welcher es von den Gesetzen sprachlicher Bildungen keine genaue Kunde, kaum mehr als eine leise Ahnung geben konnte, daß Kalir ferner talmudischen und midraschischen Stoff im reinsten biblischen Idiom auszudrücken mit sichtlichem Erfolge bemüht ist, wird endlich erwägen, daß in nicht classischen Zeitaltern die Grenzen zwischen gewähltem und gesuchtem Ausdruck schwer zu ziehen sind, und wird — bei aller Unregelmäßigkeit, Kühnheit und Mangelhaftigkeit der Diction Kalir's — dennoch seiner sprachbildenden Fähigkeit und seiner wortgestaltenden Kraft hohe Anerkennung und Würdigung zollen müssen.

(*P. F. Frankl.*)

KALISCH (poln. Kalisz), unter 51° 46′ nördl. Breite und 35° 46′ östl. Länge, Hauptstadt des polnischen Gouvernements gleichen Namens, an drei Armen der Prosna, eine Meile von der preußischen Grenze in einem weit ausgedehnten Thale gelegen, eine der schönsten Städte des Landes, zählt 22,280 Einwohner, darunter 10,000 Juden, und hat ein Schloß, in welchem der Gouverneur residirt, vier römisch-katholische, eine russische Kathedrale und eine evangelische Kirche (frühere Kirche der Jesuiten), eine Synagoge, ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule, eine Realschule und andere Schulen, ein Theater, einen russischen Club, einen großen Park mit schönen Spaziergängen, der von der Prosna umflossen die Stadt von drei Seiten umgibt, eine Dampf-

7) Horaz, Sät. IV, Vers 43 und 44. 8) Jose ben Jose, der Verfasser der altfranzösischen Aboda אתה כוננת עולם ברב חסד und der im deutschen Ritus dem zweiten Neujahrstage zugewiesenen „Tekiata" und Jannai, der als Lehrer Kalir's bezeichnet wird. Jannai's Art ist von der Kalir's fast gar nicht weiter als durch den Mangel des Reims unterschieden. 9) Nach Steinschneider's Mittheilung aus dem arabischen Commentar Saadia's zum Jezirah-Buche (Cod. Uri Nr. 370) heißt es daselbst fol. 28: קאל אמר אלעזר לסוככי למוסכי בנסיכת קדוש ונחן דאימא נכתב פי רסאילנא שבחי שלום וחבשי ברכות וחשבי תבונות או מבטחי שלום ומבהטי ברכות ומטחוי חכמות או הנצר שלום וחצני ברכות וצני רצון או מא שאכל דלך bei Landshuth a. a. O. S. 30. 10) Siehe das wichtige Citat aus dem פרדס bei Grätz a. a. O. S. 24.

11) So ist Delitzsch' überaus günstiges Urtheil über Kalir, das man fast ein überschwengliches nennen dürfte (Zur Geschichte der jüdischen Poësie S. 136 und S. 148) offenbar von der Fürst'schen Auffassung der semitischen Wurzel, zu der Delitzsch a. a. O. S. 153 und fg. Anm. sich bekennt, mit beeinflußt. Einer objectiven Beurtheilung der paitanischen, auch der Kalir'schen Sprachbildungen begegnet man allenthalben bei Zunz.

bierbrauerei, eine Buchdruckerei, eine Tuchfabrik mit jährlicher Production von 200,000 R., eine Bandfabrik und mehrere Lederfabriken. Eine meilenlange Chaussee führt zum Zollamt Tschiporno an der preußischen Grenze. In der Umgegend von Kalisch sind an den Ufern der Prosna Knochen vorsündflutlicher Thiere und beim Pflügen des Bodens steinerne Beile, thönerne Urnen und alte römische Münzen aufgefunden worden. Die Stadt ist sehr alt und wahrscheinlich das Calisia, das bei Ptolemäus vorkommt. In der Schlacht bei Kalisch wurde 29. October 1706 der schwedische General Mardefeld von König August II. von Polen und dem russischen Feldmarschall Menschikow geschlagen und gefangen genommen. Auch ist Kalisch denkwürdig wegen des daselbst abgeschlossenen Allianzvertrages zwischen Preußen und Rußland vom 28. Februar und der Zusammenkunft der Monarchen beider Staaten am 2. April 1813. Am 11. und 13. September 1831 fanden hier Gefechte zwischen Russen und Polen statt. An das hier 1835 gehaltene glänzende Lustlager russischer und preußischer Truppen erinnert ein Obelisk aus Gußeisen, der 1841 vom Kaiser Nikolaus I. errichtet wurde. — Das Gouvernement Kalisch zählt auf 11,373,3 Quadrat-Kilometern 700,734 Einwohner und enthält 52 Städte in den Kreisen: Kalisch, Sjeradz, Lenczy, Wielun, Turek, Slupza, Konin und Kolo. Der Boden des Gouvernements eignet sich vortrefflich zum Weizenbau. Ueber die von russischen Grenzreitern scharf bewachte Grenze wird ein starker Schleichhandel, besonders mit Spiritus, getrieben.

(*A. v. Wald.*)

KALISCH (David), humoristischer Schriftsteller und dramatischer Dichter, ward am 23. Februar 1820 in israelitischer Familie zu Breslau geboren, widmete sich dem kaufmännischen Berufe, durch welchen er nach mancherlei wechselvollen Schicksalen nach Paris geführt wurde. Hier begann er sich mit Correspondenzen und kleinen Humoresken auch als Schriftsteller zu versuchen, bearbeitete französische Vaudevilles für die deutsche Bühne und gewann persönliche Beziehungen zu Heinrich Heine, Georg Herwegh, zu den Socialisten Marx und Wolf, kehrte 1846 nach Deutschland zurück, war kurze Zeit als Mitarbeiter an dem „Charivari" thätig, den damals E. M. Oettinger zu Leipzig herausgab, trat dann (1847) wieder in ein Handlungshaus zu Berlin und widmete sich seit 1848 ausschließlich literarischen Arbeiten. Mit kleinen Schwänken, darunter „Ein Billet von Jenny Lind", gewann Kalisch die Bühne, die er auch dann hauptsächlich im Auge behielt, als er 1848 einer der Begründer des „Kladderadatsch" geworden war. Dem „Kladderadatsch" half er von vornherein seine eigenthümliche Richtung, seine Begrenzung auf die oppositionelle Satire geben, an der Schöpfung der berliner Typen, welche in dem Blatte regelmäßig wiederkehrend auftraten, hatte er Antheil; der Bankier „Zwückauör", die Weißbierphilister Müller und Schultze, der ewige Quartaner Karlchen Mießnick wurden von ihm erfunden, eine Reihe der schärfsten politisch-satirischen Gedichte, welche der „Kladderadatsch" brachte, stammte aus seiner Feder. Indessen nahm ihn bald seine dramatische Thätigkeit stärker in Anspruch als die Mitredaction der mehrgenannten Zeitschrift. Mit den beiden ersten größeren Possen, welche Kalisch schrieb, „Berlin bei Nacht" und „Hunderttausend Thaler", errang er außerordentliche Erfolge; dieselben erlebten Hunderte von Aufführungen und bahnten der ganzen modernen Possenliteratur die Pfade. Kalisch benutzte für seine Darstellung den eigenthümlichen Zersetzungsproceß des alten, den Werdeproceß des neuen Berlin. In der eigenthümlichen socialen Gärung und den Glückswechseln einer sich erst bildenden Gesellschaft fand er ergiebige Elemente für eine possenhafte satirische Darstellung des Lebens, der zwar alle eigentliche Phantasie, alles tiefere Gemüthsleben abging, welche aber mit höchster Gewandtheit die charakteristischen Figuren des modernen Berlin theils in realistischer, theils in scharf carikirter Weise vorführte und welche die Trivialität des Alltags mit dem Salz politischer Oppositionsstimmung würzte. Der scenische Aufbau und die dramatische Führung dieser Possen war leicht, locker und nur in den wenigsten wurde die Forderung einer geschlossenen und aus dramatischen Motiven auf ein dramatisches Ziel hindrängenden Handlung einigermaßen erfüllt. Die Bühnengerechtigkeit und Bühnenwirkung fast aller dieser Possen und der zahlreichen Nachahmungen, die sie hervorriefen, beruhte ausschließlich auf der einzelnen Scene und die Eintheilung derselben in Bilder ergab sich naturnothwendig aus der lockern Composition. Der Geist, welcher Kalisch's Stücke beseelt, zeigt eine merkwürdige Mischung von Gutmüthigkeit und Brutalität, von flachster Frivolität und ernster Antheilnahme an gewissen Zeitfragen, von gesundem Witz und ungesunder lotteriger Skepsis. Den genannten Erstlingspossen folgten mit steigendem Beifall „Münchhausen", „Gräfin Guste", „Peschke", „Ein gebildeter Hausknecht", „Der Actienbudiker", „Berlin wie es weint und lacht", „Berlin wird Weltstadt", „Der Goldonkel". Einige derselben beherrschten halbe Jahre und jahrelang namentlich die kleinen norddeutschen Bühnen und halfen jenen Geschmack des Durchschnittspublikums erzeugen, der alle nicht possenhaften dramatischen Darbietungen ablehnte. Die Couplets, welche nicht eigentlich aus den Situationen der Stücke und den Charakteren hervorwuchsen, sondern ohne eigentlichen Bezug zum Stücke, aber mit sehr entschiedenem Bezug auf Augenblicksfragen beliebten Darstellern in den Mund gelegt wurden, sammelte Kalisch als „Berliner Leierkasten" (Berlin 1857—1866, 3 Bde.), während von den Possen selbst eine Sammlung als „Lustige Werke" (Berlin 1870) erschien. Der Autor starb zu Berlin am 21. August 1872; ein Lebensbild „David Kalisch" schrieb Max Ring (Berlin 1873).

(*Adolf Stern.*)

KALIUM, ein Alkalimetall; chemisches Zeichen: K, Atomgewicht: 39,137. — Das Kalium kommt in der Natur sehr verbreitet vor, aber nie im freien Zustande, sondern stets in Verbindung mit andern Elementen. Als Chlorid findet es sich im Sylvin und Carnallit; als schwefelsaures Salz in manchen vulkanischen Producten,

im Kainit, Pikromerit, Polyhalit, Kalinit, Alunit u. s. w.; ferner als wesentlicher, nie fehlender Bestandtheil in vielen Silicaten, z. B. Kaliglimmer, Orthoklas, Leucit, Apophyllit, sowie als zufälliger Bestandtheil in manchen Amphibolen, im Chabasit, Natrolith, Oligoklas und vielen anderen ähnlichen Mineralien. Das Meerwasser, das Wasser des Todten Meeres, die Salzsoolen, Mineralwässer und viele Quellwässer enthalten ebenfalls kleine Mengen von Kali. Infolge der Verwitterung der feldspatähnlichen Mineralien gelangt das Kali in Form von löslichen Salzen in den Ackerboden, aus welchem es die Pflanzen entnehmen; für diese ist es ein nothwendiges Nahrungsmittel, welches durch die anderen Alkalien (Lithion, Natron, Rubidion und Cäsion) nicht ersetzt werden kann. Namentlich sind es die an Kohlehydraten (Stärkemehl) reichen Pflanzen und Pflanzentheile, z. B. Rüben, Tabacк, Kartoffeln, welche das Kali zu ihrer Entwickelung nicht entbehren können. Aus den Pflanzen geht das Kali in den thierischen Organismus über, in welchem es ebenfalls eine wichtige Rolle spielt; so enthält das Muskelfleisch viel phosphorsaures Kali, aber nur Spuren von Natron; die rothen Blutkörperchen sind reicher an Kali als an Natron, während im Blutserum das umgekehrte Verhältniß obwaltet. Auch in anderen Flüssigkeiten und festen Geweben des Thierkörpers findet sich Kali, und ganz besonders im Wollschweiße der Schafe.

Als Hauptquelle für die Gewinnung von Kaliverbindungen im Großen dienten bis vor nicht allzu langer Zeit nur Producte pflanzlichen Ursprungs, der Weinstein (s. u. weinsaures Kali) und die Pottasche (s. u. kohlensaures Kali). Seit Entdeckung der staßfurter Steinsalzlager werden aber auch die mächtigen Lager von Mutterlaugensalzen (sogen. Abraumsalze) ausgebeutet, welche das Hangende, die oberste Schicht, der genannten Salzlager bilden. Die wichtigsten in denselben vorkommenden Kalimineralien sind der Carnallit (Chlorkaliumchlormagnesium: $KCl, MgCl_2 + 6H_2O$), und der Kainit (schwefelsaure Kalimagnesia mit Chlormagnesium: $K_2SO_4, MgSO_4, MgCl_2 + 6H_2O$), deren Bedeutung für die Industrie aus folgenden Zahlen erhellt: im J. 1877 wurden 16,103000, 1878: 15,364000, 1879: 13,195000 Centner Rohsalze gefördert und in 34 Fabriken hauptsächlich auf Chlorkalium (neben geringeren Mengen von schwefelsaurem Kali, Pottasche, Kalidüngemitteln u. s. w.) verarbeitet.

Zur Darstellung des metallischen Kaliums kann man sich verschiedener Methoden bedienen; H. Davy erhielt es zuerst 1807 durch Elektrolyse von schwach angefeuchtetem Kalihydrat; Gay-Lussac und Thénard reducirten Kalihydrat durch metallisches Eisen bei Weißglut; die ergiebigste und jetzt fast ausschließlich angewandte Methode ist aber die der Reduction des kohlensauren Kalis durch Kohle. Man mengt zu diesem Zwecke verkohlten, kalkhaltigen Weinstein innig mit Holzkohlenpulver und erhitzt das Gemenge in einer schmiedeeisernen Retorte (Quecksilberflasche) zum Weißglühen; dabei entwickeln sich Kohlenoxydgas und Kaliumdampf, welche in eine besonders construirte, mit Steinöl beschickte, gut gekühlte Vorlage von Kupferblech geleitet werden, in welcher sich das Kalium verdichtet. Das so erhaltene rohe Kalium (150—250 Gr. aus 800—900 Gr. Weinsteinkohle) ist noch mit Kohle und Kohlenoxydkalium vereinigt, wovon es am besten durch Destillation in eisernen Gefäßen befreit wird. Das reine Kalium ist ein silberweißes, stark glänzendes Metall von 0,865 spec. Gewicht. An trockener Luft hält es sich unverändert; an feuchter läuft es auf der Schnittfläche augenblicklich blaugrau an, wobei man im Dunkeln ein schwaches Leuchten bemerkt; man muß es deshalb unter Steinöl oder Paraffin aufbewahren. Bei 0° ist es brüchig, bei gewöhnlicher Temperatur wachsähnlich weich, schmilzt bei 62°,5 C. (Bunsen) und verflüchtigt sich in der Rothglühhitze in grünen Dämpfen. Auf Wasser oder Eis geworfen entwickelt es mit Heftigkeit Wasserstoffgas und erhitzt sich bis zum Rothglühen, sodaß bei Gegenwart von Sauerstoff Entzündung und Verbrennung mit violetter Flamme eintritt; das bei dieser Reaction gebildete Kalihydrat schwimmt nach vollendeter Verbrennung noch einige Augenblicke als rothglühende Kugel auf dem Wasser und löst sich dann unter Explosion auf. Das beschriebene Verhalten des Kaliums hat man zur Entzündung von Torpedos angewandt.

Das Kalium hat sehr große Verwandtschaft zum Sauerstoff und ist im Stande, die meisten Oxyde zu reduciren; ebenso verhält es sich zu Chloriden, Fluoriden, Bromiden u. s. w. Mit Sauerstoff bildet es drei Verbindungen: ein sehr entzündliches, graublaues Suboxyd, ein pomeranzengelbes Superoxyd K_2O_4, und ein Monoxyd K_2O. Dieses entsteht bei langsamer Verbrennung des Kaliums; es ist weiß und erhitzt sich mit wenig Wasser bis zum Glühen unter Bildung von Kalihydrat (Kaliumhydroxyd) KOH. Gewöhnlich stellt man letzteres dar durch Kochen einer verdünnten Lösung von kohlensaurem Kali mit überschüssiger Kalkmilch; man läßt absitzen, decantirt die klare Lösung, dampft sie so schnell als möglich in einer eisernen oder silbernen Schale ein, bis der Rückstand sich zu verflüchtigen beginnt, und läßt erkalten, meist in metallenen Stengelformen. Das Kalihydrat ist weiß, hart, spröde, oft faserig krystallinisch, hat das spec. Gewicht 2,1, schmilzt bei stärkerem Erhitzen und verflüchtigt sich in der Rothglut. Es zerfließt an feuchter Luft rasch zu einer öligen Flüssigkeit; mit Wasser übergossen erhitzt es sich sehr stark und löst sich darin auf zu Kalilauge, einer farblosen, stark ätzenden Flüssigkeit, welche begierig Kohlensäure aus der Luft anzieht. Das Kalihydrat findet mancherlei Anwendungen; in Stengelchenform (Aetzkali, Kali causticum fusum, Lapis causticus chirurgorum) wird es zum Aetzen in der Chirurgie benutzt; die Kalilauge (Liquor kali caustici, eine Lösung von 1 Thl. Kalihydrat in 2 Thln. Wasser) dient ebenfalls zu chirurgischen Zwecken, zur Seifebereitung, zum Wäschereinigen, bei analytischen Operationen zur Absorption der Kohlensäure u. s. w. Eine verdünnte Kalilauge ist ein häufig angewandtes Reagens in der analytischen Chemie, wird

aber neuerdings mehr und mehr durch die billigere Natronlauge verdrängt.

Das Kali ist eine der stärksten Basen und neutralisirt die stärksten Säuren vollständig. Die so entstehenden Salze sind meist in Wasser leicht löslich; als schwerlösliche sind hervorzuheben das chlorsaure, überchlorsaure und saure weinsaure Kali, ferner Kieselfluorkalium und Kaliumplatinchlorid. In eine nicht leuchtende Flamme gebracht färben das Kali und die meisten seiner Salze dieselbe violett, doch genügt schon eine geringe Menge Natron, um diese Färbung völlig zu verdecken; sie wird aber wieder erkennbar, wenn man die Flamme durch ein blaues (Kobalt-)Glas betrachtet. Das Spectrum der Kalisalze besteht aus zwei Linien, einer rothen und einer violetten, die nahe an den beiden Enden des sichtbaren Spectrums liegen. Das kohlensaure Kali (Kali carbonicum), K_2CO_3, bildet den Hauptbestandtheil der sogen. Pottasche, welche durch Auslaugen der Asche von Holz, Rübenmelasse, und neuerdings auch vom Wollschweiße der Schafe, Eindampfen der geklärten Laugen und Calciniren des Rückstandes gewonnen wird. Aus dem schwefelsauren Kali, welches in großen Mengen aus den staßfurter Abraumsalzen erhalten wird, stellt man ebenfalls Pottasche nach dem Leblanc'schen Sodaproceß (Glühen mit Kohle und kohlensaurem Kalk) dar, wobei sich ein größerer Gehalt an schwefelsaurer Magnesia (bis 20 %) als vortheilhaft erwiesen hat. Die rohe Pottasche stellt eine erdige, weiße, stellenweise bläuliche (Mangan) und röthliche (Kupfer) Masse dar, welche noch viel schwefelsaures und kieselsaures Kali, Chlorkalium, auch Schwefelkalium neben Natronsalzen und unlöslichen Substanzen enthält. Durch Umkrystallisiren aus sehr wenig heißem Wasser wird sie gereinigt, doch ist auch das so erhaltene Product noch ziemlich unrein. Um ganz reines kohlensaures Kali darzustellen, fällt man entweder eine concentrirte Lösung von gereinigter Pottasche mit Kohlensäure und führt das ausgeschiedene, schwer lösliche doppelt kohlensaure Kali durch gelindes Glühen in neutrales über, oder noch besser, man verkohlt ganz reinen Weinstein in einer Silberschale und laugt den Rückstand mit Wasser aus, wobei man sofort eine Lösung von reinem kohlensaurem Kali erhält. Das reine Salz ist vollkommen weiß, schmilzt bei 1200° und verliert in höherer Temperatur eine kleine Menge Säure. An feuchter Luft zerfließt es sehr rasch zu einer öligen Flüssigkeit (Oleum tartari per diliquium) von scharf alkalischem, aber nur wenig ätzendem Geschmack und stark alkalischer Reaction. Mit $1\frac{1}{2}$ Mol. Wasser krystallisirt es in großen monoklinen Krystallen. Es findet mannichfache Anwendungen, zur Bereitung von Seifensiederlauge (Kalilauge), Salpeter, in der Glasfabrikation, zur Darstellung von Blutlaugensalz, Cyankalium, in der analytischen Chemie als Fluß- und Aufschließungsmittel für Silicate, Metalloxyde u. s. w., in der Medicin als Kali carbonicum purum, depuratum und crudum, je nach seiner Reinheit. Gegenwärtig werden jährlich ca. 20 Mill. Kilogramm Holzpottasche, 12 Mill. Rübenpottasche, 15 Mill. Mineralpottasche und 1 Mill. Schafwollschweißpottasche producirt. Das saure oder doppeltkohlensaure Kali (Kali bicarbonicum) $KHCO_3$ bildet mit 1 Mol. Wasser große monokline Krystalle, welche sich in 4 Thln. Wasser lösen und einen Theil ihrer Säure schon beim Erwärmen ihrer Lösung verlieren.

Das schwefelsaure Kali (Kali sulphuricum, Tartarus vitriolatus), K_2SO_4, findet sich in mehreren Mineralien (s. o.) und wird im Großen auch durch Umsetzung von Carnallit mit Kieserit gewonnen. Es krystallisirt wasserfrei in rhombischen, anscheinend hexagonalen Pyramiden und Prismen, löst sich bei gewöhnlicher Temperatur in 9—10 Thln. Wasser, nicht in Alkohol; es schmeckt schwach salzig bitter. Anwendung findet dasselbe in der Medicin, zur Fabrikation der Mineralpottasche, des Alauns und des Glases. Das saure schwefelsaure Kali, $KHSO_4$, aus dem vorigen durch Behandlung mit Vitriolöl erhalten, ist in Wasser viel leichter löslich.

Das salpetersaure Kali (Kali nitricum, Nitrum, Salpeter, Kalisalpeter), KNO_3, kommt in manchen Gegenden als Bestandtheil des Bodens vor, aus welchem es nach Durchnässung beim Austrocknen ausschwitzt; so namentlich in Bengalen auf der Ostseite des Ganges, ferner in Aegypten, Persien, Spanien, Ungarn. Es bildet sich in dem Erdreiche durch Oxydation von Ammoniak (Jauche, Harn, Excremente, Abfälle von Schlächtereien u. s. w.) in Gegenwart starker Basen (Kali aus verwittertem Feldspat, kohlensaurer Kalk), welcher Proceß nach neueren Untersuchungen auf der Lebensthätigkeit einer Pilzspecies (eines sogen. Fermentorganismus) beruht. Durch Auslaugen der salpeterhaltigen Erde und Eindampfen der geklärten Lauge wird der Rohsalpeter erhalten, der durch Umkrystallisiren weiter gereinigt (raffinirt) wird (s. Salpeter). Eine andere Methode der Salpetergewinnung gründet sich auf die gegenseitige Zersetzung von salpetersaurem Natron (Chilesalpeter) und Chlorkalium in heißer Lösung, wobei Kochsalz (Chlornatrium) und salpetersaures Kali entstehen. Der Salpeter krystallisirt in langen, gestreiften, sechsseitigen Säulen mit sechsseitiger Zuspitzung; er enthält kein Krystallwasser, aber die größeren Krystalle schließen oft beträchtliche Mengen Mutterlauge in Höhlungen ein, sodaß sie beim Zerreiben ein feuchtes Pulver geben. Er schmeckt kühlend bitter, wirkt in größeren Mengen giftig; in Wasser ist er leicht löslich (in ca. 3 Thln. bei gewöhnlicher Temperatur, in weniger als $\frac{1}{2}$ Thl. bei Siedehitze). Beim Erhitzen schmilzt er leicht; in der Glühhitze wird er unter Sauerstoffentwickelung zersetzt und wirkt dann als äußerst kräftiges Oxydationsmittel. Gemenge von Salpeter mit Kohlen- oder Schwefelpulver verbrennen angezündet sehr heftig und glänzend. Er findet mannichfaltige Anwendung: in der Medicin (Sal Prunellae, Nitrum tabulatum: erstarrte Tropfen von geschmolzenem Salpeter), zur Darstellung der Salpetersäure, vieler Nitroverbindungen, zur Fabrikation des Schießpulvers, in der Feuerwerkerei, zum Pökeln des Fleisches u. s. w.

Das chlorsaure Kali (Kali chloricum) $KClO_3$ entsteht neben Chlorkalium bei der Einwirkung von Chlor-

gas auf Kalilauge oder kohlensaures Kali in der Wärme; es krystallisirt aus der heißen Lösung beim Erkalten in prachtvoll perlmutterglänzenden dünnen Tafeln und Blättern aus, welche in kaltem Wasser schwer löslich sind (in ca. 17 Thln. bei gewöhnlicher Temperatur). Beim Erhitzen schmilzt es leicht und entwickelt in höherer Temperatur den ganzen in ihm enthaltenen Sauerstoff, wobei Chlorkalium zurückbleibt. Anfangs entsteht hierbei auch überchlorsaures Kali, $KClO_4$, neben Chlorkalium und Sauerstoff, welches in Wasser noch schwerer löslich ist als das chlorsaure Salz. Das chlorsaure Kali ist ein äußerst kräftiges Oxydationsmittel; mit Schwefelblumen in einem Mörser zerrieben gibt es zu heftigen Explosionen Veranlassung, wie es denn überhaupt mit organischen oder sonstigen leicht oxydirbaren Substanzen äußerst leicht entzündliche, explosive Gemenge gibt. Deshalb muß die Bereitung solcher Gemische (z. B. Feuerwerkssätze) stets mit äußerster Vorsicht, am besten auf Papier mit einer Federfahne, geschehen, niemals in einem Mörser. Das Salz findet vielfache Anwendung: zur Darstellung von Sauerstoff, zu Oxydationen, zu Feuerwerkssätzen, zur Zündholzfabrikation, in der Medicin u.s.w.

Das übermangansaure Kali (Kali hypermanganicum), $KMnO_4$, wird erhalten, indem man Braunstein mit Kalihydrat und chlorsaurem Kali oder Salpeter schwach glüht, die erkaltete Masse (Chamaeleon minerale) mit Wasser auslaugt und die grüne Lösung für sich oder besser unter Einleiten von Kohlensäure kocht, bis sie dunkel purpurfarbig geworden ist und auf weißem Filtrirpapier keinen grünen, sondern einen rothen Fleck macht; beim Erkalten setzt die durch Schießbaumwolle filtrirte Lösung das Salz in schönen, metallisch glänzenden, fast schwarzen, säulenförmigen Krystallen ab. Es ist in kaltem Wasser schwer löslich (in ca. 16 Thln.) und färbt dasselbe äußerst intensiv purpurroth. Es ist ein äußerst kräftiges Oxydationsmittel, welches in der analytischen Chemie, zum Bleichen, zum Färben, zum Desinficiren mannichfach angewandt wird.

Das saure weinsaure Kali (Weinstein, Tartarus), $C_4H_5KO_6$, scheidet sich aus säuerlichen Weinen bei der Klärung um so reichlicher ab, je alkoholischer dieselben sind. Der rohe Weinstein (T. crudus) bildet eine gelblich-graue bis röthliche krystallinische Masse, welche viele fremde Pflanzenstoffe und Kalk enthält und durch Umkrystallisiren gereinigt wird. So erhält man ihn in kleinen, harten, durchsichtigen oder durchscheinenden (kalkhaltigen) Krystallen (Weinsteinrahm, Cremor tartari), welche in kaltem Wasser sehr schwer löslich sind (in ca. 200 Thln.). Beim Glühen wird er zersetzt; das rückständige Gemenge von kohlensaurem Kali und Kohle dient als Flußmittel (schwarzer Fluß). Er dient zur Bereitung von Weinsäure, Brechweinstein, in der Medicin u. s. w.

Das Chlorkalium (Kalium chloratum, Digestivsalz, Sal digestivum s. febrifugum Sylvii), KCl, findet sich in der Natur als Sylvin oder Leopoldit, mit Chlormagnesium als Carnallit und Kainit (s. o.), im Meerwasser, in den Salzsoolen, in vielen Pflanzenaschen. Im Großen gewinnt man es aus den staßfurter Abraumsalzen (s. o.), indem man dieselben entweder in heißem Wasser löst und diese Lösung einer fractionirten Krystallisation unterwirft, oder indem man sie in heißer Chlormagnesiumlauge löst, wobei Kochsalz und Bittersalz fast ganz zurückbleiben, und den zunächst beim Abkühlen ausgeschiedenen Carnallit durch Umkrystallisiren aus Wasser zersetzt: Chlorkalium scheidet sich aus, während Chlormagnesium in der Mutterlauge gelöst bleibt. Das reine Chlorkalium krystallisirt wasserfrei meist in farblosen, tesseralen Würfeln, häufig mit Octaëderflächen, auch in trichterförmigen Aggregaten wie Kochsalz; es schmeckt bitterlich salzig, löst sich leicht in kaltem Wasser (in ca. 3 Thln.), schmilzt in der Glühhitze und verdampft in noch höherer Temperatur. Es wurde früher in der Medicin angewandt; gegenwärtig benutzt man es zur Fabrikation anderer Kalipräparate, des Alauns und besonders als Düngemittel.

Das Bromkalium (Kalium bromatum), KBr, erhält man durch Neutralisiren von kohlensaurem Kali mit Bromwasserstoffsäure; es ist dem Chlorkalium sehr ähnlich und wird neuerdings viel in der Medicin, besonders bei Nervenleiden, angewandt.

Das Jodkalium (Kalium jodatum), KJ, wird auf sehr verschiedene Weise, meist durch Zersetzung von Eisenjodür mit kohlensaurem Kali dargestellt; es bildet wie die vorigen farblose oder weiße Würfel, welche in weniger als dem gleichen Gewicht kalten Wassers löslich sind und auch von absolutem Alkohol in geringer Menge aufgenommen werden. Es schmilzt in der Glühhitze und verdampft in noch höherer Temperatur. An der Luft und im Sonnenlichte wird die wässerige Lösung gelblich und alkalisch, indem etwas Jod durch den Sauerstoff der Luft unter Bildung von Kalihydrat ausgeschieden wird. Es findet in der Medicin vielfache Anwendung, ferner in der Photographie.

Das Cyankalium (Cyankali, Kalium cyanatum), KCN, bildet sich auf mannichfache Weise, namentlich beim Schmelzen von Pottasche mit stickstoffhaltiger (thierischer) Kohle; rein erhält man es durch Sättigen von Kalilauge mit Blausäure oder durch Schmelzen von wasserfreiem Blutlaugensalz unter Luftabschluß. Es krystallisirt wasserfrei in farblosen Würfeln; geschmolzen und wieder erstarrt bildet es eine weiße porzellanartige Masse. In Wasser ist es leicht löslich; die Lösung färbt sich aber bald unter Zersetzung braun. Es ist äußerst giftig; mit Säuren, selbst Kohlensäure behandelt entwickelt es Blausäure, und nimmt daher an feuchter Luft sehr bald deren Geruch an. In der Chemie findet es mannichfache Anwendung als Reagens, als kräftiges Reductionsmittel, zur Darstellung anderer Cyanverbindungen; ferner in der Photographie. Das käufliche, sogen. Liebig'sche Cyankalium wird durch Schmelzen von Blutlaugensalz mit kohlensaurem Kali dargestellt und enthält daher eine beträchtliche Menge (ca. 20 %) cyansaures Kali. Mit Schwefel oder gewissen Schwefelverbindungen (Metallsulfiden) geschmolzen geht das Cyankalium über in Schwefelcyankalium (Rhodankalium, Kaliumsulfo-

cyanid, Kalium rhodanatum s. sulfocyanatum), KSCN. Dieses krystallisirt aus Alkohol, worin es leicht löslich ist, in langen, salpeterähnlichen, zerfließlichen Prismen von kühlendem, etwas beißendem Geschmack; es ist ebenfalls giftig. Mit Eisenoxydsalzen gibt es eine blutrothe Färbung, weshalb es als empfindliches Reagens auf Eisenoxyd häufig in der analytischen Chemie benutzt wird.

Mit Schwefel verbindet sich das Kalium in mehreren Verhältnissen. Das Einfachschwefelkalium (Kalium monosulfuratum), K_2S, erhält man durch Reduction des schwefelsauren Kalis mit Wasserstoffgas oder Kohle; es ist hell zinnoberroth, krystallinisch, zerfließt an der Luft. Wird in Kalilauge bis zur Sättigung Schwefelwasserstoff eingeleitet, so entsteht Kaliumhydrosulfid, KSH, welches in farblosen Krystallen erhalten werden kann. Das Schwefelkalium verbindet sich mit vielen anderen Sulfiden (z. B. Schwefelantimon) zu Sulfosalzen; mit Schwefel vereinigt es sich zu Zweifach-, Dreifach-, Vierfach- und Fünffachschwefelkalium (K_2S_2, K_2S_3, K_2S_4 und K_2S_5), welche man auch als Kaliumpolysulfurete bezeichnet. Ein Gemenge dieser letzteren mit unterschwefligsaurem, bez. schwefelsaurem Kali ist die sogen. Kalischwefelleber (Hepar sulfuris alkalinum s. salinum), welche durch Zusammenschmelzen von Schwefel mit kohlensaurem Kali bei nicht zu hoher Temperatur bereitet wird; sie bildet eine leberbraune Masse, die nach und nach grünlich gelb wird, leicht in Wasser und auch in Alkohol löslich ist. Sie findet in der Medicin Anwendung. Vgl. Gmelin-Kraut, Handb. der unorg. Ch., 6. Aufl. (II, 1. Abth., S. 3 fg.); Graham-Otto, Ausführl. Lehrb. d. unorg. Ch., 5. Aufl.; Neues Handwörterb. der Ch. v. Fehling, III, S. 912 fg.; ferner in technischer und nationalökonomischer Hinsicht Frank, Das staßfurter Kali; Bischoff, Die Steinsalzwerke bei Staßfurt; Krause, Die Industrie von Staßfurt und Leopoldshall; endlich die Hand- und Lehrbücher der chem. Technologie von R. v. Wagner und F. Knapp.

(E. Drechsel.)

KALJASIN, Kreis im europäisch-russischen Gouvernement Twer, mit einem Areal von 56,2 Quadrat-Meilen und 99,872 Einwohnern. Der Boden des Kreises, welcher an dem rechten Wolga-Ufer liegt, bildet eine stellenweise von Hügeln durchbrochene Ebene. Der Acker ist wenig fruchtbar und gibt nur zwei bis höchstens fünffaches Korn. Man baut hauptsächlich Roggen und Hafer, weniger Hanf und Flachs. Die 58 Procent des ganzen Areals einnehmenden Wälder liefern hinreichend Holz auch zu Böttcherarbeiten und zu Schindeln, mit denen man hier gewöhnlich die Dächer zu decken pflegt. Die Wolga gehört dem Kreise in einer Länge von beinahe 100 Kilometer an. Alle übrigen im Kreise befindlichen Flüsse gehören zum Stromgebiet der Wolga, wie die Dubna, Chotscha und der Nerl, die nur zur Zeit der Frühlingsüberschwemmungen flößbar sind. Seen gibt es nur wenige im Kreise. Die bedeutendsten sind der Wassilewskische und der Rusnetzkische, beide sehr fischreich. Undurchdringliche mit Wald bestandene Sümpfe befinden sich im östlichen Theile des Kreises an der Grenze des Wladimir'schen Gouvernements.

Der Kreis enthält eine Stadt, 45 Kirchspiele und 758 Dörfer. Den Export der Landesproducte befördert der lebhafte Verkehr auf der Wolga und die Nähe der Städte Jaroslaw, Twer und Moskau. — Kaljasin, die Kreisstadt des genannten Kreises, 199 Kilometer nordöstlich von Twer an dem Einflusse der Shabna in die Wolga. Ihre Lage ist frei und gesund und zum Handel sehr geeignet. Die Stadt war früher ein Flecken bei dem Troitzkischen Kloster, das im 15. Jahrhundert vom Archimandriten Makarij gegründet ward und sich auf dem linken Wolga-Ufer befindet, während Kaljasin auf dem rechten Wolga-Ufer liegt. Kaljasin besteht aus zwei Sloboden, Nikolajewskaja und Monastyrskaja, welche im Jahre 1775 zu einer Stadt vereinigt wurden. Der Shabna-Fluß theilt sie in zwei Theile, welche durch Brücken miteinander verbunden sind. Sie hat 924 Häuser, worunter 155 steinerne, 112 Kaufläden, 11 Kirchen, eine Kreisschule und zwei Elementarschulen, 30 Fabriken und Manufacturen mit einer jährlichen Production von 174,000 Rubel, und 7640 Einwohner, welche mit Getreide, Leinwand, Talg, Butter, Leder, Cichorien und Stärkemehl handeln. Aus dem bei der Stadt liegenden Hafen werden jährlich Waaren im Werthe von 790,000 Rubel exportirt und für 956,000 Rubel importirt. Kaljasin hat für den Handel eine große Bedeutung als Stapelplatz für die Waaren, die von hier nach St.-Petersburg geschafft werden. Vier Jahrmärkte finden statt: am 17. August, 9. Mai, am zehnten Freitag nach Ostern und am 8. September (a. St.). *(A. v. Wald.)*

KALK, wichtigste der alkalischen Erden, bestehend aus Sauerstoff und Calcium; Kalkbrenner; gebrannter Kalk; gelöschter Kalk; Kalkwasser, s. Calcium.

KALKBRENNER (Christian), Sohn Michael Kalkbrenner's, war ein tüchtiger Musiker und Vater des berühmten Pianofortevirtuosen Friedrich Kalkbrenner. Er wurde am 22. Sept. 1755 in Münden bei Cassel geboren und siedelte in früher Jugend mit seinem Vater nach Cassel über, wo letzterer Stadtmusikus geworden war. Kalkbrenner empfing daselbst vom funfzehnten Jahre an bei dem Stadt- und Hoforganisten Becker gründlichen Unterricht im Pianoforte-, bei Karl Rodewald dagegen Unterweisung im Violinspiel. Schon während seiner Studienzeit wirkte er an der französischen Oper als Chorsänger mit und fand dadurch reiche Gelegenheit zu Partiturstudien, welche er denn auch dazu benutzte, um sich mit dem Wesen und den Gesetzen der dramatischen Musik gründlich bekannt zu machen. Unter dem neuen Intendanten, dem Marquis de Luchet, wurde er gegen 1775 seiner Theaterstellung enthoben; auf besondere Verwendung des Landgrafen jedoch, dem er eine Symphonie gewidmet hatte, trat er bald wieder in dieselbe ein und verblieb darin bis zu der im Jahre 1785 erfolgenden Auflösung der Kapelle. Schon neben seiner Thätigkeit am Theater befaßte sich Kalkbrenner viel mit Compositionen. Die Einsendung einer vierstimmigen Messe an die Philharmonische Akademie zu Bologna

hatte seine Ernennung zum Ehrenmitgliede dieser Gesellschaft zur Folge. Im Jahre 1788 folgte er einem Rufe der Königin von Preußen als Kapellmeister nach Berlin, welche Stellung er 1790 mit einer gleichen bei dem Prinzen Heinrich in Rheinsberg vertauschte. Nach dem Ableben des Prinzen finden wir Kalkbrenner 1796—97 in Neapel und von 1799 in Paris, wo er Singmeister und Chorregent an der Großen Oper war und am 10. Aug. 1806 starb. Er componirte die Opern: „La veuve de Malabara", „La femme et le secret", „Démokrite", „Lanassa", „Olympie", „Oenone", die dramatische Scene „Pygmalion", eine Scene aus Ossian's Dichtung und eine Reihe größerer und kleinerer Klavierstücke, welche bei aller Formglätte und ansprechender Melodik doch des tieferen Gehaltes ermangeln und daher der Vergessenheit anheimfielen. Das gleiche Schicksal hatten auch Kalkbrenner's schriftstellerische Arbeiten, ein „Abriß der Geschichte der Tonkunst", eine „Theorie der Tonkunst" (erstere 1792, letztere 1789 in Berlin erschienen) und „Histoire de la musique" (Paris 1802). (*A. Tottmann.*)

KALKBRENNER (Friedrich), der Sohn von Christian Kalkbrenner, war als Musiker ungleich bedeutender als sein Vater. Derselbe gehörte zu den Hauptbegründern des modernen Klavierspieles. In den Angaben seines Geburtsjahres sowie des Geburtsortes herrschen große Differenzen. Nach einigen Berichten wurde er 1784 in Cassel, nach anderen im selben Jahre in Berlin, wieder nach anderen 1778 in Berlin geboren. Den glaubhaftesten Quellen zufolge ist Kalkbrenner 1788 bei der Uebersiedelung seiner Aeltern nach Berlin, auf der Reise von Cassel dorthin, unweit der preußischen Residenzstadt geboren. Den ersten Unterricht in der Musik empfing der junge Kalkbrenner von seinem Vater; die weitere Ausbildung erhielt er auf dem pariser Conservatorium, in welches er 1798 eintrat, wo Catel in der Harmonielehre, Adam im Klavierspiel seine Lehrer wurden. Er machte hier so bedeutende Fortschritte, daß er bald zu den besten Schülern der Anstalt zählte und bei seinem Abgange in beiden Fächern den ersten Preis empfing. Nun begab sich Kalkbrenner auf Kunstreisen und zwar zunächst nach Deutschland (Wien und Berlin), überall, wo er sich hören ließ, infolge seines feinen, ausgeglichenen und jeder Schattirung fähigen Spieles die größten Erfolge erringend. Nichtsdestoweniger ließ er sich an der bereits erworbenen Kunstfertigkeit und an den dadurch errungenen Erfolgen nicht genügen. Hauptsächlich war es Clementi, den er auf seinen Reisen gehört und kennen gelernt hatte, welcher durch sein breites, tonvolles Spiel bestimmend auf die weitere pianistische Entwickelung des jungen Virtuosen einwirkte. Ebenso unterzog sich Kalkbrenner auf Haydn's Veranlassung bei Albrechtsberger in Wien nochmals eingehenden contrapunktischen Studien. Auch Hummel's feindurchdachte, anmuthige Vortragsweise blieb nicht ohne Einfluß auf den strebsamen Künstler. Ruhmgekrönt und bereits im Besitze eines sehr ansehnlichen Vermögens ging Kalkbrenner 1814 nach London und verweilte in der Themsestadt — einen alljährlichen Sommeraufenthalt auf seinem französischen Besitze Rambouillet abgerechnet — bis 1823. Hierauf besuchte er, diesmal in Verbindung mit Moscheles, abermals Deutschland, ebenfalls allerwärts mit dem glänzendsten Erfolge concertirend. Nach diesem seinem zweiten Triumphzuge kehrte Kalkbrenner nach Paris zurück und trat als Compagnon in die Pianofortefabrik von Pleyel ein, welche durch seine Theilhaberschaft bald einen Weltruf erlangte und beiden Chefs ein bedeutendes Vermögen eintrug. Auch die letzten Concertreisen durch Deutschland (1833—34) sowie durch Belgien (1836) waren von demselben Erfolge gekrönt wie die früheren Concertreisen Kalkbrenner's. Nach dieser Zeit war Kalkbrenner nur noch in Paris als Lehrer und Concertspieler thätig. Bei dem Ausbruche der Cholera flüchtete er sich nach dem nahe gelegenen Enghien, wurde hier aber von der Krankheit ergriffen und am 10. Aug. 1849 durch den Tod ereilt. Zu seinen talentvollsten Schülern gehörten unter anderen die Herzogin Helene von Orleans, ferner Kathinka von Dietz, Camille Pleyel, Wilhelm John und Stamaty. Kalkbrenner lebte in glänzenden äußeren Verhältnissen. Er war mit der Großnichte des Admirals, der Tochter des Generals d'Estaing vermählt. — Von Natur wohlwollend und theilnehmend gegen andere, zugleich durch den steten Verkehr in den feinsten Cirkeln der Gesellschaft selbst zum feinen Weltmann geworden, fanden alle Künstler, namentlich seine deutschen Landsleute, stets einen liebenswürdig entgegenkommenden, nicht selten auch helfenden Rathgeber und Freund in Friedrich Kalkbrenner. Wie sein Wesen als Mensch, so waren auch seine Leistungen als Virtuos und Componist, liebenswürdig und gewinnend, ohne dabei Anspruch auf bedeutende Tiefe und Genialität erheben zu können. Kalkbrenner schrieb gegen 150 Werke, von denen als die hervorragendsten namhaft gemacht seien: die Klavierschule, sowie die das Supplement dazu bildenden Etüden, das D moll Concert, das Concert für zwei Pianoforte in C dur, die Phantasie „Le rêve", einzelne Rondos, die Sonaten Op. 4, 13, 35 und 42, und von Ensemblewerken: das Quintett Op. 81, das Sextett Op. 58 und namentlich das Septett Op. 15.

Der Sohn Friedrich Kalkbrenner's, Arthur Kalkbrenner, war ebenfalls Pianist. Er starb zu Paris im Januar 1869 (nach einer anderen Angabe 1868) und setzte seinem Edelsinne ein schönes Denkmal, indem er der Gesellschaft der Musiker, welche Baron von Taylor gründete, laut Testament ein Kapital von 120,000 Frcs. überwies. (*A. Tottmann.*)

KALKMILCH, Verbindung gut gebrannten Weißkalks mit Wasser, dient zur Bereitung des Syrups aus Kartoffeln und des Syrups und Zuckers aus Runkelrüben, wird bereitet, indem man 1 Kilo weißen, gut gebrannten Kalk mit einem halben Kilo lauwarmen Wassers begießt, sobald der Kalk zu Pulver zerfallen ist, noch 10 Liter Wasser dazu gießt, und zuletzt alles gut durcheinander mischt. Eine andere Art Kalkmilch besteht aus 1 Theil gelöschtem Kalk, aufgelöst in 12 Theilen Wasser, und dient dazu, die Flechten und Moose an den Obst-

bäumen zu zerstören. Diese Flüssigkeit muß aber sofort nach ihrer Bereitung verwendet werden. Man besprengt mit ihr mittels einer Gießkanne die Flechten und Moose, wodurch die grüne Farbe derselben dunkler und, wenn die Sonne eine Zeit lang darauf geschienen hat, braun wird. Sie schrumpfen dann zusammen und fallen nach einigen Monaten von selbst ab. Die beste Zeit zur Anwendung dieses Mittels ist der Spätherbst, wenn das Laub abgefallen ist, oder das Frühjahr, ehe die Knospen zu treiben anfangen. (*William Löbe.*)

KALKSPAT, Calcit, — Mineral aus kohlensaurem Kalk bestehend, von der chemischen Formel $Ca\,CO_3 = CaO.\,CO_2$; mit 44 Procent Kohlensäure und 56 Procent Kalk, meistens aber mit mehr oder weniger kleinen Beimischungen der isomorphen Carbonate der Magnesia (Uebergang zum Dolomit) und des Eisenoxyduls, auch Mangans oder Zinks. — Das Krystallsystem des Kalkspats ist das rhomboëdrische, dessen Formen geometrisch als die Halbflächner, Hemiëdrien, des hexagonalen zu betrachten sind. Hauptsächlich sind es Rhomboëder, Skalenoëder, sechsseitige Säulen oder Tafeln, welche theils einzeln, theils in Combinationen die formenreiche Reihe dieses Minerals bilden. Bis 1874 waren durch Descloizeaux über 170 verschiedene einfache Krystallformen des Kalkspats bekannt. Alle diese Formen haben vermöge der sehr vollkommenen Spaltbarkeit des Kalkspats nach dem sogenannten Grundrhomboëder R die Eigenschaft, beim Zerschlagen in rhomboëdrische Spaltstücke zu zerfallen, deren Polkantenwinkel 105° 8′ betragen. Zwillingsverwachsungen sind ziemlich häufig, nach verschiedenen Gesetzen, zum Beispiel sehr gern nach einer Fläche des ersten stumpfen Rhomboëders, — $^1/_2$ R; durch oftmalige Wiederholung dieser Bildungen, die polysynthetische Zwillingsbildung, entsteht auf gewissen Flächen parallele Streifung, die zum Beispiel sehr gut an vielen aus Krystallkörnern zusammengesetzten Marmorarten zu beobachten ist. — Härte 3 (Nummer 3 in der Mohs'schen Härtescala); specifisches Gewicht 2,6—2,8, der reine wasserhelle Kalkspat 2,72. Das Mineral ist in der reinsten Varietät, dem wegen seiner starken Doppelbrechung des Lichtes so genannten isländischen Doppelspat, farblos, wasserklar; in anderen wird es weiß, grau oder in fast allen Farben gefärbt. Es zeigt Glasglanz und in manchen Fällen auf gewissen Flächen Fett- oder auch Perlmutterglanz. Vor dem Löthrohr unschmelzbar, brennt er sich kaustisch, mit Salzsäure benetzt braust er lebhaft schon in der Kälte und löst sich vollständig auf. — Der isländische Doppelspat findet wegen seiner ausgezeichneten negativen Doppelbrechung zu optischen Instrumenten (Nicol'sche Prismas u. s. w.) Verwendung. — Außer den frei auskrystallisirten oder doch deutlich individualisirten Varietäten (eigentlicher Kalkspat, besonders schöne Vorkommnisse u. A.: Andreasberg, Freiberg, Tharand, Cumberland) bildet der Kalkspat auch faserige und stängelige Massen (Faserkalk) und körnige bis dichte Varietäten (Kalktuff, Kalk-Sinter, Kalkstein). Mit mechanischen Beimengungen von Quarzsand bildet er den sogenannten krystallisirten Sandstein von Fontainebleau in Frankreich. — Der Kalkspat findet sich fast nur als secundäres Product der chemisch-geologischen Agentien, indem das circulirende Wasser den sich durch die mannichfaltigsten Zersetzungs- und Auflösungsprocesse von Mineralien und Gesteinen bildenden kohlensauren Kalk mit sich führt und an geeigneten Stellen als Kalkspat wieder absetzt. Daher finden sich die Kalkspat-Krystalle oder -Aggregate hauptsächlich in Hohlräumen von Gesteinen als Mandel- oder Drusenausfüllungen, als secundäre accessorische Mineralien in Eruptivgesteinen, ferner auf kleinen oder großen Spalten und Klüften als Adern oder Begleitmineral auf den Erzgängen, in den Höhlen der Kalksteingebirge als Stalaktiten, Stalagmiten und anderen Sinterbildungen, oder endlich an Quellen als Kalktuff mit den mannichfachen Incrustaten. Aus demselben Grunde erklärt sich das häufige Vorkommen des Kalkspats in Form von Pseudomorphosen nach anderen Mineralien und umgekehrt die vielen Pseudomorphosen nach Kalkspat. Ebenso das Auftreten des Kalkspats als Versteinerungsmaterial von Hölzern, von Korallen, Conchylien u. a. m., hierbei stellt oft eine solche Versteinerung (zum Beispiel ein Seeigelstachel) ein einheitliches krystallinisches Individuum dar.

Die krystallinischen Aggregate von Kalkspatindividuen bilden den

Kalkstein, der bald grobkrystallinisch, bald feinkörnig, bis ganz dicht ist, und auch durch verschiedene Beimengungen ein sehr wechselndes Aeußeres erlangt. Die mehr oder weniger deutlich krystallinisch-körnigen Varietäten von weißer, grauer bis schwarzer Farbe, oft gebändert und geflammt, werden als Marmor bezeichnet und zu Bildhauerarbeiten, Monumenten und allerhand Utensilien benutzt. Dieser krystallinische Kalkstein, auch Urkalk genannt, findet sich hauptsächlich im Gebiete der archäischen Formationsgruppe. Die mehr oder weniger dichten Abarten, die sich aber unter dem Mikroskop immer noch als krystallinisch zu erkennen geben, bilden in ihren verschiedenen Modificationen den gemeinen Kalkstein, der grob oder fein geschichtet, oft ganz dünnplattig ist, und stellenweise ungemein reich ist an Versteinerungen. Er findet sich auf der ganzen Erde verbreitet und in allen Sedimentärformationen. Man verwendet ihn als Baustein und in gebranntem Zustande zu Mörtel, ferner zur Düngung. Bei einer Beimengung von 25—30 Procent Thon ist er besonders zu hydraulischem Mörtel und Cement brauchbar. Solchen durch mehr oder weniger Thonbeimengung verunreinigten Kalkstein nennt man Mergel. Eine Beimengung von kohlensaurer Magnesia gibt den dolomitischen Kalkstein. Ein sehr feinkörniger, fast dichter, dünnplattiger, mergeliger Kalkstein ist der für die Lithographie so werthvolle sogenannte Solenhofener Schiefer. Ein mit Bitumen gemengter Kalkstein ist der Stinkstein, der beim Zerschlagen unangenehm riecht. Die Kreide ist eine erdige Masse von Kalktrümmern mit massenhaften Schalen von Foraminiferen und zerbrochenen Schalenresten anderer Thiere. Bergmilch oder Montmilch nennt man eine zerreibliche weiße Masse von hauptsächlich kohlensaurem Kalk, die

als Ausblühung oft die Oberfläche kalkreicher Gesteine bedeckt. Als Structurvarietät unterscheidet man noch den Rogenstein oder oolithischen Kalk. (*E. Geinitz.*)

KALKSTEIN, ein altes adeliges Geschlecht, das, aus Schlesien stammend, sich nach der Lausitz, auch nach Polen und Preußen wendete. Die Zweige in polnischen Landen behielten nur zum Theil den alten Namen bei, theils nahmen sie Besitznamen an, so nach Kobylin bei Gnesen: „Kobilinski", nach Oslowo bei Schwetz: „Oslowski", ein dritter Zweig, „Stolinski." Die Lausitzische Linie erlosch, während der Stamm in Polen und Preußen zu großer Blüte gedieh. Des letzteren Stammvater, Christian von Kalkstein, wurde im Beginn des 15. Jahrh. vom Deutschen Orden für ersprießliche Dienste mit dem Dorfe Wogan belehnt. Aus seiner Ehe mit einer von Trauttmansdorff hinterließ er mehrere Kinder. Einer seiner Nachkommen, Albrecht von Kalkstein (geb. 1592, gest. 1670), erwarb 1645 die bedeutenden Güter Knauten, Mühlhausen, Romitten und Jesau und machte sich als kursächsischer Generallieutenant und Oberkammerherr bekannt. Dessen Sohn ist Christian Ludwig von Kalkstein, kurbrandenburgischer Oberst und Chef eines Regiments zu Pferde, auch Amtshauptmann zu Oletzko, der seines traurigen Geschickes halber das Mitgefühl seiner Zeitgenossen in Anspruch nahm. Schon in jungen Jahren seiner hervorragenden geistigen und körperlichen Eigenschaften wegen zum Obersten über 1000 Mann Fußvolk und 600 Dragoner ernannt, misbrauchte er seine Stellung durch despotische Strenge auf mancherlei Art, sodaß sich sein Kriegsherr schließlich genöthigt sah, ihn dieser Stelle zu entheben. Christian Ludwig, Rache im Herzen, fand bald Gelegenheit, diese zu bethätigen. Bei der Huldigung des Kurfürsten als souveränen Herzogs in Preußen suchte er die preußischen Landstände zu überreden, dem Kurfürsten Bedingungen vorzuschreiben, intriguirte in jeder Weise gegen ihn und ging so weit, im Hinweis auf seine polnischen Beziehungen seinem Herrn mit Einfall von polnischen Kriegsvölkern zu drohen, wobei er Preußen mit Feuer und Schwert verwüsten wolle. Hierüber wurde ihm der Proceß gemacht und er zu lebenswierigem Gefängniß verurtheilt. Auf Fürbitte der Kurfürstin, als sie ihrem ersten Prinzen, Philipp Wilhelm, das Leben gegeben, wandelte ihr Gemahl diese Strafe in eine Geldbuße von 10,000 an den Fiscus zahlbaren Thalern, deren eine Hälfte sogleich zu erlegen war; auch mußte sich Kalkstein eidlich verpflichten, ohne Erlaubniß des Kurfürsten sich nicht von seinen Gütern zu entfernen. Allein kaum hatte Michael Korybut den polnischen Thron bestiegen, so begab sich Christian Ludwig nach Warschau, wo er aus der Zeit seiner dienstlichen Stellung (er war vorübergehend auch polnischer Oberst gewesen) viele Freunde, auch Verwandte am Hofe selbst besaß. Sofort machte er seinem Hasse gegen den Kurfürsten Luft, indem er auf Umstoß des sogenannten Wehlauer Tractats hinstrebte, sodaß das Herzogthum Preußen nur als ein polnisches Lehn dem Kurfürsten gegeben werden könne. Dieser, im höchsten Grade erbittert, ließ durch seinen Residenten, Eusebius von Brand, die Auslieferung des Kalkstein fordern, wurde aber abgewiesen. Ein eigenhändiger Brief an den König Michael, dem die Proceßacten des inzwischen als Rebellen und Meineidigen zum Tode verurtheilten Christian Ludwig beilagen, hatte keinen bessern Erfolg. Der König schützte die Verfassung des Reiches vor, die ihm nicht erlaube, einen ehemaligen Staatsdiener und Gutsbesitzer auszuliefern; ja er ernannte nicht lange darauf, nachdem ihm Kalkstein Briefe von den preußischen Landständen mit der Bitte ihnen das brandenburgische Joch wieder abzunehmen überbracht hatte, diesen zu seinem Kammerherrn, Obersten über ein Regiment Cavalerie, zum Landboten auf dem Reichstage und versah ihn überdies mit den kräftigsten Schutzbriefen. — Als Antwort hierauf gab der Kurfürst von Brandenburg seinem Residenten die bündigste Weisung, sich der Person des Kalkstein in heimlicher Weise mit Gewalt zu bemächtigen und ohne Aufsehen auf preußischen Boden bringen zu lassen. Zu diesem Zwecke wurden dem Herrn von Brand ein Offizier und mehrere Soldaten in bürgerlichem Kleide nach Warschau gesendet, denen es mit Brand's Hülfe und zwar in dessen eigenem Hause gelang, sich des ihnen gewordenen Auftrags zu entledigen. An Händen und Füßen gebunden, den Mund verstopft, wurde Kalkstein in Tapeten gewickelt und so als Ballen in einem geschlossenen Wagen nach Preußen geführt, dort auch ohne langen Aufschub zu Memel im Jahre 1672 enthauptet. König Michael von Polen ließ sich dieses Gewaltstreiches wegen nur schwer beruhigen; Eusebius von Brand versuchte dies durch eine eigene Schrift: „Ludovici Kalkstein mores et fata" betitelt.

Von berühmten Männern des Geschlechts sind ferner zu erwähnen: Christoph Wilhelm von Kalkstein, preußischer General-Feldmarschall, Gouverneur der Festung Glogau, Chef eines Regiments zu Fuß, Johanniter-Ritter, sowie Ritter vom Schwarzen Adler. Er war im Jahre 1682 als Sohn des Christoph Albrecht von Kalkstein auf Knauten und Wogan, Majors der polnischen Kronarmee und der Maria Agnes geborenen von Lehwald a. d. H. Ottlau geboren. Seine militärische Laufbahn begann er in hessischen Diensten, wo er den Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel (den nachmaligen König von Schweden) als Adjutant im spanischen Erbfolgekrieg begleitete und vorzüglich in der Schlacht bei Malplaquet Proben seiner Tapferkeit ablegte. Im Jahre 1715 gelegentlich der Belagerung von Stralsund lernte ihn König Friedrich Wilhelm I. von Preußen kennen, gewann ihn für seinen Dienst und übertrug ihm eine Oberstlieutenantstelle. Bald darauf zum Obersten und 1719 zum Unterhofmeister beim Kronprinzen ernannt, bekleidete er seinen Posten bis 1729. Als Commandeur des Butowsky'schen Regiments wurde er 1731 nach Cassel zum König von Schweden gesendet, ihm zur Ankunft in seinen deutschen Staaten Glück zu wünschen, zugleich aber den König zu bestimmen, den Theil der hessischen Truppen, welcher bisher im englischen Solde gestanden, nun aber zur Hälfte abgedankt werden sollte, der preußischen Armee zu überlassen. Kalkstein führte diese Mission bei seinem

alten Herrn zur Zufriedenheit des neuen Kriegsherrn aus und wurde 1733 zum Generalmajor und 1741 zum Generallieutenant befördert. Als solcher befehligte er bei Molwitz den linken Flügel und bald darauf, nachdem seine hier erhaltenen Wunden geheilt, leitete er die Belagerung von Brieg mit so gutem Erfolge, daß sich die Stadt binnen acht Tagen ergeben mußte und 66 Kanonen und 8 Mörser der Beute Lohn betrug. Hierfür mit dem Orden vom Schwarzen Adler belohnt, erhielt er gleichzeitig das Gouvernement von Groß-Glogau und 1743 die Drostei Dinslaken im Herzogthum Cleve. Er focht fast in allen Schlachten der Schlesischen Kriege, mit besonderer Auszeichnung bei Hohenfriedberg und Soor, und wurde schließlich 1747 mit dem Marschallstabe belohnt. Sein am 2. Juni 1759 erfolgter Tod setzte weiterem Wirken ein Ziel. — Sein jüngster aus der Ehe mit Christophora Lucretia Brand von Lindau erzeugter Sohn Ludwig Karl von Kalkstein trat in die Fußstapfen des Vaters, errang auch dessen sämmtliche Titel und Würden. Geboren zu Berlin am 6. März 1725 erhielt er eine vorzügliche Erziehung, lenkte bereits im Böhmischen Feldzuge 1742 die Aufmerksamkeit des Feldzeugmeisters Grafen von Schmettau auf sich, wurde 1752 zum Premier-Lieutenant, 1758 zum Capitän befördert. Als Major beim Ueberfall von Anclam gefangen genommen, erhielt er nach 14 Tagen die Freiheit wieder, unterstützte den General von Belling bei seinen Unternehmungen in Pommern, wurde nach dessen Abzuge von schwedischer Cavalerie überfallen und nach der tapfersten Gegenwehr mit seiner Compagnie bei Taschenberg in der Ukermark abermals gefangen, nach Schweden geführt, jedoch nach einigen Monaten wieder ausgewechselt. Jetzt erhielt er ein Grenadier-Bataillon bei der Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen und befehligte beim Einmarsch in Böhmen die Avantgarde, leitete den ersten Angriff auf die teplitzer Anhöhe, verlor dabei ein Pferd unterm Leibe, gerieth aber dadurch zum dritten mal für einige Monate in Gefangenschaft. Das Jahr 1767 brachte ihm die Beförderung zum Oberstlieutenant, 1777 zum Oberst, 1782 zum Regiments-Commandeur und 1783 zum Generalmajor. König Friedrich Wilhelm II. wollte ihm nicht minder wohl und verlieh ihm bald nach seiner Thronbesteigung eine Präbende des Domstifts zu Magdeburg sowie die Würde eines Generallieutenants und Chefs eines Infanterie-Regiments. Ein neues Feld seiner Thätigkeit und weiteren Ruhmes eröffnete sich ihm in der Rhein-Campagne. Die Anerkennung für seine dort bewiesene Auszeichnung wurde ihm im höchsten Orden der preußischen Krone, dem Schwarzen Adler, sowie im Marschallstabe zutheil. Ludwig Karl von Kalkstein starb 1800 zu Magdeburg als Gouverneur der dortigen Festung. Obgleich zweimal und zwar mit Henriette Auguste von Borke (des preußischen Ministers Tochter), dann mit einer geborenen von Weyring vermählt, hat er Kinder nicht hinterlassen. Seine beträchtlichen Güter, als Wogan, Romitten u. s. w., kamen an Vettern seines Namens, Knauten dagegen an weibliche Verwandte.

Das Wappen der Kalkstein zeigt im silbernen Schilde drei rothe Balken; auf dem Helme zwei wie der Schild gezeichnete Büffelhörner; die Helmdecken: roth-silber.

(*H. v. Borwitz u. Harttenstein.*)

KALKUTTA, Hauptstadt des britischen Kaiserreiches Indien. Diese prächtige Stadt, deren Anfang zu Ende des 17. Jahrh. drei Dörfer aus Erdhütten waren (s. Calcutta), hat sich in kurzer Zeit so riesig entwickelt, daß sie mit ihren vier Vorstädten jetzt 800,000 Einwohner zählt. Der centrale Theil, das eigentliche Kalkutta, hatte 1876 schon 429,535 Einwohner, und sein Seehandel belief sich 1875 auf $54\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling, natürlich mit jährlichen Schwankungen. Nimmt man als mittlere Zahl 52 Millionen an, dann kommen davon 31 auf die Ausfuhr und 21 auf die Einfuhr.

Im J. 1834 ist der General-Gouverneur von Bengal (sprich Bengol) zum General-Gouverneur von Indien erhoben, und 1854 ein unter diesem stehender Lieutenant-Gouverneur von Bengal ernannt worden. Somit ist Kalkutta seitdem sowol Sitz der höchsten als auch der Provinzialregierung, jede mit ihrer eigenen Reihe von Beamten. Das Regierungsgebäude, die amtliche Residenz des General-Gouverneurs, jetzt Vicekönigs von Indien ist ein prächtiges Bauwerk, 1804 von Lord Wellesley nördlich vom Fort und dem großen Park, Maidan genannt, aufgeführt. Die amtliche Residenz des Lieutenant-Gouverneurs von Bengal ist das sogenannte Belvedere in der südlichen Vorstadt Alipur. Durch Verbesserungen und Wasserzufuhr ist Kalkutta jetzt eine der gesündesten Städte Indiens. Die drei Ausläufer des Ganges, welche sich vereinigen, um den Mündungsarm Hugli zu bilden, die sogenannten Nadija-Flüsse, werden durch angestrengte Ingenieurarbeiten offen erhalten; und noch mehr geschieht für den Fluß unterhalb Kalkuttas. 1853 lautete das Urtheil dahin, daß das Flußbett sich sehr verschlechtere und verschlamme, sodaß man vorschlug, an dem anderen Matla genannten Mündungsarme einen Hülfshafen anzulegen; indeß ist seitdem jede erdenkliche Hülfe für die Verbesserung im Gange, und namentlich arbeiten unablässig riesige Bagger, sodaß der Hafen selbst für die größten, acht Meter tief gehenden Seeschiffe offen erhalten wird.

Die Zählung von 1872 ergab für die Stadt 447,601 Einwohner; für die „Suburbs von Kalkutta" genannte Municipalität 257,149 Einwohner; für die „Nord-Suburban-Stadt" genannte Municipalität 27,263; für die „Süd-Suburban-Stadt" 62,632 Einwohner; für Haurah (Howrah) auf der andern Flußseite 97,784 Einwohner: in Summa 892,429. Eine richtigere Zahl, 794,645, ergab wol die Zählung von 1876. — Die Fläche wurde bestimmt zu 0,376 geogr. □Meilen oder 20,72 □Kilometer. Man zählte 38,864 Häuser, 291,194 Hindus, 133,131 Mohammedaner, 869 Buddhisten, 21,356 Christen, 1051 anderen Bekenntnisses. Männlichen Geschlechtes waren 299,857, weiblichen 147,744; auf jedes Haus kamen etwa 11 Personen. 1876 zählte man in Kalkutta

409,036, im Fort William 2803, im Hafen von Kalkutta 17,696, in Summa 429,535. Die Länge der Straßen betrug 32,5 geogr. Meilen oder 240 Kilometer. Das Municipal-Einkommen belief sich 1877 auf 285,692, die Ausgaben auf 289,844 Pfund Sterling; Abgaben per Kopf 11 Shilling $4^3/_4$ Pence.

Das System der Wasserversorgung datirt von 1865; die Werke liefern täglich der Stadt mehr als 6 Millionen Gallons Wasser, welches von Paltá an der Hugli, etwa 25,6 Meilen oberhalb Kalkuttas, kommt. Drei Dampfmaschinen zu 50 Pferdekraft saugen das Wasser auf und führen es in 6 Bassins, 150 und 75 Met. messend; hier steht es 36 Stunden und geht dann zu den 8 Filtern, jeder 60 und 30 Met. messend. Die Werke kosten 525,432 Pf. Sterl.; 1870 wurden sie beendet; die unter den Straßen liegenden Röhren messen 160 Kilom. in der Länge; 1874 führten sie das Wasser in 8159 Häuser. Die noch nicht ganz vollendeten unterirdischen Abzugskanäle haben 1874 620,000 Pf. Sterl. gekostet. Leichen dürfen nicht mehr in den Fluß geworfen werden, und die Begräbnißorte und Verbrennungs-Ghats stehen unter Aufsicht. Aller Koth und Unrath wird auf einer besonderen Eisenbahn nach dem Salzsee abgeführt. Eine Gas-Compagnie erleuchtet die Stadt durch 2723 Gas- und 730 Oellampen. Die Löschmannschaft hat zwei Dampf- und fünf Handspritzen und kostet jährlich 2000 Pf. Sterl. Die Polizei bestand 1873 aus 4 Oberaufsehern, 155 niederen Beamten, 1292 Constables und 6 reitenden Constables; jährliche Kosten 41,227 Pf. Sterl., wovon die Regierung ein Viertel bezahlt. Einschließlich der Flußpolizei, Regierungsgarde u. s. w. steigt die Zahl auf 2313 Mann; davon Europäer etwa 50.

1873 hatte Kalkutta 3 Regierungscolleges, nämlich das 1855 gegründete Präsidentschaftscollege mit 709 Zöglingen; das 1824 gegründete Sanskritcollege mit 26 Zöglingen, von denen 17 Brahmanen; das 1781 gegründete Kalkutta-Madrasa oder Mohammedcollege mit 528 Zöglingen. Die fünf aus Missionsmitteln gegründeten, von der Regierung unterstützten Colleges hatten 305 Zöglinge. Die Zahl der Schulen des Erziehungs-Departements war 260 mit 19,445 Schulkindern, 157 für Knaben mit 16,155, 103 für Mädchen mit 3290 Zöglingen. 36 Schulen lehren 9445 Knaben Englisch, 121 unterrichten 6620 Knaben in der Landessprache, 99 lehren 3244 Mädchen in der Landessprache; in 4 Seminaren wurden 90 Volkslehrer und 46 Lehrerinnen unterrichtet. Von allen Zöglingen waren 47,7 Proc. Hindus, 13,5 Proc. Christen, 2,6 Proc. Musulmanen, 36,2 Proc. waren ungewiß. Die Kosten beliefen sich auf 25,011 Pf. Sterl., wovon die Regierung 9160 Pf. Sterl. zahlte. Die Regierungs-Kunstschule besuchten 1872—74: 94 Studenten, wovon 88 Hindus, 4 Musulmanen und 2 Eurasier waren. Kalkutta hat auch eine wichtige Medicinalschule oder Medicinalcollege mit großem Hospitale.

Die wohlthätigen Institute sind: das Medicinalcollege-Hospital, das Haupt-Hospital, das nur für Eingeborene bestimmte Mayo-Hospital, das städtische Armen-Hospital und kleinere. Das Haupt-Hospital ist fast allein für Europäer bestimmt. Die Regierung zahlt über 30,000 Pf. Sterl. 1872—73 wurden 251,039 Kranke behandelt, wovon 20,805 in den Hospitälern (64,9 Proc. Männer, 16,3 Proc. Frauen, 18,8 Proc. Kinder.) An der Cholera starben unter 1000: 484,3. 1873 starben 11,557 oder 25,82 pro mille. Die meisten starben im November, December und Januar, die wenigsten im Juni und Juli; unter den Christen starben 31,5, unter den Hindus 26,1, unter den Musulmanen 24,7.

Die mittlere Temperatur ist 26,1° C.; innerhalb der letzten 18 Jahre ist die höchste Temperatur im Schatten 41,1°, die niedrigste 11,5° C. gewesen. Das Extrem ist also etwas über 11,7°, während die mittlere Temperatur des December und Mai, des kältesten und des wärmsten Monats, 20,3° und 29°,4 ist. Der ungefähre Regenfall während 36 Jahren ist 1676 Millim.; der höchste ist 1871 gewesen, nämlich 2370 Millim., der niedrigste 1837, nämlich 1107 Millim. Der meiste Regen fällt zwischen Juni und October. — Kalkutta hat von periodischen Cyklonen oder Wirbelstürmen zu leiden. Der stärkste vorgekommene Druck des Windes betrug 50 Pfund auf den englischen □Fuß. In den Stürmen von 1864 und 1867 ist der Windmesser fortgeweht worden. In Kalkutta und den Vorstädten wurden am 5. Oct. 1864 beim Sturme 49 Personen getödtet und 16 verwundet; 102 Ziegelhäuser wurden zerstört und 563 schwer beschädigt; 40,698 Ziegel- und Strohhütten wurden ganz fortgerissen. Die Verwüstung unter den Schiffen im Hafen übertraf jede frühere: von 195 Schiffen blieben 23 unverletzt, und 31, von etwa 27,653 Tons, wurden völlig zu Wracks.

Der Hafen, 16 Kilom. längs der Hugli, mit einer Breite von etwa 230 Meter und mit 169 Ankerstellen, steht unter einer Körperschaft von 9 Europäern, die den Titel führen „Commissäre für Hafenverbesserungen". Diese besteht seit 1870; sie hat auch die Aufsicht über die seit 1874 beendete schwimmende oder Schiffbrücke, welche nach dem bei Haurah liegenden Ende der Eisenbahn führt; zu bestimmten Stunden wird sie den Schiffen geöffnet. 1875 wurden in 41 Wochen 7593 Pf. Sterl. eingenommen; die Kosten der Brücke betrugen 220,000 Pf. Sterl. — 1873 auf 1874 war die gesammte Einnahme der Hafencommissäre 114,709 Pf. Sterl., die Ausgabe 78,260 Pf. Sterl. An Kapital waren bis dahin aufgewendet 580,339 Pf. Sterl., einschließlich einer Schuld von 400,123 Pf. Sterl. Im J. 1727 wurde die gesammte Schiffahrt auf 10,000 Tons geschätzt, 1759 segelten 30 Schiffe von Kalkutta mit etwa 3964 Tons Lasten. Während der 11 Monate bis April 1812 belief sich Ausfuhr nebst Einfuhr auf $9^1/_2$ Millionen Pf. Sterl., bewirkt durch 600 Schiffe von 150,000 Tons. 1861—62 war die Zahl der ein- und ausgegangenen Schiffe 1793, mit einer ungefähren Tonnage von 1,337,632 Tons; 1873—74 waren es 1927 Schiffe von 2,437,447 Tons.

Der Werth der Ein- und Ausfuhr war folgender:

Ein- und Ausfuhr			Zölle		
1820—21: 10,454,910	Pf.	Sterl.	151,817	Pf.	Sterl.
1830—31: 8,756,382	„	„	121,321	„	„
1840—41: 15,202,697	„	„	495,515	„	„
1850—51: 18,754,025	„	„	1,038,365	„	„
1860—61: 31,794,671	„	„	2,270,654	„	„
1870—71: 49,316,738	„	„	3,548,926	„	„
1874—75: 54,288,555	„	„			

Baumwollwaaren wurden 1824 ein wichtiger Einfuhrartikel; Leinsaat wurde zuerst 1835 ausgeführt; die Ausfuhr von Jute in großem Maßstabe datirt von 1860, die des Thees von 1864. 1870—71 waren die Haupt-Artikel der Einfuhr und Ausfuhr und ihre Werthe folgende:

Einfuhr:

Artikel	Werth		
Kleidung	186,767	Pf.	Sterl.
Bier	140,859	„	„
Kohlen	109,185	„	„
Baumwollwaaren	11,624,712	„	„
Maschinen	194,198	„	„
Metalle	1,311,547	„	„
Eisenbahnmaterial	710,357	„	„
Salz	652,632	„	„
Gewürze	150,150	„	„
Spirituosen	162,635	„	„
Wein	214,191	„	„
Holz	156,903	„	„
Wollenwaaren	347,116	„	„
Geld	2,255,244	„	„
Regierungsladungen	981,557	„	„
	19,198,053	Pf.	Sterl.

Ausfuhr:

Artikel	Werth		
Baumwollwaaren	811,825	Pf.	Sterl.
rohe Baumwolle	2,020,159	„	„
Färbematerial	153,113	„	„
Korn und Gemüse	2,630,451	„	„
Häute und Felle	1,743,655	„	„
Indigo	2,285,202	„	„
Jute	2,585,390	„	„
Jute-Manufacte	664,898	„	„
Lack	194,576	„	„
Metalle	215,920	„	„
Opium	5,490,395	„	„
Salpeter	440,133	„	„
Saat	2,921,117	„	„
Seide	1,508,801	„	„
Seidenwaaren	244,076	„	„
Gewürze	215,018	„	„
Zucker	674,149	„	„
Thee	1,117,712	„	„
Taback	152,716	„	„
Wollenwaaren	136,052	„	„
Edelmetalle	1,021,638	„	„
Regierungsschatz	228,534	„	„
	27,455,530	Pf.	Sterl.

Der Landhandel wird theils mittels der Eisenbahn, theils durch Wasserverkehr vermittelt. Drei Eisenbahnen enden in nächster Nähe der Stadt. Die Ostindische Eisenbahn, deren Ende der Stadt gegenüber bei Haurah ist, bringt die Producte aus den nordwestlichen Provinzen und aus Behar und verbindet Kalkutta mit der Haupteisenbahn der Halbinsel. Die Ost-Bengal-Eisenbahn und die Südostbahn enden bei Sialdah, einer östlichen Vorstadt; die erstere ist eine wichtige Linie durch das Delta nach der Vereinigung des Ganges und Brahmaputra bei Goalanda, die jetzt nach Norden bis Dardschiling fortgesetzt ist. Die Südostbahn ist kurz und soll die Hauptstadt mit Port-Canning, in den Sundarbans, verbinden. Die drei Hauptwasserlinien sind 1) der Kalkuttakanal, eine Kette von Kanälen und Flüssen rundum und durch die Sundarbans, zu allen Jahreszeiten offen, die Haupt-Verbindungslinie mit dem Ganges und Brahmaputra; 2) die Nadijaflüsse, aus denen die Hugli wird, in den trockenen Jahreszeiten schwierig zu befahren; 3) die Midnapur- und Hidschili-Kanäle, welche südlich nach Orissa führen. Der wichtige Handel, welcher somit seinen Weg aus dem Innern nach Kalkutta findet, wurde außer Opium und Eisenbahnmaterial, 1876—77 auf 26,671,090 Pf. Sterl. geschätzt. Für 10 Millionen Pf. Sterl. wurde durch Boote aus dem Lande, $2^1/_2$ Millionen durch Flußdampfer, 10 Millionen durch die Ostindische Bahn, 3 Millionen durch die Ost-Bengal-Bahn und 1 Million Pf. Sterl. zu Lande herangebracht. Namentlich kamen aus dem Innern nach Kalkutta Reis für 3,570,000, Thee für 2,900,000, Jute für 2,490,000, Indigo für 2,390,000, Leinsaat für 1,980,000, Senfsamen für 1,020,000, Weizen für 1,290,000 und Seide für 1,130,000 Pf. Sterl. Die Ausfuhr aus Kalkutta ins Innere wurde 1876—77 zu 19,535,510 Pf. Sterl. geschätzt; und zwar gingen Güter für $4^1/_2$ Millionen Pf. Sterl. durch Boote, für 800,000 durch Flußdampfer, für $11^1/_2$ Millionen auf der Ostindischen Bahn, für $2^1/_2$ Millionen auf der Ost-Bengalbahn, für 380,000 zu Lande. Die wichtigste Ausfuhr aus Kalkutta in das Innere war 1876—77: europäische Baumwollwaaren für $10^1/_2$ Millionen Pf. Sterl., Salz für 3,430,000, europäischer Baumwolltwist für 1,124,000 Pf. Sterl. (Hunter.)

(*G. A. von Klöden.*)

KALLIERGES (Zacharias). Der Name dieses gelehrten Buchdruckers erscheint vielfach verdorben. Abgesehen von unglaublichen Formen, wie Kalloergos, Kallierges, Kallergos, findet man am häufigsten Kalliergos oder in Deutschland auch Calliergus. Er selbst nennt sich *Καλλιέργης*[1]); weil in seinen Drucken *ὑπὸ Ζαχαρίου Καλλιέργου* steht, hat man diesen Genetiv falsch von Kalliergos hergeleitet. Die Griechen sagten natürlich Kalliergis, daraus entstand bei den Italienern Calliergi und diese Namensform haben auch die Franzosen angenommen. Er stammte aus einer angesehenen Familie und war auf Kreta in der an der Nordküste gelegenen Stadt Rhethymna

1) Ritschl, Thom. Mag. praef. p. XVIII.

(Retimo) geboren, woher auch Markos Musuros stammte. Da die Insel Candia damals den Venetianern gehörte, so ist er nicht etwa ottomanischer Herrschaft entflohen, sondern freiwillig in die Hauptstadt Venedig übergesiedelt. Die Zeit wissen wir nicht. Er legte eine Druckerei an und wetteiferte in seinen Werken mit Aldus, fand auch wie dieser an Carpi, so an seinem Landsmann Nikolaos Blastos die freigebigste Unterstützung. 1499 im Juli erschien das Etymologicum magnum, dieses typographische Meisterwerk, das in seiner Ausstattung mit rothem Titel und ähnlichen kunstvollen Initialen (die sogar in einigen Exemplaren vergoldet sind) die sauberen Handschriften byzantinischer Kalligraphen treu darzustellen bemüht ist. In wie weit die *παραίνεσις τῆς λαμπροτάτης τε καὶ σωφρονεστάτης κυρίας Ἄννης θυγατρὸς τοῦ πανσεβαστάτου καὶ ἐνδοξοτάτου κυρίου Λουκᾶ Νοταρᾶ ποτε μεγάλου δουκὸς τῆς Κωνσταντινουπόλεως* dabei eingewirkt hat, läßt sich nicht ermitteln; wir wissen nur, daß nach dem tragischen Ende des Notaras und seiner Söhne 1453 die Mutter mit ihrer Tochter aus Constantinopel entkommen sind und in Venedig sich niedergelassen haben.[2]) Musuros hat in den auf dem Titel stehenden Versen die Kunst seines Landsmannes in der Herstellung der Typen gepriesen, das Opfer des Kreters, der die Kosten hergegeben hat, und schließlich die Griechen überhaupt, denen man die ersten griechischen Typen verdankt.[3]) In der Vorrede sagt er, daß man seit sechs Jahren, also seit 1493, sich mit der Herstellung abgegeben habe. Wenn er schließlich auch den lobt, der das schwierige Werk der *διόρθωσις* auf sich genommen, so darf dabei man schwerlich an Musuros selbst denken, zumal dieser von sich nicht in der dritten Person geredet haben würde. Kallierges war gewiß zu solcher Compilation befähigt.[4]) In gleicher Ausstattung erschien noch in demselben Jahre Simplikios zu den Kategorien des Aristoteles. Auf Kosten des Blastos erschienen 1500 die *Θεραπευτικὴ μέθοδος* des Galen, das vierzehnte Buch dieses Schriftstellers, zu dem Musuros die Handschriften für Kallierges besorgt hatte, und die erste Ausgabe des Commentars, welchen Ammonios Hermeias zu den *πέντε φωναί* des Porphyrios geschrieben. Seitdem ruht die Thätigkeit des Kallierges einige Jahre; vermuthlich war Blastos gestorben und damit die Quelle versiegt. Sicherlich erscheint auf den beiden Drucken aus dem Jahre 1509 ein Jac. Pontio aus Lecco, der die Kosten hergegeben hatte zu einem Unternehmen ganz anderer Art, das einträglicher werden konnte. Es sollte an der Stelle der Philosophen und Dichter, für die Aldus gesorgt, eine Reihe von Andachtsbüchern werden, für die auch ein Privilegium erlangt war. Das Gebetbuch (*ὡρολόγιον*) in Klein-Quart zeigt rothen und schwarzen Druck. Des Agapetos *παραινετικὰ κεφάλαια πρὸς βασιλέα Ἰουστινιανόν* sind sehr selten und die Angaben der Bibliographen lauten widersprechend.[5]) Die politischen Verhältnisse nöthigten zum Abbruch dieses Unternehmens und der typographischen Thätigkeit überhaupt. Als Leo X. die griechische Anstalt unter Laskaris' Leitung in Rom gründete, wurde Kallierges veranlaßt, seine Druckerei nach Rom zu verlegen. Am 13. August 1515 erschienen dort die Scholien zu Pindar *πόνῳ καὶ δεξιότητι Z. Καλλιέργου*, wie es in der Schlußschrift heißt oder per Zach. Calergi (so) Cretensem permissu S. D. M. Leonis X. Pont. Max. auf dem Titel. Die Kosten hatte Aug. Chigi gegeben, in dessen Hause die Druckerei errichtet scheint, und Cornelio Benigno von Viterbo dazu gerathen, denn so werden wir die Worte *παρὰ τοῖς οἰκίοις τοῦ μεγαλοπρεποῦς Αὐγ. τοῦ Κισίου ἐντυπωθεῖσα — ἀναλώμασι τοῖς αὐτοῦ, διὰ παραινέσεως λογίου ἀνδρὸς Κορν. Βενίγνου τοῦ Οὐιτερβιέως* zu verstehen haben. In dasselbe Jahr wird auch die Sammlung der Apophthegmata von Arsenios gesetzt, aber weder das Jahr ist sicher, noch läßt sich Kallierges bestimmt als Drucker bezeichnen; genannt hat er sich nicht, was er doch sonst thut, auch die Typen sind verschieden und deshalb hat man das Buch aus der Druckerei hervorgehen lassen, welche der Papst auf Monte Cavallo errichtet hatte.[6]) Unzweifelhaft ist die Ausgabe des Theokrit vom 15. Januar 1516, zu der Cornelio Benigno die Kosten gegeben hat.[7]) Es sind bisher nicht gedruckte Gedichte und 19 Epigramme hinzugekommen, auch die Zusammenstellung der Scholien ist Kallierges' Verdienst. Im März 1517 erschien die editio princeps des Thomas Magister mit einem päpstlichen Privilegium gegen Nachdruck auf 10 Jahre. Die Widmung an Michael Silva, den Gesandten des Königs von Portugal, ergibt, daß dieser Gönner Anregung und Mittel zu dem Werke gegeben hatte, das Kallierges nach den Handschriften abgedruckt, nicht etwa selbst willkürlich in alphabetische Ordnung gebracht hat. Lactanz Tolomeo von Siena hat es in zwei Gedichten gefeiert. Wenige Monate später erschien der Atticist Phrynichos, der öfter mit Thomas zusammengebunden ist. Diesen Grammatiker hat er nach dem Alphabete geordnet. 1523 hat er das Lexikon gedruckt, welches Guarino aus Favore bei Camerino (Favorinus Camers), der schon seit mehreren Jahren Bischof von Nocera war, zusammengestellt hatte und welches die Neugriechen besonders geschätzt haben. Ein Druck der Erotemata des Chrysoloras, angeblich von 1522, ist sehr zweifelhaft; er ist wol aus früherer Zeit und stammt aus Florenz. — Eine kurze griechische Grammatik ist handschriftlich auf italienischen Bibliotheken, zum Beispiel in Turin, ebenso anderes über Buchstaben, über Accente, über Quantität der Casus-Endungen in einem cod. Ottobon. 173. Vgl. Bekker, Anecd. gr.

2) C. Sathas, *Νεοελληνικὴ Φιλολογία* 1868. 3) Demetrios von Kreta hat sie geliefert für den Druck des Laskaris in Mailand 1476 und für den florentinischen Homer 1488. 4) Menge, De Musuri vita, studiis, ingenio narratio. Jenae 1868, p. 15—18; Fabricii Bibl. gr. ed. Harles T. VI, p. 595.

5) Bei einigen steht graece et latine, was kaum glaublich erscheint; auch das Octavformat ist darauf zu führen, daß Kallierges immer, auch bei Folio, einige Lagen verband. 6) So Morelli und Chardon de la Rochette in Magas. encyclop. 1810, p. 426. 7) Fabric. Bibl. gr. ed. Harl. III, p. 780, J. A. Jacobs in der praef. seiner Ausgabe (Halle 1824) p. XXXII.

p. 1081. — Nachrichten von Kallierges über 1523 hinaus besitzen wir nicht; weder Geburts- noch Todesjahr dieses Druckers ist uns bekannt. Erasmus, Epist. XXIII, 5, nennt ihn iuvenis eximie doctus; seine Bekanntschaft muß auf den Aufenthalt in Venedig und das freundschaftliche Verhältniß mit Aldus bezogen werden, welcher auch die Drucke des Kallierges buchhändlerisch vertrieb (Reuchlin's Briefwechsel von Geiger, S. 77). Der Name der Familie kommt in der Geschichte bis auf unsere Tage noch vor.

Die Nachrichten bei Humphrey Hody, De Graecis illustribus, p. 317, sind sehr kurz. Als Reiske zu seiner Ausgabe des Theokrit auch die römische verglichen hatte, sagte er in der Vorrede: Quod si essem copiis et usu vetustorum librorum et peritia rerum in literis saeculis XV et XVI gestarum instructior otioque praeterea si abundarem, erat hic commodus locus de typographia a Z. Calliergo (also selbst Reiske irrt mit der Masse) Romae adornata et de libris ab eo profectis, item de Cornelio Benigno Viterbiense qui sumptus huic editioni erogasse dicitur — disputandi. Dies ist jüngst geschehen von Ambr. Firmin-Didot in dem Werke Alde Manuce et l'Hellénisme à Venise (Paris 1875) p. 544—578, wo auch bisher nicht veröffentlichte Briefe sich finden. Was die *Νεοελληνικὴ Φιλολογία* II, p. 270 und vorher in den bibliographischen Angaben enthält, gibt nichts Neues. (*F. A. Eckstein.*)

KALLIGRAPHIE. Die Kalligraphie lehrt, wie und nach welchen Regeln die einzelnen Schriftzeichen schön gebildet und miteinander in Verbindung gebracht werden, um als ein schönes Ganze zu erscheinen. Vom technischen Standpunkte betrachtet ist sie angewandtes Linearzeichnen. Die Schrift muß dem besten Geschmacke des Zeitalters angemessen sein, weshalb alle zopfigen Zierathen und Schnörkeleien vermieden werden müssen. Die Kalligraphie besitzt einen unbestreitbaren Werth für die Gesellschaft: man verlangt mit Recht, daß eine Schrift schnell hergestellt werden könne und daß das so Dargestellte gleichzeitig das Gepräge des Schönen an sich trage. Um dies zu erreichen, ist es nöthig, die Schriftzeichen einfach, deutlich, handgerecht und verbindungsfähig zu gestalten. Schön ist eine Schrift schon zu nennen, wenn sie durch charakteristische, harmonisch miteinander verbundene Buchstabenformen, sowie durch freie, natürliche Abwechselung der feinen, mittelstarken und starken Striche auf den Beschauer einen angenehmen Eindruck hervorbringt. Zu den allgemeinen Kennzeichen einer schönen Schrift gehört in erster Reihe eine gewisse Regelmäßigkeit in der Lage, Höhe, Tiefe und Entfernung der Striche, sowie gleiche Entfernung eines Wortes vom anderen (regelrecht soll der Raum der Striche und Buchstaben so viel betragen, daß ein „n" dazwischenstehen könne). Auch muß jedes Wort für sich ein Ganzes bilden, damit das Auge nicht, wie es bei der weit auseinandergezogenen, sogenannten amerikanischen Schrift der Fall ist, die Buchstaben zu einem Wortbilde zusammensuchen müsse. Endlich ist Einheit des Schriftcharakters erforderlich. Die Kalligraphie stand schon im Alterthume in hoher Blüte, so zeigen z. B. die in Herculanum aufgefundenen Wandinschriften und Papyrusrollen, daß man damals streng regelmäßige Buchstabenformen vermittels breiter Pinsel oder abgeflachter Schreibrohre zu schreiben verstand. Wenn auch die mustergültigen Alphabete der Alten nach den damaligen Begriffen von Flüchtigschreiben praktisch durchführbar waren, so wurden dieselben doch mit der Zeit für den allgemeinen Gebrauch zu unhandlich und man war genöthigt davon abzuweichen, zumal nach der Erfindung der Buchdruckerkunst sich nothwendig ein Unterschied von Druck- und Schreibschrift einstellte. Es kann hier bei dem Begriff „Schönschreiben" nur von den Schreibschriften und zunächst nur von den occidentalen (im engeren Sinne: westeuropäischen) die Rede sein. Die occidentalen Schriftcharaktere stammen sämmtlich aus dem lateinischen Alphabete und weichen in den verschiedenen Zeitaltern mehr oder weniger von dem Original ab. Das abgeflachte Schreibwerkzeug der Alten wurde wie später der Gänsekiel und heutzutage die abgestumpfte Feder (Noten-, Fractur- und Rundschriftfeder) so verwendet, daß bei gleichmäßiger Fortbewegung desselben mit der scharfen Seite die feinen, mit der breiten Seite die starken Striche gebildet wurden, und so wechselten starke und feine Striche nach der gleichmäßigen Verwendung des Schreibwerkzeuges regelrecht ab. Im Süden, besonders in den warmen Gegenden Italiens, schrieb man, der Bequemlichkeit halber, mit der zur Schreiblinie parallel laufenden Richtung des Federhalters und es erscheinen hierdurch die Bindestriche stark und die Hauptstriche (Grundstriche) fein. An andern Orten stellte man, wie es an den meisten Handschriften vor Erfindung der Buchdruckerkunst ersichtlich ist und noch heute geschieht, die flache Seite der Feder mit der Schreiblinie parallel, wodurch wieder die Bindestriche fein und die Hauptstriche stark erscheinen. Bevor man das flache Schreibwerkzeug kannte, gab es keine Abwechselung der feinen und starken Striche bei den Buchstabenformen. Als das Bedürfniß viel und rasch zu schreiben immer lebhafter herantrat, erwachte das Bestreben, die Wortbilder möglichst zusammenhängend zu gestalten, und man verfiel auf verschiedene Abkürzungen, auch fing man an sich der „Kleinbuchstaben" zu bedienen. Einige Kleinbuchstaben finden wir schon auf den herculanenischen Papyrus und im 5. Jahrhundert bereits deren zwölf in Anwendung. In den Urkunden aus dem 9. und 10. Jahrhundert erscheinen die Schriftformen schon ziemlich klar und bestimmt. Ausgangs des 12. Jahrhunderts und später, besonders unter der Regierung Friedrich's II., brach sich durch den von Frankreich ausgehenden gothischen Baustil eine diesem angepaßte Schriftform Bahn, welche von der Klarheit und Deutlichkeit der älteren lateinischen Schrift bedeutend abstach und bei der oft errathen werden mußte, was die Buchstaben eigentlich vorstellen sollten. Ungeachtet solcher Mängel wurde diese gothische Schrift in Prachtbüchern und in Bibeln im 14. und 15. Jahrh. in Deutschland ziemlich allgemein verbreitet. Italien und Spanien hielten sich jedoch an die ältere, einfachere lateinische Schrift und bedienten sich nur bei besondern

Gelegenheiten einer Schriftart, der wir die sogenannte „Schwabacher" entnahmen. Man bemühte sich damals, in unrichtiger Auffassung des Schriftzweckes, die ornamentalen Verzierungen der Gothik überall zu verwenden, und so entstanden Wortzerrbilder, welche zu entziffern es oft großer Anstrengung bedurfte. In Deutschland, den Niederlanden, England und Frankreich verwendete man bis auf einige kleine Unterschiede dieselbe Schrift. Albrecht Dürer setzte für die kleinen Fracturbuchstaben und dann für andere Schriften Proportionen fest, welche theils durch seine Schüler, theils durch andere verdiente Männer weitere Ausbildung erlangten. Die neuesten Lehrer der Kalligraphie befleißigen sich der vollkommen regelmäßigen Darstellung der Schriftzüge, wie solche durch die natürliche Bewegung des Armes und der Finger leicht und ungezwungen hergestellt werden können. Im Ductus der modernen deutschen Schrift lassen sich, ähnlich wie in der englischen und französischen, drei Arten unterscheiden: 1) die leichte, in den Grundstrichen abwechselnd mit starken, mittelstarken und feinen Strichen ausgeführte Geschäftsschrift (bei den Engländern current hand, bei den Franzosen écriture expédiée); 2) die kräftigere, stets in gleichmäßig starken Grundstrichen dargestellte, mit etwas kürzeren Ober- und Unterlängen versehene Documentenschrift (bei den Engländern round text, bei den Franzosen coulée); 3) die gleichmäßig starke, mit sehr kurzen Ober- und Unterlängen versehene Kopfschrift (bei den Engländern large text, bei den Franzosen ronde). Die Documentenschrift wie die Kopfschrift werden etwas steiler als die Geschäftsschrift gehalten, auch werden oft beide senkrecht stehend ausgeführt; es betragen die Ober- und Unterlängen bei der Geschäftsschrift die dreimalige, bei der Documentenschrift die zweimalige und bei der Kopfschrift die einmalige Höhe der „m" Striche. Ferner soll die Geschäftsschrift unter einem Winkel von 45°, die Documentenschrift unter 55°, die Kopfschrift unter 60° geneigt erscheinen. Seit dem Gebrauche der spitzen Stahlfedern mußten viele Schriftformen verändert werden, deshalb erscheinen viele von den noch vor kurzem gebräuchlichen Schreibweisen als veraltet und den Ansprüchen der Jetztzeit nicht mehr genügend. Gegenüber den Bestrebungen der jetzigen Schreiblehrer und Kalligraphen Maas und Sönnecken, wieder die breite Federspitze und dabei die mehr gerundeten, den lateinischen Schriftformen ähnlichen Buchstaben einzuführen, werden die Werke folgender Männer für Fachleute Interesse haben: Johannes Newdörfer, Nürnberg 1538, Wolffgang Fugger, Nürnberg 1553, Cp. Stymmer, Zürich 1562, Simon Kösserl, Nürnberg 1570, Antonius Newdörfer, Nürnberg 1601, Paulus Fürsten, Nürnberg 1655, Gebhard Overheiden, Braunschweig 1661, Bauernfeind, Nürnberg 1716, Ch. Roßberg, Dresden 1793, J. G. H. Müller, Nürnberg 1797, D. Lüders, Quedlinburg und Leipzig 1827, Albrecht Platt, Magdeburg 1827, J. M. H. Hudtloff, Berlin 1828, Joh. Vollenberg, Elberfeld 1829, Mädler, Berlin 1829. Vielfach in Gebrauch waren die Vorschriften von Beck, Bergmann, Brückner, Diehl, Dufft, Hegewald, Hennig, Könen, Kübler, Küsel, Mettenleitner, Nädelin, Roseck, Schütt, Silber, Stubber, Waldhecker, Zschille, Zumpe und viele andere. Gewissermaßen als Brücke zu den neuesten dienen: Heinrigs, Payer und Rasner. Greiner's und Klap's deutsche Schriftformen sind als vorzüglich anerkannt. Zu erwähnen bleibt noch Maas' sog. deutsche Nationalhandschrift. Die sogenannte höhere Kalligraphie gehört in das Fach der Ornamentzeichenkunst. Als Vertreter dieses Faches sind zu nennen in Deutschland Greiner, Döppler, Dondorf, Maas, in England Shaw, in Frankreich Racinet und andere. (*M. Maas.*)

KALLIKRATES (I.), Kleinkünstler aus Lakedämon (*Athenaios* XI, c. 4. p. 782, ed. Schweighäuser IV, p. 215; *Aelian.* Var. hist. I, 17; *Galen.* *προτρ. λόγος π. τεχν.* 9; *Choerobosc.* ap. Schol. Dion. Thrac. in Bekker's Anecdota gr. II. p. 651. 30), in Elfenbein (*Plin.* Nat. hist. VII, 85) und Metall (*Athen.* und *Choroeb.*) thätig, während die Angaben (bei *Plin.* l. c. XXXVI, 43 und *Apuleius,* De orthographia 57 ed. Osann), er habe solche Kleinigkeiten auch in Marmor gearbeitet, sicher irrthümlich sind (s. Böckh zum Corp. Inscr. I, p. 782 extr. und Brunn, Geschichte der griechischen Künstler, II, S. 407). Von einigen wird er wegen seiner Kunstfertigkeit gepriesen (Athenäus zählt ihn unter den *ἔνδοξοι τορευταί* auf, Apulejus nennt ihn scalptor admirandus; Aelian: *Τὰ θαυμαζόμενα*), von anderen wegen seiner Kunstspielereien getadelt (*Ael.*, *Galen.*, *Theodosius gramm.* p. 54 ed. Goettling, der Aehnliches zur *ψευδοτεχνία* zählt).

Kallikrates wird fast immer mit Myrmekides aus Athen (oder Milet), als einem gleichartigen Künstler, verbunden angeführt (*Apul.*, *Galen.*), auch, wenn ein oder das andere seiner Werke erwähnt wird, stellt sich der Name des Rivalen ein, ohne diesen wird er lediglich als Verfertiger von Ameisen und anderen kleinen Thieren aus Elfenbein (*Plin.* ll. cc. und *Solin.* Collect. ed. Mommsen p. 27. 18, cf. Salmasius p. 33 C. sq. ed. Trai. ad Rhen. 1689) bezeichnet, doch scheinen (nach *Cicero,* Acad. Prior. II, 38. 110) auch solche als von der Hand des Myrmekides herrührend bekannt gewesen zu sein. — Unter den von beiden gefertigten Stücken war das berühmteste ein winziges ehernes Viergespann, welches nach Plutarch von einer Fliege, nach Aelian und Choeroboscus von den Flügeln einer dasselbe ziehenden Fliege bedeckt war, während Theodosios noch den Lenker des Wagens als mitdargestellt betont. Aber auch Myrmekides allein soll nach Plinius ein solches Kunststück gemacht haben, doch (VII, 85) aus Elfenbein oder (XXXVI, 43) aus Marmor.

Ein ähnliches Werk aus Bronze, angeblich von der Hand des älteren Theodoros und von dessen Standbild zu Samos herrührend, erwähnt Plinius (XXXIV, 83) als in Präneste befindlich (dagegen Loeschke, Observat. archaeologicae I). Manche (z. B. Oehmichen, Plinianische Studien, S. 135 fg.) haben es einem jüngeren Theodoros, Böckh (l. c. p. 782), mit trefflicher Berichtigung des Raisonnements des Plinius, unsern beiden Kleinkünstlern oder einem derselben zugewiesen.

Endlich sollen beide Homerische Verse (Plutarch)

oder ein elegisches Distichon (Aelian) auf ein Sesamkorn gesetzt haben. Die Meinung von Auslegern des Aelian (ed. Argentorat. 1713, p. 26): non inscripsisse istas litteras stylo vel simili modo sed succisa reliqua materia ita sculpsisse ut extarent, wird durch die Bemerkung Aelian's hinfällig, sie hätten es „mit goldenen Buchstaben aufgeschrieben". (Aehnliche Spielereien aus Alterthum und neuerer Zeit hat G. Pasch, De novis inventis, ed. II. Lipsiae 1700, p. 710. 711 gesammelt).

Aus dieser steten Zusammennennung des Kallikrates und Myrmekides kann nun entweder geschlossen werden, daß beide immer dieselben Gegenstände gearbeitet (Osann zu *Apul.* Orth. p. 78), obwol es wunderlich wäre, wenn ein Künstler in Lakedämon und einer in Athen stets auf gleiche Spielereien verfallen wären, man müßte denn an eine bewußte wettstreitende Nachahmung denken; oder man kann annehmen, daß wirklich beide zusammen an diesen Dingen gearbeitet hätten, wenngleich ein gemeinsames Arbeiten gerade bei diesen Kleinigkeiten auffallen müßte (Goettling ad Theodos. p. 221: nempe ne quid unquam deesset ridendi materia Athenae et Sparta nobilissimae antiquitatis urbes quasi insignia sua conserere debebant, ut tam magnificum tamque multo labore dignum conficeretur artificium). Da beide Annahmen ihre Bedenken haben, der Name Myrmekides deutlich den Charakter eines Beinamens trägt, Kallikrates in der That Ameisen fertigte, so liegt die Vermuthung nahe, daß ein selbständiger Myrmekides gar nicht existirt habe, vielmehr dem Kallikrates der Name „Ameisler", „Ameisenkünstler", als Scherzname gegeben worden sei, den dann Spätere für den wirklichen Namen eines anderen Künstlers hielten. Die vielfachen Widersprüche und Ungenauigkeiten der alten Schriftsteller über beide Künstler erklären sich durch Brunn's (l. c. S. 407) Bemerkung: die Alten selbst hätten die ganze Sache einer ernsten Aufmerksamkeit nicht würdig erachtet und sie daher stets in einer Weise berührt, wie man von ähnlichen Curiositäten wol im gewöhnlichen Leben zu sprechen pflegt.

Ueber die Zeit des Kallikrates haben wir keinerlei Angaben, doch wird allgemein angenommen, daß er in der nachalexandrinischen Zeit, in der man an solchen Spielereien besonderes Vergnügen fand, gelebt habe.

Die auf ihn bezüglichen Stellen der Alten hatte Junius gesammelt (Catalogus p. 44); jetzt finden sie sich vollständiger bei Overbeck, Die antiken Schriftquellen zur Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen. No. 293. 2168. 2192—97. — Kallikrates (II). Beim Bau des Parthenon nennt Plutarch, Perikles 13, zusammen mit dem berühmten Iktinos auch einen Kallikrates. Da aber sonst (*Pausan.* VIII, 41. *Strabo* IX. 605 A., 606 C.) Iktinos als alleiniger Architekt jenes Tempels genannt wird, ein Kallikrates als Baumeister völlig unbekannt ist, derselbe aber von Plutarch als ἐργολάβος beim Bau der langen Mauern erwähnt wird, glaubt Brunn (Geschichte der griechischen Künstler, II, S. 365) ihm auch beim Bau des Parthenon nur die Stelle eines „Bauunternehmers" zuweisen zu dürfen. — Kallikrates (III). Einen Kallikrates nennt Theophylactus Simocatta ep. 6 als Maler eines Porträts; Brunn (Geschichte der griechischen Künstler, II, S. 310) ist geneigt, diese Angabe als „für poetische Zwecke fingirt" zu halten. (*R. Gaedechens.*)

KALLIMACHOS, griechischer Künstler, Bildner in Marmor und Erz, Toreut, auch in der Malerei und Architektur thätig. Die Stellen der Alten bei Overbeck, Die antiken Schriftquellen, No. 531, 532, 893—896, 1950. Eingehende Besprechungen von Sillig, Catalogus artificum p. 123—128; Welcker im Kunstblatt 1827, No. 82, S. 325 fg.; Völkel's Nachlaß I, S. 121—129 und K. O. Müller dazu S. 152—158; Raoul Rochette im Journal des Savans 1851, p. 152 sq.; Brunn, Geschichte der Griechischen Künstler I, S. 251—255, und Osann im Philologus, zweiter Supplementband S. 351—375.

Erwähnt werden drei Werke des Kallimachos: 1) sitzende marmorne Hera, die bräutliche (νυμφευομένη) genannt, im Heratempel zu Platää (*Paus.* IX, 2. 7); 2) tanzende Spartanerinnen (saltantes Lacaenae, *Plin.* n. h. XXXIV, 92), die Rangabé (Revue archéolog. II, p. 425) irrthümlich (Brunn, S. 255) in den Karyatiden des Erechtheions wiederfinden zu können glaubte, während Meyer (Geschichte der bildenden Künste I, S. 96) ein Borghesisches Relief (ibid. Taf. X), Bursian (in dieser Encyklop. Sect. I, LXXXII, S. 442) ein Albani'sches (Zoega, Bassir. tv. XX) oder mit noch mehr Wahrscheinlichkeit ein Relief des Louvre (Clarac, Mus. de sculpt. II, pl. 168, n. 78, Müller-Wieseler, D. d. a. K. II, Taf. XVII, No. 188, S. 264 der zweiten Auflage) für eine Nachahmung der Arbeit des Kallimachos halten; 3) Candelaber im Erechtheion zu Athen. Ueber der goldenen Lampe, die Tag und Nacht brannte und nur einmal im Jahre einer Speisung bedurfte, erhob sich bis unter die Decke ein eherner Palmbaum, der vermittels einer Röhre den Oelqualm ableitete (*Paus.* I, 26. 6; *Strabo* IX, 369). Endlich wird Kallimachos 4) als Maler obenhin erwähnt von *Plin.* l. c. und von Gregor von Nazianz (in Tollii Itin. Ital. p. 66, v. 742 sq.).

Zwei Erfindungen werden dem Kallimachos zugeschrieben: a) die Anwendung des Bohrers (*Paus.* I, 26. 6: ὥστε καὶ λίθους πρῶτος ἐτρύπησε). Doch kann hier wol nicht von einer Erfindung, sondern nur von häufigerer Anwendung und technischer Vervollkommnung, etwa durch Einführung von „Schnur und Rad" (Thiersch, Epochen, Anm. 128, S. 60 fg.) die Rede sein. Diese Kunstfertigkeit mußte ihm besonders zu statten kommen bei b) der korinthischen Säule. Vitruv (IV, 1. 10) berichtet die artige Geschichte, wie die Amme eines jung verstorbenen Mädchens auf die Spitze des Grabmals ihres Pfleglings einen mit allerlei Andenken gefüllten Korb gesetzt und denselben durch einen daraufgelegten Ziegelstein schützend bedeckt, wie dann eine zufällig darunter keimende Akanthuspflanze das Ganze umrankt und dem Kallimachos Veranlassung gegeben habe zur Herstellung von Säulen korinthischen Stils. Osann (Die Entstehung des korinthischen Kapitäls l. c., bes. S. 364) weist nach,

wie in diese Anekdote nur die Thatsache gekleidet ist, daß Kallimachos eine in Korinth gebräuchliche Denkmalart, „Grabstelen mit Kapitälen aus gebrannter Erde", in Stein ausführte, sie zu architektonischen Zwecken als Säule benutzte, und deren Verhältnisse wissenschaftlich (seine σοφία rühmt Paus.) feststellte.

Ueber seine Herkunft geben die Alten keine sichere Kunde, doch legt der Umstand, daß (nach Vitruv) die Athenienser ihm einen Beinamen gegeben haben sollen, die Vermuthung nahe, Athen sei sein Geburts- oder doch ständiger Aufenthaltsort gewesen, zumal er für das Erechtheion daselbst jenen Lychnos arbeitete. Durch diese letztere Nachricht läßt sich auch die Zeit, in der Kallimachos lebte, annähernd feststellen (vgl. Winckelmann's Werke I, S. 332), da der Bau jenes Heiligthums um Olymp. 93 vollendet wurde, mit welcher Zeit auch seine Thätigkeit für den korinthischen Baustil bestens zusammenstimmt.

Was den Kunstcharakter des Kallimachos anlangt, so stand er nach Pausanias in der eigentlichen höheren Kunst den vorzüglichsten Bildnern nach (ἀποδέων τῶν πρώτων ἐς αὐτὴν τὴν τέχνην), übertraf sie aber an σοφία (Brunn: „Kunstfertigkeit"; Osann, S. 366: „Kunsteinsicht — Ueberlegung und Reflexion"; Völkel, S. 124: „Erfindsamkeit und Geschicklichkeit in der technischen Behandlung"), was mit seiner erfinderischen Thätigkeit durchaus übereinstimmt. Die Darstellung des Erhabenen und Göttlichen war nicht sein Element, wie Dionys. Hal. (De Isocr. 3, p. 541 sq. Reiske) bemerkt, der seine und des Kalamis Kunst der Redekunst des Lysias vergleicht und ihn seiner Zierlichkeit und Grazie wegen (τῆς λεπτότητος ἕνεκα καὶ τῆς χάριτος) lobt, wie auch Vitruv seine elegantia et subtilitas in der Marmorarbeit hervorhebt. In der Zeit des gewaltigen Kunstaufschwungs, in der er lebte, konnte dieses Streben als „Abweichung von dem herrschenden Geist und Sinne" (K. O. Müller, Handbuch der Archäologie, §. 123. 1) erscheinen, und Kallimachos wird die Gefahr, welche ein allzu einseitiges Streben nach Formvollendung in sich schließt, nicht siegreich bestanden haben, dasselbe wird ihn vielmehr „zu einer freieren und großartigen Entfaltung seiner Kunst nicht haben gelangen lassen" (Brunn, II, S. 157, cf. K. O. Müller, Minervae Pol. sacra p. 25), was schon in seiner Zusammenstellung mit dem Kalamis (bei Dion. Hal. und Gregor von Naz.) angedeutet wird, und wie Plinius ausführt, der seine tanzenden Lakedämonierinnen zwar ein vollendetes Werk nennt, in dem jedoch die peinliche Sorgfalt der Ausführung allen freien Reiz vernichtet habe. Der Künstler sei nie mit seinen Arbeiten zufrieden gewesen und habe sich nie in der Detailausführung genügen können, wodurch sich auch die geringe Zahl der Arbeiten seiner Hand, die von den Alten erwähnt werden, erklärt.

Diese seine Eigenart bezeichnete ein Beiname, den ihm nach Vitruv die Athener, nach Pausanias andere oder er selbst sich gegeben, und der gewiß Lob und Tadel in treffender, witziger, scherzhafter Weise verschmolz. Bei Vitruv ist catatechnus gesicherte Lesart, bei Pausanias und Plinius führen die Handschriften auf κατατηξίτεχνος und catatexitechnus. Sicher ist nur eins dieser Wörter der richtige Beiname, oder dieser liegt in den beiden versteckt. 1) Welcker's Conjectur καταθηξίτεχνος, „der die Kunst schärft, wetzt, sich immerfort antreibt", entspricht wenig dem Wesen des Kallimachos. 2) κακιζότεχνος, was Siebelis (ad *Paus.* I, p. 93 sq.) in den Text des Pausanias und Vitruv aufnahm, würde, falls man es mit ihm als suae artis calumniator, mit Gesner als qui suam artem vituperat, mit Steph. Thes. als improbans suum artificium oder mit Hirt (Geschichte der bildenden Künste, S. 157) als „Selbsttadler" übersetzen dürfte, eine gute Illustration des Plinianischen semper calumniator sui geben; doch liegt in dem Worte nur die Bedeutung von „Kunsttadler" (Sillig: is qui artem vituperat; Thiersch: „Kunstverschlimmerer", was für Kallimachos nicht paßt). 3) κατάτεχνος (von Osann, S. 371 fg. bei Vitruv, Pausanias und Plinius hergestellt) würde in seiner gewöhnlichen Bedeutung: „kunstvoll" (Sillig: propter summam diligentiam) ein viel zu wenig bezeichnender Beiname gewesen sein; doch scheint allerdings, wenn auch die Version von Schneider „verkünstelt" zu stark ist, dennoch das Wort auch einen Nebenbegriff von „Uebertriebenem" (Welcker; R. Roch. p. 153 expression qui renferme certainement de quelque manière qu'on l'interprète une réstriction à l'éloge) zu haben, wie aus Plut. (De prof. in virt. 7) hervorgeht, wo Sophokles am Aeschylos τι πικρὸν καὶ κατάτεχνον τῆς αὐτοῦ κατασκευῆς tadelt. So passend diese Bezeichnung für den Kallimachos auch wäre, stimmte dieser halbe Tadel nicht mit der Fassung der unbedingt lobenden Stelle des Vitruv überein. 4) κατατηξίτεχνος, seit K. O. Müller (zu Völkel, S. 156) außer von Osann meist für alle jene drei Schriftsteller adoptirt, scheint das Sprechendste und Entsprechendste zu sein. Pausanias erwähnt diesen Beinamen bei der Arbeit des Kallimachos mit dem Bohrer, wie sie vornehmlich bei dem Kapitäl der korinthischen Säule in Anwendung kommen mochte, und da war die Bemerkung, Kallimachos habe den harten Stein wie Wachs behandelt, ihn so zu modeln gewußt wie Wachs, durchaus passend. Da nun nach Dion. Hal. (De vi Demosth. VI, 1114 ed. Reiske) κατατήκειν ein technischer Ausdruck in der Kunstsprache war, mit dem man die sorgfältige Ausführung von Aederchen, Härchen und der ganzen Oberfläche der Haut, nach Müller (S. 153 fg.) „ein sorgfältiges Ausdrücken aller Details der Oberfläche, überhaupt ein Bilden ins Feinste und Kleinste" bezeichnete, so wird jener dem Kallimachos ursprünglich für eine Art seiner Thätigkeit ohne eine Beimischung von Tade gegebener Beiname von Späteren überhaupt auf seine jenen Subtilitäten allzu ausschließlich zugewandte Kunstweise scherzend übertragen sein.

Das bekannte Relief des Museo Capitolino (IV, tv. XLIII, Winckelmann, Trattato preliminare am Anf. und sonst) mit der Darstellung eines Satyrs und dreier Nymphen, welches die Inschrift *ΚΑΛΛΙΜΑΧΟΣ ΕΠΟΙΕΙ* trägt und von Foggini, Fea und Hirt als von unserm Künstler herrührend betrachtet, von Meyer

einem älteren Bildner dieses Namens zugeschrieben wird, ist, seitdem Winckelmann (Werke V, S. 221) die Inschrift als gefälscht erwiesen, das griechische Vorbild dieses (entgegen der Meinung von Quatremère de Quincy Questions de l'histoire de l'art, p. 77) wol als römische Arbeit zu betrachtenden Werkes, als viel archaischer als die Schöpfungen des Kallimachos nachgewiesen (Brunn, S. 255), trotz Bursian's Bemerkung (in dieser Encykl. l. c.) mit unserm Kallimachos in keinerlei Beziehung zu setzen. (*R. Gaedechens.*)

KALLIMACHOS (Callimachus) gehörte zu den angesehensten Gelehrten des alexandrinischen Zeitalters und zweifellos zu den größten Dichtern dieser Periode, der Sprache und Technik des Versbaues am meisten beherrschte. Geboren um 300 v. Chr. in Kyrene in Libyen, wo er, ein Sohn des Battus und der Megatime, dem vornehmen Geschlecht der Battiaden (vgl. *Suidas* s. v., *Catull.* c. 116, *Ovid.* Fast. II, 367 u. a.) angehörte, wurde er Schüler des Grammatikers Hermokrates aus Jasus und kam frühzeitig nach Alexandria, berufen von Ptolemäus Philadelphus; später gründete er eine eigene Schule, deren Mitglieder sich *οἱ Καλλιμάχειοι* nannten (Ister, Hermipp), unter denen am hervorragendsten der Geograph Eratosthenes, der Grammatiker Aristophanes von Byzanz (cf. *Suidas* s. v.), der Epiker Apollonius von Rhodus gewesen zu sein scheinen. Um Ol. 130 = 257 v. Chr. wurde er Oberbibliothekar der alexandrinischen Bibliothek und als solcher Nachfolger des Grammatikers Zenodot von Ephesus. Wenn auch die von ihm gegründete Schule alle Zweige der grammatischen und philologischen Wissenschaft umfaßte, so scheint doch die berühmteste und dankenswertheste Thätigkeit, die er als Gelehrter ausübte, das Aufstellen, Katalogisiren und Tituliren (*ἀναγράφειν*) der in der großen königlichen Bibliothek des Stadtviertels Brucheion aufbewahrten Bücher gewesen zu sein, wobei er selbst mit seinem Schüler Hermippus die Epiker und Lyriker besorgte, der Dichter Alexander Aetolus dagegen und Lycophron die Tragiker und Komiker. Aus dieser bibliothekarischen Thätigkeit entsprang das große literarhistorische Werk *Πίνακες* in 120 Büchern, oder genauer *πίνακες τῶν ἐν πάσῃ παιδείᾳ διαλαμψάντων καὶ ὧν συνέγραψαν*, wo jeder Schriftsteller mit seinen Werken namhaft gemacht, die Bücher mit Titeln und Doppeltiteln verzeichnet und Angaben über Echtheit und Unechtheit der einzelnen Schriften, über Umfang und Zeilenzahl, chronologische Folge der Autoren mitgetheilt waren (vgl. Schneider, Callim. II, p. 297—322). Auf diese Katalogisirung geht auch die erste damals vorgenommene Zählung der ganzen Bibliothek zurück, welche damals 400,000 Rollen, einschließlich der Doubletten, besaß. Die Spuren dieser umfassenden Thätigkeit haben sich erhalten bei biographischen Schriftstellern, z. B. Diogenes Laërtius, Porphyrius, Stephanus von Byzanz, ganz besonders aber in dem biographischen Lexikon des Hesychius Milesius Illustris (Ende des 6. Jahrhunderts), welches Suidas compilirt hat (vgl. darüber im allgemeinen Ritschl, Alex. Biblioth. p. 38 fg.; Schneider, Callim. II, p. 7 fg.; Wachsmuth, Symbol. Bonn. p. 137 fg.). Im Zusammenhang mit dieser Thätigkeit steht nun eine zweite, welche mehr die Bedeutung des Kallimachos als Philologe und Kritiker erkennen läßt. Auf ihn wird nämlich der sogenannte alexandrinische Kanon zurückgeführt, auf den zuerst Ruhnkenius (Hist. crit. orat. Graec. p. XCIII fg.) aufmerksam gemacht hat, und als dessen Hauptbearbeiter von Quintilian (X, 1. 54) Aristophanes und Aristarch genannt werden. Dieser Kanon, dessen Existenz in neuerer Zeit mit Unrecht bezweifelt worden ist, war kein Buch, sondern man stellte dergleichen auf und vertheilte es an die Schüler, wodurch es gewissermaßen gangbares Eigenthum wurde und auch mit der Zeit Gelegenheit zur Vervollständigung bot. Das Princip, nach welchem man dabei verfuhr, scheint ein gemischtes gewesen zu sein. Es waren nicht nur die Schriftsteller empfohlen, welche vom ästhetischen Standpunkt die vollkommensten waren, sondern auch solche, die, wenn auch ästhetisch fehlerhaft, dennoch durch ihr Genre einer neuen Richtung Bahn gebrochen hatten. Die Namen derer, die in diesen Kanon aufgenommen waren, sind folgende: 1) die bekannten zehn Redner; 2) die Historiker Herodot, Thucydides, Xenophon, Theopomp, Ephorus, Anaximenes, Kallisthenes; 3) die Philosophen Plato, Xenophon, Aeschines, Aristoteles, Theophrast; 4) die heroischen Dichter Homer, Hesiod, Pisander, Panyasis, Antimachus; 5) die Jambographen Archilochus, Simonides von Amorgus, Hipponax; 6) die Elegiker Calinus, Mimnermus, Philetas, Callimachus (der aber erst nach Aristarch in diesen Kanon aufgenommen zu sein scheint); 7) die Lyriker Alcman Alcäus, Sappho, Stesichorus, Pindar, Bacchylides, Ibykus, Anacreon, Simonides; 8) die Tragiker Aeschylus, Sophocles, Euripides, Jon, Achäus; dazu aber die sieben alexandrinischen Tragiker mit Philiskus, welche die Plejaden genannt werden; 9) die Komödiendichter (der alten Komödie) Epicharm, Kratinus, Eupolis, Aristophanes, Pherecrates, Plato; (der mittleren Komödie) Antiphanes und Alexis; (der neueren Komödie) Menander, Philippides, Diphilus, Philemon, Apollodor.

Ebenso umfassend, wie die gelehrten Arbeiten, war die poetische Thätigkeit des Kallimachos. Von dem für seine Zeit der poetischen Unfruchtbarkeit gewiß richtigen Grundsatz ausgehend, daß ein großes Buch ein großes Uebel sei (vgl. *Athen.* III, p. 72), womit er besonders Gegner der durch seinen Schüler Apollonius, den Dichter der Argonautica, vertretenen epischen Richtung wurde, wendete er sich zunächst der Elegiendichtung zu und dichtete vier Bücher *Αἴτια* in elegischem Versmaß, welche die Leser „über die Gründe auffallender Sitten bei öffentlichen Wettspielen und Götterfesten, schwer erklärbarer Benennungen hellenischer Oertlichkeiten, Beinamen einzelner Götter und wol noch anderer Curiositäten" (Rohde, Griech. Roman. S. 84) unterrichteten, eine Fülle von antiquarischen Kenntnissen auf dem Gebiet der Topographie, Ethnographie und Mythologie enthielten, und deshalb namentlich später in Rom vielfach Anregung zur Nachahmung (Properz, Ovid) und zur Commentirung gaben. Allerdings mußte dabei der Mangel an Genialität und poetischer Individualität durch gelehrte Detailkenntnisse

ersetzt werden. Vgl. Hertzberg, Quaest. Propert. lib. II, c. VII; Sperling, Properz in s. Verh. z. Callim. (Stralsund 1879.) Eine der berühmtesten Liebeselegien im dritten Buch war die von Acontius und Cydippe (vgl. Dilthey, De Callim. Cyd. Leipzig 1863; Rohde a. O. p. 87), die von Ovid, Heroid. 20, nachgeahmt ist. Als elegischer Dichter hat er den ersten Preis erhalten von Ovid (Ex Pont. IV, 16. 32) und Quintilian (X, 1. 58). Außerdem war er Verfasser von Hymnen, deren wir fünf in heroischem Versmaß und eine in elegischem besitzen (*εἰς λουτρὰ τῆς Παλλάδος*), welches letztere Gedicht aber mit Recht zu den Elegien gezählt wird, und von 70 uns erhaltenen Epigrammen. Auch verfaßte er ein kleines genre-artiges Gedicht in Hexametern aus dem Sagenkreis des Theseus, welches den Namen der attischen Localgöttin Hecale führt und wegen seiner glänzenden Form im Alterthum sehr geschätzt war (vgl. Naeke, De Callim. Hecale, Bonn 1829). Ein zweites episches Gedicht führte den Namen Ibis und war ein Schmähgedicht gegen Apollonius (nachgeahmt von Ovid im gleichnamigen Gedicht). Von Interesse sind ferner das Gedicht auf das Haupthaar der Berenice, welches Catull, c. 66, zum Muster diente, und auf Atthis (Catull, c. 63; vgl. Wilamowitz im Hermes XIV, p. 194); zweifelhaft dagegen ist die Abhängigkeit des catullischen Gedichts auf die Hochzeitsfeier des Peleus und der Thetis (c. 64) von Kallimachos (vgl. Teuffel, Röm. Liter., 4. Aufl., §. 214, 6). Auch besitzen wir 21 Fragmente aus einer Sammlung in Choliamben, die zum Zweck hatte, aus dem Munde des Hipponax Kritik an literarhistorisch bedeutenden Männern zu üben.

Die Fruchtbarkeit des Kallimachos war erstaunlich. Suidas (nach Hesych.) bemerkt, daß er über 800 Bücher verfaßt habe, und gibt selbst ein sorgfältig abgefaßtes, auf alexandrinische Quellen zurückgehendes Verzeichniß der Hauptschriften, über dessen Anordnung epochemachend gehandelt hat Schneider, Callim. II, p. 2 fg.; neuerdings auch A. Daub, De Suid. biogr. p. 460 fg.; Studien zu den Biogr. d. Suidas, S. 83 (Freib. 1881).

Gesammtausgabe von Spanheim, I. II., Utrecht 1697; ferner von Bentley, London 1741, der zu den Fragmenten den Hauptgrund gelegt hat; von Ernesti I. II., Leyden 1761, der im zweiten Theil die Anmerkungen von Spanheim abdrucken ließ. Endlich die beste und vollständigste Ausgabe von O. Schneider, I., Leipzig 1870, II, ib. 1873. Elegiarum fragmenta ill. Valckenaer, ed. Luzac, Leyden 1799. Beste Ausgabe der Hymnen und Epigramme von A. Meineke, Berlin 1861.

Kallimachos, epischer Dichter, Neffe des berühmten, Sohn des Stasenor und der Megatime, Schwester des Kallimachos, wird von Suidas und Eudocia (d. h. Hesychius) erwähnt. Er schrieb ein episches Gedicht *περὶ νήσων*. (*H. Flach.*)

KALLINOS (Callinus), der älteste elegische Dichter der Griechen, war aus Ephesus gebürtig und lebte, nach gewöhnlicher, aber falscher Annahme zwischen 630 und 560, als Zeitgenosse der kimmerischen Kämpfe in Kleinasien gegen Sardes und die ionischen Städte und nach der schließlichen Vertreibung der Kimmerier durch den lydischen König Halyattes. (Ueber die Chronologie dieser Züge vgl. E. Rohde, Rh. Museum XXXVI, p. 560 fg.) Etwas älter macht ihn G. Geiger, De Callini aetate (Erlangen 1877), der ihn noch als Zeitgenossen des Gyges (716—678) und des Ardys (678—629) betrachtet, sodaß seine Blüte um 652 fiele. Jene Ereignisse, zu denen noch der Vernichtungskampf von Ephesus gegen Magnesia am Mäander hinzukam, waren nicht ohne Einfluß auf seinen Charakter und seine Denkart und auf die Richtung in der Elegie, wodurch er der erste Vertreter und Begründer der politischen und kriegerischen Elegie geworden ist; denn die Anfeuerung der ionischen Jünglinge zu tapferer Gegenwehr hatte er zum Hauptinhalt seiner Elegien gemacht. Besonders bei ihm sind noch die Bindeglieder deutlich zu erkennen, durch welche die elegische Poesie mit der epischen zusammenhängt; denn wie bei keinem andern Elegiker gewahren wir eine größere Redseligkeit, eine breite und behagliche Ausführung von Bildern, ein geringes Achten auf den durch den Pentameter von selbst sich darbietenden Schluß eines Gedankens, alles Eigenschaften, welche der entwickelteren Elegie abgehen. Die wenigen uns erhaltenen Bruchstücke (darunter nur ein größeres) bei Gaisford, Poet. min. Graeci Vol. I, p. 426; Delect. poet. eleg. ed. Schneidewin, p. 1; Callini, Tyrtaei, Asii frag. ed. Nic. Bach (Leipzig 1831; Nachtrag 1832), am besten bei Bergk, Poetae lyrici[4] (vol. 2) p. 3—7. Ein Bruchstück, fr. 1, v. 5 fg. ist auch, wol mit Unrecht, dem Tyrtaeus zugeschrieben worden. Vgl. Sitzler in Philol. Jahrb. 119, S. 351 fg. Uebersetzung ins Deutsche durch Weber, Elegische Dichter der Hellenen (Frankf. 1826). Griechische Lyriker. Deutsch von Thudichum (Stuttgart 1859). — Kallinos, ein Schüler des Theophrast, erwähnt von *Diogenes Laërtius* V, 52. 55. 56. (*H. Flach.*)

KALLIOPE (*Καλλιόπη, Καλλιόπεια*, Calliope, Calliopea), ihrem Namen nach die „Schönstimmige"[1]), eine der neun Musen, die erstgeborene[2]) aus dem Liebesbunde des Zeus und der Mnemosyne und die angesehenste unter den Schwestern. Hesiod (Theog. 79) nennt sie *προφερεστάτη*, *προφερέστερα ἔργα* werden ihr zugeschrieben (Anthol. Planud. V, 349), Horaz (Od. III, 4. 2) ruft sie an als regina, Dionys. (Hymn. I. 6) als *Μουσῶν προκαθηγέτι τερπνῶν*, als welche sie, inschriftlich bezeugt, auf der berühmten Françoisvase (Monum. dell' Instit. IV. Tv. LIV. LV) erscheint; als Wortführerin der Schwestern läßt sie Quint. Smyrnaeus (III, 622—655) reden, um die über den Leichnam ihres Sohnes trauernde Thetis zu trösten; bei Anrufung der Musen wird sie mehrfach, gleichsam als deren Repräsentantin, noch besonders hervorgehoben[3]), und Zeus überträgt ihr das Richteramt

---

1) *Diodor.* IV, 7 *ἀπὸ τοῦ καλὴν ὄπα προΐεσθαι*, *Fulgent.* XIV optimae vocis, welche Eigenschaft wenig unterscheidend ist, da sie alle Musen ziert (*Hom.* Od. XXIV, 60 *Μοῦσαι δ' ἐννέα πᾶσαι ἀμειβόμεναι ὀπὶ καλῇ*, *Hesiod.* Theog. 68 *ἀγαλλόμεναι ὀπὶ καλῇ*). 2) *Apollodor.* Bibl. I, 3. 1, *Plato* Phaedr. c. 41, p. 259 D *πρεσβυτάτη*, cf. *Aristarch.* im Schol. zu Hes. Th. 79. 3) *Virg.* Aen. IX, 525 Vos, o Calliope, precor aspirate canenti;

beim Streit der Aphrodite und Persephone um den Adonis (*Hygin.* Poet. Astr. II, 7).[4]) Sie ist die Begleiterin der Könige[5]) wol nicht nur, um ihre Thaten zu besingen, sondern auch als Patronin der Aeoeden, die die Helden der Vorzeit preisen (s. Preller, Griechische Mythologie I, S. 283 fg.). Denn, so wenig auch ihr, wie den übrigen Musen, zu irgendeiner Zeit im allgemeinen Glauben ein streng abgegrenztes Gebiet der Thätigkeit gegeben worden ist[6]), so wird sie doch besonders von den epischen Dichtern als ihre Beschützerin in Anspruch genommen und als Muse der Heldendichtung gepriesen.[7]) Sie besorgt das Niederschreiben derselben[8]), wie denn ihre *σοφία* mehrfach betont wird[9]), die epischen Dichter rufen sie an[10]), empfangen von ihr Begeisterung[11]), und manche derselben werden als ihre leiblichen Kinder bezeichnet.

Mochten sich die epischen Dichter der besonderen Gunst der Göttin rühmen, so hatten doch auch die übrigen Poeten nicht minder das Recht, sie die Ihre zu nennen, denn sie war Vorsteherin der Dichtkunst überhaupt.[12]) Poeten aller Art rufen sie an, sie zu begeistern[13]), nennen ihr dichterisches Vermögen ihre Kalliope[14]); manche sollen ihrem Schose entsprossen sein.

Die „Schönstimmige" steht auch der Tonkunst nahe (*Plato*, Phaedr. XLI. p. 259 *D. Niket. Eugenian.* VI, 344); Horaz (Od. III, 4. 1—4) gibt ihr vox tibia fides und cithara, musikalische Instrumente führt sie bei Schriftstellern (*Themist.* Or. XXI, p. 255; *Propert.* I. 2. 27 sq.; *Martian. Capella* XII, 24) und auf Bildwerken, s. u., und Sängerinnen werden als Kalliopen (Anthol. VII, 597 sq.) oder Töchter der Kalliope (ibid. Append. 251) gefeiert.[15])

Der innige Zusammenhang der Kalliope mit den Dichtern ist durch das Bestreben, den Ruhm der letzteren zu erhöhen, der ursprünglichen, spröden Jungfräulichkeit der Göttin sehr verhängnißvoll geworden; eine große Anzahl von Sprossen wird ihr zugeschrieben: Orpheus[16]), mit dem Thraker Euagros[17]) oder mit Apollo[18]) gezeugt, Homer[19]), Jalemos vom Apollo[20]), Linos von demselben[21]), Hymenäos vom Magnes[22]), Rhesos vom Flußgott Strymon[23]), die Sirenen vom Acheloos[24]), endlich die Korybanten.[25])

Kalliope hatte in Antiochia ein eigenes, mitten in der Stadt gelegenes Heiligthum[26]); auf einer Münze des Kaisers Probus, der ein Museion in jener Stadt restaurirte und ausschmückte[27]), ist die CALLIOPE AVG. dargestellt, wie sie an eine auf einer Säule stehende Lyra faßt[28]), vielleicht eine Copie nach dem Cultusbilde jenes Tempels.

Auf den griechischen Bildwerken (einige deutet an die Anthol. Planud. IV, 217 und 218) hat Kalliope ebenso wenig wie die andern Musen eine typische Gestalt erhalten. Sie erscheint, inschriftlich bezeugt, auf Vasen stets als anmuthiges Mädchen, mit wechselnden Attributen, bald mit einer Syrinx[29]) oder einer Flöte[30]), bald mit Trigonon[31]), mit einem Schmuckkästchen[32]) oder auch

---

Sil. Ital. III, 232 Prodite, Calliope, famae, mit Ernesti's Anm., und XII, 390 Sed vos, Calliope, nostro donate labori.

4) Die bezüglichen Bildwerke hat Stephani behandelt in den Annali dell' Inst. 1860, p. 313 sq. 5) *Hes.* l. c. und *Plutarch*, Praec. ger. reip. V, 3. 6) So schon *Themist.* Orat. XXI, p. 255. Vgl. Guédéonoff, Ann. d. Inst. 1852, p. 69. Trendelenburg, Der Musenchor, 36. berliner Winckelmanns-Festprogramm S. 21, Anm. 46. Conze, Götter- und Heroengestalten S. 43. 7) Anthol. Gr. IX, 504 *K. σοφίην ἡρωίδος εὗρεν ἀοιδῆς*, vgl. *Plut.* Conv. disp. IX, 14. 7. Sie kündet *λόγους θείους καὶ ἀνθρωπίνους*, *Plato* l. c. 8) *Auson.* Id. XX, 7 Carmina C. libris heroica mandat. *Mart. Cap.* XL, 1 sagt von ihr und Urania: innumera gremio congessere volumina. Auf Bildwerken (s. unten) führt sie Schreibtafel und Griffel oder eine Schriftrolle. 9) *Petronii Afranii* epigr. in T. Petr. Arb. Satiricon, Francof. 1621, p. 221 Calliope doctis dat laurea poetis, cf. Anthol. IX, 50. 5, *Mart. Cap.* 332. 4. 10) Bei *Homer* Il. I, 1 *θεὰ* und Od. I, 1 *μοῦσα* sind als Kalliope zu fassen, vgl. außerdem Hymn. auf Hel. 2, *Tzetzes τὰ πρὸ Ὁμήρου* 2, *Tryphiodor. Ἅλωσις Ἰλίου* 1 sq., *Virg.* Aen. I, 8; V, 925. 11) *Moschos* III, 73 nennt Homer *τὸ Καλλιόπας γλυκερὸν στόμα*. *Max. Tyr.* diss. III, 7 *Ὁμήρῳ ὑπὸ Καλλιόπης λιγαινομένῳ*. 12) Bei *Arsen. Violar.* p. 325 Walz, *Moschopulos* p. 59 Titze, *Apostol.* X, 33b in den Paroem. Gr. I, p. 494 und in einer Inschrift auf einem herkulanensischen Wandgemälde (Pitture d'Ercol. II, p. 59) wird der Kalliope die *ποίησις* ganz im Allgemeinen als eigenstes Gebiet zugewiesen. 13) z. B. *Sappho* 82, *Stesich.* 78, *Alcman* in Bergk Lyr. gr. p. 354. 45, *Claudian.* XVII, 288 cf. XXIX, *Mart.* Cap. I, 17, *Propert.* V, 6. 11; II, 1. 3, *Lucret.* VI, 92, *Hom.* Hymn. XXXI, 2 Baumeist., *Sid. Apollin.* XIV, 6; vgl. auch *Isokrat.* VIII, p. 75 Reiske. 14) *Ovid.* Trist. II, 567, *Columella* X, 225.

15) In ähnlichen Fällen ist jedoch immer die Frage aufzuwerfen, ob es sich nicht um den wirklichen Namen Kalliope handelt, der bei menschlichen Frauen keineswegs ungebräuchlich war; vgl. Becker im Philologus VIII, S. 373 fg. 16) *Eustath.* p. 817. 30, *Eratosth.* Katast. 24, *Arnob.* III, 37, *Eurip.* Rhes. 944, Anthol. VII, 8 und 9, Anthol. Planud. IV, 217, *Orph.* Argon. 606, Schol. in Caes. Germ. Arat. p. 404, 16, Eyssenh., *Claudian.* Epist. I, 20 Jeep. 17) *Ἀγ. Ἡσ. καὶ Ὁμ.* ed. Goettl. 314, *Ap. Rhod.* Argon. I, 23 sq., *Apdor.* I, 3. 2, Schol. zu Pind. Pyth. IV, 513, Anthol. VII, 10, *Orph.* Argon. 77, *Nonnus* XIII, 430; XXII, 190, *Conon* Narr. 45, *Quint. Sm.* III, 637 sq. *Hygin.* Fab. XIV, *Seneca* Herc. Oet. 1034, *Mart.* IX, 87, *Stat. Silv.* II, 7. 39 sq., *Prop.* II, 23. 29, *Virg.* Ecl. IV, 57, *Ovid.* Fast. V, 86 und Ibis 480. 18) *Apdor.* I, 3. 2. 19) *Ἀγ. Ἡσ. κ. Ὁμ.* l. c., Anth. IX, 523 und Antipater in der Anth. Planud. IV, 296, *Plut.* Vita Hom. I, 4. 7. 20) *Hesych.*, *Phot.* und *Suid.* s. v., Schol. zu Eurip. Orest. 1375, zu Supplices 281, zu Rhesos 895, zu Apollon. Rh. IV, 1304, zu Pind. Pyth. IV, 313, *Gregor. Cypr.* in den Paroemiogr. gr. II, p. 72; vgl. Welcker, Kl. Schrift. I, S. 30 fg. 21) *Apdor.* I, 3. 2. 22) Schol. zu Pind. l. c.; er wird einfach Calliopeius genannt in *Patricii* Epithal. (Anth. Lat. II, 641. 77 und I, 283. 77 Meyer). Musa genitus bei *Claudian.* XXXI, 31, doch kann da auch Urania oder Terpsichore als Mutter gemeint sein. 23) *Apdor.* I, 3. 2. 24) *Serv.* zu Virg. Aen. V, 864, zu Virg. Georg. I, 8. 25) *Strabo* X, 3. 19. 26) *Libanius* ad Julian. Leg. p. 410 und Monod. p. 336 und andere Stellen bei K. O. Müller, Antiquit. Antioch. p. 69 und 106. 27) Nach *Malalas* p. 400 Oxon. 28) Eckhel. Doctr. N. II, Tom. VII, p. 504, Cavedoni, Ann. d. Inst. 1858, p. 93, Cohen, Descr. hist. des monn. impér. V, p. 429, no. 151 (100 francs). 29) Auf der Françoisvase; eigenthümliche Deutungen von Guédéonoff, Ann. d. Inst. 1852, p. 69 und Em. Braun ibid. 1848, p. 311 sq. 30) Beim Streit der Aphrodite und Kora um den Adonis, Bullet. arch. Napolet. N. S., VII, tv. IX, nach Stephani, Ann. d. Inst. 1860, p. 315 extr. 31) Von Panofka beschrieben Musée Blacas p. 18. 22. 32) Mit

ohne irgendein Abzeichen.[33]) Auch die spätere Kunst hat keine allgemein gültig gewordene Ausstattung der Kalliope gewonnen. Statuarische Werke (Clarac, Musée de sculpt. III, pl. 294—296, No. 1113—1115 B gibt eine Reihe angeblicher Standbilder der Kalliope) kommen fast gar nicht in Betracht, da die Attribute fehlen oder ohne Gewähr der Richtigkeit ergänzt sind. Von den Musen auf Münzen des Pomponius Musa, die als Nachahmungen der berühmten Statuen aus Ambrakia gelten, die Fulvius Nobilior nach Rom in den Tempel des Hercules Musarum weihte, wird von manchen die auf eine Säule gestützte, mit dem Buche (Cohen, Méd. consulaires pl. XXXIV, No. 6) Kalliope genannt, während Visconti, Borghesi (Oeuvres numismatiques I, p. 293) und Cohen (l. c. p. 267) diesen Namen der Münze zuweisen, die eine Muse darstellt, welche eine auf einer Säule stehende Lyra rührt (Cohen, l. c. No. 5), die also der Darstellungsweise der Kalliope auf der Münze des Probus entspricht. Auf Reliefen (z. B. der tabula Iliaca), besonders auf den zahlreichen Musensarkophagen[34]), erscheint sie sitzend oder stehend, meist mit Schreibtafel und Griffel (auch auf einem Mosaik bei Clarac, l. c. No. 1119), gern mit Klio gruppirt, von ihr aber oft schwer zu unterscheiden, wie auch auf einem herculanensischen Wandgemälde (Pitture d'Erc. II, p. 59, D. d. a. K. I, LVIII, No. 741) die epheubekränzte (*Ovid.* Fast. V, 79) *ΚΑΛΛΙΟΠΗ* eine Rolle trägt, wie die entsprechende *ΚΛΕΙΩ*, sodaß bei ähnlichen Fresken (s. Helbig, Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten Städte Camp. No. 860—862, vgl. S. 172) die Benennung schwankend bleiben muß.

Eine große Anzahl von griechischen Autorenstellen bei Pape, Wörterbuch der griechischen Eigennamen, s. v. I, S. 602, von lateinischen bei de Vit, Onomasticon, II, XI, p. 71. (*R. Gaedechens.*)

Kallippos, s. Kalipos.

KALLIPYGOS (die Form Callipygis beim Commentator Cruq. ad Hor. Sat. I, 2. 93), auch *Καλλίγλουτος* genannt (nach *Nikander* bei *Clemens Alex.* I. p. 40. Dindorf, p. 11 Sylburg), „die Schöngesteißte".

1) Beiname der Aphrodite in Syrakus nach der Geschichte bei *Athen.* XII, 13, p. 554 E. Zwei Landmädchen aus der Umgegend streiten sich, wer von ihnen das schönste Gesäß habe.*) Sie rufen einen zufällig vorübergehenden Jüngling aus der Stadt zum Richter auf, der für die Aeltere entscheidet und sich in sie verliebt; sein Bruder, von ihm unterrichtet, erwählt die Jüngere. Nicht ohne Mühe erlangen sie von ihrem Vater die Einwilligung zur Heirath; die Mädchen ziehen nach Syrakus, werden von den Bürgern *Καλλίπυγοι* genannt und weihen daselbst aus Dankbarkeit der Aphrodite Kallipygos ein Heiligthum (Aratus in den Jamben bei Athen. l. c. und Clem. Alex. l. c.). Mit dieser Anekdote wird ohne jede Berechtigung zusammengebracht:

2) die berühmte, stark versehrte, von Albaccini ergänzte (die Restaurationen sind angegeben bei Gerhard und Panofka, Neapels antike Bildwerke, S. 119 fg., und Niccolini zum Real Museo Borbonico XVI. tv. XXVII), angeblich an der Stätte des goldenen Hauses des Nero gefundene, später in der Farnese'schen Sammlung, jetzt im Museum zu Neapel befindliche, unter dem Namen Venus Callipygos (Vénus aux belles fesses) bekannte Marmorstatue (oft abgebildet, z. B. Müller-Wieseler, Denkmäler der alten Kunst, II. XXV. n. 276) und besprochen (daselbst S. 417; Friederichs, Bausteine, No. 606; Bernoulli, Aphrodite, S. 341 fg.), der allerdings die Benennung Venus nicht abgesprochen werden soll. Die Göttin hat durch Aufheben ihres gegürteten Gewandes die ganze schöne Rückseite entblößt und wendet sich zur Schau derselben um, ein raffinirtes Motiv, welches dies schön gearbeitete, von Winckelmann (Werke II, S. 404) nicht gebührend geschätzte griechische Kunstwerk der nachalexandrinischen Epoche zuweist. Größere antike Wiederholungen besitzen wir nicht.

Einige in den Büchern noch immer spukende *Καλλίπυγοι* sind endlich einmal abzuweisen: a) Winckelmann l. c. spricht von einer solchen in Versailles, doch ist diese nur eine von Clairion gefertigte Copie der Neapolitanischen (s. Thomassin, Recueil des figures ... qu'ils se voient à présent dans le château et parc de Vers. 1694, p. 9 zu pl. 33, auch in der Ausgabe A la Haye 1724; seine Angabe wird bestätigt durch Mus. Royal de Naples. Peint. br. et stat. érotiques du cabinet secret. Paris 1836, p. 8). b) Welcker (zu K. O. Müller's Handbuch der Archäologie, § 377. 2) führt eine solche als in Syrakus befindlich an; doch ist diese Angabe sicher nur aus der falschen Deutung hervorgegangen, die die berühmte kopflose, jetzt im dortigen Museum stehende Statue (nach der Jenaischen Literaturzeitung, 1816, No. 164, S. 370) durch Graß (Reise nach Sicilien, II, S. 556) und Landolina (den schon Kephalides, Reise durch Italien und Sicilien, II, S. 8 fg. berichtigt) erhielt. c) Die von K. O. Müller l. c. angeführte, bei Cavall. II, 66 ist keine andere als die Neapolitanische. Sicher unter dem Eindruck der letzteren ist eine Paste des Berliner Museums (Toelken, Erklärendes Verzeichniß, III, 2. 424, Friederichs l. c. S. 347, abgebildet bei Müller-Wieseler l. c. No. 276ª; ob aber Venus oder Hetäre?) gearbeitet, deren Echtheit mir jedoch nicht über allem Zweifel erhaben scheint; noch unsicherer ist, ob der angebliche Onyx in den Monuments du culte secret des dames romaines, Caprée 1784, pl. XLVI je existirt hat.

---

vier andern Musen einem jungen Mädchen Geschenke bringend, ibid. pl. IV, Müller-Wieseler, Denkm. der alten Kunst II, Taf. LVII, no. 733, wo auf S. 28 die weitere Literatur; vgl. noch Conze, Götter- und Heroengestalten, Taf. XC, 2 und Stephani, Compte rendu, 1861, p. 18.

33) Beim Streit des Apollo und Marsyas, Monum. d. Inst. II, tv. XXXVII, Müller-Wieseler l. c., Taf. XLI, Nr. 488, S. 41. 34) Eine Aufzählung durch Gerhard in der Archäol. Zeitung 1843, S. 115 fg.

*) Von einem ähnlichen Wettstreit in einer Frauengesellschaft berichtet *Alkiphron* I, 39, Einschlagendes auch beim Komiker Alexios nach *Clem. Alex.* I, 303 Dind. (p. 94, 3 Sylb.), Rufin (Epigr. in Brunck, Analecta II, 390) läßt Paris die Schönheit der drei Göttinnen lediglich nach den Reizen ihrer nates beurtheilen.

Von niemand beanstandet ist dagegen die Authenticität einer Bronzestatuette zu Arolsen (Gaedechens, Die Antiken des fürstlich Waldeckischen Museum zu Arolsen, S. 53 fg., No. 79; ich erstand 1879 ein zweites Exemplar in einem Laden auf Piazza Barberini in Rom), deren Stephane die Deutung auf die Göttin zu sichern scheint. Das Motiv ist dem der Statue völlig gleich, nur ist das Kleid nicht angezogen, sondern umgelegt, und im Arrangement des Gewandes sind erhebliche Abweichungen.

Auf mehreren andern Bildwerken hat man Weiber in der Stellung der Venus Kallipygos erkennen zu dürfen geglaubt, doch entweder fehlt ihnen (wie der Marmorgruppe einer ekstatischen Mänade und eines sich über ihre Körperblöße freuenden Satyrs, aus Gythion, bei Pervanoglu, Ann. dell' Inst. tv. d'agg. P. 2, p. 271 sq.) das Motiv der absichtlichen Entblößung und des Rückschauens, wodurch jene Statue das Buhlerische und Hetärenhafte erhält, oder sie deuten auf brutale und unnatürliche Wollust, wie ein Vasenbild aus der Sammlung Hope (Archäol. Anzeiger 1849, S. 98 unten), welches „den verworfenen Sinn der Statue erklären" helfen soll, der ihr aber gar nicht anhaftet. Burckhard (Cicerone, 2. Auflage, II, S. 450) sagt mit Recht: „Die Absichtlichkeit der ganzen Darstellung rückt dieses Bild in das Gebiet des Buhlerischen, wenn man es auch nicht obscön nennen kann."

Hetären und Tänzerinnen scheinen allerdings gern diese Stellung nachgeahmt zu haben. Unterliegt zwar die interessante, angeblich aus Herculaneum stammende Bronzestatuette einer tanzenden Mohrin in der Nationalbibliothek zu Madrid (Revue Archéologique, III, p. 264, Holzschnitt), auch abgesehen von der Inschrift, trotz Mérimée's wiederholter Versicherung ihres antiken Charakters, wegen ihrer Echtheit gegründeten Bedenken, so finden sich auf Vasen einzelne sichere bezügliche Darstellungen (z. B. Gerhard u. Panofka l. c., S. 315 fg., No. 505. Heydemann, Die Vasensammlungen des Museo Nazionale in Neapel, No. 2855, S. 407; eine Zeichnung einer ähnlichen besaß Raoul Rochette nach Welcker zu K. O. Müller l. c.). Als eine Parodie der Venus Kallipygos dürfte aufzufassen sein die Bronzestatuette des Museums zu Neapel bei Gerhard u. Panofka l. c., S. 199, No. 3: „Schauspieler in Weiberkleidung, der sich den Rock hinten aufhebt." (*R. Gaedechens.*)

KALLIRRHOE (*Καλλιῤῥόη*), ein an verschiedenen Orten Griechenlands und des gräcisirten Orients wiederkehrender Name für Quellen und Quellnymphen. Die bekannteste derselben ist die athenische Kallirrhoe, die einzige Quelle reinen und frischen Trinkwassers auf dem Boden der Stadt Athen, deren Wasser seit den ältesten Zeiten sowol zum Trinken als zu sacralen Verrichtungen benutzt wurde. Dieselbe entsprang in der Nähe des Ilissos, war daher nicht in die Ringmauer der Stadt eingeschlossen, sondern gehörte zu der östlichen Vorstadt Athens, Agrä. Durch Peisistratos wurde über der Quelle ein stattliches Brunnenhaus errichtet, aus welchem das Wasser durch 9 Röhren hervorströmte, weshalb die Quelle auch den Namen Enneakrunos erhielt. S. *Herod.* VI, 137; *Thukyd.* II, 15; *Paus.* I, 14, 1. Der neuerdings von Unger in seinem Aufsatz „Enneakrunos und Pelasgikon" (in den Sitzungsberichten der philosophisch-philologischen und historischen Classe der königl. bayr. Akademie der Wissenschaften zu München, 1874, Bd. I., S. 263 fg.) gemachte Versuch, zwischen einer innerhalb der Stadt, am südöstlichen Ende des Marktplatzes, gelegenen Enneakrunos und der außerhalb der Ringmauer am Ilissos aufsprudelnden Kallirrhoe zu unterscheiden, muß als völlig verfehlt bezeichnet werden. Während der Name Enneakrunos mit dem Verfall des Brunnenhauses verschwunden ist, haftet der alte Name Kallirrhoe noch heutzutage an einer reichen Quelle, die jetzt aus dem Felsboden zwischen zwei Armen des Ilissos aufsprudelt und ihr Wasser unmittelbar in das Bett dieses Flusses ergießt, eine Erscheinung, die offenbar auf eine Veränderung des Laufes des Ilissos seit dem Alterthum zurückzuführen ist und uns nicht veranlassen darf, mit B. Stark (Nach dem Griechischen Orient. Heidelberg 1874, S. 315) den Namen Kallirrhoe auf eine ein wenig nördlich davon aus einer künstlichen Spalte des Felsbodens hervorbrechende Wasserader (die jedenfalls nur ein Zweig der Hauptquelle ist) zu übertragen. Vgl. C. Wachsmuth, Die Stadt Athen im Alterthum, Bd. I. (Leipzig 1874), S. 172 fg. und S. 272 fg. — Quellen gleichen Namens finden wir im Alterthum in der ätolischen Stadt Kalydon (s. d.) in der Nähe des Hafens (*Paus.* VII, 21. 5); in der akarnanischen Stadt Oiniadä (auf diese noch heutzutage in den Ruinen der Stadt nachweisbare Quelle ist die Aufschrift *ΚΑΛΛΙΡΟΑ* auf Münzen von Oiniadä zu beziehen, s. Imhoof-Blumer, Die Münzen Akarnaniens, Wien 1878, S. 145 fg.), und in der phönizischen Stadt Tyros (*Nonnos* Dionys. XL, 363). Ferner führte die gewöhnlich Edessa genannte Stadt, die Hauptstadt der mesopotamischen Landschaft Osroëne, auch den Namen *Ἀντιόχεια ἐπὶ Καλλιῤῥόῃ* nach den starken Quellen des von den Griechen Skirtos, von den Syrern Daisan genannten Flusses (eines Nebenflusses des Euphrat), welche in der Nähe der Stadt einen Teich bilden (*Plin.* N. h. V, 21. 86; *Steph. Byz.* p. 100. 1 f. ed. Meineke; vgl. H. Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie, S. 155 fg.). Endlich wurde auch ein durch seine heilkräftigen Quellen berühmter Badeort in der jüdischen Landschaft Peräa von den Griechen mit dem Namen Kallirrhoe bezeichnet (*Plin.* V, 16. 72; *Joseph.* Arch. XVII, 6. 5; b. Jud. I, 33. 5; *Ptolem.* V, 16. 9; *Euseb.* h. eccl. I, 8.). (*C. Bursian.*)

KALLISTHENES von Olynthos, Sohn des Demotimos oder Kallisthenes (Suid.) und der Hero, einer Cousine des Aristoteles (*Plut.* Alex. 55). Er kann höchstens etwa 10 Jahre jünger gewesen sein als letzterer (geb. 384) und stand jedenfalls bei der Zerstörung seiner Vaterstadt durch Philipp von Makedonien (Ende 348 v. Chr.), der alle Gefangenen in die Sklaverei verkaufte, schon im Mannesalter. Wie Aristoteles, wird auch er mit Makedonien in Beziehung gestanden haben, und als jener im Jahre 343 die Erziehung Alexander's übernahm, scheint auch Kallisthenes an den Hof gekommen zu sein; er wird

daher als Mitschüler Alexander's bezeichnet (*Justin.* XII, 6, 17). Allgemein gilt Kallisthenes als Schüler des Aristoteles, wie weit indessen seine philosophischen Studien sich erstreckten, wissen wir nicht. Vermuthlich haben sie sich im wesentlichen auf die praktischen Zweige der griechischen Philosophie, Rhetorik und Ethik, beschränkt. Mit Aristoteles' Hauptschüler Theophrast stand Kallisthenes in nahen Beziehungen (*Cic.* Tusc. III, 21 u. a.); derselbe verfaßte später, offenbar mit Beziehung auf Kallisthenes' Tod, eine Schrift *Καλλισθένης ἢ περὶ πένθους* (*Diog. L.* V, 44). Daraus, daß bei Diogenes Laërtius V, 39 eine bekannte, sonst von Ephoros und Theopomp oder Xenokrates und Aristoteles erzählte Anekdote auch einmal auf Kallisthenes und Theophrast übertragen wird — der Lehrer habe gesagt, jener bedürfe des Spornes, dieser des Zügels — etwas über die Begabung des Kallisthenes zu folgern, ist nicht zulässig. Seine literarische Thätigkeit wandte Kallisthenes der Darstellung der zeitgenössischen Geschichte zu. In 10 Büchern behandelten die *Ἑλληνικά* den dreißigjährigen Zeitraum vom Frieden des Antalkidas (387) bis zum Ausbruch des heiligen (phokischen) Krieges 357 (*Diod.* XIV, 117; XVI, 14). Die Geschichte des letzteren, die mit der Begründung der makedonischen Hegemonie in Hellas endete, stellte ein zweites Werk dar (*περὶ τοῦ ἱεροῦ πολέμου*, *Athen.* XIII, 560; vergl. *Cic.* ad. fam. V, 12, 2, wo Westermann Troicum bellum richtig in Phocicum bellum corrigirt hat). Beide Werke sind jedenfalls vor 334 v. Chr. vollendet worden; wenn Lydus (De mens. IV, 68) eine Angabe des Kallisthenes aus dem vierten Buche der Hellenika anführt, in der er von den Ursachen der Nilschwelle spricht und erzählt, er sei mit Alexander nach Aegypten gezogen und bis nach Aethiopien gekommen (hier liegt wol ein Misverständniß des Lydus vor, der seine Angabe jedenfalls nicht direct aus Kallisthenes entlehnt hat; im übrigen wird Kallisthenes' Erklärung der Nilschwelle aus den heftigen Regenmassen in Aethiopien, die hier im Hochsommer durch die Etesien angehäuft würden, auch sonst mehrfach erwähnt, s. *Kall.* fr. 6 Müller), so ist die Stelle entweder später eingefügt, oder, was viel wahrscheinlicher erscheint, das Citat entstammt der Geschichte Alexander's und nicht den *Ἑλληνικά*.

Ueber Anlage und Darstellung dieser Werke lehren die Fragmente (bei Müller 17 [resp. 16] der *Ἑλληνικά* und 1 aus dem heiligen Kriege) nicht allzu viel. In der Darstellung stand er jedenfalls wie seine Zeitgenossen Theopomp und Ephoros völlig unter dem Einflusse der Rhetorik (vergl. *Cicero* De orat. II, 58. ad Qu. fr. II, 13. *Longin.* De subl. III, 2), ja sein späteres Werk über Alexander kann geradezu als Muster und Vorbild der die ganze folgende Epoche beherrschenden Verirrung der Historiographie gelten, welche eine blendende, pointirte und an Anekdoten und interessanten Schilderungen reiche Darstellung als ihre Hauptaufgabe betrachtet und darüber die historische Wahrheit oft ganz aus den Augen verliert. Daß er zahlreiche Excurse einfügte (zum Beispiel über die Verfassung Kretas, über Aristides' Nachkommen, über das Datum der Zerstörung Trojas, über Kimon [s. u.]) ist gleichfalls im Geschmacke der Zeit; Theopomp füllte bekanntlich ganze Bücher lediglich mit Excursen. Betreffs der Tendenz wird man wol annehmen dürfen, daß Kallisthenes auf ähnlichem Standpunkte stand wie Isokrates und Aristoteles. Die Aufgabe der Hellenen war, den Kampf gegen die Perser wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen, die gewissermaßen von der Natur geforderte Herrscherrolle über die Barbaren auch wirklich auszuüben. Statt dessen zerfleischten sie sich in ewigen Kämpfen, bis endlich in Philipp ein Fürst erstand, der Hellas zur Einigung zwang und nun den Kampf gegen Asien beginnen konnte. Gleich zum Eingang hat Kallisthenes offenbar den beliebten Vergleich des Antalkidas-Friedens mit dem sogenannten Kimonischen ausgeführt; denn aus ihm stammt die ausführliche, von der des Ephoros [erhalten bei *Diodor* XI, 60 fg. und *Frontin.* IV, 17, 45; vgl. *Polyaen.* I, 34, 1] völlig und vortheilhaft abweichende Schilderung der Schlacht am Eurymedon bei Plutarch (Cim. 12. 13; p. 484, 23—486, 21 der kleinen Sintenis'schen Ausgabe). Daß nach der Schlacht ein wirklicher Friede geschlossen sei, bestritt Kallisthenes; nur thatsächlich hätten die Perser von da an das westliche Kleinasien aufgegeben. Auf den durch Kallias nach Kimon's Tode geschlossenen Frieden, dessen Echtheit bekanntlich Theopomp (fr. 168) bestritt, scheint Kallisthenes nicht eingegangen zu sein. Ob sonst noch Gut des Kallisthenes in den auf uns gekommenen Darstellungen dieser Epoche erhalten ist, ist noch nicht untersucht. Die Angabe des Porphyrios (bei *Euseb.* pr. ev. X, 3), Ephoros habe aus den Werken des Daimachos [??], Kallisthenes und Anaximenes an 3000 Zeilen wörtlich herübergenommen, ist wegen ihrer allgemeinen Fassung nicht weiter zu verwerthen, selbst wenn sie völlig correct sein sollte.

Als Aristoteles 335/4 nach Athen ging, soll er den Kallisthenes bei Alexander gewissermaßen als Stellvertreter zurückgelassen haben (*Diog. L.* V, 5 und Suidas), woran dann einige werthlose Anekdoten angeknüpft werden. Glaublicher ist, daß Alexander den berühmten Historiker zu sich berief, um als Augenzeuge die Geschichte seines Zuges zu schreiben (*Justin.* XII, 6), wie ihn in gleicher Weise der Kyniker Onesikritos und der Rhetor und Geschichtschreiber Anaximenes begleiteten. Ganz falsch und lediglich nach dem Beispiel des Aristoteles zurechtgemacht ist dagegen die Angabe, Kallisthenes habe sich dem Alexander angeschlossen, um ihn um die Wiederherstellung Olynth's zu bitten (*Plut.* Al. 53, De stoic. rep. 20, vgl. die Geschichte von Anaximenes bei *Pausan.* VI, 18).

Kallisthenes hat die Begebenheiten des „persischen Kriegs" — daher der bei Suidas s. v. *Σαρδανάπαλλος* überlieferte Titel *Περσικά* — offenbar unmittelbar nach den Ereignissen niedergeschrieben; sein Werk war die erste ausführliche Darstellung, aus der man in Europa die Thaten des Königs kennen lernte. Zieht man die schriftstellerische Begabung des Kallisthenes dazu in Betracht, so begreift man vollkommen, welchen Einfluß er gewinnen mußte. Er ist denn auch für die erste Hälfte des Alexanderzuges die Grundlage aller folgenden Berichte

geworden; so viel auch überarbeitet, zugesetzt, entstellt worden ist, der Kern der Vulgata über Alexander, wie sie uns bei Diodor, Curtius, Justin, und an vielen Stellen bei Strabo, Plutarch, Arrian u. a. vorliegt, geht, wie namentlich Droysen betont hat und sich vielfach mit völliger Sicherheit nachweisen läßt, auf Kallisthenes zurück.

Die Darstellung des Kallisthenes beruht durchweg auf einer überschwenglichen Verherrlichung Alexander's (vgl. *Polyb.* XII, 23), der, ein Nachkomme des Zeus, des Perseus und Herakles, unter göttlichem Beistand die Mission der Hellenen erfüllt. Bekannt ist seine Schilderung, wie in Lykien am Klimax das Meer vor Alexander zurückgewichen sei, um gewissermaßen ihm die *προσκύνησις* zu leisten (fr. 25; zur Kritik vergl. vor allem *Strabo* XIV, 3, 9, wahrscheinlich aus Aristobul). Zum Ammonion führen ihn zwei Raben durch die Wüste und die Götter häufen Wunder auf Wunder; das Orakel erklärt den König für einen Sohn des Zeus (fr. 36). Vorzeichen verkünden dann seine weiteren Kriege, die Schlacht bei Arbela und Darius' Tod (ib.), ein Indicium, daß auch die absurden Vorausverkündigungen vor der Schlacht am Granikos bei *Diod.* XVII, 17, 6 fg. ihrem Kern nach auf Kallisthenes zurückgehen werden. Durchaus wird Alexander als Vorkämpfer der Hellenen aufgefaßt, während er in Wirklichkeit sich bekanntlich vor allem als Makedoner fühlte und der Antagonismus beider Völker unter und nach ihm immer stark hervortrat. Vor der Schlacht bei Arbela läßt ihn Kallisthenes den griechischen Truppen eine lange Rede halten, in der er die Götter auffordert, wenn er wirklich vom Zeus stamme, sollten sie den Hellenen ihre Hülfe gewähren (fr. 37, *Plut.* Al. 33); demnach geht wahrscheinlich auch die analoge Rede vor der Schlacht bei Issos (*Curt.* III, 10; *Justin.* XI, 9; *Arr.* II, 7; vergl. Droysen, Gesch. Al.[2] II, 412) auf Kallisthenes zurück. Dem entspricht, daß in der Vulgata überall die Hellenen ungebührlich hervortreten, speciell die thessalischen Reiter (bei Issos: *Curt.* III, 11, vgl. *Diod.* XVII, 33, 2; am Granikos: *Diod.* XVII, 21, 4); Aristobul und namentlich Ptolemaeos rectificiren hier durchweg die Vulgata. Ferner scheint auf Kallisthenes die detaillirte Schilderung der persischen Verhältnisse zurückzugehen, wie Droysen vermuthet; es ist charakteristisch, daß die maßlos übertriebenen Angaben über die Stärke des persischen Heeres bei Issos und die Zahl der Gefallenen, welche Kallisthenes gab (*Pol.* XII, 18, 2 der allerdings nur 30,000 Reiter und 30,000 griechische Söldner nennt; indessen die Masse des persischen Fußvolks, 60,000 Kardaker, kann daneben nicht gefehlt haben, und §. 9 fg. weist auch darauf hin) in unserer gesammten Ueberlieferung, auch bei Ptolemaeos und Aristobul, die eben für die persischen Verhältnisse kein neues Material beschaffen konnten oder wollten, gleichmäßig wiederkehrt. Daß dramatisch pointirte Schilderungen und Anekdoten nicht fehlten, ist selbstverständlich, obwol sich nicht nachweisen läßt, wie viel von den zahllosen derartigen Erzählungen über Alexander im einzelnen auf Kallisthenes zurückgeht. So läßt sich nicht erweisen, daß die aus Curtius, Diodor und dem pompejanischen Mosaik bekannte dramatische Schilderung des Zusammentreffens zwischen Darius und Alexander auf Kallisthenes zurückgeht; daß er aber zu einer derartigen Darstellung den Anstoß gab, lehrt die Angabe bei Polybios, daß Alexander und Darius nach Kallisthenes beide von Anfang an nach einem persönlichen Zusammentreffen strebten. In Arrian's Schlachtschilderung ist davon mit keinem Worte die Rede. — Daß Kallisthenes dagegen von militärischen Operationen wenig verstand, lehrt Polybios' scharfe Kritik seiner Darstellung der Schlacht bei Issos (XII, 17—22) und deutlicher noch der Vergleich der streng militärischen Darstellung Arrian's mit der Schilderung bei Curtius (vergl. auch Justin) und der arg entstellten bei Diodor, welche beide, sei es direct, sei es indirect, aus Kallisthenes entnommen sind (letzteres geht daraus hervor, daß alle bei Polybios erwähnten Angaben des Kallisthenes in beiden Berichten wiederkehren).

Eine besondere Eigenthümlichkeit des Werkes sind die zahlreichen geographischen, antiquarischen, naturwissenschaftlichen Notizen und Excurse, die dann in gleicher Fassung oder mit Modificationen in den späteren Darstellungen wiederkehren und um derentwillen auch Strabo den Kallisthenes stark benutzt hat. Namentlich gab Kallisthenes ausführliche Untersuchungen über Homerische Geographie, über die Wohnsitze der Kaukonen, Halizonen, Arimer, über den Fluß Parthenios, über die Auswanderung der Kiliker aus Troas nach den angeblichen Städten Thebe und Lyrnessos in Pamphylien und Kilikien, über die Geschichte der Karer und Leleger; auch die übereinstimmende Beschreibung des Flusses Kydnos und der korykischen Höhle, wo der Safran wächst, bei Curtius, Arrian und Strabo XIV, 5, 12 und XIII, 4, 6. XIV, 5, 5 (vgl. dazu noch Plin. XIII, 5 crocinum (unguentum) in Solis Ciliciae diu maxime laudatum est — Kallisthenes erscheint unter den Quellenschriftstellern für die asiatischen Pflanzen in Plinius' Index zu lb. XII und XIII) stammt aus Kallisthenes. An die Eroberung von Sardes knüpfte eine viel verwerthete Untersuchung über die — nach Kallisthenes zweimalige — Eroberung der Stadt durch die Kimmerier und Trerer und das Zeitalter der Kallinos und Archilochos (*Strabo* XIII, 4, 8; vgl. Gelzer, Rhein. Mus. XXX, 259). Bei Tarsos und Anchiale erzählte Kallisthenes von ihrer Erbauung durch Sardanapal, unterschied nach Hellanikos' Vorgange zwei Könige dieses Namens, und theilte die berühmte Inschrift (in ionischem Dialekte) mit: *Σαρδανάπαλλος ὁ Ἀνακυνδαράξεω παῖς Ταρσὸν καὶ Ἀγχιάλην ἔδειμεν ἡμέρῃ μιῇ· ἔσθιε πῖνε ὄχευε, ὡς τά γε ἄλλα οὐδὲ τούτου ἐστὶν ἄξια*, nämlich des angeblichen Schnippens mit den Fingern, welches auf der Statue angedeutet sein soll (fr. 32, dessen Echtheit Westermann ohne Grund bezweifelt). Aristobul (bei *Strabo* XIV, 5, 9 und Arrian) entlehnte die Angabe aus Kallisthenes, ersetzte *ὄχευε* durch das anständigere Wort *παῖζε*, deutete indessen an, daß im „assyrischen Originale" ein kräftigeres Wort stehe. In seiner Fassung ist die Angabe dann in der griechischen Literatur unzähligemal verwerthet worden. Die In-

schrift ist jedenfalls von Kallisthenes einfach — unter Benutzung einheimischer Traditionen — erfunden worden, was ihm indessen bei der Art, wie die Griechen durchweg mit den Traditionen des Orients umgegangen sind, nicht einmal stark zum Vorwurf gemacht werden kann.

Wie weit das Werk des Kallisthenes hinabreichte, ist nicht sicher festzustellen; die romantischen Angaben der Vulgata über Darius' Tod sehen sehr danach aus, als ob sie in letzter Linie auf ihn zurückgingen. Jedenfalls wird dasselbe auf das treffendste charakterisirt durch die Anekdote, Kallisthenes habe gesagt, von ihm hänge der Ruhm Alexander's ab, er sei nicht zum Alexander gekommen, um durch ihn Ruhm zu gewinnen, sondern um ihn berühmt zu machen (*Arr.* IV, 10).

Trotz oder vielleicht gerade infolge seines Enthusiasmus für Alexander's Thaten ist Kallisthenes die Seele der Opposition gegen den König geworden und hat im Kampfe gegen ihn den Untergang gefunden. So unsicher auch die Ueberlieferung über die letzten Schicksale des Kallisthenes in ihren Einzelheiten ist, völlig klar tritt hervor, daß es der Gegensatz war, in welchen durch die Gewalt der Umstände und auch durch die Eigenart seines Charakters Alexander zu den Anschauungen und Forderungen der Hellenen, wie sie Isokrates, Aristoteles, Kallisthenes vertraten, geführt wurde, was den Bruch zwischen ihm und Kallisthenes veranlaßte. Anstatt, wie Aristoteles forderte, die Herrschaft der Hellenen über die Barbaren zur völligen Durchführung zu bringen und diesen die von der Natur ihnen vorgezeichnete Sklavenrolle zu überweisen (*Arist.* bei Strabo I, 4, 9; *Plut.* Fort. Alex. I, 6; vgl. Bernays, Dialoge des Aristoteles 52 fg.), suchte Alexander die Makedoner und Hellenen mit den Asiaten zu Einem Staate zu verschmelzen; über der Masse der Unterthanen sollte dann in übermenschlicher Höhe der als Gott verehrte Weltbeherrscher stehen. Gegen diese Bestrebungen, namentlich die Versetzung des Königs unter die Heroen, und die Vollziehung der *προσκύνησις* vor ihm, trat Kallisthenes, der nach einer bei *Justin.* XII, 6; *Curt.* VIII, 8, 22; *Plut.* Al. 52 vorliegenden Version nach Klitos' Tode (Anfang 328) noch den König durch philosophische Trostgründe aus der Verzweiflung zurückgerufen haben soll, mit Entschiedenheit auf, während der Abderite Anaxarchos als ihr Hauptverfechter genannt wird. Die Details der Vorgänge sind in den verschiedenen Versionen (bei *Arrian.* IV, 10 fg.; *Plut.* Al. 53 fg.; *Curtius* VIII, 5 fg.; *Justin.* XII, 7; vgl. XV, 3; *Curt.* VIII, 1, 17) abweichend und rhetorisch ausgeschmückt überliefert; die einzelnen Anekdoten sind von sehr zweifelhaftem Werth, ebenso die eingeflochtenen Charakteristiken des Kallisthenes (*ὑπαγροικότερος*, *σεμνός* u. a.) und die ex eventu fabricirte Angabe, Aristoteles habe gesagt, Kallisthenes könne gut reden, aber habe keinen Verstand (vgl. *Diog. L.* V, 5, 10; vgl. *Val. Max.* VII, 2 ext. 11 u. a.). Jedenfalls fiel Kallisthenes schließlich völlig in Ungnade, während die Unzufriedenen unter den Makedonern sich eng an ihn anschlossen. Es war daher sehr natürlich, daß, als im Winterquartier zu Baktra Anfang 327 (*Arrian.* IV, 22, 2) die Verschwörung des Hermolaos und der königlichen Pagen entdeckt ward, auch Kallisthenes der Mitschuld bezichtigt und gefangen gesetzt wurde. Ueber seine weiteren Schicksale widersprechen sich die Berichte (*Plut.* Al. 55; *Arr.* IV, 14, 3). Nach Chares und Aristobul starb er nach sieben Monaten im Gefängniß an einer Krankheit, nach der Vulgata (Justin, Curtius), der auch Ptolemäos folgt, wurde er gefoltert und hingerichtet. — Vergl. Droysen, Gesch. Alex. 2. Aufl. II. S. 83 fg. Grote, Hist. of Greece XII, p. 38 fg. u. a. Sammlung der Fragmente nebst Biographie u. s. w. von Westermann, De Callisthene Olynthio et Pseudo-Call. commentatio. 4 leipziger Programme. 1838—1842. Dann bei Geier, Alexandri M. historiarum scriptores aetate suppares 1844, p. 191 fg. und C. Müller, Scriptores rerum Al. M. (im Arrian. ed. Duebner. Paris, Didot. 1846). — Fälschungen sind die Fragmente, welche aus angeblichen *Μακεδονικά*, *Θρακικά*, *Γαλατικά*, *Μεταμορφώσεις*, *Κυνηγετικά* des Kallisthenes (fr. 42—47 Müller bei Plutarch (De fluviis und Parall. min., und daraus bei Stobäus) angeführt werden, wie alles, was diese pseudepigraphen Machwerke enthalten. Ebenso sind der *Περίπλους* und die *Ἀποφθέγματα* (fr. 40—42 Müller) aus der Liste der Schriften des Kallisthenes zu streichen.

Mit dem Namen Pseudo-Kallisthenes pflegen wir den Verfasser des etwa im dritten Jahrhundert n. Chr. in Alexandria entstandenen griechischen Alexanderromans zu bezeichnen, der die Grundlage aller occidentalischen und orientalischen Alexandersagen bildet. Das Werk ist in den meisten Handschriften anonym, nur eine pariser aus dem Jahre 1469 (Zacher, Pseudocallisthenes p. 7) und eine ungefähr gleichzeitige römische (ib. p. 17) nennen den Verfasser *Καλλισθένης ἱστοριογράφος ὁ τὰ περὶ τῶν Ἑλλήνων συγγραψάμενος*, ob auf Grund alter Ueberlieferung, erscheint mir recht fraglich. Weit älter beglaubigt ist jedenfalls die Zurückführung des Werkes auf Aesopus, die sich in den Handschriften der lateinischen Uebersetzung des Werkes durch Julius Valerius (einem turiner Palimpsest, vielleicht aus dem 7. Jahrhundert, Zacher l. c. p. 35, 39, und einer mailänder Pergamenthandschrift des 9. Jahrhunderts, ib. p. 34: Julii Valerii res gestae Alexandri Macedonis translatae ex Aesopo graeco) sowie in einer leidener Handschrift der epitome aus Julius Valerius (9. Jahrhundert, in Zacher's Ausgabe von Julii Valerii Epitome, p. V) findet. Es hängt damit wol zusammen, daß zwei Handschriften des Pseudo-Kallisthenes (Zacher, p. 7 u. 14) demselben die Fabeln Aesop's unmittelbar vorangehen oder folgen lassen. Ob aber der Verfasser wirklich Aesop hieß oder die Uebertragung der Namen eine rein zufällige ist, muß dahingestellt bleiben.

Erste Ausgabe des Pseudo-Kallisthenes von C. Müller im Anhang zu Dübner's Arrian (s. o.). Pseudo-Kallisthenes nach der leidener Handschrift herausgegeben von H. Meusel, in Jahrbüchern für classische Philologie. V. Supplbd. 1871. — Ueber Handschriften und Geschichte des Werkes s. J. Zacher, Pseudo-Callisthenes.

Forschungen zur Kritik und Geschichte der ältesten Aufzeichnung der Alexandersage. Halle 1867.

(*Eduard Meyer.*)

KALLISTO, eine Arkadierin[1]), Tochter des Königs Lykaon (über sie s. besonders *Apollodor.* III, 8. 2; *Ovid.* Metam. II, 404 sq.; *Hygin.* Poet. astron. II, 1; Schol. in Arat. 27; Schol. in Caesaris Germanici Aratea 38 B sq. in der Ausgabe des Mart. Capella von Eyssenhard, S. 381), als solche Lykaonis (*Ovid.* Fast. II, 73; cf. *Λυκαονίη ἄρκτος Kallim.* Hymn. in Jovem 41) genannt, nach anderer Nachricht (*Asios* bei *Apollod.* l. c.) Tochter des Nykteus, oder dem Liebesbunde des Keteus und der Stilbe entsprungen (*Pherekydes* ibid., Schol. zu Eurip. Orest. 1647) und Enkelin des Lykaon (Ariethus von Tegea nach Hygin l. c.).

Der Jagdlust ergeben, schließt sie sich dem Gefolge der Artemis an, bricht aber das der Göttin gegebene Gelöbniß ewiger Keuschheit, indem sie sich am Mons Parthenius (*Serv.* zu Virg. Aen. X, 57 quod ibi virginitas Callistonis delibata sit) den Umarmungen des Zeus hingibt, der ihr in der Gestalt der Artemis (Amphis comoed. bei Hygin., Apollodor.; Schol. Germ. Arat. ll. cc.; *Serv.* zu Virg. Aen. I, 744; *Nonnos* Dionys. II, 123; *Ovid.* Met. II, 425 sq.[2]) oder des Apollo (Apollodor.) genaht war. Ihr Fehltritt hat ihre Metamorphose in ein wildes Thier (*θηρίον Lucian. νεκρ. διάλ.* 28. 3) zur Folge; einzelne Schriftsteller (*Eurip.* Hel. 387; *Clem. Alex.* Homil. V, 13, cf. Potter ad Lykophr. 88[3]) lassen sie zu einer Löwin werden; nach den weitaus meisten Nachrichten aber wird sie in eine Bärin verwandelt. Diese *θηρίωσις*, die Lucian (*περὶ ὀρχήσεως* 48) als Gegenstand der Orchestik nennt, geschieht entweder durch Zeus, welcher der Göttin seine Untreue verbergen (Hygin) oder die Geliebte vor ihrer Rache sichern will (*Apollod.* l. c. und *Liban.* Narr. bei Westermann, Mythogr. gr. p. 374, 34), oder durch die erzürnte Hera (Schol. Germ. Arat.; *Ovid.* Fast. II, 177 sq.; *Serv.* zu *Virg.* Georg. I, 67. 138), die dann die Artemis zu ihrer Erlegung antreibt (Hygin u. Apollodor), oder durch Artemis, welche ihre Gefährtin, nachdem sie ihre Schuld bekannt (Schol. Germ. Arat.) oder, nachdem beim Bade ihr unjungfräulicher Zustand entdeckt war (*Hyg.*, *Ovid.* Fast. II, 177 sq. und Metam. II, 454 sq.) durch die Verwandlung in eine Bärin strafte.[4]) Vor oder nach der Metamorphose gebar Kallisto den Arkas, den Zeus der Maia (Libanius) oder dem Hermes (Apollodor) zur Pflege übergibt; als sein Zwillingsbruder wird gelegentlich Pan genannt (*Epimenides* beim Schol. zu Theokrit. Idyll. I, 3; Schol. zu Eurip. Rhesus 36).

Hirten fangen die Bärin und bringen sie dem Lykaon als Geschenk dar; als sie einst, von Arkas begleitet, in den Tempel des Zeus Lykaios geräth, unbekannt mit dem strengen Verbot, denselben zu betreten, wollen die Arkader sie tödten (Hygin), oder Arkas selbst, in der Bärin nicht die Mutter ahnend, schickt sich an, sie für diesen Frevel zu strafen (*Ovid.* Fast. II, 184 sq., *Serv.* zu Virg. G. I, 67; Schol. Arat. l. c.), oder er ist im Begriff, sie auf der Jagd zu erlegen (*Ovid.* Met. II. 496 sq.), kurz: in einem kritischen Moment verstirnt Zeus beide (wunderlich *Libanius: ὡς δὲ αὐτῆς ἔσχε πλήσμιον*), die Mutter macht er zur großen Bärin, den Sohn zum Arcturus oder Arctophylax.[5]) Auch als Sternbild hat Kallisto nicht Ruhe vor dem nachtragenden Zorn der Hera, welche die Tethys anweist (*Ovid.* l. c. 527 sq.), daß sie die Nebenbuhlerin nicht zum erquickenden Bad in den Meeresfluten zulasse (Hygin l. c. und Fab. 177), weshalb das Gestirn der großen Bärin nie untergeht.

Statt Kallisto heißt die Heldin dieser Erzählung auch wol Megisto (Ariethus bei Hygin), Themisto (*Steph. Byz.* s. v. *Ἀρκάς*; *Eust.* p. 300. 30) oder Helike (Schol. Arat. l. c.; *Serv.* zu Virg. G. I. 67).

Ihr Grab (oder nach dem Gesagten wol ihr Gedächtnißmal) zeigten die Arkader auf einem mit Bäumen bepflanzten Hügel, 30 Stadien von der Quelle Krunoi. Auf seinem Gipfel stand ein Heiligthum der Artemis Kallisto (über das Verhältniß der Kallisto zu dieser Göttin s. K. O. Müller, Dorier I, 372; vgl. Schwenck, Mythol. I, 162 fg.; Creuzer, Symbolik, IV, 710 fg., 3. Aufl.). Im Dienste der Artemis Brauronia lebte das Andenken an die Kallisto in dem Namen *ἄρκτοι* fort, den die der Göttin dienenden Mädchen führten (*Aristoph.* Lysistr. 645, *Harpocr.* s. v. *ἀρκτεῦσαι*, vergl. K. F. Hermann, Gottesdienstl. Alterthümer §. 62, 9—12).

Die Statuen der Kallisto, des Arkas und seiner Kinder fertigte Pausanias von Apollonia als Weihgeschenk der Tegeaten für Delphi (*Pausan.* X, 9. 3; verg. Brunn, Gesch. d. Gr. Künstl. II, 283), woselbst in der Lesche Polygnot in der Nekyia die Kallisto dargestellt hatte mit einem Bärenfell bekleidet, die Füße im Schose der Nemea (*Paus.* X, 31. 3). Uns sind sichere antike Darstellungen der Kallisto und ihrer Schicksale (s. Anm. 2) nicht erhalten.

(*R. Gaedechens.*)

KALLISTRATOS, geb. um 410 v. Chr., Sohn des Kallikrates und der Aphidna, einer Familie angehörig, welche schon früher durch populäre Anträge die Gunst des athenischen Volkes sich zu verschaffen gewußt hatte, war einer der angesehensten und einflußreichsten athenischen Redner, und als solcher besonders

---

1) Ovid gibt ihr deshalb die von Städten und Bergen dieses Landes herrührenden Namen Maenalis, Nonacrina, Parrhasis, Tegeaea. 2) Zeus als Artemis und Kallisto im Beisein des Apollo wollten die neapolitanischen Akademiker in dem räthselhaften Wandgemälde Pitture d'Ercolano II. 10. p. 65 erkennen, andere Deutungen führt Helbig an (die Wandgemälde in den vom Vesuv verschütteten Städten Camp. S. 193 zu Nr. 970). 3) Welcker (Aeschyl. Tril. Prometh. S. 540, Anm. 833) ist zu der Annahme geneigt, in dem von Hesychius angeführten *Λέων* des Aeschylus sei die Sage von der Kallisto behandelt gewesen. 4) Nach Apollodor wird sie von der erzürnten Göttin getödtet, bei Ovid nur aus ihrem Kreise gestoßen.

5) Nach *Eratosth.* Cataster 8, *Arat.* Phaen. 911, Schol. Germ. Arat. 89 ist Arkas der Enkel, den Lykaon schlachtet und dem ihn besuchenden Zeus zur Speise vorsetzt; dieser aber fügt den Körper wieder zusammen und verstirnt ihn.

von Demosthenes und Aeschines wiederholt anerkannt (Schäfer, Demosthenes, I, S. 10 fg.). Sein Privatcharakter scheint nicht besonders ausgezeichnet gewesen zu sein, da Theopomp ihn den Lüsten ergeben schildert (Fr. 95 bei *Athen.* IV, p. 166) und auch die Komiker ihn wegen seiner Wollust und Leckerhaftigkeit zum Gegenstand ihres Spottes gemacht haben. Durch die Gabe seiner zündenden Beredsamkeit rettete er sich vor der Anklage, als er und Chabrias im Jahre 369 den Athenern zu einem Vergleich mit den Thebanern gerathen hatten, und hielt jene berühmte Rede, *τὴν περὶ Ὠρωποῦ δίκην*, welche Demosthenes zum Studium der Beredsamkeit begeisterte (*Gellius*, Noct. Att. III, 13; *Plut.* Dem. 5; Schäfer a. O., S. 96 fg. und S. 275). Auch Chabrias, vertheidigt von Lykoleon, wurde damals freigesprochen. Er ist durch seine rednerische Kunst das bedeutendste Vorbild des Demosthenes geworden (Schäfer, a. O., S. 302), der vier volle Jahre ihn zu hören Gelegenheit hatte (Schäfer a. O., S. 277) und um seinetwillen der Akademie Plato's den Rücken kehrte. Aber auch in militärischer Beziehung hat er eine hervorragende Rolle gespielt; er war 378/77 mit Timotheus und Chabrias Feldherr und 373 mit Iphikrates und Chabrias (Schäfer a. O., S. 57), und als solcher verhandelte er mit Callias im Jahre 372 den Frieden mit Sparta, dessen Zustandekommen wesentlich seinem Auftreten zuzuschreiben ist. Als Politiker war er Patriot und als solcher der größte Gegner des Epaminondas und der böotischen Partei, wobei sein Streben kein besonderer Vorwurf trifft, aber er war kein Idealist, sondern vertrat vorzugsweise das Utilitätsprincip; sein Gegner war Melanopus (vgl. *Plut.* Demost. 13; über dens. *Aristot.* Rhet. I, 15, *Xenoph.* Hellen. VI, 3). Der bedeutendste staatsmännische Act war das Zustandebringen des jüngeren athenischen Seebundes im Jahre 378, wo er besonders für die Einführung der modificirten Steuern seitens der Bundesgenossen, die er in Beiträge (*συντάξεις*) umtaufte, und für die Vereinbarung der Höhe derselben thätig war (Schäfer S. 27 fg.); vgl. Busolt, Der zweite ath. Bund, S. 703 fg. Die letzte politische That, die ihm gelang, war das Bündniß mit den Spartanern, Eleern und Achäern gegen die thebanische Hegemonie im Jahre 364, wobei ihm aber nicht gelungen war, bei derselben Gelegenheit auch die Argiver und Messenier zu gewinnen trotz seiner in Messene gehaltenen, offenbar berühmt gewordenen Rede (*Arist.* Rhet. III, 17, S. 1418ᵇ und Schäfer S. 113, Note 1). Aber gerade dieses letzte peloponnesische Bündniß war die Ursache zu seinem Sturz, obwol die directe und greifbare Veranlassung dazu nicht mit Sicherheit zu bestimmen ist. Schäfer a. O. S. 115 sucht sie vorzugsweise in den Unfällen, welche die Athener an den thracischen Küsten und in den thessalischen Gewässern erlitten, und die durch die von ihnen unterlassenen Seerüstungen und die Unkosten des arcadischen Feldzugs veranlaßt waren. Kallistratos verzichtete auf eine Vertheidigung, begab sich, noch bevor das Urtheil gefällt war, in die Verbannung und lebte in Macedonien am Hofe des Perdikkas und später Philipp's, zeitweise auch auf Thasos und in Byzanz. Auch hier entsagte er nicht ganz seiner politischen Thätigkeit, die übrigens den Beweis liefert, daß er mit Athen noch fortgesetzt Beziehungen hatte und daselbst noch einen mächtigen Anhang gehabt haben muß. Macedonien verpflichtete er zur Dankbarkeit, indem er das Zollwesen reformirte dadurch, daß er Verdoppelung des Pachtes der Hafenzölle durch Erleichterung der Caution bewirkte (Böckh, Staatsh. I, S. 430 und 32 fg.). Während seines Aufenthaltes in Thasos im Jahre 360 bestimmte er die Thasier, die am Festland gegenüberliegende Stadt Datos (auch Daton genannt), die in fruchtbarer Gegend und benachbart den Goldgruben des Pangäon lag, mit Ansiedlern zu bevölkern, welches Unternehmen leider wenige Jahre darauf mit der Zerstörung der Colonie durch Philipp von Macedonien ein Ende erreichte (vgl. *Scylax*, Peripl. 67, p. 27; *Zenob.* IV, 34; Schäfer S. 120 Note). Schon nach kurzer Zeit verließ jedoch Kallistratos diese von ihm angelegte Colonie und begab sich nach Byzanz, wo er als Schutzbürger aufgenommen wurde. Doch scheint ihn im Jahre 355 die nie erloschene Sehnsucht und der Schmerz über die trostlose Lage und Verlegenheit der Athener nach vielen Verlusten zur See und bei völliger finanzieller Erschöpfung in seine Heimatstadt zurückgetrieben zu haben. Leider täuschte er sich in Betreff der Aufnahme, die er finden würde; trotzdem er zum Altar der 12 Götter floh, wurde er ergriffen und hingerichtet (*Lycurg.* adv. Leocrat. 93 p. 159). Das delphische Orakel hatte ihm auf sein Befragen geantwortet: „er werde dort finden, was rechtens sei". Vgl. auch Rehdantz, Vitae Iphicr., Chabriae, Timothei p. 114—116 (Berlin 1845). (*H. Flach.*)

KALLISTRATOS, ein namhafter alexandrinischer Grammatiker im Anfang des 2. Jahrhunderts v. Chr., gehörte zur Schule des Aristophanes von Byzanz, woher er zum Unterschied von andern den Beinamen *ὁ Ἀριστοφάνειος* führt. Seine wissenschaftliche Thätigkeit bestand hauptsächlich in der Herausgabe von Commentaren zu griechischen Dichtern, besonders zu Homer, Pindar, Aristophanes, Euripides, Cratinus, von denen uns leider nur einzelne Fragmente in den Scholiensammlungen und bei Athenäus erhalten sind. Außerdem wird von Athenäus III, S. 125 B und Erotian, Glossar. Hippocr. ein Werk unter dem Namen *Σύμμικτα* citirt, das wenigstens sieben Bücher gehabt haben muß und eine Quelle der späteren Lexikographen Harpocration, Hesychius und Photius gewesen ist. Mit seinen Commentaren über die griechischen Komiker scheint in Zusammenhang zu stehen ein anderes Buch, welches Athenäus XII, S. 591 D unter dem Namen *περὶ ἑταιρῶν* nennt. Die Fragmente sind edirt von R. Schmidt, Comm. de Callistr. Aristophaneo, Halle 1838 (im Anhang des Aristophanes von Nauck). Vgl. auch Müller, Fr. hist. IV, p. 353 not. — Verschieden von diesem ist Kallistratos, mit dem Beinamen Domitius, der vermuthlich Freigelassener eines vornehmen Römers gewesen ist und im ersten Jahrhundert v. Chr. gelebt hat. Seine Hauptschrift handelt über das pontische Heraclea, die nicht nur eine Quelle zahlreicher geographischer Details für Stephanus von

Byzanz gewesen ist, sondern auch biographisches Material enthalten haben muß, wie wir aus Suidas (d. h. Hesychius) s. v. Ἰσοκράτης und Φιλόξενος ersehen. War doch das pontische Heraclea die Vaterstadt vieler in der Wissenschaft sehr hervorragender Männer (Heraclides u. a.). Ein zweites Werk desselben Autors handelte über Samothrake und ist uns durch ein längeres Excerpt bei Dionys. Hal. I, 68 bekannt. Fragmente (mit Ausnahme der im Suidas) bei Müller, IV, S. 353 fg. Mit Unrecht hat Schmidt, Callistrat., S. 24 fg., diesen Historiker mit dem Grammatiker identificirt, andere gar mit dem berühmten attischen Redner, obwol das Richtige sich schon findet bei Ruhnkenius, Hist. crit. Orat. p. LX. — Kallistratos, ein Sophist, von dem wir weder das Vaterland noch das Zeitalter kennen, der aber sicher jünger ist als Philostrat und gewöhnlich der zweiten Hälfte des 2. oder dem 3. Jahrhundert n. Chr. zugewiesen wird. Er verfaßte eine schwülstige und wenig originelle Beschreibung von 14 Statuen (Ἐκφράσεις), worüber zu vergleichen Heyne, Opusc. ac. V, p. 196—225. Diese uns erhaltene Schrift ist gewöhnlich mit der ähnlichen Schrift des Philostrat (Εἰκόνες) edirt worden, am besten von Kayser. (*H. Flach.*)

KALLIWODA (Johann Wenzel), bekannter Componist und Violinist; den meisten Angaben zufolge den 21. März 1800, nach andern dagegen den 21. Febr. desselben Jahres, wieder nach andern zwar an demselben Datum, aber ein Jahr später geboren. Kalliwoda studirte am prager Conservatorium und machte hier (1810—1816) den vollen sechsjährigen Cursus durch, sich zum Violinvirtuosen und Componisten ausbildend. Nach absolvirten Studien trat er als Geiger in das prager Theaterorchester ein. Im Jahre 1822 unternahm er eine Concertreise nach Süddeutschland und machte in München die Bekanntschaft des musikliebenden Fürsten von Fürstenberg, welcher ihn zu seinem Kapellmeister ernannte und mit nach Donaueschingen nahm. Kalliwoda unterzog sich seinen neuen Obliegenheiten als Dirigent mit großer Gewissenhaftigkeit und unternahm nur noch einzelne Kunstreisen nach Leipzig, sowie nach einigen andern Städten Deutschlands. Im Jahre 1853 zog er sich in den Ruhestand zurück und starb am 3. Dec. 1866. — Kalliwoda war eine durch und durch musikalische, aber mehr anmuthige als großangelegte Künstlernatur. Er vertrat daher in seinem Spiele wie in seinen Violincompositionen hauptsächlich das gefällige Genre. Sehr beliebt waren seine effectvollen Doppelvariationen für 2 Violinen in E dur. Ebenso wurden die Etuden Op. 64 und Op. 87 wegen ihres violinmäßigen Wohlklanges, besonders aber ihres technischen Nutzens wegen eine Zeit lang von den Geigern gern und viel gespielt. Die Compositionen Kalliwoda's haben alle eine hübsche, freundliche Außenseite und fallen ins Gehör, jedoch fehlt es ihnen meist an Idealität und tieferem künstlerischem Gehalt. Sie haben sich daher großentheils überlebt. Auszunehmen sind hiervon eine Anzahl seiner Lieder, vor allem aber seine erste, 1826 erschienene Symphonie in F moll, welcher die übrigen fünf an musikalischem Werthe nur wenig nachstehen; dagegen machen seine Concertouverturen mehr den Eindruck gefälliger Gelegenheitscompositionen. Auch von seinen beiden größeren Opern (Bianca, Christine) hat sich keine auf dem Repertoire erhalten. Kalliwoda war überaus productiv. Es gibt kaum einen Zweig der Musikliteratur, welchen er nicht cultivirt hätte. Geradezu unendlich ist die Reihe seiner Salonstücke für Violine, bestehend in Phantasien, Variationen, Rondos, Arrangements u. s. w. Diese aber sind es besonders, welche — weil hinter dem ernster gewordenen Zeitgeschmacke zurückbleibend — schon jetzt der Vergessenheit anheimgefallen sind. (*A. Tottmann.*)

KALLUNDBORG ist das westlichste Hafen- und Handelsstädtchen der dänischen Insel Seeland, in 55° 40′ 12″ nördl. Breite und 28° 47′ 19″ östl. Länge von F., an dem früher Härvig genannten Kallundborger Fjorde des großen Beltes, der zwischen den Vorgebirgen Refsnäs und Asnäs einschneidet. Es ist ein offener Ort des Amtes Holbäk und zählt 3167 Einwohner (im J. 1820: 1200), welche Ackerbau und Fischfang, auch einen ansehnlichen Handel mit Korn und Vieh treiben. Durch die Dampfschiffahrten von hier nach Aarhuus (sprich Orhus) wird die Verbindung zwischen Seeland und Jütland hergestellt. (*G. A. von Klöden.*)

KALMAR, in 56° 40′ nördl. Breite und 34° östl. Länge von F. in 6 Meter Höhe, mittlere Jahrestemperatur 7,6° C., ist die Haupt- und Stapelstadt des schwedischen Kalmar-Län (s. d.), und liegt an dem die Insel Oeland abtrennenden 7,5 Kilom. breiten Kalmarsunde auf der durch eine Brücke mit dem Festlande verbundenen Insel Quarnholm. Sie ist Sitz eines Landshöfdings und eines Bischofs und zählt 10,469 Einwohner (im J. 1820: 3058). Die alte Stadt lag vor dem Schlosse, wurde aber nach dem Brande von 1647 auf der gegenwärtigen Stelle sehr regelmäßig aufgebaut und mit Wällen umgeben. Das sehr alte, von Oskar I. wiederhergestellte Schloß liegt 1,8 Kilom. von der Stadt entfernt, hat vier Kuppelthürme, ist die Residenz der Söhne des Birger Jarl, des Magnus Ladislås und des Magnus Smek gewesen, und in ihm sind viele Reichstage gehalten worden. Die Schloßkirche ist noch im Gebrauche, die übrigen Theile wurden seither als Magazin, Gefängniß, Museum und Bibliothek verwendet. Solange Dänemark im Besitze der Provinzen Halland, Schonen und Blekinge war, bis 1660, hieß Kalmar der Schlüssel von Gotland. Mitten in der Stadt steht die nach der Peterskirche zu Rom gebaute Kathedrale. Die Stadt hat Schiffswerfte, Zucker- und Tabacksfabriken, Wollweberei und Pottaschsiederei, und handelt mit Bretern, Balken, Theer, Pech und Fliesen und Steinen aus Oeland. Der Hafen ist gut. Im Mittelalter war sie eine der bedeutendsten Handelsstädte Schwedens. Jetzt besitzt sie 114 Schiffe von 3107 Neulasten. Von den 1873 ausgegangenen 552 Schiffen gingen 243 nach Deutschland, 189 nach Dänemark, 100 nach Großbritannien. Die Ausfuhr besteht in Bretern, Balken, Theer, Hafer, Zündhölzern u. s. w. — In dem Schlosse zu Kalmar

wurde im J. 1397 ein wichtiger Act vollzogen. Die Tochter des Dänenkönigs Waldemar IV. Atterdag, Margarethe, welche die Gemahlin des norwegischen Königs Hakon war, erhielt nach ihres Vaters Tode auch die Herrschaft in Dänemark; und als die Schweden sich gegen ihren deutschen König Albrecht empörten, übertrugen sie das Regiment gleichfalls an Margarethe.

Dieser klugen Frau, der Königin des Nordens, gelang es, die drei Reiche zu vereinigen, die Kalmarer Union zu schließen und auf ihren Großneffen Erich von Pommern zu übertragen. Diese Vereinigung sollte indeß nur eine Personal-Union sein mit der Verpflichtung gegenseitiger Waffenhülfe; dabei blieben die herkömmlichen Rechte und Verfassungen in jedem der drei Reiche unverändert bestehen. Die Union blieb indeß nur ein großer Name und ging ohne bleibende Frucht vorüber. 1438 ging es verdientermaßen mit Erich's Herrschaft zu Ende; und in Kalmar hielten dänische und schwedische Reichsräthe schon Rath, ob es nicht zweckmäßiger wäre, wenn die Union gelöst würde und jedes Land seinen eigenen König wählte. Dennoch wählten 1439 Dänemark und Schweden Erich's Schwestersohn, Christoph von Baiern, zu ihrem Könige und dem Erich wurde die Treue gekündigt. Christoph wurde 1442 in Opslo oder Oslo (wo jetzt Christiania steht) und Upsala gekrönt und nannte sich „König von Dänemark, Schweden, Norwegen, der Wenden und Gothen". Er starb schon 1448, und damit zerrissen die schlaffen Bande der Kalmarer Union: Schweden wählte Karl Knudson zum Könige, Dänemark den Grafen Christian, Neffen Adolf's von Schleswig-Holstein. 1481 folgte diesem sein Erstgeborener, Johann oder Hans; dieser legte sich den Titel bei: „Erwählter König zu Dänemark und Schweden, rechter Erbe zu Norwegen" u. s. w.; denn am 7. Sept. 1483 wurde durch den Kalmarer Receß aufs neue feierlich ausgesprochen, „daß die drei Reiche wieder zusammenbleiben sollen in ewigem Frieden, Liebe und Verbündniß unter Einem Herrn und Könige zu ewigen Zeiten". Dessen Sohn, Christian II., setzte sich als König von Dänemark und Norwegen 1520 durch Gewalt auch in Besitz des schwedischen Thrones. Damit wurde also die Kalmarer Union wiederhergestellt, aber auch geschlossen; denn schon 1521 wurde Gustav Wasa Reichsverweser in Schweden.

(*G. A. von Klöden.*)

KALMAR-LÄN, eine schwedische Küstenprovinz der Ostseite, zwischen 56°15′ und 58°15′ nördl. Breite, im Norden von Karlskrona, im Süden von Ostgotland, im Osten von Jönköping und Kronoberg, aus dem östlichsten Theile Smålands und der Insel Oeland zusammengesetzt. Der Flächeninhalt beträgt 11493,1 □Kilom. oder 208,7 geogr. □Meil., wovon 5,2 Proc. Seen sind, und zählte 1878: 243,600 (im J. 1800 129,600) Einwohner. Darin liegen die Städte Kalmar, 10,469 Einw., Vestervik, 6007 Einw., Oskarshamn, 5348 Einw. und auf Oeland Borgholm 897 Einw. Die Oberfläche ist eine wellenförmige Mulde, im Norden und Westen von einem Höhenrücken umgeben, und durchschnitten von einem andern, der Oeland gegenüber ins Meer absinkt. Die zerrissene Küste hat im Norden Buchten und zahlreiche Skären, aber doch weniger als die nördlicher gelegene; die wichtigsten der Buchten sind Sursan und Vestervikeu. Unter den Seen ist der Yxer der bedeutendste. Auch die Flüsse sind nicht von großer Länge; der größte ist die Em Å, welche in 57° 10′ nördl. Breite in den Kalmarischen Sund mündet. Dennoch ist die Bewässerung reichlich. Der Boden ist in der Niederung leicht, aber fruchtbar; das Klima kalt, aber gesund. Der Ackerbau liefert den Bedarf an Korn und Hülsenfrüchten, auch Gemüse, Rüben und Kartoffeln, namentlich aber viel Flachs; man gewinnt Obst, und die Waldungen sind reich an Eichen, Buchen und Fichten. Die Rindviehzucht ist ansehnlich, das Meer reich an Fischen, namentlich an Strömlingen. Es bestehen Eisenhütten und Alaunwerke. Die Bewohner, Småländer, hoch und kräftig von Wuchs, ernst, trotzig und kurz angebunden, allgemein mit Holzschuhen bekleidet, treiben fleißig Fischfang, Schiffahrt, Ackerbau, Spinnerei und Weberei im Hause. Sie verhandeln Eisenwaaren, Alaun, Vieh, Butter, geschnittenes Holz, Theer und Pech. Das Land wird von den Eisenbahnen Kalmar-Emmaboda und Oskarshamn-Nässjö durchzogen.

(*G. A. von Klöden.*)

KALMEN oder Doldrums nennt man den schmalen, in der Gegend des Aequators um die Erde laufenden Gürtel zwischen den Passatwinden der nördlichen und denen der südlichen Hemisphäre, welcher durch Windstille oder schwache veränderliche Winde charakterisirt ist. Dieser Gürtel liegt etwa zwischen 5° nördlicher und 5° südlicher Breite und in ihm fällt Regen das ganze Jahr hindurch, am stärksten im März und im September, etwas weniger im Juni und December. Es bezeichnet die Gegend der größten mittleren Erwärmung der Erde und des niedrigsten Luftdruckes, und verschiebt sich, der Sonne folgend, um wenige Grade, sodaß er in unserem Winter schmaler ist als im Sommer, hält sich aber mit seiner Nordgrenze immer nördlich vom Aequator. Der reichliche Regenfall zeichnet sich aus durch die meist nachmittags eintretenden Gewittergüsse, bei denen der Donner fast ununterbrochen rollt. Die hier in den aufsteigenden Luftstrom übergehenden, mit Feuchtigkeit gesättigten Passate entledigen sich hier ihres Wasserdampfes durch die geringste Ursache; daher die steten Gewittergüsse, die veränderlichen Winde, zuweilen die Windstöße, überhaupt das schlechte Wetter, das den Seefahrer treibt, sobald als möglich diese Gegend wieder zu verlassen. Die andauernden Wolken des aufsteigenden Luftstromes hemmen bei Tage die Einwirkung der Sonne und verhindern bei Nacht die Abkühlung; daher ist die Luft stets unerträglich warm und feucht, und wir müssen uns die Atmosphäre des Aequators beständig von elektrischem Feuer durchzuckt denken.

(*G. A. von Klöden.*)

KALMIA ist der Name einer zu den Ericaceen gehörigen Pflanzengattung, welche Linné zu Ehren seines Schülers Peter Kalm, zuletzt Professor der Botanik zu Abo, benannte. Der Gattungscharakter ist folgender:

der Kelch ist fünftheilig, mit kleineren oder größeren, fast blattartigen, stehenbleibenden oder abfallenden Zipfeln. Die Blumenkrone ist weit glockenförmig oder fast präsentirtellerförmig, mit trichterförmiger Röhre und fünftheiligem Saume, dessen Zipfel eingefaltet-klappig aneinanderliegen. Die zehn unterständigen, von der Kronröhre eingeschlossenen Staubgefäße haben pfriemliche, anfangs einwärtsgekrümmte, später elastisch zurückspringende Fäden und auf dem Rücken eingefügte, breit-längliche, stumpfe, zuerst besonderen Grübchen der Kronröhre eingefügte, zuletzt freie und den Blütenstaub ausstreuende Beutel, deren Fächer an der Spitze mit kleinen Löchern aufspringen. Es ist ein zehnkerbiger Discus vorhanden. Der Fruchtknoten ist fast kugelig, fünffächerig, der Griffel fadenförmig, stehenbleibend oder abfallend, die Narbe kopfförmig. In den Fächern sind zahlreiche Eichen vorhanden, welche den dem innern Winkel angewachsenen Placenten in wenigen Reihen eingefügt sind. Die Kapsel ist kugelig, fast fünflappig, krustig, fünffächerig, scheidewandspaltig — fünfklappig, vielsamig, die Klappen öffnen sich nur innen an der Spitze und schließen die fast kugeligen, von krustiger oder häutiger Samenschale umgebenen Samen ein.

Die hierher gehörigen Arten bestehen aus aufrechten Bäumchen oder Sträuchern mit wechselständigen, gegenüberstehenden oder zu drei quirligstehenden, eiförmigen länglichen oder linealischen, ganzrandigen, überwinternden oder abfälligen Blättern, ziemlich großen, meist in achsel- oder endständigen Trauben oder Doldentrauben stehenden Blüten und schlanken, am Grunde von Deckblättern begleiteten Blütenstielen.

Bekannt sind aus dieser Gattung nur sechs Arten, von denen fünf (Kalmia latifolia *L.*, K. angustifolia *L.*, K. cuneata *Michaux*, K. glauca *Aiton* und K. hirsuta *Walter*) in Nordamerika von Florida bis Californien und selbst noch in den arktischen Ländern vorkommen, während Kalmia ericoides *Wright* auf Cuba gefunden ist. (*Garcke.*)

KALMUCK, ein langhaariger, tuchartiger oder geköperter, mit glanzreicher Appretur versehener Wollenstoff (so genannt, weil die Kalmücken ähnliche Mäntel tragen), der verschieden gefärbt zu Winterkleidern benutzt wird. Der echte Kalmuck wird aus dickem Streichwollgespinnst lose gewebt, aber fest gewalkt, stark gerauht, doch wenig oder nicht geschert. Früher wurde unter dem Namen Kalmuck auch ein atlasartig geköpertes Zeug aus Kammgarn in den Handel gebracht; gegenwärtig wird ein ähnlicher Stoff aus starkem, rauhem Baumwollengarn hergestellt, der durch Appretur das Aussehen des echten Kalmucks erhält. (*W. H. Uhland.*)

Kalmücken, s. unter Mongolen.

KALMÜCKISCHE STEPPE. Die von den Nomadenstämmen der Kalmücken bevölkerte Steppe erstreckt sich als ein Theil des großen südrussischen Steppengebietes von der unteren Wolga[1]) nach Westen durch die Gouvernements Astrachan und Stawropol gegen den unteren Don, die Manytschniederung und die Kuma. Mit flach hügelig-welliger, oft von tiefen und steil umrandeten Wasserrissen durchzogener Oberfläche[2]) erhebt sich die Steppe von den Ufern des Kaspischen Meeres (26 Meter) bis zu den Höhen der Ergeni-Hügel, der einzigen über 100 Meter aufsteigenden Terrainwelle dieses Gebietes, welche sich als Ausläufer des Wolga-Berg-Ufers von Sarepta in nördlicher Richtung, mit steilem Abfall gegen das Kaspische Depressionsgebiet bis zur Manytschniederung hin erstreckt. Sandmassen, an zahlreichen Punkten zu wandernden Dünenketten aufgethürmt, bedecken auf weite Strecken den Boden, der meist salzhaltig und hier und da von Salzefflorescenzen überzogen in seinen Vertiefungen zahllose Salzseen und Salzsümpfe beherbergt, die zum Theil eine reiche Ausbeute an Kochsalz liefern.[3]) Muschelreste, die in großen Mengen über die Oberfläche verstreut, sind, oft auch noch in anstehenden Bänken gefunden werden, beweisen, daß diese Gebiete erst in jüngster Vorzeit von den Fluten des großen mit dem Pontus in Zusammenhang stehenden Binnenmeeres verlassen sind, von welchem ein nur geringer Rest in dem Kaspischen Meere erhalten ist.

Von echt continentalem Klima beherrscht, schmachten diese Steppen unter langen, drückend heißen Sommern, denen in raschem Wechsel kalte Winter folgen. Nirgends in Europa sind die Niederschläge so geringfügig wie hier in diesen von dem Feuchtigkeit spendenden atlantischen Ocean am weitesten entlegenen Gebieten. Die Höhe der jährlichen Niederschläge beträgt in Astrachan nur 124 Mm. Dabei erfolgen die Niederschläge namentlich im Sommer (33%) häufig in Form von Platzregen und Gewitterschauern, deren Gewässer rasch verrinnen und eine kräftige und dauernde Durchfeuchtung des schmachtenden Bodens nicht herbeiführen können. Der Steppencharakter ist deshalb hier am schärfsten in ganz Europa ausgeprägt; nur an den oft schon nach kurzem Laufe versiegenden Flüssen und an künstlich bewässerten Stellen findet sich Baumwuchs und Anbau von Culturgewächsen; in den eigentlichen von der Saiga-Antilope und zahlreichen grabenden Nagern bevölkerten Steppen entwickelt sich nur in dem kurzen Frühling und zum Theil wieder in dem ebenso kurzen Herbst eine namentlich an den Gehängen der Ergeni-Hügel, sowie in den Terraineinsenkungen und Thalschluchten üppigere Vegetation von Gräsern, Zwiebelgewächsen und Kräutern und auf salzhaltigem Boden von Salsola- und Salicornia-Arten, während unter der glühenden Hitze des Sommers rasch das pflanzliche Leben abseits der See- und Flußufer erlischt. Feste Ansiedelungen meist russischer Colonisten finden sich dem entsprechend nur entlang der Flußläufe, in der Steppe selbst nur an besonders begünstigten Stellen und längs der großen von Astrachan zum Terek führenden Heerstraße. Die eigentliche Bevölkerung der Steppen bilden die Kalmücken (Ölöt), der etwa 150,000 Köpfe starke Rest der in den

1) Petermann, Mittheilungen, 1858, S. 94.

2) Vgl. Beiträge zur Kenntniß des russ. Reiches, XVIII, 123.
3) Petermann, Mittheilungen, 1858, S. 93 fg. 4) Vgl. unter anderen Schmidt, Die Aralo-Kasp.-Niederung, 1874, S. 38—40.

Jahren 1636 und 1703 aus Central-Asien eingewanderten, im Winter 1770 aber zum größten Theil wieder in ihre asiatische Heimat zurückgekehrten mongolischen Stämme. Mit ihren bei dem spärlichen Schneefall auch im Winter im Freien gehaltenen, dann aber durch heftige Schneestürme (Buran) vielfach gefährdeten Heerden von Rindern, Schafen, Pferden und Kamelen durchziehen die Kalmücken nomadisirend die Weideplätze der Steppe. Die Heerden bilden ihren Hauptreichthum, sie gewähren ihnen in Fleisch, besonders aber in Stuten-, Kuh- und Schafmilch ihre Hauptnahrung, in Wolle, Häuten und Fellen die Rohstoffe für ihre Kleidung und für die Filzdecken ihrer Jurten. Nur weiter im Westen, im Lande der Don'schen Kosaken, sind einige Kalmücken als Ackerbauer ansässig geworden. (*Rudolf Credner.*)

KALMÜNZ, KALLMÜNZ, alter bairischer Markt im Bezirksamt und Amtsgericht Burglengenfeld (Reg.-Bez. Oberpfalz und Regensburg), mit kath. Pfarrei im Dekanat Schwandorf, liegt in rauher Gegend am Zusammenflusse der Vils und der vereinigten Nab. Er hat (1880) 1342 Einwohner, 2 Kirchen, 2 Beneficien, ein Spital, eine Volksschule, eine Postexpedition; außerdem eine Brücke über die Vils und Nab und 2 Burghuten. Zur Gemeinde Kalmünz gehört noch die Einöde Auberg.

Kalmünz war im 11. Jahrhundert Sitz eines Pflegamtes, das, nachdem das jetzt in Ruinen liegende Schloß im Dreißigjährigen Kriege durch Brand zerstört war, nach Burglengenfeld verlegt wurde. In diesem bischöflich bambergischen Eigen erwarben 1142 die Nonnen in Niedermünster ein Gut durch Tausch; später hatten die Grafen von Sulzbach diesen Ort mit Holzheim von Bamberg zu Lehen, und 1174 erhielt Kaiser Friedrich I. für seine Söhne darauf die Lehensanwartschaft. Das alte Kalmunze erscheint schon im Salbuche von 1240 im Amte Pettendorf, und wahrscheinlich erwarben die bairischen Herzoge diese Besitzung gleich nach dem Erlöschen der Sulzbacher (1188) oder von ihren Nachfolgern, den Grafen von Hirschberg, ohne daß die Hohenstaufen in den Genuß dieser Lehenschaft traten. 1283 befand sich in Kalmünz bereits ein eigenes Schergenamt des Landgerichts Lengenvelt, und es stand hier ehedem eine landgerichtliche Malstatt. Der Markt wurde 1344 von Kaiser Ludwig den Bürgern von Regensburg, 1347 an Markgraf Friedrich von Meißen verpfändet und hatte gleiches Los mit Burglengenfeld. Bekannt ist die Treue der Bürger von Kalmünz, welche 1504, als der dortige Pfleger das Schloß den Böhmen übergeben wollte, es durch tapfern Widerstand ihrem Landesherrn erhielten. Herzog Albrecht verlieh diesem Markt 1455 ein Wappen. Die ehedem von Georg Braunsperger dort fabricirten Violinsaiten waren in ganz Deutschland berühmt. (*Ferdinand Moesch.*)

Kalmus, s. Acorus.

KALOCSA, erzbischöfliche Stadt im pesther Comitat, liegt südlich von Budapest 110 Kilom. entfernt, 4 Kilom. vom linken Ufer der Donau im sogenannten Sárköz (d. h. Moos, sumpfige Gegend), welches von der Donau mit den Nebenarmen Vajas und Sárviz gebildet wird. Die nächstgelegene Dampfschiffahrtsstation befindet sich bei dem Dorfe Uszód, nordwestlich von Kalocsa. Die Stadt ist ziemlich regelmäßig gebaut, mit geraden und breiten Gassen. Die von Nordwest nach Südost hinziehende Hauptgasse ist mit doppelten Baumreihen bepflanzt und hat zu beiden Seiten breite Trottoirs; auch die Nebengassen sind meistens mit Akazienbäumen besetzt. Die Häuser haben meistens Ziegel- oder Schindeldächer. Ansehnliche und auch in architektonischer Beziehung bemerkenswerthe Gebäude sind: die Kathedralkirche, welche in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts gebaut wurde; der erzbischöfliche Palast, mit einer etwa 70,000 Bände zählenden Bibliothek und einem sehr reichen Herbarium des jetzigen Erzbischofs Dr. Ludwig Haynald, der mit großer Vorliebe die botanischen Studien pflegt und befördert; das Collegium der Jesuiten und das anstoßende Gymnasialgebäude; das Priesterseminar; die Wohnungen der Domherren; die Gebäude, in welchen sich die Knaben- und Mädchenpräparandien, die höhere Mädchenschule und die Kinderbewahranstalt befinden. Außer der Kathedralkirche gibt es noch mehrere andere Kirchen und Kapellen. Die gelehrten und kunstliebenden Erzbischöfe, namentlich der gegenwärtige Erzbischof Cardinal Dr. Ludwig Haynald, der sich durch seine Gelehrsamkeit und Opferwilligkeit einen europäischen Ruf erworben hat, und sein Vorgänger Josef Kunßt haben sehr viel zur Verschönerung der Stadt beigetragen und darin viele nützliche Institute errichtet. Unter andern errichtete Erzbischof Haynald eine Sternwarte, bereicherte und erweiterte fast alle Lehranstalten, stiftete ein Waisenhaus und eine Versorgungsanstalt für erwerbsunfähige Männer und Weiber.

Kalocsa ist Sitz eines königlichen Gerichtshofes, eines Bezirksgerichtes, eines königlichen Steueramts; es befinden sich daselbst zwei Sparkassen, ein Casino und ein Leseclub u. s. w. Nach der Volkszählung von 1880 gab es daselbst 15,789 Einwohner, darunter waren 14,608 Ungarn, 405 Deutsche, 22 Serben, 88 Zigeuner, 556 Kinder unter einem Jahre; der Religion nach waren 15,082 römisch-katholisch, 5 griechisch-orientalisch, 15 Lutheraner, 105 Calviner, 581 Israeliten.

Von der Gesammtbevölkerung wohnen etwa zwei Drittel in der Stadt selbst und ein Drittel auf den Meiereien und Höfen der verschiedenen Prädien, welche zur Gemarkung der Stadt gehören. Die Gemarkung der Stadt ist sehr groß und beträgt 35,258 Katastraljoch à 1600 □Klafter. Ein großer Theil derselben ist sumpfig und dient blos als Weide oder ist mit Röhricht bedeckt, auch gibt es große Torfablagerungen, besonders in den Mooren des sogenannten Örjeg. Der größte Theil der Gemarkung ist den Ueberschwemmungen der Donau ausgesetzt, die bisher erbauten Schutzdämme und der zur Ableitung der Binnengewässer gebaute Abzugskanal entsprechen ihrem Zwecke nur unvollkommen. Den Haupterwerbszweig der Bevölkerung bildet die Landwirthschaft, es wird besonders viel Weizen und Mais gebaut. Auf höher gelegenen Sandrücken gibt es auch

Weingärten. Die Obstcultur ist unbedeutend. Auch die Industrie und der Handel sind unbedeutend, wegen Mangels an guten Landstraßen kann sich der Verkehr nicht entwickeln. Diesem Uebelstande wird einigermaßen die projectirte Zweigbahn abhelfen, welche Kalocsa mit der Pesth-Semliner Eisenbahn verbinden wird.

An der Stelle der Stadt soll bereits zur Zeit der Römer eine Ansiedelung gestanden haben, und schon der erste ungarische König, Stephan der Heilige, stiftete daselbst ein Bisthum. Als erster Bischof wird Astricus oder Anastasius genannt. Später wurde es zum Erzbisthum erhoben, oder vielmehr das von Ladislaus dem Heiligen im Jahre 1094 gestiftete Bácser Erzbisthum wurde im Jahre 1135 mit dem Kalocsaer Bisthum vereinigt. Paul Tomori, welcher die ungarischen Truppen im Jahre 1526 in der unglücklichen Schlacht bei Mohács commandirte und daselbst seinen Tod fand, war der 58. in der Reihenfolge der Kalocsaer Bischöfe und Erzbischöfe. Dr. Haynald ist seit der genannten Schlacht der 30. und seit der Stiftung der 88. Inhaber des bischöflichen und erzbischöflichen Stuhls. Während der türkischen Herrschaft wurde Kalocsa zu wiederholten malen verwüstet und ward ein elendes Dorf. Nach Vertreibung der Türken begann sich die Stadt wieder zu heben, besonders unter den Erzbischöfen Graf Emrich Csáky (1710—1733) und Gabriel Patachich (1733—1745). Gegenwärtig sind blos der römisch-katholische Bischof von Großwardein, ferner die Bischöfe von Csanád und Siebenbürgen und der titulirte Bischof von Tinninia Suffragane des Erzbischofs von Kalocsa; vor dem Jahre 1853 waren es auch der Bischof von Diakovár und Syrmien, der von Zeng und Modrus und der von Agram. Im genannten Jahre wurde das Agramer Bisthum zum Erzbisthum erhoben und demselben die Bisthümer Zeng-Modrus, Diakovár und Kreuz untergeordnet.

Es gibt noch mehrere Ortschaften, welche den Namen Kalocsa führen; ein Dorf dieses Namens befindet sich in Siebenbürgen im Szolnok-Dobokaer Komitat; andere Ortschaften führen diese Nebenbenennung, z. B. Kalocsa-Imsád, Kalocsa-Horb, Kalocsa-Láz, u. s. w.

(*J. Hunfalvy.*)

KALOFER, eine am südlichen Abhange des westlichen Balkan gelegene, von einem der Quellbäche des Tundschaflusses durchströmte, von 1160 bulgarischen und etwa 40 zigeunerischen Familien bewohnte, also ungefähr 7000 Seelen zählende Stadt, welche, früher zu dem Paschalik von Adrianopel gehörig, durch den Berliner Frieden vom 13. Juli 1878 der autonomen Provinz Ostrumelien einverleibt worden ist. Kalofer verdankt seinen Ursprung erst der türkischen, also einer verhältnißmäßig neuern Zeit; es ist immer fast ausschließlich von Christen bewohnt gewesen und behauptet sogar, im Besitz eines Privilegiums gewesen zu sein, nach welchem Türken sich daselbst nicht niederlassen durften. Das Bemerkenswertheste an dem Orte ist seine hochentwickelte Industrie; daselbst werden nämlich in bedeutenden Quantitäten allerlei Posamentirwaaren und zwar hauptsächlich die bei der orientalischen Kleidung unentbehrlichen Schnüre (ghaitân), sowie auch ein im Orient beliebter Möbelstoff, Minderlik, fabricirt, welche Artikel weit und breit in den Ländern der Balkanhalbinsel ihren Absatz finden. Die Bewohner Kalofers haben auch längst das den Ort durchfließende Bergwasser als mechanische Treibkraft nutzbar zu machen verstanden; mittels vielfach abgezweigter Kanäle in die Häuser geleitet, setzt dasselbe das Räderwerk von ungefähr 700 Spindeln in Bewegung. Kalofer besitzt eine gute bulgarische Schule und drei Kirchen griechisch-katholischer (orthodoxer) Confession, außerdem noch zwei Frauenklöster und ein in jener Gegend des Balkanlandes berühmtes Mönchskloster Sw. Bogoroditza (zur heiligen Gottesmutter), außerhalb des Weichbildes an der Bjela Rjeka in den Vorhöhen der mächtigen Balkan-Kuppe Djumruktschal gelegen. Ueberhaupt macht die Stadt einen wohlhabenden Eindruck; in der Schlucht, durch welche ihr Gewässer herabkommt, amphitheatralisch aufsteigend, gewährt sie mit ihren aus Weinreben und Obstbäumen auftauchenden Häusern, ihren hochliegenden Kirchen und Klöstern einen ebenso interessanten wie freundlichen Anblick. Der der Stadt zunächst liegende Theil des Balkan wird nach ihr Kalofer-Balkani genannt; es befindet sich daselbst zwischen dem Djumruktschal und der Osanj-Höhe ein nur selten benutzter und als schwierig und sogar lebensgefährlich verrufener Paßübergang, der Rosalitapaß geheißen, zwischen dem westlichsten Tundschathal und einem der Quellthäler der Rusitza, eines Nebenflusses der Jantra, durch welchen Paß Kalofer mit Selwi und andern Punkten im Norden des Balkan, sowie mit dem Osmathal, in Verbindung gesetzt werden kann. — In dem letzten russisch-türkischen Kriege wurde Kalofer schon im Monat Juli 1877 von dem fliegenden Corps des General Gurko besetzt, nach der russischen Niederlage vor Plewna aber wieder aufgegeben und dann nur gelegentlich und vorübergehend von Truppenzügen berührt. — Kalofer ist nicht zu verwechseln mit Kilifar, einem am Nordfuße des Balkan gelegenen Städtchen an der Drenska, einem Nebenflusse der Jantra.

(*G. Rosen.*)

KALOJOANNES (Calojoannes, Kalojan, Joannitius, Ἰωαννίτζης), bulgarischer Zar von 1197—1207, gehörte zu der bulgarischen Herrscherfamilie der Aseniden. 1188 war er den Byzantinern als Geisel gegeben worden, aber entflohen. Nach Ermordung seines Bruders Johannes Asên I., des Wiederbegründers des bulgarischen Reiches (1186—1197), folgte er diesem, zuerst gemeinsam mit dem andern Bruder Peter, der aber noch 1197 ermordet ward. Die Regierung des Kalojoannes ist ausgefüllt von unaufhörlichen Kämpfen erst gegen das byzantinische Reich, dann gegen die Franken, nachdem 1204 die fränkische Eroberung Constantinopels stattgefunden hatte. Als Bundesgenossen gegen Byzanz benutzte er die heidnischen Kumanen (seine Frau war eine Kumanin), die mit grausamer Wildheit jährliche Raubzüge nach Macedonien und Thracien machten und mit den Bulgaren zusammen das griechische Reich auf die letzte Stufe der Schwäche und Verödung brachten. Kalojoannes gab durch seine Eroberungen dem bulgarischen

Staat eine bedeutende Ausdehnung, auf der einen Seite bis an die Morawa und Belgrad, auf der andern bis ans Schwarze Meer und fast bis nach Constantinopel und Thessalonich. Die Westgrenze brachte ihn in Conflict mit Ungarn, zu seiner Sicherung suchte er, wie das die bulgarischen und serbischen Fürsten in bedrängten Zeiten öfter thaten, Verbindung mit dem Papste und von diesem Anerkennung der Zarenwürde: 1204 wurde er in der That in der Hauptstadt Trnovo durch einen päpstlichen Legaten gekrönt, der Anschluß an die römische Kirche, wie von Rom das Verhältniß aufgefaßt wurde, ist aber nie zur Wirklichkeit geworden. Mit den Franken hatte Kalojoannes sich anfangs gegen die Griechen verbünden wollen für die Anerkennung seines Reiches, er wurde nicht blos zurückgewiesen, sondern die Franken machten selbst auf dies Reich, als ein den Griechen widerrechtlich entrissenes Land, Anspruch. Dadurch wurde Kalojoannes gedrängt, den ihn zu Hülfe rufenden, sich gegen die Franken empörenden Griechen beizustehen; am 15. April 1205 schlug er die Franken unter Kaiser Balduin vollständig, Balduin selbst ward gefangen und soll in der Gefangenschaft eines gewaltsamen Todes gestorben sein. Der Krieg währte fort, zu gleicher Zeit gegen Franken und Griechen, die bald mehr von dem Zaren als von den Franken zu fürchten hatten und von ihm abfielen. 1207 rückte Kalojoannes vor Thessalonich und belagerte die Stadt, ward aber in der Nacht von einem Kumanen in seinem Zelt schlafend erstochen. Unter allen Bekämpfern der Griechen ist Kalojoannes einer der unversöhnlichsten, die Byzantiner nannten ihn in ihrem Hasse „Skylojoannes" (Hundej.), während er sich selber als Romaioktonos (Griechentödter) bezeichnet haben soll, den Namen Bulgaroktonos, der dem Zerstörer des ersten bulgarischen Reiches, dem Kaiser Basilius, beigelegt war, parodirend. Vgl. C. Jireček, Geschichte der Bulgaren, Prag 1876; Hopf, Griechische Geschichte in diesem Werke, I. Section, 85. Th. S. 166 fg. — Die kirchlichen Verhältnisse s. Golubinskij; Očerk istorii pravoslavnych cerkwej, bolgarskoj etc. (Moskau 1871); die Correspondenz zwischen Kalojan und Innocenz III. bei Theiner, Monumenta Slavorum meridionalium (Romae 1863). (*R.*)

KALOJOKI (Fischfluß), ein Fluß des Uleåborg'schen Gouvernements im Großfürstenthum Finland, entsteht aus der Vereinigung zweier Flüsse, des Isojoki oder Stur-ok (oder großen Flusses) und des Wäräjoki. Ersterer entspringt aus dem See Kala und setzt seinen Lauf 107 Kilometer fort. Dann vereinigt er sich mit dem aus dem See Pitjiru entspringenden Wäräjoki und beide vereinigt nehmen darauf den Namen Kalojoki an. So vereinigt ergießen beide Flüsse sich nach einem Laufe von $11^1/_4$ Kilometer in den Bottnischen Meerbusen.

Der Fluß ist nur 3 Kilometer von seiner Mündung an schiffbar und zwar für Fahrzeuge, die nicht tiefer als 5—6 Fuß gehen. Er ist sehr reich an Fischen, besonders Lachsen, woher auch der Name Kalojoki rührt. (*A. v. Wald.*)

KALOMEL, Quecksilberchlorür (Einfachchlorquecksilber, Halbchlorquecksilber, versüßtes Quecksilber, Hydrargyrum chloratum mite, Hydrargyrum muriaticum mite, Mercurius dulcis, Panacea mercurialis, Draco mitigatus), ist eine Verbindung von Quecksilber mit Chlor nach der Formel $Hg_2\ Cl_2$, welche in der Natur als Quecksilberhornerz vorkommt. Künstlich wird dieselbe dargestellt durch Fällen der Lösung eines Quecksilberoxydulsalzes mittels Salzsäure oder Chlornatrium (Kochsalz) oder durch trockene Sublimation von Quecksilberchlorid mit metallischem Quecksilber. Das Kalomel bildet rhombische Prismen, welche bei dem durch Fällen dargestellten Präparate ein rein weißes, bei dem mittels Sublimation erhaltenen ein gelblich-weißes Pulver liefern; als feines weißes Pulver schlägt sich das Kalomel auch nieder, wenn bei der Sublimation die Quecksilber-Dämpfe zugleich mit Wasserdämpfen in den Ballon treten.

Das Kalomel ist in kaltem Wasser, Alkohol und Aether unlöslich, wird durch siedendes Wasser zersetzt, verflüchtigt sich, ohne vorher zu schmelzen, zerfällt bei wiederholter Sublimation theilweise in Chlorid und metallisches Quecksilber, welches letztere auch infolge von Einwirkung des Lichts auf Kalomel ausgeschieden wird.

Als Arzneimittel findet das Kalomel häufige Verwendung, sowol innerlich als äußerlich. In ersterer Hinsicht wird es besonders benutzt bei acut entzündlichen Zuständen, bei denen die auflösende Wirkung des Quecksilbers überhaupt verwerthet werden soll, ferner bei Syphilis, Abdominal-Typhus, Brechdurchfall, sowie bei chronischen Affectionen der Leber und Milz, bei Wassersucht. Außerdem wird das Mittel bei zahlreichen Affectionen als Laxans gebraucht, wenn eine einmalige Darmentleerung herbeigeführt, sowie da, wo gleichzeitig auf die Gallensecretion eingewirkt werden soll. Als Beweis für die besondere Einwirkung des Kalomel auf die Thätigkeit der Leber wird namentlich die eigenthümliche grüne oder sehr dunkle Färbung der nach Verabreichung des Mittels entleerten Kothmassen betrachtet, da dieselbe durch starken Gehalt an Galle bedingt sein soll (Kalomelstühle). Eine Eigenthümlichkeit der Wirkung des Kalomel besteht ferner darin, daß dasselbe, namentlich bei innerlichem Gebrauche, leicht Speichelfluß (Salivation) und Entzündung des Zahnfleisches, mit ihrem nachtheiligen Einfluß auf die Zähne, hervorbringt.

Aeußerlich braucht man das Kalomel zum Einstreuen bei verschiedenen Augenaffectionen, namentlich bei Hornhautflecken und Pusteln der Bindehaut, sowie als Streupulver oder in Salbenform bei chronischen (namentlich syphilitischen) Geschwüren und Kondylomen (Feuchtwarzen). Ferner ist es (mit Glycerin vermengt) zu Einspritzungen in das Unterhaut-Zellgewebe, sowie zu Räucherungen gegen syphilitische Affectionen empfohlen worden.

Ein aus Kalomel und Kalkwasser dargestelltes, zum Verband schlecht secernirender, namentlich syphilitischer Geschwüre verwendetes Präparat ist die Aqua phagedaenica nigra.

Technische Verwendung findet das Kalomel in der Porzellanmalerei, um Gold möglichst dünn auftragen zu können. (*Alfr. Krug.*)

KALONYMOS, קלונימוס, *καλονυμος*, auch Kalonymus (nach Zunz ursprünglich Kleonymos), sogar irrthümlich Clemens gelesen, ist einer der ältesten griechischen Namen, welche unter den Juden das Bürgerrecht des sogenannten heiligen (hebr.) Namens erhielten. Später übersetzte man ihn vielleicht Schem Tob (שם טוב)[1]; abgekürzt erscheint er in Italien und Frankreich als Kalo (קאלו), Kal, Calo[2]), Caleo, in Deutschland als Kalman, woraus in Norditalien der Familienname Calimanni — zu welcher Simcha oder Simon, ein Gelehrter des 18. Jahrh. gehört; — in Polen wird aus dem Genitiv ein Gentilicium Kalmankes.

Der Name Kalonymos kam wahrscheinlich von Palästina zunächst nach Italien und kehrt in gelehrten und vornehmen Familien auch anderer Länder wieder. Die Einzelheiten sind jedoch noch nicht gesichert, sodaß hier nur das Wichtigste zur Sprache kommt und von Persönlichkeiten nur die hervorragendsten eingehend behandelt werden.[3])

Kalonymos aus Lucca, oder sein Sohn Mose, soll von Karl dem Großen nach Mainz gebracht sein; aus seiner Familie stammten gleichnamige Gelehrte in den berühmten Schulen zu Mainz, Speier und Worms im 12. Jahrh.[4]) Auch in der Provence gab man einer vornehmen Familie, angeblich Davidischer Abkunft, daher mit Nasi (נשיא, Fürst) bezeichnet, ähnlichen fernen Ursprung.[5]) In den Jahren 1163—95 war Kalonymos ben Todros Nasi, in den lateinischen Documenten „Claramoscius fil. Tauros", sogenannter Roi des Juifs in Narbonne.[6]) Ein gleichnamiger Enkel oder Nachkomme um 1295 fg. nennt sich auf seinem erhaltenen Siegel Moumet (nicht Momet) Tauros, was nicht „Muhammed" bedeuten kann[7]) und noch unerklärt ist. Dieser Kalonymos betheiligte sich beim Streit um das Studium der Philosophie und namentlich der Schriften des Maimonides, und seine Güter wurden (wahrscheinlich bei der Vertreibung der Juden 1306) confiscirt.[8])

Ein Zeitgenosse und wol Verwandter des letzteren in Arles, Kalonymos ben Meir Nasi, war als Gelehrter und Dichter gefeiert; seine Hochzeit und sein Tod (gegen Ende des 13. Jahrh.?) wurden von dem berühmten Abraham Bedarschi (aus Beziers) besungen.[9]) Ein Sohn desselben scheint

KALONYMOS BEN KALONYMOS Nasi, auch Kalonymos ben Meir genannt, wahrscheinlich nur aus Ungenauigkeit, oder weil man eine irrthümliche Wiederholung vermuthete. Er ist Gegenstand wiederholter Untersuchung und Darstellung[10]), hat sie auch verdient. Seine Berühmtheit verdankt er hauptsächlich dem „Probirstein" (unten N. 1); auch einige andere kleine edirte Schriften sind nach ihrer Gattung von literaturgeschichtlicher Bedeutung, noch mehr seine unedirten Uebersetzungen aus dem Arabischen, welche, größtentheils dem Alter von 20—30 Jahren angehörend, den Umfang seiner Studien bezeugen, und ihm ein wol damals stilmäßig übertriebenes Lob in Betreff der Sprachkenntnisse erwarben, (sogar „Aegyptisch" erwähnt Kalonymos ben David), aber auch den Neid von Christen zugezogen zu haben scheinen.

Von seinen Lebensverhältnissen wissen wir sehr wenig. Er ist in Arles, wahrscheinlich gegen Ende 1286, geboren (s. unten Anmerkung 49), studirte wol in Salon, wo zwei seiner Lehrer lebten: Abba Mari, wahrscheinlich Eligedor, oder Sen(hor) Astruc de Noves[11])

---

1) „Semtob" in Spanien schon 1049, s. Revue des Etudes juives II (1881), p. 136. 2) Vgl. Emanuele Calò in Rom 1878 (il Vessillo, herausgeg. von Servi 1878, S. 127); erinnert an die Freunde Kalonymos und Immanuels daselbst (s. unten). Vielleicht ist auch „Calot" in Rouen 1297 (Rev. d. Et. j. II, 24) hierherzuziehen. 3) Im allgemeinen s. meinen Catal. Bodl. S. 1574, 2414 und für die jüngeren Drucker u. s. w. S. 2963, 2918 (Familie Jafe-Kalmankes). Ueber verschiedene Kalonymos des Mittelalters s. Sam. Kohn, Mardochai ben Hillel S. 137 (Sonderabdruck aus der Monatsschr. 1878, S. 139); Hymnendichter bei Zunz, Literaturgesch. und Nachtrag im Index, insbesondere Kalonymus ben Sabbatai (vgl. Hebr. Bibliogr. XVIII, 66); ferner Groß, Gesch. der Juden in Arles, Monatsschr. 1878, S. 249 und 250, wo אבן אהרן (vgl. den Artikel jüd. Literatur, Bd. XXVII, § 13, S. 402, A. 17) zu lesen אביר (nach Zunz, Liter. 106; vgl. H.B. XVIII, 34) oder אבי כל המרות, nach Halberstam, אגרת בקורת 1878, S. 3. 4) Catal. Bodl. S. 2414 (vgl. 2601); Zunz, Lit. 105 fg. (Kritik der Quellen), 111, 325 (H.B. XIV, 89). 5) Kalonymos Nasi „der Große" (Alte) soll von Machir abstammen, oder vom Khalifen [Harun] Karl dem Großen zugesandt sein (Sacut ed. London S. 84, angeblich nach einem sonst unbekannten קבלת החסיד, vgl, Grätz, Monatsschr. 1859, S. 112); s. dagegen Zunz, Lit. 106 („Märchen"); Groß l. c. S. 473. In dem höchst unkritischen vulgärarabischen Legendenbuch מעשה שעשועים, Livorno 1868, II, 22, 24, wird ein Kalonymos der Alte nach Jerusalem und in das J. 4863 (1103) versetzt; wie daselbst I, 33 in der Papstlegende Simon קייארא substituirt wird. — Ueber angeblich Davidische Abkunft s. Zunz zu Benjamin von Tudela ed. 1840, II, 6; Groß l. c. 1880, S. 170. Ueber die sonst überall (bis Brasilien und Surinam) vorkommenden Nasi s. diesen Artikel.

6) Hebr. Bibl. IV, 155, VIII, 77. Das irrthümliche J. 1159 bringt A. Geiger (jüd. Zeitschr. X, 285, vgl. II, 63) auf falsche Combinationen. Vgl. G. Saige, Les Juifs du Languedoc, 1881, p. 14, 43, 71, 72 (wo das Autograph der hebr. Unterschrift), Index S. 367. 7) Hebr. Bibl. XVI, 69. 8) Saige l. c. S. 43, 60 (wo das Siegel), 76; Hist. Lit. de la France (auch als Les Rabbins Français etc. von Renan, separat herausgeg. 1877) XXVII, 737, 747; als Schwager des Mose ha-Levi, gen. Escapat Malit (H.Bibl. XVII, 123), das. S. 692. 9) Groß l. c. 1878, S. 474 und dazu 1879, S. 421. 10) Von ihm handeln noch uncorrect Wolf, Bibl. hebr. n. 1892 und III, 1887 (confundirt mit einem Homonymus, der 1591 in Mantua starb) IV n. 1893b; De Rossi, Wörterb. deutsch S. 156. Zeitalter und Leistungen stellte zuerst ins Licht ein Artikel von Zunz in Geiger's wiss. Zeitschr. II, 313, IV, 199 (abgedruckt in Gesamm. Schriften III, 150 fg.). Einzelnes behandelt Steinschneider in Frankel's Zeitschr. III (1846) S. 275 und 400; im Litbl. des Orient IV, 25; Manna, Berlin 1857; Catal. Bodl. 1576—78 und Add., Hebr. Bibl. XI, 54, XVIII, 13, XIX, 115; M. Kayserling's Leben des Kalonymos, ein kurzes Résumé, erschien zu Eben Bochan (unten n. 1) und separat (H.Bibl. XVIII, 13); einiges bietet Perles zur Streitschrift (unten n. 3). Eingehend behandelt ist Kalonymos bei Groß l. c. 1879, S. 470 fg.; auf diesen Artikel wird unten mit dem bloßen Namen verwiesen, ohne jedesmal hervorzuheben, was bei ihm zu berichtigen oder nachzutragen ist. 11) Hebr. Bibl. XVI, 92, vgl. XVII, 7 und XIV, 98; Carmoly in הלבנון IV, 103 und France Israel. 97 (aus Zunz, Zur Gesch.

und Mose, wahrscheinlich ben Salomo aus Beaucaire.[12]) Daß er praktischer Arzt gewesen (wie Groß S. 562 annimmt), ist nirgends bezeugt. Seine Uebersetzungen in den Jahren 1307—17 scheinen in Arles ausgeführt; nur eine einzige (N. 5) nennt Avignon (1314); doch hat er schon vor der Vertreibung (1306) einiges übersetzt (s. unten N. 26); in der Provence schrieb er noch im Herbst 1318, nach seinem Aufenthalt in Salon, die Streitschrift gegen Caspi (N. 3). Bald darauf dürfte er mit Robert von Anjou in Verbindung getreten sein, der seit 1319 in Avignon weilte[13]), und in dessen Bibliothek er wahrscheinlich das Buch der Gifte (ספר הארסים) von Dschabir (ben Hajjan) fand.[14]) Mit Robert's Empfehlungen und Aufträgen ging Kalonymos nach Rom (zwischen 1319—21), wo er sich die Achtung der Gelehrten erwarb, namentlich von dem geistesverwandten Immanuel ben Salomo („Manoello", Freund Dante's) gefeiert wurde. Derselbe beantwortet im Namen der römischen Gemeinde eine Aufforderung, welche an Kalonymos gerichtet worden, in die Heimat zurückzukehren, dahin, Kalonymos müsse zuerst die vom Könige aufgetragene Uebersetzungsarbeit[15]) vollenden, und beeile sich. Er scheint aber aus einer (nicht sichern) Veranlassung früher zurückgekehrt zu sein; vielleicht diente er als Fürsprecher der römischen Juden beim Papste in Avignon.[16]) Im J. 1322 verfaßte er in Catalonien den Prüfstein (unten N. 1). Hierauf verliert sich jede Spur bis auf die lateinische Uebersetzung in Arles 1328 (N. 14). Vielleicht starb er bald darauf, also wenig über 40 Jahre alt.[17])

Seine Schriften[18]) sind:

A. Eigene, und zwar die bekannteste

1) אבן בוחן (Prüfstein), eine rhetorische und satirische Weltbetrachtung in Reimprosa, welche, an Immanuel's witzige Anwendung von Bibelphrasen streifend, neben der, kurz vorher verfaßten, mehr philosophischen „Weltprüfung" des Jedaia Penini, in vielen Handschriften zu finden ist. Kalonymos beendete dieselbe im Tebet „als die Welt[19]) 83 Jahre alt war", also zwischen 10. Dec. 1322 und 9. Jan. 1323[20]), und widmete sie zehn bedeutenden Männern der Provence und Cataloniens.[21]) Das Schriftchen erschien zuerst Neapel 1489, dann Venedig 1546 u. s. w.[22]), mit jüdisch-deutscher Uebersetzung in Kapitel getheilt von Mose Eisenstadt, Sulzbach 1705; die Uebersetzung allein, Homburg 1746; mit Index der Bibelstellen von Josef Kohen, Lemberg 1865; in deutscher Paraphrase (metrisch bis Kap. 53), dem Stil des Originals wenig entsprechend, von W. A. Meisel, nach dessen Tode mit einem „Leben Kalonymos'", herausgegeben von M. Kayserling. Probe einer engeren deutschen Nachahmung („die Schriftsteller") in Steinschneider's „Manna". Berlin 1847.

2) מסכת פורים (Tractat Purim), eine Parodie des Talmuds in vier Kapiteln, worin die Namen von italienischen Personen als Autoritäten zu figuriren scheinen, also wahrscheinlich in Rom (1319—22) verfaßt[23]), für die Culturgeschichte von verschiedenartigem Interesse.[24]) Alte Handschriften sind kaum zu finden.[25]) Wahrscheinlich fand die Parodie wenig Gönner in der bald folgenden schweren Zeit; auch die beiden anonymen Ausgaben[26]) sollen durch die Rigorosität der Juden selbst bis auf äußerst wenige Exemplare vernichtet sein; die wiener Ausgabe 1871 ist nur nach einer Copie des zweiten Drucks veranstaltet.[27]) Allerdings traten seit Ende des 17. Jahrh. plumpe Nachahmungen mit dem-

480, 482); Salfeld, Die jüd. Erklärer des Hohel. Anh. VIII; Perles S. X, Groß 471, 472.

12) Hebr. Bibl. XVI, 93, 103. Die Identification bei Groß 471 unterstützt Cod. Turin bei B. Peyron, Catal. S. 218, wo für שילק lies שילון. Ueber eine Confusion mit Mose ben Salomo aus Salerno (Hebr. Bibl. XI, 54, XV, 86, 90, 91, XVI, 90, XVII, 68) s. Hebr. Bibl. XIV, 98. 13) Zunz l. c. S. 315; Groß S. 474. 14) Steinschneider, Zeitschr. der Deutsch. morgenl. Gesellsch. IX, 843; XXIV, 369: Zur pseud. Lit. S. 71, Hebr. Bibl. VIII, 77, Geiger's jüd. Zeitschr. VIII, 118; Virchow's Archiv u. s. w. LII, 364: Noten zu Baldi, Vite di matem. arab. p. 82 (nachzutragen bei Groß S. 474). — Aphorismen über Purgative von Dschabir besaß ein Jude im J. 483 H., Handschrift in Genua (Bollett. Ital. degli stud. or. p. 410). Leclerc, Hist. de la médecine arabe 1876, I, 70 kennt beide Schriften nicht. 15) מלאכת ההעתקה (Immanuel, Divan Kap. 23) ist ein abstracter Ausdruck. Für Robert konnte Kalonymos nur Uebersetzungen ins Lateinische angefertigt haben, und wir wissen nur von einer einzigen (n. 14). „Uebersetzungen" bei Groß S. 544 ist Vermuthung; wie „ein großer Theil seiner Uebersetzungen" bei Zunz S. 315. 16) Steinschneider's Hypothese; s. Litbl. des Orient IV, 197, vgl. Hebr. Bibl. X, 100 A. 1, XI, 54, XIX, 118 (Magazin für Wissensch. des Judenth. II, 17); wonach Groß 546 A. 4 zu berichtigen und zu ergänzen. 17) Daß die hebr. Uebersetzung eines Circulars Robert's 1328 nicht aus Kalonymos' gewandter Feder geflossen, ist im Vorwort zum Katalog der hamburger hebr. Handschrift S. XVI bemerkt. 18) Zunz ordnet alle chronologisch, mit einigen Ungenauigkeiten seiner Quellen, Groß die eigenen (S. 553—556) chronologisch, die übersetzten in zwei sachlichen Abtheilungen (S. 557 fg.); dem Zwecke dieser Encyklopädie entspricht am besten die alphabetische Reihenfolge der arab. Autoren, doch ist Averroes vorangestellt. Auf eine Berichtigung der vielfachen Irrthümer in Fürst's Bibl. Jud. II, 165 war nicht einzugehen; vgl. unten Anm. 91.

19) Der Ausfall der Worte: „die Welt" hat Verwirrung in die Daten über den Verfasser gebracht. 20) Catal. Bodl. S. 1579. 21) Notizen über dieselben geben Kayserling und Groß S. 548 fg.; vgl. auch Hebr. Bibl. XVIII, 15; zu Groß S. 549 Cavallero s. Hebr. Bibl. VII, 89 Z. 7, VIII, 111, XI, 124. 22) Ausgaben in Catal. Bodl. 1579, (Zedner) Catal. Brit. Mus. S. 408; Benjacob, Thesaurus s. v. — Eine Analyse bei Groß S. 554. 23) „Oder Ancona" (Zunz, Zur Gesch. S. 470, ohne Angabe des Motivs). — Die Personen s. bei Zunz und Groß S. 543. 24) Ueber die von Grätz (Gesch. der Juden VII, 306) misdeuteten Stellen, das Schach und eine angebliche Cardinalstochter betreffend, s. Steinschneider bei A. v. d. Linde, Gesch. und Bibliogr. des Schachspiels S. 188 und Hebr. Bibl. XIII, 2. 25) Vielleicht die anonyme turiner bei B. Peyron, Catalogus p. 264 (Pasinus Cod. 159, bei Wolf, Bibl. hebr. IV, 1041 n. 97). Die Handschrift Michael 464 ist aus der Ausgabe copirt, Mich. 846 aus dem 18. Jahrh. Beide enthalten die Parodie des Requiems (Leichengebets) מברכה במרכה, dessen Verfasser vielleicht D. R. Polido (1703?), s. Letterbode VII (1881) S. 6. Ueber andere jüngere Handschriften s. Hebr. Bibl. XIII, 2; auch Straßburg 29. 26) Pesaro durch Gerson Soncino o. J. (1507—1520) und Ven. 1552; s. Catal. Bodl. S. 1581 und Add. 27) Hebr. Bibl. XIII, 2.

selben Titel auf, für welche man den genialen Vorgänger nicht verantwortlich machen darf.[28])

3) Eine Streitschrift, תשובה, gegen seinen Zeitgenossen Josef Caspi, insbesondere gegen dessen philosophisch ausschreitendes „Buch des Geheimnisses" in 30 Kapiteln — welches kürzlich aufgefunden worden —[29]), beendet in den Bußtagen des J. 79 (Anfang September 1318), aus der einzigen Handschrift, als Festschrift, herausgegeben von Jos. Perles, München 1879.[30]) Interessant ist es, daß Kalonymos (S. 19) die abwechselnden Bezeichnungen Gottes in der Genesis auffällig findet, bekanntlich der Hauptanstoß für die heutige Kritik des Pentateuch. Kalonymos begnügt sich mit dem Bekenntniß, daß dahinter wol ein unerforschtes Geheimniß stecke.

4) Ein mathematisches Fragment einer Schrift, welche wahrscheinlich auch Astrologie umfassen sollte, auf Befehl „des Königs" verfaßt, in der Handschrift München 290, gehört wahrscheinlich dem ספר המלכים (Buch der Könige). Es compilirt die Ansichten anderer und fügt Eigenes hinzu.[31]) Vielleicht sollte eine lateinische Uebersetzung folgen.

B. Die Uebersetzungen betreffen theilweise Schriften, deren arabische Originale unbekannt sind. Die Technik des Stils war bereits ausgebildet, und Kalonymos hielt es wol nicht für nöthig, seine streng wissenschaftlichen Uebersetzungen mit Vorreden zu versehen. Nur in den Epigraphen ist meistens Name und Datum zu finden, selbst die in öffentlichen Bibliotheken vorhandenen sind noch nicht hinlänglich erkannt, und wird bei der nachfolgenden Aufzählung auf die irrthümlichen Angaben der gedruckten Kataloge nur ausnahmsweise eingegangen.[32]) Groß (S. 557) meint, Kalonymos habe sich mit Uebersetzungen von Vorgängern nicht begnügt. Es ist jedoch nur bei Einer Schrift (N. 17) die Kenntniß des Vorgängers wahrscheinlich, bei den andern dreien (N. 9, 10, 12) sehr zweifelhaft. Andere Angaben beruhen auf Misverständniß. Einzelne Epigraphe (auch der eigenen Schriften) bezeugen die Schnelligkeit der Arbeiten.

Wir fahren in der Zählung der Schriften fort:

5) Averroes' großer Commentar über Analytica posteriora, ס' המופת, beendet 14. Tebet 75 (December 1314) in Avignon; Handschr. in der Bodl. Opp. 938 fol. (Anfang unvollständig), München 32, De Rossi 285, Wien CXIV (S. 133.)[33])

6) Desselben mittl. Commentar zur Topic, נצוח, beendet 23. (nach And. 9) Elul 1313[34]); Breslau Sar. 22, Leipzig 41, München 26^4, bis III loc. 25, 106, 284, Paris 920, 932 (Literaturbl. IX, 359), 933, 934[35]), De Rossi 362, Turin 40 und 149 (bei B. Peyron S. 14 und 149); Specimen bei Lasinio.[36]) Die gedruckten lateinischen „Uebersetzungen" des Ganzen von Abraham de Balmes und von I—IV von Jacob Mantinus sind aus dieser hebräischen geflossen. Die vorangehenden Bücher des mittl. Comm. hatte Jacob Anatoli übersetzt.

7) Desselben mittl. Comm. zur Sophistik, הטעאה, beendet 5. Tischri 74 (12. Sept. 1313)[37]); auf n. 6 folgend in Breslau, Leipzig, München, Paris, De Rossi, Turin; schwerlich in Florenz, Plut. 88, Cod. 34, VI? Specimen bei Lasinio l. c. S. 19, eine Stelle zu Ende bei Munk.[38]) Die gedruckte latein. Uebersetzung des Abraham de Balmes ist aus dieser hebr. geflossen.

8) Desselben logische Quästion zu Analyt. prior. I, 16 gehörend, nach Katalog Paris 960^3, 977^5 (im Index S. 257 : 974 unrichtig).[39])

9) Desselben mittl. Comm. zur Physik, שמע הטבעי, beendet in Arles 19. Elul 1316; dieselbe Schrift hatte Serachja ben Isak ben Schealtiel schon 1284 in Italien übersetzt[40]); doch ist kein Grund anzunehmen, daß Kalonymos diese Uebersetzung kannte, die sehr selten zu sein scheint, während von Kalonymos beinahe dreißig Handschriften bekannt sind: in der Bodleiana 6 (Uri 393; Bodl. 609 und Marsh 472, Anfang defect, Oppenh. 1163 Qu., Mich. 71, 218), Hamburg 267 (N. 264 meines Katalogs), Leipzig 26^2, mit textvergleichenden Glossen[41]); München 30, 73 (unvollständig), 310, 341

28) Ausführlicheres in der Fortsetzung meiner Abhandlung Purim und Parodie, im Letterbode VII; Groß, S. 554 läßt Kalonymos' Schriftchen lateinisch von Mai übersetzt sein, obwol er Catal. Bodl. S. 1643 citirt, wo das Gegentheil sich erweist. 29) Eine Handschr. des Dr. Sänger ist schon in Catal. Bodl. 1449 angegeben. 30) Berichtigungen nach meiner, zur Herausgabe gemachten Abschrift und vollständiges Verzeichniß der angeführten Autoritäten in Hebr. Bibl. XIX, 115—118. 31) S. meine Notiz in Geiger's jüd. Zeitschr. VIII, 118 fg. (Zu S. 120, Anm. 3 vgl. den Alchemisten كيماس im Fihrist 353, II, 278, im Index unerklärt.) — Robert ist nicht ausdrücklich genannt (gegen Groß S. 556). Zu S. 122, Anm. 2 über Robert's Liebhaberei für mystische Wissenschaft vgl. auch Thesaurus Rosar. Philosophor. (abbreviatus) auf Befehl Robert's bei Pasinus II, 290 Cod. 940 (ob von Arnold de Villanova? Vgl. Cod. hebr. München 288?). Vgl. auch Hebr. Bibl. XI, 54. 32) Da ich die Schriften aus Autopsie wenigstens Einer Handschrift kenne, so war ich im Stande, andere zu bestimmen, die unten angegeben sind; zweifelhafte sind weggelassen. Vollständiger und näher werden die Werke und deren arabische Verfasser behandelt in einer, seit 30 Jahren compilirten, soeben für den Druck vorbereiteten Monographie über die jüdischen Uebersetzer.

33) Anfang und Ende theilte mir Goldziher im April 1870 mit. Groß S. 557 führt Breslau 75 (d. i. Saraval 22) auf; aber Zuckermann, Katal. S. 9, gibt ausdrücklich für dieses Buch Anatoli, also den mittl. Commentar, an. 34) Wolf, Bibl. hebr. IV, 751 (nach Turin 40), daher Delitzsch Catal. Lips. S. 307, dazu Zunz Additt. 325; Dukes, Litbl. IX, 359, nach Par. 932. 35) Par. a. f. 320 bei Wüstenfeld, Gesch. der arab. Aerzte S. 106, ist jetzt 929 und nicht von Kalonymos. — Auch Flor. 88 Cod. 32, 34 enthält nicht die Topik, sondern der mittl. Comm. zu Anal. post. 36) Studii sopra Averroe — Estratto dall' Annuario della Soc. Ital. degli stud. or. I, 1872, p. 15 und 16 über eine Stelle zu Anfang des IV. Buches, die nur in Mantino's Uebersetzung vorkommt; vgl. Hebr. Bibl. XIII, 5. 37) Das Datum 22. Elul 1323 bei Wolf IV, 751, Zunz, Delitzsch S. 307, nach Cod. Turin 40 (auch bei Pasinus), aber schon Zunz in Add. auffällig, gehört dem darauffolgenden Levi ben Gerson; s. B. Peyron, Catal. S. 137. 38) Mélanges de Philosophie juive et arabe, Paris 1859, S. 431. 39) S. Katalog der münchener Handschrift S. 14. 40) Wolf III, 39 (Bodl. 601), Hebr. Bibl. III, 99 mit irrigem Datum 5570 für das Original; Turin 157, bei B. Peyron S. 72; latein. von Vitalis Dactylomelos 1500 (Renan, Averroes S. 304). Vielleicht gehören Serachja die Handschriften Paris 943, 944, welche von Kalonymos abweichen. 41) Delitzsch vermuthet irrthümlich Mose Tibbon,

(mit Noten von Bonsenior), 352 (I—III) und Fragm. in 151, V, Paris 937—42, Straßburg 23 (früher Fischl 37), Turin 40, 134 (falsch beschrieben von Pasinus), 142 (B. Peyron S. 17, 135, 178, wo CLXII Druckfehler); Vatican 343 (emendirt von Saul Aschkenasi), Wien 121 (Deutsch S. 137) und dort im Bet ha-Midrasch, früher Pinsker 10[42]), bei S. S. Olper in Venedig[43]), eine Handschrift besaß N. Coronel 1871. — Nach einiger Zeit erhielt Kalonymos eine Handschrift des Originals[44]), und übersetzte danach noch einmal VIII, 2 K. 1, 2; dieser Nachtrag findet sich in wenigstens vier Handschriften (Bodl. 609 und Marsh 472, Paris 939, 940), aber meist erst hinter einem der nachfolgenden Bücher. Der gedruckten lateinischen Uebersetzung des Jacob Mantinus[45]) und dem Supercommentar des Levi ben Gerson liegt unsere Uebersetzung zu Grunde. Einige Handschriften (Coronel, Turin 134) sind zu Anfang irrthümlich als großer Commentar bezeichnet. Von letzterem existiren nur Buch I—IV in verschiedenen Handschriften ohne Uebersetzernamen, wonach die Angabe des pariser Katalogs, daß N. 883, 884 denselben von Kalonymos übersetzt enthalte, zweifelhaft wird.[46])

Die physischen Quästionen nennen nirgends einen Uebersetzer, Kalonymos ist nur von Barloloni ohne Grund dazu gemacht.[47])

10) Averroes' mittl. Commentar zu De generatione et corruptione[48]) beendete er in Arles 9. Cheschwan 77 (26. Oct. 1316) im 30. Lebensjahre[49]), Handschrift Berlin 291 (S. 24, N. 26 meines Verzeichnisses), Bodl. 609 und Marsh 472, Mich. 73 (früher Heidenh. S. 39, n. 5), München 73, 387. Paris 939, 943, 945, 947, 954, De Rossi 935, Turin 40 und Valperga 204 (B. Peyron S. 18 und 220), Vat. 345[50]) und Urbin. 41 (ohne Uebersetzernamen), in Kopenhagen mit (N. 11), bei Olper in Venedig, Pinsker und Firkowitz.

Specimen bei Lasinio l. c. S. 31 fg. — Von der Uebersetzung des Serachja (1284) ist nur Eine Handschrift im londoner Bet ha-Midrasch bekannt.

11) Desselben mittl. Commentar zu Meteora אותות עליונות[51]), beendet in Arles 28. Cheschwan 77 (15. Nov. 1316, also in 19 Tagen), im 30. Lebensjahre; Handschrift Berlin 292 (s. vor. N.), Bodl. Mich. 73 (Ende defect), München 30, 372 (früher Sussex, dann Quatremère), Paris 947, 950, 951[52]), De Rossi 935, Turin, Valperga 204[53]), Vat. 345 (I und II) und wol Urb. 41, eine der ältesten Handschriften von Kalonymos (1331).[54]) Eine Handschr. in Kopenhagen III, 83 besaß früher Adler.[55]) Die gedruckte lateinische Uebersetzung ist unvollständig.[56])

12) Desselben mittl. Commentar zur Mataphysik מה שאחר הטבע, nach einem uncorrecten Original mit Lücken übersetzt, beendet 13. Siwan 1317[57]), XIII Tractate, nach den Buchstaben benannt, wie im Griechischen, also bis מ, da α fehlte. Daß Kalonymos die (seltene) Uebersetzung des erwähnten Serachja (Rom 1284) schon damals gekannt habe, ist weder nachweisbar, noch wahrscheinlich. — Handschrift Bodl. (Mich. 72, 74), Leyden 9 (Katal. S. 26), München 30, 226, 244, Paris 915, 954, 955[58]), 989, De Rossi 1308, Turin 40, 89 (Peyron S. 20, 120), Vat. 283^9 [59]), 336, Urbin. 45. Der lateinischen Uebersetzung von Elia del Medigo, bis Buch VII gedruckt, wie dem Supercommentar des Abr. Bibago ms., liegt wol unsere Uebersetzung zu Grunde.

13) Desselben Commentar zum B. der Pflanzen, ספר הצמחים, nebst vollständigem Text; letzterer nicht in 8 Tagen angefertigt, sondern am 8. Nisan 1314 beendigt; doch bedürfen die nicht ganz übereinstimmenden Handschriften — in der Bodl. (Opp. Add. Qu. 10 und Fragm. in Uri 408), Paris 1005, De Rossi 216, 776, Turin 40 (Peyron S. 19), Fragm. Vat. 290^{18} — genauerer Untersuchung.[60]) Das Pseudo-Aristotelische Buch rührt von Nicolaus Peripateticus (Damascenus) her, wurde von Ishak ben Honein arabisch übersetzt

welcher das gedruckte Compendium (Analyse) übersetzte. Letzteres enthält auch Paris 935, a. f. 350 bei Wüstenfeld S. 106.

42) Vgl. Schorr, החלוץ VIII, 63; כוכבי יצחק XXX, 25. 43) Luzzatto, אוצר נחמד II, 15. 44) Ob die Handschrift 10 in Wolfenbüttel (die Renan nicht kennt) in hebr. Lettern den mittleren Commentar oder das Compendium enthalte, ist aus Ebert's gedrucktem Katalog (hinter Fleischer's Katalog der dresdener Handschriften, wo „Conclusiones" mehr dem Compendium entspricht) nicht zu entscheiden. 45) Catal. Bodl. S. 1237, n. 8. 46) Hebr. Bibl. XXI, 83. 47) S. Katal. der münchener Handschriften S. 15, ungenügend benutzt von Groß S. 559. 48) Das arabische Original mit hebr. Lettern in der Bodleiana, bei Uri 439^2, Paris 1009, in Modena, s. Lasinio l. c. und dazu Hebr. Bibl. XIII, 5. 49) בשנת שלשים משנותי. Zur Physik (oben N. 9) am 19. Elul, also 20 Tage früher, heißt es: בהגיעי לשנת השלשים „als ich zum Jahre 30 gelangt war", was also das nahe Ablaufen bedeuten soll: in den nachfolgenden Meteora לשלשים משנותי, und s. unten Anm. 71. Demnach scheint Kalonymos gegen Ende 1286 (5047 der Schöpfung) geboren. 50) Bei Wolf, Bibl. Hebr. I, n. 1223 unter N. תימון! also nicht Tibbon, wie im Catal. Bodl. S. 1999 vermuthet ist. — Der wiener Katalog S. 1391, legt dem Kalonymos Vat. 345 und [Urbin.] 39 bei, wahrscheinlich nach Wüstenfeld; diese Handschriften enthalten aber das Compendium, übersetzt von Mose Tibbon.

51) Entsprechend אלאתאר אלעלויה des Originals im Cod. Bodl. Uri 439 und Paris 1009. אותות השמים stellt voran nur die junge Abschrift in Berlin, daher Groß S. 559. Der Ausdruck ist für verschiedene Bearbeitungen charakteristisch. 52) a. f. 312, bei Wüstenfeld S. 106, 9,", als wahrscheinlich von Mose Tibbon, der aber das Compendium übersetzte; bei Wüstenfeld S. 107 als de sensu, und so im wiener Katalog S. 140. 53) B. Peyron S. 224, fehlt im Index S. 316 unter Kalonymos, wie die Metaphysik. — Pasinus 156 enthält nicht unser Buch, sondern XVI—XIX de animalibus von Averroes, wonach B. Peyron S. 60 und 19 zu berichtigen ist. 54) Urb. oder De Rossi scheinen eine von der andern copirt, im Wochentag scheint ein Irrthum. 55) Catal. rabbin., Kiel 1836, S. 20. 56) S. Serapeum, herausg. v. Naumann, 1869, S. 139. 57) Einige Handschriften haben 1311; allein Kalonymos hat seine Uebersetzungen sicher nicht mit dem schwierigsten Buche des Averroes begonnen; 1318 hat nur Eine Handschrift. Das vorangehende Buch war im November 1316 beendet; das gibt für 1317 die angemessene Zeit von 7 Monaten. 58) A. f. 324, nicht 320 und „Abrégé", wie Carmoly, Hist. des médecins j. p. 123. 59) Bei Assemani falsch als Kategorien von Josef Caspi, daher unter diesem Artikel II, 71 zu streichen. 60) S. Hebr. Bibl. XX, 102.

und von Thabit ben Korra emendirt. Eine arabische Handschrift kennt auch Leclerc nicht.[61])

14) Desselben تهافت التهافت, vulgo Destructio destructionis, Widerlegung der Streitschrift al-Gazzali's gegen die Philosophen, für Robert 18. April 1328 in Arles ins Lateinische übersetzt, aber nicht vollendet, Handschrift des Vatican 2434[62]), vielleicht in der höchst seltenen Ausgabe 1495—96 oder 1497 gedruckt[63]), in welcher die letzten vier (physischen) Tractate fehlen.

15) Ahmed (Abu Dscha'fer) ben Jusuf ben Ibrahim (schrieb 904—5)[64]), Commentar zum Centiloquium (*Καρπὸς*, ثمرة, פרי) des Ptolemäus, beendet 20. Elul 1314; Handschrift Bodl. (Uri 367, Oppenh. 834 Oct.), Leyden Scal. 14 (Catal. S. 368), Paris 1028, 1055, Vat. 382; Handschrift Mortara, dann (1868) Schönblum's (Catal. 1871 n. 2), jetzt mein; J. Albinus (bei Wolf I, S. 970). Die gedruckte lateinische Uebersetzung ist an vielen (auch historischen) Stellen corrumpirt und aus der hebräischen zu berichtigen.

16) Costa ben Luka's Uebersetzung von Archimedes über Kugel und Cylinder, בכדור ובאצטונא; zweite Uebersetzung, nach dem Epigraph des Abschreibers in der einzigen Handschrift Url 440 (vgl. unten n. 26).[64a])

17) Al-Farabi, في العقل والمعقول (De intellectu et intelligibili) בשכל ובמושכל, oder mit erweitertem Titel: בשכל ומשכיל ומושכל, beendet 9. Nisan 1314; Handschrift Bodl. (Oppenh. 1172 Qu.), Florenz Plut. 88 Cod. 25 (Biscioni S. 150 oder 477), München 1255 und 308; Wien Bet ha-Midrasch (Pinsker 15, früher in Odessa). Zu unterscheiden ist eine ältere, von Rosenstein 1858 in Breslau herausgegebene Uebersetzung, betitelt המושכל והמושכלות[65]), wahrscheinlich diejenige, welche Jedaja Penini (vor 1300) für ungenügend erachtete, sodaß er dies für die Auffassung des *νοῦς* wichtige Schriftchen unter dem Titel כתב הדעת übersetzte.[66])

Diese Uebersetzung, welche schon Gerson ben Salomo in Arles (s. diesen Artikel) citirt, ist dem Kalonymos schwerlich unbekannt geblieben; er mochte vielleicht den hochgeachteten Urheber nicht bloßstellen.

18) Desselben احصاء العلوم[67]), encyklopädische Uebersicht der Wissenschaften, schon im 12. Jahrh. in einer ausführlichen und compendiösen lateinischen Uebersetzung bekannt[68]), unter einem mehr oder minder paraphrasirenden Titel מאמר (במספר החכמות ו) במנות חלקי כל חכמה וכו', beendet am 17. (oder 27., 37.) des Omer (Frühling) 1314, also unmittelbar nach der vorigen Schrift; Handschrift München 308, De Rossi 458, 776, bei Treves in Venedig und Abschrift bei Luzzatto.[69])

19) Desselben Anleitung zum Studium der Philosophie, Auszug aus dem von Schmölders edirten فيما ينبغى ان تقدم قبل تعلم الفلسفة (vielleicht identisch mit مراتب العلوم), אגרת בסדור קריאת החכמות, Handschrift De Rossi 458, München 308[5], bei Ghirondi (1 Blatt) ohne Uebersetzernamen, aber höchst wahrscheinlich mit N. 18 zusammen.[70])

20) Honein ben Ishak's Uebersetzung von Galen's בחקנא ובקולג', De clysteriis et colica, unter Beibehaltung des arabischen Ausdrucks, beendet 10. Nisan 1308, im 22. Lebensjahre.[71]) Aus der einzigen bekannten leydener Handschrift (Scal. 2,[16]) lateinisch herausgegeben von Fr. Raphelengius 1591 und dann in Ausgaben Galen's. S. unter folg. N.

21) [Desselben] Uebersetzung von Galen's De Phlebotomia, aus einem sehr schlechten Exemplar, in Ermangelung eines besseren, aus Rücksicht für den Verfasser und wegen Mangels an hebräischen Schriften, beendet 41. Sefira (26. Ijjar, also sechs Wochen nach N. 20) 1308 in Arles. Einzige Handschrift in Leyden hinter N. 20. — Diese beiden Schriften gehören nicht zu den alexandrinischen Compendien, für deren Uebersetzer Kalonymos irrthümlich gehalten worden; er ist also auch nicht der Uebersetzer der Abhandlung vom Urin in Leyden.[72]) Durch combinirte Irrthümer wurde auch Kalonymos zum Uebersetzer von Hoenin's Einleitung (מבוא), oder gar Verfasser eines in Amsterdam 1610 gedruckten ספר רפואה.[73])

Ishak ben Honein, s. oben N. 13.

---

61) Hist. de la médecine arabe I, 209. 215. 62) Epigraph in meinem Giuda Romano (Abdruck aus il Buonarroti, Rom 1870) S. 6. — Sie enthält nur 14 Abschnitte nach Bartolocci I, 132. 63) Catal. Bodl. S. 766, wo zuerst die überall herrschende Confusion mit der hebr. und jüngeren latein. Uebersetzung der beiden Kalonymos ben David (s. unten) aufgehellt ist. 64) Jusuf ben Ibrahim ist ابن الداية, s. Hebr. Bibl. XX, 90 und die Citate in Zeitschr. für Mathematik XVI, 384, meine Noten zu Baldi, Vite di Matem. p. 18, 75. Rosen, Les Manuscr. arabes de l'Institut etc. 1877, p. 123; zu berichtigen und ergänzen Leclerc, Hist. II, 502 und 510 = 485 „Albumazar"; bei Wüstenfeld, Uebersetzungen aus dem Arab. S. 28: Abumasar; s. S. 60 n. 7, wo a. 392 H. offenbar nach Zeitschr. für Math. X, 493, s. jedoch XII, 36. Die latein. Ausgabe nennt irrthümlich Eben Rodoam (ibn Ridhwan) wegen des Comm. zum Quadripartitum. Aus dem Lateinischen übersetzte Jacob ben Elia den Comm. zum Centiloquium. 64a) Catalogus Codd. h. Lugd. Bat. S. 319, Anm. 2, Hebr. Bibl. VII, 91; Zeitschr. für Mathem. X, 474. Auch Leclerc, Hist. I, 157, 223, kennt die Uebersetzung Costa's nicht. 65) Carmoly, Rev. or. II, 210 (so lies im Cat. Bodl. S. 2484) legt sie fälschlich dem Samuel Tibbon (um 1200) bei. 66) Ausführliches s. in meinem: Al-Farabi u. s. w. Petersb. 1869, S. 92 fg.

67) Handschrift des Escurial 643, woraus eine Stelle bei J. Müller, Philosophie u. s. w. von Averroes, S. 16. — Citat bei Mose ben Esra und Benutzung bei Josef ibn Aknin (vgl. diesen Art. Bd. 31, S. 53) nachgewiesen in Hebr. Bibl. XIV, 18, 37. 68) Die Identität erkennen nicht Leclerc, Hist. II, 504, vgl. 377 und 420, Wüstenfeld, Uebers. S. 39, 67; falsch mit Avicenna combinirt in Hebr. Bibl. X, 58. 69) Ausführlich in Alfarabi S. 83, 244, 253, 255, wo auch Citate mit modificirtem Titel. 70) Alfarabi S. 85, 124. 71) בשתים ועשרים ליום הולדת אותי; im Leydener Katal. S. 337: „anno ... peracto" (Groß S. 563: „in seinem vollendeten"!), unrichtig, s. oben Anm. 49. 72) Catal. S. 251; die Berichtigung im Katalog der hamburger Handschriften S. 138 ist Groß S. 563 entgangen. 73) S. Catal. Bodl. S. 1578, 1591, Hebr. Bibl. XVII, 78 über die Handschrift Franecker, jetzt Leuwarden 6, worin etwas von unserm Kalonymos. Das ספר רפואה (Wunderbar, Litbl. des Or. XI,

22) Al-Kindi (abu Jusuf Jakub ben Ishak, vulgo Alchindus u. s. w.), astrologische Abhandlung über Nativitäten אגרת בקיצור המאמר במולדות in 18 kurzen Kapiteln (1 vom Nimodar, 18 vom Tode), beendet 21. Elul 1314[74]); Handschrift München 304, Paris 1028 (Wolf III, n. 1054b), 1055, 1056 (Wolf III, n. 30), Vat. Urb. 472[75]), Handschrift Mortara, dann Schönblum (seit 1868, Katalog 1871 N. 2), jetzt in meinem Besitz, geschrieben 1577.

23) Desselben אגרת בליחיות ובמטר über Feuchtigkeit und Regen in 5 אופנים, Handschrift Paris 1055[10], Carmoly 104B[12], 109[3] [76]), eine der letzteren sah vielleicht Schorr in Brody 1856.

24) Desselben אגרת בעלות המיוחסות אל האישים [oder בסבות עליונות באישים] העליונים המורים על הוית הגשם, über den Einfluß der Himmelskörper auf den Regen, beendet 21. Elul 1314, wie N. 222; doch ist kaum anzunehmen, daß er beide an demselben Tage auch begonnen habe; Handschrift München 304, Fragm. in 356, Paris 1028[8], 1055[9], Vat. Urbin. 47[77]), Carmoly 104B, 109[4], Mortara u. s. w., jetzt mein. In den Noten zu Nicomachus (N. 25) citirt Kindi ein dem Plato beigelegtes Buch über die Sphärenzahlen ספר המיוחס אל עלות הכמות המיוחס אל האישים העליונים.

Das 1507 und 1540 erschienene lateinische: De pluviis ist eine verworrene Bearbeitung (vielleicht mit Benutzung von N. 23?), worin unter andern eine für die neuesten Forschungen interessante Stelle über die Mondstationen fehlt, welche die hebräische Uebersetzung enthält[78]); die Originale aller drei Schriften des berühmten Verfassers scheinen verloren.

25) Rabi'u ben Ja'hja (abu Suleiman), Bischof von Elvira, Compendium der Arithmetik (ארתמיקא) des Nicomachus Gerasenus, nach der syrischen Uebersetzung des 'Habib ben Bahriz, mit Noten, zum Theil von el-Kindi[79]), beendet 1317, im Alter von 30 Jahren (nach Cod. Paris 1028); Handschrift München 36[11], Paris 1028, 1029, 1093, 1095.[80])

26) Ridhwan (ibn, vulgo Rodhwan), abu'l-Hasan Ali (gest. 1068)[81]), الاصول فى الطب in vier Tractaten[82]), העמוד בשרשי הרפואה, beendet in Arles 13. Marcheschwan 68 (10. Oct. 1307), nämlich die zweite Uebersetzung; die erste war bei der Vertreibung der Juden aus Frankreich (1306) verloren gegangen (vgl. oben N. 16); Handschrift in Leyden Scal. 2,[5] (Catal. S. 318) und München 44.

27) Samma'h (ibn, oder Sem'h, schwerlich Semdsch), abu'l-Kasim Asba' (gest. 1035)[83]), Tractat über die Cylinder und Kugeln: מאמר באצטוונות והמתודדים, vielleicht nur ein Theil eines größeren Werkes? beendet 25. Tebet 72 (5. Jan. 1312); Handschrift Bodl. bei Uri 433. — Bei Groß fehlen N. 27—29.

28) Thabit ben Korra el-Harrani (gest. 901)[84]) فى الشكل القطاع (de figura cata, catha, oder sector, in der lateinischen Uebersetzung Gerard's von Cremona), hebräisch ספר התמונה החיתוכית, beendet 9. Kislew 74 (14. Nov. 1313).

29) Vielleicht ist auch Kalonymos Uebersetzer der Abhandlung von Archimedes' κυκλου μετρησις, arab. فى مساحة الدائرة وتكسيره, wahrscheinlich von Thabit übersetzt, mit einem Anhange (?), hebr. (?) ספר ארכימידיס במשיחת העגולה; Handschrift Vatican 385 fol. 411; in der lateinischen Uebersetzung Gerard's von Cremona als „Arsemenides“ De dimensione (de quadratura) circuli.[85])

---

578) nennt als Zeitgenossen Abraham Nahmias aus Portugal (wol den Autor gegen Ende des 16. Jahrh.), aber nicht Kalonymos; Fürst, Bibl. Jud. II, 166 (vgl. Benjacob, Thesaurus S. 548, N. 206, vgl. N. 202) läßt Nahmias weg und hat wol Kalonymos aus Wolf III, 969 bei Steinschneider in Frankel's Zeitschr. III, 275. Vgl. unten Anm. 91.

74) Ueber N. 20—22 s. Catal. Bodl. S. 1508, 1517; Zeitschr. Deutsch. morgenl. Gesellsch. XVIII, 131, 157, 181, XXIV. 347, XXV, 395, 404; Zeitschr. für Mathem. XVI, 362, 394. 75) Nach Assemani's Katalog 11 Kapitel, und übersetzt 1316; der arab. Verfasser irrthümlich „aus Alexandria“. für el-Kindi, der Titel: אגרת על מחברות המאורות ועל לקות שמש וירח scheint aus den Schriften des ibn Esra in denselben Codex herübergenommen. Eine ähnliche Confusion herrscht in der Angabe unter 47[4]: על משפטי הכוכבים ועל לקות שמש וירח aus den Schriften ibn Esra's excerpirt und übersetzt(!) von Kalonymos, anf. ועתה בשם האל. Es sind Collectaneen, die sich auch in Cod. Dresden 384[8] finden, ebenfalls mit jüngerer Ueberschrift, wie ich aus Mittheilungen ersehe. — Das Schriftchen hat keine Beziehung zum Liber novem judicum (Zeitschr. für Mathem. XVI, 394), vielleicht zu de judiciis (Zeitschr. Deutsch. morgenl. Gesellsch. XXIV, 348, vgl. Leclerc, Hist. II, 283, 494; Wüstenfeld, Uebers. S. 119). 76) Autograph, nach Carmoly, Isr. Ann. 1840, S. 97, worüber derselbe keinen Glauben verdient; der Katalog (von Kirchheim?) unter 109 macht falsche Schlüsse; Hebr. Bibl. XV, 106. 77) Assemani gibt an: De intelligentiis sphaeras moventibus und Alexandrini (s. Anm. 75); daher figurirt dies als besonderes Werk noch bei Groß S. 562 t neben v, obwol die Identität des Verfassers schon in Frankel's Zeitschr. III, 275, 399 errathen und später (s. die Citate oben Anm. 74) auch die der Schrift festgestellt ist. 78) Zeitschrift Deutsch. morgenl. Gesellsch. XVIII, 158, 185.

79) Die Verhältnisse der Bearbeitung zum Buche sind noch nicht ganz gesichert; s. mein „der Kalender von Cordova“ in der Literaturzeitung zur Zeitschr. für Mathematik u. s. w. XIX (auch Sonderabdruck) S. 6, unbeachtet von Leclerc, Hist. I, 137, 227, der verkehrte und einander widersprechende Folgerungen zieht. 80) Die angebliche Handschrift Carmoly's (Itiner. de la terre sainte p. 346) ist sehr verdächtig; der Titel המספר und persisch für syrisch, scheint aus Lilienthal (bei Geiger, Melo Chofn, S. 56) zu stammen; im Katalog der Handschriften Carmoly's ist sie nicht zu finden. 81) S. meine Noten zu Baldi S. 45, wo die Quellen über Ali, unbenutzt von Leclerc, der auch unsere Uebersetzung nicht kennt, und Virchow's Archiv u. s. w. LXXXVI, 124. 82) „Grundfeste“ bei Hammer, Literaturgesch. der Araber VI, 393, n. 9, bei Leclerc, Hist. I, 528 richtig Elements de Médecine; ibn abi Oçheibia, Handschr. Berlin II, 106b gibt ausdrücklich 4 Tractate an. 83) S. die Citate in meinem Alfarabi S. 160, Zeitschr. Deutsch. morgenl. Gesellsch. XXIV, 336 und Virchow's Archiv u. s. w. LXXXVI, 126; über unsere, den arab. Bibliographen unbekannte Schrift, Zeitschr. Deutsch. morgenl. Gesellsch. VIII. 383, IX, 837. 84) Quellen über ihn in Zeitschr. für Mathem. XVIII, 332, 338, über unsere Schrift S. 333, wonach Leclerc, Hist. II, 410, 495, Wüstenfeld, Uebers. S. 60, n. 9 zu ergänzen. — Ueber den Ausdruck fig. alk. s. mein Zur pseud. Liter. S. 73, Hebr. Bibl. XXI, 86. 85) Hebr. Bibl. VII, 93 und S. IV; Zeitschr. für Mathem. X, 475, wonach Leclerc l. c.

30) Eine anonyme Abhandlung oder Uebersetzung aus Ptolemäus [etwa Almagest?] über die Planeten, בספור עניני הכוכבים הנבוכים, folgt im Cod. Paris 1028[2] auf Rabi'u (oben N. 25), datirt 8. Nisan; Groß (S. 561) vermuthet 1317; dazu müßte erst ein Zusammenhang zwischen den Schriften nachgewiesen werden; außerdem scheint N. 25 im Herbst verfaßt.

31) Der Streit zwischen den Thieren und Menschen aus der 51. Abhandlung der sogenannten „lautern Brüder" (اخوان الصفاء, im Druck corrumpirt אבר אלצפא), hebr. אגרת בעלי חיים, a. 1316 in einer Woche übersetzt, was am Schluß angegeben wird, aber wegen der früheren Seltenheit des gedruckteu Buches selbst Zunz entgangen war.[86]) Kalonymos bemerkt im Vorwort, man dürfe das Buch nicht zur Klasse der Bücher wie Kalila we-Dimna (indische Fuchsfabeln), Mischle Sendabar [Syntipas, über Schlauheit der Frauen] oder Hariri[87]) zählen [die bloße Unterhaltung gewähren]; es sei vielmehr reich an Tröstungen und Sittenlehren[88]); der aufmerksame Leser werde darin „tiefe Geheimnisse" zerstreut finden. Beim Abdruck dieses Artikels (1882) erscheint eine deutsche Uebersetzung von Jul. Landsberger.

Dem Kalonymos werden irrthümlich folgende Schriften oder Uebersetzungen beigelegt:

אגרת המוסר (s. unter N. 31). — Uebersetzungen von Averroes, De coelo et mundo[89]), De anima[90]), De conjunctione etc. (ist die lateinische Uebersetzung des Kalonymos ben David, s. unten), Quaestiones phys. (s. oben unter N. 9), Politik הנהגת המלכים[91]); Compendium Galen's und Honein's Einleitung (s. oben N. 21), לוחות התכונה Uebersetzung der Alfonsini'schen Tafeln.[92])

II, 410, Wüstenfeld, Uebers. S. 59 zu ergänzen. Vgl. auch Pasinus II, 306: Archimenides; Cod. Libri 665; Curtze, Analyse einer Handschrift in Thorn S. 55.

86) Ausgaben Mantua 1557, Frankfurt a. M. 1704, jüdisch-deutsch von Chanoch ben Zebi 1718; Probe deutscher Nachahmung bei Steinschneider, Manna, 1857, S. 65. S. Catal. Bodl. S. 1579 und Add., Hebr, Bibl. II, 92; vgl. IV, 114; XIII, 9 über die Schriften und den Orden der Verfasser, zu dem vielleicht auch Juden und Christen gehörten. 87) חרירי, so lies für חריר im Druck (Literaturbl. d. Orient IV, 396), der berühmte Verfasser der Makamen. Diese Bücher waren bereits hebräisch übersetzt, Kalila durch Jacob ben Elasar, Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrh., s. Hebr. Bibl. XVIII, 50. 88) מוסרים; vielleicht ist daher dem Kalonymos ein אגרת המוסר beigelegt worden; vgl. Groß S. 556. — Dieterici hat eine deutsche Uebersetzuug aus dem Arabischen als „arabisches Mährchen" (1858) und 1880 das Original ohne Benutzung der hebr. Bearbeitung herausgegeben; vgl. Hebr. Bibl. II, 91. 89) Turin 40 bei Wolf, Bibl. Hebr. IV, 751 und Renan S. 150; Uebersetzer ist Salomo ibn Ajub, das Datum zu dem folg. de generatione, oben N. 10; Catal. Bodl. S. 1578, übersehen von Groß S. 558. 90) Fabricius, Bibl. gr. III, 235 bei Renan S. 150; vgl. Groß S. 559, der auf Cod. 635 Ven. Marc. hinweist. Im Verzeichniß der hebr. Handschriften in St. Marco von Latte's (Notizie etc. 1880, p. 36 fg.) kommt nichts der Art vor. 91) Bei Fürst, Bibl. Jud. II (so), 166, ist nicht Confusion mit ס' המלכים, wie Groß S. 559 vermuthet, sondern eine falsche Combination in Frankel's Zeitschr. III, 275, allerdings berichtigt S. 400. 92) S. Katalog der münchener Handschriften S. 60; Hebr. Bibl. XVIII, 13.

Mit unserm Kalonymos hat man vielfach zwei jüngere Homonymen verwechselt:

Kalonymos ben David ben Todros (oder Todrosi), der vielleicht in Arles kurz nach 1328 das Buch تهافت التهافت des Averroes ins Hebräische als הפלת ההפלה übersetzte und in der Vorrede die lateinische des K. ben Kalonymos (als noch lebenden, wie es scheint) erwähnt.[93])

Kalonymos ben David (II) „aus der Familie der Kalonymos", auch „maestro Calo Calonymos", vielleicht aus obiger Familie stammend, war Arzt in Neapel und Venedig. Ueber seine Lebensverhältnisse ist fast nichts bekannt.[94]) Er ergänzte die hebräische Grammatik (מקנה אברם) des Abraham de Balmes durch ein Kapitel über Accente, hebräisch und lateinisch (Venedig 1523). Seine lateinische Uebersetzung der Destructio destructionis des Averroes aus der hebräischen Uebersetzung des vorhergenannten Kalonymos ben David ist gedruckt 1527 und in den großen Ausgaben des Aristoteles mit Averroes seit 1550; Delitzsch (Literaturbl. des Orients II, 284) schreibt ihr eine „rauhe unverständliche Wörtlichkeit" zu. Endlich übersetzte er die Abhandlung des Averroes: De connexione intellectus abstracti cum homine, gedruckt 1527 fg. Die früher unbekannte Quelle ist eine hebräische Uebersetzung des Samuel ibn Tibbon als Anhang zu dessen Commentar über Kohelet. Dieser Anhang ist hebräisch von J. Hercz herausgegeben.[95]) (*M. Steinschneider.*)

KALORISCHE MASCHINEN (Heißluftmaschinen) nennt man diejenigen Triebwerke, bei welchen als bewegende Kraft atmosphärische Luft vermöge ihrer Eigenschaft, sich bei Erwärmung auszudehnen und bei Abkühlung zusammenzuziehen, zur Wirkung kommt. Die erste Idee zu einer kalorischen Maschine gab der Franzose Carnot im J. 1825; der Engländer Stirling soll bereits 1827 eine derartige Maschine ausgeführt haben. Näheres weiß man jedoch erst von einer durch den Schweden Ericsson in London gebauten, im J. 1833 in „Mechanic's Magazine" beschriebenene Maschine, angeblich von 5 Pferdekräften. Obschon bei den kalorischen Maschinen im allgemeinen ein höherer Nutzeffect als bei Dampfmaschinen erzielt wird, werden sie fast nur als Motoren für das Kleingewerbe benutzt. Die Schwierigkeiten, welche sich bis jetzt einer ausgedehnteren Anwendung derselben entgegenstellen, beruhen hauptsächlich auf Folgendem: Während die Spannung des Dampfes schon

93) Ueber ihn und Handschriften der Uebersetzung s. Verzeichniß der berliner Handschriften S. 88 (woraus Groß Monatsschr. 1880 S. 60) und S. 133 fg., wo die interessante Vorrede und einige Stellen gegeben sind. 94) Unsicheres über seine Familie u. s. w. s. Catal. Bodl. S. 1575. Sein Schwiegersohn, der Arzt Elia Menachem Chalfan (Catal. Bodl. S. 2878, Benjacob, Thes. S. 269, n. 66) lebte noch 1556 (Pasinus S. 44, N. 120, B. Peyron S. 196 verstümmelt den Namen), aber nicht mehr 1560 (Epigr. Sohar ed. Mantua). 95) Drei Abhandlungen über die Conjunction des separaten Intellects u. s. w. von Averroes, Berlin 1869. — Die lateinische Uebersetzung ist zur Vergleichung herangezogen.

bei verhältnißmäßig niederen Temperaturen eine hohe ist (bei 135 Grad C. 3, bei 145 Grad 4, bei 200 Grad 16 Atmosphären), muß die Luft auf 273 Grad erhitzt werden, um eine Atmosphäre Ueberdruck zu erhalten. Da man hierdurch sehr bald Temperaturen erhält, welchen die bewegenden Maschinentheile nicht lange Widerstand zu leisten vermögen, muß man, um eine größere Kraft ausüben zu können, die Maschinen in so bedeutenden Dimensionen ausführen, daß sich die Anwendung derselben als Ersatz größerer Dampfmaschinen von selbst verbietet. Ihre Vorzüge als Kleinmotoren bestehen vor allem darin, daß sie nicht der Explosionsgefahr ausgesetzt sind, keiner Concession bedürfen, nicht der gesetzlichen Controle unterliegen und daß ihre Bedienung keine geschulten Wärter erfordert.

Man unterscheidet im wesentlichen offene und geschlossene kalorische Maschinen. Offene Maschinen heißen diejenigen, bei welchen durch eine Luftpumpe dem Arbeitscylinder stets neue Luft zugeführt wird, welche, nachdem sie erwärmt worden und die durch die Erwärmung entstandene Expansion zur Bewegung der Maschine Anwendung gefunden hat, ins Freie entweicht. Sie sind meist einfachwirkend und bestehen in der Hauptsache aus einem Arbeits- und einem Luftpumpencylinder. Eine vom Kolben des Arbeitscylinders ausgehende Schubstange greift direct oder mittels Hebelübersetzung an die Kurbel, während der Pumpenkolben direct mit dem Treibkolben verkuppelt ist. Die Luftpumpe ist einfachwirkend, mit Saug- und Druckventilen versehen. Zur Steuerung dienen ein Eintritts- und ein Austrittsventil, von denen ersteres das Innere des Arbeitscylinders im richtigen Moment mit der in einem besonderen abgeschlossenen Raum befindlichen heißen Luft in Verbindung setzt, wogegen das Austrittsventil nach vollbrachtem Hub die Luft aus der Maschine entweichen läßt, wodurch der Druck unter dem Kolben aufgehoben wird. Der Rückgang der Maschine erfolgt ohne äußere Einwirkung, ganz auf Kosten der im Schwungrad angesammelten Kraft, weshalb derselbe, um zugleich Arbeit nach außen abgeben zu können, verhältnißmäßig sehr schwer sein muß. Die Feuerung ist entweder vom Arbeitscylinder getrennt oder mit diesem vereint angeordnet. Die älteren offenen Maschinen haben meist einen sehr geräuschvollen Gang — ein Nachtheil, der bei den neueren Constructionen auf ein Minimum reducirt ist.

Geschlossene kalorische Maschinen nennt man jene, bei welchen ein und dasselbe Luftquantum, ohne die Maschine zu verlassen, abwechselnd erhitzt und wieder abgekühlt wird. Die Luftpumpe der offenen Maschine fällt bei dieser Klasse von Heißluftmaschinen fort; dafür erhalten dieselben einen zweiten Kolben, den sogenannten Verdränger, welcher den Zweck hat, die Luft abwechselnd nach dem Ofen und nach dem kalten Theil des Cylinders zu schaffen. Die Haupttheile dieser Maschine bestehen also in einem Arbeits- oder Heißcylinder und einem Compressions- oder Kaltcylinder. Der die Bewegung auf die Maschine übertragende Treibkolben sowie der Verdränger sind durch je eine Kurbel an die Schwungradwelle gekuppelt. Die Kurbel des Heißcylinders hat eine Voreilung von circa 90 Grad. Die Erhitzung der Luft geschieht dadurch, daß dieselbe auf dem Wege durch die Maschine mit den Wänden eines Feuertopfes in Berührung kommt, welcher in einem ihn umschließenden Ofen bis zur Rothglühhitze erwärmt wird, während die Abkühlung der Luft durch äußere Wassercirculation um die den Verdränger umgebenden Cylinderwandungen erreicht wird. Da die geschlossenen Maschinen durch die stete Communication zwischen den beiden Cylindern weder Saug- und Druck-, noch Steuerventile bedürfen, ist ihr Gang bei sonst rationeller Construction ein nahezu vollkommen geräuschloser.

Zu den Heißluftmaschinen älterer Construction gehören die von Ericsson, Wilson, Wilcox, Burdin, Bourget, Belou, Windhausen, Kober, Laubereau; doch sind dieselben durch die neueren Maschinen so weit überholt worden, daß ihre Beschreibung hier sehr wohl übergangen werden kann. Unter den neueren Systemen sind die bekanntesten die von Hock, Holdorff & Brückner, Lehmann, Stenberg und Rider, von welchen die beiden ersten offene, die übrigen geschlossene Maschinen sind.

Die Heißluftmaschine von Hock gehört zu den offenen kalorischen Maschinen mit geschlossener Feuerung. Dieselbe ist einfachwirkend und besteht in der Hauptsache aus dem Ofen, der Luftpumpe und der eigentlichen Maschine. Auf dem gußeisernen Ofen steht der verticale Arbeitscylinder, welcher zugleich den Stützpunkt für die Lagerung der querliegenden Kurbelwelle und der Luftpumpe bildet. Beide Kolben sind durch ein Rohrstück miteinander verbunden. Der Arbeitskolben ist durch eine Blechhülle vor zu großer Erhitzung geschützt und außerdem ist die eigentliche Kolbendichtung, um das Verbrennen derselben zu vermeiden, gegen die kühlere Maschinenseite gelegt. Die Steuerung der Gebläseluft geschieht durch eine Saugklappe im Gebläsekolben und eine Druckklappe am Deckel des Gebläsecylinders, die Steuerung der erhitzten Luft durch zwei voneinander unabhängige Tellerventile, welche durch Bufferfedern geschlossen werden. Das Oeffnen der letzteren Ventile wird durch die rotirende Kurbelwelle bewirkt, die zugleich einen Kugelregulator treibt, der bei zu großer Umdrehungsgeschwindigkeit der Maschine die überschüssige atmosphärische Luft mittels eines besonderen Ausblaseventils abführt. Der Hock'sche Motor, dessen Einrichtung eine äußerst ökonomische Heizung gestattet, braucht nur in Zwischenräumen von 1—1½ Stunde mit Brennmaterial versehen zu werden, bedarf keines Fundaments und nimmt einen sehr geringen Raum ein. Erfahrungsgemäß beträgt der Brennstoffverbrauch nicht über 4,5 Kilogr. Coaksgries pro effective Pferdekraft und Stunde bei andauernd gleichmäßiger Leistung. Am empfehlenswerthesten ist die Verwendung von Coaks, weil durch andere Materialien Cylinder und Steuerventile zu sehr verunreinigt werden und somit ein öfteres Demontiren der Maschine nothwendig wird. Beim Gang des Motors wird durch den Hubwechsel der Saugventile ein dumpfer Schlag erzeugt, der indeß nicht so bedeutend

ist, daß die Maschine nicht in oder neben bewohnten Räumen aufgestellt werden könnte.

Gleichfalls zur Klasse der offenen kalorischen Maschinen mit geschlossener Feuerung gehört der Motor von Holdorff & Brückner, der im wesentlichen mit dem Hock'schen Motor identisch ist. Der mit Chamotte ausgekleidete Ofen ist mit einem concentrischen Gußeisenmantel in der Art umgeben, daß zwischen diesem und dem Blechcylinder des Ofens, in der vollen Höhe des Aschen- und des Feuerraums, ein Raum entsteht, welchen die aus der Luftpumpe kommende Luft auf dem Wege zum Aschenkasten und zum Feuerraum passiren muß und der somit als Vorwärmer dient. Mittels zweier durch Handhebel von außen regulirbarer Oeffnungen hat man es in der Hand, den größeren Theil der Luft entweder in den Aschenkasten oder direct in den Feuerraum gelangen zu lassen und dadurch eine lebhaftere Verbrennung, mithin eine Temperaturerhöhung, oder das Gegentheil zu bewirken. Der vereinigte Arbeits- und Luftpumpencylinder steht neben dem Ofen; der Kolben desselben ist ein hohler gußeiserner Cylinder, dessen sehr dicke, gleichfalls hohle Kolbenstange durch eine Stopfbüchse des Cylinderbodens hindurchgeht und mittels einer kurzen Zugstange an einen Balancier gekuppelt ist, welcher durch eine Pleuelstange die Bewegung auf die Kurbelwelle überträgt. Der obere, eine volle Kreisfläche bildende Theil des Cylinders dient als Arbeitscylinder, der untere, von ringförmigem Querschnitt, als Luftpumpe. Ein- und Austrittsventil befinden sich in einem am Arbeitscylinder angebrachten Gehäuse und empfangen ihre Bewegung durch die Kurbelwelle; das Saugventil ist im Boden des Cylinders, das Druckventil in einem Pumpe und Vorwärmer verbindenden Rohr angebracht. Die Maschine ist mit einem Centrifugalregulator versehen, welcher bei gesteigerter Tourenzahl ein auf dem Ofen befindliches Ventil öffnet und hierdurch Luft aus dem Vorwärmer entweichen läßt; durch die auf diese Weise herbeigeführte weniger lebhafte Verbrennung wird eine verminderte Kraftproduction bewirkt. Die Wirkungsweise des Motors ist dieselbe wie bei demjenigen nach Hock'schem System. Durch das geöffnete Einlaßventil tritt die heiße Luft in den Cylinder und treibt durch ihre Spannung den Kolben aus seiner höchsten in die tiefste Stellung, während welcher Zeit die vorher angesaugte Luft aus der Pumpe durch den Vorwärmer in den Ofen gepreßt, hier erhitzt und der Maschine zugeführt wird. Nach vollbrachtem Hub schließt sich das Eintrittsventil, das Austrittsventil öffnet sich und läßt die heiße Luft aus dem Cylinder entweichen, während der Kolben auf seinem Wege aufwärts frische Luft ansaugt.

Lehmann's Heißluftmaschine ist eine wesentliche Vervollkommnung des seinerzeit vielfach in Anwendung gebrachten Systems Laubereau. Dieselbe gehört zu den geschlossenen kalorischen Maschinen und ist die älteste und verbreitetste der hauptsächlich in Gebrauch gekommenen Constructionen dieser Gattung. Den Haupttheil der Maschine bildet ein langer, horizontaler, vereinigter Arbeits- und Compressionscylinder, der aus dem eigentlichen Arbeitscylinder, einem Zwischenstück und dem Feuertopf besteht. Der vordere Theil des vorn offenen Cylinders ist zum Zweck der Anwendung des Kühlwassers doppelwandig gegossen; in demselben bewegt sich ein luftdicht schließender Kolben, welcher, durch zwei Kolbenstangen an ein Hebelwerk gekuppelt, durch dieses die Bewegung in der Weise auf die oberhalb des Cylinders angebrachte Maschinenwelle überträgt, daß eine Hin- und Herbewegung des Kolbens einer einmaligen Umdrehung der Maschine entspricht. Um der äußeren Luft den Zutritt zur Maschine zu gestatten, sobald die Spannung in derselben unter eine Atmosphäre sinkt, ist der Kolben mittels einer nach innen gerichteten Ledermanchette gedichtet, welche ein Entweichen der in der Maschine befindlichen Luft ins Freie nicht zuläßt. Der aus einem luftdichten Blechcylinder bestehende Verdränger, der sich in einem von dem Kolben einerseits und dem Boden des Feuertopfes andererseits begrenzten Raum bewegt, hat eine Kolbenstange, welche durch eine Stopfbüchse des Arbeitskolbens zwischen den beiden Kolbenstangen desselben hindurchgeht und mittels einer Contrekurbel und eines Hebelwerks mit der Maschinenwelle in fester Verbindung ist, sodaß durch eine einmalige Drehung der letzteren der Verdränger eine Vor- und Rückwärtsbewegung macht. Außer von der Kolbenstange erhält der Verdränger seine Führung durch verschiedene aufgenietete Blechstreifen und eine unterhalb desselben in einer Vertiefung laufende Rolle. Der zwischen Verdränger und Cylinderwandung gebildete Raum von ringförmigem Querschnitt ist groß genug, um der Luft einen freien Durchtritt zu gestatten, hinwieder auch eng genug, um die Luft mit den vom Kühlwasser umgebenen Flächen des Cylinders in innige Berührung zu bringen. Der den Feuertopf bildende untere Theil des Cylinders und das Zwischenstück sind eingemauert, und zwar ist der von dem Mauerwerk umschlossene Heizraum derartig angeordnet, daß der Boden desselben und die nächstliegenden Theile fortwährend rothglühend erhalten werden können. Zur selbstthätigen Controlirung des Ganges der Maschine ist ein Regulator angebracht, welcher, von der Schwungradwelle getrieben, auf eine Bremse wirkt, die sich bei zu schnellem Gang fest um das Schwungrad legt und so die überschüssige Kraft absorbirt. Die Bewegung der Maschine erfolgt durch die im Feuertopf erwärmte Luft, welche vermöge ihrer Expansivkraft den Arbeitskolben vorwärts drückt; die hierdurch bewirkte Umdrehung der Maschine treibt den Verdränger gleichfalls nach vorn, wodurch die heiße Luft, welche inzwischen schon durch das den vorderen Theil des Cylinders umgebende Wasser theilweise abgekühlt ist, durch den zwischen Verdränger und Cylinderwand gebildeten Raum zurückgedrängt wird und vollständig abgekühlt nach dem Feuerraum zurückgelangt, wo sie alsbald aufs neue erhitzt und expandirt wird. Der Brennmaterialverbrauch der Maschine beträgt 3—3½ Kilogr. Coaks pro effective Pferdekraft und Stunde;

jedoch ist es bei entsprechend eingerichteter Feuerung gleich, ob mit Coaks, Steinkohle, Braunkohle, Holz, Torf, Lohe oder Sägespänen geheizt wird, da eine Verunreinigung von Maschinentheilen bei dieser Construction nicht stattfinden kann. Es ist dies ein wichtiger Vorzug der geschlossenen Maschinen den offenen gegenüber. Da ein Füllofen angewendet werden kann, der nur in ziemlich langen Pausen ein Nachlegen oder Schüren erfordert, ist die Bedienung dieser Maschine sehr wenig mühsam und zeitraubend.

Während der Lehmann'sche Motor nur mit Anfangsspannungen von 0,7—0,8 Atmosphären Ueberdruck arbeitet, gestattet die von Stenberg construirte Maschine Admissionsspannungen von 1,5—2 Atmosphären Ueberdruck, weshalb sie bei gleicher Kraftleistung kleinere Dimensionen erhalten kann. Im übrigen ist der Stenberg'sche Motor von dem Lehmann'schen nicht wesentlich verschieden; nur ist der Bewegungsmechanismus bedeutend einfacher und auch der Feuertopf anders eingerichtet. Der horizontale Arbeitscylinder ist in seinem vorderen Theil, wie bei der vorigen Maschine, von einem gußeisernen Mantel zur Aufnahme des Kühlwassers umgeben und an der vorderen, der Kurbelwelle zugekehrten Seite offen. Die Kurbelwelle liegt hier in der Achse des Cylinders und vor demselben, ein Umstand, welcher die einfachere Construction des Bewegungsmechanismus mit sich bringt, dagegen den Nachtheil hat, daß man, um den Verdränger herauszunehmen, die Welle demontiren muß. Der Feuertopf hat eine zweimal einwärts gebogene Form, durch welche zwar ein größerer Heizeffect als bei der Lehmann'schen Anordnung erzielt, zugleich aber auch eine größere Neigung zu schädlichen Formveränderungen veranlaßt wird. Die Kraftübertragung vom Arbeitskolben auf die Schwungradwelle geschieht mittels einer gegabelten Schubstange, durch welche die Kolbenstange des Verdrängers hindurchgreift und die ihre Bewegung mittels zweier sich um einen tiefer liegenden Punkt drehenden Hebel von der Kurbelwelle empfängt. Der Verdränger, welcher in glockenförmiger Gestalt mit seinem unteren offenen Theil in den von der Doppelwandung des Feuertopfes gebildeten ringförmigen Raum hineinragt, erhält seine Führung durch die centrale Kolbenstange und eine wie bei der Lehmann'schen Construction gelagerte, von unten durch eine Schraube regulirbare Rolle. Der hauptsächlichste Unterschied in der Wirkungsweise des Stenberg'schen und des Lehmann'schen Motors wird dadurch hervorgerufen, daß durch die eigenthümliche Kraftübertragung von der Schwungradwelle auf den Verdränger dieser bei der ersten Construction relativ viel schneller hin- und herbewegt wird und außerdem, sobald er in seiner Rückwärtsbewegung den sogenannten todten Punkt erreicht hat, während eines Theiles einer Kurbeldrehung stehen bleibt, wodurch die Luft fast momentan nach dem gekühlten Theil des Cylinders gedrängt, dort durch den Arbeitskolben comprimirt und bei der Vorwärtsbewegung desselben durch den rasch nacheilenden Verdränger nach dem Feuertopf befördert wird, um hier aufs neue erhitzt zu werden. Sowol die Vorzüge als die Mängel dieser Maschine sind im übrigen dieselben wie bei dem Lehmann'schen Motor und bei allen geschlossenen Maschinen.

Der Heißluftmotor von Rider ist, wie die vorstehend beschriebenen Constructionen, eine einfach wirkende geschlossene Maschine. Die Hauptbestandtheile derselben sind zwei verticale Cylinder, ein Arbeitscylinder und ein Compressionscylinder. In beiden Cylindern bewegen sich nach außen luftdicht schließende Plungerkolben von gleichem Durchmesser und ungleichem Hub, welche je mittels einer Schubstange mit zwei auf einer gemeinschaftlichen Schwungradwelle in einem Winkel von 95 Grad angeordneten Kurbeln verbunden sind. Die Plunger sind an ihrem oberen Ende auf eine bestimmte Länge auf den Cylinderdurchmesser abgedreht und erhalten hierdurch ihre Führung, während ihr unterer Theil von kleinerem Durchmesser ist, sodaß zwischen Cylinderwand und Plunger ein ringförmiger Raum gebildet wird, welcher einerseits groß genug ist, um den Durchzug der Luft nicht zu erschweren, und andererseits klein genug, um sie zum Zweck der Erwärmung oder Abkühlung mit den Außenwänden in Berührung zu bringen. Der Compressionscylinder ist mit einem Gehäuse zur Aufnahme des circulirenden Kühlwassers umgeben; der Arbeitscylinder hängt mit seinem unteren Theil in einem ihn concentrisch umgebenden Feuertopf, welcher nach innen cylindrisch ausgebaucht ist und vollkommen frei in dem eigentlichen, mit Chamotte ausgemauerten Ofen hängt, sodaß er von den Flammen sowol am Boden als an den Seitenwänden umspielt werden kann. Die aus Lederstulpen bestehenden Dichtungen der Plungerkolben werden am oberen Theil des Heißluftcylinders von einer denselben außen umspülenden Wasserschicht vor dem Verbrennen geschützt. Die beiden Cylinder sind durch einen Kanal verbunden, in welchem sich ein Regenerator befindet; derselbe besteht aus einer Anzahl an ihren Enden leicht abgedichteter gußeiserner Platten, durch welche die Luft von einem Cylinder zum andern ihren Weg nehmen muß, um entweder Wärme zu empfangen oder solche abzugeben. An demselben Rohr ist noch ein Ventil angebracht, durch welches man die Maschine zum Stillstand bringen kann; wenn dasselbe geöffnet ist, entweicht die gespannte Luft, worauf die Maschine stehen bleibt. Ein an der Fußplatte des Compressionscylinders angebrachtes Ventil gestattet der äußeren Luft freien Zutritt, wenn die Spannung im Cylinder unter eine Atmosphäre sinkt. Durch die Versetzung der Kurbeln um 95 Grad und den verschiedenen Hub der beiden Plunger befindet sich beim Beginn des Hubes der Treibkolben in seiner tiefsten, der Verdränger in seiner mittleren Stellung. Die Luft im Kaltcylinder ist alsdann auf circa $^1/_3$ ihres Normalvolumens (bei atmosphärischer Spannung) comprimirt. Während nun der Treibkolben aufwärts gedrückt wird, geht der Verdränger abwärts; die im Kaltcylinder eingeschlossene Luft wird durch den Regenerator in dünnen Schichten zwischen den Wänden

des Feuertopfes und des Heißcylinders hinstreichen, dort rasch erhitzt und auf höhere Spannung gebracht werden. Wenn jetzt der Arbeitskolben in seiner höchsten, der Verdränger in seiner Mittelstellung ist, nimmt die Luft das Dreifache ihres früheren Volumens ein. Bei fortgesetzter Drehung erreicht der Treibkolben bei seinem Aufgang seine mittlere, der Verdränger seine höchste Stellung. Da das Luftvolumen dasselbe bleibt, die Temperatur jedoch im Verhältniß zu derjenigen der in den Kaltcylinder übergehenden Luft eine geringere wird, so wird die Spannung immer schwächer, bis die Kolben in ihre Anfangsstellungen zurückgehen, wodurch alle Luft in den Kaltcylinder gepreßt, abgekühlt und auf nahezu $^1/_3$ ihres früheren Volumens comprimirt wird.

Außer den im Vorstehenden beschriebenen kalorischen Maschinen existiren eine große Anzahl derartiger Systeme, wie Van Rennes' Motor mit oscillirenden Cylindern, Buschbaum's Motor mit einer neuen Regulirung und andere, welche wir, da sie theils im wesentlichen mit den hier beschriebenen identisch, theils noch nicht genügend erprobt sind, unberücksichtigt lassen können.

(*W. H. Uhland.*)

KALPAK ist eine mittelasiatische Kopfbedeckung, welche, von den Osmanen nach Europa herübergebracht, ihren türkisch-tatarischen Namen auch für dort vorgefundene ähnliche Trachten solcher Nationen, welche auf längere oder kürzere Zeit dem Einflusse des Türkenthums erlagen, zur Geltung gebracht hat. In seiner ursprünglichen Form ist der Kalpak eine, den Kopf bis zu den Augen und Ohren bedeckende, abgestumpft konische Schafpelz-Mütze, zu deren Anfertigung Felle von dunklerer Farbe, bei Vornehmen namentlich schwarze Astrachan-Pelze, verwendet und welche dann mit weicherem Pelzwerke von hellerer Farbe ausgefüttert werden. Derartige Mützen haben sich bei den meisten tatarischen Stämmen bis auf diesen Tag erhalten und dürften früher auch bei den Osmanen einen Theil der Nationaltracht ausgemacht haben. Nachdem bei den letzteren die Erinnerung an das Nomadenleben der Vorfahren sich verloren und der arabisirende Einfluß des Islam den Turban in vorwiegenden Gebrauch gebracht hatte, erhielt sich in Constantinopel der Kalpak als auszeichnende Kopfbedeckung angesehener christlicher Unterthanen der Pforte. Jedoch erlitt er hier erhebliche Veränderungen; an die Stelle des Pelzes trat ein dicker, schwarzer Filzstoff und die Gestalt wurde bauschig, fast melonenförmig. Dieser Art gab es drei besonders bekannte, nach den Berufsklassen, die sich vorzugsweise ihrer bedienten, benannte Arten: den Kalpak der Aerzte, den der Bankiers und den der Dolmetscher (Hekîm, Starrâf und Terdschûmân-Kalpaghi). Den Dolmetscher-Kalpak hatten noch im Anfange dieses Jahrhunderts in Constantinopel auch die Gesandtschaftsdolmetscher nichttürkischer Staatsangehörigkeit zu tragen, wenn sie sich in Geschäften auf die Pforte begaben. Daheim wurde der Kalpak, welcher zu schwer und zu heiß war, um bequem zu sein, auf eine künstlich geschnitzte, meistens bemalte und mit Vergoldung gezierte Wandconsole, den Kalpaklik, niedergelegt, welches Möbel als das Symbol eines reichen christlichen Hauses galt. — Unter den Nationen, welche den Namen Kalpak auf ihre analoge Kopfbedeckung übertrugen, sind vor allen die Slawenstämme der Balkanhalbinsel zu erwähnen. Als hohe Pelzmütze, aus den feinsten nordischen Rauchwerkgattungen verfertigt und mit kostbarer Agraffe geschmückt, gehört der Kalpak noch heutigentags zu der Gala-Tracht der ungarischen Magnaten und der rumänischen Bojaren. Auch die Pelzmützen unserer Husaren führen in Erinnerung an den ungarischen Ursprung dieser Reitergattung dieselbe Benennung.

(*G. Rosen.*)

KÄLTE ist im gewöhnlichen Sprachgebrauche die Bezeichnung für einen Zustand unserer Empfindung, wie sie statthat, wenn wir ganz oder theilweise mit einem Medium von geringerer Temperatur als die unseres Körpers in Berührung sind, also für eine Empfindung, wie sie jeden Wärmeverlust unsererseits begleitet, da an jeder Berührungsstelle zweier Medien von verschiedener Temperatur stets ein Uebergang von Wärme von dem Medium höherer zu dem niederer Temperatur stattfindet und zwar durch Strahlung oder Leitung oder auf beiden Wegen zugleich. In der Regel bezeichnet man aber auch mit Kälte kurzweg die Ursache des erwähnten Empfindungszustandes, d. i. den niederen Temperaturgrad irgendeines von uns berührten Mediums, indem man von Kälte der Luft, des Wassers, eines Metallstückes u. s. w. spricht, sobald wir bei Berührung mit diesen Dingen Wärme an dieselben abgeben. In der Physik verband man hiermit früher und im gewöhnlichen Leben auch wol noch jetzt die Anschauung, die Kälte sei ein ganz besonders geartetes physikalisches Agens, welches in seinen Eigenschaften und Wirkungen denen der „Wärme" entgegengesetzt sich verhalte und die Ursache jeder Temperaturerniedrigung sei. Es führte dies z. B. Rumford (Phil. Transact. 1804) zur Annahme von besonderen Kältestrahlen neben den Wärmestrahlen, und auch Leslie (Experim. Inq. into the nature and prop. of heat. Lond. 1804. On certain impressions of cold transmitted from higher atmosphere etc. Edinb. Soc. Transact. VII, 1814) nahm noch das Vorhandensein solcher Kältestrahlen an. Alle Thatsachen jedoch, welche ihre Erklärung durch diese hypothetischen Kältestrahlen finden sollten, lassen sich völlig ungezwungen durch die alleinige Annahme von Wärmestrahlen erklären, so z. B. der bekannte Versuch, daß, wenn man zwei Hohlspiegel so aufstellt, daß sie ihre concaven Seiten einander zuwenden und ihre Axen zusammenfallen, und man in den Brennpunkt des einen ein Stück Eis bringt, ein im Brennpunkte des anderen aufgestelltes Thermometer sinkt. Es erklärt sich dies einfach aus dem beweglichen Gleichgewicht der Wärme. Beide Körper, das Eis und das Thermometer, senden Wärmestrahlen aus; das letztere sendet aber mehr aus, als es vom Eise empfängt und dadurch sinkt seine Temperatur, nicht durch eine wirkliche, vom Eise ausgehende Kältewirkung.

Gewöhnlich macht man noch den Unterschied, daß man bei dem Gefühle einer bedeutenden Temperaturerniedrigung von Kälte spricht, dagegen bei einer geringeren nur von Kühle oder Abkühlung. Kälte kann man natürlich hervorbringen durch alle Processe, welche eine Temperaturerniedrigung zur Folge haben; also besonders durch die Vorgänge, bei denen Wärme verschluckt oder gebunden wird, nämlich durch Schmelzen, Verdampfen und Ausdehnung besonders gasförmiger Körper.

Wenn zwei feste Körper oder ein fester und ein flüssiger, welche beide im Stande sind, ein flüssiges Gemisch zu bilden, zusammengebracht werden, so muß bei dem dann eintretenden Schmelzen eine gewisse Wärmemenge, die sogenannte Schmelzungswärme, verbraucht werden. Dadurch muß, wenn keine neue Wärme von außen zugeführt wird, zunächst die Temperatur des Gemisches selbst sinken, aber auch dem Gefäße und den dasselbe umgebenden Stoffen Wärme entzogen werden. Eine solche Mischung nennt man dann Kältemischung oder auch, wenn die dadurch hervorgebrachte Abkühlung bis wesentlich unter den Gefrierpunkt des Wassers geht, Frostmischung.

Kältemischungen der einfachsten Art erhält man durch Auflösung einer großen Anzahl von Salzen in Wasser; doch muß man hierbei darauf achten, daß die Salze, wenn sie mit Krystallwasser krystallisiren, nicht etwa im wasserfreien Zustande zur Auflösung gebracht werden, weil sonst durch die sofort erfolgende Aufnahme des Krystallwassers und durch die infolge davon frei werdende Wärme ein großer Theil der durch die Wärmebindung erzeugten Kälte, ja vielleicht der ganze Betrag derselben wieder verschwindet. So würde z. B. bei der Auflösung von krystallwasserhaltigem Chlorcalcium Kälte erzeugt werden, während hingegen bei der Auflösung wasserfreien Chlorcalciums eine Erwärmung eintreten würde.

Im Nachstehenden folgt eine Uebersicht der nach den Untersuchungen von Fr. Rüdorff (s. Berichte der Deutsch-chemischen Gesellschaft, Band 2, Seite 68) beim Auflösen von Salzen im Wasser erzeugten Kältewirkung. Die größte Abkühlung findet nach diesen Untersuchungen dann statt, wenn die Lösung bei der stattfindenden niedrigen Temperatur gerade gesättigt ist. Die Salze müssen dabei im feingepulverten Zustande angewendet werden.

Tabelle I.

Name des Salzes	Gemischt mit 100 Theilen Wasser	Die Temperatur sinkt von	bis	um °C.
Alaun, krystallisirt	14 Theile	+ 10,8	+ 9,4	1,4
Chlornatrium	36 "	+ 12,6	+ 10,1	2,5
Schwefelsaures Kalium	12 "	+ 14,7	+ 11,4	3,0
Phosphorsaures Natrium, krystallisirt	14 "	+ 10,8	+ 7,1	3,7
Schwefelsaures Ammonium	75 "	+ 13,2	+ 6,8	6,4
Schwefelsaures Natrium, krystallisirt	20 "	+ 12,5	+ 5,7	6,8
Schwefelsaures Magnesium	85 "	+ 11,1	+ 3,1	8,0
Kohlensaures Natrium	40 "	+ 10,7	+ 1,6	9,1
Salpetersaures Kalium	16 "	+ 13,2	+ 3,0	10,2
Chlorkalium	30 "	+ 13,2	+ 0,6	12,6
Kohlensaures Ammonium	30 "	+ 15,3	+ 3,2	12,1
Essigsaures Natrium, krystallisirt	85 "	+ 10,7	— 4,7	15,4
Chlorammonium	30 "	+ 13,3	— 5,1	18,4
Salpetersaures Natrium	75 "	+ 13,2	— 5,3	18,5
Unterschwefligsaures Natrium, krystallisirt	110 "	+ 10,7	— 8,0	18,7
Jodkalium	140 "	+ 10,8	— 11,7	22,5
Chlorcalcium, krystallisirt	250 "	+ 10,8	— 12,4	23,2
Salpetersaures Ammonium	60 "	+ 13,6	— 13,6	27,2
Schwefelcyanammonium	133 "	+ 13,2	— 18,0	31,2
Schwefelcyankalium	150 "	+ 10,8	— 23,7	34,5

Folgende Tabelle gibt eine Zusammenstellung noch anderer wirksamer Kältemischungen.

Tabelle II.

Bei einer Mischung von	sinkt die Temperatur von	bis	um °C.
3 Theilen Schnee und 1 Theil Kochsalz	0	— 17,7	17,7
5 Theilen Salmiak, 5 Theilen Salpeter, 8 Theilen Glaubersalz und 16 Theilen Wasser.	+ 10,0	— 15,5	25,5
8 Theilen Glaubersalz und 5 Theilen starke Salzsäure	+ 10	— 17,0	27
2 Theilen Weingeist (70° nach Richter) und 1 Theil Schnee	0	— 20	20
1 Theil verdünnte Schwefelsäure und 1 Theil Schnee	— 6,6	— 51,0	44,4
1 Theil Chlorcalcium und 2 Theilen Schnee . . .	— 9,0	— 42,0	33,0
4 Theilen Chlorcalcium und 3 Theilen Schnee . . .	0	— 49	49
2 Theilen Chlorcalcium und 1 Theil Schnee . . .	— 18,0	— 54,0	36,0
3 Theilen Chlorcalcium und 1 Theil Schnee . . .	— 40,0	— 57,0	17,0
59 Theilen feinvertheiltes Zinn, 103½ Theilen Blei und 182 Theilen Wismuth in 808 Theilen Quecksilber	+ 17,5	— 10	27,5

Um den Werth einer Kältemischung zu beurtheilen, sind die in der physikalischen Literatur meist allein angegebenen, bei einer gewissen Mischung beobachteten Anfangs- und Endtemperaturen nicht hinreichend. Nirgends findet man quantitative Daten über die absorbirbare Wärmemenge, selten solche über das überhaupt erreichbare Temperaturminimum. Offenbar sind ja Mischungsverhältnisse, welche irgendeine sehr niedrige Temperatur erreichen lassen, deshalb nicht auch diejenigen, welche bei weniger niedrigen Temperaturen am meisten abkühlend wirken. Es müßten zur vollständigen Beurtheilung eigentlich gegeben sein:

1) Dasjenige Mischungsverhältniß, welches die tiefste Temperatur hervorbringt und die Höhe dieses Minimums (Intensität der Kältemischung).
2) Für jede andere, weniger niedere Temperatur das günstigste Mischungsverhältniß, d. h. welches bei oder bis zu dieser Temperatur am meisten Wärme absorbiren kann, und die Menge der letzteren (Abkühlungswerth der Mischung für die betreffende Temperatur).
3) Für praktische Verwendungen muß ferner noch bekannt sein, ob die äußerlichen Eigenschaften der Kältemischung für den Gebrauch günstig sind.

Für Kälteerzeugung im Großen dürften wol die Kältemischungen weniger in Betracht kommen, da hierzu die mit Dampf betriebenen Aether-, Ammoniak- und Luftexpansionsmaschinen vortheilhafter erscheinen, bei welchen durch positive Verwandlungen von Arbeit die negative von Ueberführung der Wärme aus einem kälteren in einen wärmeren Körper ermöglicht wird. Sollten aber auch die Kältemischungen zur fabrikmäßigen Kälteerzeugung nicht tauglich erscheinen, so verleiht ihnen doch die Eigenschaft der Transportabilität einen großen Werth für den Physiker, den Chemiker, den Reisenden in heißen Ländern und den Chirurgen auf dem Schlachtfelde. Diese besitzen in ihnen oft das einzige Mittel zur Kälteerzeugung.

Diese Erwägung haben Leop. Pfaundler zu eingehenderer Beantwortung der obenangeregten Fragen veranlaßt durch eingehende Untersuchung zunächst einer Kältemischung, nämlich der von Schnee und Schwefelsäure, nicht wegen deren besonderen praktischen Verwendbarkeit, sondern weil bei ihr zur Berechnung des Effectes alle Daten gegeben vorliegen (s. Sitzungsberichte der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien, LXXI. Band, II. Abth., S. 509—538).

Was zunächst die Frage nach der Wärmemenge (Kälte als negative Wärme gerechnet) betrifft, welche beim Mischen eines Moleculs Schwefelsäuremonohydrat (98 Gramm) mit n Moleculen Schnee (1 Molecul = 18 Gramm) entsteht, so finden sich die Pfaundler'schen Resultate in folgender Tabelle zusammengestellt. Es bezeichnet darin n die Anzahl der Schneeatome, w die Verbindungswärme derselben mit einem Schwefelsäuremolecul. L ist die Schmelzwärme eines Moleculs Schnee, also $= 18 . 79{,}4 = 1429{,}2$ Calorien. W ist die Differenz $w - nL$ zwischen der Verbindungswärme und der Schmelzwärme der betreffenden n Schneemolecule, also die wirklich auftretende Wärme- oder (je nach dem Vorzeichen) Kältemenge in Calorien, m die von Pfaundler in früheren Untersuchungen bestimmte Molecularwärme eines Hydrates von $H_2SO_4 + nH_2O$ und endlich t die Temperatur des Gemisches, die sich durch Division von $\frac{W}{m}$ ergibt.

Tabelle III.

n	w	nL	W = w — nL	m	t
1	6924	1429	+ 5495	$50,_5$	$+ 112,_3$
2	9989	2858	+ 7131	$63,_1$	$+ 113,_0$
$2,_{874}$	11542	4107	+ 7435	—	—
3	11718	4288	+ 7430	$78,_1$	$+ 95,_1$
5	13601	7164	+ 6455	$108,_4$	$+ 59,_6$
10	15650	14292	+ 1172	$199,_9$	$+ 5,_9$
$10,_{950}$	15650	15650	0	—	0
11	15659	15721	— 62	$218,_2$	$— 0,_3$
15	16204	21438	— 5234	$291,_4$	$— 17,_9$
20	16601	28584	— 11983	$382,_9$	$— 13,_3$

Man ersieht aus Tabelle III, daß bei Mischung von weniger als $10,_{95}$ Molecülen Schnee mit einem Molecül Säurehydrat immer Wärme entsteht, dahingegen bei mehr als $10,_{95}$ Molecülen Schnee immer Kälte und zwar bei 20 Molecülen eine Kältemenge von —11983 Calorien, was eine Abkühlung um $31,_3$° C. zur Folge hat. Die größte Wärmemenge ergibt sich bei einer Schneemolecülmenge von n = $2,_{874}$ und zwar +7435 Calorien.

Fragt man, welche Concentration der Schwefelsäure die vortheilhafteste zu Kältemischungen mit Schnee ist, so ergibt sich, daß ein vorläufiger Zusatz von n = $2,_{874}$ Molecülen Wasser also im Hydrat $H_2SO_4 + 2,_{874}H_2O$ die geeignetste Verdünnung sein wird, weil hier die überhaupt größtmögliche Mischungswärme schon bei der Mischung mit Wasser frei wurde. Es gibt dies einen Procentgehalt der anzuwendenden Säure = $66,_{19}$.

Außer durch Kältemischungen kann man, wie oben schon erwähnt, auch noch auf anderm Wege künstliche Kälte erzeugen. Das Hauptmittel bleibt die Verdunstung, weil hierbei Wärme gebunden und diese der Umgebung entzogen wird, wenn nicht andererseits neue Wärme zugeführt wird. Schwefeläther erniedrigt z. B. durch Verdunsten an freier Luft die Temperatur um $32,_{77}$° C. unter dem Recipienten der Luftpumpe selbst um 72° C. Schwenkt man ein Thermometer, dessen Kugel mit Musselin überzogen und mit Schwefelkohlenstoff benetzt ist, herum, so sinkt die Quecksilbersäule von $+ 15,_{75}$° auf $— 17,_{75}$°. Stellt man denselben Versuch mit flüssiger schwefliger Säure an, so sinkt das Thermometer von +10° auf —57°, unter der Luftpumpe gar bis —68°. Flüssige und feste Kohlensäure erniedrigen die Temperatur um mehr als 90°.

Die Verdunstungskälte sowie die bei der Expansion comprimirter Luft gebundene Wärme wird auch zur Kälteerzeugung bei den sogenannten Eismaschinen benutzt. Zur Einleitung beider Processe wird zunächst durch mechanische Arbeit, gewöhnlich durch eine Dampfmaschine, ein luftverdünnter Raum erzeugt, in welchen hinein dann die Verdunstung oder die Expansion stattfinden soll. Nach der theoretischen Rechnung müßten pro Stunde und Pferdekraft etwa 15 Kilogramm Eis von —3° aus Wasser von +10° erzeugt werden. In der Praxis werden aber von dieser Leistung höchstens 10 Procent erhalten. Will man nicht wirklich Eis erzeugen, sondern nur eine starke Abkühlung erhalten, wie in den Bierbrauereien und den Paraffinfabriken, so ist der Effectverlust bei weitem geringer. Die Eismaschine des Engländers Harrison (1856) erzeugt die Kälte durch Aetherverdampfung, die des Amerikaners Gorrie (1860) durch Luftexpansion. Der Franzose Carré (1860) und der Engländer Reece (1867) wenden die weit wirksamere Verdampfung tropfbar gemachten Ammoniaks an. Bei der am meisten verwendeten Carré'schen Eismaschine wird in einem geschlossenen Kessel concentrirte Ammoniakflüssigkeit (Salmiakgeist) erhitzt und dadurch das Ammoniak zum Verdampfen gebracht. Das entweichende Ammoniakgas wird durch starke Abkühlung in einem Schlangenrohre und durch einen Druck von 8—10 Atmosphären in den tropfbaren Zustand übergeführt. Diese Flüssigkeit läßt man dann durch Oeffnung eines Hahnes in die Schlangenröhren eines besonderen Raumes, des Eisbildners, strömen. Der Chlorcalciumlösung, welche diesen erfüllt und die Röhren von außen umspült, wird durch den in den Röhren stattfindenden Verdunstungsproceß Wärme entzogen und dadurch das Wasser zum Gefrieren gebracht, welches sich in den in der Chlorcalciumlösung eingestellten Gefrierkästen befindet. Das Ammoniakgas läßt man wieder von der Flüssigkeit, aus welcher es durch Erhitzen ausgetrieben wurde, absorbiren und unterwirft diese dann aufs neue demselben Processe. Je nach der Größe der Maschine wird zur Herstellung von 8—12 Kilogramm Eis 1 Kilogramm Kohle verbraucht. (*H. A. Weiske.*)

KÄLTE in ihrer Wirkung und Anwendung in der Medicin. Die Kälte in physiologischer Hinsicht bezeichnet denjenigen Zustand, der durch die Berührung von Körpern in uns erregt wird, die uns weniger Wärme mittheilen, als sie von uns erhal-

ten. So redet man von „kalten Händen", „Marmorkälte", „Eiskälte", obwol in solchen Fällen die objective Temperaturerniedrigung in der Regel nur 2—4° C. beträgt.

Die Physiologie handelt von der Kälte in doppelter Beziehung 1) von der Wirkung niederer Temperaturen auf die Organismen, 2) von der Temperaturerniedrigung der Organismen selbst.

I. Der Einfluß sinkender Temperatur auf das thierische Leben ist in erster Linie ein Wärme entziehender und kann sich in sehr mannichfaltiger Weise äußern. Ein geringer Fall der Temperatur kann auf das eine Thier ebenso schädlich einwirken wie ein starker auf das andere, während ein drittes in beiden Fällen unbeeinflußt bleibt. Oft wird das thierische Leben ertödtet, ehe der Gefrierpunkt erreicht ist, während in andern Fällen selbst Einfrieren die Thiere nicht zu vernichten vermag, sondern sie nur in einen Zustand latenten Lebens versetzt. Mitunter bewirkt die Einwirkung der Temperaturerniedrigung nur Veränderungen in den Functionen, mitunter auch solche in den Structurverhältnissen. So hat man oft genug — und in vielen Fällen sicherlich mit Recht — angenommen, daß die Zwergrassen von Thieren, die man auf hohen Bergen und in den Polargegenden findet, durch den das Wachsthum hindernden Einfluß der Kälte hervorgerufen werden. Die durch zahlreiche Experimente bewiesene enorme Verschiedenheit in der Resistenzfähigkeit verschiedener Thierarten gegen die Kälte zeigt, daß der Einfluß der letzteren nicht absolut, d. h. auf alle ihr ausgesetzten Thierarten gleichmäßig, wirken kann, sondern daß das Absterben der Thiere bei Kälte zum Theil auch abhängt von der Natur der so beeinflußten Thiere selbst. Hierher gehören auch einige specielle Erscheinungen: die Phänomene des Winterschlafs und des Wiederauflebens nach dem Gefrieren. Nicht zu bezweifeln ist, daß der Winterschlaf aus einer Einwirkung zu erklären ist, welche Temperaturerniedrigung auf manche Thiere, im hohen Norden wie in der Aequatorialzone, auszuüben pflegt und welche darin besteht, daß sie die vitale Energie derselben in einem solchen Grade herabstimmt, daß die Thiere allmählich einschlafen und in einem schlafähnlichen Zustande so lange verharren, als der ihn bedingende, niedere Wärmegrad anhält.

Ein zweiter Punkt ist die manchen Thieren zukommende große Resistenzfähigkeit gegen extreme Kältegrade und ihr Vermögen, selbst das Gefrieren zu ertragen, ohne in ihrer Lebensfähigkeit dadurch beeinträchtigt zu werden. In dieser Hinsicht sind die kaltblütigen (pökilothermen) Thiere vor den warmblütigen (homöothermen) bevorzugt. Bei ihnen ist die Körpertemperatur immer ganz oder nahezu gleich der Temperatur des sie umgebenden Mediums, mit dessen Wärmeschwankungen auch jene steigt und fällt. Aber auch unter den Kaltblütern ist das Vermögen, bedeutenden Kältegraden zu widerstehen, sehr verschieden, ja sogar dasselbe Thier verhält sich in seinen verschiedenen Entwickelungsstadien verschieden.

Die Beobachtungen über die Lebensfähigkeit der Kaltblüter sind oft staunenerregend. So wird z. B. angegeben, daß Frösche und Kröten nicht sterben, selbst wenn sie so vollständig gefrieren, daß Haut, Muskeln und Knochen in kleine Stücke zerbrochen werden können.

Ganz anders ist es bei den warmblütigen Thieren (Vögeln und Säugethieren) und dem Menschen. Diese haben, so lange sie gesund sind, eine von der Umgebung unabhängige Temperatur, die Eigenwärme, welche bei dem Menschen ungefähr 37° C. beträgt. Die Bedingungen, von denen die Constanz der Eigenwärme abhängt, lehrt die Physiologie. In seinen „Vorlesungen über allgemeine Pathologie" gibt Cohnheim werthvolle Beiträge zur Lehre von der Kältewirkung auf den lebenden Organismus, denen wir einen großen Theil unserer Mittheilungen an diesem Orte und weiter unten entlehnen. Der continuirliche Wärmeverlust hält im normalen Körper der Wärmeproduction der Art die Wage, daß die Eigenwärme unter den verschiedensten äußeren Bedingungen nahezu dieselbe bleibt. Der Körper reagirt nun ganz verschieden zum Behufe der Erhaltung der Eigenwärme auf die höhere und niedere Temperatur der Umgebung.

In kalter Luft ist die Haut bläulichblaß, ihre Gefäße sind contrahirt und nur wenig Blut strömt deshalb der Oberfläche zu. Da infolge dessen die Haut bald eine dem kühlen Medium nahekommende Temperatur annimmt, so wird der Wärmeverlust durch Leitung und Strahlung wesentlich beschränkt. Der Mensch unterstützt diesen Naturvorgang dadurch, daß er sich bei kalter Temperatur einerseits mit schlechten Wärmeleitern bekleidet und seine Wohnungen erwärmt, andererseits durch vermehrte Nahrungsaufnahme und vor allem durch lebhafte Muskelarbeit seine Wärmeproduction nach Möglichkeit steigert. Ein weiteres natürliches Regulationsmittel ist die Steigerung des Stoffwechsels infolge des Aufenthaltes in einem niedrig temperirten Medium, welche in der neuesten Zeit Pflüger und Voit als unzweifelhaft nachgewiesen haben. Doch würde ein Mensch, der auf diese regulatorische Productionszunahme allein angewiesen wäre, übel daran sein. Denn der unbekleidete Mensch vermag seine Eigenwärme nur bei einer Außentemperatur zu behaupten, die nicht weniger als 27° C. beträgt. Ohne Kleider könnten wir schon in unserer gewöhnlichen Zimmertemperatur uns höchstens durch sehr energische active Bewegungen und reichliche Nahrungsaufnahme vor erheblicher Abkühlung bewahren. Ein unzureichend genährter und dünnbekleideter Mensch, der bei starker Winterkälte im Freien liegen bleibt oder einschläft, ist der Gefahr des Erfrierens in hohem Grade ausgesetzt. Die Abkühlung geht um so rascher vor sich, je weiter die Hautgefäße und je größer daher die Differenz zwischen der Temperatur der Haut und der umgebenden Atmosphäre (oder dem Erdboden) ist. In keinem Falle kann bei den oft unter 0° betragenden Lufttemperaturen des Winters die Wärmeabgabe von seiten der Haut und Lungen aufhören sehr beträchtlich zu sein, solange der Mensch lebt, und die Temperatur des Körpers muß

auch bei engen Hautgefäßen sicher heruntergehen, wenn auch langsamer.

2) Wie dann der Organismus auf die Erniedrigung der Eigenwärme reagirt, hat man eingehend nur bei Thieren studirt. Setzt man solche so lange einer Temperaturerniedrigung aus, bis die Innentemperatur des Körpers bis auf 18°—20° C. heruntergegangen ist, so werden dieselben unfähig, sich auf den Beinen zu erhalten, die Zahl der Herzcontractionen vermindert sich bedeutend, ebenso die Respirationsfrequenz oder die Athemzüge werden häufiger und oberflächlich; die Blasen- und Darmmusculatur wird gelähmt, die Augen stehen weit offen und die Hornhaut und Regenbogenhaut reagiren nicht oder doch sehr schlecht auf Reize, der arterielle Blutdruck ist vermindert, der Blutstrom verlangsamt. Dieser allgemeine paralytische Zustand ist ohne Zweifel bedingt durch eine hochgradige Herabsetzung der Erregbarkeit aller Gewebe, in erster Linie des Nervensystems. Setzt man die Einwirkung der Kälte fort, so sterben die Thiere unter Convulsionen. Erwärmt man sie wieder, so erholen sie sich nur sehr langsam nach und nach, viele von ihnen sterben noch, nachdem sie schon wieder ihre Normalwärme erreicht haben. Manche erwärmen sich über die Normalhöhe.

Bei welcher Körpertemperatur die Menschen erfrieren, darüber sind ebenso wenig ganz zuverlässige Berichte bekannt wie über das etwaige Auftreten von Krämpfen unmittelbar vor dem Tode. Doch hat man, was letzteren Punkt anlangt, beim Rückzuge der Franzosen aus Moskau beobachtet, daß Männer, die eben noch muskelkräftig einherschritten, plötzlich die Beweglichkeit der Muskeln verloren, zu Boden stürzten und „unter Symptomen der Epilepsie oder Katalepsie" den Geist aufgaben. Man nimmt gewöhnlich an, daß der Erfrierungstod durch Zurückdrängen des Blutes aus den peripherischen Theilen in die Centraltheile erfolge und durch innere Blutung, tödtliche Hyperämie in Gehirn und Brustorganen sowie durch Herzparalyse bedingt werde. Neuerdings weist Wertheim nach, daß die Erfrierung von einer vermehrten Kohlenstoffverbrennung begleitet sei und damit eine beträchtliche und andauernde Kohlensäureausscheidung in Verbindung stehe. Es steht physiologisch nicht fest, warum die große, so oft bewiesene Reactionsfähigkeit des menschlichen Organismus gegen die Kälte in einzelnen Fällen nicht ausreicht, um die Ertödtung durch dieselbe abzuwehren. Gewiß weiß man nur, daß Individuen von geringerer Reactionsfähigkeit, also kleine Kinder, sehr bejahrte oder kranke, ausgehungerte, geistig tief deprimirte Menschen auch dem Erfrierungstode leichter unterliegen als andere. Auch begünstigen Zustände, die an sich eine Congestion nach Gehirn und Brust bedingen, z. B. Schlaf und Trunkenheit, die Möglichkeit zu erfrieren. Es gibt aber keine absolut lethalen Kältegrade.

Bei dauernd der Kälte ausgesetzten Menschen beobachtet man im Innern des Körpers Temperaturen von 30—26° C., selbst bis auf 24° C. hinunter. Auch bei ihnen wurden ausgesprochene Apathie und Schlafsucht, weite und träge reagirende Pupillen, verlangsamter Puls und verlangsamte Respiration beobachtet. Auch hier bedurfte es meistens vieler Stunden, ehe die betreffenden Individuen, trotz der Einhüllung in warme Decken, ihre Normalwärme erlangten. Mit zunehmender Körpertemperatur hob sich die Zahl der Herzschläge und Athemzüge, allmählich ließ die Tiefe des Schlafes nach und schließlich kehrte auch noch die volle Besinnlichkeit zurück. In günstig verlaufenden Fällen schlossen sich weiter keine Störungen an, trotzdem ist aber eine solche vorübergehende starke Abkühlung für den menschlichen Körper keineswegs gleichgültig. Denn je mehr sich die Temperatur den Werthen von 20°—18° nähert, desto weniger sicher ist eine vollständige und rasche Restitution.

Uebrigens ist die Wirkung kalten Wassers auf den Organismus insofern von der der kalten Luft verschieden, als das erstere vermöge seines Aggregatzustandes intensiver einwirkt, bei letzterer auf der andern Seite die Verdunstung mit in Betracht gezogen werden muß. Mit festen kalten Medien kommt der lebende Körper selten in seiner Totalität in Berührung. Ueberhaupt trifft die Kältewirkung nicht immer den gesammten Organismus. Sehr häufig ist sie eine ganz locale. Bei örtlicher Einwirkung einer stärkeren Kälte entsteht zunächst in dem betroffenen Theile ein Kältegefühl, welches je nach dem Grade der Kälte, der Größe der betroffenen Fläche, der Empfindlichkeit des betroffenen Individuums oder des Theiles eine verschiedene Intensität zeigen und durch alle Grade des Schauders bis zum Schüttelfroste sich steigern kann. Die Nerventhätigkeit des Theiles wird abgestumpft. Es schwindet der turgor vitalis, die Haut ist zusammengezogen und nimmt die Form der sogenannten Gänsehaut an, weil die Talgdrüsen sich nicht in gleicher Weise zusammenziehen können wie das umgebende Gewebe. Das Blut zieht sich von der Peripherie zurück, der Theil erscheint blaß und zusammengefallen und fühlt sich mehr oder weniger kalt an. Die Transspiration ist unterdrückt, die Muskeln verlieren ihre Beweglichkeit und der Theil wird mehr oder weniger steif und starr. Bei längerer Dauer intensiver Kältegrade tritt endlich der örtliche Tod (Brand, Gangräna) ein und der betroffene Körpertheil wird vom übrigen intacten Organismus abgestoßen. Auch bei diesen localen Kälteeinwirkungen kommt es sehr auf das Medium der Einwirkung an. Gleiche Kältegrade vorausgesetzt wirkt die kalte Luft am schwächsten, zumal wenn sie nicht bewegt ist. Eine bewegte kalte Luft jedoch macht sich sehr empfindlich an entblößten Hautstellen bemerklich, weil alsdann in jedem Augenblick eine neue kalte nach Ausgleichung mit der Körperwärme strebende Luftschicht einwirkt. Schon in unseren Wintern, noch mehr aber bei den Nordpolexpeditionen hat man die Bemerkung zu machen Gelegenheit genug, daß die tiefsten Kältegrade bei ruhiger Luft besser ertragen werden können als geringere bei Wind und Sturm. Kalte feste Körper wirken um so intensiver ein, je rascher sie dem berührten Körpertheile Wärme entziehen. Kommt ein Stück Metall von niedriger Temperatur mit einem befeuchteten Körpertheile in Berührung, so wird durch die schnelle Wärmeentziehung die wässerige Bedeckung der

Oberfläche sofort in Eis verwandelt, das Metall friert an den Körpertheil an, sodaß bei unvorsichtigem Losreißen die Oberhaut abgeschält wird. Ist das Metallstück klein, dann nimmt es durch den Austausch der Temperaturen schnell die höhere des Körpers an und thaut dann von selbst ab. Wird statt des Metalles ein Stück Eis von gleich niedriger Temperatur applicirt, so entsteht keine so heftige Empfindung, dieselbe dauert aber länger an (wegen der verschiedenen Wärmecapacität von Metall und Wasser). Werden sehr kalte Flüssigkeiten von relativ großer Menge in den Magen eingeführt, während der Körper sich in Aufregung und Erhitzung befindet, so kommt es zu Erscheinungen von einiger Aehnlichkeit mit denen, die man beobachtet, wenn die Regio epigastrica durch eine äußere Gewalt getroffen wird: hastige, erschwerte Respiration, unregelmäßiger und schwacher Puls, Bläße des Gesichts, Sinken der Hauttemperatur, Collapsus, Trübung der Sinnesperceptionen, Betäubung, unter Umständen der Tod. Diese Erscheinungen sind auf Nerveneinflüsse zurückzuführen.

Die sogenannten reactiven Erscheinungen nach der Kälteapplication beruhen darauf, daß sich der Körper nicht passiv gegen die seine Lebensäußerungen beschränkende niedere Temperatur verhält, sondern auf den feindlichen Eingriff dadurch reagirt, daß auf die vorhergegangene Erschlaffung der vitalen Functionen eine energische Belebung derselben erfolgt. Vor allem beobachtet man, daß der Wärmeverlust an der betreffenden Stelle ausgeglichen wird, indem das Blut stärker dahinströmt, die Haut sich röthet, transspirirt und ein Jucken, Brennen und Prickeln auf ihr empfunden wird. Am auffallendsten treten diese Erscheinungen nach einem kurzen kalten Bade hervor (s. den Artikel Kaltwassercur). Diese Nachwirkung der Kälte kann sich aber auch so steigern, daß es zu oberflächlichen, selbst tief eingreifenden Entzündungen (reactiven Entzündungen) kommt. Derartige Erscheinungen treten häufig auf, wenn jemand aus der kalten Luft plötzlich in ein sehr warmes Zimmer tritt oder sich gar dem geheizten Ofen zu rasch nähert. Uebrigens richtet sich die Stärke der Reaction nach der Größe und Dauer der primären Kälteeinwirkung, nach der Ausdehnung und Schnelligkeit des stattgefundenen Temperaturwechsels, nach der Reactionsfähigkeit des ganzen Organismus oder der betroffenen Theile. Ihre Dauer hängt weniger von der primären Kältewirkung als vom individuellen Zustande des Betroffenen ab. Diese Nachwirkung kann auch ausbleiben bei lebensschwachen Individuen und in geschwächten Theilen, auch bei längerem Bestehen einer mäßigen primären Wirkung.

Als ätiologisches Moment für die sogenannten Erkältungskrankheiten spielt ferner auch die relative Kälte eine bedeutende Rolle. Relative Kälte wirkt auf ein Individuum oder Organ ein, wenn eine vorherige höhere Temperatur in demselben oder seiner Umgebung durch eine niedere ersetzt wird; dieselbe braucht deshalb keine absolut niedrige zu sein. Diese Temperatur, welche an und für sich nicht als kalt empfunden zu werden pflegt, wirkt jetzt durch die vorherige stärkere Erhitzung als Abkühlung, unter Umständen als Erkältung. Die relative Kälte wirkt dadurch schädlich auf den Organismus, daß plötzlich die durch die Wärme an der Peripherie stärker angehäufte Blutmenge infolge der niedrigeren Temperatur nach den inneren Theilen des Körpers getrieben wird und dort Hyperämien und Entzündungen hervorbringt, wenn nicht durch eine rasch eingeleitete natürliche oder künstliche Reaction das Blut wieder nach der Peripherie zu strömen gezwungen wird. Frösteln, ein Zeichen der Deprimirung der peripherischen Nerven, ist das sicherste Zeichen drohender oder schon eingetretener Erkältung. Ob eine Erkältung bei den gegebenen Ursachen zu Stande kommt oder nicht, hängt gar sehr von der Individualität und Gewohnheit des Betroffenen ab. So ertragen Hüttenarbeiter und andere Feuerarbeiter mit Leichtigkeit schnelle Temperaturwechsel, welche den fortwährend in gleichmäßiger Stubenluft und körperlicher Ruhe Verweilenden nachtheilig sein würden. Rheumatismen sind in erster Linie als Erkältungskrankheiten zu nennen, dann folgen die Entzündungen der Respirationsorgane, der Darmschleimhaut u. a. Ueberhaupt kommt es bei den Folgen einer Erkältung sehr darauf an, ob irgendein Organ besonders reizbar oder schwach ist (Disposition).

Daß die Kälte auch unter andern Umständen als wichtige krankmachende Potenz auftreten kann, ist bekannt. Namentlich scheint die große Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre zum Theil hierauf zurückzuführen zu sein, zumal bei den ärmeren Volksklassen.

Als Vorbauungsmittel gegen die erwähnten Krankheiten dienen: sorgfältige Umhüllung des Körpers mit schlechten Wärmeleitern (Kleider und Betten), Aufenthalt in geschützten Räumen, Bewegung und nahrhafte Diät, warme Getränke, besonders solche, die das Blut der Peripherie zuführen, in erster Linie Alcoholica in mäßigen Gaben. Bei den Nordländern sowol wie auch bei den Völkern der heißen Zone dienen Einreibungen des Körpers mit Fett als Mittel gegen Erkältung. Das beste Vorbeugungsmittel ist Abhärtung des Körpers durch kalte Waschungen und Bäder (s. Kaltwassercur).

Die Behandlung der Erkältungskrankheiten gehört in die Pathologie und Therapie.

Vergegenwärtigen wir uns nun noch einmal die Wirkungen der Kälte auf den Organismus, so sind diese auf 4 Wirkungsweisen derselben zurückzuführen:

1) auf die Entziehung von Wärme,
2) auf die adstringirende und
3) auf die paralysirende Wirkung,
4) auf die Reactionswirkung im lebenden Organismus auf die 3 vorgenannten Wirkungsweisen.

1) Was zuerst die Entziehung von Wärme anlangt, so findet diese nach dem physikalischen Gesetze statt: daß zwei sich berührende Körper von verschiedener Temperatur ihre Wärme gegenseitig austauschen. Indessen fügt sich der lebende thierische Organismus diesem Gesetze nur annähernd und bedingt und verhalten sich die verschiedenen Thierarten verschieden gegen den Einfluß der umgebenden Temperatur, wie wir weiter unten näher be-

leuchten wollen. Die Wärmeentziehung betrifft zunächst nur die Peripherie des lebenden Körpers. Wirkt jedoch der angrenzende fremde Körper, welcher von niederer Temperatur ist oder durch Veränderung seines Aggregatzustandes abkühlend wirkt, längere Zeit ein, so verbreitet sich die Abkühlung auch auf die tiefer liegenden Organe. Wie weit infolge dessen die Temperatur der inneren Theile sinken kann, ist noch nicht sicher ermittelt, auch ist noch nicht bewiesen, daß beim Erfrieren die Entziehung der Wärme als solche das Tödtliche sei.

2) Die Volumenverminderung, von Haus aus physikalischer Natur, erhält einen vitalen Charakter durch die Wirkung auf die contractilen Gewebe des Körpers (Zellgewebe und Muskelfasern). Wir nehmen eine derartige Wirkung der Kälte wahr in der den nordischen Völkern eigenen Straffheit der Faser, welche, als dauernd ausgeprägtes Merkmal einer gewissen Körperbeschaffenheit, ein Analogon jener vorübergehenden Zusammenziehung ist. In der Medicin wird Kälte als adstringirendes Mittel angewandt. Die unter Einfluß der Kälte stattfindende Zusammenziehung kann die Ursache bleibender Structurveränderungen werden, wahrscheinlich unter Mitwirkung der gleichzeitigen Veränderungen des Aggregatzustandes, und dadurch zu gangränöser Abstoßung des befallenen Theiles (s. oben) führen.

3) Die Beschränkung der Nerventhätigkeit, sowol der sensibeln als der motorischen, erkennt man in Verminderung der Sensibilität, die schon bei der Einwirkung geringerer Kältegrade erfolgt und bei bedeutenderen Kältegraden sich bis zur Gefühllosigkeit steigert. Mit dieser verbindet sich eine Unempfindlichkeit schmerzhaften Einflüssen gegenüber (Anodynie) und Abstumpfung des Tastsinnes. Die Schwächung der motorischen Nerven sehen wir im Sinken der habituellen Muskelkraft und bei stärkerer und dauernder Einwirkung der Kälte in dem Steifwerden der Musculatur, welches die Volkssprache „Verklammen" nennt. Die Beschränkung des gesammten Nervenlebens erkennen wir in der Schläfrigkeit und den Convulsionen, die dem Erfrieren vorausgehen.

4) Die reactive Gegenwirkung des Organismus auf die vorstehenden drei Wirkungsweisen besteht:

a) in vermehrter Wärmeproduction und verminderter Wärmeabgabe;

b) in Ausdehnung der Gewebe, welche der Kältecontraction derselben nachzufolgen pflegt;

c) in vermehrter Reizbarkeit der Nerven, die sich bei den sensibeln durch Kribbeln und Wärmegefühl, bei den motorischen durch vermehrte Kraftäußerung der Muskeln bemerkbar macht.

Ueber alle diese Erscheinungen ist oben ausführlicher gehandelt, weshalb wir nur noch einige allgemeine Bemerkungen hinzufügen.

Wenn man von der Kälte sagt, sie störe die Function der von ihr betroffenen Organe, so ist die Erklärung dieser Wirkung schon in den bisherigen Andeutungen vorgezeichnet. Die Kälte, welche von den drei Aggregatzuständen nur einen, die Festbildung, begünstigt, während sie der Verflüssigung und Verflüchtigung widerstrebt, beschränkt schon hierdurch die Thätigkeit der ihr ausgesetzten Absonderungsorgane. Dabei kann jedoch nicht übersehen werden, daß auch die Volumenverminderung der zuführenden Blutgefäße und die Schwächung des Nerveneinflusses zu demselben Resultate wesentlich beitragen. Die übrigen mittelbaren Wirkungen der Kälte lassen sich größtentheils aus der die äußeren Theile betreffenden Contraction herleiten. Das Zurückdrängen des Blutes aus der Peripherie des Körpers bedingt eine Congestion desselben nach inneren Theilen, Entzündungen und Apoplexien. Wir sahen ähnliche Abnormitäten des Gefäßlebens sich als Reactionserscheinungen auch in den von der Kälte unmittelbar betroffenen Körpertheilen entfalten. Ebenso verhält es sich mit den Absonderungen, welche sich theils in den unmittelbar von der Kälte berührten Theilen (Thränen der Augen, Nasen- und Lungenkatarrh u. s. w.), theils antagonistisch in entfernten Organen (Diurese, Diarrhöe u. s. w.) entwickeln. Es gehört ferner auch hierher der Umstand, daß während der Kälte mehr Nahrung verlangt und assimilirt wird, daß auch die Lunge alsdann mehr Sauerstoff aus der Luft aufnimmt. Es stimmt zu diesen Erscheinungen, daß der menschliche Körper während der kalten Jahreszeit durchschnittlich eine Volumenzunahme erfährt. Die antagonistisch vermehrte Thätigkeit der inneren Organe bedingt einen stärkeren Verbrauch der zu verarbeitenden Stoffe. Daß die vermehrte Production sich vornehmlich in Festbildung äußert, scheint jedenfalls das normalste Verhältniß zu sein. Was endlich das Nervenleben betrifft, so sehen wir mancherlei Nervenleiden: Asthma, Ohnmacht, Geisteskrankheiten u. s. w. infolge des Wechsels der Temperatur (besonders der Hitze zur Kälte) eintreten und erkennen in den Phänomenen dieser Zustände ein ähnliches Verhältniß wieder, wie es das Blutleben zeigt: ein Zurückdrängen des Lebensprincips von der Peripherie nach dem Centrum. Wird diese „Concentration" auf das Aeußerste getrieben, so ist sie dem Organismus unerträglich; in ihren mäßigen Graden fördert sie dagegen die Einheit des Lebens. Schon mäßige Wärmegrade, die auf das Gemeingefühl einen angenehmen Eindruck machen, laden mehr zur Ruhe als zur Thätigkeit ein, während die Kühle und Kälte theils physische Kraftäußerungen mit Emsigkeit vollbringen läßt, theils das höhere Geistesleben zu energischer und anhaltender Thätigkeit anspornt. Großentheils mag hierin der Grund liegen, daß viele Organismen die Nacht zur Zeit ihrer Thätigkeit wählen.

II. Von Temperaturverminderung im Organismus kann eigentlich nur bei den homöothermen (warmblütigen) Thieren und dem Menschen die Rede sein. Bekanntlich unterscheidet man die pökilothermen oder kaltblütigen Thiere, welche in verschiedenen Temperaturen existiren können und von ihrer Umgebung die verschiedensten Temperaturen annehmen, von den homöothermen oder warmblütigen Thieren, die eine eigene Wärmeökonomie haben und die Fähigkeit besitzen, innerhalb gewisser, für manche nicht sehr weite Grenzen ihre Wärmebildung und Wärmeabgabe den äußeren Bedingungen so anzupassen, daß ihre inneren Organe eine

fast constante Temperatur genießen. Daneben haben sie auch das Bedürfniß dieser gleichmäßigen Temperatur: während die pökilothermen Thiere durch den Einfluß der verschiedenen Temperaturen nur allmähliche Schwankungen in der Intensität ihrer Lebensprocesse erleiden, sind diese bei den homöothermen Thieren an bestimmte innere Temperaturen gebunden, gerathen schon bei geringeren Abweichungen von denselben in Unordnung. Nur eine kleine Abtheilung der Säugethiere ist unvollkommen homötherm: die Winterschläfer, welche gegenüber mäßigen Temperaturschwankungen des umgebenden Mediums ihre Wärme bewahren, aber sich mit der kalten Jahreszeit abkühlen und (wie viele Kaltblüter) in Schlaf verfallen. Auch die neugeborenen Jungen mancher Thiere sind unvollkommen pökilotherm, indem sie ohne Erwärmung von Seiten der Mutterthiere eine niedere Temperatur annehmen, ohne dabei zu Grunde zu gehen.

Der Mensch als homöothermes Geschöpf weiß, wie wir oben gesehen haben, durch natürliche und künstliche Vorrichtungen sich seine constante Temperatur der Außenwelt gegenüber in der Mehrzahl der Fälle zu erhalten. Und es bedarf zur Aenderung unserer Körpertemperatur exorbitanter Einflüsse, sobald jene regulatorischen Einrichtungen prompt und regelmäßig functioniren. Indeß ist auch unter den gewöhnlichen Bedingungen auf eine Constanz der Eigenwärme nicht zu rechnen, wenn die Regulationsmittel sich fehlerhaft verhalten. Es muß hier zwischen Störungen der Wärmeproduction und -Abgabe unterschieden werden. Was erstere anlangt, so ist zu beachten, daß bei manchen Individuen, wenn sie sich in einem kalten Medium aufhalten, die willkürlichen und unwillkürlichen Wärmeproductionsmittel in geringerem Grade leistungsfähig sind. Dies ist der Fall bei Menschen, die hungern, noch mehr bei solchen, deren Muskeln größtentheils gelähmt oder sonstwie der Herrschaft des Willens entzogen sind. Daß ihre Eigenwärme nicht, wie die der pökilothermen Thiere, ganz von der Temperatur der Umgebung abhängt, das wird verhütet, solange sie leben und athmen und solange die Hautgefäße und der Blutstrom in ihnen den physiologischen Gesetzen gehorchen.

Indeß ist es Thatsache, daß curaresirte (durch Vergiftung mit Curare gelähmte) Thiere in einem kalten Medium relativ rasch abkühlen, sowie daß hungernde und gelähmte Individuen in strenger Winterkälte leichter erfrieren als gut genährte und muskelkräftige. Aber es muß die Lähmung der Muskeln eine sehr ausgedehnte sein, wenn die Wärmeconstanz selbst unter ungünstigen äußeren Temperaturverhältnissen ernstlich bedroht sein soll. Von größerer Bedeutung für die Eigenwärme sind Störungen im Regulationsmechanismus der Wärmeabgabe, weil sie schon unter normalen Verhältnissen die Wärmeconstanz erheblich beeinträchtigen. Das Entscheidende in dieser Beziehung ist die Beschaffenheit des Blutstroms, der durch die Hautgefäße circulirt. Daß die Hautarterien eng und mit wenig Blut gefüllt sind, wenn die Wärmeproduction schwach und die Temperatur der Umgebung niedrig ist, daß sie dagegen bei reichlicher Wärmeproduction und in warmer Umgebung weit sind und viel Blut enthalten, das sind die wirksamsten Mittel, die der Organismus zur constanten Erhaltung seiner Eigenwärme besitzt. Daneben kommt noch die Wirkung der Schweißdrüsen als eines Verdunstungskälte producirenden Apparates in zweiter Linie in Betracht. Sollen demnach die Aenderungen in der Circulation der Hautgefäße der Wärmeconstanz zu Gute kommen, so darf die rechtzeitige Verengerung derselben ebenso wenig erschwert oder behindert sein als die rechtzeitige Erweiterung; und wenn außerdem noch der Tonus der Hautarterien dauernd und in abnormer Weise herabgesetzt ist, so fehlt dem Organismus sein bestes Hülfsmittel, sich vor Abkühlung zu schützen. Die Ursachen pathologischer Congestionshyperämien der Haut sind dieselben wie die der andern Organe. Es gibt Hauthyperämien auf nervöser Basis, z. B. als Begleiterscheinungen von Neurosen, und zwar solche, die durch Erregung der Hemmungsnerven, und solche, die durch Lähmung der Vasomotoren bedingt sind. Durch Thierversuche ist bewiesen, daß bei ihnen Erniedrigung der Innentemperatur des Körpers stattfindet, und ist durch Analogie auf das Gleiche beim Menschen zu schließen. Je ausgedehnter das hyperämische Hautgebiet, desto sicherer ist der die Temperatur herabsetzende Effect. Aber auch Hauthyperämien auf nicht nervöser Basis, sondern auf directer Einwirkung beruhend, pflegen die Innentemperatur des Körpers herabzusetzen. Hierher gehört die Lähme der Hautarterien durch hohe Hitzegrade der Umgebung, die selbst noch längere Zeit andauert, nachdem die betreffenden Individuen bereits wieder in kühlere Umgebung zurückgebracht wurden. Auch überfirnißte Thiere pflegen eine erniedrigte Innentemperatur aufzuweisen, welche mit starker Erweiterung der Hautgefäße einhergeht und so bedeutend werden kann, daß die Thiere an Wärmeverlust zu Grunde gehen. Doch scheint beim Menschen die Ueberfirnissung ohne nachweisbaren Einfluß für die Körperwärme zu sein. Auch die Temperaturerniedrigung, welche in der Regel ausgedehnten Hautverbrühungen zu folgen pflegt, hat gewiß ihren Grund in der abnorm gesteigerten Wärmeabgabe seitens der dilatirten und ihrer schützenden Epidermisdecke beraubten Gefäße innerhalb der verbrühten Partien. Doch kann man nicht behaupten, daß die Abkühlung tödlich wirkt; vielmehr ist die Temperaturabnahme nur eine Begleiterscheinung wichtigerer Störungen. Endlich bilden Aenderungen, unter Umständen Herabsetzung der Eigenwärme einen häufigen und wichtigen Zug in dem Krankheitsbilde bei traumatischen Continuitätstrennungen des Rückenmarkes oder bei sonstigen Erkrankungen, durch welche die Leitung im Rückenmark unterbrochen ist. Es sind nämlich alle Arterien, deren vasomotorische Nerven unterhalb der Unterbrechungsstelle das Mark verlassen, zunächst ihres Tonus beraubt. Doch sind hierbei die Verhältnisse so complicirter Natur, es kommen hier so vielerlei Factoren in Frage, daß durch andere Einflüsse das Krankheitsbild wesentlich geändert werden kann und es daher nicht überrascht, wenn der

Einfluß der Unterbrechung der Rückenmarksleitung auf die Temperatur in den verschiedenen Fällen ein sehr verschiedener ist.

Die Herabsetzung der Temperatur bei manchen Krankheiten, z. B. im stadium algidum der Cholera, im Collapsus bei Herzschwäche u. s. w. ist nur eine scheinbare. Sie beruht auf Wärmeretention im Innern durch Schwäche der Blutcirculation, die als natürliche Folge Kälte der Peripherie nach sich zieht.

Daß nach Aufhören der vitalen Functionen, bei eingetretenem Tode, die Körpertemperatur sich der Umgebung anpaßt, ist ebenso bekannt wie auf physikalischen Gesetzen beruhend. Die von Wunderlich u. a. beobachtete postmortale Steigerung der Innentemperatur beruht auf Wärmeretention, bewirkt durch Fehlen der Blutcirculation.

Gehen wir nun zur therapeutischen Anwendung der Kälte über, so sei bemerkt, daß der Arzt sie in allen drei Aggregatzuständen verwerthet und zwar theils so, wie sie unter natürlichen Bedingungen vorkommt, theils in der Form eines künstlichen Productes. Kälte wird erzeugt entweder durch rasche Verflüssigung fester oder Verflüchtigung flüssiger Körper (Verflüssigungs- und Verdunstungs-Kälte). Das erstere geschieht entweder durch den Proceß des Schmelzens oder des Auflösens, das letztere entweder durch den Proceß des Siedens oder durch Verdunstung. Da bei jedem der beiden vorgenannten Processe eine gewisse Menge von Wärme gebraucht (gebunden) wird, so ist es ersichtlich, daß, wenn man keine Wärme zuleitet, die nächste Umgebung, in welcher der Proceß vor sich geht, die nöthige Wärme hergeben muß und infolge dessen ihre Temperatur erniedrigt. Ebenso werden alle Körper kälter, die mit der verdunstenden Flüssigkeit in Berührung kommen sowie auch der noch flüssige Theil der verdunstenden Flüssigkeit. Anwendung des luftverdünnten Raumes verstärkt die Kältewirkung, da durch Ausdehnung ebenfalls Wärme gebunden wird. Verflüssigungskälte durch Schmelzung erzeugen wir hauptsächlich mit Hülfe des Eises. Verflüssigungskälte durch Auflösung erzielen wir durch Wasser, Schnee oder Eis, in denen verschiedene Salze aufgelöst werden, zum Theil auch unter gleichzeitiger Anwendung von Säure. Solche Salzmischungen werden Kältemischungen genannt. Die Temperaturerniedrigung ist bei verschiedenen Salzen verschieden, theils weil durch nebenhergehende chemische Verbindungen noch Wärme erzeugt wird, theils wegen der verschiedenen specifischen Wärme der Salzlösungen.

Von Kältemischungen seien folgende erwähnt:

1 Theil salpetersaures Ammoniak und 1 Theil Wasser bewirken Abkühlung von + 10° C. auf — 15° C. Dasselbe bewirken 5 Theile Salmiak, 5 Theile Salpeter, 8 Theile Glaubersalz und 16 Theile Wasser, 8 Theile Glaubersalz und 5 Theile rohe Salzsäure mit Schnee ergeben Abkühlung von — 27° C., Schnee mit Weingeist von 70 Proc. bewirkt eine Temperatur von — 20° C.

1 Theil wasserhaltiges Chlorcalciumpulver mit 2 Theilen Schnee bewirkt Abkühlung von — 11° C. auf — 52° C.

1 Theil Schnee und 1 Theil verdünnte Schwefelsäure bewirken Abkühlung von — 8° C. auf — 62° C.

Die in der Medicin gebräuchlichen Schmucker'schen Umschläge bestehen aus 1 Salmiak, 3 Kalisalpeter, mit einer Mischung von 6 Essig und 12 — 24 Wasser befeuchtet.

Verdunstungskälte bewirken wir durch verschiedene Badeproceduren in kaltem Wasser (s. Kaltwassercur), in noch intensiverem Grade durch Zerstäubung von Aether und Alcohol mittels sogenannter Pulverisateure.

Die Therapie bedient sich der Kälte zur Bekämpfung der verschiedenartigsten Krankheiten, und wenn man sich vergegenwärtigt, wie genau die Physik, die Physiologie und Pathologie über die Wirkungen dieses Agens auf den Organismus (andern Heilmitteln gegenüber) informirt ist, so muß man gestehen, daß sie entschieden als eins der rationellsten Heilmittel zu betrachten ist. Hauptbedingung für den Arzt, der sie anwenden will, ist genaue Bekanntschaft nicht nur mit ihren Wirkungen, sondern auch mit dem zu behandelnden Individuum, überhaupt strenges Individualisiren bei Behandlung jedes einzelnen Falles. Der Arzt muß sich ganz klar sein, welche Eigenschaft der Kälte hier am Platze ist: ob er sie allgemein oder local oder beides zugleich, ob er ihre Erst- oder Nachwirkung oder beide zugleich und mit welcher Dauer, welchem Temperaturgrade, welchem Aggregatzustande und welcher Applicationsweise anwenden will. Die Vernachlässigung dieser Cautelen ist es hauptsächlich, was die Kälte als Heilmittel so lange in Miscredit bei der ärztlichen Welt erhalten hat und zum Theil noch heute erhält. Zur Beleuchtung dieser Behauptung sollen nur ein paar Beispiele dienen. Man hat sehr warm die Anwendung der Kälte bei Erysipelas, Rothlauf, empfohlen. Würde man nun, statt den erkrankten Theil mit trockener Kälte (Eisblase) zu bedecken und an entfernten Körperstellen ableitende Umschläge zu appliciren, sowie den Fieberzustand mit kühlen Bädern zu behandeln, die kranke Haut mit kalten Waschungen tractiren, so würde man durch diese irrationelle Behandlung gerade das Gegentheil von dem erreichen, was man bezweckt: Steigerung der Entzündung und des Fiebers. Es wird ferner die belebende Kraft der Kälte bei Zuständen von Anämie gerühmt. Es wäre aber falsch, ein anämisches Mädchen in ein kaltes Klima zu schicken, dieselbe ungenügend zu bekleiden und vielleicht noch protrahirte kalte Bäder anzuwenden, statt die Kranke im allgemeinen warm zu halten und nur von Zeit zu Zeit eine ganz kurze, aber energische Kälteapplication in der Form von kalten Abreibungen oder Regenbädern anzuwenden. Wir verweisen zur weiteren Information über die Anwendung der Kälte auf dem Artikel „Kaltwassercur" und fügen nur ergänzend und vervollständigend noch Folgendes hinzu.

Ausgehend von der deletären Wirkung auf alles Lebende wendet man die Kälte zur Bekämpfung der Mikroorganismen bei septischen Processen (als Antisepticum)

an und zwar durch Verwerthung des Eises, der Kältemischungen, des kalten Wassers und der kalten Luft. Die Kälte concurrirt hier, was die Chirurgie anlangt, zum Theil mit der antiseptischen Wundbehandlung nach Lister u. a., zum Theil unterstützen sich beide. Als direct entzündungswidrigen Mittels (Antiphlogisticum) gegen acute und chronische Entzündungen aller Art bedient man sich der Kälteapplication in Form von Eisblasen- und Umschlägen, Kältemischungen, Irrigationen und Bädern unter Zuhülfenahme der kalten Luft. Ebenso, nur in noch ausgedehnterem Maße, findet dies bei der antipyretischen Behandlung fieberhafter Krankheiten statt, wo die Kälte mit der inneren Anwendung von Chinin, Salicylsäure u. a. concurrirt oder mit ihr combinirt wird.

Als Adstringens und Tonicum wendet man die Kälte in Form von Eis, Kältemischungen, Waschungen und Bädern aller Art, Umschlägen, Einspritzungen mit Zuhülfenahme kalter Luft bei allen inneren und äußeren Blutungen, ferner bei Erschlaffungszuständen, Blutmangel und schlechter Ernährung an. Sie concurrirt hier mit den örtlichen Adstringentien und Styptisis, sowie der inneren Anwendung der Tonica: Ferrum, Chinin u. a.

Als Antidyscraticum kommt die Kälte in Form von Bädern und Umschlägen aller Art und Trinken von kaltem Wasser zur Verwendung bei Fehlern der Säftemischung: Gicht, Rheumatismus, Skrophulose, Syphilis, Tuberculose u. a.

Erregend wirkt die Kälte bei Lähmungen und Schwächezuständen aller Art in Form von Bädern, Abreibungen und Begießungen, beruhigend und krampfstillend bei Aufregungszuständen und Convulsionen in Form von Bädern und Umschlägen und Eisapplication, anästhesirend bei Schmerzen während vorzunehmender Operationen und bei Neuralgien, rheumatischen und entzündlichen Schmerzen u. s. w. in Form von Eis, Kältemischungen, Bädern aller Art und zerstäubtem Aether und Alcohol. Schließlich sei noch erwähnt, daß die Kälte in der Geburtshülfe als wehenbeförderndes Mittel in Form von Umschlägen und Einspritzungen mit Glück verwandt wird.

So gibt es kein Gebiet der Therapie, welches sich nicht der Kälte zur Erreichung ihrer Zwecke zum Theil allein, zum Theil mit andern Mitteln combinirt, zu bedienen pflegt, und es ist zu erwarten und zu wünschen, daß sich ihre Verwendung immer mehr und mehr bei allen rationellen Heilmethoden einbürgere. (*Emil Preller.*)

KÄLTE in der darstellenden Kunst. Man sagt von Werken der bildenden Kunst, daß sie den Betrachter kalt lassen, wenn sie keinen Effect machen; damit ist ein tadelndes Urtheil ausgesprochen. Der Grund, daß man sich für gewisse Kunstwerke nicht erwärmen kann, liegt entweder im Betrachter selbst, wenn er dem dargestellten Gegenstande fremd gegenübersteht, oder im Kunstwerke, wenn die Conception, Zeichnung oder Farbe desselben so beschaffen ist, daß sie auf ein fein ausgebildetes Kunstgefühl nicht wohlthuend einwirkt. Man wird also ein Kunstwerk kalt nennen, wenn der Gegenstand desselben kein Interesse erweckt. Leider mischt sich in dieser Hinsicht oft die Mode in die Beurtheilung ein; was einer Zeit als höchstes Ideal erschien, läßt eine andere ganz kalt; wir erinnern nur an die Kunstwerke der akademischen Richtung, wie sie unter David in Frankreich so hoch gepriesen wurden, oder an die spätere deutsche Kunstweise der Romantiker. So hoch diese Kunstrichtungen einst erhoben und gepriesen wurden, unserer Zeit stehen beide fremd gegenüber und selten wird sich einer für dieselben begeistern. Auch die Zeichnung kann die Kälte verschulden. Eine unrichtige, fehlerhafte Zeichnung wird natürlich das geübte Auge nie bezaubern können; selbst beim glühendsten Colorit, wie bei Makart'schen Gemälden, wird sie, wenn sie vorkommt, störend wirken und den Effect beeinträchtigen. Aber selbst eine correcte Zeichnung wird in einem Gemälde oder einem Sculpturwerk der Kälte nicht entgehen, wenn an dem Kunstwerke zu sehr das benutzte lebende Modell sich vordrängt, sodaß man über der überall durchscheinenden Mühe des Schaffens nicht zum Genusse eines lebenswahren, gleichsam im Augenblick der Inspiration plötzlich entstandenen Kunstwerkes kommen kann. Aber auch die Anordnung der Gruppirung muß sich vor der Kälte bewahren. Wo der Charakter, die Stellung der einzelnen Scenen nicht im lebendigen Contact mit den übrigen steht, sodaß jedes Glied seinen Zweck voll erfüllt und dabei zugleich den Charakter der Einheit des Ganzen unterstützt, wo sich die Linien in der Gruppirung scharf durchschneiden oder unruhig auseinandergehen, da kann von einer künstlerischen Befriedigung keine Rede sein; ein solches Kunstwerk läßt kalt. Besonders bei der Farbe werden die Prädicate warm oder kalt gebraucht. In der Regel werden das grelle weiße Licht und der schwarze Schatten kalt genannt, während man das Gegentheil von einem ins Gelbliche fallenden Lichte und einem transparenten Schatten sagt. Vorzugsweise wird aber das warme Colorit in der Verbindung der Gegensätze, in einer harmonischen Verschmelzung der Farbenscala zu suchen sein, während das mosaikartige Zusammenstellen greller ganzer Farben eine kalte Färbung erzeugt. (*J. E. Wessely.*)

KALTENBACH (Georg Gottfried), Zeichner, Modelleur und Kunsthistoriker, geboren zu Graudenz am 18. Mai 1805, gestorben zu Bamberg am 1. Febr. 1865. Er war für die juristische Laufbahn bestimmt, vollendete auch seine Studien; als er aber Referendar werden sollte, gab er diesen Beruf auf, um seiner lang gehegten Neigung zu folgen und das Gebiet der Kunstwissenschaft zu pflegen. Vor allem war es die Baukunst des deutschen Mittelalters, der er seine ganze Zeit und Kraft opferte. Zu diesem Zwecke durchreiste er Deutschland kreuz und quer (seit 1837) und sammelte überall Stoff für seine Arbeiten, den er dann in den Wandervorlesungen, die er jahrelang (1840—1846) in verschiedenen Städten hielt und in mehreren epochemachenden Werken verwerthete. Seine Vorträge machte er besonders dadurch instructiv, daß er sie durch selbstverfertigte Modelle der wichtigsten Bauobjecte illustrirte. Seine Modellsamm-

lung zählte an 250 Stück, die er selbst nach den Originalen in verkleinertem Maßstabe verfertigte. Die Sammlung ist einzig in ihrer Art. Die schönsten deutschen Dome und Kirchen (wie die Dome von Magdeburg, Worms, die Klosterkirche in Berlin, Andreaskirche in Braunschweig, Lorenzkirche in Nürnberg, Kirchen in Cöln, Andernach u. s. w.), Schlösser (Saalbau der Wartburg), Rathhäuser (z. B. in Münster), Wohnhäuser (aus Coblenz, Trier, Frankfurt, Cöln, Danzig u. a.) und Thürme sind getreu nachgebildet, die architektonischen Formen und Ornamente bis ins kleinste Detail durchgeführt. Die Sammlung kam nach Berlin in das Neue Museum (Abtheilung der Kleinkünste) und nach Auflösung dieser Abtheilung in die Bauakademie, wo sie sich jetzt befindet. Die letzten Lebensjahre brachte Kaltenbach in Bamberg in Zurückgezogenheit zu. Von seinen kunstgeschichtlichen Werken sind zu nennen: Album mittelalterlicher Kunst. München 1846. 4. 6 Hefte mit 60 Tafeln. — Die Baukunst des deutschen Mittelalters, chronologisch dargestellt, mit besonderer Rücksicht auf die Entwickelung des Spitzbogenstils. Fol. Dabei ein Atlas von 86 Tafeln, 2 Bände, München 1847. — Die christliche Kirchenbaukunst des Abendlandes von ihren Anfängen bis zur vollendeten Durchführung des Spitzbogenstils, dargestellt mit Rücksicht auf die gesammte diesem kunstwissenschaftlichen Zweige seither gewidmete Literatur (mit Jac. Schmidt herausgegeben), 48 Tafeln Abbildungen 4. seit 1850. — Dogmatisch-liturgisch-symbolische Auffassung der kirchlichen Baukunst im Allgemeinen und insbesondere des Rundbogenstils. Halle 1857.

(J. E. Wessely.)

KALTENNORTHEIM, Stadtflecken im Verwaltungsbezirk Dermbach des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach, im sogenannten eisenacher Oberlande, romantisch gelegen an der Felda, Endpunkt der schmalspurigen Feldabahn, mit 1600 Einwohnern nach der Zählung von 1880 (gegen 1469 im J. 1875), darunter 1560 Evangelische, 4 Katholiken und 36 Juden. Hauptnahrungszweig ist Landwirthschaft, deren Ertrag, durch guten Kalk- und Basaltboden begünstigt, lohnend genannt werden kann. Dabei ist die gewerbliche Thätigkeit in Sattler- und Riemerarbeiten (besonders Peitschen), Schuhmacherei, Plüsch- und Zeugweberei und Lohgerberei nicht unbedeutend. Der früher in ziemlichem Umfange betriebene Braunkohlenbergbau ist jetzt nur noch unerheblich. Sechs Krammärkte jährlich und ebenso viele Viehmärkte tragen zur Belebung des Handelsverkehrs bei, obwol die Viehmärkte von untergeordneter Bedeutung sind. Die im J. 1880 eröffnete Feldabahn wird ihren schon jetzt segensreichen Einfluß erst dann voll entfalten, wenn sie südwärts nach Mellrichstadt zum Anschluß an die bayerische Staatsbahn fortgeführt wird. Die Stadt hat eine Gewerkenschule und ist Sitz eines Amtsgerichts in dem Schloß, worin die Grafen von Henneberg zeitweilig residirten. Im Dreißigjährigen Kriege wurde der Ort fast gänzlich zerstört, wobei fast die ganze Einwohnerschaft ums Leben kam. Im J. 1858 legten zwei aufeinanderfolgende Brände die Hälfte des Fleckens in Asche. *(A. Schroot.)*

KALTENSUNDHEIM (d. h. Kaltensüdheim), Flecken im Bezirk Dermbach des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach, an der Felda, die eine Stunde südlich des Ortes an dem 2500 Fuß hohen Ellenbogen entspringt, liegt eine halbe Stunde südlich von Kaltennortheim, dem Endpunkt der Feldabahn und ist selbst Kreuzungspunkt der Staatsstraßen von Meiningen nach Fulda und von Eisenach nach Mellrichstadt an der bayerischen Bahn. Es zählte (1880) 960 Landwirthschaft treibende, gewerbfleißige Bewohner evangelischer Confession. Die gewerbliche Thätigkeit, ähnlich wie in dem benachbarten Kaltennortheim, erstreckt sich auf Plüschweberei und Anfertigung von Gurtwaaren, insbesondere Peitschenflechterei. Sechs Kram- und ebenso viele Viehmärkte tragen zur Belebung des Handelsverkehrs bei. Der Boden, bestehend aus Kalk und Basalt, ist fruchtbar, sodaß trotz der hohen Lage über dem Meere der landwirthschaftliche Betrieb sich lohnt.

(A. Schroot.)

KALTERN, ein Marktflecken in Tirol, Hauptort von Ueberetsch im politischen Bezirke Bozen. Zur Ortsgemeinde desselben gehören die Ortschaften Altenburg, Mitterdorf, Unterdorf, Planitzing, St.-Anton, St.-Josef am See und St.-Nikolaus. Die ganze Ortsgemeinde zählt 3760 Einwohner. Der Markt liegt 429 Meter über dem Meere in einer überaus lieblichen und fruchtbaren Landschaft, welche östlich von dem 600 Meter hohen Mittelberg und westlich von dem 1662 Meter hohen Gebirgsstocke der Mendola begrenzt wird. Kaltern ist der Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Franziskanerkloster, ein Kloster der Schwestern des dritten Ordens, und eine schöne Pfarrkirche aus dem vorigen Jahrhundert mit Deckengemälden des vaterländischen Künstlers Schöpf, ferner die Schlösser Campan, Mühlburg und Salegg. Dem warmen Klima und der günstigen Bodenbeschaffenheit verdankt die Umgebung das Gedeihen eines ausgezeichneten Weins, welcher Kaltern selbst zu einem wichtigen Punkte des tiroler Weinhandels machte. Schwunghaft wird auch die Seidenzucht betrieben. Die historische Vergangenheit Kalterns reicht weit zurück, indem der Name desselben bereits im 10. Jahrhundert urkundlich vorkommt. In unserem Jahrhundert erhielt Kaltern durch das ekstatische Fräulein Maria von Mörl, welches daselbst geboren wurde, lebte und starb, einen weitverbreiteten Ruf. Unmittelbar westlich von Kaltern in einer Entfernung von einem Kilometer liegt in einer Meereshöhe von 501 Metern das kalkhaltige Bad Pfus oder Rochusbad und 3 Kilometer südlich von Kaltern breitet sich in einer Seehöhe von 208 Metern der über 2 Kilom. lange und 1 Kilom. breite Kalterer See aus, welcher einige Meter niedriger als die unweit östlich vorüberfließende Etsch liegt und mit schmuzigem hellgrünem Sumpfwasser und vorzüglichen Fischen erfüllt ist. Auf dem heißen Kalkboden der Berglehne seines westlichen Ufers gedeiht der ausgezeichnete Kalterer Seewein. Südlich vom See dehnt sich ein Moosboden, das „Traminer Moos" aus, welches durch zwei Abzugsgräben zu einem äußerst fruchtbaren Landstriche, auf

welchem der Mais eine Höhe von 3 Metern erreicht, umgestaltet wurde. (*Ferd. Grassauer.*)

Kaltes Fieber, soviel wie Wechselfieber.

KALTES GESTEIN wird im Bergbau das Gestein genannt, welches bei der Bearbeitung mit Fäustel und Brechstange keinen Ton gibt. (*C. Reinwarth.*)

KALTKEILEN heißt beim Bergbau, ein Gestein durch Brechen und Hauen mit Brechstange und Fäustel, ohne Sprengen mit Pulver oder Dynamit, gewinnen. (*C. Reinwarth.*)

KALTLAGER, Kaltliegen, Kaltstehen gebraucht man im Hüttenwesen von Werken, die nicht im Betriebe stehen und bei denen die Feuer nicht mehr brennen. (*C. Reinwarth.*)

KALTWASSER (Johann Friedrich Salomo) ist am 22. März 1752 in Gotha geboren. Sein Vater Johann Heinrich war Buchbinder, seine Mutter hieß Susanne Margarethe Böhme. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und die Universität Jena. Bereits am 8. Juni 1775 wurde er an der Schule, die ihn gebildet hatte, als zweiter Collaborator angestellt mit einem Gehalte von 20 Meißn. Gulden. Das war selbst in der wohlfeilen und an ein einfaches Leben gewöhnten Stadt sehr wenig, sodaß er sich genöthigt sah Privatunterricht zu ertheilen. Unter seinen Schülern war auch Fr. Jacobs mit seinem älteren Bruder (vergl. Nachrichten aus meinem Leben S. 12). Diesen ertheilte er in der Sprache Unterricht, welche an der Schule ihm allein übertragen war, in der griechischen. Nach langer Vernachlässigung derselben hatte Director Geißler angefangen die alten Bahnen der Lektüre des Neuen Testaments zu verlassen und in Kaltwasser einen Lehrer erhalten, der ganz geeignet war dieser Sprache Freunde zu gewinnen, die den von ihm gebahnten Weg mit Eifer verfolgten. Kaltwasser hatte ein besonderes Geschick die Anfangsgründe zu lehren, wobei er auch mit einem schlechten Lehrbuche (der Hallischen Grammatik) rasch über die Erlernung der Paradigmata wegkam, sogar die Accentlehre als überflüssig beiseite ließ (das war damals noch ziemlich allgemein) und rasch zur Lektüre überging. Aesop's Fabeln und Paläphatus wurden gelesen und dabei durch genaue Analyse der Formen die Kenntniß der Grammatik befestigt. Die guten Erfolge veranlaßten auch seine rasche Beförderung, 1771 wurde er erster Collaborator mit dem Titel Professor, 1778 vierter Professor und rückte allgemach in die erste Professur auf. Da allein die vier ersten Klassen (Selecta bis Tertia) das eigentliche Gymnasium bildeten und in der obersten Klasse nur vier Lehrstunden für das Griechische angesetzt waren, behielt er Muße genug theils zu Privatunterricht, theils zu schriftstellerischen Arbeiten. Herzog Ernst II., der in seiner Jugend kein Griechisch gelernt hatte und in seinen späteren Jahren den Mangel dieser Kenntniß fühlte, nahm Kaltwasser zum Lehrer und ließ sich den Unterricht in den ersten Frühstunden geben. Wie sehr der fürstliche Schüler den gewissenhaften Lehrer geschätzt und durch kleine Aufmerksamkeiten erfreut hat, sieht man an dem Geschenke eines bequemen Pelzes, den Kaltwasser einmal statt seines Ueberrockes im Vorzimmer auf dem Friedenstein (denn dort hinauf mußte Kaltwasser steigen) vorfand.[1]) Unter den Schülern, die seinen Unterricht genossen haben, nenne ich nur Fr. Passow und Rost. — Die Leitung der Schule hat während seiner neununddreißigjährigen Wirksamkeit dreimal gewechselt. Geißler ging nach Schulpforta 1779, dessen ausgezeichneter Nachfolger Stroth starb schon 1785, und nun trat Döring ein 1786, der ihn zu seinem fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläum 1800 mit einem lateinischen Gedicht begrüßte. Auch mit den Amtsgenossen Manso, Jacobs, Kries, Galletti, Schulze u. a. stand er in den besten Verhältnissen, obgleich seine ernste, schwerfällige Natur ihn von dem gesellschaftlichen Leben etwas zurückhielt. Er war ein ehrlicher, offener Charakter, freilich zu sehr Pedant. Auch die Schüler verehrten ihn, weil sie in seiner Strenge den Zug der Milde nicht verkennen konnten. Seine Kraft nahm zuletzt rasch ab; am 17.[2]) August 1819 ist er sanft eingeschlafen. Am 23. September hielt Döring eine lateinische Gedächtnißrede, die sofort gedruckt und 1839 in dessen commentationes, orationes, carmina von Wüstemann aufgenommen wurde, p. 167.

Seine Schriften beziehen sich nur auf griechische Literatur; 1776 eine Ausgabe der Alcestis des Euripides mit Scholien, der metrischen Uebersetzung Buchanan's und genauem Wortverzeichniß. Der Text beschränkt sich auf Wiedergabe von Barnes; Rector Geißler schrieb eine Vorrede dazu. 1780 folgte ein Abdruck der Metaphrase des Päanios zum Eutrop, gleichfalls mit genauem Index; die Bemerkung des Titels in usum scholarum läßt vermuthen, daß er dies Machwerk in der Schule habe lesen wollen, wie es auch anderwärts geschehen ist. Eine Sammlung kleiner griechischer Gedichte (1789) ist mir unbekannt. Sein verdienstlichstes Werk ist die deutsche Uebersetzung Plutarch's, zuerst die der moralischen Abhandlungen in 9 Bänden (Frankfurt a. M., 1783—1800), sodann die der Biographien mit Anmerkungen (Magdeburg 1799—1806) in 10 Bänden. Nach dem Tode Stroth's übernahm er die Vollendung der Uebersetzung von Diodor's Bibliothek der Geschichte, die durch die von ihm übernommenen zwei Bände (5. und 6.) im Jahre 1787 vollendet wurde. (*Eckstein.*)

KALTWASSERCUR (Hydriatrik oder Hydrotherapie), in neuerer Zeit mit größerem Rechte einfach „Wassercur" genannt, ist diejenige Methode zu heilen, welche sich als wirksamen Agens der äußerlichen und innerlichen Anwendung des Wassers (ursprünglich nach Prießnitz nur von relativ niederen, in neuerer Zeit von allen dem Körper erträglichen Temperaturen) bedien. Unterstützt wird die Cur durch Schwitzen (ursprünglich nur in wollenen oder nassen Leintüchern, in neuerer Zeit auch durch Dampfbäder und irisch-römische Bäder), durch eigenthümliche Diät sowie den möglichst ausgedehnten Genuß der frischen Luft mit zweckentsprechender

---

1) Jacobs, Vermischte Schriften I, 65. 2) Angabe des 13. oder 16. Aug. findet sich, aber irrig.

Körperbewegung (letztere ursprünglich nur in Spazierengehen, jetzt auch in gymnastischen Uebungen und Manipulationen bestehend).

Das Wasser unterscheidet sich von den andern Körpern durch seine allgemeine Verbreitung und die dadurch bedingte Billigkeit seiner Beschaffung, durch die relative Ungefährlichkeit für den Organismus, seine Lösungs- und Quellungskraft, seine Leichtflüssigkeit bei den meisten zur Therapie zu verwendenden Temperaturen, seine hohe Wärmecapacität und die Eigenschaft, von dem Organismus viel mehr Wärme aufzunehmen als die Luft, seine Adhäsionskraft, sein geringes Wärmeleitungsvermögen und sein specifisches Gewicht, und eignet sich daher auch ganz besonders zum Heilagens, wie es ja als Nahrungs- und Gebrauchsmittel im Haushalt der Natur und des Menschen unentbehrlich ist. Deshalb hatten schon die alten Griechen und Römer eine hohe Meinung von der Heilkraft des Wassers. Hippokrates, Asklepiades von Prusa (mit dem Beinamen Psychrolutes), Antonius Musa (der den Kaiser Augustus und den Dichter Horatius mit kaltem Wasser heilte), Galenus, Antyllus, Celsus, Cälius Aurelianus, Alexander von Tralles, Paulus von Aegina u. a. zogen die Anwendung des kalten Wassers in den Kreis ihrer Therapie. Wenn auch von unseren Vorfahren, den alten Germanen, die Anwendung des kalten Wassers als diätetisches und Heilmittel sehr geschätzt war, so kam sie doch trotzdem im Mittelalter vollständig in Vergessenheit. Erst im 18. und 19. Jahrhundert wurde die Kaltwassercur wieder von einzelnen Autoritäten, wie Friedrich Hoffmann, der ärztlichen Familie Hahn, Lombard, Percy, Wright, Currie, Joseph Frank, Fröhlich, Pitschaft, Reuß u. a., geübt und empfohlen, konnte sich jedoch weder in der ärztlichen noch in der Laienwelt einen Platz erobern, wol hauptsächlich, weil es ihr an methodischer Ausbildung fehlte. Diese erhielt sie in seltener Vollkommenheit durch den Bauer Vincenz Prießnitz, geboren 1799 zu Gräfenberg in Oesterreich-Schlesien, der, ein seltenes medicinisches Genie und ein Mensch von scharfer Beobachtungsgabe und großer Energie bei ganz fehlender wissenschaftlicher Bildung, nach vorhergegangenen Experimenten an Hausthieren es unternahm, eine neue Heilweise ins Leben zu rufen. Er gründete an seinem Geburtsorte, 1800′ über dem Meere in einem Hochthale der Sudeten im Jahre 1830 die erste Wasserheilanstalt und gewann durch seine unglaublichen Erfolge zuerst das Laienpublikum für die Kaltwassercur. Leider lebten diese ersten Anhänger der neuen Heilweise in dem Wahne, weil Prießnitz, ein Bauer ohne medicinische Bildung, so glückliche Curen machte, könne jeder Ungebildete curiren, und zwar besser als ein Arzt. Durch diese unerhörte Provocation wurde die ganze ärztliche Welt in einer Weise feindlich gegen das neue Curverfahren gestimmt, daß es allgemein als Charlatanerie verketzert wurde, bis es sich endlich in unseren Tagen mit Mühe einen Platz in der Heilkunde errang, welcher ihr jetzt zwar ernstlich von niemand mehr bestritten, aber von vielen Seiten noch unverhältnißmäßig eingeengt wird.

Männer wie Schedel, Flug, Falck, Petri, Genth, Scharlau, v. d. Decken, Brand, Jürgensen, Schindler, Piutti, Richter, Pleniger, Winternitz, Senator, Liebermeister, Pinoff, Cervinski, Runge u. a. unternahmen es mit Glück, die empirische Methode von Prießnitz mit den Lehren der ärztlichen Wissenschaft in Einklang zu bringen, und erbauten auf dieser Basis das Gebäude der modernen Hydrotherapie, die sich im Wesentlichen nicht von der Prießnitz'schen Methode unterscheidet, nur im Ganzen mehr individualisirt und sich noch höherer und niederer Wärmegrade bedient (Prießnitz wandte weder warme Bäder noch Eis an), auch einige neue Applicationsweisen den zahlreichen alten hinzugefügt hat.

Auf die Methode der Wasserbehandlung übergehend betrachten wir zuerst die verschiedenen Temperaturen des Wassers in ihren Wirkungen auf den Organismus.

Man unterscheidet:

kaltes Wasser in einer Temper. von	1°—18° R.	1°—22° C.
kühles " " " "	18°—24° R.	22°—30° C.
laues " " " "	24°—27° R.	30°—34° C.
warmes " " " "	27°—30° R.	34°—38° C.
heißes " " " "	30° R.	38° C. bis zur Dampfbildung.

Es ist nachgewiesen, daß laues Wasser, d. h. Wasser von der Temperatur, in welcher der civilisirte, bekleidete Mensch zu leben gewohnt ist, ceteris paribus und bei genügend langer Anwendung erschlaffend auf das Gewebe der Haut, sowie deren Blutgefäße und beruhigend auf die Hautnerven wirkt. Bei Anwendung der differenten Temperaturen (und zwar ist es in dieser Hinsicht ziemlich gleichgültig, ob sie höher oder niedriger als 24°—27° R., 30°—34° C. sind) findet eine Reizung der Hautnerven, eine Contraction der Haut und ihrer Gefäße statt, welche eine kräftigere oder gelindere zu sein pflegt, je nach der größeren oder geringeren Erhöhung oder Erniedrigung der angewandten Temperatur. Fortdauernde Reizung durch sehr differente Temperaturen führt zuletzt durch Ueberreizung zur Erschlaffung und Empfindungslosigkeit. Auf diese Erstwirkung findet 1) je nach der Disposition des betreffenden Individuums, 2) der angewandten Temperatur, 3) der Dauer und 4) der Applicationsweise des Bades schneller oder langsamer, kürzer oder länger — eine Nachwirkung, die sogenannte Reaction statt, welche das Gegentheil von der Erstwirkung zur Folge hat, also Beruhigung oder Abstumpfung der Hautnervenfunction, Ausdehnung der Gewebe und Blutgefäße der Haut. Nach kürzerer oder längerer Zeit pflegt dann auch diese zu verschwinden und dem Zustande vor dem Bade oder dem normalen Körperzustande Platz zu machen. Genannte zwei Wirkungen: die Erstwirkung und die Reaction, können nun je nach Berücksichtigung der oben genannten 4 Factoren (von denen Punkt 4 später noch einer eingehenderen Erörterung zu unterwerfen ist) derartig zur Geltung kommen, daß sie 1) entweder wechselsweise in gleicher Intensität auftreten, 2) daß eine die andere mehr oder weniger überwiegt, oder 3) dieselbe in ihrer Wirkung ganz aufhebt. Gehen wir

einen Schritt weiter, so beobachten wir, daß Reizung der Hautnerven und Abstumpfung ihrer Functionen sich fortzusetzen pflegen auf die Nerven des Muskelsystems, der verschiedenen inneren Organe (der Circulation, Respiration, Verdauung, des Urogenitalsystems) sowol durch das centrale als auch das sympathische Nervensystem, und zwar in den beiden Erscheinungsweisen des Antagonismus und der Sympathie. Insofern nun nicht nur irritirende, sondern auch hemmende Nerven hierher zu rechnen sind (man denke nur an das Nervensystem des Circulationsapparates), so kann von der Haut aus durch Erschlaffung und Reizung (mit Ueberreizung) beider Nervenkategorien, durch die dabei stattfindenden antagonistischen und sympathischen Erscheinungen, modificirt nach dem Eintritt und der Dauer der Erst- und Nachwirkung, eine Menge der verschiedensten Functionen im Körper angeregt, gehemmt und modificirt werden, auf die verschiedensten Organe und Systeme des Körpers, und zwar nicht allein auf die einzelnen für sich allein, als besonders auch auf den Organismus im Ganzen gewirkt werden. Ebenso können durch Hyperämien im Hautgefäßsystem sowol sympathisch Hyperämien als auch antagonistisch Anämien in verschiedenen Regionen des Gefäßsystems hervorgerufen werden und umgekehrt. Leider hat sich die Physiologie noch so wenig mit allen diesen Verhältnissen beschäftigt, daß wir noch nicht alle hier in Frage kommenden Factoren kennen und infolge dessen oft auf Experimentiren und empirische Erfahrungen angewiesen sind. Am bekanntesten möchte noch die Wirkung auf die Blutgefäße und die Wärmebildung im Organismus sein. Was die erstere anlangt, so finden nicht nur die bereits oben erwähnten directen und indirecten Nerveneinflüsse statt, sondern es kommt auch noch ein mechanisches Moment in Frage. Durch Zusammenziehung der gesammten peripherischen Blutbahnen wird das Blut nach dem Innern des Körpers getrieben, durch Erweiterung derselben nach der Peripherie. Je nachdem nun durch die Bäder in der einen oder andern Richtung gewirkt wird, resultirt hieraus Anämie oder Hyperämie der inneren Organe.

Combinirt man diese Wirkungen mit der sympathischen und antagonistischen Wirkung des Wassers auf die Gefäße einzelner Organe, so kann man die Blutfülle einzelner Organe beliebig erhöhen oder verringern, den Blutstrom denselben zu- oder von ihnen ablenken oder, mit einem in der Medicin gebräuchlichen Ausdrucke, von ihnen ableiten.

Am wichtigsten ist der Einfluß, den wir durch die äußerliche Application des Wassers auf die Wärmebildung im Organismus ausüben. Wir können dieselbe zuvörderst mit Zuhülfenahme der physikalischen Eigenschaften des Wassers (höherer oder niederer Temperatur) nach Belieben erhöhen und herabsetzen und zwar auf kürzere oder längere Zeit, in einzelnen Theilen und Systemen des Körpers und hauptsächlich im gesammten Organismus. Abkühlung wird demgemäß in erster Linie durch Wärmeentziehung erreicht. Hierbei ist zu bemerken, daß ceteris paribus die inneren Organe am meisten abgekühlt werden, wenn die Hautgefäße möglichst lange erweitert gehalten werden, wodurch sie dem Innern des Körpers immer wieder die relativ größte Menge abgekühlten Blutes zuführen. Es geschieht dies am besten durch vorhergegangene feuchte Einpackungen (s. unten) bis zur Erwärmung der Peripherie und Frottiren der Haut während des Bades, sowie durch innere Darreichung von Spirituosen kurz vor dem Bade. Die letzten beiden Maßregeln verhüten aus genanntem Grunde auch den frühzeitigen Eintritt des Frostes im kalten Bade (der ja bekanntlich durch Blutleere der die Hautnerven umgebenden Gefäße hervorgerufen wird).

Die Temperatur des Körpers wird in zweiter Linie vermindert durch Beschränkung der Wärmeproduction, welche nach einigen Autoren durch längere und öftere Anwendung nicht zu niederer Wärmegrade beim Baden und dauernde locale Application auf Kopf und Brust (durch Wirkung auf die Centren der Wärmebildung) erreicht wird.

Temperaturerhöhung des Körpers erreicht man nicht nur durch Beschränkung der Wärmeabgabe vermöge schützender Hüllen, durch directe Zuführung von Wärme in warmen und heißen Bädern, sondern auch durch kurze energische Wärmeentziehungen der ganzen Peripherie, welche die Centren der Wärmebildung zu erhöhter Thätigkeit anregen. Uebrigens sind gerade die letzteren Punkte zur Zeit noch lebhaften Discussionen von seiten der Forscher unterworfen und müssen weitere Experimente erst mehr Licht in die Sache bringen. Es ist auch begreiflich, daß bei Beachtung so vieler und verschiedener Cautelen nicht nur streng individualisirt, sondern auch bei jedem einzelnen Falle experimentirt werden muß, wenn man in der Therapie etwas Ersprießliches leisten will. Auch lehrt es sich von selbst, daß man die Directive so eingreifender therapeutischer Maßregeln nur in der Cur erfahrenen Aerzten, unter allen Umständen aber nicht Laien anvertrauen soll. An die Wärmeregulation schließt sich die Wirkung der Kaltwassercur auf den Stoffwechsel und die Ernährung an, welche beiden Factoren bekanntlich auf das engste mit der Wärmebildung verknüpft sind. Es ist leicht ersichtlich, daß man durch die erhöhte oder verminderte Wärmebildung beide Functionen vermehren und vermindern kann. Modificirt wird die Wirkung der Temperaturen von der Peripherie aus durch die Art der Application. Ein Bassin- (Voll- oder Wellen-)bad wird mächtiger auf die Erwärmung oder Abkühlung des Körpers wirken als die Application des Wassers mit Hülfe von nassen Tüchern. Noch intensiver wird der Einfluß der Temperatur sein bei stets wechselnder Wassermenge (als Douche, Wellenbad, Flußbad, Uebergießung, fließendes Sitzbad). Daß außerdem auch die Lufttemperatur des Baderaumes in Hinsicht auf Erwärmung und Abkühlung von hohem Belang ist, versteht sich von selbst. Ferner pflegt Wasser ohne Bewegung (Vollbad, Wannenbad, Sitzbad ohne Zufluß) beruhigend, rasch fließendes, noch mehr aber herabstürzendes Wasser (sprudelndes Sitzbad, Uebergießung, Flußbad, Wellenbad, Douche) erregend auf die Nerven zu wirken. Kräftiger

noch wird auf die Erregung das Frottiren der Haut während der Badeform (Halbbad, Abreibung) und nach derselben wirken.

Noch sei bemerkt, daß relativ hohe und niedrige Temperaturen ertragen werden, ohne die Nerven aufzuregen, wenn man die Procedur mit lauem Wasser beginnt und allmählich durch langsamen Zufluß different temperirten Wassers seine Temperatur erhöht oder erniedrigt. Es wird durch dieses Einschleichen einer höheren oder niederen Temperatur (ganz ähnlich wie beim Einschleichen des galvanischen Stromes durch den Rheostaten) der Nervenreiz vermieden. Im Gegentheil wird der stärkste Nervenreiz ausgelöst durch den raschen Wechsel differenter Temperaturen, und zwar ist der Nervenreiz um so mächtiger, je rascher der Wechsel und je größer der Unterschied zwischen den wechselnden Temperaturen ist.

Das Einhüllen des Körpers in trockene Tücher wird die Temperatur desselben steigern, dieselbe Procedur mit feuchten, warmen und heißen Tüchern wird dasselbe bewirken und dabei das Nervensystem mächtiger erregen, während die Einpackung in feuchte mehr oder weniger kalte Tücher zuerst die Hautnerven reizt, ihre Blutgefäße contrahirt, die Hauttemperatur und infolge davon die Temperatur des ganzen Körpers herabsetzt, bei nachfolgender Erwärmung hingegen unter Erweiterung der Blutgefäße der Haut durch Anhäufung des Blutes auf der Peripherie die inneren Organe entlasten wird.

Es ergeben sich hieraus folgende Applicationsweisen oder Badeformen, die je nach Bedürfniß von der verschiedensten Temperatur und Zeitdauer verabreicht und auf das mannichfaltigste combinirt werden, so zwar, daß nicht nur an Einem Tage, den Indicationen entsprechend, verschiedene Badeformen verabreicht werden, sondern auch einzelne Applicationsweisen unmittelbar hintereinander vorgenommen werden können.

Die Wirkungsweise der einzelnen Proceduren wird man sich nach den vorausgegangenen Bemerkungen unter besonderer Berücksichtigung der über die Temperaturwirkungen und der jetzt folgenden Beschreibung derselben durch einiges Nachdenken selbst combiniren können, dabei aber immer bedenken müssen, daß einen Hauptfactor bei der ganzen Curmethode die Individualität des zu Behandelnden bildet.

Noch sei gleich im voraus bemerkt, daß fast keine einzige Badeform in allen dem Körper erträglichen Temperaturen verabreicht wird, eine Folge der mit ihnen in Hinsicht auf bequeme Application, Billigkeit und Wirkung auf die verschiedenen Organismen gemachten Erfahrungen.

Wir unterscheiden a) allgemeine und b) locale Applicationsweisen.

a) Allgemeine Applicationsweisen.

1) Das Halbbad. Man füllt eine gewöhnliche Badewanne 6—8 Zoll hoch mit Wasser, setzt oder legt den Kranken hinein und überschüttet ihm die außer dem Wasser befindlichen Theile mit dem Badewasser, während die im Wasser befindlichen kräftig gerieben werden. Dauer des Bades 2—15 Minuten; Wassertemperatur 10° bis 28° R. (12°—35° C.). Die Uebergießungen werden unter Umständen kälter als das Bad gemacht, bis 5° R. (6° C.) herab. Vor dem Bade und während desselben ist unter Umständen der Kopf und das Herz mit kalten Compressen zu bedecken.

2) Das (kalte) Vollbad wird in einem geräumigen Wasserbehälter (von 10 und mehr Kubikmeter Inhalt) vorgenommen. Der Kranke steigt entweder sofort in das 6°—12° R. (8°—15° C.) warme Bad hinein oder verweilt erst 1—2 Minuten in einem Halbbad von 16°—20° R. (20°—25° C.); Badedauer ½ bis 1 Minute. Nachher vor dem Abtrocknen eventuell wieder Rückkehr in das Halbbad auf 1—2 Minuten.

3) Das Wannenbad. Eine gewöhnliche Wanne wird so weit mit Wasser gefüllt, daß der Kranke bis an die Brustwarzen darinsitzt. Schutz des Kopfes durch eine kalte Compresse ist unter Umständen angezeigt. Ruhige Haltung im Wasser von 10°—30° R. (12°—37° C.), das nicht bewegt werden darf, in einer Zeitdauer von 2 Minuten bis mehreren Stunden ist das Charakteristische dieser Badeform. Eine besondere Art sind die abkühlenden Wannenbäder, in denen die Temperatur allmählich durch Zufluß des kälteren und Abfluß des wärmeren Wassers von höheren auf niedere Temperaturen gebracht wird.

4) Die Fallbäder oder Douchen bestehen in Vorrichtungen, durch welche Wassermengen in der Höhe von mindestens 3 Meter oder mit entsprechendem Drucke auf den ganzen Körper oder einzelne Theile applicirt werden.

Man unterscheidet: Regendouchen, welche das Wasser durch Gießkannenbrausen entsenden, Strahldouchen, welche dasselbe durch eine kleine Oeffnung, Falldouchen, welche es durch eine große Oeffnung (ursprünglich aus einer Rinne) ausfließen lassen, Glocken-, Zirkel-, Kapellendouchen, welche verschiedene Körpertheile von verschiedenen Seiten auf einmal einer Menge Wasserstrahlen aussetzen u. a.

Jede Temperatur, die fließendes Wasser hat, wird dabei verwandt, sogar das Wasser in Dampfform. Zeit der Anwendung 10 Secunden bis 5 Minuten.

5) Die Abwaschung wird vorgenommen entweder vom Kranken selbst oder einem Diener mit den ins Wasser getauchten Händen oder mit einem Schwamme oder Handtuch, sodaß Theil für Theil entblößt und nachher abgetrocknet wird. Der Kranke kann dabei im Bette bleiben. Temperatur 8°—28° R. (10°—35° C.).

6) Die Abreibung. Ein in Wasser getauchtes, mehr oder weniger ausgerungenes Betttuch wird um den Kranken geschlagen (der dabei im Bette liegen, auf einem Schemel sitzen oder stehen kann, je nachdem es die Umstände erfordern) und dessen Körper im Tuche so lange gerieben, bis dasselbe warm ist und hierauf der Kranke abgetrocknet. Durch ein- und mehrmaliges Uebergießen mit Wasser im nassen Leintuche kann der Patient wiederholt abgekühlt und wieder warm gerieben werden. Unter Umständen ist es zu empfehlen, im allgemeinen aber zu verbieten, daß der Kranke mitreibt. Temperatur 8°—28° R. (10°—35° C.)

7) Das Lakenbad wird ebenfalls in einem nassen Betttuche mit denselben Maßnahmen wie die Abreibung vorgenommen. Nur wird das den Körper bedeckende nasse Tuch nicht gerieben, sondern nur leise angedrückt oder durch Klopfen mit der flachen Hand der Haut möglichst eng angeschmiegt (weshalb man die Lakenbäder auch Abklatschungen nennt). Uebergießen von Wasser und nochmaliges, eventuell mehrmaliges Erwärmen durch Andrücken wird bei dieser Badeform noch öfter vorgenommen als bei den Abreibungen. Sie dauert 3 bis 15 Minuten und wird wie die Abreibung mit 8° bis 28° R. (10°—35° C.) Wasser vorgenommen.

8) Die Uebergießung nimmt man gewöhnlich in der trockenen Wanne vor (über andere Uebergießungen s. Nr. 1, 6 und 7). Man bedient sich dazu der gewöhnlichen Kücheneimer, deren meist 3 genügen. Bei großer Empfindlichkeit des Patienten soll die Temperatur des ersten Eimers lauwarm, des zweiten kühl und erst des dritten kalt sein, wenn man überhaupt zu niedrigeren Temperaturen greifen will; 5°—26° R. (6°—32° C.) werden angewandt.

9) Feuchte Einpackung. Man breitet auf ein Bett eine wollene Decke und auf diese ein mehr oder weniger ausgerungenes Leintuch aus, das man vorher in Wasser von 6° bis 26° R. (8°—32° C.) eingeweicht hatte. Auf dieses legt man den Kranken und hüllt zunächst seinen ganzen Körper bis an den Hals regelrecht in dasselbe ein, sodann schlägt man die Decke je nach dem Zweck langsamerer oder rascherer Erwärmung lockerer oder fester um das Ganze und legt unter Umständen noch ein oder mehrere Federbetten auf. Man läßt den Kranken in dieser Einpackung entweder bis zum Warmwerden des Leintuches (etwa ¼ Stunde) oder bis zu einer Stunde und länger, liegen. Nach der Auspackung wird er entweder sofort in ein frisches feuchtes Leintuch gepackt oder einfach abgetrocknet oder mit den Proceduren 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 und 8 bedacht.

Die Fluß- und Wellenbäder gehören nicht unbedingt in den hydrotherapeutischen Apparat, werden auch mehr von Gesunden als von Kranken gebraucht, sind aber selbstverständlich als vorzügliche Heilagentien bei verschiedenen Krankheiten zu benutzen und können sehr gut mit den Applicationen der Wassercur combinirt werden.

Den Uebergang von den allgemeinen zu den localen Bädern machen die sogenannten Sitzbäder. Der Kranke setzt sich mit entblößtem Gesäß, Schenkeln und Kreuz, sonst angekleidet, in eine sogenannte Sitzwanne, unter Umständen wird der Kopf gekühlt. Die Sitzbäder werden mit ruhigem und zufließendem warmen oder kalten Wasser genommen, haben Temperaturen von 6°—30° R. (7°—37° C.) und eine Dauer von 1—60 Minuten und länger. Von localen Bädern und Applicationsweisen sind hier noch zu erwähnen: das Hinterhauptsbad, Elnbogen- und Handbad, Fußbad (bewegtes und ruhiges), Umschläge (und zwar abkühlende, beruhigende, erregende und ableitende) an den verschiedensten Stellen des Körpers, Kühlblasen und Kühlsonden, Klystiere und Einspritzungen, endlich locale Douchen (die verschiedenen Arten s. Nr. 4).

Als passendes Vorbereitungsmittel zu den meisten der genannten Badeformen dient die trockene Einpackung in eine wollene Decke, auf die man gewöhnlich noch ein oder mehrere Federbetten legt und in welcher der Kranke bis zum Warmwerden (gegen ½ Stunde) oder 2—3 Stunden liegen bleibt.

Auch die feuchten Einpackungen werden in jeder Dauer und Temperatur den andern Badeformen vorausgeschickt. Bei den Einpackungen darf man nie versäumen, den Kopf und unter Umständen auch das Herz durch kalte Compressen, Eisblasen oder Kühlblasen vor Blutandrang zu sichern.

Weitere Combinationen mit Dampfbädern und irisch-römischen Bädern statt der Einpackungen werden je nach den Einrichtungen in verschiedenen Anstalten und auch am Krankenbett mit mehr oder weniger Erfolg vorgenommen.

Unmittelbar nach dem Bade dienen zur Erwärmung, Schweißerregung und Beförderung der Reaction: wiederholte Einpackungen in trockene oder nasse Tücher oder angestrengte Muskelbewegung in Form von Spaziergängen und Gymnastik.

Ein nicht zu unterschätzendes Hülfsmittel erwächst der äußeren Anwendung des Wassers in dessen innerlichem Gebrauche, durch welchen, je nach Temperatur und Menge des eingeführten Wassers, die Pulsfrequenz vermehrt und vermindert, auf die Zahl und Tiefe der Athemzüge gewirkt, die Temperatur erniedrigt wird, und zwar in erster Linie die des Magens (verhältnißmäßig rasch und auf lange Zeit); vom Magen aus werden die anliegenden Organe des Unterleibes, besonders der Darm und die Lymphgefäße und Venen, und von hier aus der ganze Körper abgekühlt. Ferner kann man durch methodisches Wassertrinken den Blutdruck erhöhen, die Resorptionsfähigkeit anregen, die Diurese befördern, ebenso aber auch die Anbildung steigern, die Peristaltik der Därme anregen und retardiren.

Die Diät bei der Wassercur war ursprünglich eine stereotype, „naturgemäße", bestehend im Genuß von Milch in allen Formen als Getränk (außer dem selbstverständlichen, geregelten, meist vermehrten Wassergenuß), in der Enthaltung von allen Reiz- und Genußmitteln, vor allem von Spirituosen, von allen sogenannten „künstlichen Säuren" (Früchte aller Art mit ihrer natürlichen Säure gehörten nicht dahin) und einer Vorliebe für vegetabilische Kost, sowie möglichst einfacher und roher Beschaffenheit der Speisen. Die meisten Hydrotherapeuten der Neuzeit passen ihre diätetischen Vorschriften jedoch der Individualität des jeweiligen Falles an.

Ziehen wir das Resultat dessen, was wir über unsere Curmethode des längeren auseinandergesetzt, so haben wir in dem Wasser eins der wirksamsten Heilmittel, welches wie kein anderes den Namen eines universellen verdient. Daß die unzähligen Combinationen des Wasserheilverfahrens jedem Krankheitsfalle und den verschiedensten äußeren Verhältnissen angepaßt, daß jede

Art von Krankheit rationell auf Grund dieses Verfahrens behandelt werden kann, ist wol aus unserer ganzen Auseinandersetzung zu ersehen. Um so auffallender ist es, daß man in den Kliniken unserer Universitäten diesem beachtenswerthen Mittel bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Es mag dies seinen Grund haben in der Schwierigkeit einer präcisen technischen Anwendung, indem dazu, wie schon erwähnt, durchaus zuverlässige Wärter und beständige ärztliche Controle erforderlich sind, welche beiden Vortheile jedoch in klinischen Anstalten leichter zu erreichen sind als in der Privatpraxis. Unter den acuten Krankheiten, welche sämmtlich mit auffallend günstigen Resultaten durch die Kaltwassercur behandelt werden können, wird eigentlich nur der Typhus und hin und wieder von einzelnen Klinikern die Lungenentzündung dieser Behandlung unterworfen. Die acuten Exantheme, die sich ganz besonders zur Wasserbehandlung eignen, sind bisher in den Kliniken (einzelne Versuche von Hebra ausgenommen) nach unserer Methode noch nicht behandelt worden. Chronische Kranke schickt man lieber in die Wasserheilanstalten, Etablissements, wo sie als Pensionäre in angenehmer Geselligkeit, guter Luft und schöner Umgebung mit passender Nahrung und unter beständiger Aufsicht des Arztes die Curmittel genießen. Häufig combinirt man in diesen Anstalten die Kaltwassercur mit dem Gebrauch von Kiefernadelbädern, Elektricität, Heilgymnastik und Massage, sowie mit Anwendung künstlich verdichteter und verdünnter Luft.

Als gute Wasserheilanstalten (die bewährtesten sind gesperrt gedruckt), welche für uns Deutsche wichtig sind, nennen wir:

1) In der norddeutschen Ebene: Eckerberg bei Stettin, Feldberg bei Blankensee, Stuer in Mecklenburg, Sophienbad in Reinbeck bei Hamburg, Arendsee in der Altmark, Cleve an der holländischen Grenze.

2) Am Rhein und in Südwestdeutschland: Godesberg bei Bonn, Laubbach bei Coblenz, Marienberg und Mühlbad bei Boppard, Dietenmühle und Nerothal in Wiesbaden, Johannisberg am Rhein, Nassau an der Lahn, Hofheim und Königstein am Taunus, Michelstadt bei Erbach, Beurig bei Saarburg, Gleisweiler bei Landau, Herrenalp und Teinach am Schwarzwald.

3) In Mitteldeutschland: Lauterberg am Harz, Wolfsanger bei Cassel, Liebenstein, Elgersburg, Ilmenau und Sonneberg in Thüringen, Kissingen, Alexandersbad bei Wunsiedel, Königsbrunn und Schweizermühle in der Sächsischen Schweiz, Kreischa bei Dresden.

4) In Oesterreich und Baiern: Eichwald bei Teplitz, Wartenberg bei Turnau, Gräfenberg und Zuckmantel in Schlesien, Kaltenleutgeben bei Wien, Fürstenhof bei Kapfenberg, Frohnleiten bei Bruck, St. Radegund und Eggenberg bei Graz, Brunnthal bei München.

5) In der Schweiz: Mammern bei Constanz, Brestenberg bei Wildegg, Buchenthal im Canton St.-Gallen, Albisbrunn bei Zürich, Schönbrunn bei Zug, Schöneck am Vierwaldstätter See, Rigi-Kaltbad, Divonne und Champel sur Arve bei Genf, La Salute am Lago Maggiore.

Vorzugsweise zur Behandlung in solchen Anstalten eignen sich folgende Krankheiten: Hautschwäche (Hautnervenschwäche), Kopfdruck, Melancholie, Hypochondrie, Hysterie und beginnende Geisteskrankheiten. Auch die Psychiatrie ignorirt unsere Curmethode fast vollständig, nachdem sie von einer planlosen und schädlichen Anwendung kalter Kopfdouchen glücklicherweise abgekommen ist. Und doch gibt es neben der psychischen Behandlung (die sich zwar von selbst versteht, aber leider oft genug im Stiche läßt) kein rationelleres und deshalb wirksameres Mittel gegen Psychosen (zumal in den Anfangsstadien) als vernünftige und discrete Anwendung des Wassers.

Zu den Krankheiten, in denen Wassercuren neben andern Mitteln angewandt werden, gehören auch noch: Syphilis (neben der üblichen Behandlung mit den specifischen Mitteln oder wechselsweise mit derselben), Arzneisiechthum, chronische Alkohol- und Nicotinintoxication, Blutarmuth (verbunden mit Eisengebrauch, aber auch von besonderem Werthe in solchen Fällen, wo Eisen nicht ertragen wird), Rheumatismus, Gicht, Neuralgien und Neurosen der verschiedensten Art und in den verschiedensten Organen, Krämpfe, Rückenmarkslähmungen — in erster Linie Tabes dorsualis (unter Umständen mit elektrischer Behandlung combinirt), organische Gehirnkrankheiten, chronische Lungenleiden, besonders Lungenschwindsucht, welche nach Brehmer's Methode neben passender Luft, Diät und Athemgymnastik durch kalte Abreibungen und Douchen behandelt wird (in den Heilanstalten zu Görbersdorf, Falkenstein, Davos u. a.), Krankheiten des Herzens und der Circulationsorgane, Skrophulose und Lymphdrüsenerkrankungen, Magen- und Darmkatarrh, Hämorrhoiden und Verstopfung, Krankheiten der großen Unterleibsdrüsen, der Beckenorgane (männlichen und weiblichen Genitalien) und endlich verschiedene Hautkrankheiten. Selbst mit an sich unheilbaren Uebeln, wie Herzklappenfehlern, Krebsleiden u. a. Behaftete werden mit Wassercuren insofern glücklich behandelt, als ihnen dadurch ihr Leiden erträglicher gemacht werden kann.

Eine ausführliche Zusammenstellung der einschlägigen sehr reichhaltigen Literatur findet sich mit seltener Vollständigkeit in Winternitz, Hydrotherapie (in v. Ziemßen, Handbuch der allgemeinen Therapie, Bd. 2, Thl. 3, Leipzig 1881). Für das eingehende Studium der Hydrotherapie bilden die classischen Werke von Winternitz die Grundlage. Als zur allgemeinen Belehrung besonders empfehlenswerth sind zu nennen:

1) Schriften von Aerzten: C. F. W. Richter, Versuch zur wissenschaftlichen Begründung der Wassercur. — Petri, Kaltwasserheilmethode. — Ders., Wissenschaftliche Begründung der Wasserheilkunde u. a. — Runge, Die Wasserkur. — Das Verhalten bei den Wasserkuren.

2) Schriften von Nichtärzten: Munde, Hy-

drotherapie für Nichtärzte. — „Der Wasserfreund", Zeitschrift. — Rauße, Anleitung zur Ausübung der Wasserheilkunde. (*Emil Preller.*)

KALUGA, eins der centralen Gouvernements des europäischen Rußlands, welches auf 30,923 □Kilom. 1,015,728 Einwohner zählt, ist von den Gouvernements Moskau, Tula und Orel umgeben und befindet sich durch große Handels- und Gewerbthätigkeit in hohem Wohlstande. Man zählt hier 310 Fabriken und Manufacturen mit einer jährlichen Production von über 5 Mill. Rubel. Besonders ragen hervor die Erzeugnisse der Glashütten, Eisenhämmer, Woll-, Baumwoll- und Leinwandmanufacturen, der Tuchfabriken und der großen Branntweinbrennereien. Kaluga ist eins der wohlhabendsten Gouvernements Rußlands; der Hauptstrom ist die Oka, die das Gouvernement in einer Länge von 280 Kilom. durchströmt und einen ergiebigen Fischfang gewährt. Von den Zuflüssen der Oka sind die bedeutendsten: die schiffbare Ugra, die Shysdra, Upa, Tarusa und Protwa; zum Stromgebiet der Desna gehören die Flüsse Bolwa, Snopot und Lompad. Seen gibt es nur wenige und sehr kleine; Sümpfe vorzugsweise in dem Shysdrinskischen und Mosalskischen Kreise. Die Wälder, etwa 25 Proc. des Areals, finden sich hauptsächiich im südwestlichen Theile des Gouvernements und sind reich an Wildpret. Vorherrschend sind in ihnen die Tanne und die Fichte. Die kalugaischen Nachtigallen sind weithin berühmt. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt $+ 3,_8°$ R., die mittlere Temperatur des Winters $—5,_8°$ R., des Frühlings $+ 2,_5°$, des Sommers $+ 12,_9°$, des Herbstes $+ 3,_6°$.

Die Landbewohner beschäftigen sich vorzugsweise mit Hanfbau, dessen jährlicher Ertrag sich auf circa 400,000 Pud beläuft. Weniger ergiebig ist der Getreidebau, einerseits wegen der geringen Fruchtbarkeit des Bodens, andererseits wegen der mangelhaften Bearbeitung der Felder, sodaß der Binnenbedarf durch Getreideeinfuhr aus den benachbarten Gouvernements Orel, Kursk und Tula gedeckt werden muß. Auch die Viehzucht steht noch auf einer niedrigen Stufe der Entwickelung, was seinen Grund in dem Mangel von guten Wiesen hat.

Das Gouvernement wird in 11 Kreise eingetheilt, und zwar: Kaluga, Peremyschl, Koselsk, Shysdra, Malojaroslawetz, Borotnosk, Lichwin, Metschowsk, Mosalsk, Medyn und Tarusa. Früher war Kaluga eine Provinz des Großfürstenthums Moskau, bis es von Katharina II. zu einem besonderen Gouvernement erhoben wurde.

Die Hauptstadt Kaluga, am Einflusse der Jatschenka in die Oka und an der Bahnlinie Wjäsma-Rjaschk, zählt 38,608 Einwohner, die besonders lebhafte Oel-, Borsten-, Leder- und Segeltuchfabrikation, sowie einträglichen Handel mit Oel, Obst, Getreide, Gemüse, Pfefferkuchen und Honig betreiben. An der schiffbaren Oka gelegen, im Centrum der Handelsstraßen zwischen Brjansk, Orel, Bolchow und den ukrainischen Städten einerseits, sowie Moskau, Serpuchow und Bjely andererseits, hat Kaluga die Bedeutung eines wichtigen Handelsplatzes. Im Hafen von Kaluga werden jährlich Waaren im Werthe von 381,000 Rub. eingeladen und für 1,450,000 Rub. ausgeladen. Die Stadt ist der Sitz eines Civil-Gouverneurs und eines griechischen Bischofs, hat 31 Kirchen, ein Mönchs- und ein Nonnenkloster, ein Priesterseminar, ein Gymnasium, ein adeliges Pensionat, drei Hospitäler, 800 Kaufläden, eine öffentliche Bank, ein Gefängniß, eine Kreis- und vier Pfarrschulen, eine 1849 gegründete landwirthschaftliche Gesellschaft, vier Wohlthätigkeitsanstalten, 53 Fabriken und Manufacturen mit einer jährlichen Production von 700,000 Rub. Die bedeutendsten darunter sind 12 Lederfabriken, 4 Borstenfabriken, 1 Baumwollweberei, 6 Wachsbleichereien, 15 Oelmühlen, 6 Kachelfabriken u. s. w. Auch befinden sich hier ein großer Artilleriepark und bedeutende Pulvermagazine.

Kaluga, dessen Name in den historischen Documenten zum ersten mal im J. 1389 erwähnt wird, in welchem Dimitri Donskoi es seinem Sohne Andreas vermachte, war ehedem häufigen Ueberfällen der Litauer, Polen und Tataren ausgesetzt; 1512 hatte es den letzten Angriff der krimschen Tataren zu bestehen. Die Stadt war Sitz des zweiten, falschen Demetrius, der hier 1610 ermordet wurde, und seit 1859 der Aufenthaltsort des berüchtigten Tscherkessenhäuptlings Schamyl. (*A. v. Wald.*)

KALUSCHIN, Kałuszyn, Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Warschau, an dem Flüßchen Witowka, 1234 Kilom. von Petersburg. Die Stadt hat eine hölzerne katholische Kirche, eine Elementarschule, eine Synagoge, zwei jüdische Gebetschulen, eine Seifensiederei und Talglichtfabrik, zwei Essigbrauereien, eine Gerberei. Die Einwohnerzahl beträgt 7435, von denen 6380 Juden. Die jüdischen Einwohner treiben Kleinhandel, die christlichen beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Schuhmacherhandwerk und mit der Töpferei. Die 6 Jahrmärkte am 11. Jan., 1. März, 12. April, 30. Aug., 25. Oct. und 20. Nov. (a. St.) sind ganz unbedeutend und werden nur von Kaufleuten aus der Umgegend frequentirt. (*A. v. Wald.*)

KAŁUSZ, eine Stadt im östlichen Galizien, 42° 2′ östlich von Ferro 49° 1′ nördlicher Breite, in einer Meereshöhe von 318 m am linken Ufer der Lomnica gelegen. Sie zählt 7210 Einwohner, ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichtes, eines Steueramts, eines k. k. Salzverschleißamts, der k. k. Forst- und Domänenverwaltung und eines k. k. Finanzwach-Commissariats. Kałusz gehört zum Sprengel des Kreisgerichts Sambor und des Oberlandsgerichts Lemberg. Nordöstlich von der Stadt erhebt sich das salzreiche Kopan-Gebirge, im Süden liegt der Bahnhof der Erzherzog-Albrecht-Bahn. Kałusz besitzt eine Saline. Die Salzsiederei daselbst war wie die übrigen ruthenischen Sudsalinen und wie die Salinen in Wieliczka und Bochnia einst Eigenthum der polnischen Könige und an Privatpersonen verpachtet. Nachdem Galizien an Oesterreich gefallen war, wurde die Saline in Kałusz in das Staatseigenthum übernommen. Der Bau der Saline hat eine Tiefe von etwa 113 m. Durch diesen Bau ist die Salzlagerstätte in ihrer ganzen Mächtigkeit vollständig aufgeschlossen. Dieselbe ist hier bei 129 m mächtig und

streicht von Nordwest gegen Südost. Meist bildet das Salz sehr schmale, selten 0,7 m mächtige Lager, die mit dem Thone wechsellagern. Innerhalb der Salzlagerstätte, etwa 40 Meter vom Hangenden derselben entfernt, beginnen zuerst sporadisch unregelmäßig geformte Stücke von einem meist röthlich gefärbten grob krystallinischen Salze aufzutreten, das sich als reiner Sylvin, Chlorkalium erweist. Die Stücke mehren sich rasch, aus den einzelnen derselben werden eingelagerte schmale Streifen, die endlich zu größeren linsenförmigen Einlagerungen von oft mehreren Metern Länge und etwa gegen 0,47 Meter Dicke sich gestalten. Die kaluszer Saline wurde daher im J. 1870 eingestellt und von einer Gesellschaft zum Betriebe des Kalibergbaues pachtweise übernommen, welche bereits in demselben Jahre reichlich producirte. (Vgl. F. Fötterle, die Chlorkalium- (Sylvin-) Ablagerung zu Kałusz, in der Oesterreichischen Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen, red. von Hingenau, Jahrg. XVI, 1868, Seite 235—23. (*Ferd. Grassauer.*)

KALVÖRDE (Calvörde), Marktflecken des braunschweigischen Kreises Helmstedt in einer Enclave im preußischen Regierungsbezirk Magdeburg, an der Ohre und am Drömling, 6 Kilometer von der Eisenbahnstation Flechtingen an der Strecke Magdeburg-Oebisfelde der Magdeburg-Halberstädter Bahn; hat Chausseeverbindung mit Gardelegen, Neuhaldensleben und Helmstedt. Es zählte im J. 1880 2046 Bewohner (gegen 2184 im J. 1875), darunter 2031 Protestanten, 10 Katholiken und 5 Juden; es hat Amtsgericht, Spiritusbrennerei mit 5 Arbeitern, Kartoffelstärkefabrik mit 30 Arbeitern, Torfgräbereien, Tabacksbau auf 450 Morgen, Hopfenbau auf 80 Morgen, betreibt Getreide- und Kartoffelhandel und hält 5 Vieh- und 4 Krammärkte ab.

Der Ort Kalvörde führt sich auf eine Burg zurück, die zum Schutz der bereits im 12. Jahrh. den sumpfigen Drömling auf einem gepflasterten Damm überschreitenden Leipzig-Lüneburger Frachtstraße erbaut war. Die Sage schreibt die Gründung dieser Burg Karl dem Großen (Caroli furtum) zu, oder einem wendischen Häuptling Kale. Der Bischof von Magdeburg belagerte die Burg zur Zeit Heinrich's des Löwen lange vergeblich. Nach dem Sturze Heinrich's des Löwen war Kalvörde bis ins 14. Jahrh. Eigenthum der Markgrafen von Brandenburg, kam aber später in den Besitz der Herzoge von Braunschweig. Im Dreißigjährigen Kriege gingen im Amtsbezirk 17 Dörfer ein, deren Bewohner, soweit sie noch lebten, sich in Kalvörde niederließen. Im J. 1701 und nachmals 1710 brannte der größte Theil des Orts ab. 1800—1814 war Kalvörde Cantonshauptort des Königreichs Westfalen. Im J. 1830 wurde die herzogliche Domäne dem Orte zugewiesen, wodurch sich die Verhältnisse der bis dahin armen Bewohner wesentlich besserten.

(*A. Schroot.*)

KALWARYA, Kreis und Kreisstadt im suwalkischen Gouvernement des europäischen Rußlands. Der Kreis K. ist der fruchtbarste des ganzen Gouvernements, 45 □Meilen groß, hat circa 62,000 Einwohner und ist ein fast überall ganz flaches, treffliches Kornland, welches das 10. bis 12. Korn gibt. Vorzüglich ergiebig ist die Gegend von Wilkowiszki. Außer dem großen buchtaschen Forst gibt es aber nur wenig Wald. Der Kreis wird im Osten durch den Niemen, in der Mitte von der Scheschuppe durchströmt. — Die Kreisstadt Kalwarya, 885 Kilom. von Petersburg, liegt an der Scheschuppe in einer fruchtbaren Gegend, allein wegen des Sumpfgrundes, worauf sie liegt, fehlt es ihr an gutem Trinkwasser und die ungepflasterten Straßen sind kothig. Die Stadt hat 10,362 Einwohner, wovon mehr als die Hälfte Juden, die einen lebhaften Getreidehandel mit Preußen treiben. Es befinden sich hier 4 christliche Kirchen, 1 Juden-Synagoge, 1 Kreisschule und 2 Elementarschulen. (*A. v. Wald.*)

Kalwitz, s. Calvisius.

KALYDON (ἡ Καλυδών), altgriechische Stadt im südlichsten Theil der Landschaft Aetolia, dreißig Stadien ($1\frac{1}{2}$ Stunden) oberhalb der Mündung des Flusses Euenos auf einigen vom Bergzuge Arakynthos nach dem rechten Ufer des Flusses vorspringenden Hügeln gelegen. Die nach dieser ihrer Lage in der Ilias mit den Beiwörtern πετρήεσσα „die felsige" (B, 640) und αἰπεινή „die hochgelegene" (N, 217; Ξ, 116), oder ἐρατεινή „die schöngelegene" (I, 531; 577) bezeichnete Stadt verdankt ihren Ruhm besonders der Sage vom kalydonischen Eber, welche in der Ilias (I, 529 fg.), jedenfalls nach einem älteren Einzelliede, folgendermaßen erzählt wird: Oineus der König von Kalydon vergaß, während er den übrigen Göttern reiche Opfer darbrachte, der Artemis zu opfern. Erzürnt darüber sandte die Göttin einen furchtbaren Eber, welcher das Gebiet von Kalydon verwüstete. Meleagros, der Sohn des Oineus und der Althäa, erlegte das Ungethüm mit Hülfe zahlreicher Jäger, welche aus verschiedenen Gegenden Griechenlands zur Theilnahme an der Jagd herbeigekommen waren. Die Göttin aber erregte eine blutige Fehde zwischen den Aetolern von Kalydon und ihren Nachbarn, den Kureten, um den Kopf und das Fell des erlegten Thieres. Solange nun Meleagros an der Spitze der Aetoler kämpfte, blieben diese immer siegreich; als aber dieser, erbittert über einen von seiner eigenen Mutter Althäa infolge der Tödtung eines ihrer Brüder ausgestoßenen Fluch, sich vom Kampfe zurückzog, da wandte sich das Kriegsglück. Die Kureten belagerten die Stadt Kalydon und bedrängten sie hart. Vergeblich suchten die Aeltesten der Stadt durch große Versprechungen, seine nächsten Angehörigen durch flehentliches Bitten den Meleagros zu erneuter Theilnahme am Kampfe zu bewegen; erst als die Kureten schon die Vertheidigungswerke der Stadt erstiegen hatten und diese in Brand zu stecken begannen, gab er dem Flehen seiner Gattin Kleopatra nach, legte seine Waffenrüstung an und trieb die Feinde zurück. Ueber den Tod des Meleagros gibt die Homerische Erzählung nur die Andeutung, daß die Erinys den von seiner Mutter gegen ihn ausgestoßenen Fluch erhört, d. h. daß er infolge des mütterlichen Fluches den Tod gefunden habe. Nach-Homerische Epiker ließen ihn durch Apollon, der den Kureten im Kampfe Beistand leistete,

getödtet werden. Die verbreitetste Form der Sage aber, welche in der Literatur zuerst von dem Tragiker Phrynichos in seinem Drama „Die Pleuronierinnen" dichterisch behandelt worden ist, war die, daß Althäa, ergrimmt darüber, daß Meleagros im Streite um die Exuvien des erlegten Ebers ihre Brüder erschlagen, durch Verbrennung eines Holzscheites, an welches der Spruch der Moiren bei der Geburt des Knaben dessen Leben geknüpft hatte, den Tod des eigenen Sohnes herbeigeführt habe (*Paus.* X, 31, 3 fg.). Erst der nachhomerischen Sage gehört auch die bedeutende Rolle an, welche Atalante bei der kalydonischen Eberjagd spielt. Vergl. über die Behandlung der Meleagersage in der Poesie und Kunst der Alten R. Kekulé, De fabula Meleagrea, Berlin 1861. — In der historischen Zeit besaß Kalydon ein ausgedehntes und fruchtbares Gebiet (ἡ Καλυδωνία), welches sich von Arakynthos im Westen bis zu den Bergen Chalkis und Taphiassos im Osten erstreckte; zu demselben gehörte ein fischreicher See (*Strab.* X, p. 460) und ein Hafen (*Paus.* VII, 21, 5), dessen Stelle sich infolge der durch die Anschwemmung des Flusses Euenos bewirkten Veränderung der Küstenlinie nicht mehr nachweisen läßt. Die Stadt selbst hatte einen Tempel der Artemis Laphria mit einem von den naupaktischen Künstlern Menächmos und Soidas, Schülern des Kanachos von Sikyon und des Kallon von Aegina, gearbeiteten Cultbilde aus Gold und Elfenbein, welches die Göttin als Jägerin darstellte (*Paus.* VII, 18, 8 fg.); in der Nähe der Stadt befand sich auch ein Heiligthum des Apollon Laphrios (*Strab.* X, p. 459). Die Stadt, für deren Bedeutung in älterer Zeit auch die Benennung des äußeren korinthischen Meerbusens als Καλυδώνιος πορθμός (*Heliod.* Aethiop. V, 17; *Alciphr.* Ep. I, 18) Zeugniß gibt, verfiel infolge der Gründung der Stadt Nikopolis durch Augustus, für welche sie den größten Theil ihrer Bewohner abgeben mußte; Augustus schenkte dann werthvolle Stücke aus der verödeten Stadt, darunter das Cultbild der Artemis Laphria, den in Paträ in Achaia angesiedelten römischen Colonisten, in deren Besitz sich um den Beginn unserer Zeitrechnung auch der zum kalydonischen Gebiete gehörige fischreiche See befand (*Paus.* VII, 18, 8; *Strab.* X, p. 450 u. p. 460). Heutzutage sind noch ziemlich ausgedehnte Reste der Akropolis und der Ringmauern der alten Stadt mit viereckigen Thürmen und Thoren, sowie Terrassen und Fundamente von Gebäuden innerhalb derselben erhalten, welche von den Umwohnern das Kastron von Kurtaga genannt werden; s. Bazin, Mémoire sur l'Étolie, in den Archives des missions scientifiques, II série, t. I, p. 356 sq. (*C. Bursian.*)

KALYMNO, in der venetianischen Schifferssprache der Levante Calimna, ist eine türkische Insel, welche unfern der Küste von Karien zwischen Leros und Kos liegt. Sie scheint die Haupt-Insel der Homerischen Inselgruppe der Calydnä, welche Leros, Telendos und einige benachbarte Felsmassen umfaßte, gewesen zu sein. Ursprünglich hatte es karische Bewohner, wurde aber später von thessalischen Aeoliern oder Doriern, unter Herakliдischen Führern, colonisirt. Zur Zeit des Trojanischen Krieges war die Insel der Artemisia von Halikarnassos unterworfen, ebenso wie die Nachbarinseln Kos und Nisyros. Jetzt gehört sie zu Rhodos und zahlt einen kleinen Tribut, ordnet aber ihre Angelegenheiten ganz selbständig. Bewohnt wird sie von etwa 7000 Menschen, welche sämmtlich am Hafen oder in der kaum eine Stunde von demselben auf einer Hochfläche gelegenen Stadt wohnen. Dieselben treiben Handel, Schwammfischerei und Ackerbau. Der beste Hafen ist Pothia. Die Insel ist kahles Gebirge, sodaß Ovid's „silvis umbrosa Calymne" nicht mehr auf sie paßt. Sie war im Alterthum ihres Honigs halber berühmt (fecunda melle Calymne, *Ov.*) und erzeugt solchen noch jetzt, außer Feigen, Wein, Oel und Gerste. — Was die alten Städte betrifft, so erwähnt Plinius deren drei oder vier; die bedeutendsten Ruinen haben sich in dem Thale oberhalb des Hafens Linari, an der Westseite der Insel, gefunden, namentlich die einer großen an der Stelle eines alten Apollotempels gebauten Christus-Kirche. Südlich von der jetzigen Stadt liegt eine Argos genannte Ebene, wie auf der Insel Kasos. Der Engländer Newton hat hier Ausgrabungen gemacht. Meist setzt man von Budrum oder Skala-nova nach Kalymno über. (*A. v. Klöden*).

KALYPSO, Καλυψώ, nach Etym. Magn. 141, 7 von καλύπτω, von Pape als „Willibirg", die zu bergen Begehrende, von Hermann als „Occulina", von Gerhard (Ges. akad. Abhandl. I, S. 28 fg.) als „Verhüllende, Dunkle", von Suidas und dem Etym. Magn. 486, 24 mit Anschluß an Homer's (Odyss. VII, 245) δολόεσσα als „trügerische, listige" gedeutet, war die göttliche Tochter des Atlas (daher Ἀτλαντίς, *Apoll. Rhod.* IV, 575; Atlantis *Tibull.* IV, 1, 77; Atlantias, z. B. Priapea LXIII, 23 ed. Luc. Müller), ihm von der Pleione geboren (*Hygin.* Fab. init.). Doch wird sie auch gelegentlich Tochter des Nereus und der Doris (*Apollod.* I, 2, 7; cf. *Eurip.* Kyklops 266, wo Seilenos schwört: μὰ τὴν Καλυψῶ τάς τε Νηρέως κόρας) oder des Okeanos (*Hom.* Hymn. in Cerer. 422; *Hesiod.* Theog. 359 und 1017) oder des Helios (*Tzetzes* ad Lyk. 174 καθ' ἑτέρους Ἡλίου), auch Gemahlin des Atlas und von ihm Mutter des Auson (*Steph. Byz.* p. 148 Meineke; *Eustath.* zu Dionys. Perieg. 78) genannt.

Sie bewohnte die Insel Ogygia, die als baumreich (δενδρήεσσα, Odyss. I, 51), fruchtbar (fecunda arva *Tibull.* IV, 1. 77), an Obst gesegnet (*Sidon. Apollin.* IX, 59 pomaria divitis Calypso, XI, 67 poma C.), mit allen Reizen der Natur geschmückt (*Dio Chrysost.* II, p. 27) gerühmt wird. Man glaubt gemeiniglich, dieselbe in einem kleinen Eilande beim capo delle colonne in Lucanien wiedergefunden zu haben. Bei den Alten herrscht über Lage und Namen wenig Uebereinstimmung. Häufig wird sie, in Verwechselung mit der Insel der Kirke, Aeäa genannt (*Hyg.* Fab. 125; *Tzetz.* ad Lyk. l. c., *Pomponius Mela* II, 7; deshalb Aeaea puella *Prop.* III, 3. 31). Nach Scylax (Periplus XIII, D) lag sie in Lucanien, nach Plinius (Nat. hist.

III, 10. 15) beim Terinäischen Meerbusen, während andere (*Steph. Byz.* 478, 20, *Apollon. Rhod.* IV, 574) Nymphaia im Adriatischen Meer oder (*Kallimachos* bei Strabo 7, 299, cf. 1, 44) Gaudus bei Kreta für Ogygia halten. Der frühere Name der Insel sollte Milet gewesen sein (*Steph. Byz.* 453, 5).

Außer daß Kalypso auf der Vase des Assteas in Neapel (Millin, Gal. mythol. pl. CXIV, No. 144; Gerhard, Ges. Abhandl. I, 76 fg.; Heydemann, Die Vasensamml. d. Mus. zu Neapel, No. 2873, S. 419 fg., wo S. 420 die reiche Literatur) als Hesperide erscheint, und im Homerischen Hymnus an Demeter, V. 423, unter den Gefährtinnen der Kora die *ἱμερόεσσα Καλυψώ* genannt wird, lernen wir sie nur aus der Rolle kennen, die sie bei den Irrfahrten des Odysseus spielt, welcher, nach dem Verlust aller Genossen, und nachdem er zum zweiten mal den Gefahren der Skylla und Charybdis entgangen, am zehnten Tage auf Ogygia landet (s. besonders Odyss. V, 130 sq., VII, 253 sq.) Kalypso nimmt ihn freundlich auf, aber, von Liebe zu ihm ergriffen, weigert sie ihm die Heimkehr und hält ihn lange Zeit auf ihrer Insel fest (Od. VII, 261 und Anonymus bei Westermann, Mythogr. gr. p. 343 sq. acht Jahre; nach *Tzetzes* ad Lyk. 744 sieben, nach *Ovid.* Pont. IV, 18. 13 sechs, nach *Serv.* ad Vir. Aen. III, 678 sechs oder zehn, nach *Hygin.* 125 toto anno); nur widerwillig fügt sich der Held in der (von Eulen bevölkerten, *Aelian.* Var. Hist. 15, 28) Höhle dem Liebesbunde mit der Göttin (Od. V, 155: *παρ' οὐκ ἐθέλων ἐθελούσῃ*), dem Auson (*Servius* l. c. III, 171 und *Scymnus* Perieg. 230) oder Nausithoos und Nausinoos (*Hesiod.* Theog. 1017 sq.) entsprießen. Aber weder der Geliebten Reize, noch ihre Sorgfalt und Freundlichkeit, noch ihr Versprechen, ihm die Unsterblichkeit und ewige Jugend zu schenken (Od. V, 135 sq.; *Heraclit.* De incredib. 32, *Tzetzes* l. c.) vermögen die Sehnsucht des Odysseus nach seiner Heimat und nach seiner Penelope (*Jamblichus* De Pyth. vita 57) zu bannen (Od. I, 57; V, 87 u. sonst), bis endlich Pallas Athene, seine stete Beschützerin, sich seiner erbarmend, Zeus an das Versprechen erinnert, den Dulder seine Heimat wiedergewinnen zu lassen (Od. I, 48; V, 30), worauf jener den Hermes nach Ogygia entsendet (ib. V, 29, 105 fg; *Hygin.* 125), mit dem Befehl an die Göttin, den Odysseus zu entlassen. Widerwillig und klagend gehorcht sie dem Befehl, lehrt den Helden ein Floß bauen und entläßt ihn reich beschenkt (V, 140; VII, 264; *Ausonius* Perioch. Od. V). Die Verlassene gibt sich schmerzlicher Klage hin und tödtet sich nach Hygin (fab. 243) selbst. Doch berichten vereinzelt andere Autoren, Odysseus habe über die Liebe der Kalypso Heimat und Weib vergessen (*Philostrat.* Vita Apollon. Tyan. VII, 10; cf. *Cic.* De offic. I, 31, 113), sodaß sie weder contempta (*Claudian.* XXIX, 24) noch elusa (*Prop.* III, 21. 13) erscheint. Lucian (Vera hist. 29. 36) läßt Odysseus auch noch in der Unterwelt der Kalypso gedenken und ihr einen Brief schreiben.

Aus einer Komödie des Anaxilas: *Καλυψώ*, hat uns Athenaios (III, 95 B und IV, 171 F) zwei unbedeutende Fragmente überliefert (s. Meineke, Com. gr. fragm. I, p. 407).

Die alte bildende Kunst hat sich der Kalypso gegenüber ziemlich spröde verhalten. Zwar hat der berühmte Nikias (nach *Plin.* Nat. h. XXXV, 11, 40) die Kalypso gemalt (fecit et grandes picturas, a quibus sunt Calypso et Io et Andromeda etc.) und zwar, falls die Stelle des Plinius intact ist, sogar zweimal, worunter einmal sitzend (et C. sedens), vermuthlich als Einzelfiguren; auch Dio Cassius (XLVIII, 50) redet von einem Bilde bei den Campanern, welches Kalypso oder eine andere „Heroine" darstelle, auf uns aber sind sehr wenige sichere einschlagende Bildwerke gekommen. Auf der Assteasvase (s. oben) erscheint sie inschriftlich bezeugt als Hesperide, mit Krug und Schale den Drachen tränkend; auf dem früher auf Venus am Grabe des Adonis gedeuteten Pompeianischen Wandgemälde Real Mus. Borb. I. tv. XXXII haben Petersen (Bullett. d. Inst. di corr. arch. 1861, p. 84) und Michaelis (Archäol. Zeitg., 1867, S. 14) Hermes, den Befehl des Zeus an die Kalypso ausrichtend, erkennen wollen, ohne Brunn's (s. Bull. l. c.) und Helbig's (die Wandgemälde in den vom Vesuv verschütteten Städten Campaniens, No. 20, S. 8) Beistimmung zu erlangen. Dagegen glaube ich die frühere Deutung aufrecht erhalten zu müssen, die einige geschnittene Steine und Pasten, auf welchen der durch seine Kleidung bezeichnete Odysseus traurig sitzt, während eine hinter ihm stehende Frau ihm zuzureden scheint, als Odysseus und Kalypso erklärt. Es sind 1) Carneol alten Stils aus der Sammlung der Frau Mertens-Schaaffhausen, bei Overbeck, Gal. Heroisch. Bildw., Taf. XXXIII, No. 14; 2) Sarder strengen Stils, aus Panoffka's Nachlaß in Gaedechens' Besitz gekommen; 3) Paste des Berliner Museums, s. Tölken, Erklär. Verzeichniß, IV, 388. Der Stuhl, auf welchem Odysseus sitzt und dessen wegen Overbeck (S. 809) an dieser Erklärung Anstoß nimmt und auf Odysseus und Penelope deutet, wird wol auf Unkenntniß, Nachlässigkeit oder Geschmacklosigkeit des Steinschneiders zurückzuführen sein. (*R. Gaedechens.*)

KĀMA oder KĀMADEVA heißt bei den Indern der Gott der Liebe. In der ältesten Zeit erscheint er nur als der Wunschgott; später bildet sich immer entschiedener die Vorstellung eines Gottes der geschlechtlichen Liebe aus, so schon im Epos, wo Kāma der Sohn des Dharma heißt, während er nach andern Fassungen der Sohn des Vischnu von der Lakschmi, des Sahischnu und der Jasodhara u. s. w. ist. Auch trägt er viele allegorische Namen, wie der Herzgeborene, der Herzerschütterer u. dgl. Als seine Gemahlin wird schon im Epos Rati (die Begierde) genannt. Eine Sage, die in der indischen Poesie vielfach begegnet, ist folgende: Als Kāma einst den Gott Siva in seinen Bußübungen auf dem Himalaja störte, um ihn in Liebe zu der ihm von den Göttern zur Gattin bestimmten Parvati zu entflammen, ging ein Strahl aus des erzürnten Büßers Auge hervor, der jenen zu Asche verbrannte. Darum heißt er auch der Körperlose (Ananga), Siva aber der Feind Kāma's (Kāmari). Die Attribute

des Liebesgottes sind ein Bogen, dessen Sehne aus Bienen besteht, und fünf Blumenpfeile, mit denen er die Herzen der Jünglinge und Jungfrauen zugleich schmerzlich und angenehm durchbohrt; daher Namen wie der Träger des Blumenbogens, der Gott mit den fünf Pfeilen u. dgl. Kâma reitet auf einem Papagai und führt einen Fisch in seinem Banner. Sein Begleiter und Freund, dem er einen Theil seiner Macht verdankt, ist Madhu, der Frühling. Einzelne Züge des indischen Liebesgottes sind höchst wahrscheinlich von dem griechischen Eros herübergenommen. (*C. Cappeller.*)

KAMA, von den Tataren Tscholman-Idel oder Ak-Idel, d. h. der Weiße Fluß, von den Wotjaken Budzim-kam, von den Tschuwassen Schoiga-adel, von den Tscheremissen Tscholman-Wiß genannt, der größte Nebenfluß der Wolga, entspringt unter 58° nördl. Br. im Gouvernement Wjätka am flachen Westabhange des Ural auf einer sumpfigen Waldhöhe unweit des Dorfes Polonska und fließt, schon nach 45 Kilom. Laufs schiffbar, erst 225 Kilom. durch eine Wildniß gegen Norden, dann nach Osten in das Gouvernement Perm, in diesem nach Süden bis zur Stadt Perm, endlich in einem sehr gewundenen Laufe südwestwärts, zum Theil die Grenze zwischen Perm und Wjätka, dann zwischen letzterem und Ufa bildend. Sodann tritt der Strom bei Mamadysch in das Gouvernement Kasan und ergießt in diesem nach einem Laufe von 1710 Kilom. sein weißliches Wasser zwischen der Stadt Kasan (68 Kilom. von Kasan) und den Trümmern der alten Bulgarenresidenz Bolgary in die Wolga, welche er an Breite, Wasserfülle und früh eintretender Schiffbarkeit übertrifft. In ihrem Unterlaufe 2—5 Meter tief ist die Kama weder reißend noch schleichend, hat keine Stromschnellen und ein völlig freies, für den Schiffsverkehr ganz passendes Fahrwasser. Die Breite des Stromes ist unter Solykamsk 50—250 Faden und, wo er durch Inseln getheilt ist, noch größer. Die Zahl der Werfte an den Ufern der Kama ist sehr groß und der durch sie vermittelte Handel aus Sibirien nach Nishnij-Nowgorod und Petersburg sehr bedeutend. Die Fahrzeuge, deren man sich hierbei bedient, sind: Lodjen, große Boote, die bis 100,000 Pud tragen, Barki, die gegen 60,000 Pud tragen, Kolomenki oder Schitiki, mit tiefem Boden, die nur 7—8000 Pud einnehmen; Kajuki, die bis 35,000 Pud führen, und endlich Nasadi, die mit Holz nach Astrachan gehen.

Von der Grenze der Gouvernements Wjätka und Ufa an durchfließt die Kama ein gesegnetes Land und berührt reiche Flecken und Dörfer, sowie eine Menge größerer und kleinerer Städte. Die Kama sammelt alle Gewässer, die vom mittleren Ural nach Westen abfließen. Links nimmt sie unter vielen andern auch die 205 Kilom. lange südliche Keltma aus dem Sumpfe Gumenzo oder Ketschem-uyf-njur auf, der auch zugleich das Quellbecken der nördlichen Keltma bildet, die in die Wytschegda des Dwinagebietes geht und durch den 1836 eröffneten nördlichen Katharinenkanal mit der südlichen Keltma verbunden ist, also eine Schiffahrtsverbindung zwischen dem Kaspischen und Weißen Meere herstellt; ferner die 450 Kilom. lange Wyschera; die 750 Kilom. lange schiffbare Tschussowaja mit einem Wolok (Trageplatz), mittels dessen das Wolga- mit dem Obigebiet verknüpft ist; die 1072 Kilom. lange, ebenfalls schiffbare Bjelaja mit der 820 Kilom. langen Ufa. Rechts geht in die Kama die 970 Kilom. lange Wjatka mit zahlreichen Zuflüssen, z. B. Tschepza und Malona.

Die Kama hat meist ziemlich hohe Ufer, die von Perm hinauf meist aus Gips- und Mergelhügeln, unter Perm aber mehr aus Sand- und Thonschichten, dann aus Tuffhügeln bestehen. Sie schwillt im Frühjahr sehr stark an und läßt nach dem Fallen des Wassers immer, besonders zwischen Perm und Solykamsk, viele Inseln zurück, welche zu vortrefflichen Heuschlägen dienen. Ihr Wasser ist gewöhnlich trübe und ihr Bett an vielen Stellen schlammig. Sie ist sehr fischreich, insonderheit aber nährt sie eine Menge schmackhafter Weißfische und Lachse. Durch die Dampfschiffahrt auf der Kama ist der asiatische Handel sehr befördert einerseits nach Moskau und Petersburg, andererseits nach Astrachan. Chinesischer Thee und sibirische Waaren werden dadurch vorzüglich ins Innere Rußlands geschafft und die russischen Waaren, welche in kurzer Zeit von Nishnij-Nowgorod nach Perm geschafft werden, können nun noch in demselben Herbste nach der Messe von Nishnij-Nowgorod, nach Sibirien und von da weiter nach China befördert werden, ohne die Winterwege abzuwarten. Dadurch ist der Tauschhandel mit Kiachta sehr erleichtert und viele Nachtheile des chinesischen Handels beseitigt. (*A. v. Wald.*)

KÂMADHENU oder SABALA heißt in der indischen Mythologie eine Wunderkuh, deren Besitz oder Wohlwollen dem Menschen alle Wünsche gewährt. Sie erscheint im Mahabharata als Eigenthum des Brahmanen Dschamadagni; ihr Kalb wird demselben von Ardschuna geraubt. Bekannter ist die Sage von der Wunschkuh des Vasischtha aus dem Ramajana, mit deren Hülfe derselbe den Visvamitra bekämpft. Auch sonst erscheint die Wunschkuh vielfach in den indischen Legenden, so im Raghuvamsa des Kalidasa unter dem Namen Surabhi; ihre Tochter Nandini gewährt daselbst dem bis dahin kinderlos gewesenen König Dilipa einen Sohn. Zu vergleichen ist die Vorstellung von dem ebenfalls alle Wünsche erfüllenden Wunderbaum (Kalpavrikscha) aus Indra's Himmel, von dem sich von selbst füllenden Beutel im Dasakumaratscharita (Weber, Indische Streifen I, 323) und dergleichen. (*C. Cappeller.*)

KAMASCHEN, von dem spanischen camas, Streifen, mit denen Bekleidungsstücke besetzt werden, abgeleitet, Bekleidungsstück von Tuch, Leinwand oder weichem Leder, das als eine Art Ueberstrümpfe zum Schutz der Beinkleider und der Schuhe getragen wird und aus einem Schaft, dem Schuhtheil und Stegen besteht. Der Schaft reicht bis ans Knie und selbst über dasselbe hinauf und ist an der Seite zum Knöpfen eingerichtet, der Schuhtheil legt sich auf den Fuß, die Stege verhindern das Hinaufschieben der Kamasche. Solange von der Infanterie kurze Schuhe getragen wurden, gewährten die Kamaschen Schutz gegen das Eindringen von Staub,

kleinen Steinchen und Regen in dieselben und bewahrten außerdem die unteren Theile der Beinkleider vor starker Beschmutzung bei kothigen Wegen und vor Durchweichung bei Regenwetter. Aus diesen Gründen wurden sie in den meisten Armeen nach dem Dreißigjährigen Kriege eingeführt und während des Spanischen Erbfolgekrieges allgemein; nach Annahme von Schaftstiefeln fiel aber ein Theil dieser Gründe weg, sodaß die Kamaschen ihrer sonstigen Nachtheile wegen (Einschnürung des Beines und Fußes, Aufsaugen von viel Feuchtigkeit und daraus folgende Erschwerung u. s. w.) meist abgeschafft wurden. Da die Kamaschen den Mannschaften durch ihre Reinhaltung, sowie durch ihre Instandhaltung, namentlich der Knopflöcher und der Knöpfe, viel Plage verursachten, so hat sich der Ausdruck Kamaschendienst als vulgäre Bezeichnung für einen sich an Kleinigkeiten heftenden, pedantischen Dienstbetrieb beim Militär eingebürgert.

(*v. Löbell.*)

Kamba-Sprache, Sprache der Wakamba in Ostafrika, s. unter Kaffern (sprachlich).

KAMBODSCHA oder KAMBODIA ist ein Königreich im südlichen Hinterindien, der Rest eines ehemals viel größeren und mächtigeren Reichs; es grenzt im N. und NW. an Siam, im NO. und O. an das Königreich Annam, im S. an französisch Nieder-Kotschintschin und im W. an den Busen von Siam, sodaß es zwischen 10° 30′ und 13° 30′ nördl. Br. und zwischen 121° 30′ bis 124° östl. L. von F. liegt. Es hat einen Flächeninhalt von 1523 □Meilen oder 83,861 □Kilom., ist also etwa so groß wie Irland, und mißt von NO. nach SO. etwa 110 und in der Breite 50 geogr. Meilen. 1874 wurde die Bewohnerzahl zu 946,000 geschätzt nach officiellen Mittheilungen an Frankreich. Darunter sind 106,764 Chinesen, 25,599 Schams und Malaien, 4452 Annamiten (10,000 ist wol richtiger) und 4628 Wilde (Kuïs, Penongs und Stiengs). — Der alte Name, richtig lautend Kamputschea, heißt Stamm der Kham; die Eingeborenen nennen ihr Land und ihre Sprache Srok- oder Myan-Khmer; die Siamesen sagen Kamên, die Annamiten Kao-mên, die Chinesen Ki-mieï. Als Kamputschea kommt es in den auf Palmblätter geschriebenen heiligen Büchern vor, die in der Pali-Sprache abgefaßt sind.

Der bekannte große Fluß Kambodscha, dessen Ablagerungen das Land geschaffen haben, wird im Lande Tonlé-tôm (d. h. Großer Fluß), von den Laos Me-khong genannt, und ist wol einer der längsten Ströme Asiens; man darf seine Länge auf 535 geogr. Meilen schätzen. Er scheint im höchsten Theile Tibets zu entspringen, südlich vom Köke-Nor (Kuku-Noor). Als Lan-tsang durchfließt er die chinesische Provinz Jün-nan, und ehe er das Laos-Land betritt, heißt er Kiu-long. Durch zahlreiche Gewässer aus den hohen Gebirgsländern, die er durchfließt, wird er zu einem bedeutenden Strome. In 16° nördl. Br. wendet er sich mehr nach O. und betritt nach Aufnahme eines großen rechten Nebenflusses aus Siam Kambodscha, das er 55 geogr. Meilen weit ganz durchströmt. Bei Pnôm-Penh theilt er sich in den hinteren (östlichen) und vorderen (westlichen) Fluß; zugleich geht von ihm ein dritter Arm nach NW. ab zum Tonlé-Sap, d. h. Großer See. Die Theilungsstelle heißt Nam-wang oder Schâdo-Muhk, von den Franzosen Quatre-Bras genannt. Der Hauptarm, der Tien-giang oder Song-truok, theilt sich bei Winh-long in vier Arme. Mit sechs Hauptarmen fällt er in 9°34′ ins Meer, wo einige seiner Arme nur bei Hochwasser fahrbar sind. Der Hauptstrom oder Son-long ist hier 20 bis 30 Met. tief und 200 bis 300 Met. breit. Die beiden südlichen Mündungsarme zertheilen französisch Kotschintschin und bewässern ein weites Alluvionen-Gebiet, das zahllose Arroyos oder Wasserarme durchziehen. Der Alluvialboden seines Delta steht an Umfang nur dem der beiden großen chinesischen Ströme nach. Der größte Theil des Stromes tritt jährlich über und gibt den zahllosen Armen eine starke Strömung; allmählich wird dann der untere Theil des Landes bis auf Hunderte von Metern von den Strömen unter Wasser gesetzt. Vom Juni bis September steigt das Wasser und erlangt erst im October sein normales Niveau wieder; dann hört in den geringeren, etwas höher liegenden Wasserstraßen der Kahn auf das Vehikel zu sein, und es geht der Karren auf trockenem Boden; nur in den tieferen und wichtigeren hält sich das Wasser stets und unterliegt infolge der Flut einer täglichen doppelten Strömung. Sümpfe, Teiche und Seen sind in großer Zahl vorhanden, in den niedrigen Theilen manche von ansehnlicher Ausdehnung. Während das Land im September einem mit Inseln übersäeten Meere gleicht, ist es im März eine an Seen reiche Sandebene. Unter all den natürlichen Reservoirs, welche die Ueberschwemmung regeln, ist einer in großem Maßstabe. Der Tonlé-Sap, oder Große See, ist 120 Kilom. lang, mindestens 20 breit, etwa 2400 □Kilom. Fläche bedeckend. Ihn verbindet mit dem Me-khong ein 120 Kilom. langer, 700 bis 800 Met. breiter, und 8 bis 20 Met. tiefer Strom; dieser strömt vom Juni bis September zum See und vom October bis März zum Me-khong. Dadurch steigt das Niveau des Sees um mehr als 12 Met., und seine Fläche wächst auf das Drei- oder Vierfache. Darin entwickelt sich dann eine unerhörte Welt von Fischen, die im März, wenn der See wieder nur 1 bis 1,5 Met. Tiefe und geringeren Umfang hat, zusammengedrängt existiren müssen. Alsdann dauert vom März bis Juni der große Fischfang, welcher der merkwürdigste und für das Land wichtigste Industriezweig ist.

Außer der großen Inundations-Ebene hat Kambodscha auch Bodenerhebungen. Um den 14. Breitengrad ziehen von W. nach O. die Pnôm-Dangrêk, d. h. Riegel-Berge, eine breite Plateaumasse zwischen dem mittleren und unteren Mekhong-Becken, nach S. steil, nach N. allmählich absinkend. Südlich davon verflacht sich die mit Wald bedeckte Ebene gegen den See hin und trägt vereinzelte Gipfel. Im NO. trennt die Kotschintschinsche Höhe das Me-khong-Becken von den zahlreichen geringeren Strömen, welche nach O. hin münden. Dieses ganze wenig erhobene Höhengewirr ist mit endlosem, pfadlosem Walde von kräftigster Vegetation bedeckt. Die

Kotschintschinsche Höhe, von N. nach S. sich erstreckend, drängt an das Chinesische Meer und macht durch zahlreiche und kurze Ausläufer die Küste von Annam zu einer vielfach gezackten und eingeschnittenen; sie endet beim Vinh Thuân oder St.-Jakobs-Cap an der Mündung des Saïgon-Stromes. Auch die Höhe zwischen dem Me-khong und Me-nam zieht sich von N. nach S., läuft nach W. zum Großen See in ein Plateau aus, erhebt sich am Meere bei Schantabun plötzlich, richtet sich nach SO. längs der Küste des Golfes von Siam, dann nach NO., um den Großen See durch die relativ hohen Kardamomen-Berge (Pursat oder Krevanh) zu beherrschen, welche, wie es scheint, drei einander nahe parallele Erhebungen bilden. Zwischen diesen Bergen und dem Busen von Siam ist das Land übersäet mit verwickelten Gebirgsmassen, die mit Wäldern bedeckt, aber noch kaum bekannt sind. Vom Elefanten-Berge, den die Eingeborenen Pnôm-Popok nennen, d. h. Berg, um den sich die Wolken wenden, einem der höchsten Gipfel in Kambodscha, geht eine Kette aus, welche sich gegen O. nach Schaudok wendet; sie besteht aus unter sich parallelen, stark gegen die Gesammtrichtung geneigten Kämmen, weiter nach Süden, gegen Hatien, bis Rachgia treten zahlreiche, nach allen Richtungen verstreute Gipfel theils aus der niedrigen, überschwemmten Alluvions-Ebene, welche diesen Theil Kotschintschins bildet, hervor, theils werden sie an ihrem Fuße von dem allmählich zurückweichenden Meere gebadet und bilden die kleinen zahlreichen Inseln, welche zwischen Phu Quoc und der Kamauspitze zerstreut liegen. Von diesen Bergen kommen z. B. die kleinen Flüsse von Kampôt und Kompong-Sôm. — In dem überschwemmten Theile von Kambodscha haben sich mehrere Piks erhoben, granitisch oder quarzig bei Bali, sowie der schöne Berg von Ba Pnôm auf der andern Seite des Flusses. Endlich löst sich von den Pursat-Bergen ein Joch ab und tritt bei Kompong Chrang an den Tonlé-Sap-Fluß, jenseit dessen er sich in den Höhen des Pnôm Neang Kangray oder Pnôm Kompong Lêng ausbreitet. Dieser Zweig trennt das Becken des Sees von dem des Flusses Tonlé-Sap (E. Aymonier).

Kambodscha unterliegt den tropischen periodischen Regen und hat seine trockene Zeit vom December bis Mai, seine nasse vom Juni bis November. Das Klima ist, wie in allen tropischen Gegenden, für den Europäer gefährlich. Aymonier unterscheidet fünf Gürtel: 1) Die fruchtbaren Ufer des Flusses und seiner Inseln, mehrere hundert Meter breit, mit tiefer Humusschicht bedeckt, wo sich der reiche Anbau von Baumwolle, Maulbeeren, Indigo, Taback u. s. w. concentrirt. Er folgt den Ufern des Flusses von den Stromschnellen bis Quatre-Bras, wo er sich in drei andere Gürtel theilt, deren Fruchtbarkeit nach Kotschintschin hin allmählich abnimmt längs des vorderen und hinteren Flusses, und bis zum Berge Pnôm Pakri längs des Tonlé-Sap-Flusses. Zur Seite all dieser schönen Communicationsstraßen folgen einander die Dörfer und Häusergruppen fast unausgesetzt, obwol die Cultur weit entfernt ist, jeden möglichen Vortheil aus diesen fruchtbaren Länderstrecken zu ziehen. 2) Der doppelt überschwemmte Gürtel, stets sumpfig, übersäet mit Seen und Teichen, der auf allen Seiten den ersteren umgibt, im Innern jenseit des Flusses. Oberhalb des Pnôm-Penh und der Quatre-Bras nimmt ein Gürtel von derselben Natur das ganze Innere der Insel ein, welche zwischen dem vorderen und hinteren Flusse liegt. Dies ist der Gürtel der Pfirsich, des Sesam, der Nenuphar u. s. w. 3) Um diesen liegt der halb überschwemmte Gürtel, wo die Ueberschwemmung den Bau von Reis, Melonen u. s. w. erlaubt. 4) Der Gürtel der hohen Plateaus, wenig oder gar nicht überschwemmt, wo die Oelbäume, die Lacksträucher u. s. w. gedeihen, und oft in der trockenen Zeit Feuersbrünste wüthen, wenn die Kambodschaer die Gräser der Ebene oder den Wald selbst anzünden. 5) Die Berge, auf denen man das Gummigutt, die Vanille, die Kardamomen u. s. w. sammelt. — Die Wälder sind reich an kostbaren Hölzern, an Gummi- und Lack-Arten u. s. w.; es fehlen nur Arme zum Ausbeuten und Wege zur Förderung. Auf den meisten Bergen wächst die Vanille in Fülle und könnte ein wichtiges Product werden; auch findet man hier die besten aller bekannten Kardamomen, verschiedene Kautschuk-Arten, Guttapercha u. s. w. Schönes Bauholz ist viel vorhanden; aber die verbreitetsten Arten sind die Oel- und Harz-Bäume, sowie mehrere Farbehölzer. An den Uferabhängen, wo sich durch den Schlamm aus den Ueberschwemmungen die Frische länger erhält und die Bewässerung auch leichter geschieht, baut man Baumwolle, Indigo, Taback, auf dem entfernteren Terrain Reis, und zieht Maulbeerbäume. Aber der indolente Eingeborene gewinnt nur das Nothdürftige für den Consum. Nur in Mitte des Landes, wo in der Hauptstadt Pnôm-Penh Chinesen die Agenten sind, geschieht etwas für den Export von Baumwolle, Seide und Indigo; und die Hafenstadt Kampôt treibt einigermaßen Handel in Harz, Schildpatt, Benzoïn, Lack, Elfenbein, Pfeffer, Kardamomen, Rhinoceroshörnern, Büffelhörnern und Fellen, trockenen Fischen, trockenem Büffel- und Elefantenfleisch u. s. w. Das Elfenbein ist Regal. Eine wichtige Nahrungsquelle für das Land liegt in der Fischerei im Großen See und im Reis. — So vernachlässigt wie der Bodenbau ist natürlich auch die Industrie. Die Seide ist der wichtigste Zweig derselben, und man exportirt von der schönsten Sorte ziemlich viel. Das Land ist berühmt durch seine Langutis, einen schmalen langen Stoff aus Seide und Baumwolle, der den Haupttheil des National-Costüms ausmacht. Dieser sehr gesuchte Artikel übertrifft durch die Schönheit der Farbe und Zeichnung jedes ähnliche Product der umliegenden Länder. — Von den Fischen, welche das Land in ungeheurer Menge consumirt, werden für 7,600,000 Frs. exportirt. An Eisen ist das Land reich und zwar an ausgezeichnetem; aber es wird wenig ausgebeutet, und nur durch die Kuïs im Osten des Sees. Auch Gold, Silber und Kupfer sind vorhanden. In neuester Zeit scheint sich etwas mehr Regsamkeit im Lande zu zeigen. Regelmäßige Dampfschiffahrten verbinden schon die

Hauptstadt mit Saïgon, und Telegraphenlinien sind eingerichtet. Als Münze gelten jetzt siamesische Silber-Tikals, Silberbarren und Zink-Petis (12,000 = 1 Doll. = 5 Frs).

In Kambodscha leben die großen Dickhäuter, Elefant und Nashorn. Das Pferd ist klein und wenig zahlreich, sowie der Ochs; Lastthier ist der Büffel, mit dem auch gepflügt wird. Den Elefanten gebrauchen hauptsächlich die hohen Würdenträger und die Reichen. Man kennt drei Arten von wilden Ochsen. Tiger und Leopard sind selten. In mehrern Flüssen hausen Krokodile, und die Ufer sind von Wasservögeln belebt. Die Zahl der Schlangen ist groß; Plagen des Landes sind aber die Wolken von Moskitos und die Blutegel.

Kambodscha zerfällt in fünf große Apanagen (déy d. h. Länder): 1) Kompong-Swaï, nördlich vom Großen See und dem Flusse Tonlé-Sap; 2) Treang, vom hinteren Flusse bis ans Meer; 3) Tbang-Khmun, am Großen Flusse; 4) Ba-Pnôm, östlich vom Großen Flusse; 5) Pursat, südlich vom Großen See. Diese sind Apanagen der fünf Minister (Schofea) des Staatsraths. Administrativ ist Kambodscha getheilt in 56 Provinzen (Khêt); 43 sind ersten Ranges, 5 zweiten, 5 dritten, 3 vierten Ranges. Jede steht unter einem Gouverneur. Der König ist absoluter Herr seiner Unterthanen und Grundeigenthümer des Bodens; die Auflage gilt als Rente davon. Dieselbe beträgt im Mittel $1\frac{1}{2}$ Ligatur (etwa Francs) für jede Elle am Flußufer des cultivirten Landes, und dahinter kann sich der Landmann beliebig weit ausdehnen. Die regelmäßigen Einkünfte des Königs betragen an 3 Millionen Frs. Diese sind, außer der Grundsteuer, die Pachtsummen für die Spiele, das Opium, die Ablösung der Fronen und der Ein- und Ausfuhrzoll. Diese Pachtungen haben die Chinesen in Händen. Um sich der Einnahmen zu versichern, läßt die Regierung alle drei Jahre eine Zählung vornehmen, um für jeden Einwohner die Dauer der Dienste festzustellen, welche er dem Lande schuldet; die Männer von 18 bis 50 Jahren müssen Soldaten sein und alle Arbeiten thun, welche Kraft und Rührigkeit verlangen; die von 50 bis 70 Jahren sind meist frei von Arbeit. Jeder von 18 bis 50 Jahren schuldet jährlich 90 Arbeitstage, aber er kann sich mit 20 Ligaturen (18 Frs.) loskaufen. Gewisse Kategorien von Bewohnern genießen besondere Vorrechte: die Bonzen, die Mandarinen, die königliche Garde, die Mariniers und gewisse andere Beamte. Auch die Sklaven sind eingeschrieben, werden aber nie einberufen, und ihre Herren zahlen für sie die halbe Summe von dem, was freie Bürger zu zahlen haben. Sklave wird man übrigens Schulden halber; aber die Ablösung ist ziemlich schwierig; und wenn die Zinsen der geliehenen Summe nicht nach zehn Monaten bezahlt sind, steigen sie auf das Doppelte. Es gibt zwei andere Kategorien von Sklaven: die königlichen erblichen, Abkömmlinge von Verbrechern oder Rebellen, die im Dienste des Königs oder der Pagoden stehen; dann die Wilden, die Penongs oder Stiengs, welche aus ihren Wäldern durch die Laos geraubt und auf die Märkte von Kambodscha geführt sind. Die Lage der Sklaven ist aber nur die von Hörigen.

Neben dem Throne gibt es drei große Hauptwürden. Die erste ist der König, welcher abgedankt hat. Diese Abdankung ist eine in vielen buddhistischen Ländern übliche Institution. Die zweite hat der erste Prinz von Geblüt, der muthmaßliche Erbe der Krone; die dritte die Königin-Mutter, solange sie lebt, oder die erste Prinzessin von Geblüt. Alle drei haben weniger Macht als die Minister, aber sie genießen königliche Immunitäten, Ehren und Titel (Aymonier).

Hauptstadt war früher das im Westen nahe am Flusse Tonlé-Sap gelegene Udong; seit 1864 ist es Pnôm-Penh, mit 30,000 Einwohnern, an der Quatre-Bras genannten Stelle. Unter den 55 Städten sind noch nennenswerth Pursat, Puntenang, Pinhalu, Kampong-Swaï, Sambok, Kampôt; die meisten aber gleichen nur erbärmlichen Dörfern.

Die im Lande wohnenden Chinesen kommen aus den Seestädten Chinas und sind Handelsleute; einige, welche den Boden bauen, sind aus Sz'tschuan und Jünnan gekommen. Die Schâms und Malaien nehmen einige 50 Dörfer am Großen Flusse ein, wo sie Baumwolle bauen und Fischerei treiben. Sie sind Mohammedaner und gemeinsamer Abstammung.

Die Kambodschaer sind sehr apathisch und lässig und weniger betrügerisch als die Annamiten, obwol sie eben solche Spieler sind. Sie sind weniger gastfrei; einen Gast sehen sie nicht gern ihrem Hause nahen. Die Söhne der Wohlhabenden werden vom 6. oder 8. Jahre in den Pagoden erzogen. Die im Hause erzogene Tochter führt, sobald sie mannbar ist, ein sehr zurückgezogenes Leben. Infolge zahlreicher Morallehren, die frühzeitig von der Mutter ihr eingepflanzt sind, vielleicht auch infolge strenger Gesetze sind die Sitten der Kambodschaerinnen, namentlich außerhalb der Hauptstadt, weit weniger locker als in den Nachbarländern. Die Khmer lieben Musik und Poesie; ihre Gesänge, welche sie mit Instrumenten begleiten, haben eine einfache und anmuthige, obwol etwas eintönige Melodie, und sind oft improvisirte Dialoge zwischen einem Manne und einer Frau, welche sich Liebeserklärungen machen; Leute, die solche Gesänge machen können, stehen in großem Ansehen. Die Nahrung ist die der Annamiten, aber weniger gut zubereitet. Man liebt sehr die sauern, unreifen Früchte. Leute, welche mit Stäbchen statt mit den Fingern essen, sind ebenso selten, wie sie zahlreich sind bei den benachbarten Kotschintschinesen. Die auf Pfählen stehenden Häuser sind in althergebrachter Weise gebaut. Sie enthalten drei Abtheilungen. Ein hohes Dach mit scharfer Firste schützt die sogenannte innere Wohnung. Vier Ständer stützen das Dach, welches auf einer, zwei oder drei Seiten verlängert ist, sodaß es einen Wirthschaftsraum überragt. Bei den Großen findet man Polygamie; indeß genießt die erste Frau (propon dom) bei weitem das größte Ansehen. Der Körper eines Verstorbenen wird gewaschen und dann in ein weißes Baumwolltuch gewickelt; eine kleine Silbermünze oder einen goldenen oder silbernen Ring

steckt man ihm in den Mund. Dann legt man ihn in den Sarg, und die Bonzen beten neben ihm einen Tag und eine Nacht lang. Die Frau und die Kinder kleiden sich in Weiß. Bei den Armen findet die Verbrennung fast unmittelbar darnach statt; wenn sie einen Sarg nicht bezahlen können, so nehmen sie einen Strohsack. Die weniger Armen verbrennen die Leiche gewöhnlich nach drei Tagen; die Reichen aber bewahren sie bei sich selbst jahrelang; sie injiciren Quecksilber und lassen mittels eines aus dem Sarg oben durch das Dach führenden Rohres die Gase entweichen. Andere begraben den Körper, lassen ihn verwesen und verbrennen nach Jahren die Knochen (Aymonier).

Die Religion ist der südliche oder ceylanische Buddhismus. Häupter der Religion sind zwei vom Könige erwählte hohe Würdenträger. Die Pagoden sind sehr zahlreich, in ihnen lernen die Kinder die Schrift; denn die Erziehung ist hier, wie in den übrigen buddhistischen Ländern, ganz in den Händen der Bonzen. Alle, welche lesen können, sind von den Bonzen erzogen und selbst Bonzen gewesen; denn die Kinder tragen das gelborange Gewand, wenn sie ihre Studien in der Pagode machen.

Die interessanten Stämme der Wilden in den Wäldern sind noch wenig bekannt. Bei weitem die meisten wohnen im Norden, im Osten und Südosten außerhalb der Grenzen des jetzigen Kambodscha, und zwar unabhängig von jeder regelmäßigen Verwaltung; indeß gehören zwei oder drei Stämme jetzt wirklich zu Kambodscha. Das sind im Osten des Großen Sees die Kuïs in einem an Eisen reichen Landstriche, Bergleute und Schmiede, in den wenig hohen Bergen, welche zwischen der Küste und dem Großen See liegen; sie werden von den Siamesen Kammên-Dông d. h. Berg-Khmer, auch Kammên-Borân, d. h. Alte Khmer genannt; westlicher die Schông, aber schon im Siamesischen. Am andern Ende des Landes wohnen die Stiengs schon jenseit der Ostgrenze des Landes.

Kambodscha hat keine geschriebene Geschichte. Chinesische Schriften bestätigen jedoch die Tradition, daß das Land einst das reichste und mächtigste Königreich in Hinterindien gewesen ist. Elende Legenden erzählen davon; deutlicher sprechen die prächtigen und umfassenden Ruinen, welche sich in verschiedenen Theilen des Landes vorfinden, und deren schönste die von Angkor oder Nakhor-Vat ist, welche der National-Tempel war, und die der alten Hauptstadt Indapathaburi, neben jenen. Jetzt gehören diese unfern des Großen Sees gelegenen Bauwerke, welche ein enthusiastisches Staunen erregen, zu Siam; die Zeit aber, aus welcher sie stammen, ist unbekannt; wahrscheinlich jedoch gehören sie in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, wo der Buddhismus sich hier ausbreitete. Die chinesischen Annalen erwähnen zuerst dieses Tschin-la genannte Land im J. 616; um 1295 wird darüber als über ein großes und wichtiges Reich berichtet. Noch 1670 reichte es vom Meere bis zu den Laos und von Kotschintschin bis Siam; von da an aber beginnt sein Verfall. Bei inneren Unruhen und ehrgeizigen Bestrebungen erlangten die Nachbarländer eine Uebermacht und saugten seine Kraft ganz aus. 1670 riß der König von Kotschintschin Küstenstriche von Kambodscha an sich; 1750 erneuerte sich der Raub und erstreckte sich auf die sechs Provinzen des jetzigen französischen Coloniallandes. 1809 nahm Siam seinen Beuteantheil und ließ sich als Lohn für die einem der Prinzen in einem Familienstreite gewährte Hülfe die Provinzen Battambang und Angkor abtreten, die schönsten des Landes, wo sich die berühmten National-Heiligthümer befinden. Endlich 1864 entzog sich der König dem Einflusse der nachbarlichen Freunde und stellte sich unter das Protectorat der Franzosen.

In der Mitte des 16. Jahrh. erhielten wir durch Missionäre die ersten Nachrichten über dieses bis dahin unbekannte Land, und 1570 hörte man zuerst von den mächtigen Ruinen von Nakhor-Vat. Auch Pater Cardim berichtet 1644 darüber, wie über die der alten Hauptstadt. Noch 1752 zeigt d'Anville's Karte, wie gering die Kenntniß von diesem Lande war. Ausführliches berichtete erst der Pater Bouillevaux, welcher 1850 bis 1855 in Kambodscha gelebt und das Land durchreist hat; sowie Pallegoix in seiner Beschreibung von Siam. Aymonier's Geographie und sein Dictionnaire der kambodschaer Sprache, welche jetzt auch in den französischen Schulen der Colonie Nieder-Kotschintschin gelehrt wird, stammt von 1874 und 1876. Außer in Kambodscha wird Kambodschisch gesprochen in den jetzt zu den Nachbarländern gehörenden Districten Schukan, Tonlé-Repu, Melu-Prey, Surên, Sankea und Kukan, im ganzen von etwa 1,500,000 Menschen. (Vgl. übrigens Kambodscha.) *(G. A. v. Klöden.)*

Kambodscha-Sprache, s. Khmer.

KAMBURG (Camburg), Stadt im Kreise Saalfeld des Herzogthums Sachsen-Meiningen, in einer Enclave zwischen der preußischen Provinz Sachsen und dem Großherzogthum Sachsen-Weimar, zu beiden Seiten der Saale, über die eine auf sieben Steinpfeilern ruhende hölzerne Brücke führt; Station der Saal-Eisenbahn, die 8 Kilometer nördlich in die Thüringer-Bahn einmündet. Die Station hat eine feste Laderampe und Telegraphendienst für den öffentlichen Verkehr, während in der Stadt sich eine Station des Deutsch-Oesterreichischen Telegraphenvereins befindet. Die Stadt ist Sitz eines Amtsgerichts und Steueramts und besitzt ein Armen- und Krankenhaus. Die Zahl der Bewohner stieg von 2086 im J. 1875 auf 2158 im J. 1880; darunter befanden sich nur 4 Katholiken, alle übrigen sind Protestanten. Die Stadtkirche ist aus dem 12. Jahrhundert. Haupterwerbszweig ist Landwirthschaft, die durch gute Bodenbeschaffenheit begünstigt ist. Außer den gewöhnlichen Fruchtarten werden Zuckerrüben in einer jährlichen Production von 60,000 Ctrn. gebaut, die an hallesche Fabriken versandt werden; außerdem besteht etwas Weinbau. Was die gewerbliche Thätigkeit betrifft, so sind vorhanden: eine Fabrik zur Herstellung landwirthschaftlicher Maschinen mit 20 Arbeitern, eine Handelsmühle mit Wasserbetrieb, die jährlich 60,000 Ctr. Mehl producirt, und eine städtische Brauerei; außerdem bestehen 5 Gerbereien. Der Han-

delsverkehr ist ziemlich lebhaft. Es werden 2 Messen (Ostern und Johanni), 5 Jahrmärkte und 8 stark und weither besuchte Viehmärkte abgehalten; 4 Holzhandlungen und 2 Getreidehandlungen erzielen einen guten Umsatz. Die Umgebung der Stadt ist recht anmuthig. Unmittelbar über der Stadt erhebt sich der Thurmberg mit einem wohlerhaltenen alten Thurm, Ueberrest der Burg der Grafen von Kamburg. Derselbe bietet eine schöne Aussicht und ist zu einem vielbesuchten Vergnügungsort hergerichtet und durch Anpflanzungen verschönert worden. Zehn Minuten von der Stadt liegen mitten im Walde die Ruinen des Cyriaksklosters, ein reizendes Plätzchen.

Kamburg ist wie Kamenz, Chemnitz u. s. w. wendischen Ursprungs und geht auf eine Befestigung zurück, die auf dem Thurmberg errichtet und später in eine Burg umgebaut wurde. Kamen bedeutet im Wendischen Stein, der alte Name des Ortes Kamerik, der jetzt noch in der landesüblichen Aussprache als Kamerk vorhanden ist, bedeutet also etwa Steinburg. Als erster Graf von Kamburg wird Gero genannt, der 965 in dem von ihm gestifteten Kloster Gernrode als Mönch starb, nachdem 963 sein einziger Sohn Siegfried gegen die Slawen gefallen war. Gero hatte von einem Zuge nach Rom den Arm des heiligen Cyriacus mitgebracht, daher die vielen diesem Heiligen geweihten Kirchen, Kapellen und Klöster in den thüringischen Landen. Im Anfang des 11. Jahrhunderts kam der Ort durch Heirath an die Wettiner, wurde dann vom Kaiser Heinrich III. dem Grafen Wiprecht von Groitsch geschenkt und kam 1261 an die Vitztum von Eckstädt. Der kamburger Weinbau wird schon im 12. Jahrhundert urkundlich erwähnt. Im J. 1309 wüthete zu Kamburg die Pest so, daß nur etwa 100 Bewohner am Leben blieben. Im J. 1290 wurde die obere und 1451, im Bruderkriege, die untere, eigentliche Burg, von der noch ein Thurm steht, zerstört. Die Grafschaft fiel 1452 an Thüringen. Im Dreißigjährigen Kriege hatte Kamburg besonders seit 1630 viel zu leiden. Als schlimmes Kriegsjahr wird 1644 bezeichnet. Bei der Theilung unter Ernst's des Frommen Söhne 1675 kam die Stadt an Eisenberg, 1707 an Gotha, wurde dann mit dem Fürstenthum Altenburg vereinigt und kam 1826 an Meiningen. Der Umstand, daß Kamburg von verschiedenen Landesherren versetzt, wiederkäuflich veräußert, verliehen und zum Witthumsgut bestimmt wurde, überhaupt Ausnutzungsgegenstand war, hat die Stadt im Mittelalter nicht aufkommen lassen, erst in neuerer und neuester Zeit hat sie sich zu einem wohlhabenden Orte entwickelt. (*A. Schroot.*)

KAMBYSES, persischer Eigenname, altpers. Ka(m)budjiya.

1) König von Persien unter medischer Oberherrschaft, Vater des Kyros, des Gründers des Persischen Reichs. Nachdem Kyros-Cylinder Rawlinson, Cun. Inscr. V, 35, 21 (vgl. Sir H. Rawlinson's Uebersetzung Journ. R. Asiat. Soc. XII, 1880), war er der Sohn eines älteren Kyros, Enkel des Teispes (Tschaispis); vgl. *Herod.* VII, 11. Wie alle Vorgänger des Kyros wird er hier König von Anschan, d. h. Elam oder Susiana, genannt. In der Kyrossage bei Herodot wird er Gemahl der Mandane, der Tochter des Astyages, ebenso bei Xenophon.

2) Sohn des Kyros und der Kassandane, der Eroberer Aegyptens. Nach dem ptolemäischen Kanon (ebenso Alex. Polyh. bei *Euseb.* I, p. 29 Schöne) regierte er (über Babylon) acht Jahre, von 219—226 Nabon., und derselbe Ansatz für seine Regierungszeit ergibt sich aus den Jahresangaben ägyptischer Inschriften (s. Wiedemann, Gesch. Aegyptens von Psam. I. bis Alexander, S. 219 fg.). Da das Jahr 219 Nabon. am 3. Jan. 529 v. Chr. beginnt, muß Kambyses nach diesem Datum seinem Vater gefolgt sein; sein Tod würde in das Jahr 227 Nabon. (beg. 1. Jan.) = 521 v. Chr. fallen. Indessen sind bei dieser Rechnung die sieben Monate des Magiers zu der Herrschaft des Kambyses hinzugeschlagen; Herodot, der der officiellen Rechnung der Perser folgt, gibt ihm daher III, 66 nur sieben Jahre fünf Monate. Hierbei ist natürlich nicht der Tag der Thronbesteigung des Kambyses, sondern der Neujahrstag des Jahres 529 als Anfangstermin genommen. Kambyses starb demnach, nachdem fünf Monate seines achten Regierungsjahres verflossen waren. Dazu stimmt, daß nach Behist. I, 11 sein Tod kurz nach dem 9. Garmapada des J. 522, der wahrscheinlich dem fünften Monat des babyl. Jahres, dem Ab (Juli—August), entspricht, anzusetzen ist.*)

Indessen ist Kambyses schon zu Lebzeiten seines Vaters zum König von Babylon eingesetzt worden. Wir besitzen eine babylonische Contracttafel, welche datirt ist aus dem „Jahr 1 des Kambyses; in diesen Tagen (war) Kyros sein Vater König der Länder", d. h. Großkönig von Asien. Da wir ferner eine aus dem „Jahre 11 des Kambyses, Königs von Babylon", datirte Tafel besitzen, so muß angenommen werden, daß man in Babylon nicht nur nach Jahren des Kambyses als „Großkönigs" zählte, sondern daneben auch die Zählung nach den Jahren seines babylonischen Königthums fortführte; s. Schrader, Zeitschrift für ägyptische Sprache 1879, 39 fg. Monatsbericht der Berl. Akademie Februar 1879. Denn mit Pinches, Transact. Soc. Bibl. Arch. VI, 484, die Zuverlässigkeit des ptolemäischen Kanons zu bezweifeln ist unzulässig. Ebenso wenig ist Wiedemann's Versuch, das Zahlzeichen 11 als Schreibfehler zu erklären, haltbar, s. Schrader, Zeitschr. f. ägypt. Spr. 1880, 99 fg.

In welchem Jahre Kambyses König von Babylon wurde, wissen wir bisjetzt nicht. Dagegen zeigen neuerdings gefundene Texte ihn gleich nach der Eroberung der Stadt durch Kyros (538) in Verbindung mit Babylon. Kyros läßt ihn in die Gebete, die für ihn zum Merodach gerichtet werden, mit einschließen (Cyrus-Cylinder bei Rawlinson, Cun. Inscr. V, 35 Zl. 27. 35) und nach den Frag-

*) Eusebius gibt im Kanon dem Kambyses volle acht Jahre und setzt außerdem noch die sieben Monate des Magiers einem ganzen Jahre (522 v. Chr.) gleich. Dadurch werden seine Ansätze für das letzte Jahr des Kyros und das erste Jahr des Kambyses um eins hinaufgeschoben (531 und 530 anstatt 530 und 529 v. Chr.).

menten der Annalen Nabunâhid's (Pinches, Transact. Soc. Bibl. Arch. VII, 1880, S. 168) leitet er im Nisan des Jahres 537 in Babylon religiöse Feste.

Die Nachrichten über Kambyses scheiden sich im wesentlichen in zwei Gruppen:

1) Die ägyptische Tradition, die den Grundstock der Nachrichten bei Herodot bildet (III, 2. 4. 10—32. 37; über c. 33—36 kann Zweifel herrschen), wie er selbst wiederholt angibt und der ganze Zusammenhang zeigt. Dieselbe ist übrigens stark mit griechischen Elementen durchsetzt, die auf die griechischen Söldner und Kaufleute in Aegypten zurückgehen; gelegentlich weichen die Griechen auch von den Aegyptern ab (c. 31 fg.). Auch in der Erzählung von Kambyses' Tod finden sich ägyptische Elemente (c. 64); der Kern ist indessen hier persischer Tradition entnommen.

Nach ägyptischer Art wird hier Kambyses legitimirt: er ist der Sohn des Kyros und der Tochter des Apries, Nitetis, und vollzieht somit die Rache für die Usurpation des Amasis (c. 2 und *Deinon*, fr. 11 Müller; *Polyaen.* VIII, 29). Vorzeichen verkünden den Untergang Aegyptens (c. 10). Das Hervortreten des Halikarnassiers Phanes, der Kambyses nach Aegypten führt, mag auf griechische Angaben zurückgehen, ebenso die Anekdoten über Psammenit (c. 14 fg.). Im übrigen ist die Erzählung vom erbittertsten Nationalhasse gegen den Eroberer erfüllt. Er wüthet gegen die Leiche des Amasis, stürzt sich in wahnsinnige Unternehmungen gegen Aethiopien und das Ammonium, mordet den Apis und wird zur Strafe mit Wahnsinn geschlagen. Da ermordet er seinen Bruder, dann seine ihm vermählte Schwester, schändet Tempel und Leichen, verbrennt die Götterbilder. Endlich stirbt er an einer Verwundung an der Hüfte, an derselben Stelle, wo er den Apis geschlagen, an einem Orte, den ihm ein ägyptisches Orakel vorausverkündet.

2) Die persische Tradition, die vor allem bei Ktesias (exc. Phot. §. 8 fg.) vorliegt. Der sterbende Kyros setzt den Kambyses — der hier fälschlich ein Sohn der Mederin Amytis genannt wird — zum König ein und weist seinem jüngeren Bruder Tanyoxares die oberen Provinzen zu, segnet sie, wenn sie einträchtig sind, und verflucht den, der dem andern Unrecht zufügen sollte (vgl. *Xen.* Cyrop. VIII, 7, 6 fg.). Kambyses wird von Amasis beleidigt, da dieser auf seine Werbung ihm nicht seine eigene Tochter, sondern Nitetis, die Tochter des Apries, als Gemahlin geschickt hat (*Herod.* III, 1; *Ktesias* bei *Athen.* XIII, 560 D.); er erobert Aegypten und ermordet dann seinen Bruder auf Anstiften des Magiers Sphendadates. Letzterer, der dem Tanyoxares sehr ähnlich sah, wird vom Kambyses selbst für diesen ausgegeben. Nach fünf Jahren erfährt die Mutter Amytis die That, und da sie keine Rache erhält, tödtet sie sich selbst. Böse Vorzeichen verkünden dem Kambyses die nahende Strafe, in Babylon (?) stirbt er an einer Wunde im Schenkel. Schon vorher hatte der Magier, der für Tanyoxares galt, sich zum König gemacht. Parallel diesen letzten Angaben läuft der ausführlichere Bericht Herodot's (III, 61—66) über die Erhebung des Magiers und Kambyses' Tod, nach dem derselbe nach seiner Verwundung die angesehensten Perser um sich versammelt, sich der Ermordung seines Bruders anklagt und zur Bestrafung des Magiers auffordert. Vielleicht gehört hierher auch die Geschichte, wie Kambyses im Weinrausche den Sohn des Prexaspes erschoß (*Herod.* IV, 34; vgl. im allgemeinen Duncker, Gesch. d. Alterth., IV, 418 fg.). Man erkennt sofort, wie auch diese Version die Ereignisse zusammenrückt und, wie es der lebendigen Tradition gebührt, dramatisirt. Von einem Wahnsinn des Kambyses und seinen Freveln gegen die ägyptischen Götter ist hier natürlich nicht die Rede, höchstens von einzelnen Ausbrüchen eines gewaltthätigen Charakters (vgl. *Herod.* III, 89: die Perser nennen Kyros Vater, Kambyses Herr, Darius einen Krämer) und wilder Weinlaune. Das Verhängniß des Kambyses ist die Ermordung seines Bruders, die den Fluch des Vaters auf ihn herabzieht; in der ägyptischen Version dagegen die Tödtung des Apis. — Im übrigen ist, wie überall so auch hier, Herodot's Bericht dem Ktesianischen gegenüber in den thatsächlichen Angaben, Namen u. a. — z. B. in den chronologischen Angaben und in der Geschichte der Eroberung Aegyptens — bei weitem der zuverlässigere.

Die späteren Schriftsteller sind meist von Herodot abhängig. Bei Strabo werden die Zerstörungen in Theben und Heliopolis sehr mit Unrecht auf Kambyses zurückgeführt (XVII, 1, 27. 46, vgl. *Diod.* I. 46. C. J. gr. 4730. 4741. 4756.); Diodor's Bericht (X, 13 fg. Dind., vgl. III, 3) enthält nur Herodotische Angaben (durch Ephoros vermittelt?), bei Justin ist einzelnes umgestellt, und die Erzählung von Smerdis' Ermordung sowie die Personennamen aus einer andern Quelle (vielleicht Deinon) eingefügt. Woher vereinzelte Erzählungen, wie bei Polyän VII, 9, stammen, wissen wir nicht. An urkundlichem Material, nach dem die traditionellen Berichte rectificirt werden können, besitzen wir nur einige wenige ägyptische Denkmäler, vor allem die Inschrift des Horusa-suten-net auf seiner naophoren Statue im Vatican (Brugsch, Geschichte Aegyptens, S. 748; Lepage Renouf in Records of the Past X, 45; Wiedemann, Geschichte Aegyptens, S. 207; alles sonstige ägyptische Material ist gleichfalls bei Wiedemann zusammengestellt) und die knappen, aber äußerst werthvollen Angaben des Darius in der Behistaninschrift (I, 10 fg.). Daß wir uns bei dieser Beschaffenheit der Quellen mit Feststellung der Hauptmomente begnügen müssen und von der Persönlichkeit des Kambyses ein genügendes Bild nicht gewinnen können, versteht sich von selbst. Im allgemeinen vgl. Duncker, Gesch. d. Alterth., 4. Aufl., IV, 392 fg.; Spiegel, Eran. Alterthumskunde, II, 294 fg.; Wiedemann, Gesch. Aegyptens, S. 199 fg.

Die Angabe des Ktesias, daß Kyros seinen jüngeren Sohn Bardiya (bei den Griechen Smerdis, Mergis, Tanaoxares u. a.) zum Herrn der oberen Lande eingesetzt habe (vgl. *Xen.* Cyrop. VIII, 7, 11), ist sehr glaubwürdig. Jedenfalls hat ihn Kambyses schon alsbald, vor seinem Zuge nach Aegypten (Behist. I, 10, nicht, wie alte Schriftsteller berichten, erst von Aegypten aus) heim-

lich umbringen lassen. Dann richtete der König, dem Vorgange der assyrischen und babylonischen Großkönige folgend, seine Waffen gegen Aegypten. Ein Krieg zwischen diesem und dem neu erstandenen Perserreich hatte längst in Aussicht gestanden; Amasis hatte deshalb im Jahre 547 mit Krösos und Nabunâhid ein Bündniß gegen Kyros geschlossen (*Herod.* I, 77) und letzterer hat jedenfalls bereits an einen Krieg gegen Aegypten gedacht. — Ob die Nitetis-Geschichte in ihrer persischen Fassung ganz oder theilweise historisch ist, läßt sich nicht entscheiden.

Durch die Rathschläge des aus Aegypten geflohenen griechischen Söldnerführers Phanes aus Halikarnaß und durch ein Bündniß mit den Arabern erreichte das Perserheer ohne Gefährdung die Grenzen Aegyptens. Die kyprischen Fürsten, bisher unter ägyptischer Herrschaft, waren zu Kambyses übergetreten und verstärkten seine Flotte (*Herod.* III, 19), ebenso Amasis' früherer Bundesgenosse Polykrates von Samos (*Herod.* III, 44). Bei Pelusium kam es zur entscheidenden Schlacht, in der die Perser vollständig siegten (hierher gehört *Polyaen.* VII, 9). Nach längerer Belagerung wurde Memphis erobert, der König Psamtik III. gefangen, ganz Aegypten unterworfen, auch die Libyer und Griechen Kyrenaikas erkannten die persische Herrschaft an. Wie viel an den Berichten über die Behandlung des gefangenen Königs durch Kambyses (*Herod.* III, 13 fg.; *Arist.* Rhet. II, 8) wahr ist, wissen wir nicht. Nach Herodot wurde derselbe schließlich, als er eine neue Erhebung Aegyptens plante, hingerichtet, nach Ktesias dagegen, der ihm den Namen Amyrtaeos gibt, mit 6000 Aegyptern in Susa internirt.

Die Eroberung Aegyptens fällt nach der einstimmigen Ueberlieferung des Alterthums (*Diod.* I, 68; *Manetho* bei *Euseb.* I, p. 149 Schöne; vgl. Unger, Chronol. d. Man., S. 285 fg.) ins fünfte Jahr des Kambyses, Ol. 63, 3 = Frühjahr 525 v. Chr. Diese Zahl mit Brugsch, Gesch. Aegyptens, S. 745. 759 zu verwerfen und dafür 527 v. Chr. zu setzen, liegt kein Grund vor, s. Wiedemann, Gesch. Aegyptens, S. 220. Wie sein Vater in Babylon, trat Kambyses in Aegypten officiell durchaus als Nachfolger der einheimischen Herrscher auf; er nahm die volle Titulatur der Pharaonen an, legte sich den Thronnamen Mesut-ra' bei, besuchte die Tempel (vgl. *Herod.* III, 37), sorgte für die Reinigung des Tempels der Neith in Sais und brachte der Göttin selbst seine Huldigung dar (Inschrift des Horuṣasutennet). Daß er dabei die dem Perser fremdartig und unwürdig erscheinende Religion Aegyptens verspottet habe, ist keineswegs unwahrscheinlich; auch die Erzählung, daß er den heiligen Apisstier, sei es im Zorn, sei es um seine Göttlichkeit zu prüfen, verwundete, scheint historisch zu sein, s. Wiedemann, Gesch. Aegyptens, S. 218—231. Der betreffende Apis ist im Jahre 524 v. Chr. gestorben und beigesetzt worden. Ebenso ist nicht zu bezweifeln, daß neben der Masse der übrigen Beute auch zahlreiche Götterbilder aus Aegypten fortgeführt wurden (vgl. die Inschriften von Adule und Tanis; Hieron. in Dan. 11, 8). Ueberhaupt werden die Schilderungen von Kambyses' wildleidenschaftlichem, zu Grausamkeit und Jähzorn neigendem Charakter wol einen historischen Kern enthalten, so wenig sich die einzelnen Erzählungen controliren lassen.

Nach der Gewinnung Aegyptens galt es, auch dessen Dependenzen zu unterwerfen. Kambyses selbst zog gegen Aethiopien, d. h. das heutige Nubien, das hieroglyphische Kusch, das so oft den alten Pharaonen unterworfen gewesen war. Daß die Expedition nicht so erfolglos verlief, wie es nach der ägyptischen Tradition (*Herod.* III, 18 fg.) scheinen konnte, geht schon daraus hervor, daß die „Aethiopen südlich von Aegypten" dem Darius Tribut zahlen und Heeresfolge leisten (*Herod.* III, 97; VII, 69). Daß Kambyses Meroe erobert und nach seiner Schwester benannt habe (*Diod.* I, 33; *Strabo* XVII, 1, 5; *Joseph.* Arch. II, 10, 2), ist allerdings kaum glaublich. Wohl aber wird er Napata am Gebel Barkal, die damalige Hauptstadt Aethiopiens, erobert, und dadurch zur Gründung des weit südlicheren Reiches von Meroe Veranlassung gegeben haben (vgl. v. Gutschmid, Neue Beiträge S. 68). Beim Zuge des Petronius zeigte man übrigens auch zwischen Pselchis und Premnis die Stelle, wo Kambyses' Heere vom Sande verschüttet seien (*Strabo* XVII, 1, 54); derselbe wird sonst als *Καμβύσου ταμίειον* bezeichnet (*Plin.* VI, 181; *Ptol.* IV, 7, 16). — Gleichzeitig wurde die große Oase — in der dann Darius einen Tempel baute — den Persern unterworfen, während eine weitere Expedition nach dem Ammonium, die allerdings jedenfalls nicht aus 50,000 Mann bestand, vom Wüstensande verschüttet sein soll (*Herod.* III, 25. 26). Der Plan, auch Karthago mit einer Flotte anzugreifen, scheiterte an der Weigerung der Phöniker (*Herod.* III, 19).

Nach der Rückkehr aus Aethiopien hielt sich Kambyses noch weiter in Aegypten auf. Da erhob sich Anfang 522 in Persien ein Magier namens Gaumâta (bei Justin Cometes), gab sich für den ermordeten Bardiya aus, und wurde „in Persien, Medien und den andern Provinzen" als König anerkannt (Behist.). Kambyses zog mit seinem Heere zurück, starb aber in Syrien an einer Wunde, die er sich durch Zufall selbst beigebracht hatte. Vor seinem Tode bekannte er — nach Herodot — die Ermordung seines Bruders und forderte die anwesenden Magnaten der Perser auf, den Betrüger zu entlarven, den Achaemeniden die Herrschaft zu bewahren. Die Annahme, daß er durch Selbstmord gestorben sei, beruht auf falscher Interpretation der betreffenden Stelle der Behistâninschrift. Als Ort seines Todes nennt Herodot ein syrisches Ekbatana, Ktesias Babylon, Josephus (Arch. XI, 2, 2) Damaskos. (*Eduard Meyer.*)

KAMECKE (Camicke), ein altadeliges Geschlecht in Pommern, das seinen Ursprung von dem ehemaligen Kamyck auf der Insel Usedom herleitet. Die zur vermeintlichen Erhöhung des Glanzes des Hauses erdichtete und von vielen Genealogen gewissenhaft übernommene angebliche Abstammung von den welschen Grafen von Capri, und zwar lediglich darum, weil beide ziemlich einerlei Wappenbild führen, sei sofort in das Gebiet der Fabel verwiesen. Uebrigens waren es die Kameckes nicht allein, die sich für eingewandert hielten oder eingewandert sein sollten; die genealogischen Schriftsteller

der letzten Jahrhunderte schienen von der Ueberzeugung geleitet, daß auf deutschem Boden nun und nimmer ein edles und großes Geschlecht hätte erwachsen können; um positive Angabe des Standortes der Wiege in möglichst fernen Landen waren sie niemals verlegen. — Die Herren von Kamecke gelangten schon früh zu großem Besitz, den sie auch theilweise zu halten verstanden. Vorzüglich wurden sie im Fürstenthum Cammin seßhaft zu Kordeshagen, Strachmin, Strippow, Warnin, Warchmin, Kratzig, Bitzicker, Hohenfelde, Niederhof und Altenhagen, in andern pommerschen Kreisen zu Thunow, Lustebuhr, Mistow, Egsow, Kummerzien, Prötzel, Prädikow, Gumenz, sowie den aufgehobenen Klöstern Reetz und Guschen. Vorübergehend erscheinen Zweige in der Mark Brandenburg zu Fritschendorf, Kletze, Stegelitz, Grunow, Harnekop, Haselberg, Tucheband und Wustrow. — Ein Peter von Kamecke erscheint bereits 1266; die Gebrüder Matthias und Wissen, des Tessen (Tesmar) von Kamecke Söhne, eroberten 1374 in einer Fehde mit Vincenz Holke dessen festes Haus Rossenberg, behaupteten sich auch darin. — Ein anderer Peter (1372) ist Stifter der Linie von Kordeshagen; sein Sohn Georg wird als Geheimschreiber des Herzogs Bogislaus erwähnt und dessen Sohn Paul siegelt als Zeuge 1450. — Die ununterbrochene Stammreihe der strachminer Linie beginnt mit Heinrich von Kamecke, gen. Schlig, 1440. Von seinen fünf Söhnen: Tesmar, Henning, Schwantes, Curt und Anshelm, setzte Curt den Stamm fort. Sein Nachkomme Peter war des Herzogs Johann Friedrich vornehmster Rath; dessen Sohn, auch Peter, stand durch 42 Jahre im Dienste seiner Herzoge und starb 1615 als deren Geheimer Rath, Schloßhauptmann und Obermarschall. Sein Sohn Paul Anton wurde mit Dorothea Hedwig von Kamecke aus dem Hause Strippow der Vater Paul Anton's des Jüngern, eines der Ausgezeichnetsten seines ganzen Geschlechts. Als Edelknabe an den berliner Hof gekommen, stieg er dort zu hohen Ehren; er erhielt die Stelle eines Grand maitre de la maison royale und die eines ersten Kammerherrn, wurde bei der Errichtung des Schwarzen Adlerordens dessen Ritter und stieg für Auszeichnung in den Kriegen von 1696 bis 1716 zum Generalmajor, Brigadier und Chef eines Infanterie-Regiments. Geschwächter Gesundheit wegen entsagte er in diesem Jahre dem Kriegsdienst und zog sich auf seine Güter Strachmin, Strippow, Tucheband, Prötzel, Rädickow und Warnow zurück, wo schon im Jahre darauf ein Blutsturz seinem erst vierundvierzigjährigen Leben ein Ende machte. Erwähnt sei noch, daß er 1704 beim St.-Johanniterorden aufgeschworen, daß er später eine Präbende im hohen Domstift zu Havelberg erhalten hatte und schließlich zum Dompropst daselbst erwählt worden war, daß ihn der König Friedrich I., für dessen besonderen Günstling er galt, mit den Amtshauptmannstellen zu Mühlenhof und Mühlenbeck belehnt hatte. Er war erstlich vermählt mit Agnes Juliane, Erbtochter (unter vier Schwestern) des Grafen Adam Georg von Schlieben, preußischen Staatsministers, und durch sie in den Besitz von Elzow, Saldekow, Tucheband und Papitz getreten. Nach ihrem bereits im ersten Wochenbette am 21. Sept. 1705 im Alter von 20 Jahren erfolgten Tode schritt er 1707 zur zweiten Ehe mit Ilsa Anna von Brunnow, Hofdame der Kronprinzessin, die ihn bis 1749 überlebte. Ihr 1715 geborener Sohn **Friedrich Paul Anton von Kamecke**, königl. preußischer Schloßhauptmann in Berlin, wurde am 28. Juli 1740 in den preußischen Grafenstand erhoben. Er hatte nach dem Tode seines Vetters Friedrich Heinrich (s. unten) mit den übrigen Lehnsvettern im J. 1756 einen Vergleich über die in Gemeinschaft habenden Güter dahin abgeschlossen, daß ihm Strachmin, Hohenfeld, Kordeshagen, Strippow und Warnin überlassen wurden. Aus seiner Ehe mit einer Gräfin von Goloffin erspoß der Graf Alexander Hermann (starb am 6. April 1806), königl. preußischer Geheimer Ober-Finanz-, Regierungs- und Domänenrath, der mit Amalia Wilhelmina Gräfin von Lynar den am 14. Dec. 1769 geborenen Grafen Rochus Emil Albert zeugte, der in zwei Ehen Descendenz hinterließ, deren männlicher Stamm am 28. März 1879 erlosch und somit diese ganze gräfliche Linie beschloß. — Aus der hohenfelder Linie erscheint **Ernst Bogislaus von Kamecke**, ein am 24. Dec. 1674 geborener Sohn des Georg Friedrich, ein auf Universitäten und weiten Reisen hochgebildeter Mann, der in seiner Person die Stellen eines Hofkammer-Präsidenten, eines Ober-Domänen-directors und eines Generalpostmeisters vereinigte, daher Sitz und Stimme im Geheimen Staatsrath hatte, zu gleicher Zeit aber auch als Obermarschall bei dem königlichen Hofe zu Berlin fungirte und dabei doch noch Zeit fand, den Wissenschaften und Künsten zu huldigen, weshalb er zum Protector der königlichen Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften erwählt wurde. Während seiner Oberleitung der königlichen Domänen suchte er vornehmlich dahin zu wirken, die in Erbpacht überlassenen königlichen Aemter und Güter wieder in Zeitpachtungen zu verwandeln, und verbesserte hierdurch die königlichen Einkünfte nicht unerheblich. Nachdem er seitens des Königs Friedrich I. durch Verleihung des Ordens vom Schwarzen Adler und der Amtshauptmannsstelle von Bublitz ausgezeichnet worden, starb dieser berühmte Staatsmann am 4. Dec. 1726, einen einzigen Sohn hinterlassend, den bereits oben erwähnten, in der Schlacht von Prag unvermählt gefallenen Friedrich Heinrich, der — was aber bisher nicht feststeht — gemeinsam mit seinem Vetter am 28. Juli 1740 den Grafenstand erlangt haben soll. — Es würde zu weit führen, die sämmtlichen Mitglieder des Geschlechts zu verzeichnen, die besonders im Kriegsdienste ihres Vaterlandes sich Auszeichnung verschafft oder mit ihrem Blute auf dem Schlachtfelde die Treue zu ihrem König besiegelt haben; es genüge der Hinweis, daß dieses edle Haus bis in die jüngste Zeit seinen Namen mit den bedeutungsvollsten Episoden der vaterländischen Geschichte zu verketten gewußt hat.

Das Wappen zeigt im rothen Schilde einen silbernen Geis- oder Gemsenkopf, auf dem Helme drei Schwerter fächerartig aufgestellt. Da die ältesten Siegel einen Widderkopf weisen, da ferner die Gemse ein für die

eingeborenen Geschlechter am Ostseestrande nicht gerade übliches Wappenbild ist, wäre man fast versucht zu glauben, die Wappenherren hätten, in Anlehnung an die oben erwähnte fabelhafte Abstammung von den Grafen von Capri, dieser im Laufe der Zeiten gewisse Concessionen gemacht. Derartige Fälle sind übrigens in der Heraldik nicht selten, ohne daß man bei ihnen berechtigt wäre, bösen Willen vorauszusetzen. Unverstand mit schlecht überlieferter Tradition haben in dieser Beziehung ganz Anderes und zwar Ungeheuerliches gezeitigt.
(*H. v. Borwitz u. Harttenstein.*)

Kamēl, s. Camelus.

Kamēlheu, Grasgattung, deutscher Name für Andropogon (s. d.).

KAMELOT oder KAMLOTT (Zeug aus Kamelhaar), ursprünglich ein leichter leinwandartig gewebter Stoff aus dem Haar der Kamel- oder Angoraziege, der in Kleinasien in unerreichter Schönheit hergestellt wird. Auch in England und Holland werden Kamelots aus Angoragarn, öfters mit Seide gemischt, sowol einfarbig als melirt erzeugt; häufiger werden jedoch unter dieser Benennung Stoffe producirt, die gar keine Angorawolle enthalten, bei denen sogar in manchen Fällen die Kette aus Leinen oder Baumwolle besteht. Der unter dem Namen Kamelot bekannteste (wollene) Stoff ist aus Kammgarn leinwandartig mit gezwirnter Kette und einfachen Einschlagfäden gewebt. Als Seidenkamelot kommt ein taffetartiges Seidengewebe vor, dessen Kette je zwei verschiedenfarbige, mit schwacher Drehung zusammengezwirnte Fäden enthält, während die einfachen Einschlagfäden von einer dritten Farbe sind, wodurch ein feingeflammter Stoff von schillerndem Glanz entsteht. Beim halbseidenen Kamelot ist die Kette aus Seide, der Einschlag aus feinem Baumwollengarn hergestellt.
(*W. H. Uhland.*)

Kämelwolle, das seidenartige Haar der Kämel- oder Angoraziege, s. unter Ankyra.

KAMEN, auch CAMEN, heißt ein preußisches Städtchen der Provinz Westfalen, Regierungs-Bezirk Arnsberg, Kreis Hamm, mit 4423 Einwohnern (im J. 1816: 2153) in 601 Wohnhäusern, die 893 Haushaltungen umfassen. Die Bewohner sind evangelisch, außer 711 Katholiken und 130 Juden. Der Ort liegt in 62 Met. Höhe an der Seseke, 15 Kilom. von Hamm, und hat eine Papierfabrik, Pfefferkuchenbäckerei, Oelmühlen, Kalkbrennerei, Bierbrauerei, Handel mit westfälischen Schinken u. s. w. — Das russische Wort Kamen bedeutet: Stein, Fels; daher im Ural-Gebirge der 454 Met. hohe Konstantinowsky-Kamen, der 1633 Met. hohe Deneschkin-Kamen, der 565 Met. hohe Kontschakoff-Kamen u. s. w.
(*G. A v. Klöden.*)

KAMENEZ-PODOLSKI, die Hauptstadt des europäisch-russischen Gouvernements Podolien unter 48° 40′ nördl. Br. und 44° 14′ östl. L., liegt malerisch auf einer hohen und steilen, von dem Flusse Smotritsch gebildeten Halbinsel. An die Stadt schließen sich die Sloboden Polski, Ruski und Bjelanowka, die Vorstadt Mukschi, die Flecken Karwasary und Sinkouzi und die franziskanische und karmelitische Juridica. Gerade der Stadt gegenüber liegt auf einem Felsen die alte Festung, von der eine hölzerne Brücke über den Smotritsch in die Stadt führt. Die russischen Chroniken erwähnen ein Kamenez-Podolski schon am Ende des 12. Jahrh., obwol es ungewiß ist, ob sich dieser Name auf das heutige Kamenez-Podolski bezieht. Im 12. Jahrh. bildete Kamenez-Podolski einen Theil des galizischen Fürstenthums; 1199 wurde es erfolglos von Koljun, dem Khan der Polowzen, im Bunde mit den tschernigowschen und turowschen Fürsten und dem ungarischen Zarewitsch Anirian belagert. Im J. 1240 wurde die Stadt von Baty-Khan in einen Trümmerhaufen verwandelt und verschwindet von da an auf ein ganzes Jahrhundert aus der Geschichte. In der ersten Hälfte des 14. Jahrh. eroberte der lithauische Fürst Gedimin die podolischen Städte und schenkte sie seinen Enkeln, den Fürsten Koriatowitsch, die wahrscheinlich auch das zerstörte Kamenez-Podolski von neuem aufbauten. Fedor Koriatowitsch versuchte 1351 im Bunde mit Ungarn von Lithauen abzufallen, doch sein Oheim Olgerd erschien mit einem Heere in Podolien, eroberte viele Städte, unter andern auch Kamenez-Podolski, und Fedor flüchtete nach Ungarn. Als Jagello 1392 den polnischen Thron bestiegen hatte, stellte dessen Bruder Witowt I. die Unabhängigkeit Lithauens wieder her und übergab 1395 die Verwaltung Podoliens dem Fürsten Fedor Koriatowitsch II., der jedoch bald darauf nach dem misglückten Versuche, sich unabhängig zu machen, nach Wilna verbannt wurde. 1396 kaufte Jagello von Witowt Podolien mit den Schlössern Kamenez, Smotritsch, Skala und Tschervono-Gorod für 46,000 Goldstücke; 1401 war der Bruder Jagello's, Swidrigailo, Statthalter von Podolien, wurde aber nach zwei Jahren wieder abgesetzt, weil er sich unabhängig zu machen suchte. Darauf kaufte Witowt Podolien von Jagello und beherrschte es bis zu seinem Tode 1430. Im J. 1434 bildete der polnische König Wladislaus III. aus Podolien eine besondere Wojewodschaft mit der Hauptstadt Kamenez-Podolski. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. und am Anfange des 16. Jahrh. war Kamenez-Podolski und seine Umgegend häufigen Ueberfällen der Türken und Tataren ausgesetzt; 1476 wurde die Stadt vom Sultan Mohammed II. zerstört. Im J. 1509 hatte Kamenez-Podolski eine Belagerung der Moldauer auszuhalten; 1516 und 1526 wurden die umliegenden Ortschaften von den Tataren verwüstet. Im 17. Jahrh. überstand Kamenez-Podolski häufige Belagerungen der Türken und Kosaken. So wurde es 1648 und 1652 von dem Hetman Chmelnicki belagert und 1672 von dem Hetman Doroschenko, der sich mit Mohammed IV. verbunden hatte, eingenommen. Bis zum J. 1699 blieb Kamenez-Podolski im Besitz der Türken, die hier eine Garnison hielten. In diesem Jahre kam es wieder an Polen und blieb bis zum Ende des 17. Jahrh. von weiteren Ruhestörungen verschont. 1795 kam Podolien an Rußland und Kamenez-Podolski wurde zur Hauptstadt der podolischen Statthalterschaft, 1796 aber zur Gouvernementsstadt erhoben. Die Stadt ist

der Sitz eines Civilgouverneurs, des Erzbischofs von Podolien und Braclow und eines katholischen Bischofs, früher auch eines armenischen. Sie hat ein Gymnasium, ein griechisch-orthodoxes und ein katholisches Seminar, eine Pfarrschule, zwei jüdische Kreisschulen, ein Theater, ein Karmeliterkloster, ein Nonnenkloster, 23 griechisch-orthodoxe Kirchen, 5 katholische Kirchen, 1 armenische Kirche, 1 Synagoge, 305 Kaufläden, 8 Talgschmelzereien, 2 Seifensiedereien, 1 Liqueurfabrik, 6 Ziegelbrennereien und 17,342 Einwohner, von denen über die Hälfte Juden. Der Handel der Stadt ist von keiner großen Bedeutung und befindet sich ganz in den Händen der Juden. Die Nähe der österreichischen Grenze begünstigt den Schleichhandel. Einige Kaufleute treiben Handel mit Getreide und Holz. Die drei hier stattfindenden Jahrmärkte werden wenig besucht. Unter den Gebäuden ist die im J. 1398 erbaute armenische Kirche bemerkenswerth, in welcher ein Gebetbuch mit der Inschrift „1394", sowie ein Muttergottesbild aufbewahrt wird, das schon zur Zeit der Zerstörung Kamenez-Podolskis durch die Tataren existirte. Als Denkmal der Türkenherrschaft hat sich noch ein Minaret erhalten, welches neben der katholischen Kathedrale steht. *(A. v. Wald.)*

KAMENNOI-OSTROW, d. h. die steinerne Insel, eine Newa-Insel in der Nähe von Petersburg, 5600 Fuß lang und 2100 Fuß breit. Die Insel gehörte anfangs dem Kanzler Golowkin, kam dann in den Besitz des Kanzlers Bestuschew-Rjumin, der sie durch Erdaufschüttungen erhöhte, mitten durch sie einen Kanal zog und einen Garten darauf anlegte. Nach Bestuschew's Tode wurde Kamennoi-Ostrow Eigenthum des Kaisers Paul I., der darauf ein kleines Schloß und ein Invalidenhaus erbaute, welches gegenwärtig für die Ritter des Annenordens bestimmt ist. Gegenüber dem Invalidenhause steht eine kleine Kirche. Ein großer Theil der gegenwärtig im Besitze der Kinder der verstorbenen Großfürstin Helena Pawlowna befindlichen Insel ist mit schönen Villen bedeckt, die als Sommeraufenthaltsort der petersburger Aristokratie dienen. *(A. v. Wald.)*

KAMENSCHTSCHIKI ist eine russische Bezeichnung (das Wort bedeutet „Steinmetz") für Tataren am Altai, die nach dem Flusse Buchtarma und dem am Irtysch gelegenen Orte Buchtarminsk auch Buchtarminzy genannt werden. Sie waren oder sind noch sogenannte Jasatschniki, d. h. Leute, die den „Jasak", Abgabe, in Pelzwerk zahlen. *(R.)*

KAMENSKAJA, Staniza im russisch-europäischen Gebiet von Nowotscherkask im Lande der donschen Kosaken, am rechten Ufer des Donez, 116 Kilom. von Nowotscherkask. Nach der Staniza Michailowka (16,854 E.) ist Kamenskaja die größte und ihrer Bauart nach die schönste Staniza im ganzen Gebiete. Sie hat vier Kirchen, eine Poststation auf der moskau-kaukasischen Straße, eine Kreis- und Elementarschule, ein Bezirksgericht, zwei Jahrmärkte und 15,507 Einwohner. Die gegenwärtige Lage der Staniza ist schon die fünfte nach ihrer Gründung. Früher lag sie am linken Ufer des Donez und wurde im J. 1817 zum letzten mal auf ihre jetzige Stelle übergeführt. Der Boden besteht auf der Ostseite der Staniza aus Flugsand, der bei heftigen Ost- und Nordwinden von dem linken Ufer des Donez hierher geführt wird. In der Umgegend von Kamenskaja sind mächtige Steinkohlenlager gefunden worden, deren Bearbeitung in letzter Zeit in Angriff genommen wurde. *(A. v. Wald.)*

KAMENZ (Camenz), Hauptort der gleichnamigen Amtshauptmannschaft der königlich sächsischen Kreishauptmannschaft Bautzen, früher eine der sogenannten Sechsstädte, seit 1815 eine der Vierstädte der sächsischen Oberlausitz, an der Schwarzen Elster, Station der Strecke Lübbenau-Kamenz der Berlin-Görlitzer Eisenbahn, sowie der Strecke Arnsdorf-Kamenz der sächsischen Staatsbahnen, mit Eisenbahntelegraph für den öffentlichen Verkehr, außerdem aber Station des Deutsch-Oesterreichischen Telegraphenvereins, Sitz einer Amtshauptmannschaft und eines Amtsgerichts. Die Zahl der Bewohner ist von 6784 im J. 1875 auf 6820 im J. 1880 angewachsen, darunter befanden sich 6351 Protestanten, 450 Katholiken und 19 Juden. Kamenz hat als westlicher Grenzort des wendischen Sprachgebiets auch eine Anzahl Wenden aufzuweisen, für die alle 14 Tage wendischer Gottesdienst in der ehemaligen Klosterkirche abgehalten wird. Die gewerbliche Thätigkeit erstreckt sich besonders auf Tuchfabrikation (Militärlieferungen), Töpferei, Tischlerei, Schuhmacherei, Böttcherei, Dampffärberei, Brauerei und Pfefferkuchenbereitung. In der Umgebung der Stadt sind bedeutende Granit- und Dioritbrüche, deren treffliches Baumaterial weithin versandt wird, sowie ergiebige Thongruben. Der Handelsverkehr beschränkt sich im ganzen auf deutschen Binnenhandel, doch werden Geschäfte in bunten Tuchsorten auch nach dem Orient gemacht, während Töpferwaaren einen nicht unerheblichen Absatz nach Oesterreich finden. Neben zwei Jahr- und vier Viehmärkten hat Kamenz jetzt auch einen Wollmarkt; die wöchentlichen Getreidemärkte sind von ziemlicher Bedeutung. Der landwirthschaftliche Betrieb wird besonders im Osten der Stadt durch guten und zum Theil vorzüglichen Boden begünstigt. Jeder Fremde, der Kamenz besucht, lenkt seine Schritte zuerst nach dem Lessinghaus, wo Lessing am 22. Jan. 1729 geboren wurde. Auf dem Schulhofe steht seine 1863 aufgestellte Kolossalbüste von Knaur. Das ihm zu Ehren 1824—26 errichtete Lessingstift erfreut sich eines weiten Rufes als Krankenhaus. In demselben befindet sich das berühmte Lessingbild, eine von Haberkorn gemalte Kindergruppe. Haberkorn unterrichtete den jungen Lessing im Zeichnen. Ebenso weist das Stift eine gute Lessingbüste vom Hofbildhauer Kühne in Dresden auf und birgt endlich das Grab seines Gründers, des Dr. Johann Gottfried Bönisch, gest. 25. Juli 1835. In der Nähe wurde 1869 eine Kleinkinderbewahranstalt ins Leben gerufen. Unter den öffentlichen Gebäuden sind zunächst hervorzuheben: die Hauptkirche von 1235, die St.-Justkirche von 1377, die Klosterkirche von 1499 und die Katechismuskirche von 1724, sämmtlich mit Denkmälern aus der Vorzeit; sodann das zierliche Rathhaus

in byzantinischem Stil mit einem hochaufstrebenden Thurme in der Mitte der Façade. Es birgt außer einer Sammlung von Alterthümern die etwa 4000 Bände zählende Stadtbibliothek. Die Bürgerschule und das Gerichtsamt sind stattliche Gebäude, überhaupt ist die Bauart von Kamenz, das vom 4. zum 5. Aug. 1842 von einem großen Brandunglück heimgesucht wurde, und seitdem fast ganz neu wieder erstanden ist, durchgehends massiv und freundlich. Als Merkwürdigkeiten sind zu nennen: der 1548—72 errichtete Andreasbrunnen auf dem Markt, der schwarze Mönch, ein in einem Hause am Markt eingemauerter Denkstein und der originelle pulsnitzer Thurm, wo der Diakonus Caspar Dulichus 1655 wegen Zauberei hingerichtet wurde. Die Bürgerschule besitzt zwei größere Gebäude, zählt 20 Lehrer und hat eine Frequenz von 1180 Schülern.

Die Umgebungen von Kamenz bieten manches Anziehende. Zunächst der Stadtpark, Forst genannt, wo jährlich in der Bartholomäuswoche das aus alter Zeit stammende vielbesuchte Forstfest abgehalten wird, ferner der Hutberg mit dem eine weite Aussicht bietenden Lessingthurm, der Eulenberg, der Reinhardsberg (eine ehemalige Heidenschanze), der Schloßberg und der Galgenberg.

Der Name Kamenz kommt her vom slawischen Kamen, Stein, wahrscheinlich weil der Ort, ursprünglich Residenz der reichbegüterten Herren von Kamenz (früher von Veste), auf Grauwackenfelsen gegründet ist. Bernhard I., der 1220 starb, erbaute Altstadt-Kamenz, das er zum Theil mit Webern aus den Niederlanden besiedelte. Nach einem Brande erbaute Bernhard II., gest. um 1248, einen neuen Stadttheil und die von ihm reich dotirte Pfarrkirche (1225). Bernhard III., der berühmteste Sproß seines Geschlechts, gründete das benachbarte Kloster Marienstern, das er mit reichen Dotationen ausstattete. Er erlangte 1293 die Würde eines Bischofs von Meißen und starb 1296. Kamenz wurde 1318 eine unmittelbare, erst markgräflich-brandenburgische, im folgenden Jahre königlich böhmische Stadt. Das Schloß, das der Rath der Stadt für 200 Schock guter Groschen erworben, wurde 1432 beim Anrücken der Hussiten aus Vorsicht niedergelegt. Im J. 1346 trat Kamenz in den gegen das Raubritterthum errichteten Sechsstädtebund und wurde 1815 eine Vierstadt der sächsischen Oberlausitz. Vor dem unglücklichen Pönfalle der Sechsstädte, 1547, war Kamenz eine reichbegüterte Stadt, es verlor aber damals und durch spätere Kriege den größten Theil seiner Besitzungen, die sich gegenwärtig, abgesehen von Schul- und Kircheneigenthum, auf etwa 650 Acker belaufen. Der große Brand 1842 fügte der Stadt abermals großen Schaden bei, doch hat sie sich durch Gewerbfleiß und mit Hülfe der Eisenbahnverbindungen wieder kräftig emporgearbeitet. (*A. Schroot,*
nach Angaben von F. F. Klix.)

KAMENZ, officiell Camenz geschrieben, ist ein preußisches Dorf in der Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Frankenstein, 9 Kilom. im Südsüdost von Frankenstein, unweit der glatzer Neiße an der Pause gelegen, und zwar in der Herrschaft Camen. Der Ort hat 500 Einwohner und war früher ein Theil des daranstoßenden Dorfes Grunau; darin hatte Brzetislaw von Böhmen im J. 1094 eine Kirche und eine Burg Kamieniza erbaut; im J. 1209 wurde dort von dem breslauer Augustiner-Chorherrn Vincenz von Pogarell eine Cistercienser-Abtei gegründet, welche in großem Reichthume bis 1810 bestand, wo sie aufgelöst wurde. Von den Gebäuden derselben nahe am Gasthause stehen nur die Prälatur und die Kirche, während der linke oder nördliche Klosterflügel nach dem im J. 1827 stattgehabten Brande gänzlich abgetragen worden ist. An die Abtei knüpft sich die Sage, daß der Abt den König Friedrich II. 1745 vor der Gefangenschaft gerettet habe. Besitzer der Herrschaft ist Prinz Albrecht, welcher dieselbe von seiner Mutter, der vom Prinzen Albrecht geschiedenen Prinzeß Marianne der Niederlande, geerbt hat. Ihm gehören die 31 Stiftsdörfer und das hinter dem Kloster, jenseit des Pausebaches, am Hügel erbaute größte und prächtigste Schloß Schlesiens, welches Prinzeß Marianne nach Schinkel's Entwurf hat aufführen lassen. Es ist ein riesiges Viereck mit Eckthürmen, innen sehr schön; davor liegen Terrassen mit Springbrunnen, und auf 11 Meter hoher Granitsäule steht eine 3 Meter hohe Victoria zum Andenken an das J. 1870; hinter dem Schlosse dehnt sich ein Park aus mit schöner Aussicht über das nahe Neissethal nach dem Reichensteiner Gebirge.
(*G. A. v. Klöden.*)

KAMERALWISSENSCHAFTEN (Cameralia) war die früher übliche Bezeichnung für die Gesammtheit derjenigen wissenschaftlichen Kenntnisse, welche die Beamten der ehemaligen fürstlichen Kammer (s. d.) besitzen mußten. In Deutschland wurde nämlich, seitdem sich festere staatliche Zustände bildeten, die Verwaltung der Domänen oder Kammergüter, welche die Hauptquelle des fürstlichen Einkommens repräsentirten, jenen Kammern überwiesen, welche daneben, wie z. B. besonders in Preußen, als Kriegs- und Domänenkammern auch gewissen Zweigen der Volkswirthschaftspflege und der Polizei vorstanden. So bildete sich die Lehre von den Kammersachen als Inbegriff der Grundsätze über die Thätigkeit dieser Behörden. Während man von jeher für die höhern Kameralbeamten das juristische Studium als unerlaßlich betrachtete, galt anfänglich für die niedern Beamtungen die einfache Schreiberbildung für ausreichend, bis man später mit der Ausbildung der Staatsverwaltung mehr und mehr zu der Einsicht gelangte, daß auch dasjenige, was man bisher auf dem Wege bloßer Routine betrieben, einer wissenschaftlichen Behandlung fähig und bedürftig sei. Man faßte daher alles, was der Verwaltungsbeamte an erlernbaren Kenntnissen brauchte, aber durch die juristische Ausbildung allein sich nicht aneignen konnte, in den Collectivbegriff Kameralwissenschaften zusammen, für welche zuerst König Friedrich Wilhelm I. von Preußen Lehrstühle an den Universitäten errichtete. Seckendorf, Horneck, Schröder, Sonnenfels, Justi u. a. waren besonders hervorragende Vertreter dieses neuen wissenschaftlichen Gebietes, welches sich in zwei Abtheilungen, die ökonomische und die politische, gliederte. Die erstere zer-

fiel in die Landwirthschaftslehre, zu welcher auch die Lehre vom Bergbau und der Forstwirthschaft gerechnet wurde, und in die Stadtwirthschaftslehre oder die Lehre vom Handel und den Gewerben; die zweite in die Polizeiwissenschaft und in die Kameralwissenschaft im engeren Sinne, d. h. die Finanzwissenschaft. Das Ganze verfolgte als Hauptzweck, die Staatseinkünfte thunlichst zu steigern, wozu neben der besseren Ausnutzung der Domänen und Regalien zugleich auch die möglichste Hebung des Volkswohlstandes dienen sollte. Wenn später zu den Kameralwissenschaften im hier gedachten Sinne noch einzelne technische Lehrzweige speciellerer Art, wie Baukunde, Münzkunde u. s. w., hinzugefügt wurden, so geschah dies in Berücksichtigung vorliegender besonderer Verhältnisse und Bedürfnisse, die mit dem eigentlichen fiskalischen Princip der Kameralwissenschaften nur in indirectem Zusammenhange standen. Von bedeutendstem Einflusse auf letztere waren nun aber die seit dem 18. Jahrhundert hervortretenden volkswirthschaftlichen Systeme. Denn je mehr die Wirthschaftswissenschaften in den Vordergrund traten und sich in besondern Zweigen als allgemeine Wirthschaftslehre, Wirthschaftspolitik, Finanzwissenschaft und Verwaltungslehre weiter ausbildeten, um so unhaltbarer wurde die Absonderung einer vorzugsweise für Staatsbeamte bestimmten sogenannten Kameralwissenschaft. Nicht mehr die Urproductionen oder Handel oder Gewerbe, sondern die Arbeit überhaupt gilt seit Adam Smith als die Quelle des Volkswohlstandes, und die Erforschung des Zusammenhangs aller menschlichen Beschäftigungen und der wirthschaftlichen Dinge überhaupt ist nicht mehr blos eine Aufgabe der Staatsbeamten, sondern ein Erforderniß allgemeiner Bildung. Aus diesem Grunde sind die Kameralwissenschaften jetzt ein veralteter Begriff, an dessen Stelle auf den Universitäten die Wirthschaftswissenschaften, die Finanzwissenschaft und die Verwaltungslehre getreten sind. Vgl. Nationalökonomie; Staatswissenschaften. — Die noch heute übliche Bezeichnung „Stud. jur. et cam.“, eine Reminiscenz früherer Zeiten, will lediglich besagen, daß der Jünger der Wissenschaft sich nicht allein auf den Justiz-, sondern auch auf den Verwaltungsdienst vorbereitet. (*Albrecht Just.*)

KAMES (auch Kaimes), Lord, meist nach seinem ursprünglichen Namen Henry Home genannt, englischer Aesthetiker und Moralist, wurde 1696 zu Kames in der schottischen Grafschaft Berwick geboren, bekleidete mehrere juristische Aemter bis zu demjenigen eines Oberrichters von Schottland, wurde 1752 zum Lord von Kames ernannt und starb als ein seiner Rechtschaffenheit, Liebenswürdigkeit und vielseitigen Bildung halber hoch angesehener Greis zu Edinburgh am 27. Dec. 1782. Seine schon bei Lebzeiten rühmlich anerkannte literarische Thätigkeit erstreckte sich zwar theilweise auch auf Gegenstände seines juristischen Berufs und besonders auf naturrechtliche Fragen (vgl. z. B. Historical law, Edinb. 1759 und The principles of equity, Lond. 1760, deutsch zus. unter dem Titel: Versuch über die moralischen Gesetze der Gesellschaft, Leipz. 1778), aber ihre wissenschaftliche Bedeutsamkeit liegt auf dem Gebiete der Aesthetik und in der Vertretung einer ästhetisirenden Moral. Das werthvollste und, abgesehen von seiner historischen Bedeutung, heute noch lesenswerthe unter seinen Werken sind die Elements of criticism (Lond. 1762 in 3 Bdn., 2. Aufl. Edinb. 1765; deutsch von Meinhard in 3 Bdn., Leipz. 1772—1790). Dieselben bilden neben E. Burke's fünf Jahre früher erschienenem Inquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful den ersten principiell durchgeführten Versuch einer selbständigen, rein psychologischen Aesthetik, welcher die Aufstellung der Geschmacksregeln und die Anweisung zur künstlerischen Production von der Einsicht in die psychologische Genesis der Empfindungen des Schönen und Erhabenen abhängig machen und diese aus den „Gesetzen der menschlichen Natur“ auf inductivem Wege ableiten will (vgl. die Einleitung). Dabei wird der ästhetischen Empfindung eine Mittelstellung zwischen der Sinnesthätigkeit und der rein geistigen Function angewiesen, und ihr Verhältniß theils zur Ideenassociation (Kap. 1), theils zu den Lust- und Unlustgefühlen (Kap. 2) erörtert; namentlich die Lehre von der „idealen Gegenwart“, der Gefühlswirkung der Phantasievorstellungen, (deutsche Ausg. I, 117 fg.) ist von hohem Interesse. Die auf solchen Grundlagen sich entwickelnde Theorie ist schon völlig subjectiven Charakters: die Prädicate „schön“ und „erhaben“ gelten nicht als objective Qualitäten der Dinge, sondern werden ausdrücklich für noch subjectiver erklärt als die von Locke sog. secundären Qualitäten (I, 280 fg.): sie sind sozusagen tertiäre Qualitäten.[1]) Ist dann auch weiterhin die Definition des Schönen als einer Vereinigung des Sanften und des Muntern[2]) ziemlich oberflächlich (Kap. 3), so schließen sich doch daran wichtige Untersuchungen über den Gegensatz der direct zu empfindenden „eigenen Schönheit“ und der erst durch Reflexion zur Empfindung zu bringenden „Schönheit des Verhältnisses“, welche theils der Kantischen Unterscheidung der „freien“ und der „anhängenden“ Schönheit (Kant, Krit. der Urtheilskr. §. 16), theils Fechner's neueren Forschungen über den „directen“ und den „associativen“ Factor des ästhetischen Eindrucks (vgl. Fechner, Vorschule der Aesthetik I, 86 fg.) vorgreifen; freilich einerseits in so unvollkommener Form, daß der Grund der directen Empfindung (wie sie durch Proportionalität, Symmetrie, Einfachheit u. s. w. herbeigeführt wird) doch immer wieder in Associationen gesucht wird (vgl. I, 275 fg.), andererseits mit einer der beschränkten Ideologie des vorigen Jahrhunderts durchaus entsprechenden Geschmacklosigkeit, indem die „Schönheit des Verhältnisses“ stets als Zweckmäßigkeit im Sinne banaler Nützlichkeit betrachtet wird. So heißt es z. B. I, 297: „Ein alter gothischer Thurm, der keine Schönheit an sich hat, scheint uns schön, wenn wir ihn als gute Schutz-

1) Vgl. mit Ausdehnung auf die „moralischen Qualitäten“ Sketches on the history of man (deutsche Ausg.), II, 82 fg.
2) Unter den im Anhang des Werkes (Bd. III) gegebenen Definitionen wird (Nr. 20 fg.) in interessanter Weise „Schönheit“ in ursprünglicher Bedeutung als eine Qualität des Gesichtssinnes und jede andere Anwendung des Wortes für übertragen erklärt.

wehr wider den Feind betrachten" (sic!). Das heißt die Barbarei, mit der das Mittelalter die Trümmer des Alterthums ausnutzte, ästhetisch rechtfertigen! Ganz unzulänglich ist Home's Auffassung des Erhabenen (Kap. 4), welches mit dem „Großen" identificirt wird und dessen ästhetischer Reiz in der Anstrengung bestehen soll, mit der es aufgefaßt werden muß; dabei wird das Moment des Erdrückenden im Erhabenen erwähnt (I, 325 fg.), ohne mit der aufgestellten Theorie in Verbindung gebracht zu werden. Dann folgen in wenig glücklicher Anordnung Specialuntersuchungen über weitere ästhetische Begriffe (Lächerlich, Witz, Anmuth, Würde ꝛc.) und Objecte des ästhetischen Eindrucks, und schließlich läuft die Darstellung nach der damals üblichen Weise in eine Poetik aus. Erfreulich ist die Vorliebe des Verfassers für Shakespeare, aus dem die Mehrzahl der Beispiele gewählt ist, und damit hängt auch die Polemik gegen die Lehre des französischen Classicismus von den „drei Einheiten" (Kap. 23, Bd. III) zusammen. Als der letzte Grund aller ästhetischen Urtheile wird der common sense bezeichnet, der die Durchschnittsempfindung der „feineren Nationen" bilde (III, 391 fg.).

Klingt darin schon die Lehre der späteren sog. Schottischen Schule an, so gilt dasselbe für Home's Moralphilosophie, die er in den Essays on the principles of morality and natural religion (Edinb. 1751; deutsch von Rautenberg, 2 Bde., Braunschw. 1768) niedergelegt und später in den Sketches on the history of man (Lond. 1774 in 2 Bdn.; deutsch Leipz. 1774 u. 1775), einer Art von Anthropologie, durch breite Benutzung der damals gerade in Mode kommenden ethnographischen Erzählungen zu erläutern gesucht hat. Die parallele Behandlung des „moralischen Gefühls" (und ebenso des Rechtsgefühls, vgl. Sketches II, 83 fg.) mit dem ästhetischen Geschmack ist dabei das Wesentlichste und erscheint im Anschluß an Shaftesbury, Hutcheson und Butler (vgl. 2. Essay, Kap. 2 u. 3) mit lebhafter Bekämpfung von Clarke, Wollaston und Hume (das. Kap. 3, 6 u. 7). Diese Auffassung, mit welcher der Determinismus (vgl. 3. Essay) durchaus vereinbar erscheint, entwickelt sich in ziemlich oberflächlichen Auseinandersetzungen, unter denen nur die Unterscheidung der unerlaßlichen und der der freien Wahl überlassenen Maximen beachtenswerth ist, weil sie sich in ähnlicher Weise bei Kant (vgl. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, 2. Abschn., Hartenstein'sche Ausgabe, Bd. II, S. 47) findet. Der zweite Theil der Essays ist wesentlich polemisch und entwickelt schon fast alle Grundgedanken der später von den Schotten ausgesponnenen und zugespitzten Bekämpfung von Locke, Berkeley und Hume (Kap. 1—4). Den Schluß des Werkes bilden die Grundzüge einer Religionsphilosophie, welche im Geiste des Deismus physikotheologischer Tendenz ist, und auch hier wird das Gottesbewußtsein auf das „Gefühl" von der Schönheit und Zweckmäßigkeit der Welt, als der besten Offenbarung des höchsten Wesens, gegründet. Doch fehlt diesen Darstellungen bei Home jener poetische Schwung, mit dem sie ein Shaftesbury vortrug, und statt dessen zieht sich durch alle Schriften Home's eine Nützlichkeitskrämerei hindurch, die vielfach an gleichzeitige Erscheinungen in Deutschland erinnert. Er liebt es, wie schon der Uebersetzer der Essays (I, 23 fg.) bemerkt hat, psychologische und andere Thatsachen dadurch für erklärt zu halten, daß er zeigt, wie nützlich sie für den Menschen sind, und die Beschränktheit jener deistischen Vorstellungskreise kommt bei ihm sehr stark in den philiströsen und geradezu albernen Urtheilen zu Tage, welche er an verschiedenen Stellen der Sketches (z. B. II, 224 fg.) über die antiken Göttervorstellungen fällt; wie denn überhaupt diese Anthropologie als ein Typus der Verständnißlosigkeit gelten kann, mit der die Aufklärung in der Beurtheilung historischer Erscheinungen verfuhr.[3])

Andere, unbedeutendere Schriften Home's, wie seine „Einleitung in die Kunst des Denkens" (1761) und seine „Ideen über Erziehung des Herzens" (1781) sind jetzt völlig vergessen. Im allgemeinen liegt seine Stärke weder in großartigen neuen Gesichtspunkten, noch in logischer Schärfe des Denkens, noch in origineller Gruppirung des Stoffs, sondern in der Liebenswürdigkeit seiner Darstellung und in der Feinsinnigkeit seiner Detailanalysen und einzelnen Beobachtungen, besonders auf dem ästhetischen Gebiete. Wenn er in der Einleitung seiner Essays mit der Absicht, das Ansehen der Sinne, der innern sowol als der äußern, zu befestigen, den Grundsatz aufstellt, daß „alle unsere Schlüsse zuletzt auf Gefühl und Empfindung beruhen", so ist seine wenig wissenschaftliche Ausführung dieses Princips durch Th. Reid und die Begründung der Schottischen Schule völlig in Schatten gestellt worden. Die Historiker der Philosophie sind deshalb durchweg ganz kurz über ihn hinweggegangen: Hettner (Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, I, 419 fg.) und Zimmermann (Geschichte der Aesthetik I, 223 fg.) haben ihren Analysen seiner Aesthetik mit Recht die Hinweise auf die mannichfachen Einwirkungen hinzugefügt, welche die Elements auf Männer wie Lessing, Herder und Schiller ausgeübt haben. Eine biographische Specialarbeit über Home existirt von Lord Woodhouselee (A. F. Tytler): Memoirs of the life and writings of H. H. (2 Bde., Edinb. 1807—10).

(*W. Windelband.*)

KAMIENSKI (Matthias), geb. 1734, gest. 1821 in Warschau, componirte Messen und Opern, darunter die älteste polnische Oper: Nędza uszczęśliwiona, 1778 mit Text von Bohomolez, und die beliebteste: Balik gospodarski, 1779 (mit Text von Zaplozki), ausgezeichnet durch echten Humor. Vgl. Karasowski, Rys historyczny opery polskiej. (*W. Nehring.*)

KAMILAROI-SPRACHE. Das Kamilaroi im Flußgebiete des Namoi, Barwan, Bundarra und Balonna, in den Liverpool Plains und dem oberen Hunter in Neusüdwales gesprochen, ist eine zur großen

---

3) Bemerkenswerth ist, daß die Sketches (2. Buch, 8. Kap., deutsche Ausg. I, S. 515—595) eine ausführliche nationalökonomische Abhandlung über Steuer-, Zoll- und Handelspolitik enthalten.

australischen Familie gehörige Sprache. Der Name ist von kāmil = nicht, nein, abgeleitet, und auf gleiche Weise sind noch mehrere australische Sprachennamen entstanden, z. B. Wolaroi von wol, Wiradhuri von wirai, Wailwun von wail. Die Sprache besitzt die Vocale a, e, i, o, u, je sowol lang als kurz, die Diphthongen ai, ao, und oi, die Consonanten k, g, h, ng; t, d, dh (= engl. th in than), n; p, b, w, v, m, dsch, y, l, und ein eigenthümlich scharfes dentales r. Der Bau ist suffigirend und in der Hauptsache agglutinirend und einfach. Das Verbum beschließt meist den Satz, adnominale und adverbiale Bestimmungen, einschließlich der Objecte, stehen voran, das Substantivum nimmt kein Zeichen des Numerus an, dagegen haben die persönlichen Fürwörter Singular und Plural, die der 1. und 2. Person überdies einen Dual und in diesem besondere Formen für das inclusive und das exclusive wir (ich und du — ich und ein dritter). Das Substantivum erscheint in der Stammform, wenn es nicht thätiges Subject oder Prädicat oder directes Object ist; in andern Fällen nimmt es folgende Casussuffixe oder Postpositionen an: -dū, wenn es thätiges Subject ist, -ngū für den Genitivus, -gō für den Dativus oder Illativus, -dī für den Ablativus, -dā für den Locativus, -kunda für den Coessivus (verweilen mit), -kāle für den Comitativus (sich bewegen mit). Das Verbum nimmt keine Personalendungen an; es hat Suffixe für das Präsens, das Futurum und vier nach der Länge der verflossenen Zeit verschiedene Präterita, ferner zwei Imperative, einen Conditionalis und vier adverbiale Participien. Die Wortbildung geschieht durch Zusammensetzung der Stämme und durch mannichfache Ableitungssuffixe.

Literatur: W. Wm. Ridley, Kamilaroi, Dippil and Turrubul. New South Wales 1866. 4. — Derselbe, Kámilarói and other Australian languages. Das. 1875. 4. vermehrte Auflage des vorigen Werks.

(*G. v. d. Gabelentz.*)

Kamille, Römische Kamille, s. Anthemis; Feld-Kamille, s. Matricaria.

KAMIN (vom lat. caminus, Ofen, franz. cheminée, engl. chimney, fire-place) nennt man die einfachste Vorrichtung zur Zimmerheizung, bestehend aus einem gegen das Zimmer zu offenen, übrigens aber von gemauerten oder eisernen Wänden umschlossenen, bald ganz in die Wand vertieften, bald theilweise oder ganz vor derselben vorspringenden, also halboffenen Feuerherd. Auf dem letzteren wird das Brennmaterial (meist Holz, Holzkohlen oder Torf, seltener Stein- oder Braunkohlen) verbrannt, während die Verbrennungsgase unmittelbar in den daranstoßenden oder darüberbefindlichen Schornstein entweichen. Die zum Abzug des Rauches und der Feuerluft dienende, mittels einer Klappe verschließbare Oeffnung befindet sich entweder in der Hinterwand des Kamins oder in der Deckplatte desselben, oder ist bei weit in das Zimmer hereinspringenden Kaminen zu einem Mantel erweitert, der sich nach oben zum Schornstein zusammenzieht. In Bezug auf die allgemeine Form der Kamine unterscheidet man folgende Arten, nämlich:

a) holländische Kamine, welche ganz in der Mauer liegen und eine mehr hohe als breite Oeffnung haben;

b) lombardische Kamine mit weit hervorragendem, pyramidalem Mantel, der auf Consolen oder sonstigen Vorkragungen steht;

c) französische Kamine, die ganz außerhalb der Mauer stehen, mit einem 15—20 cm über dem Fußboden erhöhten Herd und einer mehr breiten als hohen Oeffnung, die von Gewänden und Sturz gleichmäßig eingefaßt ist. Die Deckplatte oder der Kaminsims befindet sich in etwas über halber Manneshöhe und ist mit einer Marmorplatte abgedeckt, sofern nicht der ganze Kamin aus Marmor besteht;

d) deutsche Kamine, noch weiter vorragend und mit einem hohen Mantel versehen, der bisweilen noch durch vorkragende Consolen unterstützt ist.

Außer diesen Hauptarten älterer Construction, deren Wirkung nur auf der erzeugten strahlenden Wärme beruht und daher zum verbrauchten Brennmaterial in keinem Verhältniß steht, gibt es noch eine Anzahl neuerer, verbesserter Kamine, wie der englische, dessen Züge unten, neben oder hinter dem Herde liegen, von Eisen sind und der sie berührenden Luft einen großen Theil der erzeugten Wärme abgeben. Sie bilden sammt dem Roste und dem vor demselben befindlichen Feuerkorb, welcher das Umhersprühen von Funken und Herausfallen von Kohlen verhindern soll, einen zusammenhängenden Kamineinsatz. — Bei den neueren französischen Kaminen durchstreichen Luftzüge das Feuer und bilden ebenfalls einen Einsatz. Calorifère-Kamine besitzen Wärmetrommeln, die vom Feuer durchstrichen werden. Ueberhaupt kann man durch verschiedene Anordnung von Luftzügen und Rauchableitungen die Wirkung des Kamins erhöhen, der ohnedies zu den unvortheilhaftesten und unvollkommensten Heizeinrichtungen gehört. Bei den älteren Kaminen mit Holzfeuerung treten an die Stelle des Rostes ein paar eiserne Böcke, Kaminböcke oder Feuerböcke genannt, auf welche die Scheite mit ihren Enden gelegt werden; oder es werden auf einen dergleichen Bock eiserne Stäbe, sogenannte Spieße, gelegt, welche zur Stütze der Holzscheite dienen und ermöglichen, daß diese so locker als möglich aufgeschichtet werden können, um der Luft bequemen Zutritt in die Zwischenräume zu gestatten. Schüreisen, Schürgabeln oder Schaufeln bilden die weitere Ausstattung eines solchen Kamins.

Trotzdem bei den Kaminen nur die strahlende Wärme und diese auch mehr dem Fußboden des Zimmers zugute kommt, sind doch die Kamine in milden Klimaten, besonders in England und Frankreich, sehr beliebt und mehr als die Oefen gebräuchlich, weil man dort den erheiternden Anblick des Feuers liebt und den Kaminsims gern zur Aufstellung von Ziergegenständen, als Spiegel, Uhren, Vasen, Bronzen u. dergl. benutzt. In der That bildet ein Kamin einen wesentlichen Bestandtheil der decorativen und behaglichen Ausstattung eines Zimmers. Um diese Annehmlichkeit mit der besseren Wirkung eines Ofens zu verbinden, stellt man besonders in Deutschland sogenannte

Kaminöfen auf, d. h. eine Combination des Zimmerofens mit dem Kamin, bei der die Feuerluft des Kamins noch durch die Züge des Ofens strömt oder bei der mit einem kleinen Kamin noch eine besondere geschlossene Ofenfeuerung verbunden ist. In letzterem Falle ist es rationell, zwei Schornsteinröhren anzulegen, deren eine für den Kamin und deren andere für den Ofen dient.

Bisweilen nennt man Kamin noch die überbauten und durch eine Thür geschlossenen Küchenherde, sowie die sogenannten Vorgelege, welche sich außerhalb eines heizbaren Zimmers an der Stelle des Ofens befinden und durch welche die Feuerung des Ofens von außen erfolgt. — Endlich gebraucht man zuweilen, obwol uneigentlich, die Bezeichnung Kamin gleichbedeutend mit Schornstein. (*Alwin Gottschaldt.*)

KAMINSKI (Joh. Nepomuk), geb. in Kutkorz, 5 Meilen östlich von Lemberg in Galizien 1777, gestorben 1855, war einer der gefeiertsten polnischen dramatischen Darsteller und Bühnenorganisatoren, auch als Dichter und dramatischer Schriftsteller erwarb er sich einen bedeutenden Ruf. In Lemberg, wo er seine Schulbildung erhielt, auf der Universität Jura studirte, und wo er mit der deutschen Literatur sich vertraut gemacht hatte, ward in ihm durch fleißigen Besuch des deutschen Theaters, mehr noch durch den Besuch von Vorstellungen gastirender polnischer Gesellschaften seine natürliche Neigung zur darstellenden Kunst mächtig geweckt, besonders übte einen großen Einfluß auf ihn in dieser Richtung Adalbert Boguslawski aus, welcher nach Auflösung der Nationalbühne in Warschau nach Lemberg ging und hier eine polnische Bühne organisirte. Für ihn übersetzte Kaminski seine ersten Operntexte aus dem Italienischen und Deutschen. Als Boguslawski Lemberg verlassen mußte, bildete Kaminski eine dramatische Privatgesellschaft, schuf später (1804) eine polnische Bühne in Kamieniez Podolski, in Dubno, zuletzt (1806) in Odessa, wo er unter der besonderen Protection des Generalgouverneurs, Herz. Richelieu, ein Theater leitete, in welchem polnische und russische Stücke gespielt wurden. Im Jahre 1809 nach Galizien zurückgekehrt, spielte er in dem deutschen Theater in Lemberg mit einer polnischen Gesellschaft polnische Stücke unter schwierigen Verhältnissen und unter steigendem Beifall des Publikums bis 1841, und ward so der Schöpfer des polnischen Theaters in Lemberg. — Er schrieb und übersetzte gegen 80 Stücke, den meisten Ruhm brachte ihm ein die Oper: Krakowiacy i Górale (erschien 1821), gleichsam eine Fortsetzung des gleichnamigen Stückes von Boguslawski. — Kaminski war der erste, der das polnische Publikum mit Schiller bekannt machte, er veröffentlichte in polnischer Uebersetzung Schiller's Balladen und Romanzen 1818, Wallenstein 1827 u. a. Er schrieb auch originelle polnische Gedichte (Sonety 1827, Haliczanka 1835), manches seiner Lieder ward Gemeingut des Volkes. — Vom Jahre 1827 bis 1848 redigirte er Gazeta Lwowska und Rozmaitości, schrieb auch philosophische Abhandlungen (so z. B. vom philosophischen Gehalt der Sprache) und Werke, welche seinerzeit großen Beifall fanden. (*W. Nehring.*)

KAMIONKA STRUMIŁOWA, Stadt im östlichen Galizien, nordöstlich von Lemberg, 42° östlich von Ferro und 50° 7′ nördlicher Breite in einer Meereshöhe von 210^{m} am linken Ufer des Bug gelegen, zählt 6107 Einwohner, wovon auf die eigentliche Stadt Kamionka 3571, auf die belzer Vorstadt 1096, auf die lemberger Vorstadt 756 und auf Zaburze 684 Einwohner entfallen. Kamionka ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts, eines Steueramts und gehört zum Kreisgerichts-Sprengel Zloczow und zum Oberlandesgericht Lemberg. (*Ferd. Grassauer.*)

KAMIROS (griech. *Κάμειρος* und *Κάμιρος;* die letztere Form ist durch Etym. M. p. 488, 7 fg. durch Steph. Byz. u. d. W. und durch Inschriften bezeugt), eine der alten drei Städte der Insel Rhodos, nach Namen und Göttercult ebenso wie die beiden andern, Lindos und Jalysos, semitischen (phönikischen oder karischen) Ursprungs, aber frühzeitig durch dorische Einwanderer vom Peloponnesos oder auch von Kreta aus hellenisirt — schon der Homerische Schiffskatalog führt (Il. B, 656) die drei rhodischen Städte *Λίνδον Ἰηλυσιόν τε καὶ ἀργινόεντα Κάμειρον* als von dem Sohne des Herakles, Tlepolemos, der infolge einer Blutschuld als Auswanderer nach Rhodos gekommen sei, beherrscht auf — und bis zur Gründung der neuen Hauptstadt der Insel, Rhodos, welche im Jahre 408 v. Chr. durch einen Synoikismos von Bewohnern der drei alten Städte erfolgte, politisch selbständiges Glied der dorischen Hexapolis, jenes Bundes der klein-asiatischen Dorier, welcher außer den drei rhodischen Städten die Insel Kos, ferner die Städte Knidos und Halikarnassos umfaßte. — Die Stadt Kamiros, welche nach dem Berichte des Thukydides VIII, 44 im Winter des Jahres 412/411 v. Chr., als eine lakedämonische Flotte dort landete, von keiner Ringmauer umgeben (*ἀτείχιστος*) war, also jedenfalls einen mehr dorfartigen als eigentlich städtischen Charakter trug, lag an der Nordwestküste der Insel, ungefähr 5 Kilometer südwestlich von dem jetzigen Dorfe Kalavarda, in der Nähe eines jetzt nach dem H. Minas benannten Küstenvorsprunges, welcher dem antiken Cap Mylantia (das von Steph. Byz. u. *Μυλαντία* als zum Gebiete von Kamiros gehörig erwähnt wird) entspricht. An der Ostseite des Vorsprunges sind noch unter dem Wasser Reste der antiken Hafenbauten zu erkennen, und der antike Name der Stadt haftet noch jetzt an einer einige Minuten landeinwärts gelegenen halbmondförmigen Anhöhe, deren flacher Gipfel mit Thonscherben und Marmorsplittern und verschiedenen antiken Mauerzügen (nicht Befestigungsmauern, sondern Umfassungsmauern heiliger Bezirke und Fundamente von Tempelbauten) bedeckt ist; sie diente offenbar als Akropolis der alten Stadt, welche in einer vom Nordabhange des Hügels bis zum Meere sich erstreckenden flachen Thalmulde lag. Die wichtigsten Ueberreste der Stadt sind, außer einem von Osten und Westen

in die Seiten des Hügels hineingeführten, theils aus dem natürlichen Felsen gehauenen, theils aus glattbehauenen Steinen erbauten Kanal, der als Wasserleitung gedient zu haben scheint, zahlreiche an den Abhängen des Burghügels selbst und der benachbarten Hügelketten angelegte Gräber, welche in den Jahren 1858 bis 1865 von den Herren A. Biliotti und A. Salzmann untersucht worden sind und dabei eine reiche Ausbeute an Denkmälern der Kunst und des Kunsthandwerks (Goldschmuck, Statuetten in Kalkstein und Terracotta, bemalte Vasen) in asiatischem, archaisch-griechischem und entwickelt griechischem Stil, also von den frühesten Zeiten der Existenz der Stadt (welchen die am Burghügel selbst befindlichen Gräber anzugehören scheinen) an bis etwa in die Zeit Alexander's des Großen herab geliefert haben. Vergleiche darüber das Prachtwerk: 'Nécropole de Camiros. Journal des fouilles exécutées dans cette nécropole pendant les années 1858 et 1865 par Auguste Salzmann', Paris 1875 (60 Tafeln Folio, ohne Text), und den Aufsatz von G. Loeschke „Mittheilungen aus Kameiros" in den Mittheilungen des Deutschen archäologischen Instituts in Athen, Bd. VI, S. 1 fg. (dazu Plan in Bd. V, Tafel XIII). Daß diese Nekropole wirklich dem alten Kamiros angehört, wird bestätigt durch einen in einem dieser Gräber gefundenen Marmordiscus mit der Inschrift: *Ἀλεξίμαχος | Ἀριστανέτου | στραταγήσας | ἐκ πάντων | καὶ τιμαθεὶς | ὑπὸ Καμιρέων* (Salzmann a. a. O., Tafel VIII). Ferner stammt allem Anschein nach aus denselben Ausgrabungen eine jetzt im Britischen Museum befindliche, von C. T. Newton in den Transactions of the Royal Society of Literature, second series, Vol. XI, p. 435 fg. veröffentlichte Inschrift, welche einen Beschluß der *Καμιρῆς* betreffs der Herstellung eines vollständigen Verzeichnisses der auf der Insel wie auf dem Festlande (in der sogenannten Peräa von Rhodos auf der Küste Kleinasiens) belegenen *κτοῖναι* (jedenfalls localer Districte analog den attischen *δῆμοι*) und der Aufstellung dieses Verzeichnisses im Heiligthum der Athene in Kamiros enthält. Da auch den Bewohnern der Insel Chalke (*Χαλκῆται*) die Betheiligung an der Aufstellung dieses Verzeichnisses freigestellt wird, so dürfen wir wol annehmen, daß diese westlich von Rhodos gelegene kleine Insel unter der Oberherrlichkeit von Kamiros stand, aber ihre selbständige Gemeindeverfassung besaß. — Außer Athene wurde in Kamiros Apollon unter den Beinamen *Ἀειγενέτης* und *Ἐπιμήλιος* verehrt nach dem Zeugnisse des *Macrobius* Saturn. I, 17, § 35 (wo Camirenses anstatt des handschriftlichen Camerienses zu lesen ist, wie der deutlich auf Rhodus hinweisende Beisatz 'qui sacram Soli incolunt insulam' beweist) und §. 45; ferner die *θεοὶ Μυλάντειοι*, deren Name und Cultus (ebenso wie die Benennung des oben erwähnten Vorgebirges Mylantia) auf einen mythischen Mylas, den Erfinder der Mühle, zurückgeführt wurde (Hesych. u. d. W. *Μυλάντειοι θεοί* und *Μύλας*). — Auf literarischem Gebiete hat sich von den Bewohnern von Kamiros **Peisandros** als epischer Dichter (Verfasser einer *Ἡράκλεια*, eines Gedichts von den Thaten des Herakles) berühmt gemacht; ein dem Theokrit zugeschriebenes Epigramm auf eine demselben in späteren Zeiten von seinen Landsleuten errichtete Erzstatue findet sich in der Anthol. Pal. IX, n. 598. (*C. Bursian.*)

KAMM, im eigentlichsten und gewöhnlichsten Sinne das vorzüglich zum Reinigen, Ordnen und Festhalten des menschlichen Kopfhaars gebräuchliche Geräth, das am häufigsten aus Horn oder vulcanisirtem Kautschuk (Hartgummi), seltener aus Holz, Knochen, Metall, Schildpatt, Elfenbein oder künstlicher Masse hergestellt wird. Als **Haarkämme** dienen: die auf zwei Seiten fein gezahnten Staubkämme; die speciell zum Auskämmen bestimmten weiten Kämme; die Frisirkämme, deren eine Hälfte mit kleineren und engeren Zähnen versehen ist; die Einsteckkämme und Seitenkämmchen. Grobgezahnte Kämme aus Messing und anderen Legirungen werden zum Auskämmen der steifen Haare mancher Hausthiere benutzt. — Außerdem sind in verschiedenen Industrien, so in der Drahtweberei, der Holzbearbeitung, der Böttcherarbeit, kammähnlich geformte Werkzeuge in Gebrauch, die als Kamm bezeichnet werden. Im Maschinenwesen werden die Zähne hölzerner Räder sowie die in eiserne Räder eingesetzten hölzernen Zähne so genannt. Eine verwandte Bedeutung hat das Wort bei der Zimmerarbeit insofern, als man die Verbindung zweier quer übereinandergelegter Balken durch Ineinandergreifen von Erhöhungen und Vertiefungen das Verkämmen oder Aufkämmen nennt. — Als Bestandtheil des Webstuhls hat der Kamm, auch **Weberkamm**, Blatt, Weberblatt genannt, den Zweck, einerseits eine seitliche Bewegung der Kettenfäden, während der Schütze über dieselben wegschleift, zu verhindern und sie so auf die bestimmte Breite vertheilt zu erhalten, andererseits die Einschlagfäden mehr oder weniger nahe aneinander zu schieben, um dem Stoff die erforderliche Dichtheit zu geben. Das betreffende Werkzeug ist durch eine möglichst der Zahl der Kettenfäden entsprechende Menge sehr glatter und dünner, an den Kanten abgerundeter Stäbchen oder Stifte (Zähne) gebildet, die in genau gleichem Abstand voneinander mit beiden Enden in den Ruthen zweier paralleler, durch zwei Querstücke zu einem Rahmen verbundener hölzerner Leisten derart befestigt sind, daß eine Art Kamm entsteht, durch dessen Zwischenräume die Kettenfäden hindurchgehen (die jetzt meist aus geplättetem Messing- oder Stahldraht hergestellten Stifte heißen, weil sie früher aus gespaltenem Rohr gefertigt wurden, noch jetzt Riete und wird danach das Ganze auch als **Rietkamm** oder **Rietblatt** bezeichnet.) — **Reffkamm**, **Riffkamm** oder **Riffelkamm** heißt ein in einen Holzklotz eingeschlagener, mit seinen quadratischen, stumpf zugespitzten Zähnen nach oben stehender eiserner Kamm, durch welchen der eben geraufte Flachs hindurchgezogen wird, um von den Samenkapseln befreit zu werden. — Speciell in der Baumwoll- und Streichwollspinnerei bedeutet das Wort die sich schnell auf und nieder bewegende gezahnte Stahlschiene, durch welche die der Wirkung der Kratze unterworfene Wolle in Form einer

dünnen, lose zusammenhängenden Watte von der sogenannten Kammwalze abgenommen wird. Ferner wird unter dieser Benennung ein bei der Wollzubereitung zur Reinigung der Fett- und Waschwolle angewendetes Werkzeug verstanden. Die weitgehendste Bedeutung für Industrie und Technik haben jedoch die kammartig gestalteten Werkzeuge, die bei den Vorbereitungsarbeiten der Kammgarnspinnerei zu Anwendung kommen, um zur Herstellung eines möglichst festen, gleichmäßigen Fadens die langfaserige Wolle von den kurzen Fasern zu sondern. Die Arbeitsbewegung kann dem betreffenden Organ entweder durch die Hand oder durch einen geeigneten Mechanismus ertheilt werden. Für die Handkämmerei besteht der Kamm gewöhnlich aus mehrern Reihen langer, gegen den Fuß hin verstärkter stählerner Nadeln (Zähne), die in einem hölzernen, mit einer Hornplatte belegten Querstück so befestigt sind, daß ihre Spitzen eine nach der Mitte zu geneigte Lage erhalten, und zwar sind die einzelnen Reihen derart angeordnet, daß stets die Zähne der einen hinter den Lücken der andern Reihe stehen, wobei die Länge der dem Stiel zugekehrten Zähne sich entsprechend verringert. Neben diesem Kamm, dem sogenannten Arbeitskamm, wird ein zweiter benutzt, der, nur zum Halten des Materials dienend, entweder dem ersten vollkommen gleicht oder wie eine dreireihige Hechel geformt und in passender Höhe an einem Battengerüst feststehend angebracht ist. Einer der wesentlichsten Mängel der Handkämmerei besteht darin, daß die mittleren Partien der Faserbündel sich der Wirkung der Kämme mehr oder weniger entziehen. Mit Rücksicht hierauf ist bei den Kämmmaschinen ein besonderes Organ — seiner Bestimmung nach gleichfalls ein Kamm — vorgesehen, das vor dem Auszugsmechanismus in die Mitte des Materials eingestoßen und deshalb Einsteckkamm genannt wird. Der eigentliche Kämmapparat ist mit Zähnen ausgestattet, die je nach der Beschaffenheit der zu bearbeitenden Fasern von verschiedener Feinheit und Anzahl sind und in einer Weise zum Angriff kommen, daß die Faserbündel nicht nur an den Enden, sondern auch in der Mitte energisch ausgekämmt werden. Um die schnellste Wirkung zu erreichen, stehen die Zähne (mit Ausnahme der seltenen Fälle, in denen die Handarbeit durch Auf- und Niederschwingen von Handkämmen nachgeahmt wird) auf einem rotirenden Körper — Ring, Cylinder oder endloses Band — wonach man Ring-, Walzen- und Kettenkämme unterscheidet.

(*W. H. Uhland.*)

KAMM wird in der Anatomie ein länglicher, schmaler Vorsprung genannt, welcher die übrige Masse mehr oder weniger überragt. Namentlich sind es einzelne Knochenpartien, welche unter diesem Namen aufgeführt werden, z. B. der Kamm des Schienbeins, des Schambeins, des Riechbeins, des Thränenbeins u. s. w.

(*F. W. Theile. — A. Winter.*)

KAMM (im Bergbau) bezeichnet eine Veränderung als festes Gestein, welches Gänge und Flötze in milderem Gebirge einschließt. Mag sagt: ein Kamm verdrückt den Gang, oder auch: es schießt ein Kamm vor. Kammgültig wird häufig festes Gestein genannt. Beim Steinkohlen-Bergbau pflegt man schmale ausgefüllte Lettenklüfte als Kämme zu bezeichnen, die beim böhmischen Braunkohlen-Bergbau Rußkämme genannt werden und oft erhebliche Verwerfungen und Störungen im Grubenbetriebe hervorrufen. Bei manchem Bergbaue werden die Kämme Riegel genannt. — Kammmuscheln sind fossile Reste im Liassandstein, den Pectiniten angehörig, benannt mit Beziehung auf die Streifen und Strahlen, welche sich auf der Oberfläche der Schalen verbreiten.

(*C. Reinwarth.*)

KAMMACHER. Die Herstellung der Kämme umfaßt im allgemeinen die Arbeiten zur Bildung entsprechend geformter Platten, zum Einschneiden der Zähne und zur Vollendung der fertigen Kämme. Zur Veranschaulichung des gewerblichen Processes ist die Verfertigung der Hornkämme als der weitaus gebräuchlichsten am besten geeignet. Für diese wird mit Vorliebe das Ochsenhorn und zwar, nach Beseitigung der knochenartigen Füllmasse, der hohle Theil desselben benutzt, während die massive Spitze vom Drechsler verarbeitet wird. Mittels der Schrotsäge wird das Material der Quere nach in röhrenförmige Stücke (Schrote) zertheilt, deren Größe durch die Breite der zu verfertigenden Kämme bedingt ist und die sodann mittels derselben Säge der Länge nach aufgeschnitten werden. Zum Zweck des Auseinanderbiegens werden die Schrote in Wasser gekocht, auf den Wärmstock, ein zangenähnliches, hölzernes Werkzeug, gesteckt und über einem offenen Feuer stark erwärmt, wobei sie, um das Anbrennen zu vermeiden, beständig gedreht werden. Das so erweichte Hornstück wird mit zwei Zangen an den Rändern des Längenschnitts erfaßt und schnell, ehe die Abkühlung eintritt, zu einer flachen Platte ausgebreitet, wobei die an der Innenfläche vorhandenen Erhöhungen mittels eines Schabmessers mit S-förmiger Schneide entfernt werden. Die aufgebogenen Schrote werden, abermals mäßig erwärmt, geschichtet und durch den anhaltenden Druck einer Schraubenpresse vollständiger geebnet. Um die immer noch rauhen Platten zu glätten, wird jede einzelne der Operation des Ausdrückens unterworfen, indem man sie, wiederum durchwärmt und mit nassem Filz belegt, zwischen zwei eisernen Platten in einen Schraubstock möglichst fest einpreßt. Damit die zu bildenden Zähne spitz zulaufen, werden die Platten an den betreffenden Stellen keilförmig zugeschärft, was mittels des Behaumessers, eines scharf zugeschliffenen Beils, auf dem Haublock geschieht. Erst nachdem sie auf dem Schabebock mit einem dem Reifmesser der Böttcher und Wagner ähnlichen Bockmesser behandelt worden sind, wird das Ebnen und Glätten aller Flächen und Kanten mittels der Hand- oder Bestoßfeile vollendet. Die Zähne werden mit einer Säge oder mit einem sägeähnlichen Instrument durch Einschnitte bis zu einer der bestimmten Zahnlänge entsprechenden Tiefe gebildet und zwar wird die Schnittiefe gewöhnlich durch eine feine Linie auf der Platte vorgezeichnet oder mittels einer Stahlspitze angeritzt, worauf die Platte in die sogenannte Werkstätte des Kammachers eingespannt wird. Diese

Werkstätte ist eine etwa 1 Meter lange Bank, auf welcher der Arbeiter rittlings vor einer hölzernen Kluppe sitzt. Um das Splittern oder Ausbrechen des Horns zu vermeiden, muß die Platte schiefliegend eingespannt und die Säge wagerecht geführt werden. Je nach der Art des Materials und der Feinheit der Zähne sind die zum Schneiden derselben dienenden Werkzeuge, sogenannte Doppelsägen, hinsichtlich der Stärke der Blätter verschieden. Da zwei Sägeblätter gleichzeitig zur Wirkung gelangen, entstehen jedesmal zwei Schnitte, von denen der weniger tiefe nur dazu dient, anzugeben, wo beim Fortrücken der Säge das weiter vorstehende Sägeblatt einzusetzen ist; hierdurch erhalten sämmtliche Einschnitte gleichen Abstand voneinander und somit die Zähne gleiche Stärke. Weil jedoch, wie oben bemerkt, die Platte schief eingespannt und die Säge wagerecht geführt wird, fällt der Grund der Zähne schief aus und muß mit einer gewöhnlichen Säge von gleichmäßiger Blattdicke nachgesägt werden. Bei der Verfertigung starker, weiter Kämme ist das Verfahren einfacher, indem mit der einfachen Schrotsäge ein Einschnitt nach dem andern in die in die Kluppe eingespannte Platte gemacht wird. Endlich werden die Zähne mittels der Spitzfeile zugespitzt und an den Kanten abgestumpft, hierauf durch Schaben mit einem einseitig facettirten, scharf geschliffenen Messer auf Flächen und Kanten geglättet, um sie auf das Schleifen oder Reiben und Poliren vorzubereiten, durch welches dem fertigen Kamme neben vollkommener Glätte auch Glanz ertheilt wird. Das erstere geschieht auf mit Tuch oder Filz bespannten Bretchen, auf welche sodann das Polirmittel, das nach der Feinheit des verarbeiteten Materials verschieden ist, mit Wasser aufgetragen wird. Die äußerliche Verschönerung und Verfeinerung der Kämme wird durch mannichfache Nacharbeiten erreicht. So werden durch die Behandlung mit den sogenannten Falzern — Messern mit umgelegter, scharfer Spitze — Nuthen von verschiedener Form und Größe hervorgebracht oder Zacken, bogenförmige Vertiefungen u. s. w. an den Kanten durch Bearbeitung derselben mittels verschieden gestalteter Feilen erzeugt. Verschiedenartige Durchbrechungen werden mit der Laubsäge nach Zeichnung ausgesägt, gepreßte und flache Verzierungen in einer zweitheiligen, durchwärmten Metallform unter allmählich verstärktem Druck hergestellt. Für andere Materialien als Horn, insbesondere für Schildpatt und Elfenbein, sind weit weniger Vorarbeiten erforderlich. Das erstere kommt schon in dünnen, schwachgebogenen Platten in den Handel, sodaß es nur etwa mit der Laubsäge in Stücke von entsprechender Größe zerschnitten zu werden braucht, die, mäßig erwärmt, zwischen warmen Eisenplatten gepreßt und mit der Bestoßfeile geebnet werden. Was das Elfenbein betrifft, so wird vom Kammacher sowol der massive als der hohle Theil des Zahns verwendet, und die aus demselben geschnittenen Platten resp. Streifen werden mit dem Behaumesser und der Hand- oder Bestoßfeile bearbeitet, was bei der dichten Beschaffenheit des Materials besonders leicht von statten geht. Auch die zu Kammacherarbeiten benutzten Holzarten — Buchsbaum- und Ebenholz — lassen sich sehr wohl mittels Säge und Feile zu dünnen Platten formen. Zur Herstellung der Zähne sind hier im wesentlichen die gleichen Manipulationen und Werkzeuge wie bei der Bearbeitung des Horns gebräuchlich; nur ist die Anwendung derselben insofern mit geringeren Schwierigkeiten verbunden, als weniger Neigung zum Abblättern vorhanden ist. Bei kostspieligen Stoffen, wie Elfenbein und Schildpatt, wird für großgezahnte Kämme ein besonderes Verfahren, das Doubliren, angewendet, indem nach einer vorgezeichneten zickzackförmigen Linie mit der Laubsäge die Zähne in der Art ausgeschnitten werden, daß man je aus einer Platte zwei Kämme auf einmal erhält, da der Zwischenraum zweier Zähne des einen Kammes stets einen Zahn des andern liefert. Durch Wärme erweicht, können die fertigen Horn- und Schildpattkämme in jede beliebige Form gebogen werden. In neuerer Zeit ist in der Kammacherei die Handarbeit vielfach durch Maschinenarbeit ersetzt worden, und namentlich zur Verfertigung der Kautschukkämme werden jetzt fast ausschließlich Maschinen angewendet. (*W. H. Uhland.*)

KÄMMEL (Heinrich Julius), angesehener Schulmann, wurde am 17. Febr. 1813 zu Salendorf bei Waltersdorf an der Lausche (sächsische Oberlausitz) geboren. Er war der älteste Sohn des Fabrikanten Karl Gottlob Kämmel und dessen Ehefrau Anne Rosine geb. Kämmel. Von seinem sechsten Lebensjahre an besuchte er die Schule in Waltersdorf, wo er während des Winters bei dem Großvater, dem Rathsförster Kämmel, wohnte und in den langen Winterabenden die Schilderungen aus den Freiheitskriegen, wie sie in Volkskalendern standen, mit Eifer las. Aber auch an den Vergnügungen der Dorfjugend nahm er den lebhaftesten Antheil. Obwol der Vater ihn am liebsten als Nachfolger in seinem Fabrikgeschäft gesehen hätte, so gab er doch dem Verlangen seines Sohnes, ein Gymnasium zu besuchen, endlich nach. Am 6. Mai 1824 wurde Kämmel in die dritte Abtheilung der Quarta des zittauer Gymnasiums aufgenommen und empfahl sich rasch durch angestrengten Fleiß und untadelhafte Führung bei seinen Lehrern, durch freundliches und bescheidenes Wesen bei seinen Mitschülern. Neben den eigentlichen Schulstudien gingen ernste Privatbeschäftigungen einher, wie die Lektüre der deutschen Classiker, weshalb der Director Lindemann ihm die Verwaltung der Schülerbibliothek übertrug. Auch dem Zeichnen widmete er großen Fleiß. Dabei entzog er sich den Schülervergnügungen nicht; er trat einem Gesangvereine bei, übte sich im Tanzen und Schlittschuhlaufen, betheiligte sich bei den weiteren Spaziergängen in die schöne Umgebung der Stadt, unternahm sogar eine Fußreise nach Prag. In dieser Zeit begann auch das Freundschaftsverhältniß mit Ernst Willkomm, einem Pfarrerssohne aus Herwigsdorf, in dessen Vaterhause er wie ein Sohn verkehrte.

Am 19. Dec. 1832 bestand er die Reifeprüfung, verließ aber die Schule erst Ostern 1833, um in Leipzig Theologie zu studiren, denn für dieses Studium hatte er nach einigen Zweifeln über die Wahl des Berufs sich entschieden. Am 1. Mai 1833 traf er in Leipzig ein

und bereitete sich sofort mit Ernst und Eifer auf den Besuch der bald darauf beginnenden Vorlesungen vor. Er hörte die theologischen bei Winer, Winzer, Theile, Niedner, Großmann, Illgen und Krehl, die philosophischen bei Hartenstein, die geschichtlichen bei Wachsmuth und Flathe, philologische bei G. Hermann, Westermann und Seyffarth. Auch an den praktischen Uebungen in den verschiedenen Seminarien und in der Lausitzer Prediger-Gesellschaft nahm er gewissenhaft theil und versäumte nicht durch Predigen sich auf seinen künftigen Beruf vorzubereiten. Nur einmal dachte er ernstlich daran, sich ganz historischen Studien zu widmen und dieselben in Halle unter H. Leo zu betreiben. Aber der Plan wurde aufgegeben. Am 7. März 1837 bestand er das theologische Candidatenexamen vorzüglich und kehrte am 19. März in die Heimat zurück.

Nach kurzem Aufenthalt in dem älterlichen Hause siedelte er nach Zittau über, wo er dann bis zu seinem Tode verblieben ist. Zunächst setzte er seine Vorübungen für den geistlichen Beruf fort, predigte in den Kirchen der Stadt und der benachbarten Ortschaften, ertheilte Privatunterricht, um sich im Lehrfache zu üben. Unter Lachmann's Leitung traten gleichgesinnte Freunde zu einer „Urania" zusammen, in welcher poetische Versuche vorgetragen und Kunststudien getrieben wurden. Ausflüge und kleine Reisen brachten Erholung und Stärkung für Körper und Geist. Am 23. April 1838 übernahm er eine Lehrerstelle an der allgemeinen Stadtschule (erste Knabenklasse), daneben auch einige Lehrstunden in der Seminarschule und besonders Geschichtsunterricht in der Gewerbschule. Er war 1839 dem Gewerbeverein als Mitglied beigetreten und wurde 1841 Secretär und 1843 Vorsteher desselben.

Am 22. Juni 1840 wurde er als collega sextus am Gymnasium zugleich mit seinem Freunde Lachmann (dieser war als collega adiunctus angestellt) feierlich in sein Lehramt eingewiesen und damit die Entscheidung für den Beruf als Lehrer gegeben. Diese neue Stellung bot ihm auch Gelegenheit, einen längst gehegten Herzenswunsch zu erfüllen und aus dem Herwigsdorfer Pfarrhause die Schwester seines Freundes Willkomm am 15. Juni 1841 als Gattin heimzuführen. Das Gymnasium war damals schwach besucht, daher auch die Zahl der Lehrer sehr klein. Kämmel rückte in dem Collegium verhältnißmäßig schnell auf. Am 31. März 1845 wurde er Subrector, am 7. Juli 1851 Conrector. Erst 1845 verlangte man von ihm die Ablegung eines theologisch-philologischen Examens (bei seiner ersten Anstellung hatte er nur eine Abhandlung eingereicht und eine Probelection gehalten), das er vor dem Consistorium in Dresden zugleich mit seinem Freunde Lachmann rühmlich bestand. Neben dem Lehramte trat er eifrig für das Turnen ein, für das er einen eigenen Verein begründen half[1]), und wurde außerdem Vorsteher eines wissenschaftlichen Unterhaltungsvereins. Eine Lesebibliothek, welche der Benutzung der Leihbibliotheken durch die Schüler entgegenwirken sollte, nahm er in seine Verwaltung.

Die Jahre der Bewegung brachten den in dem engeren Kreise bewährten Mann auf das weitere Gebiet des politischen Lebens. Auch er war von der Idee, Deutschland werde aus diesen Bewegungen als ein großes und einiges Reich hervorgehen, begeistert; es war daher nicht auffallend, daß das Vertrauen seiner Mitbürger ihn erst als Stellvertreter, dann als Abgeordneten für das Frankfurter Parlament nachwählte. Am 28. März 1849 reiste er nach Frankfurt ab, wo die Kaiserwahl bereits vollzogen war. Er schloß sich der erbkaiserlichen Partei an und theilte die Hoffnung, daß der König von Preußen die ihm dargebotene deutsche Kaiserkrone annehmen und die von der Nationalversammlung unter schweren Kämpfen festgestellte Reichsverfassung billigen werde. Diese Hoffnungen scheiterten; Zerwürfnisse im Parlament folgten. Kämmel entschloß sich am 19. Mai sein Mandat niederzulegen, ehe noch die sächsischen Mitglieder von ihrer Regierung zurückberufen wurden. Er sah sein Verhalten von seinen Wählern, denen er in einem gedruckten Berichte Rechenschaft[2]) gab, gebilligt, und schloß diesen Bericht „um manche Hoffnung ärmer, aber unerschüttert in dem Glauben an das gute Recht und die unverwüstliche Kraft und eine große Zukunft des deutschen Volks". Freilich sollten noch viele Jahre vergehen, ehe dieser Glaube Bestätigung fand; sogar ihn zu bewahren, machten die nächsten Ereignisse recht schwer. Im December 1849 wurde er in die zweite sächsische Kammer gewählt. Er sah in Dresden noch die Spuren der traurigen Maikämpfe, sah den Streit um das Dreikönigsbündniß, sah Sachsens Austritt aus der Union und erlebte die Auflösung des widerstrebenden Landtags am 1. Juni 1850. Daß er bei seinen durchaus gemäßigten politischen Gesinnungen verharrte, ist natürlich; seine Liebe zu der sächsischen Heimat war zu innig und tief. Inzwischen hatte diese Thätigkeit seinen Gesichtskreis erweitert, der Verkehr mit den begabtesten Männern ihn gewandter gemacht, die Einsicht in die verschiedenartigsten Lebensverhältnisse ihn auch in seiner Thätigkeit für die Schule zu größeren Aufgaben befähigt.

Als Director Lindemann Michaelis 1853 wegen schwerer Erkrankung erst beurlaubt, dann zur Ruhe gesetzt wurde, übernahm Kämmel interimistisch die Leitung des Gymnasiums. Anderthalb Jahre hat er ein doppeltes Ordinariat und die Direction geführt, aber dabei war seine Gesundheit so erschüttert, daß nur ein längerer Urlaub und der Besuch des Seebades Warnemünde ihm Aussicht auf Herstellung eröffnete. Dorthin erhielt er die Nachricht von Lindemann's in Boppard am 15. Juni 1854 erfolgten Tode, dorthin auch die Kunde, daß das Ministerium am 12. Juli ihn zu dessen Nachfolger ernannt habe. Mit freudiger Zuversicht nahm er den Ruf an und wurde am 2. Oct. feierlich durch den Bürgermeister Just in das neue Amt eingewiesen. Er trat es an mit einer Rede über die Hoffnungen, welche man in Bezug

1) Turnlieder, herausg. bei Einweihung der neuen Turnanstalt im J. 1845.

2) Die Nationalversammlung in Frankfurt während der Monate April und Mai des Jahres 1849. Zittau 1849. 24 S. 8.

auf die Zukunft unserer Gymnasien haben könne. Zunächst warteten seiner mühselige organisatorische Arbeiten. Das bisher rein städtische Gymnasium ging unter die Leitung des Ministeriums für Cultus und öffentlichen Unterricht über. Die 1836 gegründete Gewerbeschule wurde am 16. April 1855 als eine Realschulabtheilung in unmittelbare Verbindung mit dem Gymnasium gebracht und damit die Zahl der Lehrer von 8 auf 15, die der Klassen von 8 auf 10[3]), die der Schüler von 87 auf 220 erhöht. 1859 wurde ihm das Prädicat als Professor verliehen. Im J. 1860 verlangte das neue Realschul-Regulativ eine weitere Ausdehnung der Anstalt, um sie zu einer vollständigen Realschule erster Ordnung zu erheben. Das Verlangen nach Berechtigung zu dem Dienste als einjähriger Freiwilliger hatte auch die Zahl der Gymnasiasten ansehnlich vermehrt, sodaß immer neue Parallelklassen und Theilungen bisher vereinigter Klassen nothwendig wurden. Trotzdem arbeitete Kämmel auch darauf hin, daß 1876 noch eine höhere Handelslehranstalt dem Ganzen eingefügt wurde. So war die Zahl der Klassen bis auf 23, die der Lehrer bis auf 36 gestiegen, unter den letzteren aber auch ein häufiger Wechsel veranlaßt, von dem man vorher an den stabilen sächsischen Gymnasien keine Vorstellung gehabt hatte. Daß daraus dem Director eine schwere Arbeitslast erwuchs, ist erklärlich. Nur die größte Ordnung in der Geschäftsführung ließ ihn diese Beschwerden überwinden. Kämmel hat seit 1828 bis zu seinem Tode mit zäher Ausdauer ein Tagebuch geführt, in dem er alle seine Erlebnisse, vor allem seine Studien und später seine Amtsgeschäfte in kurzer, aber vollständig genügender Weise verzeichnet hat. Daneben ging seit 1850 ein Diarium scholasticum, in welchem neben einer fortlaufenden Registrande über die Directorialgeschäfte alle von ihm gehaltenen Unterrichtsstunden nebst dem Hauptinhalte des in einer jeden Behandelten mit der größten Sauberkeit verzeichnet sind; ferner die Themata sämmtlicher von ihm gestellten Aufgaben, dazu Schülerlisten, Specialcensuren und Aehnliches. Wer kann sich solcher Genauigkeit rühmen? Und doch fand er noch Zeit, sich an den öffentlichen Angelegenheiten Zittaus zu betheiligen. Seit 1871 gehörte er dem Stadtverordneten-Collegium an, in welchem er unter andern für eine neue Ordnung des Armenwesens so nachdrücklich auftrat, daß die Armenordnung mit ihrer Individualisirung wesentlich sein Werk ist. Seit 1877 führte er auch das zeitraubende Amt eines Armenvorstehers des zweiten Bezirks.

Die Doppelanstalt war in zwiefachen Räumen, theils in dem alten Gymnasialgebäude, theils in dem neuen Gewerbeschulhause untergebracht, in zwei Gebäuden, die ziemlich weit voneinander entfernt waren, was mancherlei Zeitverlust für Lehrer und Schüler herbeiführte. Die wachsende Frequenz nöthigte zu neuen abgesonderten Klasseneinrichtungen, z. B. in der alten Kaserne, oder auch zu zeitweiliger Benutzung von Lehrzimmern in der Baugewerkenschule und im alten Bürgerschulhause. Solche Vertheilung der Anstalt in vier Häuser erschwerte auch Kämmel sein Amt, dem die Pflicht des Zusammenhaltens oblag. Nach langen Verhandlungen übernahm die Stadtgemeinde Zittau den Bau eines neuen Schulhauses auf ihre Kosten; die deshalb mit der Regierung am 14. Dec. 1868 getroffenen Vereinbarungen fanden sofort die Genehmigung der städtischen Behörde. Am 16. Aug. 1869 fand die feierliche Grundsteinlegung in Gegenwart des Königs Johann statt, der auch huldvoll genehmigt hatte, daß das neue Gebäude und die darin aufzunehmende Schule den Namen „Johanneum" führen sollte. Bei dem Bau hatte Kämmel als Director und als Stadtverordneter vielfach mit seinem Rathe geholfen, und es war sehr gerechtfertigt, daß am Tage der feierlichen Einweihung, am 14. Dec. 1871, Kämmel durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse des Verdienstordens ausgezeichnet und sein Bild, ein Geschenk ehemaliger Schüler, in dem Conferenzzimmer aufgestellt wurde. Er selbst hat genaue Nachricht von dem glänzenden Feste gegeben, das unter allgemeiner Theilnahme gefeiert war.[4]) Damit war das Haus, das der König bei der Grundsteinlegung zu „einer Pflanzstatt höherer Bildung für das kommende Geschlecht auf der bewährten Basis gründlicher Wissenschaftlichkeit und echt christlicher Sittlichkeit" geweiht hatte, seiner Bestimmung übergeben; darauf bezogen sich auch die Gelübde, welche Kämmel beim Einzuge in längerer Rede entwickelte. Er selbst sollte in demselben noch mehrere Freuden- und Ehrentage erleben. Am 2. Oct. 1879 wurde sein 25jähriges Rectoratsjubiläum gefeiert, bei dem er den Titel als Schulrath erhielt und zum Ehrenbürger von Zittau ernannt, außerdem eine nach seinem Namen benannte Stiftung für Wittwen und Waisen ehemaliger Lehrer begründet wurde. Als am 16. April 1880 das Jubiläum der Realschule gefeiert wurde, fühlte er sich durch die anerkennenden Worte des anwesenden Ministers Dr. v. Gerber hochbeglückt. Seine Gesundheit nöthigte ihn in den letzten Lebensjahren zu regelmäßigen Erholungsreisen in das schlesische Bad Landeck, aus dem er stets erfrischt die rege Thätigkeit wieder aufnehmen konnte. So hatte er das Sommerhalbjahr 1881 glücklich zu Ende geführt, am 22. und 23. Sept. die üblichen Censur- und Versetzungsconferenzen gehalten, am 24. Sept. der Schulcommission eingehend Bericht über den Stand der Schule erstattet, war dann nach einer kurzen Abwesenheit in seiner Wohnung um 10 Uhr wieder in der Mitte der Collegen erschienen, als er mit den Worten: „Lassen Sie uns nach einem passenden Schlusse suchen", plötzlich zusammengebrochen, nicht von einer Ohnmacht befallen, sondern von einem Herzschlage, in den Armen der Lehrer verschied. So hat er wahrhaft in seinem Berufe, was nur wenig Schulmännern in gleicher Art zutheil geworden ist (ich erinnere an Trozendorf und Bäumlein), ein schnelles Ende gefunden. Am 28. Sept. fand von

3) Es waren vier Gymnasialklassen (I—IV), drei Realklassen (die dritte in zwei parallelen Coetus), und zwei Progymnasialklassen (V, VI) als gemeinsamer Unterbau für beide Abtheilungen der Doppelanstalt.

4) Die Erbauung und Einweihung des Johanneums. Progr. des Jahres 1872.

der Aula aus unter zahlreicher Betheiligung der gesammten Stadt die feierliche Bestattung statt, zu der im Auftrage der obersten Behörde Geheimerath Dr. Ilberg von Dresden erschienen war; das Lehrercollegium veranstaltete kurze Zeit nach dem Beginn des neuen Semesters am 10. Oct. eine öffentliche Gedächtnißfeier, bei welcher Conrector Professor Dr. Friedrich die Rede hielt und ein Lebensbild des Verstorbenen entwarf.

Ich habe das Leben des Mannes erzählt, das wenig Wechsel geboten hat; schwieriger wird mir, über den Lehrer und Director zu sprechen, weil ich mich da auf die Angaben derer, die ihm näher gestanden haben, verlassen muß. Bei der Vielseitigkeit seines Wissens war er auch zu einer vielseitigen Lehrerthätigkeit befähigt. Sie bezog sich zuerst auf den Religionsunterricht, bei dem er die Fülle seiner theologischen Kenntnisse, aber auch die Wärme tiefen Gefühls am schönsten bethätigen konnte. Längere Zeit hat er auch im Hebräischen unterrichtet. Den deutschen Unterricht bezog er vornehmlich auf scharfe Charakterisirung unserer Classiker; seine Aufsatz-Themata sollen durch Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit der Aufgaben überrascht haben. In den obern Gymnasialklassen lehrte er Lateinisch und Griechisch, gab jedoch das letztere an andere Lehrkräfte ab, als die Anstalt größer wurde. Lateinisch sprach und schrieb er mit der Leichtigkeit der guten alten sächsischen Zeit und übte auch die Schüler in regelmäßigen Disputationen. Zuletzt hatte er sogar einen Theil des lateinischen Unterrichts an der Realschule übernommen. Den Geschichtsunterricht hat er nicht blos nach seiner Methode theoretisch gefördert, sondern auch in der Praxis besonders gepflegt und dabei durch seinen Vortrag und sein besonnenes Urtheil allgemein gefesselt. Er hat immer eine ansehnliche Zahl von Lehrstunden selbst übernommen und ist in Verhinderungsfällen der Collegen gern als Helfer eingetreten. Dazu war er auch durch seine Bekanntschaft mit den Sprachen der modernen Culturvölker[5]) und durch seine Kenntnisse in den exacten Wissenschaften besonders befähigt. Das jetzige Specialistenthum lag ihm ganz fern; er gehörte noch zu den Schulmännern der alten Zeit, die in allen Lehrgegenständen zu unterrichten im Stande waren. Darum konnte er auch mit Nutzen eine Doppelanstalt leiten, welche Humanismus und Realismus vertrat, konnte mit seinem milden Wesen jede Rivalität fernhalten und auch schwächere Kräfte in derselben leicht ertragen.[6]) Freilich eine einheitliche höhere Schule, die ihm als Ideal dabei vorschwebte, wird sich auf diesem Wege niemals erreichen lassen; es ist auch bald nach seinem Tode die Trennung der vereinigten Anstalten vollzogen worden. Als Lehrer strebte er bei dem reichen Schatze seines Wissens nicht danach, Vielwisserei bei der Jugend zu verbreiten, sondern war sich der Aufgabe der Schule als einer geistigen Vorbildungsanstalt wohl bewußt. Schablonenmäßige Jugendbildung war ihm verhaßt[7]), deshalb vernachlässigte er auch wol die Controle der Schülerleistungen bisweilen mehr als recht war. Sein eigener musterhafter Fleiß genügte nicht bei allen Schülern als Vorbild und Sporn. In der Handhabung der Schulzucht war er mehr zur Milde geneigt. Bei seinem sittlichen Ernste konnte er doch gegen die fehlenden Schüler nicht immer mit Mäßigung ausreichen, und harte Erfahrungen sind ihm trotz der Liebe derselben in der Disciplin nicht erspart worden. Daß er in schlimmen Fällen fest und energisch einzuschreiten gewußt habe, wird vielseitig versichert. Die Lehrer konnten sich einen humaneren und duldsameren Director nicht denken.

Dabei fand er noch immer Muße zu wissenschaftlicher Thätigkeit, ganz abgesehen von der zersplitternden Schreiberei zahlreicher Programme und Reden, deren weiter Kreis die Theilnahme mehrerer Lehrer, wenigstens des Rectors und Conrectors, beansprucht und dem wissenschaftlichen Leben des zittauer Gymnasiums einen eigenthümlichen Charakter gibt. Der gewissenhafte Mann hat auch diese Leistungen genau registrirt; das Verzeichniß mit Einschluß der Beiträge zu Zeitschriften, zu geschichtlichen und pädagogischen Werken enthält 648 Nummern; er hat sie in seiner bescheidenen Weise als „literarische Nebenstunden" bezeichnet. In frühern Jahren hielt die Vorliebe für Theologie an und veranlaßte zahlreiche Recensionen und Beiträge zu Illgen's und Niedner's Zeitschrift für historische Theologie seit 1841, zu Reuter's Repertorium für theologische Literatur (1846—1860), zu dem Sächsischen Kirchen- und Schulblatt (1852), zu Zille's Allgemeiner Zeitung für Christenthum und Kirche (1845. 1846). Aber auch selbstständige Arbeiten kleinern Umfangs gehören auf dieses Gebiet: so 1842 „Die Schwierigkeiten des Religionsunterrichts vom Standpunkte einer tiefer dringenden Psychologie und mit besonderer Rücksicht auf die untern Klassen der Gymnasien betrachtet"; 1843 erschien als ein Leitfaden für den Religionsunterricht der mittleren Gymnasialklassen: „Die Entwickelung des Gottesreichs"[8]), 1846 „Die Unduldsamkeit und das Christenthum. Eine Mahnung zum Frieden". In gleicher Art wie den Religionsunterricht hatte er auch die Geschichte behandelt; erst 1842 die Theorie „Ueber den Gymnasialunterricht in der Geschichte"[9]), dann praktisch 1844 „Lebensbilder aus dem Mittelalter", die 1850 erneuert wurden, aber wegen des Bruchs der Verlagshandlung nicht fortgesetzt sind. Aus gleichem Grunde sind die „Schilderungen aus dem Völkerleben; eine populäre Weltgeschichte mit besonderer Rücksicht des Culturhistorischen", nicht über das erste Heft hinausgekommen. Solche mehr populäre Arbeiten brachten ihn als Mitarbeiter auch zum „Herold", zur „Abendzeitung", in die auch einige seiner Gedichte aufgenommen sind, zum „Gothaischen allgemeinen Anzeiger", zu den

5) Der Unterricht in den neueren Sprachen nach seiner Stellung zum Unterricht in den alten, in Langbein's Archiv 1864, Nr. 7. 6) Zur Verständigung über die Verbindung von Realschule und Gymn. in Zittau; über den Unterschied von Gymn. und Realschule. 2 Progr. 1854.

7) Die Berücksichtigung der Individualität im Leben der Schule, in Langbein's Archiv 1862, Nr. 5. 8) Ein Progr. von 1841 gibt Andeutungen über Auswahl und Vertheilung des kirchenhistorischen Lehrstoffs. 9) Zur Würdigung der sächs. Geschichte als eines Lehrgegenstandes. Progr. 1856.

„Blättern für literarische Unterhaltung, zur „Lusatia", zu den „Bildungsblättern für unser Volk" u. a. m.

Immer mehr jedoch concentrirten sich seine Studien auf das Gebiet der Pädagogik, insbesondere der Schulgeschichte, und hier bildete den Mittelpunkt Zittau selbst und nur nebenbei auch andere Orte der Lausitz.[10]) Für die Geschichte des Gymnasiums hatte er umfangreiche Materialien gesammelt und doch wagte er 1871 in dem Festprogramm nur mit einem Rückblick auf diese Geschichte hervorzutreten, der wenigstens eine Uebersicht gewährt über das, was von ihm in zahlreichen Schulprogrammen zerstreut ist und noch eine Aussicht auf weitere einzelne Darstellungen eröffnet. Er hatte behandelt 1868 die Schule in Zittau unter den Einwirkungen der Reformation, 1869 den Rector Caspar Janitius, 1870 das Gymnasium in Zittau während der trüben Jahre 1587—1602[11]), 1859—1876 Melchior Gerlach (Rector 1602—1616) in drei Programmen, 1856 Christian Keimann (1634—1662), 1860 Erinnerungen an Gottfried Hoffmann (Rector 1708—1712), 1865 und 1867 Benjamin Gottlieb Gerlach (Director 1738—1756), Beiträge zur Geschichte der pädagogischen Bestrebungen im Zeitalter Gesner's und Gottsched's, in vier Programmen, endlich bereits 1854 Friedrich Lindemann (Director 1823—1852). Aber eng damit verbunden sind auch die Untersuchungen über Martin Grünwald, der sich als Geistlicher um die deutschen Schulen verdient gemacht hat, in vier Programmen 1859 und 1861, und das Schriftchen zur Geschichte der Gymnasialbibliothek in Zittau 1856.

Ueber dieses kleinere Gebiet weit hinaus schweiften seine Arbeiten über die Geschichte der Pädagogik[12]) in das griechische und römische Alterthum, in das Mittelalter, in die Zeit der Humanisten und nach Frankreich. Sie standen schon weniger in den Schulprogrammen als in gelehrten Zeitschriften, wie in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, in Langbein's Pädagogischem Archiv[13]), in dem Neuen Lausitzischen Magazin und in den großen Sammelwerken der Schmid'schen Encyklopädie und der Allgemeinen deutschen Biographie, zu deren jüngst erschienenen Bänden er in seinen letzten Lebensjahren noch zahlreiche Beiträge geliefert hat. So hat er Herodes Atticus aus dem Zeitalter der Antonine, Maximus den Tyrier, Agathias von Myrene (Programm von 1845), Isidorus von Pelusium (zwei Programme 1848), den Redner Isokrates in seiner Bedeutung für die Schule (zwei Programme 1864), Solon, Xenophon und Isokrates und die Sophisten der Kaiserzeit in der Encyklopädie behandelt; von den Römern Quintilian, Seneca (Encyklopädie) und die Helvidii Prisci (Programm 1846); ausgedehnte Vorarbeiten über den jüngeren Plinius hat er nicht mehr verwerthet. Für die Anfänge des mittelalterlichen Schulwesens kommen in Betracht die Programme De Gallorum indole sub Romanis non mutato (1845), das Fortwirken römischer Bildung im fränkischen Gallien vor Karl dem Großen (vier Programme 1853) und die Artikel in Schmid's Encyklopädie über Dom- und Klosterschulen, über mittelalterliches Schulwesen, Karl den Großen, die Stadtschulen des Mittelalters (1872), das Schulwesen der sächsischen Länder in den letzten Zeiten des Mittelalters (Neues Lausitzer Magazin, Bd. 39), die Hieronymiana (freilich ohne Benutzung der neuesten Forschungen). Noch mehr haben ihn die Humanisten angezogen, vorerst die Pädagogen Vergerio, Vegio und Vittorino (in der Encyklopädie), nachher Vettori (in den Jahrbüchern für Pädagogik 1865 und 1866), Erasmus in Deventer (ebenda 1874), Hermann von dem Busche und Bugenhagen (in der Encyklopädie), Musler (Lausitzer Magazin), Camerarius in Nürnberg (Programm 1862) und die Geschichte des griechischen Unterrichts im 16. und 17. Jahrh. (in den Jahrbüchern 1867). Im Jahre 1877 gab er in dem Jahresberichte der Lausitzer Predigergesellschaft einen Aufsatz: „Die deutschen Humanisten des 15. und 16. Jahrh. als Pfleger vaterländischen Sinnes und Strebens". Für den weiteren Verlauf haben ihn die Jesuiten interessirt; er hat ihnen 1849, 1851 und 1856 vier Programme gewidmet; die lateinischen Schulen des 16. und 17. Jahrh. im Kampfe gegen die Winkelschulen (Programm 1855), die Reformer Ramé, Radke, Rollin und den Philanthropinismus und Schummel in der Encyklopädie, die Einwirkungen des Pietismus auf das Schulwesen (im Neuen Lausitzer Magazin Bd. 37), endlich auch die Einwirkungen Frankreichs in drei Programmen über Fénélon (1857. 1858), über den Cardinal von Lothringen (1855), das Unterrichtswesen der Reformirten in Frankreich während der Verfolgungen des vorigen Jahrhunderts (1845), der Einfluß der französischen Sprache und Literatur auf die höheren Stände Deutschlands seit dem 16. Jahrh. (Programm 1853). Auf die Menge der Biographien von Gelehrten neuerer Zeit in den angeführten Sammelwerken und auf einzelne Schulreden gehe ich nicht weiter ein. Das Meiste von dem, was hier angeführt ist, war nur Vorarbeit zu einem großen Werke über die Geschichte des Schulwesens in Deutschland seit der Reformation, an dem er seit etwa 40 Jahren unermüdet gearbeitet hat, ohne sich genügen zu können. Daher ist nur der erste Band vollendet; dieser behandelt in zwei Abtheilungen das deutsche Schulwesen unter dem Einflusse der Kirche in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters und unter der Herrschaft des Humanismus. Zu den übrigen Bänden, deren etwa noch drei folgen sollten, haben sich im Nachlasse, abgesehen von den bereits gedruckten Arbeiten, nur umfängliche Collectaneen vorgefunden. Die Herausgabe des ersten Theils hat Kämmel's trefflicher Sohn Otto, Professor am königl. Gymnasium in Dresden, übernommen; derselbe befindet sich bereits unter der Presse.

Dieser Sohn hat auch dem verehrten Vater ein Denkmal gesetzt in der „Allgemeinen deutschen Biographie",

10) Die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften hat ihn 1879 zu ihrem Ehrenmitgliede erwählt. 11) Diese drei Abhandlungen stehen auch im 49. Bande des Neuen Lausitz. Magaz. 12) Eine lange Reihe von Artikeln zu Hergang's pädagogischer Realencyklopädie (1831—1847) ist mir unbekannt. 13) Dort steht 1861 eine Abhandlung: Das Studium des Tacitus in den letzten drei Jahrhunderten; 1865 Evangelische Schulordnungen.

Bd. XV, S. 51—56; außerdem konnte ich dankbar benutzen die Beilage zu dem Zittauer Schulprogramm von 1882: „H. J. Kämmel. Zum Andenken an einen edeln Verstorbenen für seine zahlreichen Freunde und Schüler", in welchem Professor Dr. Friedrich die Bestattungsfeier genau beschrieben, seine Gedächtnißrede mitgetheilt und ein nicht ganz correctes, auch nicht vollständiges Verzeichniß der von Kämmel verfaßten Schriften und Abhandlungen gegeben hat. (*Eckstein.*)

KAMMER (griech. $\kappa\alpha\mu\acute{\alpha}\varrho\alpha$, lat. camera, daher das Wort in den andern Sprachen), in ursprünglichem Sinne ein gewölbter Raum, nach neuerem Begriffe ein Zimmer, welches nicht heizbar ist. Schon im Mittelalter unterschied man die Kemenate (ahd. cheminâta, cheminée, mlt. caminata), das Phiselgadem (v. phiesel, mlt. pisale, franz. poêle), welche heizbar waren, von der (nicht heizbaren) Kammer. Sie befindet sich entweder in den Stockwerken neben Wohnzimmern oder im Dachraum, wo sie mit einem gewöhnlichen, leichten Schloß (Kammerschloß) verwahrt wird, und dient verschiedenen Zwecken, als Schlaf-, Mädchen-, Speise-, Holz-, Geschirr-, Futter- u. s. w. Kammer. Die Kammern sind als nicht heizbare Räume meist von nicht massiven, zum Beispiel hölzernen oder Fachwänden umschlossen. Wenn die Kammer kein directes Licht, etwa secundäres oder Oberlicht, erhält, so nennt man sie Alkoven, eine Bezeichnung, die sehr häufig noch jetzt für jede Kammer oder Schlafstube mit Unrecht gebraucht wird. Ferner nennt man Kammer in Schlössern oder fürstlichen Haushaltungen auch ein Zimmer oder eine Reihe von solchen, die zur Aufnahme und Aufbewahrung von Kunstschätzen oder Alterthümern (Kunst-, Schatz- und Antiquitäten-Kammer) dienen. Außerdem dient der Ausdruck Kammer sowol im Hochbau wie bei dem Wasserbau, dem Schiffsbau und der Technik im allgemeinen für kleinere Behältnisse eines größeren Raumes, die durch Scheidewände getrennt sind oder nur durch einen schmalen Gang oder Canal mit andern Räumen in Verbindung stehen. (*A. Gottschaldt.*)

KAMMER hieß zur Zeit der fränkischen Könige das abgesonderte Gemach, worin sie ihr Privateigenthum verwahrten, später überhaupt der Ort, wo die fürstlichen Angelegenheiten verhandelt wurden, weiter die fürstliche Kasse, endlich auch die den fürstlichen Haushalt leitende Behörde. So ist das Wort Kammer der allgemeine Ausdruck für alles die Privatangelegenheiten des Fürsten Betreffende im Gegensatze zu dessen Hof- oder öffentlichem Leben. In die Kammer flossen die Einkünfte aus den fürstlichen Gütern und in ihr concentrirte sich die Verwaltung des fürstlichen Vermögens. An der Spitze derselben stand der Kämmerer (Camerarius), zur Zeit der fränkischen Könige einer der obersten Hofbeamten und späterhin in der deutschen Reichsverfassung einer der vornehmsten Fürsten des Reiches. Das Amt als Erzkämmerer im deutschen Reiche bekleidete zuletzt der Kurfürst von Brandenburg. Dieselbe Bedeutung hatte seit Ausbildung der Landeshoheit die Kammer in den einzelnen deutschen Territorien, wo sie 1) die eigenen Güter des Fürsten, die Kammergüter im engeren Sinne, 2) die alten Reichsgüter, die Dotation des Reichsamtes, die Staatsdomänen, dann 3) die mit dem Grafen- und Fürstenamte verbundenen Einkünfte und Gefälle aus Zehnten, Zinsen, Regalien, und selbst 4) die Steuern und Zölle umfaßte, von denen in der älteren Zeit ein Theil zur kaiserlichen Kammer zu verrechnen war. Alle diese Einkünfte, die übrigens nach und nach vollständig miteinander vermischt wurden, ließ der Landesherr allein ohne Mitwirkung seiner Stände verwalten; aber er mußte daraus auch alle Regierungs- und Verwaltungskosten, nicht aber die Landesanstalten, wie Landespolizei, Straßenbau u. s. w., und die Reichskriege bestreiten; erst im Falle der Unzulänglichkeit mußten die Stände mit der Bewilligung von Steuern eintreten. Anfänglich war die Kammerverwaltung den landesherrlichen Aemtern übertragen und zur Centralleitung ein Kammermeister oder Rentmeister mit den nöthigen Gehülfen bestellt; nach und nach wurden daraus collegialische Behörden (Hofkammern oder Rentkammern), die, weil sie zugleich die polizeilichen Regalien verwalteten, auch mit manchen Geschäften der allgemeinen Landesverwaltung betraut waren. In neuerer Zeit, und zwar besonders seit Einführung der constitutionellen Verfassungen, wurden dann in den meisten deutschen Staaten das eigentliche Privatvermögen des Fürsten und das Hausfideicommiß der Dynastie aus dem Kammer- und dem damit verschmolzenen eigentlichen Staatsvermögen ausgeschieden und den Fürsten durch Feststellung einer Civilliste die Entschädigung für die Ueberlassung der Domänen (s. d. Art.) und der Kammergüter an den Staat geboten. Hiermit aber verwandelten sich die ehemaligen fürstlichen Kammern — soweit nicht das ausgeschiedene fürstliche Vermögen in Betracht kam — in die modernen Landesbehörden der Finanzministerien, Steuercollegien, Zolldirectionen, Oberrechnungskammern u. s. w., während das Polizeiwesen an die Behörden des Ministeriums des Innern abgegeben wurde. — Ueber Kammern im staatsrechtlichen Sinne der Volksvertretung s. Repräsentativsystem. — Ueber Kammern für Handelssachen s. Landgerichte. (*Albrecht Just.*)

KAMMER heißt bei den Feuerwaffen derjenige Theil der Seele, welcher zur Aufnahme der Pulverladung bestimmt ist. Bei den glatten Haubitzen und Mörsern bildete dieser Theil stets einen im Durchmesser verengten Raum der Seele, damit die verhältnißmäßig kleine Ladung recht central auf das Geschoß wirken konnte; der jahrhundertlange Streit, ob hierzu eine cylindrische, eine conische oder eine birnförmige Kammer am geeignetsten sei, ist thatsächlich nicht zum Austrag gebracht, ehe durch die Einführung der gezogenen Geschütze die Frage an Bedeutung verlor. Auch die glatten Kanonen erhielten in vereinzelten Fällen Kammern, meist in cylindrischer oder conischer Form. Für die mit Kammern versehenen Geschütze der bezeichneten Art ist der Gattungsname Kammergeschütze gebräuchlich, derselbe ist aber keineswegs identisch mit der Bezeichnung Kammerstücke. Unter letzteren versteht man Geschütze aus der ersten

Zeit des Gebrauchs derselben, bei denen Ladung und Geschoß in eine besondere Kammer eingesetzt wurden, die dann ihrerseits in das hinten offene Bodenstück des Geschützrohres eingeführt und in demselben durch Keile, Klammern oder eine Schraubenvorrichtung festgehalten wurde. Diese Kammerstücke bilden die ersten rohen Anfänge der heute im Gebrauch befindlichen Hinterladungsgeschütze, wenn sich auch zwischen der Zeit ihrer Benutzung und der Gegenwart eine Periode von Jahrhunderten befindet, in welcher ausschließlich aus einem Stück gefertigte, von der Mündung aus zu ladende Geschützrohre Verwendung fanden. Auch bei den Gewehren kamen in den ersten Zeiten ihres Bestehens ähnlich construirte Hinterlader vor, die den Namen Kammerbüchsen führten und für die stets mehrere geladene Kammern bereit gehalten wurden. In der neuern Zeit versah der französische Capitän Delvigne Gewehre am hinteren Theile mit einer verengten Kammer, welche die Pulverladung aufzunehmen bestimmt war, während die Kugel auf die Ränder der Kammer aufgestaucht wurde, damit das Blei sich in die Züge des Laufes presse und das Rundgeschoß beim Abfeuern der Windung der Züge folge. Diese Gewehre wurden Kammergewehre (fusils à chambre) genannt und bildeten ein nicht unwesentliches Glied in dem Entwickelungsgange der gezogenen Vorderladungs-Gewehre. Von ihnen zu unterscheiden sind die Kammerladungsgewehre, welche vor der allgemeinen Einführung der Hinterlader in einzelnen Armeen in Gebrauch waren und von den modernen Hinterladungsgewehren dadurch wesentlich verschieden waren, daß sie ein bewegliches Kammerstück besaßen, welches die Pulverladung und das Geschoß aufnahm und vor dem Schusse mit dem gezogenen Laufe in feste Verbindung gebracht wurde. Bei ihnen wurde nicht, wie bei den Kammerbüchsen früherer Tage, eine lose Kammer in den Lauf gesetzt, sondern ihre Kammer war permanent mit dem Laufe beweglich verbunden. Die 1831 eingeführte französische Wallbüchse, sowie das 1848 in Norwegen angenommene Schützen- und das 1851 in Schweden adoptirte Marinegewehr bilden Beispiele derartiger Kammerladungsgewehre. (*v. Löbell.*)

KAMMER wird im deutschen Heere der Aufbewahrungsort für die Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke der Truppentheile genannt, obgleich derselbe oftmals bedeutende Dimensionen besitzt. Die Kammer soll im Verhältniß zu den Vorräthen geräumig sein, damit dieselben übersichtlich aufbewahrt werden können, ferner soll sie hell und luftig sein und die Vorräthe vor dem Verderben, dem Einbruche und der Feuersgefahr sichern. Man unterscheidet Compagnie-, Bataillons-, Regiments-Kammern u. s. w., und überträgt die Beaufsichtigung derselben dem betreffenden Vorgesetzten sowie ad hoc gebildeten Commissionen. Zur speciellen Verwaltung wird ein Kammer-Unteroffizier bestellt (früher Capitaine d'armes genannt), der über alle Ausgaben und Einnahmen ein Kammerbuch zu führen hat. — Bei der Marine ist Kammer der Name der Wohnräume der Offiziere und Deckoffiziere eines Schiffes. (*v. Löbell.*)

KAMMER, KAMMERBAU ist beim Bergbau eine Abbaumethode für Gewinnung sehr großer Massen von bedeutender Standhaftigkeit, die im Ganzen bauwürdig sind und daher möglichst rein ausgehauen werden müssen, wie zum Beispiel auf dem Steinsalzlager zu Wieliczka, wo der Abbau sehr weit, in sogenannten Kammern stattfindet, daher auch diese Methode als Weitungsbau bezeichnet wird. (*C. Reinwarth.*)

KAMMER, dunkle, Camera obscura, nennt man eine optische Vorrichtung, welche im wesentlichen aus einem dunkeln Raume besteht, innerhalb dessen auf einer der Wände ein Bild von außerhalb des Kastens befindlichen Objecten dadurch entworfen wird, daß durch eine Oeffnung in der der Bildwand gegenüberliegenden Wand Strahlen von diesen Objecten in den dunkeln Raum dringen.

Die Einrichtung einer solchen Dunkelkammer kann erstens verschiedener Art sein in Bezug auf die Größe des dunkeln Raumes und dann in Bezug auf die Beschaffenheit der Oeffnung, durch welche das Licht eindringt. Ist die Größe des dunkeln Raumes der Art, daß der Beobachter selbst mit innerhalb desselben Platz hat, so braucht er nur einfach das auf der betreffenden Wand erzeugte Bild zu betrachten. Besteht der dunkle Raum aber nur aus einem größeren oder kleineren Kasten, der dem Beobachter nicht den Aufenthalt im Innern gestattet, so muß eine Vorkehrung getroffen sein, welche die Beobachtung des Bildes von außen gestattet. Dies geschieht entweder so, daß man an geeigneter Stelle noch eine Oeffnung anbringt, welche, ohne daß störendes Licht eindringt, dem Auge die Beobachtung des auf der betreffenden Innenwand entstandenen optischen Bildes gestattet, oder daß man die betreffende Wand selbst aus einem durchscheinenden Material macht, etwa aus geöltem Papier oder besser aus mattgeschliffenem Glase, wodurch man im Stande ist, das auf der inneren Seite dieser durchscheinenden Wand entstandene Bild auch zugleich möglichst deutlich auf der äußeren Seite wahrnehmen zu können. Dann muß freilich, damit man das Bild recht deutlich sehe, der hintere Theil der Camera obscura und der Kopf des Beobachters durch ein darübergehängtes dunkles Tuch vor störendem Lichte geschützt sein.

Was die Beschaffenheit der Oeffnung betrifft, durch welche das Licht von den äußeren Objecten in die Camera obscura eindringt, um auf die Bildwand zu fallen und dort das Bild zu erzeugen, so genügt es, daß in einer dünnen Blechtafel oder einem schwarzen Carton eine nadelstichfeine Durchbohrung angebracht ist. Dann wird von jedem Punkte des äußeren, lichtaussendenden Objects nur ein Lichtstrahl oder wenigstens, genauer ausgedrückt, nur ein äußerst dünnes Lichtbündel durch diese Oeffnung eindringen und geradlinig sich fortpflanzend auf die gegenüberstehende Innenwand der Camera obscura fallen, dort ein optisches Bild des Punktes erzeugend, von welchem das dünne Lichtbündel ausging. Die Gesammtheit der Bilder aller Punkte gibt natürlich das Gesammtbild des Gegenstandes und

zwar ist die Lage des Bildes, gegen die des Gegenstandes betrachtet, eine von rechts nach links und von unten nach oben verkehrte, weil vermöge der geradlinigen Fortpflanzung des Lichtes einer von den oberen Punkten des Objects sein Licht durch die Oeffnung auf die Bildwand nach unten sendet und umgekehrt, einer von den rechtsliegenden Punkten nach links und umgekehrt. Das Bild des Objects wird um so schärfer, je feiner die Oeffnung ist; denn bei einem irgend merklichen Durchmesser der kreisrunden Oeffnung dringt in die Camera von jedem Objectpunkte nicht blos ein Strahl, sondern ein Strahlenkegel ein und das Bild des Punktes ist nicht wieder ein Punkt, sondern ein Kreis, ein sogenannter Zerstreuungskreis; dieser Zerstreuungskreis wird aber um so größer, je größer erstens der Durchmesser der lichteinlassenden Oeffnung, und zweitens je größer die Entfernung der Bildwand von dieser Oeffnung ist. Da aber diese Zerstreuungskreise sich in der mannichfachsten Weise übereinanderlegen, so wird dadurch natürlich das Bild unscharf und verwaschen.

Andererseits wird das Bild durch Verengerung der Oeffnung zwar schärfer in der Zeichnung, aber zugleich auch immer lichtschwächer und dunkler. Diesem Uebelstande hat man dadurch abgeholfen, daß man die Oeffnung mehrere Centimeter weit macht und dann in dieselbe eine Sammellinse einsetzt, deren Krümmung so gewählt ist, daß die Entfernung des lichtaussendenden Objects von ihr einerseits und die Entfernung der Bildwand andererseits einem Paar conjugirter Brennweiten der Linse entsprechen. Für irgendeine gegebene Linse und ein gegebenes äußeres Object läßt sich der Effect leicht dadurch erzielen, daß man die Bildwand beweglich macht, sodaß man sie an die Linse annähern oder von ihr entfernen kann, bis das Bild die größte Schärfe und Deutlichkeit erlangt hat. Statt die Bildwand beweglich zu machen, kann man auch die Sammellinse in ein Rohr setzen und dieses so lange in der Oeffnung heraus- oder hineinschieben, bis das Bild scharf geworden ist. Die erste Camera obscura dieser Art wurde wol vom Neapolitaner Baptista Porta im 16. Jahrhundert construirt.

Die wichtigste Anwendung der Camera obscura war früher, die in ihr entworfenen Bilder von Gegenständen als Grundlage für das Nachzeichnen derselben zu benutzen. Diese Benutzung ist jetzt weit zurückgetreten hinter ihrer Anwendung in der Photographie, bei welcher man darauf ausgeht, das auf der Bildwand der Camera obscura durch die Sammellinse (hier in der Regel Objectivlinse oder Objectiv genannt) erzeugte optische Bild dadurch für die Dauer festzuhalten, daß man an die Stelle der Bildwand eine Platte setzt, welche mit einer chemisch lichtempfindlichen Schicht überzogen ist. Daguerre, der zuerst im Jahre 1839 ein solches Verfahren publicirte, wendete als lichtempfindliche Schicht eine Joddämpfen ausgesetzt gewesene, also mit Jodsilber überzogene Silberplatte an, Talbot bald nach ihm ein mit Jod- und Bromsilber imprägnirtes Blatt Papier, Archer (1851) eine auf Glas ausgebreitete mit Jod- und Bromsilber getränkte Collodiumschicht. Statt des Collodiums wird als Bindemittel auch Albumin benutzt.

Wenn man die Camera obscura nicht blos zum Nachzeichnen, sondern zu photographischen Zwecken benutzen will, so ist es unerlaßlich, daß man als Objectivlinsen gute aplanatische sowol als auch achromatische Linsencombinationen anwende. (*H. A. Weiske.*)

KAMMERBOTEN. Sowol im alten fränkischen wie während der ersten Jahrhunderte im römisch-deutschen Reiche befanden sich die Güter (villae) des Königs, soweit sie nicht seinem Privatvermögen angehörten, gegen bestimmte Naturalabgaben oder Zins in der Hand von Colonen oder Ministerialen; über letztere führten besondere Kammerboten (nuntii camerae) die Aufsicht, welche zugleich auch die Abführung jener Abgaben an den königlichen Hof besorgten. Solche Kammerboten kommen besonders in Franken und Schwaben vor; für die Reichsstädte war den Burggrafen, für die übrigen Reichsgüter seit dem 12. Jahrhundert den Landvögten dieses Geschäft übertragen. (*Albrecht Just.*)

KÄMMEREI bedeutet die Verwaltung der Einkünfte einer Stadtgemeinde durch städtische Beamte (Kämmerer, Stadtkämmerer, Rathskämmerer) unter Aufsicht des Stadtrathes und Oberaufsicht der Staatsregierung. Die Vorschriften für die Kämmereiverwaltung sind gewöhnlich in der Städteordnung enthalten. Die Kämmereikasse erhält ihre Zuschüsse aus dem Ertrage der Kämmereigüter, d. h. städtischen Grundstücke, sodann aus den sogenannten Kämmereigefällen, wozu Strafgelder, Bürgerrechtsgelder, die städtischen Erbschaftssteuern und die eigentlichen städtischen Umlagen zu rechnen sind. Bis auf die neuere Zeit unterschied man innerhalb des städtischen Gemeindevermögens zwischen dem sogenannten Bürgervermögen oder Allmendgut (s. Allmanden), welches zum unmittelbaren Nießbrauch der Bürger nach Maßgabe ihrer allgemeinen oder besondern Berechtigung diente, und dem Kämmereivermögen im engeren Sinne, über welches die Gemeinde als solche verfügte. Nachdem jedoch ersteres infolge der durch die moderne Freizügigkeit gänzlich umgestalteten Zusammensetzung der städtischen Einwohnerschaft mehr und mehr ein Gegenstand des Haders geworden und deshalb mittels gesetzlicher Abfindung der berechtigten Bürger nach und nach zur Auflösung gelangt ist, hat sich hierdurch die frühere Unterscheidung zwischen Gemeindevermögen im allgemeinen und Kämmereivermögen im besondern im wesentlichen erledigt, und ist damit auch die gesammte frühere, auf Kämmerei bezügliche Terminologie überflüssig geworden und meistens in Wegfall gekommen. — Uebrigens umfaßt der Ausdruck Kämmerei an manchen Orten nur die Verwaltung der Einkünfte aus dem Grundbesitze und aus den Kapitalien der Stadt, während die Administration der städtischen Steuern, die Schul- und Armenverwaltung u. s. w. mehr oder weniger selbständig sind. (*Albrecht Just.*)

KÄMMERER (Cämmerer, Camerarii). Ein dem Hofamt entlehnter Amtsname, den gleich häufig wie den der Marschall, Schenk oder Truchseß viele Geschlechter mit Verdrängung ihrer ursprünglichen Benennung zum

Familiennamen werden ließen, dabei aber gewöhnlich zum Unterschied der verschiedenen Geschlechter die Besitznamen anfügten. Da nun ein und derselbe Stamm in seinen einzelnen Zweigen oft im Besitze mehrerer Güter gewesen, so erscheint solche Gesammt-Familie auch unter verschiedenen Benennungen. Die Sichtung ist darum oft schwer, einzig maßgebend beim Auftreten innerhalb nicht zu ferner Grenzen bleibt das Wappen. Die genealogischen Schriftsteller haben zur Klärung in dieser Beziehung bisher nichts gethan, im Gegentheil arge Verwirrung geschaffen. Es sei demnach hier der erste Versuch gewagt, die mancherlei Geschlechter des Namens Kämmerer zu sondern. Wir unterscheiden:

1) Kämmerer von Aichach, ursprünglich Bürger zu Aichach, die erst seit dem 15. Jahrhundert zum Adel zählten und im Laufe des 17. Jahrhunderts erloschen. 2) Kämmerer von Bachem, deren Stammhaus zwischen Köln und Kerpen gelegen, waren Erbkämmerer von Köln, erscheinen 1183 bis Mitte des 14. Jahrhunderts. Wappen: zwei Schrägrechtsbalken. 3) Kämmerer von Fahner (Fanre, Vanre), Stammhaus Groß-Fahner in Thüringen, der dortigen Landgrafen Kämmerer 1290 bis hinein ins 15. Jahrhundert. Wappen: ein von zwei Rosen begleiteter Schrägrechtsbalken. Dieses Haus genoß besonderes Ansehen und war ziemlich ausgebreitet, darf aber nicht, wie bisher geschehen, mit den anderen Kämmerern ihrer Heimat (denen von Herbs(t)leben oder von Mühlhausen (siehe unten) vermengt werden. 4) Kämmerer von Friedberg, siegeln mit zwei auswärts gekehrten Sicheln. 5) Kämmerer von Gansheim, Erbamts-Geschlecht der alten Grafen von Graisbach und Lechsgemünd. 6) Kämmerer von Gnannstein (Gnandstein), im Dienste der Markgrafen von Meißen 1242. 7) Kämmerer von Herbs(t)leben, auch von Gebesse, Flarchheim und anderen Orten mehr, blühten in Thüringen und führten einen getheilten Schild, dessen untere Hälfte auch zuweilen gerautet ist. 8) Kämmerer von Höttingen, auch Kämmerer von Thaur, sind Schweizer. Ihr Wappen zeigt 1400 einen von zwei Sternen begleiteten, schräggestellten Pfeil. 9) Kämmerer von Kemnat in Schwaben, auch in Baiern zu Monheim um Lechsend. Wappen: in Gold ein aufgerichteter schwarzer Schlüssel. 10) Kämmerer von Mühlhausen, von Straußberg, von Allmenhausen, von Lare u. s. w., mächtiges Geschlecht in und um Mühlhausen in Thüringen, blühte bis ins 15. Jahrhundert und führte den Schild dreimal schräggetheilt. 11) Kämmerer von Nürnberg, zu Nürnberg selbst, mit zwei Monden im Schilde. 12) Kämmerer gen. Preiß, wollen aus Thüringen nach der Provinz Preußen gekommen sein, treten dort um 1600 auf, starben aber bald aus. Wappen: drei ins Schächerkreuz gestellte Herzen. 13) Kämmerer von Regensburg, der Stadt. Sie führen 1420 einen Stern zwischen einem Büffelhorn und einer Hirschstange. 14) Kämmerer von Speier, von denen einer 1414 auf dem Concil zu Costnitz gewesen; sein Schild wies in Silber ein kleineres rothes Schildlein. 15) Kämmerer von Wildenholz, erscheinen 1472 begütert um Hagenau im Elsaß. 16) Kämmerer von Worms, aus denen die heutigen Herren u. s. w. von Dalberg (s. diesen Artikel) hervorgegangen. 17) Kämmerer von Würzburg, der dortigen Bischöfe Lehnsleute, mit einem Beile im Schilde.

Hiermit ist nur eines Theiles der verschiedenen deutschen Kämmerer-Geschlechter und zwar derjenigen, die ihren Amtsnamen stets neben dem Besitznamen geführt, Erwähnung gethan; um aber einen vollständigen Ueberblick zu gewähren, seien noch die hervorragendsten der anderen deutschen Familien aufgeführt, die mit irgendeinem Kämmerer-Amt in erblicher Weise belehnt, zeitweise auch von dem Kämmerer-Namen Gebrauch machten. Diese folgen der Uebersicht wegen nach den Lehnsherrschaften geordnet.

1) Des H. Römischen Reiches Erb-Kämmerer: die Grafen von Münzenberg (bis 1255); die Grafen von Falkenstein; dann die Grafen von Hohenzollern (resp. Brandenburg-Onolzbach); als Unter-Kämmerer fungirten die Häuser Absberg, Weinsberg, dann Seinsheim. 2) Im Stifte Augsburg: die Hoheneck und die Freyberg. 3) Im Stifte Bamberg: die Rotenhan seit 1313. 4) Im Stifte Basel: die Reich von Reichenstein; dann die Rinck von Baldenstein. 5) Im Herzogthum Berg: die Nesselrode. 6) In der Kurmark Brandenburg: Schenk von Dönstedt; dann seit 3. October 1654 die Grafen von Schwerin. 7) Im Herzogthum Braunschweig: die Uetze (bis gegen 1500); die Mynsinger von Frundeck im 17. Jahrhundert; die Cramm von etwa 1656 an. 8) Im Bremenschen: die Schönebeck gen. Onmünde seit 1566. 9) Im Stifte Brixen: die Rodanken von Rodenstein bis 1491. 10) Im Fürstenthum Cammin: die Somnitz seit 1655. 11) Im Stifte Chur: die Flugs von Aspermont und die Freiherren von Bellmont. 12) Im Herzogthum Cleve: die Boßheim (1417); dann die Eyll; hierauf durch Erbschaft die Hüchtenbruck (1609—1716); weiter die Borcke seit 1737. 13) Im Stifte Köln: die Bachem (s. o.); Hemmerich; Velbrück; Hase (bis 1625); Raitz gen. Frentz 1628. 14) Im Stifte Kostnitz: die Hundpiß. 15) Im Stifte Eichstädt: die Otting (1304—1578); Schaumberg (1578). 16) Im Stifte Ellwangen: die Freyberg. 17) Im Stifte Freising: die Waldeck (bis 1524), Weichs. 18) Im Stifte Fulda: die Waldersdorff. 19) Im Herzogthum Geldern: die Wickeradt. 20) In der gefürsteten Grafschaft Görz: die Brenner (seit 1648). 21) Grafen von Graisbach: die Gansheim (s. oben). 22) Im Fürstenthum Halberstadt: die Hoym. 23) Im Stifte Heerse: die Schachten. 24) In Hessen: die Berlepsch (1369). 25) Im Hildesheimschen: die Bock von Wülffingen. 26) Im Herzogthum Jülich: die Bongard c. 1429, renov. 1840. 27) In Kärnten: die Greiffeneck (bis c. 1471); Kraig (1471); Herberstein (seit 1566). 28) Im Stifte Kempten: die Werdenstein. 29) In Krain: die Auersperg (seit 1027, renov. 1460). 30) Im Lüneburgschen: die Knesebeck (seit 1374). 31) Im Luxemburgschen: die Bongard. 32) In Mähren: die Zierotin (seit 1537).

33) Im Herzogthum Magdeburg: die Freiherren von Plotho (seit 1840). 34) Im Stifte Mainz: die Meltingen (bis 1324); die Ruedt von Collenberg (1324); dann die Metternich. 35) Im Meißenschen: die Gnannstein (s. oben). 36) Im Stifte Münster: die Galen. 37) In der Burggrafschaft Nürnberg: die Herzogenhoven (1266); Eyb (1482); Freiherr von Lüchau (1744); von Reitzenstein; schließlich Schirnding seit 1791. 38) In Oesterreich ob der Enns: die Capell; Fernberger von Egenberg (1535—1670); Lamberg (1670). 39) In Oesterreich unter der Enns: die Berchtoldsdorff (schon 1271) sowie die Eckartsau; dann Eberstorf (bis 1556); Eitzing (1561—1620); Brenner (seit 1620). 40) Im Stifte Paderborn: die Schilder. 41) Im Stifte Passau: die Aham. 42) In Hinter-Pommern: die Somnitz (seit 1655), s. Cammin. 43) Im Herzogthum Pommern: die Eickstädt seit 1357. 44) Im Stifte Regensburg: die Satzenhoven; Stingelheim. 45) Im Stifte Salzburg: die Trauner von Adelstetten; Wißbeck (bis 1574); Törring (seit 1574). 46) Im Herzogthum Schlesien: die Grafen von Maltzan seit 1774. 47) In Steiermark: die Lichtenstein (1200—1623), Eggenberg (1623—1717); Wildenstein (1717); dann die Attems. 48) In Thüringen: die von Fahner (s. oben); Schulenburg (seit 1861). 49) Im Stifte Trier: die Kesselstadt. 50) Im Fürstenthum Verden: die Behr (1407). 51) Im Herzogthum (resp. Königreich) Würtemberg: die Gültlingen; die Fürsten von Löwenstein (seit 1808). 52) Im Stifte Würzburg: die Seinsheim (1504); die Zobel von Giebelstadt. (*H. v. Borwitz u. Harttenstein.*)

KAMMERGEBIRGE heißt der östliche niedrigere Theil des Dachstein-Plateau in der Salzach-Ennsgruppe oder den salzburgisch-oberösterreichischen Kalkalpen. Während das Dachsteingebirge an dem Zusammenstoße der drei Landesgrenzen von Oberösterreich, Steiermark und Salzburg liegt und sich in dem Gebiete dieser drei Kronländer erhebt, gehört das Kammergebirge blos der Steiermark an. Die Grenze desselben sind im Norden die Traun, im Osten der Kainitschbach und die Salza, im Süden der Gröbningbach und die Enns. Im Westen wird es von dem höheren Dachstein-Plateau durch eine Gebirgslinie geschieden, welche in nordsüdlicher Richtung vom Hirschberg 2013 Meter, dem Speikberg 2122 Meter, Napfenkogel 2025 Meter, Lackner Hocheck 1942 Meter und dem Miesberg 2235 Meter gebildet wird und theilweise mit der politischen Landesgrenze von Steiermark und Oberösterreich zusammenfällt. Die durchschnittliche Höhe des Plateau beträgt 1600 Meter. Das Gebirgsmassiv desselben erhebt sich von Norden nach Süden und von Osten nach Westen, sodaß die höchste Erhebung desselben in den Südwesten fällt. Der Abfall des Plateau ist im Süden und Norden ziemlich steil, nach Osten aber sehr sanft, sodaß sich der Ostrand desselben sehr schwer verfolgen und etwa mit der oberen Grenze des geschlossenen Waldes mit einer durchschnittlichen Höhe von 1450 Meter markiren läßt. Die Hochfläche selbst ist ein Gewirr von wellenförmigen Rücken und Kuppen, die kaum unterscheidbar ineinander übergehen, in den Senken noch mit Alpenmatten und an den Höhen mit undurchdringlichen Krummholz-Dickichten, Alpenrosen und anderen niedrigen Straucharten bedeckt sind, während an zahlreichen Stellen bereits der kahle Steinboden hervortritt. In den größeren, mit Moränenschutt bedeckten Mulden, wo eine Quelle oder eine beständige Wasserlache sich befindet, erscheinen noch hier und da Almhütten, zum Beispiel die Brandalpe, Wiesalpe 1606 Meter, Blankenalpe 1731 Meter, Grafenbergalpe 1800 Meter u. s. w. Von den Rücken und Gipfeln, welche sich über diesem Plateau erheben, befinden sich im Süden der Haarberg 1764 Meter, der Stoderzinken 2047 Meter und die Kamspitze 2141 Meter; in der Mitte das Hocheck 1677 Meter, Wildkogel 1747 Meter, Hohe Schafwand 1805 Meter und die Hochstube 1858 Meter; im Norden der Zinken 1856 Meter, der Hochplan 1788 Meter und der Koppen 1811 Meter. (*Ferd. Grassauer.*)

KAMMERHERR, Kämmerer (lat. camerarius, cubicularius, praefectus cubiculi; franz. chambellan; engl. chamberlain, lord in waiting; ital. ciambellano; span. camarero), ein bereits im frühen Mittelalter an den meisten Höfen Europas vorkommendes Amt (s. Kammer). Bereits am Hofe der ältesten Könige Deutschlands waren die Hofministerialen in vier Aemter eingetheilt, die des Marschalls, Truchseß, Schenken und Kämmerers, und wie diese Aemter ursprünglich am kaiserlichen Hofe von den vier weltlichen Kurfürsten verwaltet wurden, so kam schon frühzeitig die staatsrechtliche Maxime auf, daß jeder geistliche oder weltliche Fürst diese vier Aemter an seinem Hofe haben müsse. Die Constitutio de expeditione Romana, welche dem 11. Jahrh. angehört, sagt: „singuli principes suos habeant officionarios speciales, Marscalcum, Dapiferum, Pincernam et Kamerarium", und als Kaiser Karl IV. im J. 1339 den Grafen von Geldern zum Fürsten erhob, heißt es: „ad majorem Ducatus et Principatus splendorem assignamus ipsi, juxta morem imperii, quatuor officiarios etc." Im 13. Jahrh. jedoch schieden sich bereits diese Würden in Erbämter und Hofämter, von denen jene, erblich, in der Folge nur bei feierlichen Gelegenheiten, diese jedoch dauernd ausgeübt wurden; das Amt der letzteren besaßen die Träger nur für ihre Person.

Von Alters her wird die Kammerherrenwürde nur an Adelige verliehen und in Oesterreich, wo, wie in Baiern, der Titel „Kämmerer" lautet, ist zu dessen Erlangung der Nachweis von acht väterlichen und vier mütterlichen adeligen Ahnen erforderlich. Der damit verbundene Rang ist an den einzelnen Höfen sehr verschieden und schwankt zwischen dem eines General-Lieutenants und eines Obersten. Am preußischen Hofe, wo der Kammerherrentitel erst nach zurückgelegtem 36. Lebensjahre verliehen wird, gibt derselbe den Rang nach dem Obersten.

Fast in allen Staaten zerfallen die Kammerherren in tituläre und dienstthuende. Die ersteren bekleiden die Würde nur als eine vom Landesherrn verliehene Gnade und Auszeichnung, welche ihnen einen ihrer socialen Stellung entsprechenden Hofrang gewährt, und werden

nur bei feierlichen Gelegenheiten, wie Krönungen, Huldigungen, Vermählungen, Beisetzungen und dergl., zum Dienste einberufen. Die letzteren dagegen sind dauernd im Dienste des Landesherrn oder eines anderen Mitgliedes der fürstlichen Familie beschäftigt und in der Regel besoldet.

Ein Hauptmerkmal der Kammerherrenwürde ist ein goldener Schlüssel, welcher hinten an der rechten Seite des Rockschoßes getragen wird (Kammerherrenschlüssel). Derselbe ist meistens am Griff mit dem Wappen oder dem Namenszuge des Landesherrn geschmückt und mit einer Bandschleife oder goldenen Quasten versehen. Am Civilfrack oder der sogen. kleinen Uniform treten an dessen Stelle zwei kleine goldene Knöpfe.

Nach den Kammerherren rangiren die Kammerjunker; diese Würde wird an solche Edelleute verliehen, deren Lebensalter oder Dienstrang die Ernennung zum Kammerherrn noch nicht gestattet. Dieselben assistiren, falls sie zum Hofdienste herangezogen werden, den Kammerherren und tragen an ihrer Uniform in den meisten Staaten den Schlüssel nicht, in einzelnen denselben statt in Gold aus Silber.

Sowol die Kammerherren als die Kammerjunker sind dienstlich dem Oberkammerherrn oder Oberstkämmerer unterstellt, welcher einerseits vor der Ernennung ihre Qualification zu prüfen hat, andererseits später ihre dienstliche Verwendung bestimmt und regelt. Die Functionen der dienstthuenden Kammerherren bestehen vorwiegend in der Begleitung ihrer Fürsten, resp. Fürstinnen auf Reisen, Hoffesten, Besuchen, Besichtigungen und Ausfahrten, in der Einführung der vorzustellenden Fremden, und endlich in der Sorge für die Ordnung bei den Hoffesten und an der Hoftafel, soweit letztere Aufgabe nicht dem Ober-Ceremonienmeister und dessen Organen zufällt. (*J. Graf v. Oeynhausen.*)

KAMMERKNECHTE (kaiserliche), im deutschen Mittelalter die Bezeichnung der Juden, weil sie als Fremde dem Kaiser für den ihnen verliehenen Schutz eine Steuer entrichten mußten, woraus sich das Judenregal, eine Unterart des Fremdenregals überhaupt, entwickelte. Mit dem Verfalle der kaiserlichen Auctorität ging das Recht, Juden zu vergeleiten, an die Kurfürsten und sonstigen Landesherren über. S. d. Art. Juden.

(*Albrecht Just.*)

KAMMERMEISTER (Cammermeister, Camerarius), eins der vier edlen Geschlechter, die in den ältesten bambergischen Urkunden officiales episcopi Bambergensis genannt werden, gehörte durch seine Besitzungen zu der fränkischen Reichsritterschaft. Man leitet den Namen von dem Kammermeisteramt, das einzelne Glieder des Geschlechts beim Hochstift Bamberg bekleideten, ab, und nennt den Ritter Conrad Liebhard, welcher im J. 1152 aus Kärnten, wo das Hochstift bis zu seiner Auflösung große Besitzungen hatte, nach Bamberg kam, als Stammherrn der Familie. Den Geschlechtsnamen Liebhard gebrauchten die Nachkommen später nicht mehr, nannten sich vielmehr nach ihrer Würde in den lateinischen Urkunden Camerarii, in den deutschen Kammermeister. Als Conrad Liebhard's Sohn wird Herold erwähnt, der von 1158—1170 dem nämlichen Amte vorstand, als des letzteren Sohn Hartmann, welcher den vom Großvater erworbenen Langheimer Hof in Bamberg mit Bewilligung des Bischofs Berthold und des Kapitels 1240 frei machte und häufig als Zeuge in Klosterurkunden erscheint.

Sigismund, der Sohn von Braunwart Kammermeister, Mitglied des Deutschen Ordens, starb als Comthur zu Nürnberg 1399 und liegt in der Kirche zu St. Jacob daselbst begraben. Sein Bruder Friedrich hinterließ zwei Söhne, deren einer, Stephan, als Bürgermeister von Nürnberg 1449 gestorben, die Linie zu Nürnberg gestiftet hat, während der andere, Namens Conrad, die Linie in seiner Vaterstadt Bamberg fortsetzte, die Burg in Bischberg erkaufte und 1400 starb.

Unter den Mitgliedern des Geschlechts sind hervorzuheben: Hieronymus Kammermeister, geb. 1490, bambergischer Rath und Kanzler bei den Bischöfen Georg und Weigand. Letzterer entsetzte ihn jedoch seines Amtes, weil er ihn, wie seinen Bruder Joachim, in Verdacht hatte, ihrer Schwester Barbara, der Priorin im St. Katharinen-Kloster zu Bamberg, bei der Flucht aus dem Kloster geholfen und mehrere Domherren und andere von Adel mit der neuen Lehre bekannt gemacht zu haben. Der Bischof Weigand ließ ihn sogar in Haft bringen, und nur auf mehrfaches Verwenden der Kurfürsten und Herzoge von Sachsen, die ihren Rath Nicolaus von Hesberg in dieser Angelegenheit nach Bamberg sandten, wurde Hieronymus unter gewissen Bedingungen und nach gestellter Caution 1527 aus derselben entlassen. Im J. 1536 trat er als Rath und Kanzler in die Dienste des Pfalzgrafen Philipp, in denen er bis zu seinem Tode, 1545, verblieb. Er hatte die Burg und Feste Oberaurach gekauft, war dreimal und zwar mit Agnes Zoller von Brand, mit Dorothea Haller von Hallerstein und Margaretha Behaim verehelicht, mit denen er zwar sieben Söhne und eine Tochter erzeugte, die aber sämmtlich ohne Nachkommen starben.

Joachim I., des Vorigen Bruder, geb. 12. April 1500 zu Bamberg, gest. 17. April 1575 als Professor der Philosophie und Philologie zu Leipzig, einer der um die Förderung der Wissenschaften verdiensteten Männer des 16. Jahrh., s. unter Camerarius (Joachim).

Von Joachim's I. Söhnen wurde Philipp I., geb. 1537, von dem Landgrafen Moritz von Hessen zum Rath ernannt und in dieser Eigenschaft seiner ausgebreiteten juridischen Kenntnisse wegen von vielen deutschen Fürsten consultirt. Kurpfalz belehnte ihn mit dem Amt Rockenhausen. Er hatte in Leipzig, Wittenberg und Straßburg studirt und setzte seine Studien im J. 1563 in Ferrara fort. In Rom wurde er 1564 durch einen getauften Juden, Macarius, aus Rache beschuldigt, Lästerungen gegen den Papst und die katholische Religion ausgestoßen zu haben, der Inquisition angezeigt und auch mit seinem Reisegefährten Peter Rieter von Kornburg gefänglich eingezogen. Erst nach zwei Monaten erhielt er mit seinem Leidensgefährten durch Ver-

mittelung des kaiserlichen Gesandten die Freiheit wieder. Man soll damals in Rom, nach seiner Angabe, auf alle mögliche Art versucht haben, ihn in seinem evangelischen Glauben wankend zu machen und zum Rücktritt zu bewegen. Nach seiner Rückkunft aus Rom Ende des J. 1569 übersandte ihm die Universität zu Basel das Doctordiplom beider Rechte, worauf er 1573 eine Consulentenstelle in Nürnberg annahm. Er war damals einer der Männer, die den Senat der Stadt Nürnberg bewogen, Altorf zu einer Universität zu erheben. Er starb den 22. Jan. 1624.

Joachim II., Sohn von Joachim I., war am 6. Nov. 1534 zu Nürnberg geboren und wurde mit seinem Bruder Philipp in Schulpforta gebildet. Als er zu Wittenberg die Philosophie studirte, gewann ihn Melanchthon so lieb, daß er ihn zu seinem Famulus annahm und ihn beständig um sich behielt. Zu Leipzig machte er die Arzneiwissenschaft zu seinem Lebensberuf, ging darauf nach Breslau, um den berühmten Arzt Johann Crato (Kraftheim) zu hören, begleitete seinen Vater auf den Reichstag nach Augsburg, ging dann nach Padua, Rom, Neapel und Bologna, wo er am 27. Juli 1562 den Doctorhut erhielt. Im J. 1563 kehrte er von seiner italienischen Reise nach Leipzig zurück, um bald darauf seine Arbeiten mit Crato in Breslau fortzusetzen. Ueber Posen bereiste er Polen und Ungarn und traf endlich über Wien und Prag nach langer Abwesenheit in Leipzig wieder ein. An kaiserlichen, kurfürstlichen und fürstlichen Höfen erhielt er Rufe zu vortheilhaften Anstellungen, die er aber aus Liebe zur Unabhängigkeit und wol der Verwaltung seiner ausgedehnten Besitzungen halber ausschlug. Dennoch wurde sein Rath in München, Mainz, Dresden, Bamberg, Augsburg, Ansbach und an mehreren anderen Höfen dauernd in Anspruch genommen. Mit seinem Bruder Philipp unternahm er 1574 eine Reise durch Frankreich, war auch bei der Krönung des Kaisers Rudolf II. in Regensburg wie auf dem Reichstage zu Augsburg. 1588 begleitete er den Bischof Ernst von Bamberg auf die Besitzungen des Hochstifts nach Kärnten, besuchte hierauf abermals Italien und nahm dabei seinen Weg über Padua nach Venedig, wo er von Jacobo Contareno und Johann Vincenz Pinello mit großer Auszeichnung empfangen wurde. Er ist der Stifter des bekannten Collegium Medicum in Nürnberg, welchem er, solange er lebte, als Dekan vorstand. Auf seinen Rath wurde die Anlage eines botanischen Gartens beschlossen, der bald eine solche Berühmtheit erlangte, daß Landgraf Wilhelm IV. von Hessen den Gründer nach Cassel berief, um auch dort einen ähnlichen zu schaffen. Die von ihm gezogenen Pflanzen beschrieb er ausführlich und ließ sie in seinem Hortus medicus et philosophicus, Norimb. 1588. 8., in trefflicher Weise abbilden. Ein größeres botanisches Werk unter dem Titel Paralipomena blieb unvollendet, da ihn der Tod am 11. Oct. 1598 in Nürnberg ereilte. Unter seinen medicinischen und botanischen Werken ist seine Synopsis quorundam commentariorum de peste, Lips. 1597, eins der ersten und besten dieser Art.

Ludwig, ein Sohn Joachim's II., geb. 22. Jan. 1573, war ein großer Staatsmann und Rechtsgelehrter. Nachdem er den Grund seiner Studien zu Sulzbach gelegt, in Leipzig, Helmstedt, Altorf und Padua die Rechtswissenschaft studirt und sich das Doctordiplom 1597 in Basel geholt, begab er sich nach Speier, um sich in den Reichsprocessen zu üben. Im J. 1598 wurde er vom Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz zum Rath, im J. 1600 zum Hofrath ernannt und als Abgesandter nach Speier als Revisor einiger Kammergerichtsurtheile geschickt. Er führte auf den Reichstagen zu Regensburg in den Jahren 1603, 1608, 1613 das Directorium der protestirenden Stände. Mit dem Fürsten Christian von Anhalt ging er 1609 nach Prag, um dessen Angelegenheiten bei dem Kaiser Rudolf II. zu betreiben. Nach dem Tode des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz wurde er von dem Administrator der Kur, dem Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, zum Geheimen Rath ernannt und im folgenden Jahre zum Kaiser Rudolf II. gesandt. Er hatte das Glück, diesen gelehrten, aber unzugänglichen Kaiser so für sich einzunehmen, daß er Tage und Nächte im kaiserlichen Laboratorium in der unmittelbaren Nähe des Kaisers zubringen mußte; nur der bald eintretende Tod des Kaisers befreite ihn von einem Zwange, der unter Umständen für ihn unerträglich geworden wäre. Wegen seiner genauen Bekanntschaft am kaiserlichen Hofe wurde er 1613 zum neuen Kaiser Matthias gesandt, um die Volljährigkeit des Kurprinzen Friedrich zu erlangen. Als Belohnung für die hierbei geleisteten Dienste erhielt er auf Lebenszeit die Verwaltung der Prälatur des Klosters Reichenbach in der Oberpfalz. Im J. 1615 empfing er im Namen des jungen Kurfürsten Friedrich V. die feierliche kaiserliche Belehnung. Ferner wurde er noch von seinem Herrn zu den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, zu den Herzogen von Baiern und Braunschweig im J. 1618 gesandt, desgleichen an den Kaiser sowie nach Dänemark und Schweden. Wol seine wichtigste Gesandtschaft war die im J. 1619 nach Böhmen, um die Wahl seines Herrn zum König zu unterstützen. In Schlesien wurde Ludwig hierauf von den Fürsten und Ständen zum Kanzler angenommen und in Böhmen unter die Reichsstände gewählt, nach der unglücklichen Schlacht am Weißen Berge 1620 jedoch folgte er dem Kurfürsten und Könige, seinem Herrn, ins Exil nach Holland, übernahm in dessen Auftrag eine Gesandtschaft an die niedersächsischen Kreisstände, dann an den König Christian IV. von Dänemark, von da nach Nürnberg und auf den Unionsconvent nach Heilbronn, sowie zu dem Reichsconvent nach Erfurt. Seine Widersacher beschuldigten ihn, dem Kurfürsten zur Annahme der königlichen Würde von Böhmen gerathen zu haben, Kaiser Ferdinand II. jedoch stellte ihm das Zeugniß aus, stets seine treue Ergebenheit gegen Kaiser und Reich bewiesen zu haben. Im J. 1623 führte er die Prinzen seines Herrn und seinen Sohn Joachim auf die Universität Leyden, von wo er sich nach Stockholm zum König Gustav Adolf begab. Dieser Fürst, der ihn seiner politischen Klugheit und Geschäfts-

gewandtheit wegen besonders hoch schätzte, wußte die Genehmigung seines bisherigen Herrn zu erlangen, ihn in schwedische Dienste übernehmen zu können. Mit dem Titel eines Geheimen Raths und Ministers sandte er ihn alsobald als Ambassadeur zu den Vereinigten Generalstaaten nach dem Haag, welchem wichtigen Amte er auch unter der nachfolgenden Königin Christine, im ganzen während des Zeitraums von 17 Jahren, mit großer Auszeichnung vorstand. Hier schloß er nach offenen, vom König erhaltenen Vollmachten ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß mit dem französischen Gesandten. Erst im J. 1648, als die Königin seine persönliche Anwesenheit in Stockholm verlangte, legte er wegen Alters und Leibesschwachheit die Ambassadeurstelle nieder, blieb aber Mitglied des königlichen Geheimen Raths. Seinen Wohnsitz verlegte er vom Haag nach Gröningen, um sich dort den Studien von neuem hinzugeben. Schon mehrmals hatte der neue Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz sich bemüht, seinen alten treuen Diener und Lehrer in seine Dienste zurückzuführen, aber ohne Erfolg. Im Mai des J. 1651 kehrte Ludwig Kammermeister von Gröningen nach Heidelberg zurück, wo er bereits am 4. Oct. sein Leben beschloß. Von seinen Schriften, die größtentheils als Streitschriften ohne Namen herausgekommen sind, sind besonders die Considerationes ad cancellariam hispanicam adjectas zu bemerken. Er war mit Maria Modesta, der Tochter des kurpfälzischen Kanzlers N. de Pastrir vermählt, die ihm 4 Söhne und 2 Töchter geboren hatte. Von seinen Kindern überlebte ihn nur Joachim IV., geb. 1. Jan. 1603. Auf den Universitäten zu Heidelberg, Tübingen, Leyden und Genf legte er, von 1618 bis 1627 der Rechtswissenschaft obliegend, den Grund zu seinen vielseitigen Kenntnissen, die durch längeren Aufenthalt in England und Frankreich noch vermehrt wurden. Im J. 1631 nach Schweden berufen, ernannte ihn König Gustav Adolf zu seinem Rath und gebrauchte ihn zu mancherei Unterhandlungen, vornehmlich mit England. Als schwedischer Resident an den Höfen der Pfalz, von Baden und Würtemberg bis zum J. 1648 beglaubigt, mußte er sich während dieser Zeit viermal nach Schweden begeben, um dort mündlich die verwickelten Verhältnisse in Deutschland auseinanderzusetzen. Mit Bewilligung seiner Regierung vertrat er als Gesandter den Kurfürsten Karl Ludwig bei dem Friedenscongreß in Münster und leistete hierbei dem pfälzischen Hause die ersprießlichsten Dienste. Nach Abschluß des Friedens geleitete er seinen Vater nach Gröningen und schließlich 1651 nach Heidelberg. Im J. 1653 wohnte er zu Augsburg der Krönung des römischen Königs Ferdinand und 1658 in Frankfurt der Wahl und Krönung des Kaisers Leopold bei. Von dieser Zeit an lebte er in stiller Abgeschiedenheit den Wissenschaften und der Verwaltung der ihm durch Absterben der verschiedenen Seitenlinien zugefallenen Stammgüter, als Ober-Aurach, seinem gewöhnlichen Aufenthalt, Bischberg, Hartenland und Kreutzschuh. Er starb 24. Oct. 1687. Vier Söhne und zwei Töchter hatte ihm sein Weib Johanna Maria, geb. von Mur geschenkt. Der älteste, Karl Friedrich (geb. 1668, gest. 1694) trat in die Fußstapfen des Vaters, starb aber frühzeitig unvermählt. Johann Philipp (geb. 1671, gest. 1710) hinterließ aus seiner Ehe mit Maria Regina Huls von Rathsberg einen Sohn Philipp Engelbert, der, nach Erlöschen aller übrigen männlichen Mitglieder, als der letzte seines Geschlechts am 29. Dec. 1741 mit Schild und Schwert ins Grab stieg, da seine Hausfrau Eva Katharina Freiin Teufel von Birkensee nur Mutter einiger Töchter geworden war.

Das Wappen des fränkischen Geschlechts Kammermeister zeigt im silbernen Schilde drei schwarze Raben, auf dem ungekrönten Helm einen wachsenden schwarzen Drachenhals mit Kopf und ausschlagender Zunge.

(*H. v. Borwitz u. Harttenstein.*)

KAMMERMUSIK (Musique de chambre, Musica da camera) bezeichnete ursprünglich denjenigen Zweig der weltlichen Musik, welcher nicht, wie die Kirchen- und die Theatermusik, für die Oeffentlichkeit, sondern für den Saal oder das Gesellschaftszimmer (camera), kurz für die Privatzirkel der Fürsten und Großen, zu denen nur Geladene Zutritt hatten, bestimmt war. Anfangs faßte man den Begriff Kammermusik nicht so eng wie jetzt, sondern rechnete sowol Instrumental- als auch Vocalstücke dazu, gleichviel ob letztere mit oder ohne Begleitung waren, wofern dieselben nur nicht einen ausgesprochenen kirchlichen oder dramatischen, sondern vorzugsweise den Charakter angenehmer, künstlerischer Unterhaltung hatten, also sowol Solostücke für einzelne Instrumente, Ensemblesätze für verschiedene Soloinstrumente, Madrigale, Cantaten, Duetti da camera, Singconcerte u. dgl. m. Mattheson in seinem Werke „Beschütztes Orchester" zählt fünf Stilarten als dem Kammerstil zugehörig auf: den Symphoniacus, Canonicus, Choraicus, Madrigalescus und den Melismaticus Stilus. Zum Symphoniacus, welcher einer der vornehmsten in camera, gehören (idealisirt) die Allemanden u. s. w. für Klavier, Laute, Viola da Gamba, Violine u. s. w., die Couranten, Gavotten, Sarabanden, Giguen u. s. w., mit einem Worte alle Suiten, sie seien stark oder schwach besetzt. Sind sie schwach und bestehen in Soli, so gehören sie ad Stilum Phantasticum, dahin auch alles, was ex tempore gespielt wird, zu rechnen. Der Stilus Madrigalescus hat in Kammern und Sälen bei Serenaden, Aubaden, Cantaten u. dgl. seine Statt. Der Choraicus Stilus (welcher sich oft in dem tollsten Lärm erging) muß bei Bällen und Maskeraden, insonderheit im Carneval, herhalten u. s. w. Wie bereits in dem Voranstehenden angedeutet, unterscheidet sich der Kammerstil schon ganz im allgemeinen von dem kirchlichen als weltlicher Stil. Sodann unterscheidet sich die Kammermusik von der Kirchen- und Theatermusik noch äußerlich dadurch, daß sie auf jedes ergänzende Ceremoniell sowie auf jede Action verzichtet und den geistigen Schwerpunkt lediglich in das freie Spiel der Töne legt, also alle Aufmerksamkeit des Hörers auf dieses concentrirt. Endlich wirkte auch noch der schon erwähnte äußere Umstand, daß die Kammermusik nur für kleinere Räume sowie für engere, und zwar für besondere Liebhaber- und Kenner-

kreise bestimmt war, modificirend auf den in Rede stehenden Zweig der Tonkunst ein, indem erstens die hier zur Verwendung kommenden Klangmittel beschränktere, zugleich aber auch gewähltere und edlere, um nicht zu sagen vornehmere sein mußten als bei jenen, mehr auf große Räume und Massenwirkungen berechneten Musikgattungen, zumal in der Kammermusik die Instrumente einzeln als Soloinstrumente in ihrer ganzen Klangindividualität auftreten; zweitens weil infolge der dadurch möglich gewordenen gelenkigeren und freieren Behandlungsweise der Darstellungsorgane auch die Tongedanken viel biegsamer, beweglicherer Natur sein und daher in viel detaillirterer Weise zur Entfaltung gebracht werden konnten, als dies bei dem für die Kirche nöthigen Lapidarstil, überhaupt bei der Gebundenheit des Tones an das Textwort möglich war.

Die Kammermusik mußte das Quantum der Wirkung, welches die Kirchen-, desgleichen die Theatermusik einerseits durch die äußere Handlung, andererseits durch das begrifflich fixirte Wort auszuüben vermochte, qualitativ aufzuwiegen suchen und selbst eine Sprache werden, deren feine Dialektik dem Kenner Ersatz bietet für die packenden al Fresco-Züge sowie für den Reichthum von Klangfarben nicht allein jener beiden Stilgattungen, sondern auch des Concertstils, wie er sich seit Haydn, namentlich aber seit Beethoven herausgebildet hat.

Aber das Herausbilden eines solchen, bis in die feinsten Details gehenden Stils konnte nicht so schnell vor sich gehen; es war nicht minder abhängig von der Entwickelung der musikalischen Formen überhaupt, als von der Vervollkommnung der musikalischen Instrumente und der technischen Behandlungsweise derselben. Schon in der neapolitanischen Schule hatte sich — durch die Pflege des weltlichen Volksliedes vorbereitet — unter Alessandro Scarlatti (gest. 1725) im Gegensatz zu dem erhabenen Stil der römischen Schule Palestrina's der sogenannte schöne Stil entwickelt, während der Opernstil noch lange Zeit an den Eigenthümlichkeiten und also auch an der Schwerfälligkeit und Ungelenkigkeit des damaligen Kirchenstils participirte. Bereits der Lehrer Alessandro Scarlatti's, Giacomo Carissimi (geb. um 1604, gest. 1674), schuf eine Vocalform, in welcher er von allem bühnenmäßigen Beiwerk absah und das Hauptgewicht lediglich in die musikalische Conception legte: nämlich die Kammercantate. Es liegt auf der Hand, daß, wie wir schon in dem Voranstehenden andeuteten, durch solche Verzichtleistung auf alle Mithülfe des äußern Bühneneffects und aller dramatisch bewegten Handlung, wodurch sich die Musik plötzlich auf sich selbst angewiesen sah und sich das Interesse lediglich auf das Tonwerk selbst richtete, sich auch die Ausdrucksfähigkeit derselben immer mehr steigern mußte, um nach geschehener Emancipation von dem Worte endlich als reine Instrumentalmusik auf eigenen Füßen zu stehen. Einen wesentlichen Vorschub erhielt sie darin durch die Bolognesische Schule, welche vom Anfang des 17. Jahrhunderts an — wie einst die römische und venetianische auf vocalem — auf instrumentalem Gebiete lange Zeit tonangebend war und welche namentlich das Verdienst hat, das Technische der Musik geklärt und auf bestimmte Grundsätze basirt zu haben.

Wie schon aus der eingangs citirten Stelle Mattheson's hervorgeht, bildeten neben den bereits genannten Gesangstücken gewisse Tänze, welche zu sogenannten Suiten zusammengesetzt wurden, die Grundformen der Instrumentalmusik, für welche speciell als Kammermusik der Aufschwung des Klavier- und Violinspiels besonders bedeutsam wurde. Bald gesellten sich zu diesen Tänzen Stücke ernsteren Charakters, von sorgfältiger contrapunktischer Durcharbeitung. Daraus entstanden die beiden Formen: die Sonata da chiesa (die ernstere Kirchensonate) und die Sonata da camera (die mehr zur Unterhaltung dienende Kammersonate), bis endlich die Zahl der Sätze auf drei oder vier reducirt wurde, welche, mit Ausnahme des Menuets, zugleich mit ihrer breiteren Anlage und organischeren Durchbildung den tanzartigeu Charakter abstreiften. Auf diese Weise entwickelte sich jene classische Grundform, welche wir heute mit dem Worte Sonate (s. d.) bezeichnen, die für die gesammte höhere Instrumental- und Ensemblemusik, von dem Duo bis zum Quartett und zur Symphonie, die formelle Basis bildet; weshalb auch die Geschichte der Sonate von der der Kammermusik unzertrennlich ist.

Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf die weiteren Entwickelungsstadien der Kammermusik, so dürfen wir diejenigen Tonsetzer nicht unerwähnt lassen, welche durch irgendeine Eigenthümlichkeit ihres Kunstschaffens entweder zur Bereicherung oder zur Vervollkommnung des hier behandelten Zweiges der Tonkunst Wesentliches beigetragen haben. Es waren dies hauptsächlich die Meister theils des Violin-, theils des Klavierspieles; durch sie erhielt die Form der Solosonate und der Suite ihr eigenthümliches, bestimmtes Gepräge.

Aus dem oben Gesagten geht hervor, daß die Begriffe Suite und Sonate anfangs keineswegs so streng getrennt waren wie jetzt. Wenn Giov. Battista Vitali (1644—1692, nicht zu verwechseln mit dem um die Mitte des 16. Jahrhunderts, sowie mit den im 17. Jahrhundert geborenen Tonsetzern Filippo und Antonio Vitali) in seinen Sonaten noch vorwiegend die Tanzform cultivirte, also eigentlich Suiten componirte, so zeigt sich bei Bassani (1657—1716), einem Abkömmlinge der Venetianischen Schule und Lehrer Corelli's, nach geistiger Seite hin ein bedeutender Fortschritt, indem dieser Meister durch die Zerlegung der musikalischen Motive und die theilweise Umbildung derselben bereits ein Gestaltungsverfahren einschlug, welches dem sonstigen Entwickelungsgange bedeutend vorgriff und erst bei den späteren classischen Tonmeistern und zwar in der Bedeutung eines klar ausgesprochenen Princips wiederkehrt. Neu war ferner die Anwendung der Form des Sonatensatzes auf das Concert durch Mazzolini (um 1687 wirkend), sowie die Uebertragung des letzteren für Solovioline mit begleitenden Ripienstimmen, wie wir solche bei Torelli (gest. 1708) in dessen „Concerti grossi“ finden, wodurch zugleich das Princip der homophonen Bildweise, welches

schon lange in den vor Torelli bestehenden Vocalconcerten zur Erscheinung kam, klar ausgesprochen war. Den Abschluß und zugleich den Höhepunkt dieser Entwickelungsphase bildete Corelli (1653—1713), mit ihm zeigt sich die Form der älteren Solosonate für Violine derart gefestigt, daß die hervorragendsten Meister jener Zeit: Locatelli (1693—1794), Tartini (1692, nach Anderen 1693—1770) sowie der Franzose Leclair (1697—1764), ebenso die deutschen Meister Biber (gest. 1698) und Joh. Jac. Walther (geb. 1640, nach Anderen 1650), nichts Wesentliches daran zu ändern vermochten, wenn sich namentlich Tartini's und Leclair's Sonaten auch zumeist durch tieferen Gemüthsgehalt und durch elastischere Diction vor denen Corelli's auszeichnen. Hand in Hand mit der Violinsonate trug besonders die Claviersonate zur Entfaltung der Kammermusik als eines selbständigen Zweiges der Tonkunst bei. In Italien war es besonders der schon erwähnte Neapolitaner Alessandro Scarlatti, welcher durch Anwendung des Da capo in der Arie auch die Dreitheiligkeit für den ersten Satz der Sonate einführte und zugleich durch die Anordnung seiner Ouverturen: Allegro, Adagio, Allegro der ganzen Sonate ihre dreisätzige Form gab, welche fortan als Norm galt, obgleich dessen Sohn Domenico (1683—1757) wieder zur einsätzigen Form zurückgriff. In Deutschland waren es namentlich der Cantor an der leipziger Thomasschule Kuhnau (1660—1722), in Frankreich Couperin (1668—1733), welche die Claviersonate mit Erfolg cultivirten. Vor allen aber ragen mit ihren hierher gehörigen Werken Bach (1685—1750) und Händel (1685—1759), wie zwei mächtige Felsen aus dem Meere, unter den Tonmeistern des vorigen Jahrhunderts hervor. Diesen schließt sich des ersteren Sohn Ph. Em. Bach (1714—1788), gewissermaßen den Uebergang zur neuern Zeit bildend, würdig an. In seinen Sonaten lockert sich bereits das Band eherner Contrapunktik, welches als charakteristisches Moment der Werke seines Vaters sowie Händel's erscheint.

Aber erst mit der neuen Aera in unserm Culturleben, mit dem Aufleben des Humanismus gelangte die Homophonie als herrschendes Stilprincip, gewissermaßen als künstlerisches Analagon und Abbild der äußeren Weltzustände zum Durchbruch. Wie das Individuum vor dem Areopag des Staates eine freiere, selbständigere Stellung errang, so individualisirten sich auch die einzelnen Stimmen in der Musik, indem sie sich aus der sklavischen Dienstbarkeit starrer contrapunktischer Gesetzmäßigkeit loslösten und zu freien, eigen- und selbstlebigen Wesenheiten wurden, welche sozusagen fortan nur eine freie constitutionelle Verbindung miteinander eingingen. Wenn den Kammermusikwerken des Italieners Boccherini (gest. 1805, nach Anderen 1806) noch eine gewisse Steifheit und Schablonenhaftigkeit anhaftet und dieselben nicht selten nur den Charakter bloßer Divertimenti, d. h. leichter Unterhaltungsmusik, haben, so gelangte bei dem deutschen Meister Joseph Haydn (1732—1809) der neue Geist zum vollen Durchbruch. Joseph Haydn ist recht eigentlich der Vater der modernen Instrumentalmusik, der Symphonie sowie des Streichquartetts. Von ihm an sind Symphoniker und Kammermusikcomponist nicht wohl zu trennende Begriffe geworden. Die Zerlegung der Motive zum Zweck eingehender thematischer Arbeit, welche Bassani noch mehr oder weniger unbewußt anstrebt, ist hier mit vollem Bewußtsein zum Grundprincip der musikalischen Gestaltung gemacht, sodaß sich das Tonwerk aus dem ungezwungenen Wechselverkehr der Instrumente und dem Austausch der durch dieselben vorgetragenen Gedanken zwar als ein durchaus freies, ungezwungenes, im Innersten aber einheitliches, aus Einem Kern entsprungenes organisches Gebilde der schaffenden Phantasie darstellt. Ganz besonders zeigt sich bei Haydn, dem Kapellmeister des kunstsinnigen Fürsten Esterhazy, selbst in dessen größeren symphonischen Schöpfungen so recht die Bestimmung für die engeren fürstlichen und andere patricische Kreise. Wenn sowol aus Haydn's Symphonien wie auch aus dessen Kammermusikwerken noch ein kindlicher, spielseliger Sinn spricht, so bezaubern dagegen die Mozart'schen Quartette durch ihre edle Jungfräulichkeit, während Beethoven's Kammermusikwerke hohen ernsten, männlichen Geist athmen, oder mit andern Worten: in Haydn's Werken spricht sich die liebenswürdigste Subjectivität, bei Mozart Universalität, bei Beethoven wiederum Subjectivität, aber im eminentesten Sinne, ein erhabener Ernst, ein titanisches Ringen aus, welches oft die Grenzen des durch Töne Ausdrückbaren zu überschreiten scheint. Es möge hier auf die sehr eingehenden Artikel über die letzten Quartette Beethoven's von Theodor Helm in dem „Musikalischen Wochenblatt" (Leipzig, E. W. Fritzsch) hingewiesen sein. — Zwischen den Kammermusikwerken Beethoven's und Mozart's stehen die Franz Schubert's (1797—1828), aus denen ein überreicher Quell von Melodien strömt, und welche der Größe der Anlage sowie dem Schwunge des Ausdrucks nach zu Beethoven, hinsichtlich ihrer Milde und Weichheit der Empfindung aber wieder mehr zu Mozart neigen. In hohem Grade geistvoll und von classischer Form sind die Streichquartette Cherubini's (1760—1842). Infolge der Durchdringung des Clavierspiels mit dem Geiste der soeben genannten classischen Tonmeister entwickelte sich auch auf diesem Gebiete eine reichhaltige Literatur zugleich mit einem großen Formenreichthum, indem sich zu der Sonate noch die kleineren, loseren Tonformen der Phantasie, der Variation, der Rondos, der Impromptus, der Rhapsodien und später — namentlich durch Mendelssohn und Schumann — noch die der „Lieder ohne Worte" und Charakterstücke der mannichfachsten Art gesellten. Neben Franz Schubert und den soeben Genannten beschenkte uns besonders nach dieser Richtung hin noch Karl Maria von Weber (1786—1826) mit Claviercompositionen, welche zu den schönsten Perlen der Pianoforteliteratur gehören. Anerkennenswerthes, zum Theil Hervorragendes, schufen ferner auf dem Gebiete der Sonate und Kammermusik noch die der älteren Schule angehörenden Tonsetzer: Clementi (1752—1832), Hummel (1778—1837), Dussek (1761—1812), Field (1782—1837), Fesca (1789—1826), Kuhlau (1786—1832), sodann Andreas Romberg (1767—1821), Pleyel (1757—1831), Neukomm (1778—

1858), Lessel (1780—1839) u. a. m., jedoch sind die Arbeiten der letztgenannten großentheils veraltet. Einer besondern Beliebtheit erfreuten sich ihrerzeit ferner die musikalisch tüchtigen, hierher gehörigen Arbeiten von Ferdinand Ries (1784—1838), Prinz Louis Ferdinand (1772—1806) und Onslow (1784—1853).

Wie bekannt, brach mit K. M. von Weber abermals das Morgenroth einer neuen Aera, nämlich die Periode der Romantik in der Musik an. Als Hauptmeister derselben sind nächst Weber auf unserm Gebiete vor allen Mendelssohn (1809—1847) und Robert Schumann (1810—1856), neben diesen in vorderster Reihe Spohr (1784—1859) und Chopin (1809—1849) zu nennen.

Mit dem Ueberhandnehmen des musikalischen Genre und der musikalischen Miniaturbildnerei kam es denn auch, daß man immer feinere Unterschiede machte und zunächst die Concertmusik, d. h. die Musik für vollbesetztes Orchester, strenger von der Kammermusik schied, und in letzterer wieder die Solo- oder Virtuosenmusik einerseits und die Hausmusik andererseits als zwei Unterarten aufstellte; ja viele rechnen nur die Sonaten und die auf diese Form basirenden Duos, Trios, Quartette, Quintette u. s. w. für Clavier und Streichinstrumente, oder nur für letztere, sowie die Suiten und Serenaden für Streich- und Blasinstrumente oder nur für letztere vollgültig zur Kammermusik.

In neuester Zeit hat die Miniaturbildnerei, die Production von „Blumensträußchen" und andern derartigen Unterhaltungsstückchen, welche schicklich wol nur der Hausmusik zugezählt werden, etwas nachgelassen und wieder ein ernsteres Streben, ein Zug nach großer, breiterer Gedankenentfaltung, freilich aber auch zuweilen ein Uebertreiben, ein Forciren der Ausdrucksmittel innerhalb der Kammermusik platzgegriffen, um womöglich mit den subtilern Darstellungsmitteln, wie sie diesem Kunstzweige eigen sind, orchestrale Wirkungen zu erzielen. Es ist dies eine Verirrung, welche nur auf Verkennung der Grenzen und des Wesens der Kammermusik beruhen kann, der sich ein wirklicher Meister seiner Kunst gewiß nicht so leicht schuldig machen wird. Allerdings gehören zur Schöpfung eines guten Kammermusikwerkes die höchsten Qualitäten, da — um es nochmals zu sagen — nach dem Vorgange unserer Classiker Symphoniker und Kammermusikcomponist kaum mehr zu trennende Begriffe sind und beide Formen sowol die höchste Meisterschaft im musikalischen Satze wie auch vollkommene Souveränetät in der Handhabung aller Darstellungsmittel, vor allem aber die geläutertste reinste Kunstgesinnung voraussetzen. In den letzten Decennien bethätigten sich auf dem Felde der Kammermusik mit mehr oder weniger Glück besonders die Tonsetzer: Johann Brahms, Anton Rubinstein, Robert Volkmann, Joachim Raff, Hiller, Gade, Franz Lachner, Verhulst, Reinecke, Gouvy, Saint-Saëns, Kiel, Bargiel, Hermann Grädener, Kirchner, Fritz Gernsheim, Albert Richter, Joseph Rheinberger u. a. m.

Ueber die Formen der zur Kammermusik gehörenden Gattungen vgl. die speciellen Artikel darüber, besonders „Sonate"; ferner Koch, „Musikalisches Lexikon", bearbeitet von A. von Dommer (Heidelberg 1865); Ludwig Nohl's in St.-Petersburg preisgekrönte Schrift über die Kammermusik u. s. w.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts ist die Kammermusik aus den Privatcirkeln der Fürsten und Großen ebenfalls hinaus in die Oeffentlichkeit, d. h. in den Concertsaal getreten. Zugleich schlossen sich Künstler zu besondern Quartettgesellschaften zusammen, von denen einzelne große Reisen machten; hier seien nur genannt: das Meiningische Quartett der Gebrüder Müller, das des Grafen Hochberg, das Florentiner-Quartett Jean Becker's, vor allen aber das von Joachim und Genossen.

Es können nach dem oben Gesagten die Bezeichnungen jener ausübenden Künstler: Kammermusikus, Kammersänger, Kammervirtuos, nicht mehr ausschließlich in dem früheren engen Wortsinne genommen werden, vielmehr sind diese Titel oft nur ehrende Auszeichnungen, womit kunstsinnige Fürsten hervorragende Instrumentalisten und Sänger auszeichnen. (*A. Tottmann.*)

KAMMERSEE, einer der zahlreichen Seen auf dem pommerschen Landrücken, welcher sich von Westen nach Osten 12 Kilom. weit, 9 Kilom. im Nord-Osten von Tempelburg, erstreckt. Er gehört zur sogenannten Pommerschen Schweiz, welche sich südlich von Polzin ausbreitet. — Der von schroffen Felsen eingeschlossene, höchst malerische Kammersee in Steiermark liegt hinter dem Töplitz-See, welcher mit dem herrlichen Grundelsee in Verbindung steht. (*G. A. v. Klöden.*)

KAMMERSTOCK, ein Bergstock der Glarner Alpen an der Grenze der schweizer Cantons Glarus und Uri, bildet die letzte Erhebung des vom Gemsfayrenstocke (2974 Meter, in der Claridenkette) zwischen dem Pätsch- und dem Schreienbach nordöstlich bis zum Linthal vorgeschobenen Ausläufers und trägt zwei Gipfel, von denen der „Thurm" 2164 Meter, der eigentliche Kammerstock dagegen, ein erkerartig gegen das Linththal vorspringender Felskopf, 2125 Meter Höhe über dem Meere erreicht. Nach Norden, Osten und Süden fällt der Bergstock mit schroffen Felsterrassen und steilen Grashalden ab. Der unterste Absturz gegen das Linththal besteht aus Hochgebirgskalk, welcher auch den sanfter geneigten, mit Weide und Wald bedeckten Nordwestabfall gegen den Urnerboden bildet. Zwischen diesen beiden oberjurassischen Kalkgürteln baut sich die schief abgestutzte Pyramide des Berges aus Nummulitenkalk und Schiefer, Plyschschiefer und Sandstein in wechselnder Lagerung auf. Seiner schönen Aussicht wegen wird der Kammerstock nicht selten von Linththal oder Stachelberg aus in 3—4 Stunden bestiegen. (*A. Wäber.*)

KAMMERTON. Unter dieser Bezeichnung versteht man diejenige Stimmung in der Musik, welche, im Gegensatze zu dem sogenannten Chorton und Cornetton der Kirche, vorzugsweise für die Kammer- und Instrumentalmusik, überhaupt für die weltliche Musik gebräuchlich war, ohne daß derselbe früher als fest bestimmter, allenthalben angenommener Normalton gegolten hätte. Da man sich vor Einführung der Stimmgabel zum Tonangeben und zum Stimmen der Instrumente zumeist

kleiner Stimmpfeifen bediente, welche nicht gerade zuverlässig waren, außerdem die Chorregenten in Bezug auf Tonangabe oft ziemlich willkürlich verfuhren, so schwankte die Stimmung fortwährend. Die Kirche, das Theater, das Concert, ja jeder Musikort und jedes Musikinstitut hatte seine besondere Stimmung. Ein feststehender Normal-, Stimm- oder Gabelton kam erst im Laufe des 15. Jahrhunderts auf. Hauptsächlich war die Wahrnehmung, daß die Instrumente um so schärfer, durchdringender und glänzender klingen, je höher sie gestimmt sind, die Ursache, daß nicht allein die Orgeln um einen ganzen Ton (Chorton), ja selbst um eine kleine Terz (Cornetton) höher gestimmt wurden als die übrigen Instrumente, sondern auch die Stimmung der letzteren immer mehr hinaufgeschraubt wurde.

Selbstverständlich mußten dadurch die Sänger in die mislichste Lage kommen, sobald sie mit Instrumentalbegleitung zu singen hatten, da das menschliche Stimmorgan seine bestimmten Grenzen hat. Dieser Uebelstand veranlaßte gelehrte Physiker über diesen Gegenstand eingehende Untersuchungen anzustellen, um womöglich Abhülfe zu schaffen. So fand Sauveur um 1700 für den Ton a̲ 405 Doppelschwingungen in der Secunde. Andere Bestimmungen desselben Jahrhunderts ergaben 410—425 Schwingungen für diesen Ton und Heinrich Scheibler fand 1833 in Paris auf a̲ stehende Stimmgabeln von $426\frac{1}{2}$—$441\frac{1}{2}$, in Berlin von $441\frac{1}{2}$, in Wien sogar von $433\frac{1}{2}$—445 Schwingungen in der Secunde. Nach Chladni's und anderer Physiker Untersuchungen ergaben sich im Laufe der Jahre folgende variirende Zahlen für das a̲ der eingestrichenen Octave:

Paris:	1788	Große Oper	409
	1821		431
	1833		434
	1835		448—449
	1821	Italienische Oper	424
	1833		439—441
	1821	Komische Oper	428
	1833	Conservatorium	435
Wien:	1834		434—445
		(am Kärntner-Thor-Theater 466)	
Berlin:	1822		437
	1833		442
	1857	Opernhaus	437—$448\frac{1}{2}$
Dresden:	1852		439.

Nach Lissajou's im Jahre 1857 angestellten Berechnungen ergaben sich folgende Zahlen: für Mailand (Scala) $451\frac{1}{2}$, für London 455. In Petersburg stieg von 1771 bis 1800 die Stimmung sogar von 417, 437, 453 bis zu 560. Dieselbe ging also im allgemeinen von 1700 bis 1863 um nahe $1\frac{1}{2}$ Töne in die Höhe.

Der erste entscheidende Schritt zur Feststellung einer allen Rücksichten gerecht werdenden Normalstimmung geschah von seiten der im Jahre 1834 zu Stuttgart zusammengetretenen Versammlung deutscher Naturforscher, welche ein a von 440 Schwingungen als Normalton festsetzte, ohne daß derselbe allgemeine Annahme fand. Erst der am 16. Februar 1859 laut Decret für Frankreich als Diapason normal gesetzlich festgestellte Normalton von 435 Schwingungen für das eingestrichene a̲ hatte — so viel bisjetzt bekannt geworden ist — zur Folge, daß sich eine Einigung insofern anbahnte, als sich wenigstens die größeren musikalischen Kunstinstitute der vornehmsten Musik-Metropolen Deutschlands, nämlich Berlin, Köln, Dresden, Wien, Leipzig, Meiningen, München, Stuttgart, Bremen u. s. w., für die pariser Stimmung entschieden, nachdem schon zuvor im Laufe dieses Jahrhunderts der Chorton mehr und mehr außer Brauch gekommen und der für die Orchester- und Kammermusik gebräuchliche, wenn auch höhere Kammerton in Aufnahme gekommen war.

Erwähnt sei noch, daß alle hier angeführten Zahlen nicht — nach französischer Rechnungsweise — einfache, sondern nach der deutschen Doppelschwingungen bezeichnen. (*A. Tottmann.*)

KAMMERTUCH (nach der französischen Stadt Cambrai, wo dieser Stoff am frühesten und lange Zeit am schönsten hergestellt wurde, auch Cambrai oder Cambric genannt), ein feines leinwandartig gewebtes Baumwollenzeug, das als Hemdenkattun, in den mittelstarken Sorten (Baumwolltaffet) auch als Material zu Regenschirmen verwendet wird. (*W. H. Uhland.*)

KAMMERZIELER. Vor dem 16. Jahrhundert gab es in Deutschland keinerlei stehende Einnahmen zur Deckung der Reichsbedürfnisse; erst durch den Reichsabschied von 1548 wurde zur Bestreitung der Kosten des Reichskammergerichts eine stehende Steuer, die sogenannte Kammerzieler, von den Ständen übernommen, deren Umschreibung sich auf Grundlage der Matrikeln verschieden gestaltete und zuletzt in der sogenannten Usualmatrikel fixirte. Die Einnahme besorgte der Pfennigmeister des Reichskammergerichts, doch ging die Steuer nur sehr unregelmäßig ein, und schon 1753 hatte man mehr als 650,000 Thlr. Reste zu fordern. (S. Reichskammergericht.) (*Albrecht Just.*)

KAMMFETT, das weiße, consistente, leicht schmelzbare Fett der Weichtheile, besonders längs der Mähnen des Pferdes. Dieses Fett wird neben den andern organischen Bestandtheilen durch überführte Wasserdämpfe gewonnen, indem die Thiere in wenig zerkleinertem Zustande in große, luftdicht verschließbare Cylinder gebracht werden. Das sich niederschlagende heiße Wasser zieht die löslichen Bestandtheile aus, und gleichzeitig schmelzen auch die Fetttheile, welche sich über der wässerigen Flüssigkeit ablagern. Im Verlauf der Arbeit wird die Spannung des Dampfes erhöht. Die Scheidung der beiden Schichten in dem untern Theile des Cylinders erfolgt leicht, indem zuerst der obere Theil des Hahns geöffnet und durch denselben das geschmolzene Fett abgelassen wird, welches als sogenanntes Kammfett in den Handel kommt. Dasselbe wird zu verschiedenen technischen Zwecken verwendet, insbesondere zur Seifenfabrikation, zu Salben, zum Einfetten von Wolle, als Maschinen-, Geschirr-, Lederschmiere. (*William Löbe.*)

KAMMFÖRMIGE MUSKELN werden die zahlreichen schmalen Muskelstreifen im rechten Vorhofe des Herzens genannt, welche durch parallel verlaufende Vertiefungen voneinander gesondert werden, wodurch eben eine gewisse Aehnlichkeit mit den aneinandergereihten Zinken eines Kammes entsteht. Kammförmiger Muskel oder Kammmuskel (Pectineus) heißt aber auch der oberflächlichste von den vier Anziehern des Oberschenkels, der von dem Kamme des Schambeins entspringt und sich ganz oben in der Länge von 3,56 bis 44,66 Cm. an die innere Lippe der rauhen Linie des Oberschenkels heftet. (*F. W. Theile. — A. Winter.*)

KAMMGARN (Kammwolle) bildet als Gegensatz von Streichgarn (Streichwolle) die eine der beiden Hauptklassen, in welche alle Gattungen der Schafwolle mit Rücksicht auf ihre Verwendung speciell in der Weberei und die entsprechend verschiedene Art der Bearbeitung (einerseits das Kämmen, andererseits das Kratzen, Krempeln oder Streichen) vom technischen Gesichtspunkte eingetheilt werden. Während die Streichwollgespinste zur Herstellung tuchartiger, mit einer filzähnlichen Decke versehener Stoffe dienen, liefern die aus Kammwolle erzeugten Garne die glatten Wollenzeuge, bei denen die Fäden völlig sichtbar auf der Oberfläche liegen. Zur Kammwolle eignen sich demnach nur Wollsorten mit schwachgekräuselten, wenig zur Verfilzung geneigten Haaren, die eine bedeutende Festigkeit besitzen und deren Länge nicht unter 8, aber auch nicht viel über 24 Centimeter beträgt, da längere Fasern im allgemeinen zu wenig weich und geschmeidig sind und somit der Bearbeitung zu große Schwierigkeiten darbieten. Außer der größten Gleichmäßigkeit der Faserlänge muß zur Erzeugung eines guten Kammgarns eine möglichst parallele Lage der Fasern erstrebt werden. Nahezu vollständig wird dieses Resultat durch die Operation des Kämmens erreicht; doch sind noch verschiedene Arbeiten erforderlich, um die gekämmte Wolle für den Spinnproceß, der jetzt fast allgemein mit Hülfe von Maschinen ausgeführt wird, vorzubereiten. Da die rohe Wolle zuerst von den ihr anhängenden Stoffen befreit und der nachfolgenden Behandlung zugänglich gemacht werden muß, zerfällt die Fabrikation des Kammgarns in fünf Hauptoperationen: das Reinigen und Auflockern, das Kämmen mit seinen Nebenarbeiten, das Vorspinnen, das Feinspinnen und die Vollendungs- oder Nacharbeiten. Die Reinigung der Wolle bezweckt außer der Entfernung der ihr äußerlich anhaftenden fremdartigen Theile (Staub, Koth, Kletten u. s. w.) auch die Beseitigung des eigenthümlichen Schweißes, der, aus den Fettdrüsen des Thieres austretend, die Wolle überzieht und, indem er an der Luft eintrocknet, die Haare nicht nur unter sich, sondern auch mit den mechanischen Verunreinigungen verklebt. Die Auflockerung wird vorgenommen, damit die Fasern die für den Spinnproceß erforderliche Beweglichkeit erhalten. Da hierbei zugleich den im Innern der Wollmasse festgehaltenen Unreinigkeiten ein Ausweg verschafft und das Eindringen der Waschflüssigkeit befördert wird, ist durch diese Operation ein vortreffliches Mittel zur Unterstützung des Reinigungsprocesses geboten. Zum Auflockern wird jetzt meist der sogen. Schlagwolf benutzt, eine Maschine, die durch kräftig sich gegeneinander bewegende Schläger wirkt. Die Reinigung erfolgt mit warmem Wasser, schwachen Laugen oder auch mit chemischen Mitteln (Schwefelkohlenstoff, Benzol u. s. w.) in Maschinen, die im wesentlichen aus einem Behälter zur Aufnahme der Wolle sowie der Waschflüssigkeit und einem Apparat bestehen, durch welchen die Wolle in der Flüssigkeit in beständiger Bewegung erhalten wird. Bei den besseren Constructionen dieser Art sind mechanische Vorrichtungen zum Auspressen der gereinigten Wolle vorhanden, doch bleibt in der ausgepreßten Wolle stets so viel Wassergehalt zurück, daß ein eigentliches Trocknen nicht umgangen werden kann. In neuerer Zeit werden hierzu verschiedene Apparate benutzt, die meist eine künstliche Erwärmung zulassen und die regelmäßige Verdampfung der Feuchtigkeit bewirken. Um die Oberfläche der Wollfasern schlüpfrig zu machen und so die Arbeit des Kämmens zu erleichtern, wird die Wolle mit einer fettigen Substanz (Baumöl) getränkt, am zweckmäßigsten, indem man sie zwischen Walzen hindurchgehen läßt, auf welche das Oel tropfenweise herabfließt. Das Kämmen erfüllt eine doppelte Aufgabe, da einerseits die zur Erzeugung des Kammgarns untauglichen kurzen Fasern (Kämmlinge) entfernt, andererseits die langen Fasern gerade gerichtet, parallel gelegt und zu einem bandförmigen Körper (Zug, Kammzug) vereinigt werden. In der Handkämmerei ist die deutsche und die englische Methode zu unterscheiden. Nach dem ersteren Verfahren nimmt der Arbeiter den einen Kamm in die linke, den andern in die rechte Hand und kämmt mit diesem das in jenen eingeschobene Wollhaar, bis der größte Theil desselben in den rechtsseitigen Kamm übergegangen ist, worauf er die Kämme umtauscht und die Operation so lange wiederholt, bis die Wolle glatt gestrichen und fast genau zur Hälfte auf beide Kämme vertheilt ist. Alsdann befestigt er mittels einer hakenartigen Vorrichtung (Kammschraube) den einen um den andern Kamm an einem Balken oder Ständer, worauf er den heraushängenden „Wollbart" mit beiden Händen auszieht, um ihn zu einem lockern Band zu formen, während die kurzen Fasern im Kamm sitzen bleiben. Nach der englischen Methode hat der Arbeiter statt zweier frei zu handhabenden Kämme einen solchen und außer diesem einen Kamm, der, ähnlich einer Flachshechel construirt, mit den Zähnen nach oben stehend befestigt ist. Die bis zur halben Länge aus dem unbeweglichen Kamm heraushängende Wolle wird mit dem Arbeitskamm so lange gekämmt, bis dieser die Kämmlinge sämmtlich aufgenommen hat, worauf der Wollbart behutsam ausgezogen und hierdurch das Material zur andern Hälfte von den kurzen Fasern befreit wird. Am erfolgreichsten findet das Kämmen unter Mitwirkung von Wärme statt, weshalb die Kämme vor dem Gebrauch in dem sogen. Kammtopf, einer Art Ofen, erhitzt werden. In größerem Umfang als die Handkämmerei kommt, namentlich für feinere und kürzere Wollen, die Maschinenkämmerei zur Anwendung. Um die Wolle, der bequemeren Zuführung halber, in ein

gleichförmiges Band zu verwandeln, wird sie zuvor auf Kratzmaschinen behandelt, die große Aehnlichkeit mit den Krempeln für Streichwolle haben. Das Kämmen geschieht auch hier mit Hülfe von Wärme. Walzen- und Kettenkämme erhalten zu diesem Zweck als Unterlage eine eiserne Platte, deren rundum laufende Höhlungen mit einer Dampfleitung in Verbindung gebracht sind; bei Ringkämmen wird der Dampf in die hohl gegossenen Ringe eingelassen. Die Kämmmaschine functionirt durch drei zusammenarbeitende Hauptorgane — den Einschlag-, den Kämm- und den Ausziehapparat — mit Nebenvorrichtungen zur Vereinigung der Kammzüge und zur Beseitigung der Kämmlinge. Der Einschlagapparat hat die Aufgabe, die Wolle partienweise dem Kämmapparat zu überliefern, indem er periodisch wie die Hand des Kämmers ein bestimmtes Quantum derselben erfaßt und zwischen die Zähne des Kammes drückt, sodaß die eine Hälfte frei heraushängt. Der Kämmapparat besteht, ähnlich wie in der Handkämmerei, aus zwei Werkzeugen, von denen das eine den in die Kammschraube eingehängten, resp. feststehenden Kamm, das andere den beweglichen Kamm, resp. die arbeitende Hand vertritt. Demgemäß ist das erstere mit je nach der Feinheit und Länge der Fasern in Anzahl und Größe verschieden angeordneten Zähnen (Nadeln) ausgestattet, während das zweite nicht unbedingt ein Kamm zu sein braucht, sondern als Zange wirken kann. Den Ausziehapparat bildet ein in Umdrehung befindliches Walzenpaar, durch welches die Wolle dem Kämmapparat abgenommen wird. Nach dem Kämmen pflegt man die Wolle, um sie vollends zu entkräuseln, sowie um das auf der Oberfläche der Fasern vorhandene Oel zu entfernen, verschiedenen Operationen zu unterwerfen, die mit sehr abweichenden Hülfsmitteln und Apparaten ausgeführt werden. Als Vorarbeit des Spinnens wird das Strecken und Doubliren vorgenommen, wobei die von der Hand- oder Maschinenkämmerei gelieferten Bänder durch fortschreitende Dehnung verfeinert, sodann gerundet und verdichtet werden. In der hierzu gebräuchlichen Maschine ist ein kräftiger Verzug durch die mit verschiedener Geschwindigkeit sich drehenden Streckwalzen erreicht, indem der regulirbare Abstand je zweier Walzen voneinander der jedesmal zu erzielenden Faserlänge entspricht, während ein drittes Walzenpaar die zugeführten Bänder durch einen Trichter zieht, in welchem eine große Anzahl derselben zu einem Band vereinigt wird, das die zur Erzeugung des Vorgarns erforderliche Beschaffenheit erlangt hat. Durch die Operation des Vorspinnens wird dem Band bei fortgesetzter Streckung entweder eine vorübergehende oder eine bleibende Drehung ertheilt und zwar im ersteren Fall auf der Spulmaschine mit Würgelzeug, mittels dessen dasselbe energisch hin- und hergerollt wird, im letzteren Fall auf der mit Flügelspindeln und selbständiger Spulenbewegung ausgestatteten Spindelbank. Das Feinspinnen kann, je nachdem es sich um die Verarbeitung langer, schlichter Wollen zu stark gedrehten Garnen, namentlich Kettengarnen, oder um die Herstellung von feiner und locker gedrehten Garnen, besonders Schußgarnen, aus kürzeren Wollen handelt, auf den auch für die Baumwoll- und Flachsspinnerei gebräuchlichen Water- oder Mule-Maschinen erfolgen, die hier mit einem Streckwerk versehen sind, durch welches das Vorgespinst auf die 8—20fache Länge ausgezogen wird. Wie für Baumwolle und Flachs wird die Mule-Maschine zum Vorspinnen der Kammwolle kaum noch anders denn als Selfactor, d. h. mit vollkommen selbstthätiger Bewegung construirt. Die zu den Vorarbeiten des Spinnens sowie zum Spinnen selbst gebrauchten Maschinen werden in den Industrieländern, besonders mit Rücksicht auf die verschiedene Länge und Feinheit der zur Verarbeitung kommenden Fasern, in mannichfacher Zusammensetzung und wechselnder Reihenfolge zur Anwendung gebracht. Auf Grund dessen haben sich in der Kammgarnspinnerei drei Systeme, das englische, das französische und das deutsche, ausgebildet, von denen das erstere namentlich beim Vorspinnen langer, schlichter Wollen Vortheile bietet, während die beiden letzteren vorzüglich für kürzere Wollen geeignet sind. Das auf der Mule-Maschine gesponnene Garn ist seiner Gestalt nach ohne weiteres für die Weberei verwendbar, dagegen werden die Water-Garne gehaspelt und hierbei zugleich numerirt. Das letztere geschieht jetzt größtentheils nach dem metrischen System, indem die Feinheitsnummer durch die Anzahl der in einem Kilogramm enthaltenen Strähne von 1 Kilom. Fadenlänge bestimmt wird. Die einzelnen Sorten des Kammgarns unterscheidet man nach ihrer Bestimmung in der Weberei (Ketten- und Schußgarne) nach der Art der herzustellenden Stoffe (Damast-, Lasting-, Orleans-, Thibet-, Merino-, Musselin-, Kamelot-, Lustre-Garn), nach der stärkeren und schwächeren Drehung (hartes und weiches Garn), nach dem Grad der Reinheit (ungewaschenes und gewaschenes Garn). Außer zu Geweben wird das Kammgarn zur Verfertigung gewirkter Waaren, zu Posament-, Strick- und Stickgarnen verwendet, namentlich für die beiden letztgenannten Zwecke wird dasselbe auf geeigneten Maschinen der Operation des Zwirnens unterworfen. Manche Garne werden, um die auf der Oberfläche hervorstehenden Faserenden zu beseitigen, gesengt, indem der Faden mit bedeutender Geschwindigkeit durch eine Flamme hindurchgezogen wird; am meisten ist hierfür die Gassengmaschine in Gebrauch. Zwischen Kammgarnen und Streichgarnen stehen die sogen. Halbkammgarne, die aus den öfters mit Baumwolle gemischten Abfällen der Hand- und Maschinenkämmerei theils nach den Methoden der Kammgarn-, theils nach denen der Streichgarnspinnerei erzeugt, meist zu Strumpfwirkerwaaren, Strick- und Tapisseriewollen verwendet werden und zwar wohlfeiler, aber auch minder schön und haltbar als die eigentlichen Kammgarne sind. (*W. H. Uhland.*)

Kammgras, s. Cynosurus.

KAMMIN ist ein Kreis der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, im Osten der Dievenow, meist eben, nur an einigen Stellen im Norden und im Südosten hervortretende Juraformation zeigend, reich an Waldungen und an sumpfigen Landstrichen. Er umschließt 20,63 geogr. Meilen oder 113,593 Hektaren,

hat 1 Stadt, 108 Landgemeinden, 100 Gutsbezirke, 4901 Wohnhäuser und 45,628 Bewohner 22,223 männlichen und 23,405 weiblichen Geschlechts. — Die Kreisstadt Kammin liegt auf einer Anhöhe am Kamminer Bodden, durch welchen die Dievenow ins Meer geht, 62 Kilom. von Stettin und 18 Kilom. von Wollin. Von der Stadt gesondert liegt die hohe, ehrwürdige Kathedrale, 1124 gegründet, reich an Reliquien. Das durch Otto von Bamberg in Julin gestiftete Bisthum wurde 1128 hierher verlegt, und damit wurde Kammin ein Bischofssitz, dessen Hauptbesitzthum übrigens der ehemalige Kreis Fürstenthum im Regierungsbezirk Köslin war. Der Ort hat seit 1838 ein Schullehrerseminar. Es besteht ein Domstift, ein adeliges Fräuleinstift. Die Marienkirche wurde 1775 erbaut. Der erste Bischof war Albrecht; Erasmus von Manteuffel nahm im Jahre 1536 die Reformation an, worauf das Bisthum von Mitgliedern der pommerschen Fürstenfamilie verwaltet wurde und 1648 an Brandenburg kam. Die Bewohner treiben Fischerei und starken Flachshandel und halten Leinwandmärkte. — Auf der im Kamminer Bodden gelegenen Insel Griestow befindet sich ein Kalklager und eine Portland-Cementfabrik. — Zwei Dörfer Kammin liegen in Mecklenburg-Schwerin, zwei im Regierungsbezirk Frankfurt. (*G. A. von Klöden.*)

KAMMRAD, eine Vorrichtung zur Aenderung der Kraft oder Geschwindigkeit bei Räderwerken, d. h. Verbindungen von zwei oder mehrern Radwellen, die einander mit Erhabenheiten und Vertiefungen oder mit Zähnen oder Kämmen in Bewegung setzen. Von beiden ineinandergreifenden Rädern heißt das größere das Rad und das kleinere das Getriebe, welches letztere Kämme oder Zähne enthält und gewöhnlich Kumpf genannt wird. Bei den Kammrädern stehen die Kämme oder Zähne gewöhnlich winkelrecht auf der Ebene des Rades und greifen zwischen die Zähne eines Getriebes, das sich um eine Achse dreht, die winkelrecht auf der Radachse steht. Der oben quadratisch und am Ende cylindrisch gearbeitete Stiel der Kämme wird in gleichgeformte Löcher der Radkränze geschlagen und an der inneren Seite des Kranzes durch Nägel festgehalten. Je kürzer die Zähne oder Kämme sind, je kleiner also die Theilung und je größer die Anzahl der Zähne ist, um so kleiner fällt die Reibung eines Räderwerkes aus, die Zähne müssen daher eine Stärke erhalten, die hinreichende Sicherheit vor dem Zerbrechen gewährt. Soll eine drehende Bewegung in eine geradlinige oder umgekehrt verwandelt werden, so bedient man sich dabei der gezahnten Stange oder des sogenannten Kammbaumes, dessen Zähne zwischen die Zähne oder Triebstöcke eines Getriebes greifen. (*C. Reinwarth.*)

Kammwolle, s. Kammgarn.

KAMNITZ (Böhmisch-Kamnitz), Stadt im nördlichen Böhmen, am Kamnitzbach, dem letzten rechtsseitigen Zuflusse der Elbe in Böhmen. Die Stadt ist Vorort des gleichnamigen Gerichtsbezirks und hat nach der Zählung vom 31. Dec. 1880: 6124 Einwohner (darunter 47 Tschechen), welche sich hauptsächlich der Industrie widmen (Baumwoll- und Schafwollfabrikation, Garn- und Zwirnerzeugung, Maschinenfabrikation, Eisengießerei, Webereien, Strumpfwirkerwaaren). Das Schulwesen ist vertreten durch eine fünfklassige Knaben-, eine fünfklassige Mädchen-Volksschule und eine gewerbliche Fortbildungsschule. Die Stadt hat zwei Brauereien, eine städtische Sparkasse, eine landwirthschaftliche Vorschußkasse, einen Spar- und Unterstützungsverein, ein Schützencorps, Feuerwehrverein, Gesang-, Turn- und andere Vereine. Von Interesse sind die alte Pfarreikirche und die in der Nähe gelegenen Ruinen des „wüsten Schlosses". — Bereits unter König Wenzel II. (1278—1305) wird der Ort als „Stadt zur Kempnitz" genannt und erscheint ausgestattet mit Privilegien gleich einer königlichen Stadt. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aber verlor sie die Bedeutung einer freien Stadt, da sie in den Besitz der reichen Herren von Michelsberg überging. Im Anfange des 15. Jahrhunderts werden die Herren Berka von Duba und seit 1423 die Herren von Wartenberg als Besitzer erwähnt. Unter letzteren wurde die Stadt im Jahre 1444 durch die lausitzer Sechsstädte erstürmt und eingeäschert. Im Jahre 1614 brachte die gefürstete Linie der Familie Kinsky von Chinitz und Tettau die Stadt und Herrschaft käuflich an sich, und noch jetzt befindet sich diese Familie im Besitz der ausgedehnten kamnitzer Güter. Eine gute Monographie, namentlich mit Berücksichtigung des kamnitzer Stadt- und Rechtsbuches aus dem 14. Jahrh., schrieb Karl Linke (Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 1880. Jahrg. XIV.). (*L. Schlesinger.*)

KAMP, ein Nebenfluß der Donau, welcher dieser im Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns vom österreichischen Granitplateau links zufließt. Er ist der Hauptfluß des sogenannten Waldwinkels oder des Viertels ober dem Manhartsberge in Niederösterreich. Sein Flußgebiet beträgt 1733 □Kilom., seine Flußlänge 136,25 Kilom. und die Zahl seiner Quellbäche 630. Er entspringt an der niederösterreichisch-oberösterreichischen Grenze in der Nähe der oberösterreichischen Ortschaft Liebenau in einer Meereshöhe von 967 Meter, bildet hierauf in einer Länge von 11,4 Kilom. die Landesgrenze und schlägt eine östliche Richtung ein. Bei Rapottenstein nimmt er in einer Höhe von 587 Meter den Kleinen Kamp und in der Stadt Zwattl, 510 Meter, die Zwattl auf. In seinem weitern Laufe verstärkt er sich unterhalb des Stiftes Zwattl, 498 Meter, bei Lichtenfels vor dem Schlosse Ottenstein durch den Purzel-Kamp, schlägt, nachdem er bei dem Stifte Altenburg den nördlichsten Punkt, 272 Meter erreicht hat, von der Rosenburg, südlich von Horn, an eine südliche Richtung ein, fließt bei Gars, 238 Meter, Schönberg, 213 Meter, vorüber und verläßt unterhalb Zöbing, in einer Höhe von 205 Meter, das Gebirgsterrain. Indem er in das Donauthal eintritt, zweigt sich von ihm links der Mühlkamp ab. Beide fließen nun unweit voneinander bei Hadersdorf, 193 Meter, vorüber und in kurzem parallelem Laufe bei Grafenwörth der Donau in einer Seehöhe von 182 Meter zu. Fast bis zu seiner Mündung durchzieht der Kamp wildromantische Gräben und

Schluchten, von welchen besonders die Partien bei Gars und von Rosenburg aufwärts hervorzuheben sind. Das Flußbett ist in seinem Gebirgslaufe mehr oder weniger eingeengt, und erreicht in der Donauebene eine Breite von 40 Meter. Die Wassermenge ist infolge des waldigen Flußgebietes constant, das Wasser rein und rothbraun. (*Ferd. Grassauer.*)

KAMP, officiell Camp, ein preußischer Flecken in der Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Wiesbaden, im Rheingaukreise, am Rhein, 11 Kilom. oberhalb Braubachs zwischen Nußbäumen und Weingärten, mit 1242 Einwohnern in 191 Häusern (daneben Dorf Bornhofen mit 93 Einwohnern in 16 Häusern), ganz katholisch. Es ist ein besuchter Wallfahrtsort mit einem vormaligen Kapuzinerkloster, darüber liegen die mächtigen Burgruinen Liebenstein und Steinberg oder die sogenannten Brüder. — Camp im Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Mörs, ist ein Kirchdorf und eine Bürgermeisterei von acht Wohnplätzen; es hat 1200 Einwohner, von denen etwa der vierte Theil evangelisch ist, und liegt 8 Kilom. südwestlich von Rheinberg an der Vlauthe und dem verfallenen Eugenienkanale. Hier liegt die im J. 1122 gestiftete, berühmte Cistercienserabtei, deren Abt den Titel Primas des Cistercienserordens in Deutschland führte. In dem Gefechte am 12. Juni 1758 wurden die Franzosen hier geschlagen, in dem am 16. Oct. 1760 siegten dieselben. (*G. A. v. Klöden.*)

KAMPEN, Stadt in der niederländischen Provinz Ober-Yssel (niederländ. Over-Ijssel), grenzt im Westen und Norden an den Zuidersee, im Osten an die Yssel, die es von Genemuiden, Grafhorst, Ysselmuiden und Wilsum trennt, und im Süden an Kamperveen und die zur Provinz Gelderland gehörige Gemeinde Oldebroek. Die Stadt liegt am linken Ufer der Yssel, die sich unterhalb der Stadt in mehrern Armen in den Zuidersee ergießt.

Die Geschichte der Stadt, deren beglaubigte Urkunden erst mit Anfang des 14. Jahrhunderts beginnen, war die der andern Städte der damaligen Zeit überhaupt: Streitigkeiten mit andern Städten um die Geltendmachung von Handels- und andern Interessen, Verwickelungen mit den holländischen und geldernschen Grafen und kleineren Dynastengeschlechtern. Sie gehörte zum Gebiet des Bischofs von Utrecht und wurde deshalb auch in die holländisch-stiftischen Streitigkeiten verwickelt. Als reiche Handels- und Industriestadt war Kampen früh schon Mitglied der Hansa, und durch Verträge mit den benachbarten Territorialherren wußte es sich in den Besitz verschiedener werthvoller Handelsprivilegien zu setzen. Der Kampf des Herzogs Karl von Egmond mit Utrecht zog auch Kampen in Mitleidenschaft; schon 1508 hatte es dem Bischof Friedrich von Baden das von Karl von Egmond überrumpelte Schloß Kuinre wieder erobern helfen, und alle Versuche des Herzogs, sich des ihm entrissenen wichtigen Postens wieder zu bemächtigen, wie auch einige Anschläge desselben auf die Stadt selbst wurden durch die Tapferkeit und Wachsamkeit der Bürger vereitelt. Als der Bischof Heinrich von Baiern die weltliche Herrschaft über Utrecht an Karl V. abtrat, kam auch Kampen zu dessen Gebiet und die ganze Umgegend wurde nun rasch von den noch zurückgebliebenen geldrischen Truppen und Besatzungen gesäubert. Dem Bischof von Münster lieferte Kampen das nothwendige Geschütz, als er das von den Wiedertäufern besetzte Münster belagerte, und ebenso waren die Kampener behülflich, einige mit 3000 Wiedertäufern bemannte Schiffe, welche ihren Glaubensgenossen in Münster zu Hülfe kommen wollten, anzuhalten und die Besatzung gefangen zu nehmen. Als im Jahre 1572 viele niederländische Städte auf Oranien's Seite traten, belagerte der Schwager des Prinzen, der Graf van den Berg, Kampen, das sich schon nach drei Tagen ergab. Als aber Zütphen wieder in die Macht der Spanier fiel, unterwarf sich auch Kampen Alba's Sohn, Don Friedrich, der die Stadt sehr gelinde behandelte. Im Jahre 1578 wurde Kampen jedoch vom Grafen von Renneberg wieder erobert, als aber der letztere an der Sache des Vaterlandes den bekannten Verrath beging, wurde es durch die Energie Oranien's, der selbst kam, den Staaten erhalten. Ein Angriff Verdugo's im Jahre 1584 mislang vollständig. Nach langen Kämpfen in der Stadt zwischen Katholiken und Protestanten gewannen endlich letztere die Oberhand. Der im Anfang des folgenden Jahrhunderts ausgebrochene Streit zwischen Remonstranten und Contraremonstranten endete 1619 mit der vollständigen Niederlage der ersteren. Als die Bischöfe von Köln und Münster 1672 die Republik mit ihren Truppen überzogen, fiel Kampen in ihre Hand; sie übergaben die Stadt an die Franzosen, welche sie fast ein ganzes Jahr besetzt hielten und bei ihrem Abzuge einige Thore abbrachen. Im November 1813 wurde die Stadt mit Hülfe der Bürger von den Kosaken den Franzosen entrissen.

Kampen war früher, namentlich zur Zeit der Hansa, eine der blühendsten und reichsten Städte der Niederlande. Berühmt waren seine Düffel- und Tuchfabriken, die noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts blühten; ebenso bedeutend waren die Färbereien und Bierbrauereien. Die frühere Größe hat die Stadt auch niemals wieder erreicht. Der gegenwärtige Handel ist zwar nicht unbedeutend, es findet regelmäßiger Dampfschiffahrtsverkehr mit Amsterdam und den andern bedeutenden Städten statt, auch trägt die Eisenbahn viel zur Hebung des Verkehrs bei, allein er ist nicht bedeutender als der jeder andern am Zuidersee liegenden Stadt. Dagegen ist Kampen durch seine Bauart, seine Lage, seine breit angelegten Straßen eine der saubersten Städte der Niederlande; der Kanal, der die Stadt durchschneidet, verleiht ihr ein malerisches Aussehen und die aus den früheren Festungswerken hergestellten Promenaden verschönern auch die nächste Umgebung der Stadt. Merkwürdig ist die reformirte St.-Nikolauskirche oder Bovenkerk mit dem neben ihr stehenden Thurme und das Stadthaus. Kampen besitzt eine (orthodoxe) theologische Schule der „christlich-

reformirten Kirche", ein Gymnasium und eine höhere Bürgerschule. Die Zahl der Einwohner betrug im Jahre 1880: 17,344, darunter ein Viertel Katholiken.

Kampen ist der Geburtsort verschiedener Theologen und Rechtsgelehrten; unter ersteren ragt hervor Heinrich von Kampen, gestorben 1460, Unterkanzler der Universität Köln und Professor der aristotelischen Philosophie in Löwen; auch Thomas a Kempis soll hier geboren sein. — Bemerkt mag noch werden, daß Kampen in den Niederlanden dieselbe Rolle im Volksmunde spielt wie Schildburg in Deutschland.

Das von den zwei Hauptmündungsarmen der Yssel gebildete **Kampereiland**, eine fruchtbare Insel mit blühender Viehzucht, zeichnet sich hauptsächlich durch die eigenthümliche altväterische Kleidung seiner Bewohner und verschiedene, aus der frühesten Zeit herstammende und noch beibehaltene Gebräuche aus. (*Th. Wenzelburger.*)

KAMPEN (Nicolaus Godfried van), niederländischer Gelehrter, Literarhistoriker und Geschichtschreiber, geboren 15. Mai 1776 bei Haarlem, besuchte, in Deutschland erzogen, die Stadtschule von Krefeld und zeichnete sich schon früh durch großen Studientrieb, namentlich hinsichtlich literarischer und geschichtlicher Fächer aus. Nachdem er noch in einer Anstalt in Mühlheim sich hauptsächlich in den classischen Sprachen vervollkommnet hatte, trat er in Leiden in das Geschäft eines Buchhändlers, wo er reichlich Gelegenheit hatte, sich seinem Lieblingsstudium, den literarischen Fächern, zu widmen. Zu gleicher Zeit (1801) wurde er Mitglied der Redaction von „Leidsche Courant"; die Gelegenheit, den akademischen Vorlesungen beizuwohnen, benutzte er hier reichlich, besonders zogen ihn Wyttenbach und Siegenbeck an. Als im Jahre 1805 Teyler's Genootschap eine Preisfrage über eine „geschichtliche Untersuchung des Zustandes der Dichtkunst bei den bekanntesten civilisirten Völkern des Alterthums und der neueren Zeit" ausschrieb und van Kampen die goldene Medaille für seine Beantwortung erhielt, war sein Ruhm in den gelehrten niederländischen Kreisen gegründet. Selbst im Auslande wurde sein Talent geschätzt, indem er von Eichhorn in Göttingen eingeladen wurde, für seine Literaturgeschichte die „Geschichte der schönen Redekünste der Holländer" zu schreiben, eine Bitte, deren er sich auch zu großer Zufriedenheit Eichhorn's im Jahre 1810 entledigte. Interessant ist das bald darauf begonnene und zu großer Verwunderung der Zeitgenossen von ihm auch durchgeführte Unternehmen, Châteaubriand's „Le génie du Christianisme" in einem protestantischen Gewande vorzuführen, worauf natürlich Angriffe von katholischer Seite nicht ausblieben; übrigens erlebte diese Bearbeitung doch die zweite Auflage. Nachdem er noch einigemal von Teyler's Genootschap gekrönt worden war, wurde er 1815 zum Lector der deutschen Sprache an der Universität Leiden ernannt. Jetzt begann eine äußerst fruchtbare Periode seiner literarischen Thätigkeit, und es ist nun hauptsächlich das Gebiet der Geschichte, dem er sein Studium zuwandte. Mit dem Werke: „Kurzer geschichtlicher Ueberblick der großen Ereignisse in Europa vom Frieden von Amiens bis zur Eroberung von Paris" (1814), trat er zuerst als Geschichtschreiber auf und fand in allen Kreisen den entschiedensten Beifall. Ermuthigt dadurch, begann er im Jahre 1815 seine „Geschiedenis van de fransche heerschappij in Europa" (8 Bde., 1815—23), wovon der erste Band durch die klare philosophische Darlegung des innern Zusammenhangs der Ereignisse großen Beifall fand. Hierauf ließ er eine Reihe weiterer historischer Werke folgen, die, wenn auch im Einzelnen interessant und der schönen Darstellungsweise wegen gern gelesen, doch eine infolge der Vielschreiberei unvermeidliche Oberflächlichkeit verriethen und die nöthige Tiefe und Gründlichkeit häufig vermissen ließen. Darunter gehört: „Verkorte geschiedenis der Nederlanden", die zuerst 1819 und 1820 erschien und im Jahre 1837 die dritte Auflage erlebte; ferner „Vaderlandsche Karakterkunde" (1826—28), die Ergänzung des vorigen Werkes; nirgends tritt so wie in der „Karakterkunde" seine freie und unabhängige Denkweise zu Tage. In diese Zeit fällt auch die „Geschichte der Niederlande" (2 Bde., 1831—33), die er für die „Geschichte der europäischen Staaten" von Heeren und Ukert schrieb, ein Werk, das seinen Namen in Deutschland in den weitesten Kreisen bekannt machte und unbestritten das beste und reifste Product seiner Feder ist. Während die in vier Bänden erschienene „Geschiedenis der Kruistogten" (1822—26) verhältnißmäßig weniger bedeutend ist, fand seine „Geschiedenis der Nederlanders buiten Europa, verhaal van derzelver tochten, ontdekkingen, oorlogen, veroveringen en inrigtingen in Azië, Afrika, Amerika en Australië, van het laatst der zestiende eeuw tot op 1830", (3 Bde., 1831—33) ungemeinen Beifall; bei der Abfassung desselben war ihm die Benutzung des Colonialarchivs gestattet worden. Die indessen im Süden vorgefallenen Ereignisse, die mit der Losreißung Belgiens endeten, gaben ihm Veranlassung, die „Geschiedenis van den vyftienjarigen vrede in Europa" (2 Bde., 1832) zu schreiben, worauf zwei Jahre später sein „Gedenkboek van Nederlands moed en trouw gedurende den belgischen opstand" folgte, worin er seiner patriotischen Stimmung mit edlem Feuer Ausdruck verlieh. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß van Kampen gerade hier durch seinen patriotischen Eifer häufig zu Ungenauigkeiten und ungerechter Beurtheilung von Personen und Zuständen sich verleiten ließ, die bei ruhigerer Auffassungs- und Denkweise und bei weniger übereiltem Schaffen vermieden worden wären. Aus demselben warmen Gefühl für sein Vaterland entstanden zu derselben Zeit einige kleinere Schriften: „De invloed van Nederland op het overige Europa" und „Bedenkingen over de toekomst van Nederlands handel".

Im Jahre 1821 hatte er „Kort begrip der algemeene geschiedenis van 1795—1820" geschrieben, wofür er von der Maatschappy tot nut van 't algemeen die goldene Medaille erhielt; von 1820—1822 hatte er sich mit der Bearbeitung der drei Theile der Allgemeinen Geschichte von Johannes von Müller beschäftigt und von 1828—1834 folgte die „Geschiedenis

van Griekenland" (7 Bände), in gewissem Sinne ein Tendenzwerk, mit welchem er die Aufmerksamkeit und die Sympathien seiner Landsleute für die eben im Aufstande begriffenen Griechen erregen wollte, ein Grund, der dem Werke auch allen wissenschaftlichen Werth nimmt, zumal dasselbe durchaus nicht auf dem Standpunkte der damaligen Quellenforschung stand.

Von untergeordneter Bedeutung (weil meistens Uebersetzungen) sind seine geographischen Werke. Schon 1816 hatte er ein zweibändiges Werk: „De aarde beschouwd in haren natuurlyken toestand en verdeeling door zeeën, rivieren, meeren, bergen en woestynen", verfaßt, das bald zwei weitere Auflagen erlebte; die von Sybrandi begonnene Uebersetzung des Werkes von Zimmermann, „Die Erde und ihre Bewohner", setzte von Kampen fort und die drei Theile „Afrika en de elfs bewoners" (1828—1829), bedeutend vermehrt und mit Zusätzen versehen, sind von ihm bearbeitet. Bald folgte (1835—1836) „De Levant en hare bewoners" (3 Theile); „Griekenland en Europisch Turkije" (1837); „Europisch Rusland" (1838). Viel Beifall fand seine Uebersetzung des Cooley'schen Werkes: „Geschiedenis der aardrykskundige ontdekkingen zoo te land als ter zee, van de vroegste tyden tot op heden" (4 Theile, 1835—1837); früher schon hatte er übersetzt: „Mawe's Reis in de Binnendeelen van Brazilië" (3 Theile, 1818); „Palmers Reis in de Vereenigde Staaten van Noordamerika" (1820); „Maximilian, Prins van Neuwied, Reis naar Brazilië" (2 Theile, 1823); „Robinsons Gedenkschriften der omwenteling in Mexico" (1823), und „Beulloch's Mexico in 1823" (1825).

Nicht minder fruchtbar war seine Thätigkeit auf literarhistorischem Gebiet. Auch ihm stand, wie seinem Vorbilde, Bouterwek, die philosophische Betrachtungsweise des Geistes der Literatur obenan und in diesem Sinne schrieb er: „Beknopte geschiedenis der letteren en wetenschappen in de Nederlanden, van de vroegste tyden tot op het begin der negentiende eeuw" (2 Bd., 1821—1822). Seine Arbeit für das Eichhorn'sche Werk ist schon erwähnt. Im Jahre 1829 erschien sein „Handboek van de geschiedenis der oude letterkunde", 1830 sein „Handboek van de geschiedenis der letterkunde in de middeleeuwen", welche beiden Werke eine freie Bearbeitung eines ähnlichen Werkes des Professors Wachler in Breslau waren, während er bei seiner „Geschiedenis der nieuwere letterkunde" (1834—1836) selbständig zu Werke ging. Von 1823—1830 erschien in vier Bänden: „Handboek der hoogduitsche letterkunde in proza en poëzij", und bald darauf eine französische und niederländische Anthologie. Eschenburg's Werk über die Theorie der schönen Künste übersetzte er 1829 unter dem Titel: „Handboek der dichtkunde en welsprekenheid — ten aanzien der nederlandsche letterkunde vermeerderd, tot eene handleiding by voorlezingen op middelbare en hoogere schoolen." Daß er von seinem specifisch religiösen und einseitig sittlichen Standpunkte aus häufig unbillig und schief urtheilte, wurde ihm schon von Zeitgenossen zum Vorwurf gemacht; die Werke von Wieland, Victor Hugo und Byron nannte er kurzweg Misgeburten (wangedrochten), Sirenen mit bezauberndem Gesicht und misgestaltetem Leibe.

In seiner äußeren Lebensstellung war im Jahre 1829 eine große Veränderung vorgegangen, indem er zum Professor der niederländischen Literatur und Geschichte am Athenäum in Amsterdam ernannt wurde. Hier hatte er erst seinen wahren Wirkungskreis gefunden, und die Verehrung, mit der seine Schüler und Zuhörer noch in späteren Jahren, nachdem er längst gestorben, von ihm sprachen, beweist am besten, wie erfolgreich er hier gewirkt hat. Mit äußeren Ehren reichlich bedacht — er war Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften und der königlichen Akademie der Wissenschaften — starb er am 15. März 1839. (Vergl. „Levens- en Karakterschets van Nicolaus Godfried van Kampen, door Samuel Muller", Haarlem 1840). (*Th. Wenzelburger.*)

KAMPF wird bei Steinsalzbergbau der zwischen zwei nebeneinander getriebenen Schächten stehengebliebene Theil des Steinsalzes genannt. (*C. Reinwarth.*)

KÄMPFER auch Widerleger (franz. aboutement, engl. abutment, ital. supportamento), heißt bei Bogenöffnungen derjenige Punkt, bezugsweise diejenige Linie, wo die senkrechte Linie oder Fläche der inneren Begrenzung der Oeffnung (Mauerlaibung) in die Bogenlinie oder Bogenfläche (Laibung) übergeht. Man bezeichnet demnach diese Stellen, deren es bei jedem Bogen oder Gewölbe zwei gibt, als Kämpferpunkte, bezüglich Kämpferlinien. Jedenfalls ist diese Bezeichnung aus dem Conflict hervorgegangen, welcher zwischen Bogen- und Mauerfläche hier stattfindet, denn es tritt an dieser Stelle gewissermaßen ein Kampf der senkrechten Stützung mit dem Bogen ein und findet eine Vertheilung der Schubkräfte des Bogens statt. Es wurden daher diese wichtigen Punkte, ebenso wie der Scheitel oder Schluß des Bogens, schon frühzeitig, besonders bei den Etruskern und Römern, architektonisch hervorgehoben, sei es durch Köpfe, wie an dem Stadtthore zu Volterra, oder durch Simswerk (Wasserleitung von Athen, etruskische und römische Bauten), das man Kämpfergesims (franz. imposte, engl. impost) nennt. Dasselbe besteht entweder aus einer gering vortretenden geraden Platte oder aus kräftigen vorspringenden architektonischen Gliedern, welche zugleich den aus der Mauerfläche vortretenden Gliederungen des Bogens, der sogenannten Archivolte, einen Auflstand und Stützpunkt bieten. Die Höhe des Kämpfergesimses beträgt in der Regel etwa $^1/_5 — ^1/_{10}$ der Bogenweite, während seine Ausladung etwa $^1/_3 — ^1/_2$ seiner Höhe nicht überschreiten darf. Von der einfachen Platte oder dem Simsstreifen steigern sich, je nach dem Reichthum der Architektur, die Kämpfergesimse zu vollständig gegliederten Gesimsen (Triumphbogen des Constantin) und zu ganzen Gebälken, die bisweilen durch Pilaster oder Säulen bereichert und gestützt werden (Basilika des Maxentius, Thermen des Caracalla; später an der Bibliothek von S. Marco und der Scuola S. Marco

zu Venedig). In der altchristlichen, byzantinischen, romanischen, maurischen Architektur findet die Stützung des Bogens direct durch Säulen statt und tritt hier die Capitälplatte an die Stelle des Kämpfergesimses. Ist ein besonderes Kämpfergesims nicht vorhanden, so spricht man nur von dem Widerleger oder der Aufstandsfläche des Bogens. (*Albin Gottschaldt.*)

KAEMPFERIA, eine von Linné zu Ehren des berühmten Arztes und Reisenden Engelbert Kämpfer benannte, in Ostindien und auf Sumatra einheimische Pflanzengattung der Scitamineen oder Zingiberaceen mit folgenden Merkmalen: Kelch röhrig, bisweilen gespalten, Kronröhre lang, fadenförmig, äußere Saumzipfel schmal, gleichlang, seitliche abstehend, innere weit größer, Lippe flach. Staubfaden kurz, gekielt, oberhalb des stumpfen Staubbeutels in einen zweispaltigen Kamm ausgebreitet. Fruchtknoten unterständig, dreifächerig. Samenknospen im inneren Winkel der Fächer zu mehreren, horizontal, gegenläufig. Griffel fadenförmig, vom Staubfaden bedeckt, Narbe krugförmig, gewimpert. Kapsel dreifächerig, fachspaltig-dreiklappig. Samen zahlreich, von einem Mantel bedeckt.

Linné kannte aus dieser Gattung nur zwei Arten, K. Galanga und K. rotunda, welche er nach der Blattform unterschied, indem er der ersteren längliche, sitzende, der zweiten lanzettliche, gestielte Blätter zuschrieb. Auch Willdenow in seinem Werke Species plant. Bd. I vom J. 1797 kennt nur diese beiden Linné'schen Arten. Bei Sprengel (Syst. vegetab. Bd. I vom J. 1825) finden sich außer den Linné'schen Arten noch K. latifolia *Don*, die beiden Roxburgh'schen K. pandurata und ovalifolia und K. angustifolia *Smith*, sowie im Nachtrage (Cur. posteriori p. 7) K. marginata *Carey*, während K. ovata *Roscoe* zu K. pandurata *Roxb.* und die beiden Wallich'schen Arten dieser Gattung, K. secunda und linearis, unter gleicher Benennung zur Gattung Costus als Synonyma gebracht werden. In der späteren Auflage der Willdenow'schen Species plantarum vom J. 1831 sind von Albert Dietrich 9 Arten dieser Gattung aufgezählt und in derselben Weise auch in der Synopsis plant. von David Dietrich vom J. 1839 bearbeitet. Es sind dies: 1) K. rotunda *Linné* mit dem Synonymon K. longa *Redouté*, 2) K. Galanga *Linné*, 3) K. latifolia *Don*, 4) K. pandurata *Roxb.*, 5) K. diversifolia *Link*, wozu K. ovalifolia *Roscoe* gezogen wird, 6) K. angustifolia *Roscoe* mit den Synonymen K. undulata *Link* und K. Roxburghiana *Roemer* und *Schultes*, 7) K. ovalifolia *Roxb.*, 8) K. marginata *Carey* und 9) K. Roscoeana *Wallich*. Später wurden noch beschrieben: 10) K. undulata *Teysmann* und *Binnendijk* mit scheidenartigen, lanzettlichen, spitzen, wellenförmigen, kahlen, unterseits blaugrünen grundständigen Blättern, einer sehr kurzen, wenigblütigen Aehre, schmal-lanzettlichen äußeren und lanzettlichen inneren Blütenhüllzipfeln, einer zweispaltigen Lippe und einer becherförmigen Narbe. Die Pflanze wurde im botanischen Garten zu Buitenzorg auf Java cultivirt; 11) K. Parishii *Hooker;* Stamm knollig verdickt, Wurzeln hin und wieder Knollen tragend; Schaft wenigblütig, untere Scheiden kurz, breit, länglich, spitz, röthlich-netzaderig; Blätter länglich-lanzettlich, zugespitzt, am Grunde verschmälert, mit starker Rippe; Fruchtknoten behaart; äußere Blütendecke scheidenartig, an der Spitze zweispitzig; die 3 äußeren Blütenhüllblätter schmal-linealisch, an der Spitze pfriemlich-stielrund, zugespitzt, weiß, von den inneren sind die beiden oberen länglich, bespitzt, weiß, das untere zweilappig mit verkehrt-ei-herzförmigen purpurrothen Lappen; die Staubbeutel stehen an dem oberwärts verbreiterten Mittelbande; die Staminodien sind fadenförmig. Die Art ist mit K. diversifolia *Link* nahe verwandt, unterscheidet sich aber durch die kurzen, länglichen, angedrückten, netzaderigen unteren Scheiden an dem blühenden Schafte und durch die Gestalt der beiden unteren Abschnitte der Blütendecke. (*Garcke.*)

KAMPFSPIELE im alten Griechenland. — „Wir kennen keine Griechen ohne Wettkämpfe." Schon in der mythischen Zeit finden wir als einen Hauptbestandtheil von Leichenfeiern und andern Festlichkeiten Kampfspiele, an welchen die Tüchtigsten miteinander um den Preis rangen (*Hom.* Il. 23, 257 fg., Od. 8, 104 fg.; *Pind.* O. 4, 17 fg., P. 4, 253; 9, 112 fg. u. a.). Diese Art des Wettstreits war den Griechen so zur andern Natur geworden, daß sich die Einrichtung auch in der geschichtlichen Zeit über ein Jahrtausend erhalten hat und bei griechischen Festversammlungen die Wettkämpfe (ἀγῶνες) gewöhnlich den Glanzpunkt bildeten. Sie erstreckten sich auf die verschiedensten Gebiete, vorzüglich auf das der musischen Künste, der Leibesübung und der Rossepflege (ἀγὼν μουσικός, γυμνικός, ἱππικός). Je nachdem der Siegespreis aus Werthgegenständen (Dreifüße, Urnen, Mäntel u. a.) oder aus einem Kranz bestand, hieß der Kampf ἀγὼν χρηματίτης oder στεφανίτης. Die Spiele zerfallen in Localspiele und Nationalspiele; bei den ersteren war die Betheiligung auf den engeren Kreis einer Stadt und ihrer nächsten Umgebung beschränkt, zu den letzteren hatten alle vollberechtigten Griechen gleichmäßig Zutritt.

A. Die Nationalspiele, welche an Glanz und Ansehen alle andern natürlich weit übertrafen, waren folgende: Olympia; Pythia; Nemea; Isthmia. Wer in allen vier gesiegt hatte, hieß περιοδονίκης und genoß ganz besonderes Ansehen. Da in diesem Werke über die Olympia und die Isthmia bereits ausführlich gesprochen wurde (s. Olympische Spiele und Isthmien), sind hier nur noch die Pythien und Nemeen eingehender zu behandeln.

I. Pythia. 1) Name. Wie die andern Nationalspiele, so hatten auch die Pythien ihren Namen von dem Orte, wo sie stattfanden; Πύθια ist das Adjectivum von Πυθώ = Delphi (s. Mommsen, Delphica S. 150). 2) Schauplatz. Die Pythischen Spiele wurden in der Ebene gefeiert, welche sich vom Südabhange des Parnaß, an dem das delphische Heiligthum lag, bis zu dem krisäischen Busen erstreckte. Diese Ebene war im ersten Heiligen Kriege nach der Zerstörung von Krissa und seiner Hafenstadt Kirrha dem delphischen Gotte geweiht wor-

den und mußte nach einem feierlich beschworenen und zu Delphi eingetragenen Eid für alle Zeiten unbepflügt und unbepflanzt liegen bleiben. Hier stand der Hippodrom, in dem die Wettrennen und Wagenkämpfe stattfanden (*Paus.* 10, 37, 4), hier das 1000 Fuß lange Stadion für die gymnischen Kämpfe (*Censorin.* De die nat. c. 13), hier vermuthlich auch das von Lucian (adv. indoct. 9) erwähnte Theater für die musischen Wettkämpfe. Einmal (Ol. 122, 3) war Athen der Schauplatz der Pythienfeier auf Anordnung des Demetrios Poliorketes, als die Aetoler die Pässe von Delphi besetzt hatten (*Plut.* Dem. 40). 3) Zeit. Ursprünglich fand die Pythienfeier alle neun Jahre, d. h. immer nach Ablauf von acht Jahren statt (*ἐτελεῖτο δὲ ὁ ἀγὼν καταρχὰς διὰ ἐνναετηρίδος — schol. Pind. ὑπόθ. Πυθίων*), seit Ol. 49, 3 = 583/2 v. Chr. alle fünf Jahre, d. h. immer nach Ablauf von vier Jahren (*μετέστη δὲ εἰς πενταετηρίδα*, ib.) und zwar im Hochsommer jedes dritten Olympiadenjahres vom 7.—11. Tage des delphischen Monats Bukatios = att. Metageitnion (ungefähr unserm August entsprechend). Wenn Thessalos, der Vater des von Pindar (Ol. 13) gefeierten Korinthiers Xenophon, in einem und demselben Monate in Delphi und an den Panathenäen in Athen siegte (um 504 v. Chr.), so muß damals ausnahmsweise die Pythienfeier im delphischen Monate Apelläos = att. Hekatombäon, also einen Monat früher als gewöhnlich stattgefunden haben (s. Mommsen, Delph. S. 154 fg.). Ihr Ende mochten die Pythien um dieselbe Zeit, in welcher die Olympien eingestellt wurden (Ol. 293, etwa 394 n. Chr.), gefunden haben; zur Zeit des Kaisers Julian wurde die pythische Panegyris noch begangen (s. Krause, Pythien S. 53). 4) Gründungsmythus. Der Stifter der Pythienfeier ist Apollon. Als derselbe Gäa, die ursprüngliche Besitzerin von Delphi, verdrängt hatte, sandte diese eine furchtbare Schlange, Python genannt, welche die Menschen abschrecken sollte, zu dem neuen Heiligthume zu wallfahrten. Diese Schlange erlegte Apollon und aus Freude über seinen Sieg wurde das Fest gestiftet. Dies scheint die in Delphi heimische Vulgata gewesen zu sein, wie sie auch im Homerischen Hymnus auf Apollon enthalten ist. Eine spätere Tradition machte aus der Schlange einen Bösewicht Python, durch dessen Erlegung sich Apollon ein Verdienst um die ganze Umgegend erwarb. Er mußte deshalb fliehen, ward aber dann in Kreta von Chrysothemis — nach *Paus.* 10, 7, 2 von dessen Vater Karmanor — entführt und ging darauf nach Tempe in Thessalien, von wo er den Lorber holte (*schol. Pind. ὑπόθ. Πυθίων* p. 298). Der ursprüngliche Agon war nur ein musikalischer und beschränkte sich auf den von Kitharspiel begleiteten Vortrag eines Hymnus auf Apollon (*Strabo* 9, 3, 10); über den Inhalt desselben s. Mommsen, Delph. S. 176. Demnach enthält die Beschreibung der Pythienfeier *Soph.* El. 680 fg. einen Anachronismus. Die Agonothesie hatten die Delphier selbst. 5) Geschichtliche Zeit. Nach Beendigung des ersten Heiligen Kriegs (Ol. 48, 3 = 583/2 v. Chr.) erlitt die Pythienfeier eine große Umwandlung. Die Amphiktyonen übernahmen selbst die Agonothesie, aus der Ennaeteris wurde eine Penteteris und von nun an wurden die Pythiaden auch erst gezählt (Pyth. 1 = Ol. 48, 3). Die erste Feier leitete der Thessaler Eurylochos (*Strabo* 9, 3, 10). Damals erhielt der *ἀγών* eine große Erweiterung, und zwar zunächst der *ἀγὼν μουσικός*, indem zu dem Gesang mit Kitharspiel noch das Flötenspiel und Gesang mit Flötenspiel trat (*προσέθεσαν δὲ καὶ αὐλῳδίας ἀγώνισμα καὶ αὐλῶν Paus.* 10, 7, 3 p. 813); der Sieger im Gesang mit Kitharspiel bei der ersten amphiktyonischen Feier war der Kephallene Melampus (nach Böckh), der im Gesang zum Flötenspiel Echembrotos von Arkadien, der im isolirten Flötenspiel Sakadas von Argos (*Paus.* l. l.). Der letztere hatte seinen Sieg und zwei später gewonnene (Ol. 49, 3 und 50, 3 = Pyth. 2 und 3) nur der von ihm in Delphi zuerst geblasenen Flötenweise zu danken, welche die pythische Weise, *Πύθιος νόμος*, hieß; es war dies — nach Mommsen, Delph. p. 193 — ein Flötensolo, das von dem argivischen Meister wahrscheinlich ohne Begleitung anderer Instrumente vorgetragen wurde. „Das Gebiet bloßer Instrumentalmusik überschritt sie auch später nicht, doch kam ein Accompagnement stellenweise hinzu, indem Trompeten, vielleicht auch Rohrpfeifen, einfielen. Pollux IV, 84 beschreibt die jüngere Gestalt der pythischen Flötenweise; er nennt fünf Abtheilungen: *πεῖρα, κατακελευσμός, ἰαμβικόν, σπονδεῖον, καταχόρευσις*. Die Kunst suchte in Tönen zu malen, wie Apollon zum Streite antrat, zuerst das Terrain recognoscirend (*πεῖρα*) und den Drachen herausfordernd (*κατακελευσμὸς*), wie dann der Kampf begann (*ἰαμβικόν*), Pfeil auf Pfeil in raschem Tempo daherflog und der Feind bald zähneknirschend auf dem Boden sich wand, wie dann der Sieg entschieden war (*σπονδεῖον*) und Apollon in fröhlichem Tanze triumphirte (*καταχόρευσις*). Die *σαλπιστικὰ κρούματα*, Trompetenstöße, scheinen die Pfeilschüsse des Apoll begleitet zu haben, sodaß immer der einzelne Tusch einen Treffer anzeigte.“ Schon in der zweiten Pythiade wurde die eben erst eingeführte Aulodie, weil zu finster und traurig, wieder abgeschafft (Ol. 49, 3); eine weitere Aenderung brachte die achte Pythiade (Ol. 55, 3), indem Kitharspiel ohne Gesang eingeführt wurde (*Paus.* 10, 7, 7). Ferner wurde Ol. 48, 3 der *ἀγὼν γυμνικός* und *ἱππικός* in Delphi eingeführt. Es wurden nämlich alle in Olympia üblichen Kampfarten mit Ausnahme des Rosseviergespanns aufgenommen und dazu noch zwei neue gymnische Kämpfe: der Dauerlauf (*δόλιχος*) der Knaben und der Doppellauf (*δίαυλος*) der Knaben. Eine Abweichung vom olympischen Brauche fand auch insofern statt, als in Olympia sämmtliche Wettkämpfe der Knaben denen der Männer vorausgingen, während in Delphi die Kämpfer der einen Altersklasse, nachdem sie ihre Leistung ausgeführt, sich erholen konnten, indessen die andere Altersklasse dieselbe Leistung ausführte; infolge der dadurch gewonnenen Ruhepause ließen sich in Delphi den Knaben größere Leistungen als anderswo zumuthen. Später (Ol. 70, 3) kam der in Olympia schon Ol. 65 eingeführte Waffenlauf (*ὁπλίτης*) dazu (*Paus.* 10, 7, 7); Ol. 108, 3

das Pankration der Knaben, welches in Olympia erst Ol. 145 recipirt wurde (*Paus.* 5, 8, 11). Die Reihenfolge, in welcher die gymnischen Kämpfe ausgeführt wurden, scheint folgende gewesen zu sein: a) *δόλιχος* (Dauerlauf — für Knaben 7, für Männer 24 Stadien lang), b) *στάδιον* (Schnelllauf durch das Stadion), c) *δίαυλος* (Doppellauf, d. h. die Länge des Stadions hin und zurück), d) *ἵππιος* (= doppelter *δίαυλος*), e) *πένταθλον* (Sprung, Schnelllauf, Diskoswurf, Speerwurf, Ringen), f) *πάλη* (Ringen), g) *πυγμή* (Faustkampf), h) *παγκράτιον* (Ring- und Faustkampf), i) *ὁπλίτης* (Waffenlauf, ursprünglich mit Helm, Schild und Beinschienen, später nur mit Schild). — *Ἀγὼν ἱππικός*. Von hippischen Agonen scheint zuerst das Wettreiten mit ausgewachsenem Pferde (*κέλης*) recipirt und schon bei der ersten Amphiktyonenfeier Ol. 48, 3 vorgekommen zu sein; Ol. 49, 3 wurde auch der in Olympia schon Ol. 25 eingeführte glänzendste Wettkampf, der mit dem Viergespann (*τέθριππον*) aufgenommen, in welchem in der zweiten Pythiade (Ol. 49, 3) Kleisthenes von Sikyon siegte; Ol. 95, 3 (= Pyth. 48) kam das Zweigespann mit ausgewachsenen Pferden (*συνωρὶς ἵππων τελείων*) dazu, das in Olympia seit Ol. 93 eingeführt war; Ol. 100, 3 = Pyth. 53 das in Olympia schon Ol. 99 eingeführte Fohlenviergespann (*πώλους ἔζευξαν ὑπὸ ἅρματι* *Paus.* 10, 7, 7). Manche Kampfarten finden wir dagegen in Delphi früher als in Olympia: so den Fohlenritt schon Ol. 110, 3 (in Olympia erst Ol. 131), das Fohlenzweigespann Ol. 116, 3 (in Olympia erst Ol. 128). In späterer Zeit fanden auch Wettkämpfe in poetischen Vorträgen, sowie früher schon in Kunstdarstellungen statt (*Plut.* Symp. 5, 2); außer Dichtern traten auch Historiker mit ihren Erzeugnissen auf, s. Krause, Pyth. S. 27 fg. Die Reihenfolge der Kämpfe war vermuthlich die, daß zuerst der musische Agon, dann der gymnische und zuletzt der hippische stattfand (s. Krause, Pyth. S. 21). 6) Aufzüge und Opfer. Die mit dem Pythienfeste verbundenen Feierlichkeiten standen an Glanz den olympischen kaum nach; von allen Seiten wurde es mit großartigen Theorien beschickt; der Ruhm des Orakels und die Bedeutung des Amphiktyonenbundes trugen das Ihrige dazu bei. Die zu dem Bunde gehörigen Staaten waren bei Strafe dazu verpflichtet, schon im Monate Bysios, der dem Bukatios unmittelbar vorausging, ihre Theoren nach Delphi zu schicken, um die Vorbereitungen zum Fest zu treffen. Wenn die Festzeit nahte, bedeckten sich alle nach Pytho führenden Wege mit Wallfahrern, besonders bot dann die berühmte Theorenstraße einen herrlichen Anblick dar. Mit welcher großartigen Pracht diese Theorien und die Opferspenden, die dargebracht wurden, ausgestattet waren, läßt die Beschreibung Heliodor's (Aeth. II, 34; III, 12) erkennen, die trotz ihrer dichterischen Einkleidung einen historischen Kern enthalten muß, und was Xenophon (Hell. 6, 4, 29 fg.) von Jason von Thessalien erzählt, der aus mäßigen Beiträgen der einzelnen thessalischen Städte dem Apollon 1000 Rinder und 10,000 Stück sonstige Opferthiere darbrachte. Alles aber scheint an Pracht der große Festzug übertroffen zu haben, der am siebenten Bukatios sich zum Tempel hinaufbewegte und aus den Schatzkammern des Gottes aufs reichlichste ausgestattet gewesen zu sein scheint (s. Mommsen, Delph. S. 184 fg.); an ihn schloß sich dann der große Festschmaus. 7) Der Gottesfriede. Der zur Zeit der penteterischen Pythien eintretende Stillstand der Waffen heißt bei Thukydides (5, 1) *ἐκεχειρία*. Derselbe dürfte — da es für die Besucher der Pythien, sowol die Theoren als Privatleute, welche Weihgaben darbrachten, mancherlei vor dem Feste zu besorgen gab, da ferner lockende Feste den Pythien vorausgingen und nachfolgten, die zu längerem Aufenthalte einluden, und endlich die Besucher theilweise aus sehr entfernten Gegenden herbeikamen — nicht zu kurz zu bemessen sein, und man kann Mommsen nur beistimmen, wenn er diese *ἐκεχειρία* noch etwas länger ausgedehnt wissen will als die *μυστηριώτιδες σπονδαί* in Athen und, da letztere 54—55 Tage dauerten, für den pythischen Gottesfrieden eine Zeit von drei Monaten in Anspruch nimmt (a. a. O. S. 165). 8) Kampfrichter. Von Ol. 48, 3 waren die Delphier selbst die Kampfrichter, seit dieser Zeit besorgten die Amphiktyonen die Agonothesie, und zwar in der Weise, daß die Hieromnemonen etliche aus ihrer Mitte mit dem Amte eines Aufsehers, *ἐπιμελητής*, betrauten, vielleicht zwölf, nach der Zahl der vereinigten Staaten, mindestens aber drei, je einen für den musischen, gymnischen und hippischen Kampf. Wenn es mitunter vorkam, daß einer der Großen, wie z. B. Philipp von Makedonien, die Agonothesie ehrenhalber übertragen erhielt, so war das doch nur eine Formsache; die Epimeleten besorgten, wenn auch im Namen des an der Spitze Stehenden, nach wie vor das Ganze (*Diod.* 16, 60). Vermuthlich war auch in diesem Punkte die olympische Einrichtung zum Muster genommen; auch die Polizei wurde in ähnlicher Weise wie in Olympia durch *μαστιγοφόροι* (*Lucian.* adv. indoct. 9) besorgt. 9) Kampfpreise. Zur Zeit der Ennaeteris und auch noch bei der ersten penteterischen Feier bestanden die Preise aus Werthgegenständen (*ἆθλα*), erst Pyth. 2 = Ol. 49, 3 wurde der *ἀγών* ein *στεφανίτης*. Die Belohnung war ein Lorberkranz. Die dazu nöthigen Zweige wurden in feierlicher Procession in Begleitung eines Flötenspielers von einem Knaben, dessen beide Aeltern noch am Leben waren (*παῖς ἀμφιθαλής*), aus Tempe geholt (*schol. Pind.* arg. Pyth. p. 298 Böckh. O. Müller, Dorier I, 202 fg. 270). Da, wo die Zweige zum Kranz zusammengebunden waren, flatterte ein Band von Lindenbast oder Wolle herab, später war dasselbe oft aus kostbaren Stoffen, Gold- oder Silberblech (s. Freund, Wörterbuch s. lemniscus). Es gab aber auch eine Zeit, wo die Sieger in den Pythien Aepfel als Preis erhielten, wie die Darstellung auf vielen Münzen zeigt. Außer dem Kranze wurde in Delphi ebenso wie in Olympia und den andern großen Nationalspielen dem Sieger unmittelbar nach dem Siege noch ein Palmzweig überreicht (s. Krause, Ol. 108, A. 19); ebenso war es in Delphi wie in Olympia dem Sieger gestattet, auf dem Schauplatze seiner Tüchtigkeit eine Statue zu errichten. Auch

Belobungsdecrete und Bekränzung ganzer Staaten wurden an den Pythien wie an den übrigen großen Nationalspielen bekannt gemacht (Krause, Pyth. S. 50). Die Ehren, welche dem Sieger bei und nach seiner Heimkehr ins Vaterland zutheil wurden, entsprachen gleichfalls den bei Olympiasiegern üblichen (s. Olympische Spiele). 10) Von den großen Pythien, die alle fünf Jahre gefeiert wurden, hat man die gleichnamigen Localfeste zu unterscheiden, welche jährlich theils in Delphi unter der Leitung der Delphier, theils in andern Städten gefeiert zu werden pflegten (s. unten).

II. Nemea (*Νέμεα*, *Νέμεια*). 1) Der Schauplatz. Die Nemeen wurden in Nemea gefeiert, einem zwischen Kleonä und Phlius am Westabhange des Berges Apesas von Norden nach Süden sich hinziehenden Thale, das ein angesehenes Heiligthum des Zeus Nemeios enthielt, dem die Spiele geweiht waren. Die Kampfspiele fanden statt in dem den Tempel umgebenden Cypressenhaine (*Pind.* N. 2, 5). Das Thal gehörte zu dem Gebiet der Kleonäer, die deshalb auch eine Zeit lang die Agonothesie besaßen. Aber noch vor Ol. 53 wurde das Thal den Kleonäern von den Argivern entrissen, und damit ging auch die Leitung der Spiele auf diese über. Ueber die baulichen Einrichtungen in Nemea sind wir wenig unterrichtet, jedenfalls gab es Hippodrom, Stadion und Theater; Spuren der beiden letzteren am Westabhange des Apesas erwähnt Bursian, Geographie von Griechenland II, 37. An dem 15 Stadien vom Tempel entfernten Tretongebirge wurde noch zu Pausanias' Zeit die Höhle des von Herakles erlegten nemeïschen Löwen gezeigt (*Paus.* 2, 15, 2), woher die Bezeichnung Nemeas als *χόρτοι λέοντος* (*Pind.* O. 13, 44) und *νάπα λέοντος* (*Pind.* I. 3, 12) stammt. Zwischen 315 und 237 v. Chr. wurde die Feier, wie G. F. Unger überzeugend nachgewiesen hat (Das Strategenjahr der Achäer — Abhandlung der k. b. Akademie der Wissensch. 1879, I. philos.-philol. Kl. II, 2, 164 fg.), von Nemea nach Argos verlegt, wo sie dann für immer geblieben ist. Daher allein konnte es kommen, daß Pausanias bei seinem Besuch in Nemea den berühmten Zeustempel in ruinosem Zustande und ohne Götterbild fand, was ganz unerklärlich wäre, wenn die Spiele noch dort gefeiert worden wären (cf. *Paus.* 2, 15, 2). 2) Zeit. Die nemeïsche Panegyris war trieterisch, d. h. sie kehrte nach Verlauf von zwei Jahren, also in jeder Olympiade zweimal wieder. Nach der gewöhnlichen auf die Untersuchungen von Corsini (diss. ag. III, 4 fg.; 56 fg.) sich stützenden Annahme gab es Winter- und Sommer-Nemeen, von denen die ersteren gegen den Ausgang jedes zweiten Olympiadenjahres, die letzteren am Anfange jedes vierten gefeiert wurden. Dagegen hat G. F. Unger (Philol. 34, 50 fg.; 37, 524 fg. — Abhandl. der k. b. Akademie d. Wissensch. 1879, philos.-philol. Kl. II, 2, 117 fg.) den Nachweis geliefert, daß die von Pausanias erwähnten Winter-Nemeen (l. l.) gar kein panhellenisches Fest waren, sondern ein erst in der Kaiserzeit gestiftetes, wenn auch mit großer Pracht gefeiertes Localfest von Argos, welches mit der Feier der großen Nemeen gar nichts als den Namen gemein hatte. Die großen Nemeen wurden vielmehr nach Unger alle drei Jahre d. h. in jedem 2. und 4. Olympiadenjahre, stets am 18. des korinthischen Monats Panemos = att. Hekatombaion, also im Hochsommer aller mit ungerader Zahl wie 315, 313 v. Chr. bezeichneten vorchristlichen Jahre gefeiert. 3) Gründungsmythus. Neben dem Mythus, daß Herakles nach der Erlegung des Löwen die Nemeenfeier gestiftet und dem Zeus, welchem als dem Gewitter- und Regengotte seit uralter Zeit auf dem Gipfel des Apesas geopfert wurde, geweiht habe, geht ein anderer, ebenfalls Spuren eines alten Naturcultus an sich tragender her, der die Nemeen als einen von Adrastos auf dem Zuge gegen Theben zu Ehren des Opheltes, der nachmals Archemoros genannt wurde, gestifteten *ἀγὼν ἐπιτάφιος* erscheinen läßt (*schol. Pind. ὑπόϑ. Νεμ.* p. 424 Boeckh). Pausanias sah noch das Grab des Opheltes in Nemea (II, 15, 2). Aus einer Vereinigung beider Culte, bei welcher der des Zeus naturgemäß überwog, ist wahrscheinlich der nemeïsche Agon hervorgegangen, der zu Ehren des Zeus, aber zugleich zum Andenken an den Tod des Opheltes gefeiert wurde (Bursian, Geogr. II, 36). 4) Geschichtliche Zeit. Als nach Beendigung des ersten Heiligen Krieges durch die Erweiterung und glänzende Ausstattung der pythischen Spiele (Ol. 48, 3) das ionische Element einen neuen Aufschwung genommen hatte, suchten die Dorier im Peloponnes ein Gegengewicht zu gründen durch die an alte Volksfeste sich anschließende Stiftung von zwei neuen Festen, die sich allmählich wie die olympischen und pythischen zu der Bedeutung panhellenischer emporschwangen; es waren dies die Isthmien (Ol. 49, 3) und Nemeen (Ol. 51, 4). Bei den Nemeen tritt der oppositionelle Charakter dadurch recht deutlich hervor, daß sich ihre Gründung unmittelbar an den Sturz der Orthagoriden in Sikyon anschloß und durch sie das Andenken an den Adrastos und seine Helden erneuert wurde, welches auszulöschen Kleisthenes von Sikyon so eifrig bestrebt war; in ähnlicher Weise sollten die Isthmien den Sturz der Kypseliden in Korinth feiern. Einen panhellenischen Charakter und damit einen segensreichen Einfluß erhielten sie aber trotzdem dadurch, daß beide Stiftungen nur unter der Bedingung von dem delphischen Orakel bestätigt wurden, daß zur Theilnahme an denselben alles, was hellenischen Namen trug, berechtigt sein sollte, während bei den Localspielen die auswärtigen Theilnehmer eben nur als Gäste des Staates angesehen wurden (s. Curtius, Griech. Gesch. I, 405 fg.). Eine große Steigerung erfuhr das Ansehen der nemeïschen Panegyris nach den Perserkriegen, wo, wie die Pindarscholien berichten (S. 425 Boeckh) zu Ehren der im Kriege Gefallenen an die Stelle des früher üblichen Oelkranzes der Eppichkranz trat, wie auch die Kampfrichter in Trauerkleidern zu erscheinen pflegten. 5) Die Kampfarten. Die Nemeen hatten wie die Pythien und Isthmien einen musischen, gymnischen und hippischen Agon. Eingehendere Nachrichten darüber fehlen uns, doch darf man annehmen, daß für die Zahl und Ausführung der Kampfarten sowie für die Kampfgesetze und übrigen Einrichtungen

der olympische Brauch, der auch für die andern Nationalspiele zum Vorbild diente, maßgebend war. Ein Wettkampf von Kitharöden wird von Plutarch (Philop. 11) und Pausanias (8, 50, 3) erwähnt; aus den Pindarscholien erfahren wir, daß es Wettkämpfe für Knaben und Männer im Lauf (*δόλιχος, στάδιον, δίαυλος, ὁπλίτης*), Ringkampf, Pentathlon und Pankration gegeben; ferner daß das Pentathlon in der 53. Nemeade = Ol. 78, 2 eingeführt wurde, und daß in der darauffolgenden Nemeade der Knabe Sogenes von Aegina, der den Pindar (N. VII.) besungen hat, der erste äginetische Sieger in dieser Kampfart war. Daß auch der Faustkampf in Nemea recipirt war, geht aus den von Pausanias berichteten Namen berühmter Faustkämpfer, welche, wie Diagoras von Rhodos, als Periodoniken gepriesen werden, hervor. So scheinen auch die verschiedenen Arten des *ἀγὼν ἱππικός* eingeführt gewesen zu sein. Pindar besingt wegen eines Sieges mit dem Viergespann den Chromios von Aetna (N. 1 und 9) und den Melissos von Theben (I, 3); mit dem Reitpferd (*κέλητι*) soll Adrastos bei der ersten Feier gesiegt haben, ein mythischer Vorgang, der gewiß in Ehren gehalten wurde; auch andere Rossesiege werden uns berichtet. Diese Kämpfe nahmen gewiß wie bei den übrigen Nationalspielen mehrere Tage in Anspruch; dazu kam dann noch das dem nemeïschen Zeus dargebrachte Hauptopfer. 6) Kampfrichter. Die Agonothesie hatten die ursprünglichen Besitzer des nemeischen Thales, die Kleonäer selbst; Ol. 53, 1 wurde ihnen das Thal nebst der Leitung der Spiele von den Argivern entrissen; später errangen sie das Verlorene wieder, zur Zeit Pindar's sind sie die Agonotheten (N. 10, 42). Darauf finden wir wieder die Argiver als Veranstalter der Spiele, denen diese Ehre nur einmal noch vorübergehend von den Korinthiern entrissen wurde (*Plut.* Cimon 17 und *schol.*, *Pind. ὑπόθ. Νεμ.* p. 425 Böckh). Zur Zeit des Aratos feierten die Kleonäer unter dessen Vorsitz die Nemeen selbständig, während gleichzeitig die Argiver dasselbe Fest in ihrer Stadt veranstalteten (*Plut.* Arat. 28). Auf einer argivischen Steininschrift werden die nemeïschen Kampfrichter als Hellanodiken bezeichnet; Böckh vermuthet, daß die Zahl derselben zwölf betragen habe. 7) Kampfpreise. Der Preis war bei der ersten Feier ein Oelkranz, später wurde es ein Eppichkranz, nachdem der *ἀγών* in der vorgeschichtlichen Zeit vorübergehend ein *ἀργυρίτης* gewesen sein soll(?). Vor dem Kranz erhielt der Sieger wie auch anderwärts die Siegespalme. Auch bei den Nemeen wurden Bekränzungen ganzer Staaten öffentlich verkündigt; nach Curtius (4, 5) wird hier nach der Schlacht bei Issus (333 v. Chr.) beschlossen, durch zwölf Gesandte dem Alexander einen goldenen Kranz zu überreichen. 8) Es gab auch noch andere Nemeen in Argos und andern Städten — darüber s. unten.

B. Localspiele. Das folgende Verzeichniß kann natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, dürfte aber wenigstens keinen der wichtigeren und bekannteren Localagone vermissen lassen. Für das Einzelne verweisen wir auf: Krause, Gymnastik und Agonistik der Hellenen, Leipzig 1841; ders., Pythien, Nemeen und Isthmien, Leipzig 1841; C. F. Hermann, Gottesdienstl. Alterthümer der Griechen, Heidelberg 1846; Mommsen, Heortologie, Leipzig 1864; ders., Delphica, Leipzig 1878. — 1) Aiakeia in Aegina, gymnischer Agon, Preis ein Mischkrug (*schol. Pind.* O. 7, 156). — 2) Aianteia in Opus, zu Ehren des Sohnes des Oïleus (*schol. Pind.* O. 9, 166). — 3) Aianteia in Aegina und Salamis mit Agonen, zu Ehren des Telamoniers (*Hesych.* s. v.; Schömann, Griech. Alterth. 2, 477). — 4) Aktia in Leukas und Akarnanien, dem Apollon zu Ehren, ein *ἀγὼν στεφανίτης* mit musischen, gymnischen und hippischen Kämpfen alle fünf Jahre gefeiert, von Augustus wesentlich erweitert (*Strabo* 7, 325, *Suet.* Oct. c. 18). — 5) Aleaea (*Ἀλέαια*) in Tegea, zu Ehren der Athene Alea (*Paus.* 8, 23, 1; 47, 3). — 6) Alkaidenfest in Theben, vor dem Elektrischen Thore jährlich mit gymnischen Spielen als *ἀγὼν ἐπιτάφιος* zu Ehren der Söhne des Herakles und der Megara gefeiert; Preis ein Myrtenkranz, *Pind.* J. 3, 85 und schol. — 7) Alkathooia in Megara, zu Ehren des Alkathoos, des Sohnes des Pelops, gefeiert, weil er den kithäronischen Löwen erlegt hatte; die Namen der Sieger wurden in eine Steinsäule eingegraben, *Pind.* O. 7, 86 und schol.; I. 7, 67. — 8) Amarynthia in Amarynthus auf Euböa, der Artemis zu Ehren, *Paus.* 1, 31, 3; *schol. Pind.* O. 13, 159; auch in Athen soll das Fest nicht weniger glänzend gefeiert worden sein, s. *Paus.* l. l. — 9) Amphiaraïa in Oropos, *schol. Pind.* O. 7, 153. — 10) Ein *Ἀμφορίτης ἀγών* in Aegina wird *schol. Pind.* O. 7, 156 erwähnt, der nach Böckh von den dort gefeierten *Αἰάκεια* geschieden werden muß. — 11) Androgeosfest im Kerameikos in Athen, ein *ἀγὼν ἐπιτάφιος* dem Sohne des Minos zu Ehren, *Hesych.*, cf. Hermann, Gottesdienstl. Alterth. 62, 22. — 12) Anthesteria in Athen am 11.—13. Anthesterion (anfangs März), dem Dionysos zu Ehren, und zwar a) das Choenfest (Kannenfest) am 2. Tag, wo im Theater im lenäischen Bezirk ein Wettkampf im Trinken stattfand, wobei nach Homerischer Weise jeder Zecher seinen eigenen Tisch hatte; der Sieger erhielt einen weingefüllten Schlauch, *Aristoph.* Ach. 1002 und schol.; cf. Mommsen, Heort. S. 361; b) das Chytrenfest am dritten Tage; die *χύτρινοι ἀγῶνες* bestanden in Aufführung von kyklischen Chören. S. Mommsen, Heort. S. 368. — 13) Antinoeia in Argos, dem Liebling Hadrian's gewidmet, aber, wie es scheint, bald wieder eingegangen, s. Unger, Strategenjahr der Achäer S. 191; Krause, Pyth. S. 140. — 14) Apaturia in Athen im Monat Pyanepsion (October — November) — vielleicht fand (*Aristoph.* Pax 901, cf. 899) am dritten Tage dieses Festes eine Hippodromie statt, s. Mommsen, Heort. S. 310. — 15) Arateia in Sikyon — dem Haupte des Achäischen Bundes, Aratos (starb 212 v. Chr.) zu Ehren jährlich mit Wettkämpfen gefeiert, auch Soteria genannt, *Plut.* Arat. 53, Schömann, Griech. Alterth. 2, 477. — 16) Asinaria, s. (unten) Heloria. — 17) Asklepieia in Epidauros, im Haine des Asklepios alle fünf Jahre immer neun Tage nach den

Isthmien mit musischen und gymnischen Agonen gefeiert; die Agonothesie hatten die Argiver, *schol. Pind.* N. 3, 145. — 18) Athenafest in Elis mit einem Wettstreit in der Schönheit, bei welchem der Sieger Waffen nebst einem Myrtenkranze erhielt, *Ath.* 13, 90. — 19) Augustalia — auch *Αὐγούστ(ε)ια*, *Σεβάσμ(ε)ια*, *Σεβάστεια*, *Σεβαστά* — so hießen viele Agonen, die zu Ehren des Augustus (und späterer Kaiser) in zahlreichen Städten gestiftet wurden, *Suet.* Oct. c. 59, und Unger, Strategenjahr der Achäer S. 188. — 20) Basileia a) in Euböa zu Ehren des Zeus, *schol. Pind.* I. 1, 11; Hermann, Griech. Alterth. 65, 1; b) in Lebadea, von den Böotiern als *ἀγὼν στεφανίτης* zum Andenken an die Schlacht bei Leuktra gegründet, *Diod.* 15, 53. — 21) Brasideia in Amphipolis und Sparta, jährlich zu Ehren des vor Amphipolis (422 v. Chr.) gefallenen Spartanerführers Brasidas gefeiert, *Thuk.* 5, 11; *Paus.* 3, 14, 1. — 22) Charitesia in Orchomenos in Böotien, den Chariten zu Ehren, *Pind.* O. 14; Böckh, Staatshaush. der Athener II, 357 fg. — 23) Choenfest, s. (oben) Anthesteria. — 24) Chytrenfest, s. Anthesteria. — 25) Delia a) in Delion in Böotien, dem Apollon geweiht, *schol. Pind.* O. 7, 153; Böckh, expl. p. 176; b) in Delos dem Apollon (und der Artemis) zu Ehren als Pentaeteris in jedem dritten Olympiadenjahr am 6. und 7. Thargelion (Ende Mai) mit musischen, gymnischen und hippischen Agonen gefeiert, nachdem die Athener bei der Reinigung der Insel (426 v. Chr.) die schon in uralter Zeit (cf. hym. hom. in *Apoll.* 147 fg.) gefeierte Panegyris wiederhergestellt und erweitert hatten, *Thuk.* 3, 104; Krause, Pyth. S. 60. — 26) Delphinia a) in Athen jährlich am 6. Munychion dem Apollon zu Ehren mit einem musischen Agon gefeiert, *Dem.* Meid. § 10; Hermann, Gottesdienstl. A. 5, 20; b) in Aegina im Monat Delphinios (= att. Munychion?) dem Apollon geweiht, auch Hydrophoria genannt, *schol. Pind.* P. 8, 88 N. 5, 81. — 27) Demetria, s. (unten) Eleusinia. — 28) Didymeia (*μεγάλα Διδύμεια*), ein Agon beim Tempel des didymeïschen Apollon in Milet, vgl. Krause, Agon. I, S. 13, Anm. 2. — 29) Diia a) in Pellene in Achaia dem Zeus zu Ehren, der Preis war ein ungewalkter Mantel, *schol. Pind.* N. 10, 82; b) in Teos mit musischem und gymnischem Agon, Hermann, Gottesdienstl. A. 66, 14. — 30) Diokleia in Megara im Frühjahr gefeiert, Wettkampf im Küssen zu Ehren des attischen Heros Diokles, nach Böckh's Vermuthung aber auch mit gymnischen Kämpfen, *schol. Pind.* O. 7, 157; *Theokr.* 12, 29 fg. — 31) Dionysia a) in Athen die großen Dionysien, s. in diesem Werke d. Art. Griechische Mythologie, S. 200; am 10. Elaphebolion wurden kyklische Chöre aufgeführt, am 11.—13. fand der Wettkampf mit Tragödien und Komödien statt, und zwar kam jeden Tag vormittags eine tragische Trilogie, nachmittags eine Komödie an die Reihe; die Preise bestanden in Stieren und Dreifüßen; b) in Hermione, zu Ehren des Dionysos *Μελάναιγις* mit musischem Agon und einem Wettkampf im Rudern und Tauchen, *Paus.* 2, 35, 1; c) in Syros mit einem *ἀγὼν τῶν τραγῳδῶν*, Bursian, Griech. Geogr. II, 465. — 32) Dioskureia in Kyrene, *schol. Pind.* P. 5, 6. — 33) Eleusinia, auch Demetria genannt (*schol. Pind.* O. 9, 150), in Eleusis, vermuthlich am 24. und 25. Boedromion (Anfang October) mit *ἀγῶνες σταδιακοί* und *σκηνικοί* (letztere erst in späterer Zeit) zur Ehre der Kore und Demeter gefeiert; der Preis war ein Maß Gerste. — 34) Eleutheria in Plataeae, ein penteterisches Fest des *Ζεὺς Ἐλευθέριος* zum Andenken an die Perserkriege gestiftet mit einem *ἀγὼν γυμνικὸς στεφανίτης*; Tag der Feier: 16. Maimakterion (nicht 3. Boedromion, an welchem die Schlacht bei Platää war), *Strabo* 9, c. 412; *Paus.* 9, 2, 4. — 35) Epitaphia in Athen, ein mit den Theseusfesten in Verbindung stehendes, im Monat Pyanepsion (7.—9.) zu Ehren der im Kriege Gefallenen veranstaltetes Fest mit musischen, gymnischen und hippischen Agonen, *Plato*, Menex. p. 249, cf. Mommsen, Heort. S. 278 fg. — 36) Erotidia bei Thespiä auf dem Helikon, zu Ehren des Eros alle fünf Jahre mit musischen und gymnischen Spielen gefeiert, *Paus.* 9, 31, 3; *Ath.* 13, 12. — 37) Gäaspiele in Kyrene mit gymnischen Kämpfen, an denen sich auch Frauen betheiligten, cf. *Pind.* P. 9, 102 und Böckh, expl. p. 328. — 38) Geraistia in Geraistos auf Euböa, dem Poseidon zu Ehren, *schol. Pind.* O. 13, 159. — 39) Halia (*Ἁλίεια*, *Ἡλίεια*) in Rhodos, dem Helios geweiht, ein sechs Tage nach den Nemeen gefeierter *ἀγὼν γυμνικὸς στεφανίτης*, der Preis war ein Weißpappelkranz, *schol. Pind.* O. 7, 147. — 40) Halotia in Tegea, zu Ehren der Athene Alea gefeiert, nach Pausanias (8, 47, 3) zum Andenken an einen über die Lakedämonier errungenen Sieg, aber wahrscheinlicher (s. Hermann, Gottesdienstl. A. 51, 11) mit den korinthischen Hellotia zusammenzustellen, deren Gegenstand mit der tegeatischen Athene Alea zusammentrifft. — 41) Hekatombaia in Argos, s. (unten) Heraia. — 42) Hellotia in Korinth, das Hauptfest nach den Isthmien, ein Wettlauf mit Fackeln zu Ehren der Athene Hellotis zum Andenken an die Bändigung des Pegasos durch Bellerophon gestiftet, *Pind.* O. 13, 40. — 43) Heloria (auch Asinaria vom Flusse Asinaros genannt) in Syrakus zum Andenken an die Gefangennahme des Nikias, *Hesych.* s. v., *Plut.* Nik. c. 28; obwol hier nur von einer *ἑορτή* die Rede ist, darf man doch vielleicht aus der Analogie ähnlicher Feste auf eine agonistische Feier schließen. — 44) Heraia, zu Ehren der Hera gefeiert a) in Argos (auch Hekatombaia genannt, weil an dem Feste der Hera 100 Stiere geopfert wurden) gymnischer Agon, bei welchem als Preis ein eherner Schild nebst Myrtenkranz gegeben wurde, *Pind.* N. 10, 23, *schol. Pind.* O. 7, 152; b) in Aegina, wohin das Fest von Argos aus gebracht wurde, *schol. Pind.* P. 8, 113; c) in Elis penteterisches Fest, an dem von 16 auserlesenen Frauen der Göttin ein Gewand dargebracht und ein Wettlauf von leichtgekleideten Jungfrauen verschiedenen Alters angestellt wurde, dessen Preis ein Oelzweig und Antheil am Opferfleisch war, *Paus.* 5, 16, 2; d) in Pellene, s. Hermann, Griech. Alterth. 51, 28. — 45) Herakleia a) in Theben, auch unter dem Namen Iolaia (*schol. Pind.* O. 7, 153) gefeiert — vor dem proitischen Thore am Grabmal des

Amphitryon (*Pind.* N. 4, 20) im Gymnasion des Jolaos (*Paus.* 9, 23, 1) begangen; der Preis war ein eherner Dreifuß (*Pind.* O. 9, 98; I. 1, 55); b) in Thisbe in Böotien *Paus.* 9, 32, 2; c) in Tipha in Böotien *Paus.* 9, 32, 3; d) in Marathon; der Preis ein silberner Becher, *Pind.* O. 13, 110; 9, 89; e) auf der Insel Kytheira, s. in diesem Werke d. Art. Griechische Mythologie, S. 200; f) in Teos mit musischem und gymnischem Agon, s. Hermann, Griech. Alterth. 66, 14. — 46) Hermaia dem Hermes zu Ehren a) in Pellene in Achaia, Preis ein wollener Mantel, *schol. Pind.* O. 7, 156; b) in Pheneios in Arkadien, *schol. Pind.* O. 7, 153; *Paus.* 8, 14, 7. c) in Sikyon, s. Schömann, Griech. Alterth. II, 64. — 47) Homoloïa in Theben und Orchomenos in Böotien, dem Ζεὺς Ὁμολώϊος geweiht, *Suid.* s. Ὁμολώϊος und Böckh, Staatsh. der Ath. II, 359 fg. — 48) Hyakinthia in Amykiä, gefeiert zum Andenken an Hyakinthos, den Liebling Apollon's, im spart. Monat Hekatombeus (= att. Thargelion = Mai) kurz vor den Karneen und nach den Isthmien mit musischen und gymnischen Agonen, *Ath.* 4, 17 p. 139; Manso, Sparta I, 2, 203 fg.; G. F. Unger, Isthmientag und Hyakinthien, Philol. 37, 1—42. — 49) Hydrophoria in Aegina, s. (oben) Delphinia. — 50) Jolaïa in Theben, *Pind.* O. 9, 98; I. 1, 55; s. (oben) Herakleia. — 51) Isthmia, kleine, s. in diesem Werke d. Art. Isthmien §. 11. — 52) Ithomaia in Messene, ein Zeusfest, mit dem in alter Zeit ein musischer Agon verbunden war, *Paus.* 4, 33, 2 fg. — 53) Kallisteia a) in Lesbos; b) in Tenedos der Hera zu Ehren gefeiert als ἀγὼν κάλλους γυναικῶν *schol. Hom.* Il. 9, 129; *Ath.* 13, 90. — 54) Karneia in Sparta, dem Apollon Karneios zu Ehren, mit musischem Agon seit Ol. 26; *Ath.* 14, 37 p. 635, s. den Art. Karneia. — 55) Koreia in Kleitor in Arkadien, zu Ehren der Persephone, *Pind.* N. 10, 47; *schol. Pind.* O. 7, 153. — 56) Lenaia in Athen am 8.—11. Gamelion (= Ende Januar) im Lenaion, dem Dionysos zu Ehren, mit lyrischem Agon (Preis ein Epheukranz) und einem dreitägigen Agon für Tragödien und Komödien gefeiert, s. Mommsen, Heort. S. 332 fg. — 57) Leonideia in Sparta zu Ehren, des bei Thermopylä gefallenen Leonidas jährlich bei dessen Kenotaphion gefeiert; an dem ἀγών durften sich nur Spartaner betheiligen, *Paus.* 3, 14, 1. — 58) Lykaia am Lykaios in der Landschaft Parrhasia, dem lykäischen Zeus zu Ehren gefeiert, *Pind.* O. 9, 95 N. 10, 48; der Preis war ein eherner Dreifuß, *schol. Pind.* O. 7, 153. — 59) Lysandreia an verschiedenen Orten, zu Ehren des Siegers von Aegos-Potamos; nach ihm wurden manche bestehende Götterfeste umbenannt, wie von den Samiern die Heräen *Plut.* Lys. 18; *Hesych.* s. v. — 60) Minyeia in Orchomenos in Böotien, ein ἀγὼν ἐπιτάφιος zu Ehren des Minyas *Pind.* I. 1, 56; *schol. Pind.* I. 1, 11. — 61) Museia bei Thespiae am Helikon, ein penteterisches Musenfest mit musischem Agon, *Paus.* 9, 31, 3, Böckh, Staatsh. der Ath. II, 364 fg.; auch in Chios wurde den Musen (gemeinsam mit Herakles) ein Agon gefeiert, s. d. Art. Griechische Mythologie, S. 201. — 62) Naïa in Dodona, s. d. Art. Griechische Mythologie, S. 200. — 63) Nemea, kleine, a) in Ätna in Sicilien, *schol. Pind.* O. 13, 158; b) in Anchialos in Thrazien, s. Krause, Pyth. S. 147; c) Kaisernemeen in Argos, s. G. F. Unger, Philol. 34, 50—64; 37, 541 fg.; d) in Megara, *schol. Pind.* O. 7, 157. — 64) Nymphaia in Dryopis am Oeta mit Wettlauf, *Anton. Liban.* Metam. c. 32. — 65) Olympia, kleine, s. d. Art. Olympische Spiele S. 324—328. — 66) Palladia in Kyrene, der Athene zu Ehren (*Pind.* P. 9, 98), mit einem δρόμος ὁπλίτης, bei dem auch Frauen zusehen durften, *Herod.* 4, 180; Böckh, *Pind.* expl. 328. — 67) Panathenaia in Athen, im Hekatombaion mit musischen, gymnischen (letztere seit Ol. 53, 3 — Euseb.) und hippischen Agonen zu Ehren der Athene gefeiert, s. d. Art. Griechische Mythologie, S. 200; den Preis bildeten Gefäße mit heiligem Oel (*Pind.* N. 10, 35), es gab aber auch Geldpreise, s. Mommsen, Heort. S. 1162—05. — 68) Parthenopeia in Neapel, gymnischer Agon mit Fackellauf, zu Ehren der Sirene Parthenope, *Strabo* 5, 246. — 69) Poseidoneia a) im Piraeus musischer Agon mit kyklischen Chören; die Siegespreise betrugen 10, 8 und 6 Minen, Vitt. X oratt. p. 842; b) in Onchestos in Böotien mit berühmten Wagenkämpfen im Hain des Poseidon (*Hom.* Il. 2, 506; *Pind.* I. 1, 33). — 70) Protesilaeia in Phylake in Thessalien, ein ἀγὼν ἐπιτάφιος zu Ehren des vor Troja gefallenen Protesilaos, *Hom.* Il. 2, 695 fg.; *schol. Pind.* I. 1, 11. — 71) Ptoïa in Akraiphia in Böotien, zu Ehren des Apollon, C. I. n. 1625. — 72) Pythia, kleine. Außer den großen Pythien in Delphi wurden noch an vielen andern Orten Pythien nach dem Muster der delphischen gefeiert, die auch Pythien hießen, häufig aber daneben noch andere Namen trugen, wie namentlich zur Zeit der Kaiser viele Pythienfeste diesen zu Ehren neue Prädicate erhielten (z. B. Pythia Severia), während andere auch neu gegründet wurden mit fünfjähriger Wiederkehr (cf. *Sueton.* Aug. c. 59). Wir begnügen uns hier die Namen anzuführen und verweisen für das Uebrige auf Krause, Pythia S. 53—85; es gab Pythien a) in Ankyra in Galatien; b) in Aphrodisias in Karien; c) im Hain Daphne bei Antiochia — nach Böckh, während Krause (Olympia p. 207—210) diese Daphneen für Olympien hält; d) in Emisa in Syrien; e) Hierapolis in Phrygien; f) Karthaea auf der Insel Kos; g) Karthago; h) Kibyra in Phrygien; i) Laodikeia am Lykos; k) Magnesia am Lethaios; l) Megara; m) Milet; n) Nikaia in Bithynien; o) Nikomedia; p) Pergamos in Mysien; q) Perge in Pamphylien; r) Perinthos an der Propontis; s) Philippopolis in Thracien; t) Side in Pamphylien; u) Sikyon *Pind.* O. 13, 109, Preis ein Kranz und eine silberne Schale; gegründet nach Pindar (N. 9, 9) von Adrastos, nach den Scholiasten von Kleisthenes aus dem dritten Theile der Beute des ersten Heiligen Krieges; v) Taba in Karien; w) Thessalonike in Macedonien; x) Thyatira in Lydien; y) Tralles in Lydien; z) Tripolis am Mäandros in Karien. — 73) Sebastia, s. (oben) Augustalia. — 74) Soteria: a) in Delphi, ein zum Andenken an den Abzug der Gallier Ol. 125, 3 = 278/7 gestiftetes

jährliches amphiktyonisches Fest, das im Monat Bukatios mit musischen und gymnischen Agonen gefeiert wurde; später wurde es mit der großen Pythienfeier verschmolzen, s. Mommsen, Delph. p. 215—225; b) in Akraiphnion in Böotien mit musischem Agon, s. den Art. Griechische Mythologie S. 201; c) s. (oben) Arateia. — 75) Syrmaia (*Συρμαία*), ein Agon in Sparta, bei welchem ein Honig- und Speckkuchen als Preis gegeben wurde, *Hesych.* s. v. — 76) Taurokathapsia (Stierbändigungsfest) in Thessalien, „die Krone thessalischer Gymnastik" (Hermann, Gottesdienstl. Alterth. S. 335); *Plin.* nat. h. 8, 70. — 77) Telluria, s. (oben) Gäaspiele. — 78) Thargelia in Athen, dem Apollon Patroos zu Ehren am 6. und 7. Thargelion (Ende Mai) mit einem musischen Agon gefeiert. „Der Agon bestand in dem Wettstreit von Männern und Knaben, die in Chören geordnet um den Altar herum (*κύκλιος*) tanzten und sangen, und Dreifüße zum Preis erhielten, welche sie beim Pythion, dem Orte des Agons, aufstellten." Mommsen Heort. S. 423. — 79) Theoxenia in Pellene in Achaia, dem Apollon geweiht; Preis ein wollener Mantel nebst Silberbecher, *Paus.* 7, 27, 1. — 80) Theseia in Athen, ursprünglich ein *ἀγὼν ἐπιτάφιος* zu Ehren des Theseus, dann aber aller im Kriege Gefallenen mit musischen, gymnischen und hippischen Kämpfen am 7.—9. Pyanepsion (Ende October) gefeiert, s. Mommsen, Heort. S. 278 fg. — 81) Tlepolemia in Rhodos, zum Andenken an den Stadtgründer Tlepolemos, 6 Tage nach den Nemeen gefeiert, später in Heliosspiele (vgl. [oben] Halia) umgewandelt; Preis ein Weißpappelkranz, *Pind.* O. 7, 80; *schol. Pind.* O. 7, 147. — 82) Trophonia in Lebadea, auch Basileia genannt, ein dem Zeus zu Ehren zum Andenken an den Sieg bei Leuktra gestifteter *ἀγων στεφανίτης*, *Diod.* 15, 53. — 83) Urania in Lakonien, ein Agon zu Ehren des *Ζεὺς Οὐράνιος*, Hermann, Gottesdienstl. Alterth. 53, 25. — 84) Zeusspiele in Kyrene, *Pind.* P. 9, 98. (*Friedr. Mezger.*)

Kampher, s. Camphora.

KAMPTZ [1]), (Karl Albert Christoph Heinrich von), berühmter deutscher Jurist und conservativer preußischer Staatsmann, geboren den 16. September 1769 zu Schwerin in Mecklenburg, gestorben zu Berlin den 3. November 1849 als königlich preußischer Staatsminister a. D. Karl Albert von Kamptz studirte von 1787 bis 1790 Jurisprudenz zu Göttingen. Mit Dr. Seidensticker vertheidigte er hier öffentlich eine Abhandlung über die Verbesserung der bürgerlichen und politischen Gesetze, ein mehr als kühn gewähltes Thema für einen angehenden Juristen. Darauf erhielt er im Jahre 1790 von der Juristenfacultät den Preis für die Abhandlung: De fundamento et limitibus obligationis liberorum ad facta parentum praestanda, welche noch in demselben Jahre zu Göttingen im Druck erschien. In dem nämlichen Jahre trat von Kamptz als Assessor der Justizkanzlei in herzoglich mecklenburgisch-strelitzsche Dienste. Bald darauf, im Jahre 1792, wurde er zum Kanzleirath und Geheimen Referendar im Ministerium und weltlichen Director der Schulcommission ernannt, und 1799 wählte ihn die mecklenburgische Ritterschaft zum ordentlichen Beisitzer des Hof- und Landgerichts der Herzogthümer Mecklenburg. Als Schriftsteller war von Kamptz schon seit 1793 unermüdlich thätig, wie die Reihe seiner Schriften, die ich zum Schluß aufführe, aus dieser Zeit es beweist, welche sich nicht nur auf dem Gebiete des Staats- und Privatrechts, sondern sogar auf dem der Topographie bewegen. Der junge Jurist erhielt damals auch Beziehungen zur preußischen Regierung und im Jahre 1804 ernannte ihn der König von Preußen in seiner Eigenschaft als Kurfürst des Heiligen Römischen Reichs zum Reichskammergerichts-Assessor in Wetzlar; die gelehrte Qualification dazu hatte von Kamptz in einer besonderen Schrift (Nr. 10) bewiesen.

Bei der Auflösung des Deutschen Reiches trat von Kamptz zunächst in königlich würtembergische Dienste und zwar als Vicepräsident des obersten Justizcollegiums. Theils sein lobenswerther Widerwille gegen die Rheinbundswirthschaft, theils seine Vorliebe für den strammen Charakter der preußischen Verwaltungsverhältnisse ließen von Kamptz bald auf sein Amt in Würtemberg verzichten, nachdem er die Zusicherung einer Anstellung im preußischen Dienst erhalten hatte. Er nahm nun an der Bearbeitung der von der Zeit des alten Reiches her unerledigt gebliebenen allgemeinen Geschäfte des Reichskammergerichts zu Wetzlar theil, und wurde durch die Verleihung der preußischen Kammerherrenwürde ausgezeichnet. Seine amtliche Thätigkeit gab ihm Veranlassung zu einigen Publicationen, siehe No. 15 bis 17 seiner Schriften. Ende des Jahres 1810 (oder Anfang [2]) 1811) trat von Kamptz mit dem Titel eines Geheimen Legationsrathes als Mitglied des Ober-Appellationssenates des Kammergerichts in preußische Dienste. Im Jahre 1812 wurde er zum vortragenden Rath im Departement der höheren und Sicherheitspolizei ernannt.

Nachdem von Kamptz bisher im Anschluß an seine amtliche Thätigkeit vorzugsweise als Autor über mecklenburgische Rechtsverhältnisse und über das Reichskammergericht aufgetreten war, veröffentlichte er von jetzt ab eine lange Reihe von Schriften meist über preußische Gesetzgebung und Verwaltung, die ihm meines Erachtens einen dauernden Namen in der preußischen Rechtsgeschichte sichern. Zunächst begann er im Jahre 1812 im Auftrage des damaligen preußischen Justizministers von Kircheisen die Herausgabe der Jahrbücher für die preußische Gesetz-

1) In seinen zahlreichen Schriften schreibt er sich selten mit seinen Vornamen; im Mecklenburgischen Civilprocesse finde ich aber die beiden Vornamen Karl Albert auf dem Titel, und zwar nur diese.

2) Noch im October 1810 (nach der Vorrede) zeichnet er sich im „Mecklenburgischen Civilprocesse", der im Titel die Jahreszahl 1811 hat, nicht nach seinem neuen Amte, sondern nennt sich nur Reichs-Kammergerichts-Assessor und königl. preußischer Kammerherr. Siehe Nr. 19.

gebung, deren erster Band im Jahre 1814 vollständig im Druck erschien und deren Redaction von Kamptz bis zum April 1846 leitete; ich verweise, weil über die Chronologie dieser Jahrbücher bibliographische Irrthümer mir vielfach aufgestoßen sind, hier ausdrücklich auf Nr. 20 seiner Schriften. Das nächste Werk von allgemeinerer Bedeutung, welches von Kamptz veröffentlichte, war die „Sammlung interessanter Polizeigesetze", Theil I, Berlin 1815, welches unter dem Specialtitel „Codex der Gensdarmerie" eine ganz eigenthümliche Berühmtheit erlangt hat; übrigens gibt es Biographien, welche diese eine Schrift als zwei verschiedene Schriften aufführen. In demselben Jahre erhielt von Kamptz den preußischen Rothen Adlerorden 3. Klasse und wurde bald darauf zum Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrath, zugleich auch zum Mitglied des Staatsrathes ernannt; auf dem Titel seiner „Jahrbücher" führt er die neue Amts-Bezeichnung erst im Bande vom Jahre 1816.

Hinsichtlich seiner politischen Anschauung stand von Kamptz in jener vielbewegten Zeit auf der Seite des altpreußischen conservativen Beamtenthums, welches durch die stürmische und überschwengliche Art, mit welcher der Liberalismus damals besonders in den jugendlichen Köpfen sich kundgab, den Bestand der preußischen Monarchie bedroht glaubte, sobald von regierungswegen irgendwie Nachgiebigkeit gezeigt werde. Beide Richtungen standen sich damals zu schroff gegenüber, als daß ein friedlicher Ausgleich möglich gewesen wäre, und beide Parteien griffen in dem nun ausbrechenden Kampfe zu Kampfmitteln, die nicht über jeden Tadel erhaben sind. Als Schriftsteller hat sich von Kamptz nicht in der Weise, wie zum Beispiel der bekannte Geheimrath Schmalz, in den Kampf gemischt. Schmalz gab damals die Schrift „Ueber politische Vereine" heraus, welche mit Recht viel böses Blut machte, weil in derselben gewisse Vereine und Männer geheimer Verschwörungen beschuldigt wurden, ohne daß ein positiver Grund dazu vorlag. Der Begriff „demagogische Umtriebe" kam damals zuerst in allgemeineren Gebrauch. Schmalz fand unter andern an den beiden berühmten Historikern Rühs und Niebuhr — deren Schriften noch heute von Bedeutung sind — energische Gegner; auch die von Friedrich Arnold Brockhaus, dem Gründer der Firma F. A. Brockhaus, herausgegebenen „Deutschen Blätter" (Neue Folge. Band III, Leipzig und Altenburg 1816) fertigten ihn als einen „Pfleger des Obscurantismus" und als „Demagogenriecher" gehörig ab.

Im October 1817 kam es auf dem Wartburgfeste zu einer Katastrophe in dem literarischen Kampfe, die für beide Parteien bedauerlich war. Die Studenten verbrannten bei jener Gelegenheit die Schriften von Männern, welche sie als die hervorragenden Vertheidiger des absoluten Regierungssystems in Deutschland ansahen, und zwar nicht nur Schriften eines Schmalz, sondern auch eine von Kamptz. Wenn man nun das verbrannte Kamptz'sche Buch näher ansieht — es war der oben genannte „Codex der Gensdarmerie" — dann erstaunt man bei leidenschaftsloser Betrachtung der Dinge von damals über die ungeheure Unvorsichtigkeit der Urheber der Brandscene. Schon Bülau hat in seiner „Geschichte der Deutschen von 1806—1830" (Hamburg 1842), S. 435 fg. bei der Aufzählung der verbrannten Schriften angedeutet, daß verschiedenen Schriftstellern Unrecht geschehen ist, ohne es jedoch auf S. 436 bei von Kamptz zu bemerken. Lesen wir den „Codex der Gensdarmerie" durch, so finden wir in der Einleitung, S. III bis X, eine kurze Geschichte der Gensdarmerie überhaupt und eine „Literatur der Gensdarmerie". Nichts steht hier, was irgendwie nach Demagogenriecherei aussieht, sondern alles ist objectiv, sachlich geschrieben. Das eigentliche Buch enthält lediglich eine Sammlung der Gesetze aller europäischen Staaten, welche sich auf die Organisation der Gensdarmerie beziehen, und von Kamptz hat an keiner Stelle irgendeine Bemerkung gemacht, welche einen Angriff auf die Bestrebungen der liberalen Partei im damaligen Deutschland enthielte. Nicht einmal an der Ausarbeitung des preußischen Gensdarmerie-Edicts vom 30. Juli 1812 ist von Kamptz betheiligt gewesen; dieses Edict rührt vielmehr von Scharnweber her, wie E. Meier, Die Reform der Verwaltungs-Organisation unter Stein und Hardenberg (Leipzig 1881), S. 430 nachweist. Die auf der Wartburg als Richter über Gelehrte, wie von Haller, von Kamptz u. s. w. fungirenden Studirenden hätten ebenso gut jedes andere Werk des Geheimraths von Kamptz verbrennen können. Ihr Verfahren mit dem Codex der Gensdarmerie war doppelt unüberlegt, weil sie einen Mann von dem Einflusse, wie von Kamptz ihn in Preußen besaß, klugerweise hätten in Ruhe lassen sollen. Der beleidigte von Kamptz wurde nämlich nun erst einer der unermüdlichsten und mächtigsten Verfolger der „demagogischen Umtriebe". Daß er seinerseits in seinem Verfahren gegen seine Gegner eine übergroße Strenge bewiesen hat, ist unleugbar.

Der Beleidigte richtete schon am 9. November 1817 eine Beschwerde unmittelbar an den Großherzog von Weimar wegen des Vorganges auf der Wartburg. Bülau a. a. O. S. 440, kritisirt dieselbe folgendermaßen: „von Kamptz meinte nicht unwitzig: der Vorgang beweise gerade die dringende Nothwendigkeit des Instituts (der Gensdarmerie), dessen Gesetze er gesammelt. Ueberhaupt war sein Schreiben so gefaßt, daß es, wenn es eine entgegengesetzte Tendenz gehabt hätte, sehr gepriesen worden sein dürfte. Allein es war ebenso voll Uebertreibungen und einseitiger Anschauung der Sache wie die der Gegner, und die Sprache war in dem Schreiben eines Unterthans, wenn auch eines preußischen Beamten, an einen deutschen Fürsten nicht angemessen. Doch muß der an sich menschlich-natürlichen Gereiztheit und der gewiß innigen Ueberzeugung des Verfassers viel zu gute gehalten werden." Seine Schrift über denselben Gegenstand siehe unten unter Nr. 23. Bald empfanden der liberale E. M. Arndt und die beiden Welcker den Zorn des Gereizten. Ein Polizeibeamter wurde von Berlin aus im Jahre 1819 nach Bonn geschickt und belegte die Papiere der drei Genannten mit Beschlag u. s. w., vergl. Fr. Buchholz, Histor. Taschenbuch, Jahrgang VI,

(Berlin 1821), S. 120. Das Weitere über diese Dinge gehört der allgemeinen Geschichte an; ich wende mich deshalb wieder zur Biographie des von Kamptz zurück.

Im Jahre 1823 erhielt von Kamptz den preußischen Rothen Adlerorden 2. Klasse und das Commandeurkreuz des österreichischen Leopoldordens, 1824 das Commandeurkreuz des kurhessischen Ordens vom Goldenen Löwen. Im letzteren Jahre wurde von Kamptz, noch mit Belassung in seinen übrigen Dienstverhältnissen, zum ersten Director[3]) der Unterrichtsabtheilung im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten ernannt. Das Jahr darauf (1825) entband ihn der König von Preußen von dem Directorium der Polizei im Ministerium des Innern und übertrug ihm mit dem Titel eines Wirklichen Geheimen Rathes das Directorium des Justizministeriums; das Directorium in der Unterrichtsabtheilung behielt von Kamptz. Im Jahre 1832[4]) wurde von Kamptz zum Justizminister ernannt und zugleich mit der Gesetzrevision in den Rheinlanden betraut.

Der bekannte revolutionäre Putsch vom 3. April 1833 zu Frankfurt a. M. erregte die Aufmerksamkeit der preußischen Regierung im höchsten Grade. Nachdem im September 1833 die drei Häupter der Heiligen Allianz zu Münchengrätz in Böhmen zusammengekommen waren und die entschiedenste Bekämpfung der revolutionären Bewegung in Deutschland beschlossen hatten — eine Conferenz deutscher Minister u. s. w., zu der preußischerseits W. Ancillon deputirt war, berieth 1834 zu Wien die Details der einzuschlagenden Schritte gegen die drohende Revolution —, ergriff man in Preußen die strengsten Maßregeln.[5]) Als Justizminister war von Kamptz nun in der Lage, seine strenge Auffassung der Dinge zur Geltung zu bringen, zumal da er einen besonderen Auftrag zur Mitwirkung bei der mainzer Untersuchungscommission wegen der demagogischen Umtriebe erhalten hatte. Er hat das leider in vollem Maße gethan, wo Milde gegen die jugendlichen Politiker sicherlich besser am Platze gewesen wäre. Unedle Rachegefühle von 1817 her haben ihn damals sicher nicht geleitet; ein gewisser Zug von Strenge scheint seinem ganzen Wesen eigenthümlich gewesen zu sein.

Im Februar des Jahres 1842 wurde von Kamptz mit dem Titel eines Geheimen Staatsministers in den Ruhestand versetzt und durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens ausgezeichnet; er blieb Mitglied des Staatsrathes. „Ausruhen" konnte der unermüdliche von Kamptz nicht und so blieb er auch jetzt noch mit der Feder und in praktischen Staatsgeschäften thätig. Er leitete im Jahre 1846 als Specialbevollmächtigter Preußens die Unterhandlungen über den schlesischen Handel mit Krakau. Auch als Schriftsteller setzte er seine Veröffentlichungen fort. Bis kurz vor seinem Tode blieb er literarisch schaffend; nach der Haude und Spener'schen Zeitung von 1849, Nr. 259, hinterließ er zwei Manuscripte ungedruckt bei der damaligen Verlagshandlung von Logier.

Die Leiche des Verstorbenen wurde nicht in Berlin beigesetzt, sondern nach einer Notiz in der Neuen Preußischen Zeitung („Kreuzzeitung") von 1849, Nr. 258, in dem Dorfe Schöneberg bei Stargard auf dem Gute seines Schwiegersohnes, des damaligen pommerschen Oberpräsidenten von Bonin. — Meine Quellen waren für die äußeren Lebensschicksale die kurzen Angaben im Neuen Nekrolog der Deutschen, Jahrgang 1849, Theil II, Weimar 1851, S. 869—871. Für das Detail habe ich die zeitgenössischen Quellen schon angegeben; die Werke von Kamptz waren selbstverständlich auch meine Quelle. — Die Aufzählung der Werke des von Kamptz zeigt im „Neuen Nekrolog" und überall, wo ich nachgeschlagen habe, eine so heillose Verwirrung, daß ich einen Theil derselben selbst benutzen mußte, so zeitraubend auch die Arbeit war. Ich habe mir nicht alle Schriften des von Kamptz verschaffen können und übernehme nur die Garantie für die mit einem Sternchen versehenen Nummern. Schließlich noch die Bemerkung, daß ich ein Urtheil über den Juristen Kamptz nicht fällen kann und daß ich von Kamptz nur vom historischen Standpunkte aus habe beurtheilen können und wollen. Daß von Kamptz aber in einer Geschichte des preußischen Rechts, welche mir als eine auch für den Culturhistoriker sehr wünschenswerthe literarische Aufgabe preußischer Juristen der Zukunft erscheint, keinen niederen Rang einnehmen wird, ist mir unfraglich.

Folgende größere und kleinere Werke sind von von Kamptz veröffentlicht worden: 1) De fundamento et limitibus etc. (s. oben). — 2) Mecklenburgisches Reichscontingent und Römermonate. Neubrandenburg 1793. — 3) Versuch einer Topographie der herzoglichen Residenzstadt Neustrelitz. Ebendas. 1793. — 4) Abhandlung über die Schulzenlehen im Herzogthum Mecklenburg. Halle 1793. — 5) Versuch über das longobard. Lehengesetz, II. F. 45. Göttingen 1794. — 6) Beiträge zum mecklenburgischen Staats- und Privatrecht. Schwerin 1795[6]). 6 Bände. — 7) Repertorium der im Herzogthum Mecklenburg-Strelitz geltenden Verordnungen. Neustrelitz 1796. — 8) Worauf haftet die mecklenburgische Herzogswürde? Eine staatsrechtliche Untersuchung. Neustrelitz 1796. — 9) Einige Worte über die Gemeinsamkeit des Besteuerungsrechtes in Mecklenburg. Neustrelitz 1798. — 10) Erörterung der Verbindlichkeit des weltlichen Reichsfürsten an den Handlungen seiner Vorfahren. Neustrelitz 1800. — 11) Mecklenburgische Rechtsansprüche. 2 Bände. Rostock 1800—1804. — 12) Darstellung des Präsentations-

3) Wenigstens schreibt sich von Kamptz in den „Annalen" des Jahrgangs 1824 (2. Hälfte) noch Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrath und „Director"; seit 1825 schreibt er sich „Director etc. etc. 4) Das J. 1830 finde ich mehrfach irrthümlich angegeben. 5) Zu den Opfern derselben gehörte bekanntlich auch Fritz Reuter, welcher 1833 in Berlin verhaftet und 1834 zum Tode verurtheilt wurde.

6) „Beiträge zum Mecklenburgischen Staats- und Privatrecht" (Schwerin 1794), Theil II, Abth. 1. So citirt von Kamptz irrthümlich selber diese Schrift in den: Beiträgen zum Staats- und Völkerrecht, S. IV.

rechtes zu den Assessoraten am kaiserlichen und Reichskammergericht. Mit Urkunden. Göttingen 1802. — 13) Civilrecht der Herzogthümer Mecklenburg. Theil 1, Abtheilung 1 und 2. Schwerin und Wismar 1805. — 14) Literatur des preußischen Rechts. Band 1. Gießen 1807. — 15) Ueber die Entschädigungs-Berechtigung der Staatsdiener bei Aufhebung ihrer Stellen. Von den Reichs-Kammergerichts-Assessoren von Kamptz und von Stein in Wetzlar. Frankfurt a. M. 1808. Gr. 8. So wird die Schrift von von Kamptz selber citirt. Siehe Nr. 22. — 16) Erklärung der Verfasser der Abhandlung über die Entschädigungs-Berechtigung u. s. w. Frankfurt a. M. 1808. — 17) Reminiscenzen bei Auflösung des Reichskammergerichts. Frankfurt a. M. 1808. 18) Versuch einer Revision der Lehre vom Ursprung des Brautschatzprivilegiums auf die Descendenten der Ehefrau. Berlin 1811. — 19)* Handbuch des mecklenburgischen Civil-Processes. Entworfen von Karl Albert von Kamptz, Reichs-Kammergerichts-Assessor und königlich preußischem Kammerherrn. Berlin 1811. Ich finde fälschlich die Jahre 1810 und 1814 angegeben. Eine zweite Auflage soll, von Nettelbladt besorgt, zu Berlin 1822 erschienen sein; auf der königlichen Bibliothek zu Berlin fehlt merkwürdigerweise diese Ausgabe. — 20)* Jahrbücher für die preußische Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtsverwaltung. Im Auftrage des königlichen Justizministeriums herausgegeben von von Kamptz. Berlin 1814—1846. Zusammen 66 Bände. Die Vorrede zu Band I ist vom October 1813 [7]) datirt; auf dem Titel dieses Bandes steht aber das Jahr 1814 (wie ja noch heute üblich ist) und das allein ist maßgebend. Manche lassen diese Jahrbücher nur bis 1825, resp. bis 1840 erscheinen. In den späteren Bänden setzte von Kamptz seinen Namen nicht mehr auf den Titel. Die Zeitschrift ging, wie von Kamptz am Schluß des letzten Bandes (Band 66, vom Jahre 1846) S. 427 unter dem 1. April 1846 selbst bemerkt, nach „dreiunddreißigjährigem Bestehen" zum Theil deshalb ein, „weil die Entscheidungen und Rescripte des preußischen Justizministeriums durch die Jahrbücher" fortan nicht so rasch bekannt gemacht werden konnten, als wünschenswerth war, und weil zu diesem Zwecke das Justizministerium das „Justizministerial-Blatt" herausgab. Als „Privatzeitschrift" wollte sie von Kamptz nicht weiter herausgeben. — 21)* Sammlung interessanter Polizeigesetze. Theil I. Specialtitel: „Allgemeiner Codex der Gensdarmerie." Berlin 1815. — 22)* Beiträge zum Staats- und Völkerrecht. Band I. Berlin 1815. — Der höchst interessante Inhalt dieser Schrift ist folgender:

1) Literatur des Staatsrechts des rheinischen Bundes. (Seite 1—48.) — Ein Unicum über diesen Gegenstand; erschien in den Grundzügen schon im „Rheinischen Bunde" von Winkopp, Heft 20 und Heft 37.

2) Ueber die Unterschiede in der Verfassung der ursprünglich deutschen und ursprünglich wendischen Staaten von Deutschland. (S. 49—62.)

3) Ueber Spione, nach völkerrechtlichen Grundsätzen. (S. 63—99.)

4) Ueber die Veränderungen des europäischen Völkerrechts unter Napoleon's Oberherrschaft. (S. 95—112.)

5) Ueber die Rechtskraft und Vollstreckung eines von einem auswärtigen Gerichtshofe in einer Civilsache gesprochenen Urtheils. (S. 113—136.)

6) Ueber den Sinn des XXXIV. Artikels der Rheinbundsacte in Beziehung auf unterhoheitliche Rechte in einem anderen Bundes-Lande. (S. 137—146.)

7) Ueber die Entschädigungs-Berechtigung der Staatsdiener bei Aufhebung ihrer Stellen. (S. 147—162.) — Gibt eine Nachlese zu der schon erwähnten Schrift vom J. 1808; der Mitarbeiter an jener Schrift, Freiherr von Stein, war inzwischen „Großherzoglich Hessen-Darmstädtischer wirklicher Geheimer Rath und Regirungs- (sic!) Präsident" geworden.

8) Reminiscenzen bei Auflösung des kaiserlichen und Reichs-Kammergerichts. (S. 163—180.)

9) Ueber die Occupatio bellica in besonderer Beziehung auf ausstehende Kapitalien. (S. 181—198.)

10) Miscellen. (S. 199—206.)

23) Rechtliche Erörterung über öffentliche Verbrennung von Druckschriften. Berlin 1817. — 24) Neue Literatur des Völkerrechts seit 1784. Berlin 1817. — 25) Ueber das Verfahren bei Transporten und Landesverweisungen der Verbrecher und Landstreicher. Ein Beitrag zur Sicherheits-Polizei. Berlin 1817. — 26)* Annalen der preußischen inneren Staatsverwaltung. Berlin 1817 bis 1839. 23 Bände und 2 Bände Register. Die Angaben über die Chronologie dieser Zeitschrift sind sehr verschieden. Sie erschienen von 1817 an zunächst im Ministerium der Polizei, dann des Innern. Das Schlußwort zum letzten Jahrgang (vom Jahre 1839) ist von dem Kanzleibeamten Schmidt, der schon auf dem Titel des Jahrganges 1817 als „Expedient" bezeichnet wird, unterschrieben, trägt aber merkwürdigerweise das Datum 1. September 1843, sodaß das letzte Heft des Jahrganges 1839 erst im Jahre 1843 abgeschlossen sein kann. Die Annalen zerfallen gewissermaßen in 2 Abtheilungen. Jahrgang 1817—1826 bildet die erste Abtheilung, welche mit einem zehnjährigen „Hauptregister" (zu Berlin 1827 erschienen) schließt. Das „zweite Hauptregister", zur zweiten Abtheilung gehörig, umfaßt nur die Jahrgänge 1827—1836, erschien aber erst im Jahre 1839 zu Berlin. — 27) Literatur des märkischen Privatrechts. Berlin 1819. — 28) Merkwürdige Urtheile neuer französischer Rechtsgelehrter über Geschworenengerichte und französische Criminaljustiz. Berlin 1819. — 29) Handbuch des mecklenburgischen Civilrechts. Rostock 1824. — 30) Die Provinzial- und statutarischen Rechte in der preußischen Monarchie. Theil I. Die Provinzen: Brandenburg, Ost- und Westpreußen, Sachsen und Schlesien. Berlin 1826 fg. 3 Bände. — 31) Actenmäßige Dar-

---

7) Auch von Kamptz selber citirt in den Beiträgen zum Staats- und Völkerrecht (Bd. I, S. IV) den ersten Band der Jahrbücher als im J. 1813 erschienen; doch hat er vom bibliographischen Standpunkte aus unrecht. — Der Stoff ist hier wie in den Annalen (vgl. Nr. 26) auf drei Abtheilungen vertheilt. Die erste Abtheilung, „Gesetzgebung", enthält Circulare, Verfügungen, Rescripte u. s. w. der Behörden; der zweite, „Staatswissenschaft", bringt Abhandlungen und Literatur; der dritte „Verwaltung" überschrieben, enthält Nachrichten über einzelne Einrichtungen der preußischen Verwaltung und auch der Verwaltung anderer Staaten.

stellung der preußischen Gesetzgebung. Berlin 1842 (1843). — 32) Prüfung der landständischen Rechte der bürgerlichen Gutsbesitzer in Mecklenburg. Berlin 1844. — 33) Zusammenstellung der drei Entwürfe des preußischen Strafgesetzbuches. Berlin 1846 (1844—1845). — Die Abweichung in den Angaben der Jahreszahlen des Erscheinens verschiedener Werke von von Kamptz beruht, wie mir scheint, hier und da auf dem Umstande, daß die betreffenden Schriften heftweise in verschiedenen Jahren herausgekommen sind, während der Haupttitel und die Hauptjahreszahl erst beim letzten Hefte gegeben wurden. Diese letztere ist im Grunde die allein maßgebende, während vielfach die Jahreszahlen nach dem Erscheinen der Hefte gegeben werden. Der Autor von Kamptz verfällt selber in einen noch schlimmeren Fehler, indem er in den Beiträgen zum Staats- und Völkerrecht, S. IV, das zweite Heft vom 1. Bande der „Jahrbücher für die preußische Gesetzgebung" als im Jahre 1813 erschienen citirt, während der Titel des 1. Bandes die Jahreszahl 1814 zeigt. Der Fluch der bibliographischen Liederlichkeit hat die andere Zeitschrift des von Kamptz, nämlich die „Annalen", bis hinein in die königliche Bibliothek zu Berlin verfolgt; das hier befindliche Exemplar des 1. Hauptregisters hat nämlich auf dem Rücken des Einbandes den Titel: Register 1816—1827, während auf dem gedruckten Titel ganz deutlich 1817—1826 zu lesen ist. (*R. Pallmann.*)

KAMTSCHADALEN, die Bewohner der Halbinsel Kamtschatka (s. d.), haben durch Einführung des Christenthums, Vermischung mit den Russen, Angewöhnung europäischer Waffen, Bedürfnisse und selbst Speisen mehr und mehr ihren ursprünglichen Charakter eingebüßt. Will man ein echtes, unverfälschtes Bild dieses Volkes haben, so muß man auf ältere Nachrichten zurückgehen.

Aus den alten, noch vorhandenen Jurtenplätzen erhellt, daß die Halbinsel einst weit bewohnter gewesen sein muß. Schon ehe die Russen ins Land kamen, waren die Kamtschadalen in Parteien zerklüftet, die unter kühnen und muthigen Führern einander blutig befehdeten. Ihre Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen, die Speere hatten Knochenspitzen und als Keule diente die Ruthe des Walrosses. Sie lebten noch völlig im Steinzeitalter und sind erst verhältnißmäßig spät mit dem Eisen bekannt geworden. Sie selbst nennen sich Itelmän, d. h. Ureinwohner, oder auch Kroschscha, Menschen. Ueber ihre Vorgeschichte ist wenig bekannt; sie selbst haben keine Tradition von einer Einwanderung, sondern glauben, daß sie „Kutka hier ausgebrütet habe".

Dieser Kutka ist der größte Gott der Kamtschadalen, der Schöpfer des Himmels und der Erde, den sie aber für herzlich dumm halten „dergestalt", fügt Steller hinzu, „daß man sie, ohne einiges Unrecht, geborene Gotteslästerer nennen kann". Wenn Kutka klug gewesen wäre, argumentiren die Kamtschadalen, würde er nicht so viele unübersteigliche Gebirge und Klippen geschaffen haben, keine anhaltenden Stürme und Regengüsse. Chachy aber, Kutka's Weib, war weit schlauer als ihr Mann und hielt ihn von vielen Thorheiten ab, eine Vorstellung, welche die Kamtschadalen von sich abstrahirten, da ihre eigenen Frauen listiger und gescheiter als die Männer sind. Kutka und Chachy lebten an verschiedenen Strömen Kamtschatkas und hinterließen überall, da sie sehr fruchtbar waren, zahlreiche Kinder, welche allmählich das Land bevölkerten. Dabei lebten sie wie Menschen, und lehrten ihre Nachkommen Jurten bauen und Fische fangen. Die Zahl der lächerlichen und meist sehr schmuzigen Geschichten, welche die Kamtschadalen von ihrem Gott erzählen, ist so groß, daß man damit allein ein Buch anfüllen könnte. Zur Bezeichnung des Charakters dieser Geschichten mögen nur einige dienen. Kutka bekam einst Appetit nach Preiselbeeren; da ihn aber der Strom daran hinderte, an diese heranzukommen, schnitt er sich den Kopf ab und warf ihn aufs andere Ufer, damit er sich satt essen solle. Ein anderesmal, als er Hunger hatte, zapfte er sich Blut ab und kochte einen Brei daraus.

Ein unsichtbarer, unbekannter Gott ist Dustächtschisch, dem die Kamtschadalen in den weiten Ebenen und in den Torfebenen ihres Landes Pfeiler errichten, die sie mit Gras umranken, und an denen sie niemals vorbeigehen, ohne ein Stück Fisch, Fleisch oder dergleichen opfernd hinzulegen, wobei sie es klugerweise vorziehen, Kopf oder Schwanz des Fisches als Opfergabe zu wählen. Beeren, die in der Nähe dieser Pfeiler wachsen, werden nicht gesammelt, Vögel oder andere Thiere dort nicht erlegt. Die Zahl der übrigen Geister und Götter der Kamtschadalen ist groß und vor den meisten derselben fürchten sie sich heftig. In der See wohnt Mitgh, der kamtschadalische Neptun, welcher Fischgestalt annimmt und den Lachsen befiehlt, daß sie stromaufwärts in die Flüsse ziehen. Es gibt Waldgeister, welche wie Menschen aussehen, und Berggeister (Kamuli, kleine Seelen). Die Kamuli bewohnen die Bergspitzen und namentlich die Vulkane, weshalb auch kein Kamtschadale wagt, letztere zu besteigen. Sie nähren sich vom Fischfang; Nachts ziehen sie durch die Luft aufs Meer und holen die Fische heraus, von denen sie sich zehn Stück, an jedem Finger einen, auf den Berg bringen, wo die umherliegenden Walfischknochen noch ein Zeugniß von ihren Schmausereien ablegen. In den Wolken wohnt der Wettergeist Billukai; ihm wird Donner, Blitz und Regen zugeschrieben; der Regenbogen ist der Saum seines Kleides, der von den Sturmwinden zusammengejagte Schnee ist die Spur seines Schlittens, auf dem er durch das Land dahinrast. Der kamtschadalische Teufel, ein listiger und betrügerischer Geselle, heißt Kanna; er wohnt in einem Erlenbaum, gegen den man Pfeile abschießt, sodaß er damit gespickt ist. Haëtsch ist der oberste Gott der Unterwelt, in welche die Menschen nach dem Tode versetzt werden.

Eine Vorsehung Gottes existirt für die Kamtschadalen nicht; Gott habe mit ihnen nicht das Geringste zu thun, und sie mit ihm nicht. Daß sie sterben müßten, rühre von den Geistern her. Das Glück nennen sie Asang, während sie für Unglück kein Wort haben. Hört

das Glück auf, d. h. werden sie krank und fehlt es an Speise und dergleichen, dann gilt es für löblich, dem Leben durch Selbstmord ein Ende zu machen. Den Kamtschadalen ist die Welt ewig; ihre Seelen halten sie für unsterblich, der Leib wird nach dem Tode wieder auferstehen und sich mit der frühern Seele wieder vereinigen. Das somit neugeschaffene Individuum aber wird ewig fortleben und zwar in jenem Himmel, der unter unserer Erde liegt, die sie sich platt und scheibenförmig vorstellen. Im untern Himmel werden die Reichen arm und die Armen reich, damit ein Ausgleich stattfinde; das größte Glück aber, welches einem Menschen nach dem Tode widerfahren kann, ist, von schönen Hunden gefressen zu werden. Da sie in ihrem Himmel auch alle ihre Weiber wieder erhalten, so sehnen sie sich dahin, und viele Kamtschadalen verweigerten sich taufen zu lassen, weil sie nach dem Tode sonst nicht in ihre Unterwelt kommen würden. Auch von einer Sintflut und mächtigen Ueberschwemmung des ganzen Landes wissen die Kamtschadalen zu erzählen.

Alle Kamtschadalen, sofern sie unvermischt sind, haben eine kleine Statur, breite Schultern, hängende, vorstehende Bäuche, kleine Füße, geringe Wadenentwickelung und lange, starke, gleichmäßig schlichte, glänzend schwarze Haare. Die Köpfe sind dick, rund, glatt, das Gesicht ist breit, die Nase niedergedrückt, die Augen stehen schief. Der Bart, meist nur am Kinn entwickelt, ist spärlich. Die Gesichtsfarbe der Männer ist gelblich, bis bräunlich, jene der Weiber meist heller, ja fast weiß, was zum Theil daher rührt, daß sie — um ihre Schönheit zu bewahren — Bärengedärme mit Fischleim über das Gesicht kleben, damit es von der Sonne und dem Wetter nicht leide.

Die ursprüngliche Kleidung der Kamtschadalen ist die der meisten nordischen Völker, nämlich der anliegende, für das Klima durchaus passende Fell- oder Pelzrock. Aus Seehunds- oder Renthierfellen gefertigt, kann die „Parke" beliebig auf der Haar- oder Hautseite getragen werden; letztere färbt man mit Erlenrinde orangeroth. Diese Parke, welche sowol Männer wie Weiber tragen, sieht wie ein enger Mannsrock aus, wie eine Art Joppe; sie wird auf dem bloßen Leibe getragen und reicht bis ans Knie. Aehnlich, nur größer und weiter, ist die Kuklanka, die auch mit einer Kapuze versehen ist und gleichfalls von beiden Geschlechtern getragen wird; die der Weiber ist hinten mit einem Schwanze versehen. Dazu kommen Hosen und Schuhe aus Renthierfell und im Sommer hölzerne Hüte oder Lichtschirme mit Federkielen geschmückt, ähnlich, wie sie von den Aleuten getragen werden. Um den Kopf im Winter gegen die Kälte zu schützen, binden die Kamtschadalen einen Pelzriemen um denselben, an welchem Pelzklappen für die Ohren und Augen angebracht sind. Die Weiber dagegen gehen ohne Kopfbedeckung, trugen aber in der heidnischen Zeit hohe Perrüken, welche der ständige Aufenthalt von Läusen waren.

Die Kamtschadalen leben im Winter in kleinen, armseligen Hütten, im Sommer aber in geflochtenen, grünen, auf vier hohen Balken erbauten Lauben, zwischen denen Fische an der Luft getrocknet werden, und in die man auf einem eingekerbten Balken oder einer schlecht zusammengesetzten Leiter steigen muß. Selten stehen die Wohnungen mehrerer Familien zusammen. Die Häuser einer Familie machen einen Ostrog (Dorf) aus.

Erdhöhlen, in denen sie früher vielfach gelebt haben, sieht man nirgends mehr. In der schönen Jahreszeit, welche nicht lange dauert, bewahren sie ihre Fischvorräthe gegen Füchse und Hunde, auch wol weiße und schwarze Bären, und trocknen Fische, die ihnen statt des Brotes dienen. Wolf und Bär gehen im Frühling zu gleicher Zeit mit dem Menschen an die Ufer der Flüsse, um Fische zu fangen, wo, bei dem Ueberfluß der Beute, der letztere so lecker ist, daß er nur den Kopf derselben aussaugt, das übrige aber wegwirft. Auch der Hund, der den Sommer über herumstreift, kommt hierher, um sich Nahrung zu suchen. Zum Winter findet er sich jedoch stets bei seinem Herrn ein, dann gebrauchen sie einander, dieser füttert ihn, und dafür läßt sich jener an den Schlitten spannen. Der Hund ist das einzige Hausthier des Kamtschadalen; ohne den zottigen, wolfsähnlichen Gefährten würde es ihm unmöglich sein, den Winter über seine Wohnung zu verlassen und sich Nahrung zu suchen. Die Kamtschadalen sind wahre Ichthyophagen; der Fisch ist ihnen alles, er befriedigt alle ihre Bedürfnisse. Statt des Bieres trinken sie Thran; ein in Fäulniß übergegangener Lachs wird als Leckerbissen betrachtet. Doch essen sie auch das Fleisch und Fett vom Bären, von Feldhühnern, ferner frische Malven, Beeren und Wurzeln. Fast alle Kamtschadalen haben ihre ehemaligen heidnischen, abergläubischen Gebräuche und den schamanischen Götzendienst verlassen und sind zum Christenthum (griechisch-russische Kirche) übergetreten. Damit hat eine große Veränderung in ihren Sitten und Gewohnheiten stattgefunden, sodaß sie jetzt in vielen Stücken ihren Oberherren, den Russen, sich nähern; doch haben sie in der Kleidung, in den Wohnungen und bei Zubereitung der Speisen den Schmuz ihrer Vorfahren nicht abgelegt. Der Mann hat seine altväterliche Tracht, seine Hundepelze und Renthierfelle beibehalten, aber die Weiber kleiden sich an Festtagen wie die Kosakinnen. Uebrigens ist der Kamtschadale noch ebenso sorglos und faul, als er es vor Eroberung des Landes durch die Kosaken war, dabei aber ist er gegen Fremde dienstfertig, gutherzig, gastfrei, aufrichtig und friedliebend.

Will ein Kamtschadale heirathen, so muß er um seine Zukünftige bei deren Aeltern dienen. Er geht einfach in das Haus des Vaters, ohne diesem eine besondere Vorstellung zu machen, und beginnt alle Hausarbeiten zu verrichten, wobei Geschicklichkeit und Fleiß ihn seinem Ziele näher bringen. Die Dienstzeit um die Braut dauert verschieden lange, und ist natürlich auch das Einverständniß unter den jungen Leuten dabei von Wichtigkeit. Der Knechtsdienst kann aber vier Jahre lang währen und gefällt der Bewerber auch nach dieser langen Zeit nicht, so ist sein ganzes Streben umsonst

gewesen und er wird fortgeschickt. Zeigt er sich aber als verständiger, fleißiger, geschickter Mensch und gefällt er der Braut, dann darf er sie stehlen, sie aber hütet sich vor ihm, läuft weg und ergibt sich erst nach langem Ringen. Damit ist auch die Hochzeit vollzogen. Die Frau aber, um welche der Mann so lange dienen und freien mußte, behält infolge dessen gewöhnlich das Uebergewicht. Der junge Ehemann wird nach der Hochzeit keineswegs selbständig, sondern er verläßt die Seinigen und zieht zum Schwiegervater, dessen Familie er nun angehört.

Die Kinder bleiben lange, oft bis zum fünften Jahre, an der Mutterbrust; sie wachsen wild auf, kriechen in den Hütten herum und werden mit Fischrogen und Weidenrinde aufgefüttert, oft nehmen sie auch an den Mahlzeiten der Hunde theil. Ist das Kind zwei Monate alt, so erhält es einen Namen; diese sind für beide Geschlechter gleich, sodaß kein Unterschied zwischen Mädchen- und Knabennamen gemacht wird. Erkrankten sie gefährlich, so warf man sie den Hunden vor, von denen sie gefressen wurden, oder ließ sie in den Wäldern verhungern.

Sehr ausgebildet ist das Rechtsgefühl und Strafverfahren für Eigenthumsvergehen. Ein Dieb wurde geprügelt und für unehrlich erklärt; ausgestoßen von der Gesellschaft mußte er fortan für sich als unrein leben, gemieden von jedermann; wiederholte er den Diebstahl, so band man ihn an einen Baum und verbrannte ihm die Handknöchel mit Birkenrinde, sodaß die Hände verstümmelt und fernerhin zum Stehlen untauglich waren. Wegen Landbesitz entstanden nie Streitigkeiten; das dünn bevölkerte Land genügte ihnen; jeder lebte, wo er wollte, und fischte in dem Flusse, an dem er geboren war, der mehr Fische lieferte, als man brauchte.

(*Richard Oberländer.*)

KAMTSCHADALEN (sprachlich). Die Sprache der Kamtschadalen oder Itelmen ist noch so gut wie unbekannt. Die dürftigen Wörterverzeichnisse und Textproben, welche wir besitzen, lassen wol mundartliche Verschiedenheiten, aber keine engeren verwandtschaftlichen Beziehungen zu anderen Sprachen erkennen.

(*G. v. d. Gabelentz.*)

KAMTSCHATKA, große Halbinsel im äußersten Norden Asiens, die 1696 durch Kosaken der russischen Krone unterworfen wurde, ist 270,000 □Kilom. groß, 1350 Kilom. lang, 225—450 Kilom. breit und im Osten vom Berings- oder Kamtschatkischen Meere, im Westen vom Ochotskischen Meere umgeben. Kamtschatka erstreckt sich von NNO. gegen SSW. Die südlichste Spitze der Halbinsel ist das Cap Lopatka unter 51° 4′ nördl. Breite und 154° 22′ östl. Länge.

Kamtschatka bildet eine der interessantesten vulkanischen Regionen unserer Erde. Die Halbinsel ist ein Glied in der langen Reihe vulkanischer Bildungen, die sich am Nord- und Westrande des Stillen Oceans hinziehen und im ehemaligen russischen Amerika beginnen. Vulkanischer Natur sind die Halbinsel Alaska und die davor gelagerten, nach Kamtschatka gleich einer Guirlande herüberschwingenden Aleuten. Von Kamtschatka selbst führen die Kurilen gleichfalls als eine vulkanische Inselreihe nach Japan hinüber, dessen Vulkane ihrerseits in den Liu-Kiu ihre Fortsetzung haben. Es reihen sich südlich daran die vulkanischen Philippinen und die mit Reihenvulkanen besetzten ostasiatischen Inseln bis Sumatra hin. Die vulkanische Thätigkeit des Landes, welche schon in älteren geologischen Perioden begann und überall auf den älteren Formationen mächtige Krater aufthürmte, ist auch jetzt noch bedeutend. Thätige Vulkane zählt man gegenwärtig auf Kamtschatka noch zwölf; sie liegen sämmtlich im Osten der Halbinsel, dem Beringsmeere zugekehrt. Wir nennen: den Schewelutsch-Vulkan, 3215 Meter unter 56° 40′ nördl. Breite (letzte Eruption fand im Februar 1854 statt); die Kljutschewskaja Sopka, 4885 Meter unter 56° 8′ nördl. Breite (letzte Eruption gleichzeitig mit dem Schewelutsch im Februar 1854); den großen Tolbatscha, 2534 Meter unter 55° 51′ nördl. Breite (dampft fortwährend); den Kisimen, 55° nördl. Breite; dieser hat vor etwa 50 Jahren begonnen zu dampfen, jedoch ohne Feuererscheinung. Ferner sind vorhanden der Uson, der Kichpinitsch, der Große Semätschik, der Kleine Semätschik, der Jupanow, der Asatscha, der Tschaochtsch. Unter 53° 17′ nördl. Breite liegt der bekannteste Vulkan Kamtschatka's, der 2715 Meter hohe Awatscha, der dem Vesuv mit der Somma sehr ähnlich ist. Unter den erloschenen Vulkanen sind der kronozker und koriazker die bedeutendsten.

Reich ist auch Kamtschatka an heißen, noch wenig untersuchten Quellen, die nördlichste in 62° nördl. Breite gelegen. Fast zwischen dem 58° und dem 57° treten die jetzt erloschenen Vulkane hervor und vom 57° an, also von dem Punkte, an dem die verlängerte Linie der Aleuten Kamtschatka trifft, bis zur Südspitze, von wo die Vulkanreihe über die Kurilen nach Japan sich fortsetzt, ist der östliche Theil der Halbinsel reich an Vulkanen. Die größte Dichtigkeit der Feuerberge fällt zwischen die Grade 54 und 55, sowie die meisten heißen Quellen um den 53° hervorbrechen. Solfataren und Schwefellager kommen in 62° nördl. Breite bis zur Südspitze vereinzelt, entweder in alten Kratern oder in der Nähe heißer Quellen, vor. Der westliche Theil der Halbinsel weist nur wenige, vereinzelt stehende Vulkane auf, welche ohne Ausnahme erloschen sind.

Eine große Menge Flüsse und Wässer durchströmen die Halbinsel zwischen losen und steilen Ufern nach allen Richtungen; der bedeutendste, die Kamtschatka, durchfließt dieselbe fast in ihrer ganzen Länge und ist 230 Kilom. aufwärts schiffbar. An ihren Ufern liegen die fruchtbaren, für Ackerbau geeigneten Landstriche, wo man Hafer, Gerste, Roggen, Kartoffeln und Gemüse bauen kann, während sich das übrige Land für die Bodencultur nicht eignet.

Das Klima ist rauh und veränderlich, der Himmel fast beständig mit einem undurchdringlichen Nebel bedeckt, durch welchen dunklere, drohende Wolken, die das ewige Grau noch düsterer machen, dahinziehen. Sie bringen meist einen nie endenden, Mark und Bein durchkältenden

Sprühregen mit sich, der oft Monate lang fortdauert. Der Herbst ist hier noch die einzige einigermaßen erträgliche Jahreszeit, der Winter aber schauerlich. Der vom Winde niedergeschlagene Schnee bedeckt die Erde mit einer dicken und festen Rinde, die wie Eis glänzt. Die Stürme heulen und wüthen mit rasender Gewalt aus Südost und machen den Aufenthalt auf dem festen Lande ebenso beschwerlich wie das Befahren des Meeres. Sobald nun die Sonne mit ihren Strahlen auf den unübersehbaren Schneeflächen glitzert, wird das blendende Weiß derselben den Augen so gefährlich, daß Entzündungen derselben nichts Seltenes sind. Der Winter währt neun Monate. Die mittlere Temperatur der drei Sommermonate übersteigt nicht 10°, während im Winter das Quecksilber häufig gefriert. Milder ist es nur in den Gebirgsthälern. Die Vegetation ist da überall sehr üppig, wo der Boden vulkanischer Natur ist. Die feuchte Luft befördert den Gras- und Wiesenwuchs, sodaß 3 Meter hohes Gras keine Seltenheit ist. Zwischen dem Grase stehen riesige Doldengewächse, wie Heracleum dulce und Compositen, wie Senecio cannabifolius. Infolge dieser Weiden gedeiht die Viehzucht. Sehr auffallend am kamtschadalischen Rindvieh ist seine Begierde nach Fischen, die keineswegs durch Mangel an anderer Nahrung entsteht. Die kamtschadalischen Pferde verzehren mit Vorliebe rohes Bärenfleisch. Die Berge und Ebenen sind mit Wäldern von Birken, Zirbelkiefern (Pinus cembra), Erlen, Cedern und Lärchenbäumen bestanden, welche letztere ein vorzügliches Schiffsbauholz liefern. Im nördlichen Theile der Halbinsel ist der Boden nur mit Renthiermoos bedeckt. Die Gewässer sind ungemein reich an Fischen, besonders Lachsen (Salmo Lycaoon), das Meer an Walen, Robben, Kabeljaus, Heringen und Wasservögeln. Von Säugethieren gibt es namentlich schwarze Bären, wilde Renthiere, Wölfe, Füchse, Ottern, Zobel, Hermeline, Hasen, Murmelthiere, wilde Schafe (Argali) und eine ganz besondere Art von Hunden, die, wenig verschieden vom Wolfe, zum Ziehen der Schlitten gebraucht werden. Die wesentlichste Nahrung der Kamtschadalen liefern die Zugfische (Lachsarten), die alljährlich in ungeheuerer Zahl und mit bewundernswerther Regelmäßigkeit stromaufwärts steigen, und an Sapory (Sperrdämmen) mit Mordy (Reusen) in ungezählten Massen gefangen werden. Ebenso wichtig wie die Fischzüge für den Haushalt der Bewohner sind die Wanderungen der Sammelmäuse (Arvicola oeconomus), die „Bauern" der Kamtschadalen, da sie für diese große Vorräthe von Lilienknollen (von der Fritillaria sarana) sammeln, die gewöhnlich in dem Baue jener hülfreichen Thiere gefunden werden. Die Sammelmäuse unternehmen gleich den Lemmingen große Wanderungen. Das Fett des braunen Bären wird sehr geschätzt, denn ein einziges größeres Thier liefert Beleuchtungsstoff genug, um einen Hausstand ein volles Jahr zu versorgen. Eine nicht zu unterschätzende Landplage aber sind die Mücken.

Die Hauptansiedelungen der Halbinsel sind die Festung Petropawlowsk, die 13,425 Werst von St.-Petersburg entfernt ist, 480 Einwohner zählt und während des Krimkrieges im Jahre 1854 ein Bombardement der englischen Flotte auszuhalten hatte. An der großen, nach innen zu fast kreisförmig entwickelten Awatschabai belegen, bilden hier bei heller Witterung die steilen, mit ewigem Schnee gezierten Vulkankegel, die bis über 4000 Meter ansteigen, ein prachtvolles Panorama.

Auf einer langen Landzunge an der Kuchta-Bai, welche einen schmalen, flußähnlichen Ausgang ins Meer hat, liegt die Handels- und Militärstation Ochotsk; der Ort war früher weit blühender als jetzt. Der unfruchtbare Boden, das strenge Klima und die Trägheit der von Fischfang, Jagd und Viehzucht lebenden Einwohner sind jedem industriellen Fortschreiten der Russen hinderlich. Im Jahre 1850 noch zählte die Stadt, eine der kleinsten des russischen Reiches, 748 Einwohner, heute nur 210. Seit die Amurmündung, das östliche Küstenland der Mandschurei, sammt der Insel Sachalin russisch geworden, hat sich der Handelsverkehr von den Küsten des Ochotskischen Meeres abgelenkt.

Die Russen kamen schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach Kamtschatka und 1697 galt die Halbinsel als unterworfen. Die Eingeborenen leisteten ihre Abgaben (Jassak) in Pelzwerk, blieben aber den Unterjochern abhold und wurden mehr und mehr durch die Bedrückungen der Kosaken erbittert, sodaß 1730 ein blutiger Aufstand ausbrach.

Um das Land zu heben, sandte Rußland schon frühzeitig Verbannte dorthin, unter denen viele gebildete Männer sich befanden. Der merkwürdigste unter diesen, der durch seinen Aufstand und die Flucht von Kamtschatka sowie durch seine späteren Lebensschicksale berühmt werden sollte, war der ungarische Magnat Graf Moritz August v. Benjowsky (s. d. Art., sowie dessen Werk: „Des Grafen Moritz August v. Benjowsky Begebenheiten und Reisen, von ihm selbst beschrieben." 2 Bände. Hamburg 1797).

Seit dem Aufstande Benjowsky's im April 1771, der, unterstützt durch Afanasia, die Tochter des Gouverneurs Nilow, das Fort und die Stadt Bolscheretzk mit seinen 56 Mitverschworenen nahm, die Staatskassen und Pelzvorräthe, die sich in den kaiserlichen Magazinen vorfanden, plünderte, worauf Alle, mit Einschluß der als Mann verkleideten Afanasia, auf dem Schiffe „Peter und Paul" verließen, um sich zunächst nach der Insel Formosa einzuschiffen, ist Bolscheretzk, die ehemalige Hauptstadt Kamtschatka's, mehr und mehr herabgekommen. Damals muß es stark bevölkert gewesen sein, denn die Verschworenen konnten allein über 1000 Weiber und Kinder in die Kirche einsperren. Gegenwärtig ist es ein verwilderter Ort, dessen Charakter ganz der unfreundlichen und einförmigen Natur der Umgebung entspricht.

Die Kamtschadalen (s. d.), kaum noch 4000 an der Zahl, bewohnen die Mitte und die Westseite der Halbinsel, die Korjäken (s. d.) haben den Norden inne, die Lamuten (s. d.) dringen immer weiter von den Küsten des Ochotskischen Meeres vor und haben schon den mittleren Theil des Westgebirges in Besitz genommen. —

Vergl. Steller, Reisen und Beschreibung von Kamtschatka, Leipzig 1774, mit Kupfern.
(*Richard Oberländer.*)

KAMTSCHIK (Kamtschyk, bulgarisch Kamčija), Fluß in Bulgarien, der südlich von Varna ungefähr unter 43° nördl. Breite ins Schwarze Meer mündet. Er entsteht aus zwei Quellflüssen, dem Akili-Kamtschik und dem Deli- oder Mali-Kamtschik, deren Vereinigungspunkt südlich von Pravadi in der Nähe des Dorfes Kote liegt. Der Akili-Kamtschik entspringt nordwestlich von Kazan (Kotel) an den Abhängen des Sakar- und Kazan-Balkan; der Deli-Kamtschik aus einer Reihe von Quellflüssen zwischen Sliven und Kazan. — Zum Kamtschik-System gehört auch der südlich von Razgrad entspringende, von Norden nach Süden fließende Sodzak-Kamtschik (s. Kanitz, Donaubulgarien und der Balkan, 2. Aufl., Band III., Leipzig 1879). (*R.*)

KAMYSCHEWA, Bucht des Schwarzen Meeres an der Südwestspitze der Krim, eine Verlängerung der Bucht von Sewastopol und die vorletzte bis zum Vorgebirge Chersones, von Sewastopol an gerechnet. Die Kamyschewa-Bucht befindet sich östlich von der Kasatschja-Bucht, mit ihrer Spitze nach Süden, mit der Oeffnung nach Norden gekehrt. Die Länge der Bucht beträgt $3^5/_8$ Kilom., die Breite an ihrer Oeffnung 2800 Fuß, die Tiefe 80 Fuß, näher dem Ufer aber nur 8—12 Fuß. Im Krimkriege 1854—1855 diente die Bucht während der Belagerung Sewastopols als Hafenplatz für die französische Flotte. (*A. v. Wald.*)

KAMYSCHIN, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Saratow, 201 Kilom. südwestlich von Saratow, am rechten Ufer der Wolga am Einfluß der Kamyschinka in dieselbe gelegen. Die Stadt wurde 1668 auf dem linken Ufer der Kamyschinka gegründet und zwar gegenüber der kleinen von Peter I. angelegten Festung Petrowsk. Im J. 1710 wurden die Einwohner auf das rechte Ufer übergeführt und die Stadt erhielt den Namen Dimitriewsk. 1722 besuchte Peter der Große die Stadt. Im J. 1774 wurde dieselbe von Pugatschew eingenommen, geplündert und die Bewohner aufgehängt. 1780 erhielt Dimitriewsk den Namen Kamyschin und wurde zur Kreisstadt der saratowschen Statthalterschaft erhoben. Im 18. Jahrh. besuchten Pallas, Lepedjin und Falk dieselbe und fanden hier eine kleine Festung, die aus einem von Gräben umgebenen und mit Palissaden versehenen Erdwalle bestand. Im Innern derselben befanden sich eine Kirche, die Commandantur und andere Gebäude. Hinter der Festung lag eine schlecht gebaute Sloboda mit zwei Kirchen, deren Einwohner sich mit Fischfang, Schiffahrt und mit dem Handel mit den Kirgisen beschäftigten. Gegenwärtig hat die Stadt vier Kirchen, 146 Kaufläden, eine Kreis- und eine Elementarschule, drei Talgschmelzereien, zwei Gerbereien, eine Bierbrauerei und 16,375 Einwohner. Berühmt sind die Wassermelonen von Kamyschin, die von hier nach Moskau, Petersburg und in alle Gegenden Rußlands ausgeführt werden. Durch ihre günstige Lage an der Wolga und an der großen Poststraße nach Astrachan, sowie durch den am linken Wolga-Ufer liegenden nikolaewskischen Hafen hat die Stadt für den Handel große Bedeutung. So führt Kamyschin jährlich bis 800,000 Pud Salz und eine große Menge von Früchten auf dem Landwege nach Tambow, Woronesch, Rjäsan und andern Gouvernements aus. Viele Kaufleute treiben bedeutenden Handel mit Holz und Theer. Die bedeutendsten Handelsartikel der Stadt bilden aber Getreide, Fische und Talg, die auf der Wolga nach den nördlichen Gouvernements ausgeführt werden (Getreide und Mehl 1,071,000 Pud, Salz 266,795 Pud, Talg 15,601 Pud, Fische, Fischthran und Kaviar 8600 Pud). Die zwei Jahrmärkte, am 9. Mai und 14. Sept., sind nur wenig besucht. — Der Kreis Kamyschin, der den südlichen Theil des Gouvernements umfaßt, nimmt einen Flächenraum von 203 □Meilen ein und hat einen für den Ackerbau sehr günstigen Boden. In demselben leben circa 90,000 deutsche Colonisten, die sich hier unter Katharina II. ansiedelten. (*A. v. Wald.*)

KAMYSCHINKA oder Kamyschenka, rechter Zufluß der Wolga im europäisch-russischen Gouvernement Saratow. Die Kamyschinka entspringt im kamyschinskischen Kreise, strömt in einer Länge von 39 Kilom. durch ein tiefes Thal und ergießt sich bei der Stadt Kamyschin in die Wolga. Da die Kamyschinka in der Nähe des Flusses Ilowla fließt, so kam Peter der Große auf den Gedanken, beide Flüsse durch einen Kanal zu verbinden, um auf diese Weise die Wolga mit dem Don in Verbindung zu setzen. Es wurde bereits mit der Arbeit dazu begonnen, doch der Plan damals aufgegeben. Im J. 1768 wurde derselbe wieder aufgenommen und den Professoren Lowitz und Inochodzew zur Begutachtung übergeben. Doch auch diesmal kam es zu keinem Resultat. (*A. v. Wald.*)

KAMYSCHLOW, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Perm, 573 Kilom. südöstlich von Perm, an dem Einflusse des Flüßchens Kamyschlowka in die Pyschma und an der Poststraße nach Sibirien. Von den früheren Befestigungswerken der Stadt hat sich nur noch ein hoher Erdwall erhalten, der unweit der Kathedrale liegt und auf dem einst ein Thurm mit Kanonen gestanden haben soll. Eine gußeiserne Kanone steht auch heute noch bei der Kathedrale. Die Stadt hat 2300 E., zwei Kirchen, 210 Kaufläden, eine Kreis- und eine Elementarschule, eine öffentliche Bank, eine Leinwandfabrik, drei Talgschmelzereien und drei Jahrmärkte (vom 13.—21. Feb., vom 14.—20. Juli und vom 29. Sept.—15. Oct. a. St.). Die Kaufleute treiben einen nicht unbedeutenden Getreidehandel mit den uralischen Bergwerksorten und den benachbarten Kreisen des Gouvernements Tobolsk. — Der 251 □Meil. enthaltende Kreis Kamyschlow liegt ganz in Asien und zwar auf dem östlichen Abhange des Uralgebirges. Hier befindet sich die große Kamensk'sche Eisengießerei, in der gußeiserne Maschinen und Kanonen für die russische Armee verfertigt werden. (*A. v. Wald.*)

KAN, ein 580 Kilom. langer Nebenfluß des Jenisei im asiatisch-russischen Gouvernement Jeniseisk, entspringt im östlichen Theile des Kanskischen Kreises aus den Bergseen des Sajanskischen Gebirges. Die

Ufer des Kan sind in seinem oberen Laufe bergig und höchst malerisch, aber nach der Vereinigung mit seinem rechten Zufluß Agul werden sie niedrig. Von hier an bis zur Mündung in den Jenisei ist der Boden des Flußthales fruchtbar und zum Ackerbau geeignet. Die Strömung des Kan ist ruhig und wird nur im Frühling reißend, wenn der Fluß seine Ufer überschwemmt. Der Kan ist schiffbar und ziemlich tief. In seinem unteren Laufe finden sich Stromschnellen, von denen die bedeutendsten sind: 1) die Nischnaja (22,5 Kilom. von der Mündung des Kan); 2) die Kossai (45 Kilom.); 3) Arakssejew (89 Kilom.). Der Kan gefriert zu Ende des November und ist sieben Monate im Jahre eisfrei. An seinem unteren Laufe haben sich Russen angesiedelt, an dem oberen wohnen die Kamassinzen und Karakassen. Im obern Stromgebiete sind Goldlager aufgefunden worden, von denen die bedeutendsten an den Zuflüssen Mala-Jangota und Tukscha liegen (circa 10 Pud Gold jährliche Ausbeute). Die Hauptzuflüsse des Kan sind rechts der Agul und der Kurysch, links die Urja und die Rybnaja. (*A. v. Wald.*)

KANA (*Κανᾶ* im Neuen Testament), Flecken im alten Galiläa, besonders bekannt durch die „Hochzeit zu Kana", auf welcher Jesus Wasser in Wein verwandelte (Joh. 2, 1 fg.). Nach Joh. 4, 46 traf hier Jesus mit dem königlichen Beamten von Kapernaum zusammen, der ihn um Heilung seines kranken Sohnes angehen wollte. Aus demselben Kana in Galiläa stammte ohne Zweifel auch der Apostel Simon (Matth. 10, 4; Mark. 3, 18) und Nathanael (Joh. 21, 6). Josephus gedenkt des Fleckens in seiner Biographie (Cap. 16) als seines Aufenthaltsortes; auch Antiquitt. 13, 15, 1 und Bell. Jud. 1, 17, 5 dürfte dasselbe Kana gemeint sein.

Die jetzt herrschende Pilgertradition erblickt das alte Kana in Kefr Kenna, einem Dorfe, 6,5 Kilometer nordöstlich von Nazareth, welches nach Socin (in Baedeker's „Palästina und Syrien", 2. Aufl., Leipzig 1880, S. 263) von etwa 300 griechischen Christen und ebenso viel Muslimen bewohnt wird und noch antike Mauern und Säulenreste enthält. Aber trotz des steinernen Kruges, der in der griechischen Kirche daselbst als Denkmal des Weinwunders gezeigt wird, ist die Tradition im Irrthum. Bereits Robinson (Palästina III, 443 fg.) hat nachgewiesen, daß die heutige Mönchstradition über die Lage von Kana erst im 16. Jahrhundert entstanden ist, um den Pilgern den Umweg über das wirkliche Kana zu ersparen, während ihnen Kefr Kenna auf der gewöhnlich eingeschlagenen Route von Nazareth nach Tiberias bequem am Wege liegt. Die ältere Tradition dagegen erblickte das neutestamentliche Kana richtig in der heutigen Ruinenstätte Ḳânâ el-Djelîl (d. i. Kana in Galiläa), auf einem Hügel am nördlichen Rande der Ebene Battauf, fast 13 Kilom. nördlich von Nazareth (vergl. hierzu besonders Furrer in Schenkel's Bibellexikon III, 479 fg.; die große Karte des englischen Palestine Exploration Fund, London 1880, Section V, bezeichnet den Ort als Khurbêt Ḳâna, d. i. Ruine von Kana).

Ein anderes Kana wird im Alten Testament Jos. 19, 28 als Ortschaft im Stamme Asser erwähnt; auch dieses hat sich erhalten in dem heutigen Christendorf Ḳânâ mit circa 2000 Einwohnern, 13 Kilom. südöstlich von Tyrus. (*E. Kautzsch.*)

KANÄ (*Κάναι*) oder Kane (*Κάνη*), eine an der Westküste der kleinasiatischen Landschaft Aeolis, gegenüber der Südostspitze der Insel Lesbos, bis zur Höhe von 2562 engl. Fuß sich erhebende Bergmasse (heutzutage Karadagh genannt) zwischen den Städten Atarneus und Elaia, welche das Thal des Flusses Kainos gegen Westen, den Elaïtischen Meerbusen gegen Norden abschließt. In älterer Zeit soll das ganze Gebirge oder auch der westlichste Vorsprung desselben, der von den Geographen als das Vorgebirge Kane (*Κάνη ἄκρα*) im engeren Sinne bezeichnet wird, den Namen Aiga (oder Aix) geführt haben, eine Benennung, von welcher einige alte Etymologen den Namen des Aegäischen Meeres (*Αἰγαῖον πέλαγος*) herleiteten (*Strabon* XIII, p. 615; Schol. Apollon. Rhod. Arg. A, 1165). Auch ein an einer nicht mehr genau zu bestimmenden Stelle des Gebirges gelegenes Städtchen, welches nach der Tradition von Lokrern aus Kynos gegründet worden war, sowie ein westlich unterhalb des höchsten Gipfels des Gebirges gelegener Bergsee werden mit dem Namen Kanä benannt (*Strab.* a. a. O.; *Steph. Byz.* u. *Κάναι*). (*C. Bursian.*)

KANAAN, hebr. Kenáʿan, d. i. „Niederland", bezeichnet ursprünglich die Küstenebene am Mittelländischen Meere zwischen Berytos (dem heutigen Beirut) im Norden und Gaza im Süden. Der Name steht im Gegensatz, nicht zu Arâm (dessen angebliche Bedeutung „Hochland" weder sprachlich zu begründen ist, noch dem geographischen Thatbestand entspricht), sondern zu dem Gebirge, welches den größten Theil von Palästina einnimmt (vergl. 4 Mos. 13, 29). Dabei läßt sich jedoch in den bezüglichen Stellen des Alten Testaments ein vierfacher Sprachgebrauch unterscheiden. Im engsten Sinne bezeichnet Kanaan den Küstenstrich nördlich vom Karmel, welchen die „Kanaaniter" im engsten Sinne (s. u.), d. h. die Phönizier, bewohnten; so zum Beispiel Jes. 23, 11. In weiterem Sinne ist unter Kanaan auch die südlich vom Karmel gelegene philistäische Küstenebene mit eingeschlossen (vergl. Zeph. 2, 5); in noch weiterem Sinne auch das Niederland um den oberen Jordan, etwa zwischen dem See Merom und dem See Gennezareth (vergl. 4 Mos. 13, 29: die Kanaaniter am Meere und neben dem Jordan; Jos. 11, 3: die Kanaaniter im Osten und Westen). Im weitesten Sinne aber wird Kanaan auf ganz Palästina westlich vom Jordan übertragen und steht dann als „Land Kanaan" dem „Lande Gilead", d. i. dem Ostjordanlande, gegenüber (vergl. 4 Mos. 32, 29. 30. 33; 51. 35, 14, wo die drei Freistädte jenseit des Jordans von den dreien „im Lande Kanaan" unterschieden werden). So erklärt sich auch, wie Jes. 19, 18 die (hebräische) Sprache, die überall in Westpalästina gesprochen wurde, als „Sprache Kanaans" bezeichnet werden konnte.

Nach ihrem Wohnlande Kanaan nun heißen die

heidnischen Stämme, welche vor der Einwanderung der Hebräer und noch lange nach derselben (s. u.) zwischen dem Jordan und dem Mittelmeere saßen, Kanaaniter (hebr. Kenaʿanî). Wenn das Alte Testament (1 Mos. 10, 15 fg.) umgekehrt den Namen Kanaan von dem Stammvater der elf kanaanitischen Stämme herleitet, so ist dies die gewöhnliche Zurückführung ethnographischer Verhältnisse auf die persönliche Verwandtschaft der aus den Volksnamen entnommenen Stammväter. Dabei verdient jedoch besondere Beachtung, daß Kanaan 1 Mos. 10, 6 (vergl. auch 9, 22 fg.) als ein Sohn des Ham bezeichnet und somit die Kanaaniter sammt den Aegyptern und Aethiopiern der hamitischen Rasse zugezählt werden. Diese Angabe erscheint nun allerdings deshalb sehr auffällig, weil die nicht unbedeutenden Reste der phönizischen Sprache — und die Phönizier waren der vornehmste Stamm der Kanaaniter — durchgängig in nächster Verwandtschaft mit dem hebräischen, also dem semitischen Sprachstamme stehen. Was liegt also näher als die Annahme, daß die Kanaaniter in Wahrheit vielmehr Semiten gewesen und von den Hebräern nur aus Nationalhaß den verachteten Hamiten beigezählt worden seien? Aber so großen Beifall diese Annahme auch bis heute gefunden haben mag, so erweist sie sich doch bei näherer Prüfung keineswegs stichhaltig. Erstlich ist ein besonderer Haß gegen das Hauptvolk der Kanaaniter, die Phönizier, geschichtlich nicht zu constatiren; im Gegentheil wurden von David und Salomo die freundschaftlichsten Beziehungen zu denselben gepflegt. Sodann haben sich die Hebräer sonst unumwunden als nahe Verwandte auch solcher Völker bekannt, die ihnen in der That verhaßt waren, wie die Edomiter, Moabiter, Ammoniter. Endlich zeigt die ganze Art der Phönizier bezüglich der Staatsverfassung, der Kunst, Industrie, des Handels u. s. w. ein durchaus unsemitisches Gepräge. Um so schwerer ist es denkbar, daß sich die Hebräer über die Rassenzugehörigkeit dieser ihrer nächsten Nachbarn so gröblich geirrt haben sollten. Die Gemeinsamkeit der Sprache kann somit nur daraus erklärt werden, daß die Kanaaniter nach ihrer Einwanderung in Palästina die Sprache der semitischen Ureinwohner annahmen. Selbst das wäre nicht unmöglich, daß sich dieser Sprachentausch schon früher vollzogen hätte, als die Kanaaniter noch im Osten (nach phönizischer Ueberlieferung am Persischen Golf) in semitischer Umgebung wohnten.

Wie bei dem Namen Kanaan ist auch bei dem Volksnamen „Kanaaniter" ein weiterer und engerer Sprachgebrauch im Alten Testament zu unterscheiden. Im engeren Sinne bezeichnet er die wirklichen „Niederländer", d. h. die Bewohner der Küste nordwärts vom Karmel, also die Phönizier. Diese heißen Kanaaniter bald im Gegensatz zu den Pheresitern (1 Mos. 13, 7; 34, 30; Richt. 1, 4. 5), bald zu den Hevitern und Hethitern (2 Mos. 23, 28) am öftersten aber zu fünf andern kanaanitischen Stämmen, nämlich außer den bereits genannten noch zu den Amoritern und Jebusitern (2 Mos. 3, 8. 17; 23, 23; 33, 2; 34, 11; 5 Mos. 20, 17; Jos. 9, 1; 11, 3 fg.; 12, 8; 5 Mos. 7, 1; Jos. 3, 10; 24, 11; Neh. 9, 8 werden außerdem noch die Girgasiter, 1 Mos. 15, 19 fg. noch vier weitere, allerdings nichtkanaanitische, Stämme genannt. Daß in allen diesen Stellen unter den Kanaanitern eben die Phönizier zu verstehen seien, ergibt sich nicht nur aus 4 Mos. 13, 29; Jos. 13, 4; 2 Sam. 24, 7; Jes. 23, 11; Obadja 20; Matth. 15, 22, sondern auch aus der Thatsache, daß der Name Kanaaniter im Hinblick auf den Handelseifer der Phönizier geradezu auch „Kaufmann" oder „Krämer" bedeutet (Hos. 12, 8; Jes. 23, 8; Hiob 40, 30; Zeph. 1, 11; Sach. 14, 21; Ezech. 17, 4; Spr. 31, 24). Noch der Kirchenvater Augustin berichtet (im 5. Jahrh. n. Chr.), daß sich die punischen (von den phönizischen Colonisten abstammenden) Bauern in seiner Umgebung als „Canani" bezeichnet hätten. Die Bedeutung der Phönizier als des Hauptvolkes der Kanaaniter wird 1 Mos. 10, 15 in der Form ausgedrückt, daß die älteste phönizische Stadt, Sidon, für den erstgeborenen Sohn Kanaan's erklärt wird.

Die Völkertafel schließt sich somit dem weiteren Gebrauch des Namens „Kanaaniter" an, indem sie (1 Mos. 10, 15 fg.) sämmtliche kanaanitische Stämme, elf an der Zahl, als Söhne Kanaan's, des vierten Sohnes Ham's, aufzählt. Derselbe weitere Gebrauch findet sich in der Mehrzahl der alttestamentlichen Stellen, nämlich in Beziehung auf die Patriarchenzeit 1 Mos. 12, 6; 24, 3. 37; 38, 2; 50, 11; in Beziehung auf die Zeit der israelitischen Einwanderung in Kanaan 2 Mos. 13, 11; 15, 15; 4 Mos. 14, 25 fg.; 21, 1. 3; 33, 40; 5 Mos. 11, 30; Richt. 1, 1. 3. 9. 10. 17; Neh. 9, 24; in Bezug auf die Königszeit 1 Kön. 9, 16 u. a. Wenn aus der Patriarchenzeit auch nur wenige Städte genannt werden (Sodom und Gomorrha, Sichem, Hebron), so erscheinen doch schon damals die Kanaaniter als ein höher cultivirtes Volk. Und wenn die von Mose entsandten Kundschafter berichten (4 Mos. 13, 27 fg.), daß das Land von Milch und Honig überfließe, stark bevölkert und mit sehr festen Städten bedeckt sei, so entspricht dies ganz den sonstigen Ueberlieferungen über die Eroberung des Landes. Dieselbe vollzog sich keineswegs so rasch und so einfach, wie es besonders nach dem Buche Josua (z. B. 10, 40 fg.) scheinen könnte. Mag es auch eine richtige Erinnerung sein, daß den Israeliten die vollständige Ausrottung der Kanaaniter zur Pflicht gemacht war, indem das Maß ihres Frevels nun voll sei (vergl. 1 Mos. 15, 16), so werden wir doch durch zahlreiche Stellen belehrt, daß sich Reste der Kanaaniter noch bis in die späteste Zeit unter Israel behaupteten. Nach Richt. 2, 20 fg. geschah dies zur Strafe für den Götzendienst Israels und um sie zu versuchen, ob sie fortan Gott gehorchen würden; nach 3, 2 dagegen, um ihnen fortgesetzt Gelegenheit zu geben, sich in den Waffen zu üben. Der geschichtliche Hergang dürfte der gewesen sein, daß sich die Israeliten nach der Eroberung des festen Jericho durch einen raschen Vorstoß im Lande festsetzten (vergl. besonders Jos. 10 über die Schlacht bei Gibeon), zumal sich immer nur einige der zahllosen Städtekönige (Jos. 12, 9 fg. werden deren 31 aufgezählt,

Richt. 1, 7 sogar 70 erwähnt) zu einer gemeinsamen Action aufrafften. Dennoch wird Jos. 16, 10; 17, 12 fg.; Richt. 1, 27 fg. eingeräumt, daß sich Israel vielfach nur im Gebirge behaupten konnte, da ihnen die Kanaaniter in der Ebene durch ihre festen Städte und ihre eisernen Streitwagen weit überlegen waren. Und auch da, wo die Festsetzung in der Ebene gelang, mußte man sich im günstigsten Falle begnügen, die Kanaaniter zinspflichtig zu machen. Dies gilt insbesondere von dem Gebiet der nördlichen Stämme (Asser, Sebulon, Naphthali, Westmanasse), welches daher noch im 8. Jahrhundert (Jes. 8, 23) als „Bezirk der Heiden" bezeichnet wird. Daß die Kanaaniter während der ganzen Richterzeit durch ihren Götzendienst und wol auch durch ihre Laster (auf die 1 Mos. 9, 22; 18, 20; 19, 4 fg. hingewiesen wird) einen unheilvollen Einfluß auf Israel ausübten, wird durch zahlreiche Zeugnisse des Alten Testaments bestätigt. Diesem Zustande wurde erst ein Ende gemacht, als David nach der Eroberung von Jebus (Jerusalem), das bis dahin noch immer in den Händen der Kanaaniter geblieben war, den Grund zu einem wirklichen Staat der Israeliten legte. Aber noch bis in die Zeit Salomo's hat sich ein Kanaaniterstaat zu Geser behauptet (1 Kön. 9, 16), und wenn Salomo nach 1 Kön. 9, 20 fg. auch die letzten Reste der Kanaaniter zum Frondienste zwang, so bedeutete dies doch nicht ihre völlige Ausrottung. So begreift sich, daß nach Esra 9, 1 fg. noch im 5. Jahrhundert v. Chr., also lange nach dem Exil, über die Vermischung von Israeliten mit kanaanitischen Weibern geklagt werden konnte. (*E. Kautzsch.*)

KANACHOS von Sikyon, Bruder des kaum weniger angesehenen Bildhauers Aristokles, erscheint nach den spärlichen Angaben der Alten als einer der bedeutendsten unter den archaischen Meistern des Peloponnes. Seine Lebenszeit läßt sich nicht genau bestimmen. Daß seine Werke strenger gehalten waren und der Naturwahrheit noch ferner standen als die Schöpfungen des Kalamis (*Cic.* Brut. 18. 70), daß Pausanias (VII, 18. 10) ihn Zeitgenosse des Kallon von Aegina nennt und ein Epigramm des Antipatros ihn mit Ageladas zusammenstellt, bezeichnet nur allgemein die Epoche. Einen zweifelhaften Anhalt gibt die von dem Künstler für das Branchidenheiligthum bei Milet verfertigte Apollonstatue. Wäre es sicher (wie Urlichs mit andern gegen Brunn behauptet[1]), daß dieses Werk bei der Plünderung und Niederbrennung des Tempels Ol. 71, 3 (494 v. Chr.) von Dareios nach Ekbatana entführt worden sei, so könnte seine Entstehung nicht später fallen, wohl aber, wenn man O. Müller's Einwendungen (Kleine deutsche Schriften II, 540) verwerfen will, noch in die 60. Ol., in welcher Ageladas' Thätigkeit schon bezeugt ist, zurückverlegt werden. Andere Schriftsteller, deren Angaben mit genügenden Gründen nicht angefochten werden können, schreiben die Entführung des Bildes dem Xerxes zu, der nach der Schlacht von Mykale (Ol. 75, 2 = 479) den Tempel plünderte, Zeugnisse, die freilich der Rückwärtsdatirung ebenfalls ziemlichen Spielraum lassen.

Von seinen Werken war die erwähnte Statue im Didymäon bei Milet, über deren Größe wir nichts wissen, die berühmteste. Sie stellte den Apollon als Philesios, unbekleidet, mit einem Hirsch auf der Hand dar und war in Erz (äginetischer Mischung) gegossen. Bei Plinius (34, 75) findet sich eine Beschreibung der Anbringung des Attributs, wonach der Hirsch (die handschriftliche Ueberlieferung spricht freilich von einem Raben) derart beweglich war, daß, wenn man an einem Faden zog, die Füße sich wechselnd hoben und senkten (E. Petersen, Archäol. Zeitschr. 1880 S. 22 fg., 192 fg.). Ein ähnliches Werk, in Größe und Auffassung dem vorigen gleich, nur aus anderm Material und zwar aus Cedernholz bestehend, hatte Kanachos für das Heiligthum des ismenischen Apollon in Theben ausgeführt. Daß so weit auseinanderliegende Tempel übereinstimmende Götterbilder bestellten, erklärt sich leicht aus der innern Verwandtschaft dieser Cultusstätten, die beide von Delphi aus gegründet waren. Sikyon, die Vaterstadt des Künstlers, besaß von seiner Hand ein Sitzbild der Aphrodite von Gold und Elfenbein. Die Göttin trug den Polos auf dem Haupte und in der einen Hand einen Mohnkopf, einen Apfel in der andern, Attribute, die an älteren Aphroditebildern auch sonst vorkommen. Im Verein mit seinem Bruder Aristokles und dem argivischen Meister Ageladas arbeitete Kanachos an einer Gruppe von drei Musen, die seinige hielt eine Hirtenflöte. Endlich werden von ihm Erzstatuen von Knaben auf Rennpferden erwähnt, wol Standbilder, die für in Festspielen errungene Siege errichtet wurden. Nur ganz allgemein wird angegeben, daß Kanachos (vermuthlich wird der ältere als der berühmtere gemeint sein) auch in Marmor gearbeitet habe. Er beherrschte also die Technik nach allen Seiten, da ihm die Arbeit in Stein und Erz, in Holz und in der mühsamen Chryselephantinkunst geläufig war.

Ueber den stilistischen Charakter seiner Werke läßt sich kaum eine Vorstellung gewinnen aus den wenigen Nachbildungen, die sich von der didymäischen Apollostatue erhalten haben. Es sind dies zunächst Darstellungen auf Münzen von Milet (Overbeck, Gesch. d. Plast. I, 3. Aufl., Fig. 14; Archäol. Zeitschr. 1879, Taf. 7), vielleicht entstanden, nachdem die Statue durch Seleukos Nikator dem Heiligthum zurückgegeben worden war und das Interesse sich wieder dem alten Tempelbild zuwendete. Zum Theil zeigen diese Münztypen den Hirsch mit aufgerichtetem Vorderkörper, sodaß man sich die Beine beweglich denken kann. Uebereinstimmend im Schema der Anlage ist eine kleine Bronzefigur strengen Stils, ehemals bei Payne Knight, jetzt im Britischen Museum (Rayet et Thomas, Milet et le Golfe Latmique pl. 28), welche beide Hände vorstreckt und in der Rechten den Hirsch trägt, während in der Linken der Bogen befestigt war.[2])

1) Urlichs, Die Anfänge der griech. Künstlergeschichte I, 17; II, 5. — Brunn, Sitzungsberichte der münchener Akademie der Wissensch. 1871, S. 522 fg.

2) Eine Nachbildung in Marmor enthält das Museo Chiaramonti des Vaticans (Gerhard, Ant. Bildwerke I, 11).

Der Typus selbst ist ein in der archaischen Kunst allgemein benutzter und nur eine Fortbildung des schon in älteren Apollostatuen vorkommenden Schemas. Nur auf einer Verbesserung einer verderbten Stelle des Pausanias (V, 24. 1) beruht die Vermuthung von Urlichs (Skopas, p. 72), daß Askaros von Theben aus der Schule des Kanachos hervorgegangen sei. — Kanachos von Sikyon, vielleicht ein Nachkomme des vorigen, wird von Plinius (34, 50) unter den Künstlern der 95. Ol. angeführt und war nach Pausanias (II, 13. 7) ein Schüler des berühmten Polykleitos. Mit anderen Künstlern der Schule von Argos war er an der großen Gruppe, welche die Lakedämonier zur Erinnerung an den Sieg von Aegos-Potamos in Delphi aufstellten, betheiligt (Paus. X, 9. 10). In Olympia stand von ihm die Statue eines Faustkämpfers Bykelos. — Kanachos, ein dritter Bildhauer dieses Namens, ist neuerdings durch eine Inschrift aus Hyettos in Böotien bekannt geworden (Bull. de corresp. hellén. 1878, p. 506, cf. Bezzenberger, Beiträge II, 29). (*Th. Schreiber.*)

Kanagawa, japanische Hafenstadt, in neuerer Zeit mit dem nahen Yokuhama (s. d. Art.) zu Einem Handelsplatz vereinigt.

Kanakas, Kanaken, die Bewohner der Sandwichsinseln (s. d. Art.).

KANAL, im allgemeinen ein künstlich hergestellter Wasserlauf (s. Kanäle), nennt man in der Oceanographie einen Meerestheil, welcher auf zwei einander entgegengesetzten Seiten von Land begrenzt ist und nach beiden Enden hin zwei Meere miteinander in Verbindung bringt. Der Name ist also gleichbedeutend mit Meerenge, Sund oder Straße. Ausnahmsweise findet sich auch ein schmaler, nach innen sich spitz verschmälernder Meerbusen einmal Kanal genannt, wie der Kanal von Bristol in England.

Als Eigenname gehört das Wort einem Theile des Atlantischen Meeres, welcher diesen Ocean mit der Nordsee in deren südlichen Theilen verbindet und zugleich England von Frankreich trennt. Bei den Alten Mare Britannicum (bei Pomp. Mela), genannt, heißt er bei den Engländern der Englische oder Britische Kanal (English oder British Channel), bei den Franzosen La Manche (der Aermel), und ist das am meisten befahrene Meer der Welt. Seine Fläche ist etwas größer als die von Irland oder gleich der von Andalusien, 1566 geogr. □M. oder 86,230 □Kilom. Nach WNW. verschmälert er sich ansehnlich, und wird im 4. Meridian W. von Paris durch die Halbinsel Cotentin und die Insel Wight gewissermaßen in eine östliche und eine westliche Abtheilung geschieden. Im Westen ist die Entfernung der Insel Ouessant (engl. Ushant) bis zum Cap Landsend 180 Kilom.; 3,5° östlicher hat er zwischen Cancale und der Mündung der Exe seine größte Breitendimension, nämlich 249 Kilom.; zwischen der Pointe de Barfleur und der Südspitze der Insel Wight 97 Kilom., und im Osten an seiner schmalsten Stelle, dem Pas-de-Calais oder der Straße von Dover, dem Fretum Gallicum oder Britannicum der Alten, hat er nur 32 Kilom. Breite. Seine Länge beträgt 560 Kilom. — Den Boden bildet in überwiegendem Theile Sand, aber auch in ansehnlicher Ausdehnung mehr oder weniger zerkleinerter Fels und zwar von Ouessant bis zum nördlichen Theil von Cotentin hin, also fast den Busen St.-Malo erfüllend, und von hier in einem breiten Streifen hinüberführend nach Landsend, sowie von Cotentin in einem noch breiteren Streif gegen Portland und Wight hin; endlich in geringerem Umfange innerhalb der Straße von Dover. Die Tiefenlinie von 100 Meter läuft von Ouessant geschlängelt westlich um die Scilly-Inseln herum; die 50-Meterlinie bleibt beiden Küsten ziemlich nahe, entfernt sich jedoch ansehnlich im St.-Malo-Busen, sodaß sie westlich um die Kanal-Inseln läuft, und bleibt auch von der Nord-Ost-Ecke von Cotentin bis 1° 40′ westl. Länge weit von der französischen Steilküste entfernt, während sie der Küste Englands näher liegt. Der 5. Meridian, welcher Guernsey und Portland berührt, durchschneidet in 49° 50′ nördl. Breite die schmale, von Süd-West nach Nord-Ost gerichtete, 3 Kilom. lange und 6 Kilom. breite Fosse centrale, wo innerhalb einer 100 Meter-Umgrenzung im Süd-Westen sich 115 Meter finden, im 5. Meridian 150 Meter und im Nord-Westen bei Alderney 174 Meter, also das tiefste Loch des Kanals.

Der Kanal ist für ein gefährlicheres Wasser verschrien, als er in der That verdient; aber doch kann der Schiffer in demselben nie das Loth entbehren, das ja für Tiefen von 2—3 Faden sichere Auskunft gibt; die Annäherung an die Küsten muß stets sehr vorsichtig geschehen, weil die Ab- und Zunahme der Tiefe zu unregelmäßig ist. Am besten geschieht der Eingang in den Kanal auf der Westseite zwischen 45° 15′ und 45° 25′ nördl. Breite. Die von Westen kommende Flut, welche in einen immer enger werdenden Bereich vordringt, wird im Pas-de-Calais hoch und heftig, schwillt und wird unruhig. Mitten im Kanale kehrt die Strömung um, je nachdem die Flut steigt oder fällt; an manchen Stellen, wie zwischen Havre und Wight, geschieht die Umkehr plötzlich, und die Strömung geht von Osten nach Westen über; an andern wendet sie sich allmählich, bald in dem entgegengesetzten Sinne eines Uhrzeigers, wie zwischen dem Cap la Hague und Start-Point, bald in demselben Sinne wie solcher Zeiger, wie im Osten von Start-Point. Nahe den Küsten Frankreichs und Englands sind die Strömungen, obwol auch wechselnd, doch regelmäßiger, und fast immer von Westen nach Osten oder von Süden nach Norden gerichtet; eine der heftigsten ist die des Raz Blanchard, welche bei steigendem Wasser nach Nord-Ost, bei fallendem nach Süd-West gerichtet ist, und eine Geschwindigkeit von 8 Knoten (14,800 Meter) und mehr in der Stunde erreicht. Die Nebel sind im Kanale überaus häufig. Luftspiegelung sieht man bei schönem Wetter nicht selten über der Küste Frankreichs. Die Westwinde, welche die Seeleute vents d'aval (thalabwärts) nennen, und namentlich die Süd-West-Winde, welche während zwei Drittel des Jahres wehen, besonders im November bis März, bringen oft Stürme und erhöhen die Gewalt der Flut. Ist der Süd-West

im östlichen Theile des Kanals von heftigen Regen begleitet, so springt er oft plötzlich in Nord-West und sogar in Nord-Ost um.

Verfolgen wir zunächst die Küste von Frankreich (nach Levasseur, La France, 1875). Die West-Seite der Bretagne geht beim Rocher du Four aus der Süd-Nord-Richtung in die West-Ost-Richtung über. Westlich davon liegt die granitische Insel Ouessant, berühmt durch die Seeschlachten von 1778 und 1794, und die Reihe von Inseln und Felsen: Molène, Béniguet, Chaussée der Pierres noires u. s. w., welche den ehemaligen Zusammenhang dieser losgerissenen Spitze mit dem Festlande andeuten; zwischen ihnen führen gefährliche Passagen hindurch mit gewaltiger Strömung. An der Küste liegen die Porsal-Felsen, die Pointe de Corsen mit ihrem Leuchtthurme, der westlichste Punkt Frankreichs, und die St.-Mathieu-Spitze, den Schiffern der bekannteste Punkt mit ihrem sich alle 30 Secunden verdunkelnden Leuchtfeuern. Die West-Ecke von Ouessant ist der Leuchtthurm von Créach, 44 Kilom. weit sichtbar. Nach Osten ist die Küste durch ihre Klippen und die wechselnden Flutströmungen gefährlich; manche der zahlreichen Klippen bleiben stets trocken, wie die Sieben-Inseln und der Triagoz mit ihren Leuchtfeuern. Einen halben Grad westlicher folgt das Cap Héaux de Bréhat und der Sillon de Talber, eine natürliche Kiesel-Chaussée, der nördlichste Punkt der Bretagne. Die ganze granitische Küste starrt von Felsen, die von Sand begrenzt werden. Nun folgt der relativ flache Busen von St.-Malo, weniger als 50 Meter tief; zwischen Jersey und dem innersten Busen ist keine Stelle tiefer als 10 Meter; hier ist der Zusammenhang mit den Kanal-Inseln in historischer Zeit durch das Meer gelöst worden. Diese Nordküste der Bretagne ist die felsigste und zerrissenste von ganz Frankreich. Sie beginnt bei der Mündung des Couesnon im Osten, gegenüber vom St.-Michels-Berge, mit dem flachen Sandstrande, welcher den ganzen Hintergrund der St.-Michels-Bai einfaßt; ein Granitdamm schützt die fruchtbare Strecke von Dol. An der Westseite der Bai erhebt sich die Küste und der Granit erscheint; der Strand verschwindet nördlich vom kleinen Hafen Cancale, und es beginnt eine Felsenküste, wo man in der guten Rhede von Cancale vor der Fülle der berühmten Austern nicht fischen kann. Weiter westlich peitscht das Meer die Felsbrocken der Küste, deren letzte den Hafen von St.-Malo decken und deren einer das Grab Chateaubriand's umschließt. St.-Malo, an der Rance-Mündung, und das jüngere, aber schon volkreichere St.-Servan steht auf einer Halbinsel und ist der Haupthafen dieser Nordküste der Bretagne. Westlicher treten überall steile Granitspitzen ins Meer, gesäumt von ausgedehntem Sandstrande, der bei der Ebbe trocken ist; am weitesten tritt Cap Frehel, an einer Felshalbinsel, vor, von wo in 72 Meter Höhe der Leuchtthurm auf 44 Kilom. weit hinstrahlt. Nun entwickelt sich westlich die Bai von St.-Brieuc mit ihren weiten Sand- und Steinstrecken, und bei der Mündung des Gouet liegt der Hafen von St.-Brieuc, genannt le Légué. Die noch weiterhin felsige, fast steile und gezähnte Küste setzt sich nach Nord-Westen fort; man findet hier die Anse (Bucht) von Paimpol, das Aestuar der Trieux, einige gute Fischerhäfen, und am Ende einen langen Strand ganz mit Inselchen gesäumt, welche Reste der unablässig vom Meere gepeitschten Halbinsel zu sein scheinen; die wichtigste ist die Insel Bréhat, deren Hafen Kriegsschiffe aufnehmen kann; die nördlichsten sind die Felsen Héaux de Bréhat, deren Spitzen auch beim höchsten Meere noch mehr als 10 Meter hervorragen; auf ihnen steht ein Leuchtthurm, wie auch auf den 35 Kilom. von der Küste entfernten, mitten in den Fluten aufragenden Douvres-Felsen.

Nun folgt die Westküste der Halbinsel Cotentin, vom Cap de la Hague bis zum St.-Michel-Busen, von Norden nach Süden. Der Rand des Plateau tritt mit dem Nez de Jobourg und Nez de Flamanville an das Meer vor, und diese beiden Caps schließen die Bucht von Vauville ein. Südlicher folgen noch weiterhin Sandstrand und Dünen, nur unterbrochen durch die Rosel-Spitze, Cap Carteret und die versandeten Mündungen von Port-Bail, St.-Germain sur Ay und Regnéville. Der vortretende Fels von Granville bezeichnet das Ende dieser mit Felsen gesäumten Küste, von der nach Süden hin das Meer immer flacher wird. — Die Ostküste von Cotentin. Von der Mündung der Douve im Süden bis la Hougue oder Hogu ist ein sandiger Dünenstrand, weiter im Innern eine Reihe von Hügelrändern; bis auf 6 Kilom. ins Meer treten zwei Sandbänke, welche sich an die beiden Inselchen St.-Marcouf lehnen. Das Fort la Hougue, auf Felsen gebaut und durch eine Chaussée mit dem Lande verbunden, schützt die Rhede von la Hougue, dem einzigen guten Schutz, welchen bei Unwettern die Schiffe westlich vom Seine-Busen finden. Dort wurden nach der ruhmvollen Seeschlacht, welche 1692 Trouville den an Zahl weit überlegenen Engländern geliefert, zwölf französische Schiffe, welche hier Zuflucht gesucht hatten, durch den Feind verbrannt. Von St.-Vaast und der kleinen befestigten Insel Tatihou, welche zur Ebbezeit mit dem Lande verbunden ist, bis zur Saire-Spitze zieht sich eine kleine Bai hin; darauf folgt eine niedrige granitische Küste, mit gefährlichen Felsen gesäumt, im Rücken beherrscht von einigen Rändern, und führt von der Saire-Spitze zum Hafen und der Pointe de Barfleur, aus niedrigen Felsen gebildet, auf denen sich zwei Leuchtthürme erheben mit dem Lichte in 71 Meter Höhe. An diesen Felsen bildet sich die Raz de Barfleur, welche die Schiffer fürchten, hier an der Nord-Ost-Ecke von Cotentin. — Nun wendet sich die Küste plötzlich nach Westen und beschreibt einen Bogen bis zum Cap la Hague, einem syenitischen Vorgebirge, das sanft absinkt, bis die wüthenden Wogen dagegenschlagen. Das Ufer besteht bis dahin ganz aus granitischen oder cambrischen Felsmassen, die den Wellen trotzen, und bietet dem Meere nacheinander das Cap Lévi, die Insel Pelée und die Pointe de Querqueville, zwischen denen der riesige Damm des Hafens von Cherbourg liegt.

Von der Pointe de Barfleur bis zum Cap Antifer

dehnt sich der 103 Kilom. breite Seine-Busen hin; der im allgemeinen nach Osten gerichtete Flut- und der nach Westen gerichtete Ebbe-Strom machen sich mit Gewalt fühlbar; das Meer erreicht dort nirgends 40 Meter Tiefe. Drei Leuchtthürme sind hier ausreichend: im Osten der des Cap la Hève, im Westen der der Pointe de Barfleur, in der Mitte der von Ver. Westlich von der Seine-Mündung streicht die Küste nach Süd-West und bietet fast durchweg einen schönen Sandstrand, welchen an manchen Stellen die Kreide-Falaisen des Auge-Landes und andere Felsen, wie die Roches-Noires, beherrschen und unterbrechen. Da finden sich die Mündungen der Touques und der Dives. Die während des Sommers von den Badegästen viel besuchten zierlichen Dörfer drängen sich nebeneinander: Trouville, Villers, Houlgate, Dives, wo Wilhelm der Eroberer sich nach England einschiffte, Cabourg u. s. w. Zwischen der Dives und Orne treten die Falaisen an die Stelle der Dünen. Jenseit der schlammigen Mündung der Orne, wo sich der kleine Hafen Ouistreham befindet, nimmt die Küste die Richtung nach West-Nord-West; hier findet man noch den Sandstrand und die Seebäder Lion, Langrune, Courseulles, Arromanches, aber das Land hat keine Falaisen; indeß auf Seite des hohen Meeres ist der Strand von einer Schnur niedriger und gefährlicher Felsen begrenzt, den Felsen von Lion, den Bernières-Inseln, dem Plateau des Calvados, eine Felsbank, welche zum Theil trocken bleibt und ihren Namen im 16. Jahrhundert nach einem der Schiffe der unüberwindlichen Flotte erhalten hat, welches in dieser Brandung scheiterte. Westlich vom Calvados ist die Küste im allgemeinen wenig hoch; sie zeigt eine Folge von sandigem Strande, Dünen, cultivirten Anhöhen und kleinen Falaisen bis zur Pointe de la Percée, westlich von der sich eine hohe Falaise findet, dann ein sehr niedriges Ufer, und weiterhin die langen und niedrigen Felsen von Grand-Camp. Diese Felsen säumen eine schlammige, 7,5 Kilom. breite Bai, der Große Vey genannt, welche zur Ebbezeit fast ganz wasserlos wird, sodaß die Bank der Ravine und des Grand Vey trocken werden; im Hintergrunde dieser Bai münden die Vire und die Taute, und dort sind die Häfen von Isigny und Carenton.

Der nächste Küstenstrich reicht bis zur Somme-Mündung. 20 Kilom. südlich von dieser hören die Sümpfe und Dünen, welche sich nördlicher hinziehen, auf. Beim Dorfe Ault erhebt sich die Küste plötzlich in Falaisen; sie nimmt die Richtung nach Süd-West und zieht in sehr leichter Krümmung fort, indem sie überall dem Meere eine 100 und mehr Meter hohe, riesige Mauer aus weißer oder gelblicher Kreide entgegenstellt. Dies ist die Falaise des Landes Caux, in welche die Wasserläufe hier und da tiefe und grünende Risse eingegraben haben. In jedem Einschnitte befindet sich ein kleiner Hafen- oder Badeort: Tréport an der Bresle, Dieppe an der Arques-Mündung, St.-Valéry-en-Caux, Etrétat mit seinen durch die Wogen phantastisch geköpften Falaisen. Der 50 Kilom. weit tragende Leuchtthurm der Ailly-Spitze und der weniger wichtige von Fécamp erleuchten diese Küste. Beim 100 Meter hohen Cap Antifer wendet sich dieselbe nach Süd-Süd-West, und bildet eine gleichförmige Falaisen-Mauer bis zum Cap de la Hève, welches steil 105 Meter vom Meere aufsteigt, und dessen Fuß bestreut ist mit den unablässig von den Wogen zernagten Trümmern der Falaise. Das Leuchtfeuer auf dem Cap hat 121 Meter Höhe über der Meeresfläche und läßt vom Ostpunkte der Seine-Mündung sein elektrisches Doppellicht 56 Kilom. weit sehen. Steigt man von der Falaise nach Süd-Westen hinab, so erreicht man bald durch das zierliche Dorf St.-Adresse den größten Handelshafen Frankreichs am Atlantischen Meere, le Havre, und das Aestuar der Seine, in welches sich die Flut in Gestalt einer furchtbaren Barre stürzt. Zahlreiche Sandbänke, die einen beweglich, die andern festliegend, wie der Amfard und der Ratier, machen die Schiffahrt dieser Küste noch unbequem trotz der zahlreichen bisjetzt dort ausgeführten Verbesserungen. Oestlich von der Linie, welche le Havre mit der Mündung der Dives verbinden würde, findet man zur Ebbezeit nirgends mehr als 5 Meter Wasser.

Von der Somme läuft die Küste gerade nach Norden bis zum Cap Gris-Nez, und von da bis zum Cap Blanc-Nez nach Nord-Osten. Hier ist die bergige und von Jura-Falaisen gesäumte Küste des Boulonnais; hier der kleine Hafen Ambleteuse an der Mündung der Slack, und an der Mündung der Liane der große Hafen von Boulogne, wo die Flut höher steigt als in den übrigen Häfen dieser Küste. Südlich neben Boulogne liegt Cap Alprech. Von diesem bis zur Somme ist die Küste wieder niedrig, mit Dünen und hier und da mit Sümpfen gesäumt. Hier münden die Canche, an der der Hafen Etaples liegt; die Authie, die in einer schlammigen Bai endet; die Somme, an welcher der Hafen St.-Valéry liegt und deren Bai, noch größer und schlammiger, zur Ebbezeit fast trocken ist. In den kleinen Häfen dieser Wasserläufe bereitete Napoleon I. 1804 die Flotille vor, mit deren Hülfe er England vernichten wollte. Mehrere Sandbänke, von denen einige Austernbänke tragen (die Bassure de Bas, die Bänke der Somme), legen sich an diese Küste, wo das sehr wenig tiefe Meer den Schiffern keineswegs gastlich ist, namentlich wenn Süd-West- oder Nord-West-Wind herrscht.

Es folgt nun der Pas-de-Calais, 32 Kilom. breit, in der Mitte 55 bis 62 Meter tief, der zwischen dem englischen Cap South-Foreland und zwei Caps an Frankreichs Küste sich ausbreitet: dem Blanc-Nez (das kleine 60, das große 105 Meter hoch), im Rücken beherrscht von Falaisen, und dem 51 Meter hohen Gris-Nez. Von der hohen Falaise des letzteren Caps, an welcher das Meer unablässig nagt, oder von dem 120 Meter hohen Kuppelberge erkennt man die Küste von Dover, deren Falaisen durch die Uebereinstimmung der Gesteinsschichten den Beweis liefern, daß hier in verhältnißmäßig neuer Zeit England von Frankreich getrennt worden ist. Ueberall erscheinen in dieser Straße zahllos auftauchende Segel und Rauchstreifen, beweisend, daß wir in einem Haupt-Schiffahrts-Bereiche stehen. Der Pilot, welcher

beim Eingange die Bänke Colbart und Varne oder Rothe Bank vermeiden muß wegen der Wirbel und Wellen, welche sie verursachen, und welcher überall Strömungen zu fürchten hat, wird zur Nachtzeit durch eine unausgesetzte Reihe von Leuchtfeuern geleitet. Zwischen Cap Alpreck und Beachy-Head im Süden, Dunkerque und North-Foreland im Norden stehen 25 Leuchtfeuer an Häfen. Das auf dem Gris-Nez, 69 Meter über der Fluthöhe, ist auf 40 Kilom. Ferne sichtbar. Im Pas-de-Calais kommt die Flutwelle aus der Manche und macht sich bis Süd-Foreland und Calais merklich; dort begegnet sie aber einer andern, welche aus der Nordsee ihr entgegenkommt.

Gehen wir zur Küste Englands über*), so finden wir an derselben von Cap Landsend bis Beachy-Head sechs flache Ausbuchtungen, also eine viel geringere Mannichfaltigkeit der Bildung als an der Küste Frankreichs. Ganz im Westen, zwischen 8 und 9° westl. Länge von Paris, liegen im 50° nördl. Breite die Scilly-Inseln oder Sorlingues; dieselben bergen keine Metallschätze; den Namen Kassiteriden oder Zinn-Inseln, womit Großbritannien und Irland bezeichnet wurden, haben erst die Römer fälschlich auf diese Gruppe kleiner Inseln übertragen (H. Kiepert). Dieselben liegen 33,6 Kilom. westlich von Cap Landsend, und nehmen, ihrer 48, im ganzen 2,1 geogr. □M. oder 111,79 Kilom. Fläche ein. Fünf derselben sind bewohnt: St.-Mary, St.-Agnes, St.-Martin, Trescow und Bryer, im ganzen mit 2590 Bewohnern; 18 der übrigen können Gras tragen und Weide bieten, 25 aber sind unfruchtbar, alle aber gehören den Möven und Kaninchen. Von diesen Inseln kommen Kartoffeln und Hummern tonnenweise nach London und Bristol. Kohlen und Wasser führen ihnen die Dampfer zu, auch Mehl, Brot und Holz. Von Süd-Westen und Westen her ist die Annäherung an dieselben gefährlich; man sieht sie aber schon in 24 Kilom. Entfernung. Die größte derselben, St.-Mary, 3,2 Kilom. lang und etwas weniger breit, dazu 39 Meter hoch, trägt eine kleine Stadt von 204 Häusern, mit einer Kirche, zwei Kapellen, drei Schulen, mit mehrern Brunnen und einem Teiche. — Auf dem steilen Felsen Landsend, dessen Nord-Ecke 100 Meter Höhe hat, stehen die Kirchen St.-Buryan und Sennen, in 149 und 109 Meter Höhe; von der Süd-Ost-Ecke, Tol Peden Penwith genannt, im Nord-Nord-Westen 5 Kilom. entfernt, zieht sich eine Gruppe hoher, abgelöster Felsen hin, die Longships-Rocks, welche zwei Leuchtthürme tragen. Oestlich breitet sich die Mounts-Bai bis zum Cap Lizard aus, an welcher Penzance und Ludguan liegen, und welche südlich von ersterem 110 und östlich von letzterem 102 Meter Höhe hat. Penzance, wo die Flut 5,18 Meter Höhe erreicht, besitzt Werft und Trockendock und zwei Molen, deren nördliche 523 Meter lang ist. Die Stadt hatte 1871 10,406 Einwohner und 1874 besaß sie 97 eigene Schiffe von 7187 Tons; es liefen in den Hafen ein 825 Schiffe von 60,744 Tons. Auf dem 62 Meter hohen Cap Lizard stehen zwei 18,3 Meter hohe Leuchtthürme, deren Licht sich in 70 Meter Höhe befindet. — Von Lizard bis Start-Point, im 6. westlichen Meridian, reicht die nächste, 112 Kilom. weite Bucht, an welcher fast nördlich von Lizard Falmouth liegt. Im Westen daneben erhebt sich in 70 Meter Höhe Pendennis-Castle. Der Hafen der Stadt schneidet bis 6,4 Kilom. weit fjordartig nach Norden in das Küstenland hinein. Die Stadt hatte 1871 5300 Einwohner, besaß 131 Schiffe und 606 Fischerboote und zwei Docks; es liefen 1874 ein: 815 Schiffe von 111,046 Tons. Oestlicher folgt Plymouth mit Devonport an der Mündung des 13 geogr. M. langen, in den Mooren bei Moorwinstow, der Nord-West-Spitze von Cornwall, entspringenden Tamar, in dessen Aestuar die Flut auf 3,7 geogr. M. hinaufgeht. Dieser große Handelsplatz, welcher 342 Schiffe von 39,981 Tons nebst 11 kleinen Dampfern besitzt und in dessen Hafen 1874 3522 Schiffe von 596,410 Tons einliefen, besitzt zwei Häfen, Hamoaze und Catwater; ersterer ist die Tamar-Mündung. Zwischen beiden führen drei Einfahrten hindurch: Stonehouse-Pool, Mill-Bay und Sutton-Pool. Der 1812 begonnene prachtvolle Wellenbrecher ist 1554 Meter lang, auf gemauertem Grunde aus Granit und Kalk aufgeführt, darauf steht ein 23 Meter hoher Leuchtthurm und in der Mitte liegt ein elliptisches Fort. Das große Dockwerft nimmt eine Fläche von 28,6 Hektaren ein, ist 2133 Meter lang und hat drei Trockendocks von 81, 64 und 127 Meter Länge. Das Keyham-Dampf-Werft ist 29,2 Hektaren groß. Auch im südlichen Bassin liegen drei Trockendocks von 139, 90 und 106 Meter Länge. Der nördliche der beiden nach Westen abgehenden Zweige des Aestuars führt bis Saltash, wo die 652 Meter lange Royal-Albert-Eisenbahn in 30 Meter über dem Hochwasser über ihn hinüberführt. Das Fabrikwesen dieser Handelsstadt umfaßt Zuckerraffinerie, Darstellung von Seife, Stärke, Papier und Blei. Im Süd-Osten folgt die Bigbury-Bai bis zum 127 Meter hohen Bolt-Head, und dann der Salcombe-Hafen bei einem Oertchen, das 1600 Einwohner zählt und drei Werfte besitzt. Nun folgen Prawle-Point und Start-Point und damit die nächste Bucht. Aber südlich von Plymouth, von dem südlich ihm vorliegenden 107 Meter hohen Penlee-Head 13,6 Kilom. nach Süd-Süd-West, 61,6 Kilom. von Cap Lizard, erhebt sich aus dem Meere der Eddystone-Leuchtthurm. Am Nord-West-Ende eines vom Meere bedeckten Felsens steht der aus Granit gebaute, runde, von unten bis oben 27,13 Meter hohe Thurm, mit rothen und weißen horizontalen Streifen umzogen. In 22 Meter Höhe trägt er ein festes, weißes Licht, welches 21 Kilometer weit sichtbar ist; bei Nebel erfolgen jede halbe Minute fünf schnell aufeinander folgende Glockenschläge.

Die nächste, östlicher gelegene Bucht reicht 73 Kilom. weit von Start-Point bis zur Spitze Bill of Portland und beschreibt etwa den dritten Theil eines Kreises. Zunächst liegt in der Start-Bai die gefährliche Skerries-Bank, mit 2,7, 3,7 bis 7,3 Meter Wassertiefe. Am Nord-

*) (The Channel Pilot, part I. 1878).

Ende dieser Bai erheben sich bei Dartmouth Granit-Tors, z. B. der 465 Meter hohe Rippon-Tor. Der mit tiefem Wasser versehene Ort hat sehr regen Verkehr, obwol nur 5000 Einwohner. Neben ihm liegt die malerische alte Petrox-Kirche und ein Schloß. Dartmouth hat Werfte und besitzt 158 Schiffe von 13,472 Tons nebst 10 kleinen Dampfern. Unfern nördlich folgt die Tor-Bai bis Hopes Neß, an dessen westlichem Fuß Torquay liegt, 0,8 Kilom. davon entfernt, wie auch von dem südlicheren 55 Meter hohen, aus Kalk bestehenden Berry-Head. Der Seebadeort Torquay liegt malerisch da, wo zwei Thäler zum Meere auslaufen. Er hat Molen, aber der Binnenhafen ist zur Ebbezeit trocken. Das südlich beim Berry-Head gelegene Brixham mit 7000 Einwohnern besitzt ebenfalls mehrere Werfte. Nördlich folgt Teignmouth mit einem danebenstehenden 53 Meter hohen Neß aus rothem Sandstein. Es besitzt 49 Schiffe von 5998 Tons, und in seinen Hafen liefen 1874 ein 449 Schiffe von 47,082 Tons. Demnächst an der Mündung der Exe Exmouth, eine Stadt von 7000 Einwohnern, welche ein Schwimmdock von 183 Meter und dabei ein Trockendock von 76 Meter Länge besitzt. — Im Nord-Osten bei Sidmouth erheben sich der 163 Meter hohe Salcombe und der 152 Meter hohe High-Peak. Ueber die Axe-Mündung und Lyme-Regis gelangen wir zur Portland-Halbinsel, welche bis 2,4 Kilom. breit und 5,6 Kilom. lang ist und mit der Bill of Portland endigt. Sie hängt mit dem Festland zusammen mittels eines 200 Meter breiten, 13 Meter über dem Wasser erhobenen Isthmus aus grobem Schiefer, dem östlichen Ende einer merkwürdigen erhobenen Strandlinie, als Chesil-Bank (Kieselbank) bekannt. Der Vern, nahe dem Nordende der Halbinsel, hat 150 Meter über dem Hochwasser; der Knopf der St.-Georgenkirche in der Mitte der Halbinsel 122 Meter. Auf ihr stehen zwei Leuchtthürme und eine Baake; in gewaltigen Steinbrüchen wird der schöne Fels ausgebeutet, aus welchem ein großer Theil Londons gebaut ist. Aber das Meer nimmt jährlich 1 Fuß von der Breite der Landzunge fort. Auf allen Seiten umgibt sie tiefes Wasser, das eine sehr heftige Flut-Race erzeugt. An der Nord-Ost-Seite der Landzunge wird durch einen 2750 Meter langen Wellenbrecher ein 572 Hektaren Fläche umfassender Nothhafen gebildet. 3,6 Kilom. im Süd-Osten der Spitze liegt die sehr gefährliche Shambles-Bank.

In der nächsten kleinen Bucht, vom Bill of Portland bis Durlston Head, also zwischen den Halbinseln Portland und Purbeck gelegen, ist zunächst an Portland Weymouth ein beliebtes Seebad entstanden. Es ist durch eine Drahtbrücke mit dem daneben gelegenen Melcombe-Regis verbunden, und zählt mit diesem 13,257 Einwohner; es besaß 1874 44 Schiffe von 3569 Tons nebst 6 kleinen Dampfern.

Von Durlston Head bis Selsea-Bill reicht die sehr mannichfaltig durch Vor- und Zurücktreten der Küste gestaltete Strecke, vor welcher die Insel Wight liegt. Gleich nördlich von ersterem Cap bildet ein Busen fast einen Binnensee, der in die Höhen eingreift, und an dessen Nordseite liegt Poole, ein Ort von 10,129 Einwohnern, die bedeutenden Außenhandel treiben. Der Ort hat große Quais, besitzt 61 Schiffe von 5755 Tons nebst 4 kleinen Dampfern, und es liefen 1874 in ihn ein 689 Schiffe von 55,557 Tons. — Am West-Ende der Insel Wight steigen die aus weißem Kalk bestehenden Felsen senkrecht aus dem Meere auf, welche the Needles heißen. Auf dem äußeren Nadelfels erhebt sich ein weißes Leuchthaus, und am Meere liegt Hurst-Castle, daneben Batterien; auf Hurst-Point gewahrt man zwei Leuchtthürme von 15,8 und 25,9 Meter Höhe. Im Innern von Wight liegt die Hauptstadt Newport. 20 Kilom. im Süd-Westen von den Nadeln steht St.-Catherines Leuchtthurm, und bis dahin steigt die südliche Küstenebene an und weiter bis zum Süd-Ost-Punkt der Insel Dunnose, über welchen sich St.-Boniface-Down 235 Meter hoch erhebt. Darauf senkt sich das Land wieder bis zu dem 65 Meter hohen Culver-Kliff. Das Süd-Ende der Insel ist der höchste Punkt derselben, der 245 Meter hohe St.-Catharinen-Berg, 1,6 Kilom. innerhalb, nördlich vom Cap. Längs der Uferklippe ziehen sich hier die 150 Meter hohen steilen Undercliffs hin: der niedergebrochene Küsten-Felsrand, und zwar bis Dunnose. Am nördlichsten Punkte der Insel liegt zu beiden Seiten des Medina-Flusses West- und Ost-Cowes, ein Haupt-Bade- und Jacht-Ort und Station des königlichen Jacht-Geschwaders. Der Ort hat 2,7 bis 4,3 Meter Wasser bei Ebbe, Werft und Trockendock und treibt großen Handel. Nahe südöstlich erheben sich die beiden Thürme der königlichen Osborne-Villa, des Sommersitzes der Königin. — Auf der Nordseite der Needles befindet sich der Eingang zu dem Solent genannten Kanal zwischen Hurst-Point und dem Eingange zum Southampton-Wasser; in ihn münden der Lymington- und der Newtown-River. Bis auf die schlammigen Solent-Bänke ist er gefahrlos. Southampton-Water ist einer der schönsten englischen Häfen mit ganz sicherem Zugange. Das Flut-Bassin hat 5,5 Meter Wasser bei niedrigstem Stande und ist von einem 1000 Meter langen Quai, von ausgedehnten Speichern u. s. w. umgeben. Das Schwimmdock, von 4 Hektaren Fläche, ist 235 Meter lang und 160 Meter breit; es hat bei niedrigstem Wasser 7,6 Meter Tiefe. Drei große Trockendocks sind vorhanden, umgeben von 1524 und 1830 Meter langen Quais. Die 3 Stunden lange Eisenbahn von London führt bis an die Docks. Ein Quarantäne-Etablissement ist vorhanden. 1874 liefen ein 4750 Schiffe von 982,957 Tons. — Das Wasser im Osten des Southampton-Wassers, zwischen dem östlichen Foreland von Wight und dem Selsea-Bill, heißt die Rhede von Spithead; von ihr nach Norden geht es in den Hafen von Portsmouth; an der Ostseite desselben liegt am Westrande der Halbinsel, oder Portsea-Insel, wie sie genannt wird, Portsmouth; nördlich daneben Portsea, und südlich von Portsmouth, am Süd-Ende der Insel, Southsea-Castel. Gegenüber auf der linken Küste liegt zwischen dem Haslar- und Weevil-Creek die Stadt Gosport, und südlicher stehen die Forts Gilkicker, Monkton und Blockhaus; der so beschützte Eingang ist zwischen

dem Blockhaus im Westen und dem Rundthurme im Osten 238 Meter breit; westlich liegen das Kanonenwerft und das königliche Dock-Werft, 46 Hektaren groß. Die Hafenfronte hat 1067 Meter Länge. 1874 hatte Portsmouth im Besitze 277 Schiffe von 18,780 Tons nebst 23 kleinen Dampfern. — Aus dem Nordtheil des Hafens führt nach Osten der Hilsea-Kanal nach dem östlichen Nachbar-Gewässer von Langston, und von diesem wieder östlich, zwischen den Inseln Thoree und Hayling, die Hayling-Straße nach dem 25 Kilom. östlich von Portsmouth gelegenen Chichester. Spit-Sand ist im Süden ein werthvoller Schutz des Hafens, zu welchem der Zugang zwischen dem Outer-Spit und den Horse-Sands 0,6 Kilometer breit ist.

Oestlich von Selsea-Bill folgt die lange Linie des Ouwers genannten faulen Grundes und der gefährlichen Felsmassen mindestens 8 Kilometer im Süd-Osten. Mit Ausnahme des 9 bis 13 Meter tiefen Swash-away-Kanals ist es eine einzige Leiste gefährlicher Felsen. 1,6 Kilometer westlich von Selsea-Bill fangen die Ouwers an neben dem High-house bei der Selsea-Straße, und gehen in zwei parallelen Leisten, die Straßen genannt, nach Osten. In verschiedenen Theilen sind sie mit verschiedenen Namen belegt: so am Ost-Ende die Mixon mit einem Leuchtthurme; die Dries, die Mittel-Ouwer, die Außen-Ouwer mit dem Elbogen; Eastborough-Head und West-Head; daran schließen sich die Felsen der Hooe-Bank; innerhalb dieser langen Linie von Gefahren findet sich der Looe-Strom, welcher bei Tiefstand 4,9 Meter Wasser hat.

40 Kilom. östlich von Selsea-Bill, in der Mitte zwischen Wight und Dunge-Neß, folgt der Hafen Shoreham, welcher so verbessert ist, daß er alle schweren Schiffe bei Hochwasser aufnehmen kann. Er liegt an der Mündung des Adur, die Stadt hat 4000 Einwohner, besitzt 141 Schiffe von 29,388 Tons, und es sind 1874 eingelaufen 697 Schiffe von 68,394 Tons. — Nur 7,2 Kilom. östlicher folgt Brighton, ein Ort, dessen Bewohnerzahl sich innerhalb 50 Jahren vervierfacht hat, obwol keine Industrie vorhanden ist, sodaß sie 1871 103,760 betrug. Längs der Küste zieht sich eine 5 Kilom. lange Reihe schöner Gebäude hin. — Mitten zwischen Brighton und Beachy-Head liegt an der Mündung der Ouse Newhaven, ein Oertchen von 1800 Einwohnern, das 26 Schiffe von 2871 Tons und 8 kleine Dampfer besitzt, und wo 832 Schiffe von 139,183 Tons einliefen.

Es folgt das 168 Meter hohe Beachy-Head, weiße Klippen, genannt die Sieben Schwestern. Die größte Höhe, nämlich 191 Meter, hat Fairlight-Down, wo das Licht sich in 182 Meter Höhe befindet. Die Klippe selbst ist grauer Sandstein, und oben befindet sich grünes Weideland. Der Strand östlich nach Hastings ist mit zahlreichen Martellothürmen besetzt. Gerade in der Mitte zwischen Beachy-Head und Dunge-Neß liegen die Felsen Royal-Sovereign-Shoals, wo 1756 der Royal-Sovereign scheiterte. Nördlich davon finden wir Hastings, zwischen Bexhill und Fairlight, dicht westlich an den Sandsteinklippen und zum Theil sich im Thale zwischen den Höhen hinanziehend, auf denen die Ruine eines alten Schlosses und drei Windmühlen stehen; die westliche Fortsetzung des Ortes ist das aus schönen Villen bestehende St. Leonard. Hastings ist ein wichtiger Fischer-Ort, und sein Ufer ist flach und felsig. — Rye-Harbour ist im Bette des Flusses Rother gebildet, unfern von dessen Mündung. Der Ort hatte 1871 8288 Einwohner, besaß 88 Schiffe von 6911 Tons, und es liefen ein: 353 Schiffe von 23,560 Tons. — Oestlicher, zwischen ihm und Hythe, liegt der ausgedehnte Landstrich Romney-Marsh, dessen Süd-Ost-Ende Dunge-Neß heißt. Hier steht in 137 Meter Höhe ein 28 Meter hoher Leuchtthurm. Davon östlich liegen an der Küste die Sandbänke Newcombe, Swallow und Roar-Banks. Dann folgt bis Folkestone hin wieder längs der Küste eine einzige Felsenleiste. Der 5,6 Hektaren große Hafen von Folkestone gehört der Süd-Ost-Eisenbahn-Compagnie, deren Dampfer von hier nach Boulogne gehen. Die Stadt hat 12,694 Einwohner, und besaß 1874: 32 Schiffe und 35 große Lugger, zusammen von 3554 Tons. — Nur 9 Kilom. östlicher liegt an der Westseite einer 12 Hektaren großen Bai Dover. Der 4,8 Hektaren umfassende Hafen, über welchem sich auf der Höhe ein historisches Schloß erhebt, ist mit dem 2,4 Hektaren großen Granville-Dock und dem 4,6 Hektaren großen Pent oder Wellington-Dock verbunden. Er hat bei Nippwasser 4,3 Meter Tiefe. Die Admiralitäts-Mole ist 667 Meter lang. Dover hatte 1871 28,270 Einwohner, besaß 54 Schiffe von 4075 Tons, und es liefen ein 2132 Schiffe. — 9 Kilom. im Nord-Osten, 32,8 Kilom. Ost-Nord-Osten von Dunge-Neß und 28,4 Kilom. von Gris-Nez erhebt sich das kühne Kalkvorgebirge South-Foreland, an den horizontal hindurchgehenden Feuerstein-Schichten kenntlich. Zwei Leuchtthürme, 21 und 15 Meter hoch, zeigen ihr Feuer in 113 und 84 Meter Höhe über dem Hochwasser.

Für große Schiffe beginnt in der Dover-Straße die gefährliche Fahrt zwischen Dunge-Nez und Gris-Nez. Hier liegen Bänke von grobem Sande und Muscheln, deren hauptsächlichste und gefährlichste sind: Varne mit 2,7 Meter Wasser; Ridge oder Colbart mit 1,8; Bassurelle mit 6,8 Meter; Vergoyer mit 3,66 Meter Wasser. Beide erstere, miteinander parallel gehend und gleichweit von England und Frankreich gelegen, befinden sich recht in der Mitte des Hauptweges der Dover-Straße. Auch die Ridens sind eine bedenkliche Kies- und Sandsteinbank, aber mit 18 Meter Wasser. — 24 Kilom. nördlicher ist das 18 bis 36 Meter hohe North-Foreland, aus fast senkrechten Kalkklippen bestehend, welche von der Nord-Ost-Seite der Insel Thanet die Seefronte bilden. Das Licht eines 26 Meter hohen Leuchtthurmes befindet sich in 58 Meter Höhe. An der Küste zwischen Süd- und Nord-Foreland ziehen sich die Downs genannten zahlreichen Bänke hin, in deren Zwischenkanälen wol ein Schiff ankern kann; der gewöhnlich Downs genannte Kanal befindet sich bei der Stadt Deal, zwischen Walmer-Castel und dem nördlichen Theile der Stadt. —

Die weiter östlich in der Dover-Straße gelegenen Goodwin-Sands sind seit Herstellung der beiden Leuchtthürme und der 19 Baken nicht mehr so gefährliche Sandbänke wie ehemals. Man unterscheidet nördliche und südliche Goodwins; die letzteren heißen auf der Ostseite Süd-Goodwin und Süd-Calliper, auf der Westseite Bunt und Fork. Beide sind in ihrem nördlichen Theile bei Tiefwasser an manchen Stellen um 1,2 bis 2,1 Meter über Wasser. Die gewöhnliche Passage von den Downs nach der Nordsee ist der Gullstrom (Möven-Strom), welcher den Goodwin- vom Brake-Sande und den einzelnen Sandbänken bei Ramsgate trennt. Ramsgate ist ein Hafen- und Badeort von 23,000 Einwohnern, und besitzt 176 Schiffe von 6545 Tons.

Das Project, an der schmalsten Stelle des Kanals Frankreich und England mittels eines unterseeischen Tunnels und einer Eisenbahn zu verbinden, wurde zuerst 1858 durch Thomé aus Gamond aufgestellt, welcher sich seit langer Zeit mit der Idee beschäftigt hatte. Der Tunnel durch den Mont-Cenis hat 12 Kilom. Länge, der durch den St.-Gotthardt wird 15 haben, und der von South-Foreland bei Dover nach Sangalle bei Calais würde 50 Kilom. lang sein, wovon 28 unter dem Meere befindlich. 1872 begann eine Gesellschaft von Kapitalisten und Ingenieuren zu London das Project zu studiren. Man wollte auf jeder Seite des Kanals einen 100 Meter tiefen Schacht hinabführen und dann 1 Kilom. weit in einer Galerie unter das Meer vordringen. Hawkshaw schlug eine genauere Linie vor, welche aber wenig von der der Franzosen abwich. Der Boden des Meeres wurde auf dieser Strecke genau erforscht, und es zeigte sich, daß derselbe nirgends tiefer als 53 Meter liegt; man braucht nicht weiter als 127 Meter in die Erde zu gehen, dann bleiben vom Tunnel bis zum Meeresgrunde nach oben immer noch 74 Meter, also eine ansehnliche Kirchthurmshöhe. Den Meeresgrund bildet eine sehr dicke, compacte, vermuthlich homogene Schicht von zerreiblicher Kreide, welche auf englischer Seite 140 und auf französischer 230 Meter mächtig ist, ohne Zweifel aber continuirlich unter dem Meere hindurchsetzt. Die schon vorhandenen unterseeischen Bergwerksstollen ermuthigen zu solchem Unternehmen, da dieselben für die Ausführbarkeit sprechen. So zum Beispiel erstreckt sich die Kohlengrube Huel Coke, 1778 angelegt, auf 150 Meter unter das Meer, und stellenweise ist oberhalb derselben nur eine 5 Meter dicke Felsschicht, ja man ist bis auf 1,2 Meter an den Meeresgrund herangegangen. Die Gruben in Cornwall gehen ebenfalls unter das Meer, auch die von Whitehaven in Cumberland u. s. w. In Botallaels sucht man das Erz in 640 Meter Entfernung von der Küste, und in Whitehaven sind Galerien bis in 5 Kilometer weit unter das Meer geführt, und von da aus laufen mehrere hundert Kilometer weit die Gänge in 70 und 220 Meter Tiefe unter Meer. Brunton's Bohrmaschine soll eine Röhre von 2,1 Meter Weite in die Kreide treiben, und wird in der Stunde mehr als 1 Meter vorschreiten, sodaß also zwei Jahre bis zur Vollendung der Röhre vergehen würden, wenn von beiden Enden aus gebohrt wird. Das würde 20 Millionen Francs kosten. Diese Röhre aber genügend zu erweitern, würde ferner 100 Millionen kosten, einschließlich des Baues der beiden Rampen zum Anschlusse an die Eisenbahnen. Mitten im Tunnel würde sich der culminirende Punkt in 130 Meter Tiefe unter dem Meeresniveau befinden, von welchem aus die Bahn mit 37 Centimeter per Kilom. nach beiden Seiten hin fällt und das Grundwasser zu den Pumpen führt, 12,5 Kilom. zur Dover-Rampe und 14 Kilom. zur Calais-Rampe, welche beiden 10,5 und 10 Kilom. Länge haben müßten. Statt des Mauerwerkes hat Austin große ineinandergreifende Blocks aus Beton vorgeschlagen, welche nicht von der Feuchtigkeit angegriffen werden, schnell und einfach an Ort und Stelle zu schaffen sind, sodaß in 24 Stunden 20 laufende Meter herzustellen wären; dazu würden drei Jahre nöthig sein. Der Bau mit Betons würde 3 bis 8 Jahre, mit Ziegeln 15 bis 20 Jahre dauern. Sollte der Tunnel aus drei Doppel-Gleisen in drei Galerien bestehen, so werden die Kosten auf 625 Millionen Francs geschätzt. Nach anderer Schätzung würden 48 Kilom. Weges in 10 Jahren mindestens 250 Millionen verlangen. Solche Unkosten werden schwerlich durch das gedeckt werden können, was der bisherige Handel abwerfen kann. Bei Sangalle war 1878 ein Schacht von 8 Meter Durchmesser auf 100 Meter Tiefe gegraben, 2 Pumpen waren aufgestellt, und die Versuchsgalerie bis unter das Meer war angefangen. Mitte 1882 aber ist der ganze Kanalbau sistirt worden.

(*G. A. v. Klöden.*)

KANÄLE sind künstlich hergestellte Wasserläufe für bestimmte Zwecke. Daraufhin unterscheidet man:

1) Kanäle für Verkehrszwecke. In ihnen dient das Wasser als Communicationsmittel, sie sind künstliche Wasserstraßen. Als solche können sie zur Beförderung des Holzes, Triftkanäle, zum Flößen, Flößkanäle, für den Betrieb der Binnenschiffahrt, Binnenschifffahrtskanäle, als mit Seeschiffen befahrbare Vermittler des Verkehrs zur See, maritime Kanäle, hergestellt werden.

Natürliche Wasserläufe durch künstliche Mittel für Verkehrszwecke dienstbar machen, bezeichnet man mit dem Namen Kanalisirung.

2) Kanäle für Wasserzufuhr. Sie haben die Aufgabe, Wasser an bestimmte Orte zu schaffen und dienen zur Wasserversorgung menschlicher Wohnstätten, zur Bewässerung von Ländereien als Bewässerungskanäle, zur Inbetriebsetzung industrieller Etablissements, als Fabrikskanäle u. s. w.

3) Kanäle für Wasserabfuhr. Sie dienen zur Trockenlegung nasser Ländereien (Entwässerungskanäle), zur Ableitung des Wassers aus Teichen, Seen (Flutgräben), zur Abfuhr des Verbrauchswassers und Unrathes aus menschlichen Wohnstätten, Fabriken u. s. w. (Kloaken). Die systematische Anordnung der unterirdischne Wasserabzüge, durch welche die Abfallstoffe aus Complexen menschlicher Wohnstätten geführt werden, bezeichnen wir mit dem Namen Kanalisation.

Es ist klar, daß Kanäle mehrere Zwecke dieser Art gleichzeitig erfüllen können; so dienen der oberhalb Lingen abzweigende Ems-Kanal, durch welchen ein Theil des Ochsenbruches bewässert wird, der Naviglio grande und der Kanal von Pavia nach Mailand gleichzeitig zur Schiffahrt und Wiesenbewässerung. Der Canal de l'Ourcq versorgt Paris mit Wasser und trägt kleinere Schiffe, die Entwässerungskanäle der Torfmoore Hollands, Ostfrieslands, Oldenburgs und im Bremischen sind zugleich Wege für den Schiffsverkehr u. s. w.

Im Nachstehenden sollen zunächst ausschließlich die Schiffahrtskanäle Betrachtung finden.

A. Allgemeines.

Die Schiffskanäle erhalten ein äußerst geringes oder gar kein Gefälle, sodaß das Wasser in ihnen nur eine unmerkliche Strömung hat oder ganz horizontal steht. Die Schiffe müssen nach beiden Richtungen gezogen werden. Die Kanäle folgen den Erhöhungen und Vertiefungen des Bodens, indem dieselben aus einzelnen verschieden hoch angelegten Strecken (Haltungen) mit ganz oder nahezu horizontaler Sohle bestehen, welche untereinander durch Schleusen, Ascensoren oder schiefe Ebenen verbunden sind.

Wird der Kanal im Flußgebiete parallel zum Flusse gelegt, so nennt man ihn Lateral-Kanal; verbindet er zwei oder mehrere Flußgebiete miteinander, indem er die zwischenliegenden Wasserscheiden übersetzt, wird er Kanal mit Scheitelstrecken genannt.

Der Lateral-Kanal bietet zunächst gegenüber dem schiffbaren Flusse, derselbe mag kanalisirt sein oder nicht, folgende Vortheile:

1) Gleichgünstige Ausnutzung der aufzuwendenden Zugkraft für die Berg- und Thalfahrt.

2) Vollständig geregelte Ufer. Man kann an jedem Punkte mit dem Schiffe halten, dort eventuell ohne große Einrichtung laden und löschen, was insbesondere für den Verkehr landwirthschaftlicher Producte von hohem Werthe ist.

3) Vollständige Unabhängigkeit von den Wasserständen und Hochwassern im Flußgebiete. Der Kanal steht, die Zeit, zu welcher er eingefroren ist, ausgenommen, das ganze Jahr der Schiffahrt offen.

4) Die Möglichkeit besserer Ausnutzung für Be- und Entwässerung des umliegenden Terrains, insbesondere wenn man die Kanäle in die höher gelegenen Abdachungen der Thalsohle legt.

5) Billigere und einfachere Erhaltung der Wasserstraßen.

6) Endlich ist in vielen Fällen eine Kanalisirung des Flusses der großen Wehr- und Uferschutzbauten wegen meist bedeutend kostspieliger als die Anlage eines Lateral-Kanals sammt den Kosten einer bloßen Regulirung des Stromlaufes. Die angegebenen Vortheile machen es erklärlich, daß man so häufig die Anlage eines Lateral-Kanals der Kanalisirung des Flusses selbst vorgezogen. Wir finden parallel zur Marne, Aisne u. s. w. Lateral-Kanäle, obwol die Flüsse selbst, wenn auch ungenügend und nur bei größeren Wasserständen, schiffbar sind.

Profil-Ausmaße. Die Ausmaße der Profile der bestehenden Kanäle weisen große Unterschiede auf und sind im Interesse des durchgehenden Verkehrs Uebereinstimmungen unbedingt erforderlich. Unter den Verticaldimensionen ist insbesondere der normale Tiefgang der Schiffe, die Höhe der Unterkante der Brücken über dem Wasserspiegel, für die Horizontaldimensionen sind die Lichtweite der Schleußen und die nutzbare Länge derselben von Bedeutung.

In Bezug auf die Feststellung der Normaltype für den Umbau bestehender und den Bau neuer Kanäle und künstlicher Wasserstraßen stehen sich Franzosen und Deutsche schroff gegenüber.

In Frankreich war es die Commission für Eisenbahnen und Verkehrswege, die 1874 von der Nationalversammlung zur Berathung der Maßregeln behufs Abhülfe der Transportkrisis eingesetzt wurde und die sich mit dieser Frage in eingehendster Weise beschäftigte.

In Deutschland war es der Techniker-Congreß des Central-Vereins für Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschiffahrt, der im gleichen Jahre nach eingehenden Debatten die Normaltype für das deutsche Wasserstraßennetz festsetzte.

Die französische Commission entschied sich bei den Schleusen für eine obligatorische Breite von 5,2 Meter und eine nutzbare Länge von 38,5 Meter. Bezüglich der Wassertiefe, die nach Abschlag der kleinen und bereits vernachlässigten Kanäle zwischen 1,1 Meter und 1,8 Meter schwankt, da eine nutzbare Wassertiefe von 2,0 Meter und darüber nur selten vorkommt, ist die Commission mit Rücksicht auf die verhältnißmäßig geringeren Kosten einer Vertiefung weiter gegangen, denn sie fixirte die obligatorische Wassertiefe mit 2,0 Meter. Das diesen Dimensionen entsprechende Normalschiff hätte eine Breite von 4,8 Meter, eine Länge ohne Steuer von circa 36,0 Meter, eine Tauchtiefe von 1,65 Meter, und könnte bei voller Tauchung eine Fracht von circa 225 Tonnen befördern. Der Leinpfad soll sich längs aller Wasserstraßen hinziehen.

Der deutsche Techniker-Congreß hat zur Ermittelung der Type für den Ausbau eines deutschen Wasserstraßennetzes ein Normalschiff von 350 Tonnen Tragfähigkeit zur Grundlage angenommen und danach die Dimensionen der Schleusen und Bauwerke und die normale Wassertiefe der Kanäle bestimmt.

Dieses Normalschiff hat bei einem Tiefgang von 1,63 Meter eine Breite von 6,52 Meter und eine Länge von 48,9 Meter, und um die Tauchtiefe den Verhältnissen der hauptsächlichsten Ströme Deutschlands mit etwa 1,45 Meter von vornherein besser anzupassen, bei einer Tauchtiefe von 1,45 Meter eine Breite von 6,75 Meter und eine Länge von 54 Meter, wobei, um die gleiche Tragfähigkeit zu erhalten, die genannten Längen- und Breiten-Verhältnisse vergrößert wurden.

Der Techniker-Congreß bestimmte die Wassertiefe im Kanal ebenfalls mit 2 Meter, erweiterte aber die Drempeltiefe auf 2,5 Meter, ausgehend von dem Grundsatz, daß alle Bauwerke, und somit auch die Drempellage, 0,5 Meter

unter der Kanalsohle liegen müssen, um eine spätere Vertiefung der Kanäle um 0,5 Meter zu ermöglichen. Die nutzbare Länge der Schleuse hatte er mit 57,5 Meter festgestellt, um den Schiffen einen entsprechenden Spielraum in den Schleusen zu gestatten; die Breite der Schleusen blieb die gleiche.

Nach den Bestimmungen des Techniker-Congresses sind die Dimensionen der Normal-Schleusen: Wassertiefe 2 Meter, Drempeltiefe 2,5 Meter, Thorweite 7,0 Meter und nutzbare Länge 57,5 Meter.

Er stellte ferner fest, daß längs der Kanäle Leinpfade zu errichten sind, daß alle fixen Objecte eine lichte Höhe von 4,5 Meter über dem Wasserspiegel zu erhalten haben und daß die Sohle der doppelschiffigen Kanäle eine Breite von 16,0 Meter erhalte, um jederzeit sowol die Touage- wie die Schraubenschiffahrt ohne Gefährdung der Löschungen einführen zu können.

Stellt man nun die französische Type der deutschen Type gegenüber, so erhält man die Abmessungen in Metern:

Dimensionen	Französische Type	Deutsche Type
Wassertiefe im Kanal . . .	2,0	2,0
Drempeltiefe unter Wasserspiegel	2,0	2,5
Schleusen-Breite	5,2	7,0
„ nutzbare Länge .	38,5	57,5
Leinpfade	überall	überall
Sohlenbreite im Kanal . .	—	16,0

Die Trace eines Kanals pflegt sich, wie bei Straßen und Eisenbahnen, aus geraden Linien und Kreisbögen (Curven) zusammenzusetzen. In Betreff der ersteren gilt die leicht zu befolgende Regel, daß die Längen der einzelnen geraden Strecken nicht zu groß sein sollen, weil der Wellenschlag und das Auftreiben des Wassers durch Wind mit der Länge derselben zunimmt. Die Radien der Curven richten sich nach der Länge der Schiffe. Bei einer Schiffslänge von 34,50 Meter hat man auf dem Rhein-Marne-Kanal Radien von 100 Meter, aber auch größere (bis 1200 Meter) zur Anwendung gebracht. Bei älteren französischen Kanälen kommen nicht selten Radien von 30 bis 40 Meter vor.

Um die Beweglichkeit der Schiffe in den Kanälen zu sichern, wird die Breite derselben vergrößert, je kleiner der Krümmungsradius ist; bei scharfen Biegungen kann nöthigenfalls eine bassinartige Erweiterung angeordnet werden.

Um den Uebergang des Schiffes von einem Niveau zum andern zu vermitteln, hat man verschiedene Vorrichtungen und zwar:

1) Schleußen mit festen Kammern (Schiffahrtskammerschleußen).

2) Schiefe Ebenen.

3) Ascensoren.

Bei den unter 1 und 3 angedeuteten Constructionen erfolgt die Hebung in verticaler, bei den unter 2 angeführten in schiefer Richtung in Bezug auf den Wasserspiegel.

B. Schiffahrtskammerschleusen.

Die einfache Schiffahrtskammerschleuse besteht aus einer im Zuge des Schiffahrtskanals gelegenen, ausgezimmerten oder ausgemauerten langen Grube (der Schleusenkammer), welche bis zur Sohle der tiefer liegenden Kanalstrecke hinabreicht und an ihren Enden (den Häuptern) sowol gegen das untere wie gegen das obere Wasserniveau durch Stemmthore abgeschlossen werden kann.

Die Stemmthore sind entweder mit Schützen versehen, oder es befinden sich absperrbare Umläufe nächst den Thoren, um eine Communication des Wassers in die Schleusenkammer oder aus der Schleusenkammer zu ermöglichen.

Kommt ein Schiff im Unterwasser angefahren und ist die Kammer entleert, so zieht man das Schiff bei geschlossenen Ober- und geöffneten Unterthoren in die Kammer, die Unterthore werden geschlossen, und bei den Oberthoren die Schützen oder Umläufe geöffnet, damit aus der obern Haltung Wasser zur Füllung in die Kammer fließen kann. Allmählich füllt sich nun die Kammer bis ins Niveau des Wasserspiegels der obern Haltung, wobei das Schiff mitgehoben wird; nunmehr können die Oberthore, da die Wasserspiegel in der Kammer und der obern Haltung in einem Niveau sind, ohne weiteres geöffnet werden, und das Schiff vermag seine Fahrt flußaufwärts fortzusetzen.

Kommt ein Schiff von oben, so wiederholt sich die Procedur in umgekehrter Weise. Das Schiff fährt in die gefüllte Kammer, die Oberthore werden geschlossen, die Schützen oder Umläufe an den Unterthoren aufgemacht, der Wasserspiegel der Kammer sinkt, mit ihm das Schiff bis ins Niveau des Unterwassers; die Unterthore werden sodann geöffnet und das Schiff kann seine Fahrt in der abwärts gelegenen Kanalhaltung fortsetzen

Gewöhnlich werden die Schleusen nur für ein Schiff gebaut, indeß gibt es auch solche für zwei und mehr Schiffe (Doppel- oder Kesselschleusen), wobei nur die Kammer eine größere Breite erhält, die Häupter jedoch nur für ein Schiff construirt werden. Um hierbei das zuerst in die Kammer hineingefahrene Schiff auch wieder zuerst herausfahren lassen zu können, müssen die beiden Häupter nicht gegenüber, sondern schief versetzt angeordnet werden.

Der Boden des Unterhauptes befindet sich in gleicher Höhe mit dem Boden der Kammer und bilden beide den Unterboden, während der Boden des Oberhauptes um das Gefälle der Schleuse höher liegt und Oberboden heißt. Der Uebergang zwischen beiden wird durch einen steilen Abfallboden hergestellt, der auch in zwei Stufen ausgeführt sein kann.

In jedem der beiden Häupter unterscheidet man die Thorkammern, d. h. die Räume, in welchen die Thorflügel sich bewegen. An beiden Seiten der Thorkammern sind die Thornischen, in welche sich die geöffneten Thor-

flügel derart einlegen, daß kein Theil derselben vor die Mauerflucht zu stehen kommt. Der Theil der Thornische, worin die Wendesäule des Thores sich dreht, heißt Wendenische. Die Stemmthore lehnen sich, wenn sie geschlossen sind, unten gegen die Schlagschwelle oder den Unterdrempel und werden, durch den Druck des höher stehenden Oberwassers, an die Wendenische, die Schlagschwellen und aneinander so fest gepreßt, daß eben hierdurch der wasserdichte Verschluß befördert wird.

Das Gefälle einer Schleuse (Differenz der Ober- und Unterwasserhöhe) beträgt gewöhnlich zwei Meter. Es gibt jedoch auch Beispiele für ein Schleusengefälle von 6 Meter. Bei größeren Gefällen wendet man gekuppelte, d. h. mehrere dicht hintereinander liegende Schleusen an, bei welchen das Unterhaupt jeder oberen Schleuse zugleich Oberhaupt der folgenden unteren Schleuse ist.

Um bei vorkommenden Reparaturen der Thore die Kammern wasserdicht abschließen zu können, befinden sich in den Mauern der Häupter vor und hinter den Thoren (in den sogenannten Vor- und Hinterböden) Dammfalze zum Einlegen der Dammbalken. Bei kleinen Schleusen, die nur eine sehr geringe Breite haben, werden die Thore auch einflügelig construirt. Das Unterhaupt der untersten Schleuse eines schiffbaren Kanals, welche die Verbindung des Kanals mit einem Strome herstellt, muß offenbar die höchsten Wasserstände des letzteren zurückhalten, wozu man das Unterhaupt mit einem zweiten Thorpaare, welches sich in entgegengesetzter Richtung, d. h. nach dem Strome zu öffnet, versieht. Diese Thore nennt man Flutthore. Etagenähnliche Erhöhungen der Oberthore bei Seeschleusen zur Abhaltung eines selten eintretenden hohen Wasserstandes heißen Sturmthore, für welche die gewöhnlichen Oberthore die Rolle der Schlagschwellen spielen. Natürlich muß hierbei auch die Mauerung des Oberthores eine entsprechend größere Höhe erhalten.

Bei den Schleusenkammern unterscheidet man die Kammerwände und den Kammerboden. Gewöhnlich sind die Kammerwände von Stein, häufig von Holz und selten von Gußeisen construirt. Hölzerne Kammerwände sehen wie Bohlwände aus. Sie haben jedoch geringe Dichtigkeit und geben zu häufigen Reparaturen Veranlassung. Massive Kammerwände werden durch Ufermauern gebildet, die am besten aus Quadern mit hydraulischem Mörtel ausgeführt werden. Die Kammerböden bestehen in der Hauptsache aus einem kräftigen hölzernen, auch unter den Mauern sich hinziehenden Rost, der durch Lang- und Querschwellen sowie einen (durch Spundung, Kalfaterung u. s. w. gedichteten) Bohlenbelag gebildet wird und auf eingerammten Pfählen ruht. Unter dem Roste zwischen den Pfählen hebt man den Boden circa 0,6 Meter tief aus und bringt bis zur unteren Fläche des Bohlenbelags sowol unter dem Kammerboden als auch unter den Mauern einen festen Thonschlag ein. Massive Kammerböden werden oft, wenn man einen aufwärts gerichteten Druck befürchtet, mit verkehrten, nach unten convexen Gewölben construirt.

Auch die Schleusenhäupter werden theils mit massiven, theils mit hölzernen Böden und Wänden hergestellt. Hier ist ganz besonders auf Festigkeit und Wasserdichtigkeit zu sehen, da die Schleusenhäupter mit den Thoren dem Drucke des Oberwassers sicher widerstehen müssen und auch kein Wasser zur Seite oder unter dem Boden hindurchziehen lassen dürfen, weil sonst die Erde fortgespült und der Bau gefährdet werden könnte. Um dies zu erreichen, wird unter den Wänden und dem Boden im Grunde eine Anzahl von Quer- und Längsspundwänden geschlagen und der Bau mit großer Vorsicht ausgeführt. Es sind auch Schleusen ganz aus Beton hergestellt worden (so z. B. die Franz-Josef-Schleuse an der Einmündung des Franzen-Kanals in die Donau). Aus gußeisernen Platten bestehende Wände und Böden haben einige Schleusen des Ellesmere-Kanals in der Nähe des Breston-Castle.

Zur Befestigung der Thorflügel dienen Pfannen, in denen sich die Thore mittels am unteren Ende der Wendesäule angebrachter Zapfen drehen, während das obere Ende dieser Säule durch fest mit dem Mauerwerke verankerte eiserne Halsbänder gehalten wird. Zweckmäßiger ist es, das untere Ende der Wendesäule als Pfanne auszubilden und den stützenden Zapfen auf dem Thorkammerboden zu befestigen, da sich auf diese Weise nicht so leicht Sand in die Pfanne hineinsetzt. Um das Sacken der Thore zu verhindern, werden die kreuzweise angeordneten hölzernen Streben und eisernen Zugbänder angebracht. Große Thore läßt man mit ihrer unteren Fläche auf Rollen gehen, oder construirt sie auch hohl, um ihr Gewicht im Wasser zu vermindern. In neuerer Zeit sind mit großem Vortheil gußeiserne, insbesondere schmiedeeiserne Stemmthore angebracht worden.

Bei sehr großen Schleusen hat man an Stelle der festen Thore bewegliche Verschlüsse, die sich als Sperrschiffe quer vor die Oeffnung legen, zur Anwendung gebracht. Fächerthore sind solche, welche sich selbstthätig dem höheren Wasserstande zuwenden, je nachdem derselbe vor- oder rückwärts eintritt; sie finden an Einmündungen von Kanälen ins Meer Verwendung.

Die Erfindung der Kammerschleuse wird dem holländischen Ingenieur Simon Stevin im J. 1618 zugeschrieben. Nach Wiebeking soll bereits zur Zeit Wilhelm's II. 1253 die Genehmigung zum Bau einer Schleuse bei Saardam ertheilt und eine solche 1220 in Amsterdam erbaut worden sein. In einem Werke, das Leon Battista Alberti 1452 dem Papste Nicolaus V. überreichte, findet sich bereits die genaue Beschreibung einer Kammerschleuse. Nach Frisi soll die erste Schleuse 1481 an der Brenta bei Padua erbaut worden sein. Mit Sicherheit läßt sich die Schleuse erst Mitte des 15. Jahrh. nachweisen. In England wurde die erste Schleuse erst bei der Schiffbarmachung der Calder und Aire (das Gesetz datirt vom 4. Mai 1699) in Anwendung gebracht. Wer immer der Erfinder der Kammerschleuse gewesen sein mag, sein Verdienst um die Wasserstraße ist das gleiche wie jenes Stephenson's um Vervollkommnung des Landtransportes.

Wasser-Sparanlagen.

Der hohe Wasserverbrauch bei Schiffahrtskammerschleusen hat zu einer Reihe von Anordnungen Veranlassung gegeben, welche bei wasserarmen Kanälen zur Anwendung gekommen sind und auf folgenden Principien beruhen:

1) Hydrostatische Ausspiegelung in Seitenbassins.

So lange das Wasser in der Kammer noch höher steht als in einem Seitenbassin, wird es nicht in die nächste Kanalstrecke, sondern in dieses abgelassen, bis beide im Niveau stehen. Alsdann schließt man den Verbindungskanal, und beim nächsten Füllen der Kammer läßt man in diese das aufgefangene Wasser wieder zurückfließen. Seitenbassins solcher Art sind mehrfach angewendet und haben sich sehr nützlich gezeigt, um den Wasserverbrauch der Schleusen zu ermäßigen.

Schon Bélidor beschreibt eine Schleuse dieser Art, die von Dubié im J. 1643 erbaut wurde und welche die nach Furnes und Ypern führenden Kanäle verbindet.

Günstiger stellt sich die Kostenfrage und zugleich die Größe der Ersparniß, wenn man nicht eins, sondern mehrere Bassins nebeneinander, also eventuell zu beiden Seiten der Schleuse herrichtet, und dann nicht eine sehr hohe Wasserschicht der Kammer verhältnißmäßig tief hinabfallen läßt, sondern die Wassermenge der Kammer in viele dünne Schichten theilt, dieselben seitwärts mit möglichst kleinem Fallverlust ablagert und dann bei der Wiederfüllung der Kammer diese vielen seitwärts gelagerten Schichten ebenfalls mit kleinstem Gefälle in die Kammer zurückleitet.

Hätten die horizontalen Querschnitte der Seitenbassins die doppelte Größe von denen der Kammer, so würde die relative Ersparung von Wasser sein

bei 1	Seitenbassin	$^2/_5 = 0{,}40$
„ 2	„	$^4/_7 = 0{,}57$
„ 3	„	$^2/_3 = 0{,}67$
„ 4	„	$^8/_{11} = 0{,}73$

Es ergibt sich hieraus, daß man den Wasserbedarf zum Füllen der Schleusen durch Anlage von Seitenbassins allerdings erheblich vermindern kann. Trotzdem ist im ganzen nur wenig Gebrauch von den Seitenbassins gemacht worden, weil außer den Kosten auch der Zeitverlust durch das langsame Füllen und Leeren in Betracht kommt.

Zuweilen hat man zwei gewöhnliche Schleusen unmittelbar nebeneinander erbaut, und indem die Kammern durch einen verschließbaren Kanal verbunden waren, jede dieser Kammern als Seitenbassin der andern benutzt. Dieses System ist an dem Regents-Kanal in England zur Ausführung gebracht.

2) Das Princip des hydrostatischen Auftriebes wurde in etwas abenteuerlicher Weise zuerst von Robert, später von Smith, Simpson u. s. w., endlich von Girard herbeigezogen.

Nach letzterem wird die Füllmasse der Kammer bald in ein festes Seitenbassin hinabgelassen, bald wieder aus diesem in die Kammer hinaufgedrückt, je nachdem ein dieses Seitenbassin nahezu ganz ausfüllendes bewegliches Bassin oder ein Schwimmer aufsteigt oder niedersinkt und in letzterem Falle auf die in dem festen Bassin enthaltene Füllmasse drückt.

3) Benutzung der lebendigen Kraft. Schon A. Wiebe hat den Gedanken angeregt, zwei Schächte durch einen Kanal an der Sohle zu verbinden. Einer der Schächte A ist bis zur Höhe des Oberwassers, der andere B nur bis zur Höhe des Unterwassers gefüllt. Indem man das Wasser in A durch Oeffnen einer Schütze durch den Umlaufkanal in B übertreten läßt, wird dieses infolge der in Wassermasse sich ansammelnden lebendigen Kraft in B bis nahe in das ursprüngliche Niveau von A aufsteigen, in welchem Momente es durch Schließen der Schütze abgesperrt wird. Das zur vollen Füllung noch erforderliche Quantum würde dem Oberwasser zu entnehmen und eventuell zurückzupumpen sein.

Dasselbe Princip wurde von Marquis de Caligny an der Schleuse zu Aubois in dem Seitenkanal der Loire in einem Apparate verkörpert und nebenbei der Druck der Atmosphäre benutzt, um unter einer aufsteigenden, aber im Zufluß begrenzten Wassersäule ein Aufsaugen aus dem Unterwasser zu bewirken. Da es nun, wie leicht nachweisbar, unmöglich ist, die Füllmasse der Kammer durch einmaliges continuirliches Ablassen ganz oder auch nur zum größten Theil vermöge ihrer lebendigen Kraft in einem Seitenbassin bis zur Höhe des Oberwassers wieder aufzufangen, so benutzt der Caligny'sche Apparat nur auf kurze Zeit die größte Entwickelung der lebendigen Kraft, indem er mit mehrfachen Wiederholungen ruckweise arbeitet. Es wird durch Oeffnung eines Ventils in einer recht langen Röhre zunächst aus dem hohen Wasser der Kammer nach einem niedrigen Bassin hin ein Strom erzeugt, das Ventil wird plötzlich geschlossen und das in Bewegung gesetzte Wasser durch seine lebendige Kraft gezwungen, einen höheren Ausweg nach dem Oberwasser hin zu suchen. Sobald die lebendige Kraft hierzu nicht mehr ausreicht, wird das Spiel erneuert u. s. w.

Näheres über die Einrichtung und die Theorie des hochinteressanten Apparates siehe Lagrené: Cours de navigation intérieure, III. Bd.; Annales des ponts et chaussées (März 1869); Journal de mathématiques de Lionville (1838); Comptes-rendus de l'Académie des sciences 1872—73.

Die lebendige Kraft des bewegten Wassers läßt sich außer zur Ersparung des Oberwassers auch für leichtere Bedienung der Schleuse und bequemeres Aus- und Einfahren der Schiffe verwenden.

C. Schiefe Ebenen.

Das Princip der schiefen Ebenen besteht darin, daß zwischen den Endpunkten der zu verbindenden Haltungen eine Bahn angelegt wird, auf welcher eigens construirte Wagen rollen, welche entweder eine Kammer tragen, in der das Schiff schwimmt (1839 Monkland-Kanal) oder das Schiff direct außer Wasser transportiren (1788 bei Ketley sowie Coalsport Shropshire, 1825 beim Morris-

Kanal und in ganz vorzüglicher Weise seit 1845 auf dem Oberländischen Kanal in Preußen).

Die Ebenen setzen sich entweder mit constantem Gefälle von dem Unterkanal bis zum Oberkanal fort, wobei sie nicht unmittelbar in den letzteren, sondern in eine mit diesem verbundene Schleusenkammer eintreten, die abwechselnd mit Wasser gefüllt und geleert wird — oder es befindet sich zwischen beiden ein erhöhter Rücken, der von den Wagen mit den Schiffen überstiegen werden muß.

Die letzte Anwendung gewährt den wesentlichen Vortheil, daß jeder Wasserverlust zum Füllen der Schleuse aus dem Oberkanal vermieden, außerdem auch die Schleuse entbehrt wird, deren Benutzung überdies einige Zeit in Anspruch nimmt. Dagegen tritt hierbei der Uebelstand ein, daß ein fest mit den Radachsen verbundener Wagen, der ein fest darauf sitzendes Schiff trägt, insofern er den Scheitel übersteigen muß, nothwendig nur auf zwei Achsen ruhen darf, soll nicht beim Passiren des Scheitels oder wechselnder Steigungsverhältnisse eine Entlastung einzelner Achsen und hierdurch eine Ueberlastung der übrigen eintreten.

Es fehlt nicht an Vorschlägen, mit Wagen von beliebiger Anzahl der Räder die Scheitel zu passiren. Es mögen die wichtigsten Platz finden:

1) Hierher gehört zunächst der Vorschlag, die Schiffe, während sie nach der Quere gestellt sind, die Ebenen passiren zu lassen; dabei müßte die geneigte Ebene eine übermäßige Breite erhalten.

2) Ein anderer Vorschlag geht dahin, das Schiff in seiner Längenrichtung bei constantem Gefälle bis zu solcher Höhe über den Oberkanal ansteigen zu lassen, daß es auf einem zweiten von hier seitwärts abgehenden Gleis wieder bei demselben Gefälle in ein Bassin herabgelassen werden kann, das mit dem Oberkanal in Verbindung steht. Zur Ueberführung in das zweite Gleis müßte entweder eine Drehscheibe, eine Weiche oder eine Schiebebühne angewendet werden. Die Vertheilung der Last auf eine beliebig große Anzahl von Rädern wäre dabei zulässig, insofern der Wagen auf dem einen wie auf dem andern Gleise mit Einschluß der Drehscheibe, Schiebebühne oder Weiche stets dasselbe Gefälle verfolgt.

3) Baumeister Post gibt eine Construction des Schiffswagens für eine geneigte Ebene mit wehrartigen Rücken und wechselnder Steigung und für Fahrzeuge von 4000 Centner, welche hauptsächlich darauf beruht, daß der Steigungswechsel sehr allmählich eintritt und daß die Differenzen der wechselnden Höhen zwischen den Schienen und dem Schiffe, sowie die verschiedenen Achsendrücke durch Tragfedern vermittelt und thunlichst ausgeglichen werden.

4) Um den Scheitel einer schiefen Ebene zu passiren, hat Post eine andere Lösung geliefert, nach welcher der Wagen am Scheitelpunkte eine Brücke benutzen soll, die in halber Länge auf einem Charnier-Bolzen und an den Enden auf den Stempeln hydraulischer Pressen ruht; je nachdem die Pressen des einen oder des andern Auflagers ihren tiefsten Stand einnehmen, correspondirt das Brücken-Plateau mit der Haupt- oder der Gegensteigung der geneigten Ebene.

5) Nach einem dem unter 4 erwähnten ähnlichen Vorschlag Bellingrath's ruhen am Scheitel die Brückenbalken, wie solche unter jeder Schiene angebracht sind, auf einer beliebigen Anzahl gleichmäßig vertheilter Kolben hydraulischer Pressen, welche untereinander communiciren, und wird die Serie Stempel jedesmal in jene Lage gebracht, welche einer der beiden Kipprichtungen entspricht.

6) Nach einem von Jebens (1877) veröffentlichten Gedanken soll das Wagenbassin, in welchem das Schiff schwimmt, durch mehrere der Länge nach nebeneinander gestellte Wagen gebildet werden, von denen ein jeder Seitenwände besitzt, bei denen aber, mit Ausnahme der beiden am Vorder- und Hinterende stehenden Wagen, Vorder- und Rückwand fehlen. Die Wagen sind durch Kuppelungen so verbunden, daß keine Bewegung in der Längenrichtung möglich ist. Um die beim Passiren der Curven und Gefälländerungen nöthigen Verstellungen möglich zu machen, befindet sich zwischen je zwei Wagen ein kleiner Spalt, der durch eine mittels metallener Leisten und Schrauben aufgedrückte Kautschukplatte geschlossen wird, welche im Stande ist, den durch die Durchfahrung der Curven u. s. w. bewirkten Erweiterungen und Verengerungen des Spalts zu folgen.

7) Bei dem hydrostatischen Wagen Bellingrath's sind die Stützen des Schiffes durch Kolben gebildet, die sich in mit Glycerin gefüllten Cylindern bewegen. Die Cylinder communiciren unter sich. Wird nun das Schiff auf den Wagen gebracht, so wird der Schiffskörper durch diese Kolben an allen Stützpunkten unter gleichem Druck unterstützt. Das Schiff leidet dann beim Transporte keine empfindlichen Stöße mehr und bleibt immer im gleichen Niveau, selbst wenn es auf der schiefen Ebene bewegt wird. Dieses System ist für den Elbe-Spree-Kanal, und zwar für Boote von 350 Tonnen Tragfähigkeit in Aussicht genommen.

Hinsichtlich der motorischen Kraft für die Bewegung auf der schiefen Ebene können mehrere Principien zur Anwendung kommen:

1) Ein auf- und ein gleichzeitig absteigendes Schiff balanciren sich, indem sie durch ein gemeinschaftliches Seil verbunden sind. Kästen, auf gleiche Höhe gefüllt, halten einander allezeit die Wage, wenn sich beide auf der langen geneigten Ebene befinden, weil die Schiffe, schwer oder leicht, die sie enthalten, genau ihr eigenes Gewicht an Wasser verdrängen. Zu Beginn der Bewegung, wo beide Kästen im Begriff sind, aus dem Wasser zu kommen, der eine an der oberen, der andere an der unteren Haltung, ist das Gleichgewicht nicht erhalten; und muß, um die zu jener Zeit erforderliche Kraft zu liefern und während der ganzen Bewegung die Reibungswiderstände zu überwinden, eine Dampfmaschine die Hauptrolle, wie im Falle geneigter Seilebenen mit feststehenden Maschinen auf Eisenbahnen, übernehmen, oder man kann den abwärts gehenden Wagen durch eine größere Füllung überlasten, wobei eine Bremse in Thätigkeit zu kommen hat.

2) Die Schiffe werden für sich gefördert, wobei das auf- oder absteigende Schiff durch ein Gegengewicht

balancirt wird; im übrigen dasselbe wie im Vorfalle eintritt.

3) Das Schiff wird durch eine Locomotive emporgezogen. Da letztere nicht in das Unterwasser gehen darf, so ist die Anordnung gewählt, daß der Schleusenwagen nicht nur beim Oberkanal, sondern auch beim Unterkanal gegen ein Abschlußthor anfährt, selbst aber im Trockenen bleibt. Dies könnte auf geradliniger Bahn bewirkt werden, indem die Locomotive auf einer Stelle der geneigten Ebene während eines kurzen Aufenthalts und mittels zweier Weichen von vorn nach hinten umgespannt wird. Bei der Meyer'schen Anordnung wird der Zweck durch Einschaltung einer Kopfstation erreicht, in welche Locomotive und Schleusenwagen mittels Weiche und Curve von einer Seite ein- und nach der andern Seite wieder ausfahren.

4) Um Dampfschiffe Ebenen emporsteigen zu lassen, kann man nach Th. Grahame jeden Dampfer mit einer durch seine Maschine getriebenen Winde ausrüsten und die geneigte Ebene einfach mit einem Seile versehen, dessen oberes Ende festgemacht wird, während sein unteres lose ist. Das Boot wird schwimmend über eine Rollbrücke am Fuße der Ebene gebracht, das lose Ende des Seils gefaßt und an der Winde befestigt, welche, durch die Maschine in Bewegung gesetzt, bewirkt, daß sich das Boot selbst auf der schiefen Ebene emporschleppt.

5) Der Schiffswagen hängt an einem Schleppseile, einer Schleppkette oder einer Zahnstange und zieht sich hieran mittels einer Winde empor, welche durch ein eigenes Triebseil in Thätigkeit gesetzt wird; das Triebseil erhält durch eine stabile Maschine seine Bewegung (System Agudio).

D. Ascensoren.

Wir wollen darunter Apparate verstehen, bei welchen das Schiff in einer beweglichen Kammer sich vertical aufwärts bewegt, während eine zweite Kammer die erstere balancirend abwärts geht.

Schon im vergangenen Jahrhundert wurde von James Anderson in Edinburgh eine Art der Beschaffung des Gegengewichts für die bewegliche Schleusenkammer angegeben, welche später Brownnill in Sheffield wiederholte, die aber erst um 1840 am Grand-Western-Kanal zur Ausführung gebracht worden ist.

Es handelte sich hier darum, für ganz kleine Schiffe von 8^t Tragfähigkeit hölzerne Kästen zu benutzen, die, mit Schützen geschlossen, an Ketten hängen, welche über Kettenscheiben geführt sind. Das Gefälle wird etwa 14 Meter betragen.

Die Betriebskraft wird gewonnen, indem man den Wasserspiegel in dem sinkenden Kasten um 5 Centimet. überhöht; alsdann hebt ein Kasten den andern.

Auf diese Art kann gleichzeitig ein Schiff gehoben und eins herabgelassen werden, dabei sind die Gewichte derselben ohne Einfluß, da jedesmal eine denselben entsprechende Wassermenge aus der Kammer entweicht. Beide anschließenden Kanalstrecken müssen in zwei Arme gespalten werden, von denen jeder mit einer Schleusenkammer in Verbindung gesetzt wird. In neuester Zeit hat diese Schleuse ein großartiges Seitenstück in der hydraulischen Schleuse zu Anderton am Weaverflusse erhalten, welche, von Sydingham Duer erbaut, 1875 dem Betriebe übergeben wurde. Sie besteht aus zwei Kammern von 4,7 Meter Breite und 23 Meter Länge, welche auf je einem Preßkolben ruhen, mit Wasser gefüllt sind und Schiffe von 2500 Centner aufzunehmen vermögen.

Die Preßcylinder stehen untereinander in Verbindung, beim Betriebe bekommt der obere Kasten um 15 Centimet. mehr Wasserhöhe als der untere, erhält hierdurch das Uebergewicht und sinkt, den unteren gleichzeitig hinaufdrückend.

Wenn der sinkende Kasten in das Unterwasser taucht, verliert er infolge des Auftriebs an Gewicht und ist nicht mehr im Stande, den aufgehenden zu heben, es muß daher der Rest des Hubes künstlich bewerkstelligt werden, was durch eine 10 pferdige Dampfmaschine geschieht. Ein Mann setzt von einem Häuschen aus sämmtliche Ventile und Hebel in Bewegung.

Das Heben und Senken eines Schiffes erfordert circa 8 Min. Wenn ein beladenes Schiff abwärts und gleichzeitig ein leeres aufwärts transportirt wird, so drängt das beladene aus der Schleusenkammer so viel Wasser in das Oberwasser hinein, als seinem Gewichte entspricht, das leere Schiff entnimmt aus dem Oberwasser so viel Wasser, als seinem Gewichte zukommt. Ist nun die Tauchungstiefe des beladenen Schiffes bedeutend, so beträgt die hineingedrängte Wassermenge mehr als die Ueberhöhe von 15 Centimet. und es findet geradezu eine Speisung der oberen Strecke mit Wasser statt.

Dieses Bauwerk hat zu einer Reihe von weiteren Untersuchungen und Verbesserungen Anlaß gegeben. So hat Bellingrath hiernach das Project einer hydraulischen Schleusenhebung für Schiffe von 7000 Centner und 36 Meter Hubhöhe für den Elbe-Spree-Oder-Kanal entworfen, Sonne diesem System eine in der Anlage ökonomisch günstiger durchzuführende Form gegeben. Aehnliche große im Auftrage der französischen Regierung ausgearbeitete Projecte rühren von Sydingham Duer für einen Ascensor am Kanal von Neufossé her. Der Bau des letztgenannten Ascensor erfolgt nach dem Concurrenz-Project Edwin Clark's. Dieser hat den Apparat von Anderson wesentlich verbessert, sodaß er in zwei aus Mauerwerk bestehenden Thürmen, die zugleich als Führungen für die Kammern dienen sollen, je ein eisernes Wasserreservoir anbringt, deren Durchmesser dem der Pressen gleich sind, welche die Kammern haben, und als Compensatoren wirken, da während der Bewegung einer der Compensatoren stets dadurch das Wasserquantum erhält, welches der andere verliert, und der Apparat mithin auch rücksichtlich der in den Preßkolben auf- und niederfallenden Wassersäulen im Gleichgewichte bleibt.

In neuester Zeit wurde von der französischen Regierung nachstehendes Project (Barret's) mit dem ersten Preise ausgezeichnet. Es wird am Canal de la Marne à la Saône bei Houilley Cotton zur Durchführung gelangen.

Der Funicular-Ascensor (System Barret) besteht

aus zwei mit Wasser gefüllten beweglichen Schleusenkammern, welche wie die Schalen einer Wage auf- und absteigen. Die beiden Kammern sind mit einer Serie von Gall'schen Ketten aneinandergekuppelt, die sich um Muffeln winden.

Die Anzahl Ketten variirt mit der zu tragenden Last, ihre Verbindung mit den Kammern ist derart, daß letztere immer im Gleichgewicht sind.

Bei Ascensoren größerer Construction vermehrt sich selbstverständlich auch das Gewicht der Gall'schen Ketten und bei der Bewegung entsteht eine bedeutende Acceleration; um dies zu verhindern, ist unter der Kammer ein anderer Kettenzug angebracht, der von einem Kammerboden zum andern reicht.

Bei den Gall'schen Ketten würden kleine Abweichungen in den Längen der einzelnen Bestandtheile genügen, um Denivellationen in den Kammern hervorzubringen. Die Regulirung und die gleichmäßige Arbeitsvertheilung sind daher eine Hauptbedingung für die Sicherheit des ganzen Apparates. Zu diesem Behufe sind die Ketten an hydrostatischen Differentialapparaten fixirt, welche eine vollständig gleichmäßige Vertheilung des Zuges gestatten.

Um während der Ruhezeit nicht alle Organe in Anspruch zu nehmen, läßt man die untere Kammer auf Stapelklötzen ruhen, während die obere mittels Riegel aufgehängt wird. Die Verschlußapparate der Kanäle und der Kammern bestehen im allgemeinen aus einem hochkantig gestellten eisernen Caisson. Die wasserdichte Verbindung der Thür mit der Kammer geschieht mittels Pfosten aus Eichenholz. Der Wind übt großen Einfluß auf die Niveauvariationen der Kanäle, sodaß es vorkommen kann, daß die aufsteigende Kammer mehr belastet ist als die absteigende und die Bewegung nicht stattfinden kann. Um daher die Tiefe des Wassers ganz genau zu bestimmen, werden Differentialapparate verwendet.

In untenstehender Tabelle haben wir die bei den vorher beschriebenen Kanalwerkzeugen zu übersetzenden Niveau-Differenzen sowie die Dauer der einzelnen Operationen angegeben.

Ueber die Dauer einer Schleusung gibt nebenstehende Uebersicht Aufschluß:

	Gewöhnliche Schleuse	Geneigte Ebene in Blackhill	Dodgeschleuse in Preuß. Oberland	Geneigte Ebene in Georgetown	Ascensor in Anderton	Project Barret
Niveaudifferenz (in Metern)	3,00	29,38	24,48	11,60	15,35	20,50
Dauer einer Operation (Minuten) . . .	30	10	15	16	19	10
Mittlere Zeit per Meter-Schiff (Secunden)	600	20	37	82	75	29

E. Wasserverbrauch.

Die Wasserverluste einer bestehenden Wasserstraße lassen sich auf folgende Ursachen zurückführen.

1) Versickerung. Sie ist eine Function der Bodenbeschaffenheit und der Tiefe des Kanals und kann durch Dichtungsmittel vermindert werden. Im allgemeinen ist die Menge des versickernden Wassers außerordentlich verschieden. Es kommen Kanalstrecken vor, in denen sich das Wasser durch unterirdische Zuflüsse vermehrt, so bei Moorkanälen, sowie solche, welche täglich ihren vollen Inhalt und mehr an den Boden abgeben. Letzteres insbesondere, wenn der Kanal zur Quellenbildung Anlaß gibt.

Die Kunstbauten und ihre Anschlüsse macht man möglichst wasserundurchlässig. Bei massiven Kanalbrücken bieten Betonirung der Sohle, Cementmörtel, Asphalt die leider nicht immer vollkommen wirkenden Mittel hierzu.

Im laufenden Kanale kann man durch sorgfältig hergestellte Ausfütterungen aus fetter Erde, Thonschläge, Betonirung nachhelfen. Sandiger Boden kann durch trübes Wasser, das beim Durchsickern seine Sinkstoffe, die Zwischenräume ausfüllend, liegen läßt, durch Einleiten von Kalkmilch u. s. w. dicht gemacht werden.

Die Dichtungsarbeiten spielen insbesondere in den ersten Jahren des Kanalbestandes eine wichtige Rolle und verursachen oft eine ganze Reihe langwieriger und mühevoller Ausführungen. Hierzu liefern z. B. die von Gräff (Canaux et Chemins de fer, Seite 150) beschriebenen Arbeiten am Rhein-Marne-Kanal ein interessantes Beispiel, welches außerdem einen interessanten Einblick hinsichtlich der Reparaturen bei Dammbrüchen u. s. w. gewährt.

2) Verdunstung. Sie tritt insbesondere in den Sommermonaten ein. Der Verlust ist im allgemeinen gering; holländische Ingenieure schätzen den Verlust, welchen ein Kanal an den Oberflächen und an den beiden Ufern während eines heißen Sommers erleidet, auf 90 Centimet. Wasserhöhe.

3) Verlust an den Schleusen. Er ist wieder eine Function der Bauart der Schleuse; es lassen sich hierüber nur allgemeine Gesichtspunkte angeben.

Beim Durchgang eines Schiffes durch eine gewöhnliche Schiffahrts-Kammerschleuse sind zwei verschiedene Wassermengen in Betracht zu ziehen, nämlich zunächst diejenige, welche erforderlich ist, um den Wasserstand in der Schleusenkammer vom Unterwasser bis zum Oberwasser zu heben. Man nennt sie die Füllmasse M, und es ist klar, daß sie unverändert dieselbe bleibt, wenn ein Schiff in der Schleusenkammer sich befindet oder nicht.

Dieses taucht nämlich in das Oberwasser ebenso tief ein wie in das Unterwasser. Sobald das Schiff dagegen in die Schleusenkammer hinein-, oder aus derselben herausgezogen wird, so füllt sich der leere Raum, den der eintauchende Theil des Schiffes bisher einnahm, mit Wasser, und eine Wassermenge S, deren Gewicht dem des Schiffes sammt seiner Ladung gleich ist, wird aus der Kammer hinaus- oder in dieselbe hineingedrückt. Man nennt diese die Flottmasse. Außerdem wäre noch diejenige Wassermenge zu erwähnen, welche sich in der Kammer befindet, während die Verbindung mit dem Unterwasser hergestellt ist. Diese kommt indessen nicht in Betracht, da sie bei einfachen Schleusen stets in der Kammer bleibt, auch bei gehörigem Gebrauch der Kuppelschleusen aus den Kammern nie abgelassen wird.

Zunächst mag der Durchgang eines Schiffes durch eine einfache Schleuse untersucht werden. Das Schiff komme aus dem Unterwasser, und ein anderes Schiff sei ihm in derselben Richtung vorangegangen. Es findet daher die Schleuse gefüllt. Ehe das Schiff hineingehen kann, muß diese entleert werden, daher fließt dem Unterwasser die Masse M zu. Indem aber das Schiff in die Schleuse fährt, drängt es noch die Masse S zurück, dem Unterwasser ist daher M + S zugeflossen. Sobald das Schiff in der Schleuse sich befindet, erfolgt die Füllung aus dem Oberwasser, und beim Heraustreten in dieses fließt noch die Masse S in die Schleusenkammer. Der Verlust des Oberwassers ist daher eben so groß wie der Gewinn des Unterwassers, nämlich M + S.

Wenn dagegen ein Schiff herabfährt, also aus dem Oberwasser in die Schleuse tritt, während wieder ein anderes in derselben Richtung ihm vorangegangen ist, so stellt sich das Resultat etwas anders. Die Schleuse ist leer, d. h. die Kammer ist bis zur Höhe des Unterwassers abgelassen. Ehe das Schiff hineingehen kann, muß sie gefüllt werden, dem Oberwasser wird daher die Masse M entzogen. Sobald jedoch das Schiff in die Schleuse fährt, wird von diesem wieder ein Theil, nämlich S zurückgedrängt. Der Verlust des Oberwassers beträgt daher nur M — S, und die weitere Betrachtung ergibt leicht, daß der Gewinn des Unterwassers ebenso groß ist. Die beim Auf- und Abgehen eines Schiffes hindurchgelassene Wassermenge ist daher gleich 2 M.

Die Resultate stellen sich günstiger, wenn die Schiffe abwechselnd in einer und der andern Richtung durch die Schleuse gehen. Die Gesammt-Resultate sind in Nachstehendem zusammengefaßt:

Einfache Schleuse	Schleuse angetroffen	Entleertes Wasser	Schleuse verlassen
Ein Schiff abwärts gehend	leer . . .	M — S .	leer
„ „ „ „	voll . . .	— S . . .	
Ein Schiff aufwärts gehend	leer oder voll	M + S . .	voll
n Schiffe, das eine abwärts, das folgende aufwärts u. s. w. gehend.	abwärts voll aufwärts leer	n M . . .	abwärts leer aufwärts voll
Zug von n Schiffen abwärts gehend	leer . . .	n M — n S	leer
Zug von n Schiffen abwärts gehend	voll . . .	(n — 1) M — n S	
Zug von n Schiffen aufwärts gehend	leer oder voll	n M + n S	voll
Zwei Züge, jeder von n Schiffen, der erste abwärts, der zweite aufwärts gehend.	voll . . .	(2 n — 1) M	voll

Reihe von m gekuppelten Schleusen	Schleusen angetroffen	Entleertes Wasser	Schleusen verlassen
Ein Schiff abwärts gehend	leer . . .	M — S. . . .	leer
„ „ „ „	voll . . .	— S.	
Ein Schiff aufwärts gehend	leer . . .	m M + S. . .	voll
„ „ „ „	voll . . .	M + S. . . .	
Zwei n Schiffe abwechselnd abwärts und aufwärts gehend	abwärts voll aufwärts leer	m n M . . .	abwärts leer aufwärts voll
Zug von n Schiffen abwärts gehend	leer . . .	n M — n S. .	leer
Zug von n Schiffen abwärts gehend	voll . . .	(n — 1) M — n S	
Zug von n Schiffen aufwärts gehend	leer . . .	(m + n — 1) M + n S	voll
Zug von n Schiffen aufwärts gehend	voll . . .	n M + n S . .	
Zwei Züge von je n Schiffen, der erste abwärts, der zweite aufwärts gehend.	voll . . .	(m + 2 n — 2) M	voll

Aus diesen Berechnungen ergibt sich, wie bereits gesagt, daß einfache Schleusen für die Wasserersparniß vortheilhafter sind als gekuppelte Schleusen; daß bei einer einzelnen Schleuse einzelne Schiffe, abwechselnd auf- und abwärts gehend, weniger Wasserverbrauch verursachen, als gleiche Anzahlen von Schiffen in Zügen, und daß andererseits an gekuppelten Schleusen Schiffe in Zügen weniger Wasserverbrauch verursachen als gleiche Anzahlen abwechselnd auf- und abwärts gehender Schiffe. Aus diesem Grunde ist es, wo eine lange Reihe gekuppelter Schleusen unvermeidlich ist, gebräuchlich, sie doppelt zu machen, das ist zwei Reihen von Schleusen nebeneinander zu haben und die eine ausschließlich für aufwärts-, die andere ausschließlich für abwärts gehende Schiffe zu verwenden.

Wesentlich günstiger gestaltet sich der Wasserverlust bei Verwendung der Bassins, schiefen Ebenen, Ascensoren u. s. w. und wurde hiervon schon im Früheren Erwähnung gethan.

4) Eine weitere Quelle des Wasserverlustes entspringt aus der Undichtheit der Thore.

5) Besondere Verluste treten endlich bei Neufüllung und Wiederfüllung der Kanalstrecke ein.

Gräff (Construct. des canaux et de chemins de fer, Seite 223) rechnet bei einem normalen täglichen Verlust von 0,4—0,6 Kubikmet. für den laufenden Meter täglich kurz nach Einlassen des Wassers 1,2—1,5 Kubikmet., und während der ersten Monate des Kanalbetriebes 0,8 bis 1 Kubikmet. Ein in normalem Zustande befindlicher Kanal ohne Zu- und Abschluß zeigt nach Minard immerhin eine tägliche Senkung des Wasserspiegels von 3 bis 4 Centimet.

F. Speisung der Kanäle.

Kanäle werden aus Sammelgebieten, Brunnen, Quellen, Bächen gespeist und ihre Versorgung bedingt dieselben Fragen betreffs Regenmenge, Bedarf, Ersatz, welche bei Wasserversorgungen zur Lösung gelangen.

Im allgemeinen sollen die Anlagen zur Speisung den Wasserverbrauch zur Zeit des größten Bedarfes decken, wenn derselbe auch in der Zeit der geringsten Wassermenge der natürlichen Gewässer zusammenfällt.

Das Wasser wird hierbei einem tieferen Niveau oder einem höheren als jenem des Verbrauchsgebietes entnommen. Im ersten Falle kommen Pumpwerke, im zweiten Speisegräben (Zubringer, Rigolen), in beiden häufig Reservoirs zur Anwendung, welche den Consumschwankungen entgegenzutreten haben.

Beispiele neuerer Anlagen sind die Pumpwerke zu Lockport, durch welche der Kanal zwischen dem Illinois- und Michigan-See während des Sommers gespeist wird, sowie jene des Kanals von der Aisne nach der Marne, welche das Wasser auf 20 Meter heben, worauf dasselbe in einer 7,6 Kilomet. langen gemauerten Leitung der Scheitelstrecke zufließt, namentlich aber die Pumpwerke für den Rhein-Marne-Kanal und den Ostkanal in den Thälern der Mosel und Maas.

G. Kunstbauten.

Wir treffen:

1) Brücken, welche die Aufgabe haben, ein Communicationsmittel über den Kanal hinwegzuführen.

2) Durchlässe, welche Wege oder kleinere Wasserläufe unter dem Kanal hindurchführen. Im letzteren Falle kann, wenn die Sohle des kreuzenden Wasserlaufes eine directe Unterführung nicht gestattet, das Wasser durch eine U förmige gemauerte oder eiserne Röhre unter dem Kanal hinweggeführt werden (Siphons).

3) Entlastungsanlagen, welche dem überflüssig zugekommenen Wasser Abzug gestatten, wie solches bei heftigen Regen durch die Zuflüsse u. s. w. sich ansammeln kann.

4) Aquäducte, welche den Kanal über einen Fluß, eine Schlucht u. s. w. hinwegführen. Sie werden in Holz, Stein oder Eisen erbaut.

5) Tunnels, unterirdische Kanalstrecken.

Das Profil des Tunnels hat die sich widerstrebenden Anforderungen zu erfüllen, einerseits möglichst geringe Kosten zu verursachen, andererseits die Durchfahrt der Schiffe ohne zu großen Widerstand zu gestatten. Man kann letztere Anforderung zum Theil dadurch erfüllen, daß man den Leinpfad oder Treppelweg als Steg auf Consolen oder Pfeilern, d. h. den Tunnel führt, also dem Wasser seitwärts das Ausweichen unter dem Leinpfade gestattet.

Mitunter ist der Leinpfad ganz ausgeblieben. Der Durchzug erfolgt, indem sich die Schiffer mit den Füßen gegen die Wände aufwärts stemmen oder an Klammern längs den Wänden vorwärts ziehen, endlich am zweckmäßigsten mittels Seilzug oder Kettenschiffahrt.

Bei besonders lebhaftem Verkehr hat man zuweilen zwei unterirdische Strecken nebeneinander ausgeführt, die in entgegengesetzter Richtung durchfahren werden (Grand trunk Kanal). Die größten Tunnels tauchten beim Panama-Kanal-Project auf.

6) Häfen. Darüber vgl. den Art. Hafen.

H. Wirthschaftliche Bedeutung der Kanäle.

Die directe Rentabilität der Kanäle, insofern wir darunter das Maß der aus den Nettoeinnahmen der Linien möglichen Verzinsung des Anlagekapitals verstehen, ist seit Einführung der Eisenbahnen immer mehr im Schwinden. Während noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die bestehenden Kanäle fast durchweg gute finanzielle Resultate gaben, decken z. B. heute in Frankreich die Kanalzölle nur circa 40 Proc. der Unterhaltungskosten, eine Verzinsung des Anlagekapitals findet daselbst in keiner Weise mehr statt. Ihr Nutzen liegt daher nur in den allgemein volkswirthschaftlichen und politischen Vortheilen. Diese Vortheile bestehen zunächst darin, daß eine Reihe von Gütern auf den Kanälen infolge der viel geringeren Kräfte, welche zu ihrer Förderung nöthig sind, auf größeren Distanzen transportfähig werden, welche auf unseren Eisenbahnen und Straßen nicht ökonomisch gefördert werden können, es sind dies Massenproducte geringen Eigenwerthes der bergmännischen, forst- und landwirthschaftlichen Production. Der Betrieb auf Kanälen bedarf der hohen Sicherheitsmaßregeln nicht, welche dem Eisenbahntransporte innewohnen müssen, er ist nicht wie dieser an bestimmte Haltestellen gebunden. Aus diesen Gründen ist auf Kanälen einerseits ein gleichzeitiger

Betrieb durch verschiedene Frächter mit eigenen Schiffen möglich, andererseits ein intensiverer Localverkehr für die betreffenden Districte selbst, durch welche der Kanal zieht, gestattet, ohne daß der große Durchgangsverkehr hierunter wesentlich Schaden leidet.

Der Hauptnachtheil der Kanalförderung besteht darin, daß sie zu bestimmten Jahreszeiten infolge der Eisbildung unmöglich wird, worunter der regelmäßige Betrieb leidet und die gegenwärtige Betriebsweise nur geringe Geschwindigkeiten zuläßt. Der letztgenannte Nachtheil kann theilweise durch rationelle Anordnung der Schleusen und ihres Betriebes und Einführung der Schleppschiffahrt mittels Dampfbetrieb gehoben werden. Transporte auf große Entfernungen können in den Kanalschiffen aber nur dann stattfinden, wenn die zu befahrenden Kanäle einheitliche Dimensionen haben, wovon bereits die Rede war. Ein Kanal, welcher ausschließlich Verkehrszwecken dienen soll, ist deshalb nur in Gegenden am Platz, welche durch Reichthum von Bodenproducten hervorragend sind und welche mit Consumtionsplätzen ersten Ranges oder mit dem Meere in Verbindung gesetzt werden sollen, wenn Massenverkehr auf weitere Strecken zu erwarten ist. In einem hochcultivirten Lande werden Kanal- und Eisenbahntransport nur hinsichtlich der Beförderung weniger Artikel für bestimmte Differenzen concurriren, sondern sich einander wesentlich ergänzen können und hierdurch gemeinschaftlich zur allgemeinen Wohlfahrt beitragen. Besondere Bedeutung gewinnen die Kanäle dann, wenn sie gleichzeitig für landwirthschaftliche Be- und Entwässerungszwecke, industrielle Anlagen benutzt werden können.

Im weiteren mögen hier noch die sehr beachtenswerthen Sätze Platz finden, welche neuerer Zeit K. Hauser in seiner Behandlung des Themas Eisenbahnen oder Kanäle aufgestellt:

a) Die Behauptung, daß die Eisenbahnen an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt seien, ist ganz unhaltbar. Es ist im Gegentheil fast jede der deutschen Eisenbahnen sehr wohl im Stande, außer dem schon jetzt bestehenden Verkehr auch noch den ganzen Verkehr eines Kanals von beispielsweise 1,5 Millionen Tonnen per Jahr, entsprechend einem Verkehr von neun bis zwölf Güterzügen in jeder Richtung täglich, zu übernehmen. Die englischen Eisenbahnen weisen noch weit größere Leistungen auf.

b) Damit die Anlage eines Kanals den Vorzug vor der Anlage einer Eisenbahn verdiene, muß die Kanalfracht erheblich billiger sein als die Eisenbahnfracht zwischen denselben Endpunkten, weil sonst der Transport doch der concurrirenden Eisenbahn zufällt.

c) Der Kanal wird in der Regel nicht nur ein wesentlich größeres Anlagekapital pro Längeneinheit, sondern auch eine wesentlich größere Gesammtlänge erfordern als eine Eisenbahn zwischen denselben Endpunkten.

d) Abgesehen von dem unter b Erwähnten muß auch der Tarifsatz des Kanals im Verhältniß der Mehrlänge des Weges niedriger sein als der entsprechende Tarifsatz der Eisenbahn.

e) Es kann sowol für einen Kanal als für eine Eisenbahn rationell sein, bei Normirung des Tarifs für einen bestimmten Artikel ausnahmsweise von der Verzinsung des Baukapitals ganz oder theilweise abzusehen, um dadurch diesen Artikel überhaupt erst transport-, resp. absatz- und concurrenzfähig zu machen. Durch ein solches Verfahren kann nach manchen Seiten hin Nutzen gestiftet werden, während keiner der übrigen zur Versendung gelangenden Artikel dadurch mehr belastet wird, als ohnedies zu geschehen hätte. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, ist der vor kurzem für das oberschlesische Kohlenrevier versuchsweise eingeführte Tarif wohl berechtigt, wenn er nur einen ganz geringen Ueberschuß über die Selbstkosten im engeren Sinn ergibt, was wahrscheinlich der Fall sein wird.

f) Von dem unter e erwähnten Ausnahmsverfahren kann eine Eisenbahn um so eher Gebrauch machen, je mehr die Verzinsung ihres Baukapitals durch Einnahmen aus dem Transport höher tarifirter Güter und aus dem Personentransport bereits gesichert ist; bei einem Kanal geht dies weniger an, weil er fast ausschließlich auf den Transport von Massengütern, welche hohe Tarife nicht tragen können, angewiesen ist. Wenn aber die Verzinsung seines Baukapitals durch die Einnahmen aus den vorhandenen Transporten bereits gedeckt ist, so kann auch hier zu Gunsten eines erst transportfähig zu machenden Artikels die Ausnahme eingeführt werden.

g) Für den Kanal sowol als für die Eisenbahn muß im allgemeinen und als Regel die Forderung gestellt werden, daß die Fracht die gesammten Selbstkosten einschließlich der Verzinsung des Anlagekapitals deckt; denn selbst wenn der Staat Eigenthümer des ganzen Verkehrsstraßennetzes wäre, würde es unbillig und wahrscheinlich auch nicht durchführbar sein, zu Gunsten der an den Transporten direct Interessirten die Verzinsung des Anlagekapitals auf die Schultern der Gesammtheit der Steuerzahler abzuwälzen. Andererseits soll im volkswirthschaftlichen Interesse der Tarif nicht höher sein, als zur Erzielung einer ausreichenden Verzinsung nöthig ist.

h) Bei einem Kanal muß wegen des größeren Anlagekapitals ein größerer Betrag zur Verzinsung desselben in den Tarifsatz aufgenommen werden, als dies bei der Eisenbahn zu geschehen hat; dagegen sind die Selbstkosten des Transports im engeren Sinne, d. i. exclusive des Betrages für die Verzinsung des Anlagekapitals, beim Kanaltransport sehr erheblich niedriger als beim Eisenbahntransport. Könnte von der Verzinsung des Anlagekapitals ganz abgesehen werden, so würde in Bezug auf Billigkeit des Transports der Kanal einen nicht zu beseitigenden Vorsprung vor der Eisenbahn voraushaben, was bei solchen Kanälen, deren Anlagekapital bereits amortisirt ist, der Fall sein kann, bei neu zu erbauenden Kanälen aber bis nach vollendeter Amortisation nach g ausgeschlossen ist.

i) Es gibt eine gewisse Größe des Verkehrs, bei welcher sich der in der Verzinsung eines größeren Anlagekapitals begründete Nachtheil des Kanals mit dem in den geringeren Transport- Selbstkosten im engeren

Sinne begründeten Vortheil derartig compensirt, daß die Gesammt-Selbstkosten einschließlich des für die erwähnte Verzinsung erforderlichen Betrages denjenigen gleichkommen, welche der Transport auf der Eisenbahn verursacht. Unterhalb dieser Grenze ist die Eisenbahn, oberhalb derselben der Kanal im Vortheil, d. h. in der Lage, den billigsten Tarif stellen zu können.

k) Man wird die unter i besprochene Verkehrsgröße zu etwa 2 Millionen Tonnen pro Jahr, transportirt über die ganze Länge des Kanals oder der Eisenbahn, schätzen können. Soll demnach der Bau eines Kanals rationeller sein als derjenige einer Eisenbahn zwischen denselben Endpunkten, so muß zufolge von b das Gesammt-Transportquantum noch erheblich größer sein als 2 Millionen Tonnen; für keinen der bisher in Deutschland projectirten Kanäle steht ein Verkehr von solcher Größe mit einiger Sicherheit zu erwarten.

l) Nachdem für Preußen die Durchführung des Staatsbahn-Systems eine beschlossene (und zum großen Theil bereits ausgeführte) Sache geworden ist, erscheint es rationell, daß der Staat das gesammte Netz der Eisenbahnen und Kanäle in seiner Hand vereinigt und das ganze Anlagekapital derselben planmäßig amortisirt.

m) Unter dieser Voraussetzung kann auch der Bau neuer Kanäle als empfehlenswerth bezeichnet werden, denn wenngleich von denselben nicht sofort wesentlich billigere Tarife als auf den Eisenbahnen bei gleichen Verkehrsmengen erreichbar zu erwarten sind, so wird dadurch dem Lande für die fernere Zukunft der Vortheil der denkbar billigsten Gütertarife und damit eine eminente und höchst wünschenswerthe Steigerung seiner Concurrenzfähigkeit auf dem in- und ausländischen Markte gesichert.

J. Bestehende Kanalanlagen:

Dimensionen der wichtigsten künstlichen Wasserstraßen Belgiens.

Bezeichnung	Länge	Wassertiefe	Schleusen: Zahl	Schleusen: Länge	Schleusen: Breite	Tragfähigkeit
	Kilom.	Meter		Meter	Meter	Tonnen
Kanal de Blaton à Ath . . .	21,6	1,9	21	41,2	5,2	—
Kanal de Bossuyt à Courtrai. .	15,4	1,8	11	37,7	5,2	—
Kanal de Bruxelles au Rupel. .	28,1	3,1	5	39,0—76,0	7,5	—
Kanal de Charleroi à Bruxelles.	74,3	1,8	55	19,0	2,7	72
			11	41,9	5,2	
Dentre-Fluß, kanalisirt. . . .	65,4	1,9	1	53,3	6,2	335
			1	27,2	6,2	
Scheldefluß unterer	116,3	2,1—7,6	1	68,0	8,4	335
Scheldefluß oberer	114,7	1,9—2,1	5	40,8—41,7	6,5	335
Kanal de la Meuse à l'Escaut .	86,4	1,9	17	50,0—50,5	7,0	330
Kanal de Liége à Mastricht . .	20,4	1,9	7	49,0—56,4	7,0	350
Kanal de Louvain au Rupel. .	29,8	3,1	5	56.0	8,2	350
Lysfluß, kanalisirt.	113,2	1,8—2,1	5	42,2	5,4	335
Kanal lat. à la Lys.	24,7	1,8—2,1	1	42,1	5,4	335
Kanal de Mastricht à Bois-le-Duc	44,6	1,9	3	50,0	7,0	300—400
			9	100,0	12,0	
Maas, kanalisirt	132,0	1,8—1,9	11	56,8	9,0	350
			3	55,8	9,0	
Kanal du Moervaert	21,0	1,3—1,6	1	50,0	6,0	125
Kanal de Mons à Condé. . .	21,2	1,9—2,1	5	41,0	5,2	310
			2	45,4	5,2	
Ourthefluß, kanalisirt	130,0	1,2	15	20,5	3,0	15—36
Kanal de Pommeroeul à Autoing	25,2	1,9—2,1	13	39,1	5,2	270
Kanal Roulers à la Lys . . .	16,6	1,8	4	40,8	5,4	—
			9	37,4	5,2	
Sambrefluß, kanalisirt	93,6	1,7—1,8	13	45,7	5,2	300
Kanal Turnhout à Anvers . .	37,3	1,9	10	50,0	7,0	170—300
Yserfluß, kanalisirt	42,0	—	1	45,1	8,5	50—250

Dimensionen der wichtigsten kanalisirten Flüsse und Kanäle Englands.*)

Bezeichnung	Länge	Wassertiefe	Schleusen Zahl	Schleusen Länge	Schleusen Breite	Tragfähigkeit
	Kilom.	Meter		Meter		Tonnen
Aire- und Calderschiffahrt . . .	152	2,4	33	19,8—63,6	4,5—5,4	70—185
Ashton-Kanal.	28	1,5	25	24,9	2,5	—
Basingstoke-Kanal	60	1,6	29	21,6	4,2	—
Birmingham-Kanal.	270	1,6	169	24,0	2,4	50—80
Bridgewater-Kanal	66	1,3	22	21,0	4,5	35—60
Chesterfield-Kanal	74	1,2	65	21,2	2,0	40—50
Coventry-Kanal	52	1,4	13	21,6	2,2	40—50
Derby-Kanal	28	1,5	14	27,0	4,4	50—60
Glamorgan-Kanal	—	1,4	51	20,1	3,1	40—50
Gloucester-Kanal. . . . See	74	2,4	—	33,9	9,3	30—55
" " . . . Binnen	—	1,5	—	33,9	9,3	30—35
Grand-Jonction-Kanal . . .	216	1,5	136	26,3	4,5	40—50
Grand-Union-Kanal	37	1,5	17	23,4	2,3	40—50
Hereford- und Gloster-Kanal. .	54	1,0	21	21,6	2,4	32—34
Kennet und Avon . . . Fluß	138	1,5	108	36,0	5,4	—
" " . . . Kanal	—	—	—	22,5	4,2	—
Leicester- und Northampton-Kanal	38	1,8	25	26,4	4,6	80—100
Lee (River) Conservancy . . .	45	1,4	22	28,5	6,0	—
Leeds-Liverpool-Kanal	227	1,5	91	21,0	4,8	40—50
Melton-Mowbray-Schiffahrt . .	23	1,3	12	24,3	4,6	20—22
Old-Union-Kanal	294	1,5	136	21,6	2,2	12—24
Oxford-Kanal.	146	1,4	46	21,0	2,1	30—40
Peak-Forrest-Kanal	34	1,0	26	24,3	2,4	20—25
Portsmouth-Arun-Kanal . . .	22	1,4	2	24,0	4,2	—
Severn-Kanal.	70	4,8	8	45,0	9,0	150—200
Stafford-Worcester-Kanal . . .	82	1,4	53	22,5	2,2	30
Stourbridge-Schiffahrt	11	1,4	20	21,3	2,1	—
Tavistok-Kanal	72	0,9	1	22,2	2,4	12—18
Themse-Severn-Kanal	48	1,5	44	23,1	4,9	60—70
Trent-Schiffahrt	115	1,0	7	27,0	4,5	40—50
Ulverstone-Kanal.	3	1,4	1	31,6	8,1	90—150
Warwick-Birmingham-Kanal. .	—	1,2	33	21,3	2,1	—
Worcester-Birmingham-Kanal .	48	1,8	58	24,0	2,2	90—150
Weawer-Schiffahrt	32	3,6	7	29,4	5,6	40

*) Max M. Freiherr von Weber, Die Wasserstraßen Nordeuropas (Leipzig 1881).

Dimensionen der wichtigsten Kanäle und kanalisirten Flüsse Frankreichs.*)

Bezeichnung	Länge	Wassertiefe	Schleusen			Tragfähigkeit
			Zahl	Länge	Breite	
	Kilom.	Meter		Meter		Tonnen
Aisne, kanalisirt	57	1,50	7	51,0	8,0	
Kanal de l'Aisne à la Marne	58	1,50	24	37,0	5,2	
Kanal latéral à l'Aisne	51	1,70	8	37,0	5,2	
Kanal des Ardennes	100	1,80	48	37,5	5,2	
Kanal d'Arles à Bouc	47	2,00	4	52,6	8,0	
Aube	45	—	2	40,0	7,8	
Aulne	28	—	1	41,3	10,0	
Baise	70	1,30	24	28,0	4,3	
Kanal de Beaucaire	59	1,70	5	37,0	6,7	
Kanal de Berry	322	1,50	114	28,0—35,0	2,7–5,2	
Kanal du Blavet	60	1,60	28	30,0—60,0	4,7	
Kanal de Bourgogne	242	1,60	191	29,7—34,0	5,2	
Kanal de Briare	59	1,40	43	34,8	5,2	
Kanal du Centre	121	1,50	83	35,2	5,2	
Charente	163	1,00	18	38,5	6,4	
Kanal de la Deule	69	1,65	7	42,0	5,2	
Dordogne	161	1,40	9	34,0	6,0	
Kanal latéral de la Garonne	211	2,00	72	35,6	6,0	
Kanal d'Ille et Rance	84	1,60	48	29,0	4,7	
Kanal du Loing	50	1,30	23	32,5	5,2	
Kanal latéral à la Loire	206	1,50	53	34,0	5,2	
Lot	276	1,00	72	30,0	5,0	
Lys	53	2,00	6	37,0	5,2	
Marne	178	1,60	22	38,7	5,2	
Kanal latéral à la Marne	106	1,70	34	38,5	5,2	
Kanal de la Marne au Rhin	318	1,60	181	38,1	5,2	
Mayenne	134	1,60	45	34,9	5,2	
Maas	231	1,30	20	45,3	5,7	
Kanal du Midi	240	2,00	106	31,0	5,8–6,0	
Kanal de Nantes à Brest	362	1,25	235	29,4	4,7	
Kanal de Nivernais	174	1,50	116	34,8—35,1	5,2	
Oise	104	1,80	7	51,0	8,0	
Kanal de l'Ourcq	107	1,20	10	58,8	3,2	
Kanal du Rhône au Rhin	350	1,00	164	30,0	5,2	
Kanal de St.-Quentin	96	2,20	35	37,5	5,1	
Kanal de la Sambre à l'Oise	66	1,80	38	42,0	5,2	
Saône haute	—	—	2	37,0	5,2	
Saône petite	314	1,80	10	44,0	8,0	
Saône grande	—	—	5	160,0	16,0	
Sarthe	132	1,00	20	33,0	5,2	
Schelde	63	2,1—2,5	16	38,0	5,2	
Haute-Seine	189	1,60	20	11,0–185,0	7,7–12,0	
Basse-Seine	315	2,0—3,0	7	113,0	12,0	
Kanal de la Somme	156	1,50	24	36,4	6,5	
Tarn	148	1,00	31	32,8	5,2	
Vilaine	95	1,00	15	25,2	4,5	
Yonne	118	1,60	20	86,0	8,3	

*) *M. Félix Lucas*, attaché à l'administration centrale. Les voies de communication de la France d'après les documents officiels.

Bedeutendere schiffbare Kanäle Deutschlands.*)

Bezeichnung	Betriebsweise	Länge	Wassertiefe	Schleusen Zahl	Schleusen Länge	Schleusen Breite	Tragfähigkeit
		Kilom.	Meter		Meter		Tonnen
Bromberger	.	26,5	1,2	9	40,2	8,8	125
Colmarer	.	13,0	1,6	1	34,5	5,2	200
Eider	.	32,0	3,2	5	35—35,9	8,1	200
Elbing-Oberländer	Geneigte Ebene	115,0	1,3	9	31,3	3,1	60
Ems	.	26,0	1,4	5	30,0	5,8	80
Ems-Vechte	.	21,0	1,9	2	33,0	6,5	100
Finow	S.	69,5	1,3	17	47,6	5,3–14,1	110—120
Friedrich-Wilhelm	.	24,0	1,5	9	40,2	5,2	120
Hadler	.	32,0	1,1	1	20,2	6,1	16
Havelländischer	.	58,0	—		—	—	
Hunte	.	45,0	1,5	4	30,0	5,2	50
Klodnitz	.	45,5	1,3	18	36,6	4,0	60
König-Wilhelms	.	23,0	1,6	1	157,0	23,5	80
Main-Donau	.	173,0	1,6	91	36,5	5,0	100
Niederneuendorfer	.	15,0	1,0	2	35,0	3,9	40
Notte	.	22,0	0,9	3	37,7	5,3	75
Papenburger Stadt	.	30,0	1,8	3	30,0	6,5	80
Plauer	.	57,5	1,6	5	46,9	8,0	225
"	.	9,5	1,1	1	50,2	7,9	200
Rhauderfehn	.	98,5	1,4	?	30—40,5	4,8—6,5	80
Rhein-Marne	.	104,0	1,6	64	34,5	5,2	200
Rhein-Rhone	.	132,0	1,6	87	34,5	5,2	200
Saar	.	63,5	1,6	27	34,5	5,2	200
Stebnitz	.	56,0	0,9	13	22,0	4,0	50
Storkower	.	28,0	0,8	3	38,5	5,0	80
Süd-Nord	.	71,0	1,9	12	33,0	6,5	100
Templiner	.	13,5	0,7	3	36,6–110,5	5,9–26,0	60
Trekfahrts	.	23,5	1,1	3	14,7—16,1	4,1—4,7	20
Warsingfehntief	.	21,0	1,1	1	16,0	4,7	20
Weichsel-Haff	.	19,0	2,0	2	40,3	6,3	155

*) „Die Wasserstraßen in Preußen und den angrenzenden Staaten" vom Ministerium für Handel und öffentliche Arbeiten.

Der Stand der Kanäle Hollands — A Sketch of the public works in the Netherlands by *L. C. van Kerkwik*, Haarlem 1876 — belief sich 1874 in den einzelnen Provinzen:

Provinz	Gesammtlänge in Kilometern	Namentliches Verzeichniß der Kanäle von über 30 Kilometer Länge in Kilometern
Groningen	727,2	Winschoterdiep und der damit verbundene Kanal von Muntendam, 64,0. Damsterdiep, 30,9. Kanal von Nieuwe Zylen, 62,5. Kanal Stroobos-Leeuwarden, 31,4. Kanal von Stroobos nach dem Lemmer, 79,0. Kanal von Leeuwarden nach Workum, 36,1.

Provinz	Gesammtlänge in Kilometern	Namentliches Verzeichniß der Kanäle von über 30 Kilometer Länge in Kilometern
		Kanal von Leeuwarden nach Franeker und von da zum Kanal zwischen Leeuwarden und Harlingen, 31,9.
Friesland		Kanal von Sneek nach Stavoren, 31,9.
		Watercourse von Sneek nach Ossenzyl, 38,3.
		Kanal der Hooge Veenen in Ooststellingwerf, 44,1.
Friesland . . .	550,8	Drentsche Hoofdvaart, 43,6.
		Orange-Kanal, 44,0.
Drenthe	212,9	Hoogeveen-Kanal, 55,0.
		Dedomsvaart, 39,9.
Overyssel. . . .	288,7	Kanal von Zwolle nach Almelo, 48,0.
Gelderland . . .	54,9	Apeldoorn-Kanal, 32,0.
		Von Zuid-Willemsvaart nach der limburger Grenze, 55,0.
North-Brabant . . .	162,9	Mark- und Dintelfluß, 41,5.
		Keulsche vaart (Kanal von Köln), 36,7.
		Die kanalisirte Yssel, 32,6.
Utrecht . , . . .	120,9	Kromme Rijn, 30,4.
		Großer Nordholland-Kanal, 80,0.
		Kanal um den Haarlemer-Meerbusen, 59,5
North-Holland . . .	358,4	Kanal der sechs Städte Nordhollands, 39,1.
		Kanal von Rotterdam nach Harlem, 55,5.
South-Holland . . .	276,9	Rhein von Katwyk nach Utrecht, 49,2.
	. . 2885,5	

K. Größere Kanalprojecte.

a) Deutschland.

Der Elbe-Spree-Kanal, welcher den Producten Sachsens und Böhmens einen billigeren Weg nach Berlin eröffnet, erhält zwischen Riesa (Grödel) und Berlin eine Länge von 146 Kilomet., während der zur Zeit bestehende Wasserweg 409 Kilomet. lang ist. Die Terrainverhältnisse gestatten die Anlage von zwei sehr langen Haltungen, zwischen denen in der Gegend von Baruth und Teupitz wahrscheinlich geneigte Ebenen oder hydraulische Schleusen angelegt werden. Dieses Kanalproject (darüber ist zu vergleichen u. A. Grosse, Der Elbe-Spree-Kanal) hat unter den größeren Projecten, welche vorliegen, wol am meisten Aussicht auf Verwirklichung. Ihm soll als Anschluß die Ausführung des Oder-Spree-Kanals folgen.

Ein Rhein-Weser-Kanal und ein Weser-Elbe-Kanal wäre namentlich für die Kohlengegenden Westfalens und der Rheinlande von Wichtigkeit. Die Länge beider Kanäle ist (im ganzen) zu 472 Kilom. ermittelt. Die Anschlüsse erfolgen nach den veröffentlichten Projecten an den Rhein bei Ruhrort, an die Weser bei Minden und an die Elbe bei Nigripp unterhalb Magdeburg. Näheres siehe Michaelis, Rhein-Weser-Kanal (Berlin, Ernst und Korn) und Heß, Weser-Elbe-Kanal in Zeitschr. d. Arch. und Ing.-Ver. zu Hannover 1871, S. 180.

Ein Rhein-Maas-Kanal (etwa 47 Kilomet. lang) würde eine seit Jahrhunderten befürwortete Idee verwirklichen und eine Fortsetzung des Rhein-Weser-Kanals bilden. Die Anschlußpunkte sind Venlo an der Maas und die Gegend zwischen Uerdingen und Budberg (in der Nähe von Krefeld) am Rhein.

Ein Kanal von Berlin nach Rostock, 265 Kilomet. lang, trifft auf seiner Trace ein sehr günstiges Bauterrain, weil daselbst eine größere Anzahl von Landseen (z. B. der Müritz-See, der Krackower-See u. a.) vorhanden sind. Ueber dieses interessante Project liegen ausführliche Mittheilungen vor in: Wiggers, Das Project des Rostock-Berliner Schiffahrtskanales vom Wasserbau-Inspector Heß zu Hannover (Rostock, Kulm).

b. Oesterreich.

Der etwa 273 Kilomet. lange Donau-Oder-Kanal, dessen Project (1881) dem österreichischen Reichsrathe zur Genehmigung vorliegt, zweigt bei Wien aus dem Bette der alten Donau mit einer Sohlencote von 148,0 Meter ab, durchzieht in ziemlich gerader Richtung das Marchfeld und die Wasserscheide zwischen der Donau und dem unteren Marchgebiete, geht von Angern als Lateral-Kanal zur March bis Kwassitz, übersetzt dort die March und das Tiefland zwischen der March und Bečva bei Prerau und zieht sich als solcher zur Bečva bis an den Fuß der Wasserscheide bei Hustopetsch.

Die Kanalstrecke über die Wasserscheide zwischen der Bečva und der Oder hat eine Scheitelhaltung von 9 Kilom. Länge. Die Höhencote der obersten Haltung beträgt 281,2 Meter. Im Odergebiete geht der Kanal wieder als Lateral-Kanal zur Oder bis Oderberg und endigt dort mit einer Höhencote von 193,4 Meter.

Der Höhenunterschied zwischen Wien und der Scheitelstrecke beträgt somit 133,2 Meter, zwischen der Scheitelstrecke und Oderberg 87,8 Meter.

Die Gesammtzahl der Schleusen am Kanal ist inclusive der projectirten Trennungsschleuse im alten Donaubette 84.

Die Speisung der Wasserscheide zwischen Donau und March wird durch einen Zubringer besorgt.

Die Speisung der Wasserscheide zwischen March, resp. Bečva und Oder erfolgt durch Aufspeicherung des erforderlichen Speisewassers in Thalsperren und Reservoirs im Gebiete der oberen Bečva.

Das zu verzinsende Effectivkapital würde sich auf 32,280,000 Gulden oder 140,117 Gulden pro Kilometer belaufen.

Der Gesammtverkehr auf dem Kanal wird auf 1,800,000 Tonnen geschätzt.

c. Frankreich.

Die französische National-Versammlung beschloß für die Verbesserung des bestehenden und den Ausbau dieses Wasserstraßennetzes einen Betrag von rund 833,000,000 Fr. zu bewilligen und hat je nach der Dringlichkeit die Arbeiten in drei Klassen vertheilt.

1. Klasse rund	435,000,000 Francs
2. „ „	192,000,000 „
3. „ „	206,000,000 „

Als die dringendsten Herstellungen, d. i. Arbeiten der ersten Klasse, sind genannt:

1) Kanalisirung der Seine zwischen Paris und Rouen auf drei Meter Wassertiefe.

2) Herstellung des Kanals zur Verbindung der Oise, Aisne, Marne, oberen Seine, Yonne und der Kanäle von Bourgogne, Briare und Orléans.

3) Canal latéral zur Rhone von Lyon bis Arles.

4) Kanal von Bouc bis Marseille.

5) Verbindung des Kanals von Orléans mit der Loire, Sarthe, Mayenne und Vilaine.

6) Kanal von Montluçon nach Chalons und Verbesserung der Loire zwischen Angers und Nantes.

7) Kanal von Bordeaux nach Bayonne.

Der Bau dieser Kanäle hat bereits begonnen. Im J. 1878 wurden vollendet: 1) der Kanal zwischen der Aisne und Oise (per Kilom. 320,000 Francs); 2) der Kanal zwischen der Saône und Marne (per Kilom. 292,000 Francs) und ein Seitenkanal von Dizier nach Vassy (per Kilom. 167,000 Francs); 3) der Kanal von der Saône und dem Rhein-Rhone-Kanal von Pont-à-Saône nach Montbéliard (per Kilom. 268,300 Francs); zusammen 301 Kilom. mit einem Aufwand von 84,608,568 Francs oder per Kilom. 281,100 Francs.

L. Maritime Kanäle.[1])

Wir bringen als die bedeutendsten Beispiele:

a) Den Suez-Kanal.

Nach der Tradition soll schon der erste der Pharaonen (etwa 2300 v. Chr.) versucht haben, die Verbindung zwischen dem Mittelmeere und dem Arabischen Golf herzustellen.

Nach andern Ueberlieferungen würde dem unternehmenden Pharao Sesostris (Rhamses II. 1535 v. Chr.) die Ehre des ersten Versuches gebühren. Dieses bestätigt der Engländer Wilkinson durch die Entdeckung eines dem Pharao Rhamses gewidmeten Denkmals in den Ruinen von Serapeum, nördlich von den Bitter-Seen der Landenge von Suez.

Erst 660 vor Christus hat der Pharao Psammetich den Entschluß gefaßt, den Nil mit dem Arabischen Meerbusen durch einen Schiffahrts-Kanal in Verbindung zu bringen. Sein Sohn Necho hat auch wirklich den Bau des Kanals begonnen; der Bau wurde jedoch durch Ausbruch eines langwierigen Krieges unterbrochen.

Nach Eroberung Aegyptens durch die Perser unter Kambyses wurde der begonnene Kanal (nach Herodot) durch Darius, Sohn des Hystaspes, etwa 500 Jahre vor Christi Geburt vollendet. Herodot, welcher im 25. Jahre nach dem Tode des Darius Aegypten bereiste und längere Zeit hindurch dort verweilte, schrieb: „der Kanal sei so groß gewesen, daß zu dessen Durchschiffung vier Tage erforderlich waren, und so breit, daß zwei dreiruderige Schiffe sich begegnen konnten. Er war westlich von Bubastis (Tell-Basta) aus dem Pelusinischen Nilarm abgeleitet, zog sich durch das heutige Tumitat-Thal und mündete in den Arabischen Meerbusen".

Aristoteles, Strabo und Plinius hingegen stellen die Vollendung des Kanals durch Darius in Abrede; sie behaupten, dieser sei erst durch Ptolemäus Philadelphus 260 Jahre vor Christus ausgeführt worden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Mitte des 3. Jahrhunderts vor Christus der Kanal vollendet und für größere Schiffe fahrbar gemacht wurde. Dieser Kanal ist aber infolge der wilden Zeit der Ptolemäer zu Ende des 1. Jahrhunderts vor Christus gänzlich in Verfall gekommen, wurde indeß zu Anfang des 1. Jahrhunderts nach Christus vom Kaiser Trajan wiederhergestellt, verbessert und theilweise umgelegt, dann nochmals vom Khalifen Omar 640 nach Christus restaurirt und bis zum 8. Jahrhundert benutzt, von da an aber vernachlässigt, sodaß er gänzlich versandete.

Es vergehen beinahe zehn Jahrhunderte ohne jedwede Erinnerung, daß jemals ein Kanal bestanden, der

1) Nach Aufsätzen in der Zeitschrift des österr. Ingenieur- und Architektenvereins.

den Seeweg vom Mittelländischen Meer nach Ostindien um circa 3600 Meilen verkürzen könnte; erst als Aegypten unter türkische Herrschaft kam, beschäftigten sich mehrere Sultane, besonders Mustapha III. (1754—1774) mit der Wiederherstellung des intermarinen Kanals, ohne jedoch zur Ausführung desselben zu schreiten.

Erst Bonaparte griff während des ägyptischen Feldzuges 1799 das Project wieder auf, und ernannte eine Commission zur Nivellirung des Isthmus und Untersuchung des Niveaus beider Meere, welche sich indessen gegen die Ausführbarkeit desselben aussprach, „da die Niveauverschiedenheiten der beiden Meere zu groß seien". Diese Niveauverschiedenheit galt lange Zeit als eine unbestreitbare Thatsache, bis sie endlich 1841 durch barometrische Messungen der englischen Offiziere als ein Irrthum nachgewiesen wurde.

Infolge davon trat 1846 eine Gesellschaft von englischen, französischen und österreichischen Bankiers zusammen, in deren Auftrag die Ingenieure Stephenson (Sohn des berühmten Erbauers der ersten Locomotive), Talabot und Negrelli 1847 das ganze Terrain nochmals untersuchten und die Niveaugleichheit beider Meere bestätigten.

Die englische Regierung war aber aus politischen Gründen, und weil sie das Monopol des ostindischen Handels durch den Kanal zu verlieren fürchtete, dem Unternehmen abhold und agitirte dagegen, begünstigte aber die Anlage einer Eisenbahn über den Isthmus. Endlich nach langen geheimen Unterhandlungen mit Frankreich nahm der Vicekönig von Aegypten Mohammed-Said das Kanal-Unternehmen auf, und berief 1854 zu diesem Zwecke den französischen Ingenieur Ferdinand de Lesseps, welcher am 30. Nov. 1854 einen Firman zur Concession des Kanalbaues und Bildung einer Actiengesellschaft erhielt.

Hingegen lesen wir in dem officiellen Berichte des Herrn de Lesseps von 1855 über diesen Act der Concessionirung des Kanal-Unternehmens Folgendes:

„Es war im Monate October 1854, als ich eine Reise nach Aegypten unternahm, wohin mich der neue Vicekönig Mohammed-Said, der mich seit 20 Jahren mit seiner Freundschaft beehrte, zu einem Besuche freundlichst eingeladen hatte. Ich hatte von niemand irgendeine wie immer Namen habende Mission erhalten. Auf einer Reise, die ich mit dem Vicekönig von Alexandrien nach Kairo durch die Libysche Wüste machte, kam zum ersten mal die Rede auf die Durchstechung der Landenge von Suez. Der Vicekönig war durchdrungen von den großartigen Erfolgen einer solchen Unternehmung und ersuchte mich um eine Denkschrift über diesen Gegenstand."

Lesseps ermangelte nicht, diese Denkschrift auszuarbeiten und dem Vicekönig zu übergeben. Die Folge davon war ein Firman, der gleichzeitig den fremden Consuln mitgetheilt wurde und nur noch der Bestätigung des Großherrn bedurfte, um sogleich an die Ausführung des Werkes gehen zu können.

Im December 1854 und Januar 1855 erforschten die Herren Linant Bei und Mogel Bei aufs neue die projectirte Trace und waren bereits im März 1855 im Stande, ihren Generalbericht vorzulegen. Herr von Lesseps begab sich nach Konstantinopel, um die Ratification der vom Vicekönig erhaltenen Concession zu erlangen. Der Sultan sowol als seine Rathgeber zeigten sich augenblicklich geneigt dazu; hier aber trat ein störendes Element in der Person des britischen Botschafters Lord Stratford ein, welcher eine Verzögerung der Ratification zu erwirken wußte. Lesseps sah sich genöthigt, eine Reise nach England zu unternehmen, um die Hindernisse, die man ihm in den Weg legte, an ihrer Quelle aufzusuchen. In London war er bemüht, bei allen dabei interessirten Männern alle Bedenken zu entkräften, welche in englischen Gemüthern gegen eine Unternehmung von so ungeheuerer Bedeutung aufkommen könnten. Bald darauf wurde Lord Stratford von Konstantinopel abberufen und nach einiger Zeit erfolgte die gewünschte Ratification. Der eigentliche Bau wurde am 25. April 1859 begonnen und am 17. Nov. 1869 vollendet.

Der 160 Kilomet. lange Kanal führt 89 Kilomet. durch Hafen und See und nur 71 Kilomet. durch trockenes Land, hat 8 Meter Tiefe und 22 Meter Sohlenbreite, sodaß sich große Schiffe bequem nur in Ausweichstellen und Seen begegnen können. Nur durch den Flutwechsel, bis zu 3 Meter im Rothen Meere, ist Gefälle zwischen den beiden Meeresspiegeln vorhanden, wodurch bei Hochwasser im Rothen Meere ein Einströmen in den Kanal stattfindet, welches sich nur bis zu den Bitter-Seen bemerklich macht. Der Kanal ist für Schiffe aller Nationen bis zu einem Tiefgange von 7,5 Meter geöffnet, Dampfschiffe dürfen mit eigener Kraft darauf fahren, Segelschiffe über 50 Tonnen Gehalt müssen sich jedoch eines Schleppers bedienen. Zum Ausheben des Kanals hat man verschieden construirte Baggermaschinen und Elevatoren in Anwendung gebracht. Sehr bemerkenswerth ist der Einfluß, welchen der Kanal auf das Klima seiner Nachbarschaft übt.

Vom J. 1854—1870 regnete es in der Umgebung derselben höchstens einmal jährlich, jetzt thaut es stark und regnet es wenigstens zweimal im Monat. Die Bewohner von Suez beklagen sich weniger über die Hitze des Sommers, und längs dem Kanale bildet sich eine Vegetation, die ihren Ursprung den neu hervorgerufenen atmosphärischen Niederschlägen verdankt.

Frachten-Verkehr durch den Suezkanal:

Jahr	Tonnen	Schiffe	Einnahmen Francs	Abgaben pro Tonne Netto Francs
1870	435,911	489	5,159,327	10
1871	761,467	765	8,993,737	"
1872	1,439,169	1082	16,407,591	"
1873	1,586,189	1172	22,897,317	"
1874	2,439,708	1264	24,859,348	13 (Kriegsschiffe 10 Francs)
1875	2,940,700	1494	28,886,300	"
1876	3,093,700	1457	31,174,694	"
1877	3,418,949	1663	32,774,344	"
1878	3,291,525	1593	31,098,229	12,5
1879	3,236,922	1477	29,668,060	"
1880	4,378,974	2026	41,820,899	12

Vom Gesammtverkehre entfallen 70% auf die englische Flagge,
30% auf die andern Nationen.

b) Den Kanal von Panama.

Auf dem im Mai 1879 zu Paris abgehaltenen internationalen Congresse zum Studium eines interoceanischen Kanals[1]) hat sich die technische Commission bekanntlich für die Anlage eines Niveau-Kanals, d. h. eines solchen ohne Schleusen, in der Richtung des Golfes von Limon nach der Panama-Bai ausgesprochen. Diesem von dem Congresse mit großer Majorität sanctionirten Beschlusse lag das von den französischen Marine-Offizieren Wise und Reclus verfaßte Project zu Grunde, welches auch mit einigen, schon während der Verhandlung sich als wünschenswerth herausgestellten Modificationen, von der unmittelbar nach dem Congresse gebildeten „Compagnie universelle du canal interocéanique", an deren Spitze Lesseps trat, angenommen wurde.

Die projectirte Trace des Durchstiches ist die folgende: An der Küste des Atlantischen Oceans nimmt der Kanal seinen Ausgangspunkt in dem östlichen Theile des Golfes von Limon, dort wo die natürliche Tiefe 8,5 Meter beträgt; er durchzieht die Niederungen von Minde und wendet sich gegen das Thal des Chagres, welchen er nach zwei Krümmungen in der Umgebung von Gatun erreicht. Sodann hält er sich in der Nähe des Flusses, dessen Windungen mehrmals durchschneidend, und gelangt mittels sieben Krümmungen nach dem Orte Matachin, wo er sich von dem Chagres trennt. Von hier ab verfolgt der Kanal das Thal des Obispo, eines am Culebras entspringenden Nebenflusses. Jenseit der Wasserscheide benutzt der Kanal das Thal des Rio Grande und mündet nach drei Krümmungen in den Golf von Panama auf einem Meeresgrunde von ungefähr 7,5 Meter Tiefe unter dem niedrigsten Meeresniveau, sodaß beim mittleren Niveau die Tiefe des Kanals an dieser Ausmündung circa 10,6 Meter beträgt. Die Radien der Curven sollen nicht weniger als 2000 Meter betragen, damit die größten Schiffe von 150 Meter Länge anstandslos passiren können.

Die Gesammtlänge des Kanals ist 73 Kilom.; die bestehende Panama-Eisenbahn wird an zwei Punkten und zwar bei Kilom. 35 und Kilom. 55 geschnitten.

Das Profil des Kanals bietet nur für Ein Schiff Platz. Im Erdboden beträgt die obere Kante 50 Meter, die untere 22 Meter, die Kanaltiefe 8,5 Meter, im Felsboden die obere Breite 28, die untere 24 und die Wassertiefe 9 Meter. In dem engeren Profil für festes Gestein sollen durch Anwendung von Längshölzern in der Höhe der Wasserlinie die Schiffe vor dem schädlichen Anstreifen geschützt werden. Ferner sind sechs Ausweichstellen (Bassins) in einer Breite von 44 und einer Länge von 500 Meter in Aussicht genommen. Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß diese Detail-Angaben (1882) noch keineswegs als feststehend zu betrachten sind; sie haben vorzugsweise den Zweck gehabt, der approximativen Kostenberechnung als Grundlage zu dienen und können selbstverständlich durch die weiteren Erhebungen und noch während des Baues mannichfache kleinere Modificationen erfahren.

Literatur.*) Ann. industr. 1874, 13. Decbr. Verbindungskanal zwischen Marne und Saône; — 1875,

*) Näheres über die Vorarbeiten am Isthmus ist enthalten im: „Congrès international d'études du canal interocéanique", Compte rendu des séances, Paris 1879; ferner: Mittheilungen der k. k. geograph. Gesellschaft in Wien, XXI. Bd.; Oesterr. Eisenbahnzeitung.

*) Neuere ausführliche den ganzen Umfang des Gebietes umfassende Werke sind mit * bezeichnet.

21. Febr. Schiffahrtsstraßen im Bassin der Loire. — Bellingrath, Studien über den Bau und die Betriebsweise eines deutschen Kanalnetzes (Berlin). — Bericht über die Voruntersuchung zum Hunte-Ems-Kanal (Oldenburg). — Berlin und seine Bauten, II. — *Brunfaut*, Etude sur les voies de transport en France (Paris). — *Cassagne*, Sas élévateur hydraulique à Anderton (Paris 1876). — *Cordier*, Navigation intérieure (Paris 1819). — *De la Roche*, Atlas et déscription du canal royal de Languedoc (Paris). — Denkschrift betr. die im preußischen Staate vorhandenen Wasserstraßen (Berlin 1877; nicht im Buchhandel). — Deutsche Bauzeitung 1873, S. 365: Ueber den Donau-Oder-Kanal; 1874, S. 214: Ueber den Mosel-Saar-Kanal; 1874, S. 161: Zur Frage über die Ausbildung der Wasserstraßen. — Dietrich, Der Erweiterungsbau des Landwehrkanals (Berlin 1875). — *Duer*, Construction d'un Ascenseur hydraulique aux fontinettes (London). — Dünkelberg, Die Schiffahrtskanäle in ihrer Bedeutung für die Landes-Melioration (Bonn 1877). — Engineering 13. März 1874: Ueber Schiffahrtskanäle in Oberägypten; 1871, April bis Juni: Ueber die Kanäle in Canada; 1874, 3. April: Kanalbau in Finland. — *Gérardin*, Moteurs hydrauliques et travaux exécutés pour l'alimentation du canal de l'Aisne à la Marne (Paris 1872). — * *Graeff*, Construction des canaux et des chemins de fer (Paris). — *Hageau*, Description du canal de jonction de la Meuse au Rhin (Paris 1819). — *Hagen, Handbuch der Wasserbaukunst II. Theil, 3. Band. — *Handbuch der Ingenieur-Wissenschaften, 3. Band, X. Kapitel, Schiffahrtskanäle (Leipzig 1882, 2. Aufl.). — Hartwich, Bemerkungen über die Schiffahrts- und Vorfluthsverhältnisse Berlins mit Anschluß eines Projectes zu einem Kanale von der Oberspree nach der Havel (Berlin 1874). — Hauser, Eisenbahnen oder Kanäle. — Havestadt, Project zu einem Südkanal bei Berlin (Veröffentlichungen des Architekten-Vereins zu Berlin 1878). — Heß: Das Project des Berlin-Rostocker-Kanals, der Rhein-Marne-Kanal. Allgemeine Bauzeitung, 1871, S. 174. Die Kanäle des Staates New-York nebst Bemerkungen über den Wasserverbrauch der Schiffahrtskanäle, Zeitschr. für Bauwesen, 1867, S. 549. — Bemerkungen über die Feststellung der Normaldimensionen für Schiffahrtskanäle. Zeitschr. des Architekten- und Ingenieur-Vereins zu Hannover 1874, S. 526. — Die Bedeutung des Rostock-Berliner-Schiffahrts-Kanals für die landwirthschaftlichen Interessen der Provinz Brandenburg (Rostock). — Heß, Die französischen Schiffahrtskanäle und die in Norddeutschland projectirten Kanäle. Zeitschrift für Bauw. 1870, S. 501. Der Weser-Elbe-Kanal. Zeitschrift des Architekten- und Ingenieur-Vereins zu Hannover, 1871, S. 186. — Herr, Oder-Lateral und Oder-Weichsel-Kanal. — *Hirsch*, Notice sur les élévateurs et plans inclinés (Paris 1881). — Hogrewe, Beschreibung der in England angelegten schiffbaren Kanäle (Hannover 1770). — Praktische Anleitung zur Baukunst schiffbarer Kanäle (Hannover 1805). — Jordan, Der Saarkanal und seine Verkehrsverhältnisse (Saarbrücken 1878). — Kleinschrod, Die Kanalverbindung des Rheins mit der Donau (München). — Knobloch, Mosel-Saar-Kanal (Wien 1879). — Krantz, Schlußbericht über den vorzunehmenden Ausbau der Wasserstraßen in Frankreich (Wien). — Lohmayer, Correction des Steckewitz-Kanals (Ratzeburg 1878). — *Malézieux*, Travaux publics des états-unis d'Amérique en 1870, S. 358. — Le canal de l'Est, Ann. des ponts et chaussées 1876. — Mayer, Der Donau-Oder-Kanal als Actienunternehmung (Wien 1873). — Michaelis, Project des Rhein-Weser-Kanals (Berlin). — *Minard*, Cours de construction des ouvrages qui établissent la navigation des rivières et des canaux (Paris 1841). — *Molinos*, La navigation intérieure de la France (Paris 1875). — Mosler, Die Wasserstraßen in den Vereinigten Staaten von Amerika in ihrer commerziellen und industriellen Bedeutung (Berlin). — Oelwein, Der Ausbau der Wasserstraßen in Mitteleuropa (Wien). — *Picard*, Alimentation du canal de la Marne au Rhin et du canal de l'Est (Paris 1880). — Picard und Bruniquel, Bauten am Rhein-Marne-Kanal (Annales des ponts et chaussées 1880). — Rentzsch, Die wirthschaftliche Bedeutung und Rentabilität des Elbe-Spree-Kanals (Berlin 1881). — Schmidt, Der Elbing-Oberländische Kanal. Zeitschrift für Bauw. 1861 S. 150 (Berlin). — Schlichting, Rhein-Yssel-Kanal (Wesel 1878). — Schönfelder und Mohr, Die Dodgeschleuse am Chesapeake-Ohio-Kanal. — *Sonne, Schiffahrtskanäle (siehe Handbuch). — *Stevenson,* De principles and practice of canal and river engineering (Edinburgh). — *Strom Buysing*, Handleiding tot de kennis der waterbaukunde voor de Kadetten der genie (Breda). — Verhandlungen des Vereins zur Hebung der deutschen Schiffahrt. — *Vuigner*, Rivière et canal de l'Ourcq (Paris). — von Weber, Die Wasserstraßen Nordeuropas (Leipzig 1881). — Wiß, Eisenbahn oder Kanal (Berlin). — Wiggers, Rostock-Berliner-Schiffahrtskanal (Rostock).

(*Friedrich Steiner.*)

Kanal-Inseln (Channel Islands), soviel wie Normannische Inseln (s. d. Art.).

Kanalisation, System unterirdischer Wasserabzüge zur Entfernung der verunreinigten Flüssigkeiten aus den Städten, s. Städtereinigung.

KANARESISCHE SPRACHE, Kannada, sanskrit Karnâtaka, zum dravidischen Stamme gehörend, wird in Mysore, dem südlichen Mahrattenlande, den westlichen Nizamsgebieten bis Beder und im Bezirke Canara gesprochen. Die Badagas und Kôtas reden Dialekte derselben. Die ältesten Denkmäler derselben mögen bis in das 12. Jahrh. unserer Zeitrechnung hinaufreichen, und sie beweisen, daß seitdem die Sprache sowol im Laut- wie im Formenwesen beträchtliche Veränderungen erlitten hat. Der Bau der Sprache ist der ihrer Familie

gemeinsame: rein agglutinirend, und zwar suffigirend mit Spuren einer rückwärtswirkenden Vocalharmonie. Die Wortfolge ist fest bestimmt; es steht das Subject vor dem Prädicate, das Object vor dem Verbum, jedes Attribut, es sei genitivisch, attributiv oder adverbial, vor dem näher zu bestimmenden Worte. Das Verbum beschließt mithin den Satz, und Participialconstructionen ersetzen die Conjunctionen und den Relativsatz.

Die Laute der Sprache sind:

Vocale: a, â, i, î, e, ê, o, ô, u, û
Gutturale Cons.: k, g, ṅ
Palatale: ċ, j, ñ
Cerebrale: ṭ, ḍ, ṇ
Dentale: t, d, n
Labiale: p, b, m (und anusvâra)
Halbvocale: y, v, ṛ, r, ḷ, l
Zischlaute: ś, s

Im Neu-Kanaresischen ist ṛ zu ḍ und p zu h geworden. Ein Wort kann nur mit einem Vocale oder mit einem einfachen Consonanten anfangen und muß in der neueren Sprache auf einen Vocal auslauten, während in der älteren Sprachperiode auch consonantische Auslaute zulässig waren. Merkwürdigerweise ist jenes Wohllautsgesetz nicht durch Abschliff des Schlußconsonanten, sondern durch Anfügung eines euphonischen kurzen Vocals — meist u — verwirklicht worden. Im Inlaute sind einfache mutae unzulässig; dagegen hat das in andern verwandten Sprachen (Tamulisch, Malayâlam) herrschende Gesetz, wonach mediae im Anlaute unzulässig sind, im Kanaresischen keine Geltung. Der Hiatus wird durch Einschiebung der Halbvocale v (hinter a, u, o, au) und y (hinter i, e, ei) vermieden. Der Accent ruht stets auf der ersten Silbe des Wortes. Nimmt der Stamm ein Flexionssuffix an, so wird sein Vocal, wenn er lang war, gekürzt.

Die Substantiva werden in zwei sogenannte Kasten getheilt, eine höhere, die belebten vernünftigen Wesen, und eine niedere, alle andern Hauptwörter in sich schließend. Wörter der höheren Kaste haben im masc. sing. das Pronominalsuffix -anu, alt -am, im fem. sing. -alu, alt -al, zuweilen -iti, -ti, im plur. masc. und fem. -aru, -âre, -ri. Substantiva der niederen Kaste, Neutra, bestehen entweder aus dem bloßen Stamme oder nehmen das Suffix -du an; ihr Pluralsuffix ist -gaḷu, alt -gaḷ. Die Casussuffixe (Postpositionen) werden hinter jenen Geschlechts- und Zahlsuffixen angefügt. Der Nominativ hat kein Casuszeichen. Die Suffixe der übrigen Casus sind: Accusativ alt -am, jetzt -anna, -annu; Instrum. alt -im, -indam, jetzt -inda; Soc. -odanê; Dativ alt -ke, jetzt -ge, -kke, -ige; Abl. alt -attanim, jetzt -inda, deseyinda (mit sanskr. deçe?); Gen. alt- a, jetzt -a, zuweilen -adu, -attu, -ada, -ina; Locat. alt -oḷ, -ôl, jetzt -alli, -illi. Der Vocativ wird entweder durch Verlängerung des Auslautvocales oder durch Anfügung von -â, -e, -ê, beim Plural masc. und femin. überdies zuweilen durch -ira, -irâ, ausgedrückt.

Die Steigerung der Adjectiva und Adverbien wird durch syntaktische Mittel, Locativ des verglichenen Objects, ersetzt.

Die Cardinalzahlen von 1—10 erscheinen je in doppelter Form, einer kürzeren, adjectivischen, und einer längeren, substantivischen. Sie lauten im Altkanaresischen: 1 or; ondu. 2 ir; eradu. 3 mû, mu; mûru. 4 nâl; nâlu, nâlku. 5 ei; eidu. 6 ara; âru. 7 e; êḷu. 8 eṇ; eṇṭu. 9 ombhayi, tom; ombhattu. 10 bhattu, vattu, padin, padi, pan; pattu (jetzt hattu). 100 nûru. Die Ordinalzahlen nehmen das Suffix -anê an, z. B. mûranê, dritter.

Die Pronomina 1. und 2. Person Sing. und Plur. erscheinen je in dreifacher Form: als Nominativ, als Basis der casus obliqui und als Personalendungen der Verba.

	I.	II.	III.
1. Pers. Sing.	yân, ân, nânu, nâ	en, nan'	em, en', ênu, êne, e
1. Pers. Plur.	âm, âvu, nâvu	em, nam	evu, êvu, êve
2. Pers. Sing.	nîn, nî, nînu	nin	ay, i, î, îye, e
2. Pers. Plur.	nîm, nîvu	nim	ir, iri, îri, ar, ari.

Die Stämme der Demonstrativpronomina sind i- für Nahes, u- für weniger Nahes, a- für Fernes. Die Interrogativstämme sind yâ-, dâ-. Allen diesen Stämmen werden die Geschlechts- und Zahlsuffixe -vanu, -valu, -vadu, -varu, letzteres für Neutr. Plur. angefügt.

Eine merkwürdige Entwickelung zeigt das Verbum: die Verbindung des bloßen Stammes mit den Personalsuffixen bildet das zeitlose Verbum negativum, z. B. Wurzel gey, vor Vocalen geyy, thun: geyyem, ich thue nicht, that nicht, werde nicht thun: geyyay, du —; geyyam, er —; geyyaḷ, sie (Sing.) —; geyyadu, es —; geyyem, geyyeva, wir —; geyyir, ihr —; geyyar, sie (Masc. Fem.) —; geyyavu, sie (Neutr.) —. In der affirmativen Conjugation treten Zeit- und Modalsuffixe zwischen den Stamm und die Pronominalendungen: Präs. geydapem, ich thue. Präter.: geydem, ich that. Fut.: geyvem, ich werde thun. Imp.: gey, geyya, geyvudu, thun; geyyim, geyvudu, thuet. Den Zeiten des affirmativen Verbums und dem zeitlosen negativen Verbum entsprechen je adverbiale und relative Participien:

	adverb.	relat.
Präs.	-utum, -ute, -utte	-va
Präter.	-du	-da
Fut.	....	(-va)
Negat.	-ade	-ada

Der Infinitiv hat die Endungen -a, -el, -e.

Literatur: *W. Reeve*, A Dictionary Canarese and English, revised etc. by D. Sanderson. Bangalore 1858. 8.; *W. Reeve*, A Dictionary English and Carnataca. Madras 1824. 2 Bde., 4.; A methodical Vocabulary in English and Canarese. Bangalore 1867. 32. — *M. Ramasawmy*, A grammatical Vocabulary in English and Canarese. Das. 1847. 12., 3. ed. 1858. — School Dictionary, English and Cana-

rese. Mangalore 1876. 8. — Dictionarium Canarense-Latinum. Bangalori 1855. 8. — *Jassensi*, Dictionarium Latino-Canarense. Das. 1861. 8. — *Th. Estevano*, Arte da lingoa Canarina. Rachol (Goa) 1640. 4. — *J. M'Kerrell*, Grammar of the Carnataca language. Madras 1820. 4. — *W. Carey*, A Grammar of the Kurnata language. Serampore 1817. 8. — *C. Campbell*, Elements of Canarese Grammar. 5. ed. Bangalore 1870. 32. — *T. Hodson*, Elementary Grammar of the Kannada or Canarese language. 2. ed. Bangalore 1864. 8. — *R. A. Bouteloup*, Grammatica Canarico-Latina. Das. 1869. 8.
(*G. v. d. Gabelentz.*)

KANARIS (Constantin), der berühmte Seeheld des neugriechischen Unabhängigkeitskrieges gegen die Pforte, war auf der bekannten „nautischen" Insel Psara 1790 in ziemlich einfachen Verhältnissen geboren und lebte in seinen reiferen Jahren, wie viele andere seiner Landsleute, vor dem Ausbruch des griechischen Nationalkrieges als Kapitän eines kleinen Kauffahrteischiffes. Seine große persönliche und seemännische Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit war bis dahin nur seinen Mitbürgern bekannt. Aber der Ausbruch dieses Krieges, der ihn sofort in die Reihen der Freiheitskämpfer führte, sollte ihm bald Gelegenheit bieten, zu zeigen, welche Heldenseele in diesem Manne von kleiner, unscheinbarer Gestalt, von schüchternem Auftreten und linkischem Wesen lebte. Als es nämlich für die Griechen im Jahre 1822 galt, die schreckliche Heimsuchung der Insel Chios an den Osmanen ausgiebig zu rächen, und die Versuche ihrer Flotte, an die türkische Flotte, die unter dem Kapudan-Pascha Kara-Ali bei Chios eine ägyptische erwartete, rechtzeitig mit vernichtenden Schlägen zu kommen, scheiterten, und als nun alles darauf ankam, die Osmanen in dem Sund von Chios zu beschleichen und Brandschiffe in die Mitte ihrer ungeheuern Fahrzeuge zu werfen: da war es Kanaris, der mit dem Hydrioten Pipinos an der Spitze von 42 Freiwilligen in der Nacht vom 18. zum 19. Juni 1822 zwei Brander (Briggs) nach der türkischen Station brachte und um Mitternacht mit kaltblütiger Entschlossenheit das kolossale Admiralschiff der Gegner in Flammen setzte, derart, daß die Osmanen entsetzliche Verluste erlitten. Diese kühne That, die damals den braven und tapfern Psarioten in der ganzen philhellenischen Welt des Westens populär machte, war und blieb auch die berühmteste des Kanaris; er hat aber noch wiederholt, obwol nicht immer mit demselben Glück, Gelegenheit gefunden, sich als tüchtigen Seemann und verwegenen Branderführer zu bewähren. Die Zeitgenossen schätzten aber an Kanaris, der mit Markos Botsaris zu den reinsten und lautersten Charakteren dieses schrecklichen Krieges zählte, neben der heldenmüthigen Tapferkeit auch seine Selbstlosigkeit; der wackere Seemann war in seltener Weise frei von jedem persönlichen Interesse und zugleich in wahrhaft kindlicher Weise bei höchster Pflichttreue schlicht und bescheiden.

Noch in demselben Jahre 1822 glückte es dem kühnen Kanaris in ähnlicher Weise wie bei Chios. Es gelang ihm nämlich, als der türkische Admiral Kara-Mehemed-Pascha seine Flotte aus den peloponnesischen Gewässern nach den Dardanellen zurückführte und in die Beschikabai eingelaufen war, im November 1822, abermals durch einen Brander das Schiff des Viceadmirals mit 1600 Mann zu zerstören. Dagegen konnte der wackere Mann die militärischen Fehler seiner Mitbürger nicht abstellen, durch welche am 3. Juli 1824 die Insel Psara an die Osmanen verloren ging. Ihm selbst gelang es, dem Untergange seiner Heimatsstadt zu entrinnen; auch seine 50-jährige Tante hatte sich retten können, indem sie zwei engl. Meilen weit durch das Meer fliehend schwamm, bis ein griechisches Schiff sie aufnehmen konnte. Nun war das Meer die Heimat des Kanaris, und noch am 17. Aug. 1824 konnte er bei Samos dem Osmanen Chosrew-Pascha eine Fregatte von 54 Kanonen und viele Transportschiffe zerstören. Der Versuch dagegen, in der verzweifelten Zeit der ägyptischen Ueberflutung des Peloponnes die Flotte und das Arsenal Mehemed-Ali's in Alexandrien zu verbrennen, scheiterte (10. Aug. 1825); nur auf der Rückfahrt nach Griechenland wurde eine ägyptische Kriegsbrigg zerstört. Auch bei den Gefechten des Juli 1826 vor Samos hatte Kanaris kein Glück und verlor, selbst verwundet, nutzlos sein Brandschiff, um dafür mit Ende des Jahres 1826 unter des trefflichen hydriotischen Admirals Miaulis Oberbefehl das Commando der neuen griechischen Fregatte „Hellas" (von 64 Kanonen) zu erhalten. In der griechischen Nationalversammlung des Jahres 1827 vertrat Kanaris die Flüchtlinge der Insel Psara auf griechischem Boden.

Als die wildeste Zeit des osmanischen Kriegs vorüber und Graf Giovanni Kapodistrias Präsident von Griechenland geworden war, schloß sich Kanaris dem berühmten Staatsmann mit voller Hingebung und ausdauernder Treue an, und diese Stellung brachte ihn zuletzt, als die Mainoten und Hydrioten mit Kapodistrias in offene Feindschaft gerathen waren, in schwere Zerwürfnisse mit verschiedenen seiner alten Waffengefährten. Der Präsident machte ihn im Mai 1828 zuerst zum Befehlshaber der tschakonischen Seefestung Monembasia. Später als Mirarch mußte er im Frühjahr 1831 bei Katakolon an der Küste von Elis den flüchtigen Mainotenführer Peter Mauromichalis verhaften. Im Sommer desselben Jahres commandirte er im Kriegshafen bei Poros die Corvette „Spetsä" und widerstand allen Bemühungen seines alten Waffenbruders Miaulis, des Führers der damals gegen Kapodistrias insurgirten Hydrioten, die Sache des Präsidenten zu verlassen, ließ sich lieber (26. Juli), als jener die griechische Flotte in seine Gewalt brachte, für einige Zeit in Haft nehmen.

Nach Ermordung des Präsidenten im October 1831 zog sich Kanaris anfangs nach der Insel Syra zurück, hielt aber nachher, namentlich 1832, gegenüber dem „Syntagmatiker" Kolettis, mit den Primaten der Inseln Tinos und Aegina zähe zu der Partei der „Kybernitiker". Erst unter der bairischen Herrschaft fand sich der tüchtige Mann wieder zurecht, wo er dem jungen Königreich längere Zeit als Seekapitän erster Klasse gedient hat. So leitete er unter anderm während des Krieges

gegen die aufständischen Mainoten im Jahre 1834 die Seeblokade der mainotischen Häfen. Erst die Septemberrevolution vom Jahre 1843 führte den bereits alternden Seehelden wieder mittenhinein in das neue politische Leben des Königreichs. Kanaris neigte als alter „Kybernitiker" und treuer Anhänger der „orthodoxen" Kirche zu der Partei der Napisten; aber die hohe Achtung, die alle Parteien dem persönlich beliebten, schlichten, selbstlosen Manne zollten, machte ihn vor anderen geeignet, als Mitglied von Coalitionsministerien zu fungiren, wie sie der griechische Parlamentarismus mit seinen chronischen Ministerwechseln und kurzlebigen Ministerien seit 1843 wiederholt nöthig gemacht hat. Kanaris war zuerst 1843 Marineminister, im Februar 1844 Ministerpräsident; wieder seit October 1848 als Marineminister zugleich der Chef eines auf eine Coalition basirten Cabinets, das sich unter Modificationen bis zum December 1849 behauptete. Als im Mai 1854 die Westmächte die griechische Erhebung gegen die Pforte niederhielten und französische Truppen den Piräus besetzten, mußte König Otto das Ministerium Kriézis durch ein Cabinet Maurokordatos ersetzen, in welchem Kanaris wieder (bis zum Mai 1855) die Marineverwaltung übernahm.

Allmählich war auch Kanaris, wie so viele andere griechische Politiker, theils als Mitglied der auf die stets ersehnte Vergrößerung Griechenlands gerichteten Actionspartei, theils im constitutionellen Gegensatze gegen die Richtung der absolutistisch gefärbten Hofpartei, in immer bestimmteren Gegensatz zu der bairischen Dynastie gekommen. Als es zu Anfang des Jahres 1862 nicht gelungen war, zwischen ihm, dem neudesignirten Ministerpräsidenten, und König Otto, dessen Lage damals bereits so gut wie unhaltbar erschien, ein „liberales" Programm zu vereinbaren, und nun im October 1862 Otto durch die neue Revolution der athenischen Besatzung zur Abreise aus Griechenland bestimmt worden war: da fungirte Kanaris seit 23. Oct. 1862 bis Ende Februar 1863 mit Demetrios Bulgaris und Benizelos Rufos als Mitglied einer provisorischen Regierung, und ging im April 1863 mit Thrasybulos Zaimis und Demetrios Grivas nach Kopenhagen, um sich mit dem dänischen Prinzen Georg Wilhelm von Sonderburg-Glücksburg, der am 30. März durch die griechische Nationalversammlung zum König der Hellenen gewählt war, und mit dessen Vater, als Deputation der Nationalversammlung in persönliche Beziehung zu setzen. Unter König Georg ist Kanaris noch zweimal (18. März bis 28. April 1864 und 6. Aug. 1864 bis Ende März 1865) Ministerpräsident und Marineminister gewesen. Schon im höchsten Alter stehend, wurde er in der Zeit der letzten großen russisch-türkischen Krisis in derselben Stellung noch einmal an die Spitze eines aus allen Parteien des Landes formirten Cabinets berufen, im Juni 1877. Den Gewinn, den diese Episode neuester Geschichte seinem Vaterlande schließlich doch noch gebracht hat, sollte der alte Seeheld nicht mehr erleben. Er ist bereits in der Nacht vom 14. zum 15. Sept. 1877 gestorben. *(G. F. Hertzberg.)*

KANDAHAR, Landschaft (Khanat) im östlichen Afghanistan, südlich von Balutschistan, westlich von der Wüste des inneren Iran, nördlich und östlich von Kabulistan begrenzt, zwischen dem 30. und 33.° nördl. Br. und 62. und 67.° östl. L. von Greenwich gelegen, ist nur in den bewässerten Thälern der östlichen, gebirgigen Hälfte fruchtbar. In der ebenen, im ganzen höchst dürren und sandigen, am Ende sich ganz zur Wüste gestaltenden westlichen Hälfte versiechen die meisten und bedeutendsten Flüsse des Landes; der Hilmend mit seinen Zuflüssen Argandab, Tarnak und Dori verläuft sich, trotz seines Wassergebietes von beinahe 275,000 □Kilom., unbedeutend in den Hamunsee.

Die Hauptstadt Kandahar, die wichtigste Handels- und Industriestadt Afghanistans, liegt in einer fruchtbaren und wohlangebauten Ebene zwischen dem Argandab und Tarnak, westlich vom Amrangebirge, dem bedeutendsten der von Nordosten nach Südwesten gehenden Höhenzüge im Innern Afghanistans.

Von Persien führt über Kandahar und Kabul die große Königsstraße, welche einer Armee nirgends Schwierigkeiten bietet; überall finden sich auf ihr Stationen und Wasserstellen. Sultan Mahmud der Große, Dschingis-khan, Tamerlan und Nadir-Schah nahmen diesen Weg nach Indien. Vor Entdeckung des Seewegs nach Ostindien waren Kandahar und Kabul die Thore Indiens und die ganze Karavanenstraße schlägt noch jetzt diesen Weg ein.

Kandahar soll früher an 50,000 Einwohner gehabt haben, ist indessen infolge der immerwährenden Wirren und Kriege dieses Staates sehr zurückgegangen und zählt deren jetzt kaum noch 20,000. Die Stadt ist sehr alt und wahrscheinlich das von Alexander d. Gr. gegründete Alexandria in Arachosia, nach anderen das mehrfach erwähnte Gandhara. Kandahar, im 7. Jahrhundert ein Hauptwallfahrtsort der Buddhisten, wurde oft erobert, zerstört (1383 von Tamerlan, 1507 vom Sultan Babur, 1620 durch Schah Abbas I. und 1738 von Nadir-Schah), aber jedesmal wieder aufgebaut, zuletzt von Achmed-Schah 1753 nach einem regelmäßigen Plane und auf einem von dem alten Kandahar verschiedenen Platze, doch in dessen Nachbarschaft. Die Stadt ist nach orientalischer Weise gebaut, besteht aus Backsteinhäusern und ist befestigt, ein Erdwall mit Thürmen und Bastionen faßt sie ein. Die bedeutendsten Gebäude sind der Bazar in der Mitte der Stadt und das Grabmal Achmed-Schah's, ein so heiliger Platz, daß selbst der Khan keinen Verbrecher ergreifen lassen kann, wenn er hier seine Zuflucht gesucht hat. *(Richard Oberländer.)*

KANDARE, auch Kantare oder Kanthare geschrieben, nach einigen Angaben von dem griechischen κάνθαρος (cantharus), dem Zeichen auf der Zunge des von den Aegyptern verehrten Apis abgeleitet, ist die vollständigste und in allen Cavalerien vorschriftsmäßig eingeführte Zäumung der Pferde. Ihre Construction ist frühern Datums, denn schon auf einem alten Bildwerke wird das Pferd des Kaisers Theodosius mit Kandare gezäumt dargestellt. Bei der Kandarenzäumung wird durch

ein im Maul des Pferdes liegendes Eisenstück, sowie durch zwei an den Enden desselben befestigte Hebel und durch eine herumgehängte, den Unterkiefer umschließende Kette eine starke Einwirkung auf das Pferdemaul hervorgebracht. Das im Maul liegende Eisenstück heißt das Mundstück; es ist entweder gerade oder es bildet in seinem mittleren Theile einen aufwärts gerichteten Bogen, „Zungenfreiheit" oder „Galgen" genannt, der der Zunge des Pferdes einigen Spielraum gewähren soll. Das Mundstück muß auf der Mitte der Laden, zwischen Backen- und Hakenzahn, einen Daumen breit oberhalb des letzteren (bei Stuten zwei Daumen breit oberhalb des Eckzahns) liegen; eine tiefere Lage verschärft, eine höhere vermindert seine Wirkung. Die an den Enden des Mundstücks befestigten Hebel werden auch Scheren oder Bäume, Schenkel, Anzüge genannt; das Verhältniß der Länge der nach oben und nach unten gerichteten Arme derselben ist etwa 1 : 2; in die oberen Arme wird das um den Kopf des Pferdes gehende Hauptgestell eingeschnallt; an den unteren Armen werden die Zügel befestigt, mittels deren der Reiter auf das Maul des Pferdes wirkt. Mundstück und Hebel bilden das Gebiß. Die Kinnkette, welche entweder eine einfache Kette, eine Panzerkette oder eine Erbskette bildet, liegt dem Mundstück gegenüber in der Kinnkettengrube des Unterkiefers und wird entweder in die Augen der Stangenbäume, in welche das Hauptgestell eingeschnallt ist, oder in Löcher gehängt, welche im Obergestell jener Bäume angebracht sind. Häufig wird unter Kandare oder Stange nur das Eisengestell verstanden, oftmals darunter auch das Hauptgestell begriffen. Das letztere begreift das zur Kandarenzäumung gehörige Lederzeug in sich und besteht in der Regel aus dem Kopfstücke mit Stirnband und Kehlriemen, dem Nasenriemen und den Zügeln. (*v. Löbell.*)

KANDEL (Kander), ein 1243 Meter oder annähernd 3900 pariser Fuß hoher Gipfel des Schwarzwaldes, im badischen Kreise Freiburg, 5 Kilom. südöstlich von Waldkirch, zwischen Glotter und Elz; nimmt den fünften Rang unter den Schwarzwaldgipfeln ein und fällt außerordentlich steil zur Elz ab. (*A. Schroot.*)

KANDEL (Langenkandel), Marktflecken und Cantonshauptort im Bezirksamt Germersheim des bairischen Regierungsbezirks Pfalz (Rheinpfalz) unweit des Otterbaches, Station der Strecke Winden-Maximiliansau der Pfälzischen Maximiliansbahn, mit fester Laderampe; die Zahl der Bewohner, die 1875 3445 betrug, war 1880 auf 3635 angewachsen, darunter 2501 Protestanten, 1109 Katholiken und 25 Juden. Die gewerbliche Thätigkeit ist unerheblich, zu erwähnen sind nur eine Liniiranstalt und eine Holzschneidemühle. Der fast ausschließliche Erwerbszweig ist Landwirthschaft, die bei guter Bodenbeschaffenheit günstige Erträge liefert. Außer den gewöhnlichen Getreide- und Früchtearten wird Taback, Hanf und Flachs gebaut. Der Handelsverkehr wird durch 3 Jahrmärkte und einen alle 14 Tage stattfindenden Schweinemarkt gehoben. Der Ort hat Amtsgericht, Rentamt und Districtskrankenhaus. Er besteht im Wesentlichen aus einer einzigen, eine Wegstunde sich ausdehnenden Straße, weshalb er auch den Beinamen Langenkandel führt. In der Nähe liegt der Bienwald. (*A. Schroot.*)

KANDER, die, ein linker Nebenfluß der Aar im schweizerischen Canton Bern, entspringt circa 2050 Meter über dem Meere am Alpetligletscher, der sich vom Kanderfirn am Südfuße der Blümlisalp, 3670 Meter, in das Gasterenthal hinabsenkt, durchfließt dieses wildschöne, von mächtigen Felswänden umschlossene Hochthal in nordwestlicher Richtung und stürzt sich tosend und schäumend durch die Felsenge der Klus in die zweite Thalstufe, das Kanderthal oder den Kandergrund hinab, wo sie rechts bei Kandersteg den Oeschinenbach aus dem lieblichen Oeschinenthale aufnimmt. Zu beiden Seiten von theils felsigen, theils bewachsenen, 2—3000 Meter hohen Bergketten umrahmt, im Hintergrunde von den vergletscherten Bergriesen des Oeschinen- und des Gasterenthales, der Blümlisalp, 3670 Meter, dem Doldenhorn, 3647 Meter, dem Balmhorn, 3688 Meter, und der Altels, 3624 Meter, überragt, ist der Kandergrund mit seinen freundlichen über den Thalboden und die Berglehnen zerstreuten Weilern und Gehöften, seinen üppigen Wiesen und waldigen Hügeln und dem idyllischen, unweit der Ruine der Felsenburg gelegenen Blauen See eins der schönsten Thäler des Berner Oberlandes. Bei der Mündung des links aus dem Engstligen- oder Adelbodenthale (s. d.) kommenden Engstligenbaches tritt der Fluß in die dritte Thalstufe, das Frutigthal, in welchem ihm rechts der Kienbach aus dem einsamen, cascadenreichen Kienthal zugeht, wendet sich dann nach Nordwesten, durchfließt die Enge des Emdthales, und erreicht endlich, nachdem er links die Simme aus dem Simmen- oder Siebenthal aufgenommen, durch eine waldige, tief eingeschnittene Schlucht, zuletzt durch einen Kanal, 4 Kilom. südlich von Thun den Thunersee, 560 Meter über dem Meere.

Früher ergoß sich die Kander 2 Kilom. unterhalb Thun in die Aar und verursachte durch ihre Hochwasser und Geschiebemassen häufige Ueberschwemmungen. Im J. 1711—14 wurde deshalb der Fluß durch einen 1 Kilom. langen, 88 Meter breiten Kanal in den See geleitet, in welchem er seither ein circa 70 Hektaren großes Delta, das Kandergrien, angeschwemmt hat. Die Flußlänge vom Alpetligletscher bis zum See beträgt 44 Kilom., das Gefälle circa 1500 Meter oder 3,4 Proc. Das Flußgebiet umfaßt 1305 □Kilom., wovon 52,4 □Kilom. oder 4 Proc. auf Gletscher entfallen.

Das Thal der Kander bildet mit dem Adelboden und Kienthal den bernischen Amtsbezirk Frutigen, welcher sich von der walliser Grenze bis zum Thunersee erstreckt und in 6 Gemeinden (1880) 11,062 meist reformirte Einw. zählt, deren Haupterwerbsquellen neben dem Landbau und der Alpenwirthschaft die Schafzucht, die Tuchweberei (Frutigtuch) und die Zündhölzchenfabrikation sind. Der Hauptort Frutigen, ein stattlicher Flecken mit 4042 Einw. und bedeutenden Viehmärkten, liegt 806 Meter über dem Meere am linken Ufer des Engstligenbaches, 1,5 Kilom. oberhalb der Vereinigung desselben mit der Kander. Von den anderen Wohnplätzen sind zu er-

wähnen Adelboden (s. d.), Kandersteg (s. d.), Reichenbach, 712 Meter über dem Meere am Eingange in das Kienthal, der klimatische Curort Aeschi, 859 Meter über dem Meere auf dem Hügelrücken zwischen dem Emdthal und dem Thunersee herrlich gelegen, und das vielbesuchte Heustrichbad, 702 Meter über dem Meere auf der linken Seite des Emdthales am Fuße des Niesen (s. d.), mit kräftiger alkalisch-salinischer Schwefelquelle.

Die Landschaft Frutigen gehörte im 12. und 13. Jahrh. den Edeln von Kien, kam um 1290 an die Freien von Wädenschwyl und im 14. Jahrh. an die mächtigen Freiherren von Thurm zu Gestelen (Wallis), im J. 1400 endlich durch Kauf an Bern, welches den unteren Theil des Kanderthales, die Herrschaft Mülinen und Aeschi schon 1352 erworben hatte und dessen Landvögte oder Castellane auf der Tellenburg (jetzt Gefängniß und Armenhaus) unweit Frutigen residirten. Vgl. von Wattenwyl, Geschichte der Stadt und Landschaft Bern (Bern 1880).
(A. Wäber.)

Kandern, s. Candern.

KANDERSTEG, Dorf in der Gemeinde Kandergrund des Amtsgerichts Frutigen im schweizerischen Canton Bern, liegt 1169 Meter über dem Meer im Hintergrunde des Kanderthales an der Kander, da, wo dieselbe durch die wilde Felsenge der Klus aus dem Gasterenthale heraustritt, besteht aus mehrern über den Thalgrund zerstreuten Häusergruppen, besitzt eine Kapelle, ein Schulhaus, Post- und Telegraphenbureau und drei Gasthöfe und zählte (1880) mit den übrigen Dörfern und Weilern der Gemeinde zusammen 1146 protestantische Einwohner. Die Umgebung von Kandersteg ist ungemein großartig. Im Osten wird das Thal von den Felsmauern der Lohner Kette (Groß-Lohner 3059 Meter, Klein-Lohner 2591 Meter, First 2550 Meter) umschlossen; im Süden thürmen sich der gekrümmte Kegel des Zelliborns, 2295 Meter, und die kahlen Wände des Fisistockes, 2947 Meter, auf und im Osten blinken über dem waldigen Oeschinenthale, rechts und links von den zerrissenen Felszinnen des Fisistockes und der Birre, 2511 Meter, umrahmt, die Firnhäupter der Blümlisalp, 3670 Meter, und des Doldenhorns, 3647 Meter. Mit Frutigen durch eine Poststraße verbunden, die sich thalabwärts nach Spiez und Thun fortsetzt, am Kreuzungspunkt von 4 Alpenpässen gelegen, hat Kandersteg während des Sommers einen sehr lebhaften Touristenverkehr. Nach Süden führt in 6—7 Stunden der Gemmipaß zum Leuker Bade im Canton Wallis; der gut angelegte, stark begangene Saumweg steigt in vielen Windungen meist durch Tannenwald am östlichen Fuße des Zelliborns zu dem Hochthal der Gemmi hinauf, welches, 1900—2300 Meter über dem Meere gelegen, östlich von den Firnkuppen des Balmhorns, 3688 Meter, des Altels, 3624 Meter und des Rinderhorns, 3466 Meter, westlich von dem vergletscherten Wildstrubel, 3266 Meter, und seinen felsigen Ausläufern umschlossen wird und von Norden nach Süden ansteigend den Hauptkamm der Berner Alpen quer durchschneidet. In diesem Hochthale überschreitet der Weg auf der Alp Spittelmatt, 1905 Meter, die Grenze von Bern und Wallis, führt an dem einsamen, in einer Steinwildniß gelegenen Bergwirthshaus Schwarenbach, 2065 Meter, und dem düstern Daubensee, 2206 Meter, vorbei zu der Paßhöhe der Daube, 2302 Meter; dieselbe gewährt eine herrliche Aussicht auf die Walliser Alpen, das Rhônethal und das in schwindelnder Tiefe am Fuße des Berges gelegene Leuker Bad, 1415 Meter, zu welchem ein 1,5—2 Meter breiter Felspfad, 1737—40 in die fast senkrechte Fluh gehauen und gesprengt, in kurzen Windungen einer Wendeltreppe ähnlich hinuntersteigt. Ein anderer Weg ins Wallis, früher viel begangen, jetzt verwildert und verödet, führt von Kandersteg durch die Klus der Kander ins Gasterenthal, steigt über steile Rasenhänge, Schutthalden und einen kleinen Gletscher zum aussichtsreichen Lötschenpaß, 2681 Meter, am östlichen Fuß des Balmhorns hinauf und senkt sich über Schneehänge und rauhe Schafweiden, zuletzt durch Lärchenwald ins Lötschenthal hinab, welches bei Gampel, 634 Meter, 12—13 Stunden von Kandersteg, in das Rhônethal einmündet. Im Hintergrunde des Gasterenthales zweigt von dem Lötschenwege der Tschingelpaß, 2824 Meter, ab, welcher über den Kander- und Tschingelfirn und den Tschingeltritt das Lauterbrunnenthal erreicht und als einer der leichtesten und lohnendsten Gletscherpässe des Berner Oberlandes nicht selten überschritten wird. Auch mit den beiden größten Seitenthälern der Kander, dem Engstligen- oder Adelbodenthal im Westen und dem Kienthal im Osten, ist Kandersteg durch Bergpfade verbunden. Nach Adelboden führt der Paß über die Bonder Krinde, 2387 Meter, zwischen dem Großen und dem Kleinen Lohner, ins Kienthal der Paß über das Hohthürli, 2706 Meter, eine Lücke des Oeschinengrates am nördlichen Fuß der Blümlisalp, deren Gipfel hier und da von der Clubhütte am Hohthürli bestiegen werden. Der Paßweg führt am Oeschinensee vorbei, der 1592 Metere über dem Meere, 3 Kilom. östlich von Kandersteg zuoberst im Oeschinenthale liegt, 1,7 Kilom. lang, 1 Kilom. breit, 1,14 Quadratkilom. groß und 63 Meter tief ist und ohne sichtbaren Abfluß seine Gewässer unterirdisch dem Oeschinenbache zusendet, welcher bei Kandersteg in die Kander mündet.
(A. Wäber.)

Kane, s. Kanä.

KANE (Elisha Kent), amerikanischer Nordpolfahrer, wurde am 3. Febr. 1820 zu Philadelphia geboren und starb, erst sieben und dreißig Jahre alt, am 16. Febr. 1857 in Havanna. Er stammte aus einer angesehenen, länger als ein Jahrhundert in Amerika angesessenen Familie. Sein Vater, John K. Kane, war ein in Philadelphia rühmlichst bekannter Richter. Von Natur ein schwächliches Kind, verband jedoch Kane schon in jungen Jahren mit einer großen, fast nervös zu nennenden geistigen Regsamkeit einen eisernen Willen, der alles durchzusetzen wußte. Einer vorgeschriebenen regelmäßigen Thätigkeit fügte er sich nur ungern, und wenn sie ihm aufgezwungen werden sollte, setzte er ihr Trotz und Widerspenstigkeit entgegen. Was er that, that er schnell und entschlossen und entwickelte dabei eine Kühnheit und einen Unternehmungsgeist, welche seine Umgebung vielfach in Erstaunen

setzten. Von Natur stolz und ehrgeizig, ließ er eine ihm widerfahrene Kränkung oder Beleidigung nie ungeahndet. Eher still und verschlossen als mittheilsam und offen gegen seine Umgebung, liebte er es, sich in abenteuerlichen Träumereien und Plänen zu ergehen. Bei diesen kühnen Entwürfen war er natürlich immer der Held, der das Unglaubliche leistete und verwirklichte. Eine derartige Sinnesrichtung veranlaßte ihn zu manchem kühnen Streich. Da Kane eine große Vorliebe für körperliche Uebungen hatte und diese mit großem Eifer betrieb, so ging er auch unversehrt aus jeder Gefahr hervor. Schon diese Eigenschaften lassen die Grundbedingungen erkennen, die ihn später zum berühmten Reisenden und erfolgreichen Entdecker machten. Seine ausgesprochene Neigung für Naturwissenschaften und Länderkunde weisen ebenfalls auf seine spätere Mission hin. Ein Umstand aber besonders fiel für sein Schicksal bestimmend in die Wagschale. Im J. 1838 wurde Kane von einem Herzübel befallen, von dem er sich nie recht erholte, und welches auch den Grund zu seinem frühen Tode legte. Der achtzehnjährige Jüngling, in dem Bewußtsein eines vorzeitigen Endes und mit dem Gedanken an den Tod vertraut, faßte den heroischen Entschluß, sein kurzes Leben möglichst dem Interesse und dem Nutzen seiner Mitmenschen zu widmen. Auch sein Vater bestärkte ihn darin: „Da du einmal sterben mußt, sagte er, so stirb auch im Harnisch.“ Kane hatte zuerst 1836 die Universität von Virginien bezogen, um Ingenieur-Wissenschaften zu studiren, verließ dieselbe jedoch schon zwei Jahre später wegen des tödlichen Uebels, das ihn ergriffen hatte. Nothdürftig genesen und den Tod vor Augen, begann er 1839 in Philadelphia mit so großem Eifer Medicin zu studiren, daß er am 19. Oct. 1840 bereits als ständiger Arzt am Pennsylvania-Hospital angestellt wurde. Hier blieb er jedoch wegen seiner schwankenden Gesundheit nicht lange. Der Vater ging von der Ansicht aus, daß Reisen, verbunden mit einer regelmäßigen und selbst anstrengenden Thätigkeit, ihm gut thun würden, und überredete seinen lange widerstrebenden Sohn, sich als Marine-Arzt anstellen zu lassen. Als solcher begleitete er im Mai 1843 die amerikanische Gesandtschaft unter Commodore Parker nach China. Von diesem Zeitpunkt ab führte Kane trotz seiner schwachen Gesundheit ein unstetes Reiseleben, sich nie lange an einem und demselben Orte aufhaltend. Während die amerikanische Gesandtschaft mehrere Monate in Bombay verweilte, benutzte Kane die Zeit, um die Felsen-Tempel von Ellora und Carlee zu besuchen, sowie Ceylon zu bereisen. Als die Expedition sich weitere sieben Monate in Macao aufhielt, setzte er nach den Philippinen über und durchforschte dieselben genauer, als es bis dahin von einem wissenschaftlich gebildeten Weißen geschehen war. Von Manila aus durchkreuzte er Luzon bis zur östlichen Meeresküste. Bei dieser Gelegenheit war er es, der zum ersten mal als wissenschaftlicher Reisender die vulkanischen Regionen Albaiss und Sombaras näher untersuchte, und der erste, der in den Krater des Vulkans Taël hinabstieg. Nur Ein Europäer hatte vor ihm dieses Wagniß unternommen, jedoch ohne Erfolg. Auch späterhin entwickelte Kane beim Besuche chinesischer Städte und ihrer Umgebungen großen Muth und viel Energie. Als die Gesandtschaft ihre Mission erfüllt hatte und die Rückreise antrat, blieb er zurück und war sechs Monate lang in Whampoa erfolgreich als Arzt thätig. Das im Lande herrschende Fieber warf ihn indessen aufs Krankenlager, sodaß er sich Ende 1844 gezwungen sah, die Heimreise anzutreten. Auf dem Rückwege besuchte er Borneo, Sumatra und Ceylon (letzteres zum zweiten mal) und bereiste mehrere Monate lang Indien, seine Forschungen bis zum Himalaya-Gebirge ausdehnend. Im Gefolge eines ostindischen Handelsfürsten Dewakanath Tagur trat er über Persien und Syrien die Reise nach Europa an, trennte sich jedoch in Aegypten von seinem Gefährten. In diesem Lande drang er südlich bis Sennaar vor und lernte Professor Lepsius kennen, welcher damals als Führer der Gesellschaft deutscher Gelehrter und Künstler zur Erforschung des Landes und seiner Ruinen daselbst verweilte. Während seines sechsmonatlichen Aufenthaltes in Aegypten war ihm das Glück nicht hold, denn er verlor sein ganzes Gepäck mit allen Reiseaufzeichnungen und wurde bei einem Ueberfalle durch räuberische Beduinen schwer verwundet. Nach Alexandrien zurückgekehrt, entging er, von der Pest angesteckt, nur mit genauer Noth dem Tode. Kaum genesen, setzte Kane nunmehr nach Griechenland über, welches er zu Fuß durchwanderte. In Patras schiffte er sich dann nach Triest ein und bereiste von dort aus Deutschland und die Schweiz. Hier machte er die Gletscher zu seinem besonderen Studium, ein Umstand, der ihm später bei der Aufstellung seiner Theorien über arktische Verhältnisse sehr zu statten kam. Ueber Italien, Frankreich und England kehrte Kane nunmehr in seine Heimat zurück. Nach einem kurzen Aufenthalte daselbst schiffte er sich am 25. Mai 1846 auf der Fregatte „United States“ nach der Westküste Afrikas ein. Bei seiner Ankunft erwiesen sich Empfehlungsbriefe, die ihm der berüchtigte Sklavenhändler Da Souza 1843 in Brasilien an seinen afrikanischen Agenten gegeben hatte, von großem Werth für ihn, da sie es ihm ermöglichten, die Sklavenfactoreien Guineas vom Cap Mount bis zum Bonnyfluß genau kennen zu lernen. Auch begleitete er eine Karavane nach Dahomey, dem Hauptsitze des Sklavenhandels, wobei er die Bekanntschaft des Königs machte. Aber auf der Rückreise nach der Küste ergriff ihn das in dieser Gegend herrschende Fieber und mit vollständig zerrütteter Gesundheit traf Kane endlich am 6. April 1847 wieder in Philadelphia ein.

Inzwischen war der schon lange drohende Krieg zwischen Mexico und den Vereinigten Staaten ausgebrochen. Um sich besser zu bethätigen, den Ereignissen näher zu stehen und dem Lande die Pflichten leisten zu können, die er demselben seiner Ueberzeugung nach als dessen Bürger schuldig war, bewirkte Kane seine Versetzung zur Landarmee und brach am 6. Nov. 1847 mit Depeschen für den Oberbefehlshaber General W. Scott nach Mexico auf. Voll Verlangens, die amerikanische Armee noch zeitig genug zu erreichen, schloß er sich in Perote einer

Guerrillabande an. Unterwegs wurde er in einen verzweifelten aber siegreichen Kampf mit einer mexicanischen Abtheilung verwickelt. Bei der Vertheidigung der Gefangenen, gegen welche sich die Wuth seiner Genossen wandte, zeichnete er sich besonders aus. Durch seine Aufopferung wurden die mexicanischen Generale Gaona und Torrejon von sicherem Tode gerettet. Kane selbst erhielt einen Lanzenstich in den Schenkel, nachdem sein Pferd unter ihm getödtet worden war. Von der Familie Gaona's auf das sorgfältigste gepflegt, wurde er nach Mexico geschafft und dort als Invalide erklärt. Er kehrte nunmehr nach Hause zurück, segelte aber bereits wieder im Januar 1849 mit einem Proviantschiffe nach Rio de Janeiro, Lissabon und dem Mittelländischen Meere. Im October desselben Jahres traf er wieder in Philadelphia ein.

Es folgt nunmehr in Kane's Leben der bedeutendste Abschnitt, welcher seine beiden Reisen nach dem Nordpol umfaßt. Seine Erfolge auf dem Gebiete der arktischen Erforschung trugen seinen Ruhm über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus in alle civilisirten Länder der Erde. Die Darstellung der wissenschaftlichen Erfolge dieser Expeditionen und die Geschichte der Leiden und Entbehrungen der heldenmüthigen Entdecker hat Kane in zwei umfangreichen Werken: „Narrative of the Expedition in Search of Sir John Franklin“ (Neuyork 1854) und „Second Grinnell Expedition in Search of Sir John Franklin“ (2 Bände, Philadelphia 1856) niedergelegt.

Schon im J. 1850 begleitete Kane als Arzt und Naturforscher die unter dem Befehl des Lieutenants De Haven stehende Expedition, welche der reiche und gemeinnützige neuyorker Kaufmann Henry Grinnell zur Auffindung des berühmten, seit dem 26. Juli 1845 verschollenen Sir John Franklin ausgerüstet hatte. Diese Expedition, eine jener acht, welche sich im J. 1850 aufmachten, um den verschollenen Entdecker aufzufinden, bestand aus den beiden Schiffen „Advance“ und „Rescue“ und verließ Neuyork am 24. Mai 1850. Schon in den Jahren 1848 bis 1850 hatte die englische Regierung drei verschiedene Expeditionen unter Thomas Moore und Kellett, unter Dr. Rae und unter Sir James Roß zur Ermittelung des Schicksals Franklin's ausgesandt. Sie waren zugleich von Osten und Westen vorgedrungen, aber ohne eine Spur des Verlorenen zu finden, obwol vom Westen aus die nördliche Küste des Festlandes mit ihren Inseln bis zum Coppermine-Fluß und bis zum Dease Inlet, auch die Ufer des Wollaston-Sundes genau durchforscht wurden; östlich jedoch die südliche Küste des Lancaster-Sundes bis Cape York, der nördliche Theil von North Sommerset bis 72° 38′ nördl. Br. und 95°48′ westlich von Greenwich, ferner Theile der Küsten nördlich der Barrow-Straße und des an die Prinz-Regent-Einfahrt stoßenden Landes in derselben Weise abgesucht worden waren. Die Berichte dieser Expeditionen machten es höchst wahrscheinlich, daß Franklin mit seinen Mannschaften auf einer der Inseln westlich von der Insel Melville festliege. Auch die Instructionen, welche derselbe von der englischen Admiralität empfangen hatte, deuteten darauf hin. Er sollte nämlich durch die Davis-Straße über die Baffins-Bai bis in den Lancastersund fahren und dann westlich in der Höhe von 74°15′ nördl. Br. bis etwa 98° westlich von Greenwich und von diesem Punkt aus südwestlich nach der Beringstraße vordringen. Demgemäß sollten die unter De Haven's Befehl stehenden amerikanischen Schiffe sich ohne Verzug in der Richtung von Banks-Land und der Insel Melville aufmachen und in deren Nachbarschaft so genau und so gut wie möglich ihre Forschungen anstellen. Ommaney, der Kapitän der „Assistance“, eines der elf Schiffe, welche zur Zeit zu demselben Zweck in den arktischen Gewässern weilten, traf zuerst am 23. Aug. 1850 bei Cape Riley auf Spuren der Verlorenen. Eine genauere Untersuchung des umliegenden Landes ergab, daß sich die vermißten Mannschaften längere Zeit hier aufgehalten haben mußten. Auf der Beechey-Insel, etwa 3 englische Meilen vom Cape Riley, stieß man auf das erste Winterquartier Franklin's. Schriftstücke fanden sich jedoch trotz allen Suchens nicht. Auch De Haven besuchte diese Plätze am 25. Aug. und durchforschte sie zum zweiten mal aufs genaueste. Kane's Ansicht ging nach Besichtigung der um Cape Riley befindlichen Schlittenspuren dahin, daß sich Sir John Franklin beim Brechen des Eises im J. 1846 nach dem Norden aufgemacht habe, mit seinen Schiffen durch die Wellington-Straße in das vermuthete große Polar-Meeresbecken gefahren und nie von dort zurückgekehrt sei. Eine andere Spur fand man damals von den Verlorenen nicht, sodaß Kane's Annahme nicht unwahrscheinlich war, obwol spätere Forschungen Dr. Rae's (1854—1859) in Boothia und die von Mac-Clintock und Hobson in King-William's-Land und an den südlich davon gelegenen Küsten und ein von letzterem aufgefundenes Document den Untergang der verschollenen Gesellschaft, insbesondere Franklin's Tod, als in dieser Gegend erfolgt, unzweifelhaft feststellen. Kane basirte daher auch die von ihm im Mai 1853 unternommene zweite Nordpolfahrt zur Auffindung Franklin's auf diese allerdings falsche Annahme. Inzwischen war jedoch die Expedition De Haven's nach vielen Leiden und Gefahren wohlbehalten wieder in Neuyork angelangt, und zwar die „Advance“ am 30. Sept. und die „Rescue“ am 3. Oct. 1851. Ueber diese erste Nordpolfahrt veröffentlichte Kane den schon oben erwähnten Bericht: „Narrative of the Expedition in Search of Sir John Franklin.“

Der geheimnißvolle Schleier, welcher noch immer auf dem Geschicke des verschollenen Franklin ruhte, vermehrte nur noch den allgemeinen Wunsch, Gewißheit zu erlangen. Es wurden noch größere Anstrengungen als bisher gemacht und zahlreiche Expeditionen ausgesandt, um, anknüpfend an die bisherigen Ermittelungen, das über ihm schwebende Dunkel aufzuklären. Auch Kane brannte vor Ungeduld, sich bei den neu anzustellenden Forschungen zu betheiligen und bei dieser Gelegenheit seine auf der früheren Reise gewonnenen Anschauungen und Erfahrungen zu verwerthen. Er bot seine Dienste

an und erhielt denn auch im December 1852 vom Marineminister der Vereinigten Staaten den Auftrag, eine Expedition zur Auffindung Sir John Franklin's nach den arktischen Gewässern zu führen. Die Mittel zur Ausführung derselben wurden von dem schon erwähnten Grinnell und dem bekannten Philanthropen Peabody gestellt. Außerdem hatten mehrere wissenschaftliche Vereine und Kane selbst bedeutendere Summen zu dem Unternehmen beigesteuert. Das für die kühne Fahrt bestimmte Schiff war die Brigg „Advance", welche schon die Reise von 1850—1851 unter De Haven mitgemacht hatte. Es war ein gutes, schnell segelndes und stark gebautes Fahrzeug von 144 Tonnen Gehalt, dessen Tüchtigkeit sich im Eise des Polarmeeres glänzend erprobt hatte. Der Hauptzweck der Expedition war die Auffindung Franklin's. Außerdem sollte aber Kane seine Aufmerksamkeit auf alle Gegenstände von wissenschaftlichem Interesse lenken; insbesondere auf solche, die sich auf das Vorhandensein eines offenen Polarmeeres, auf den Erdmagnetismus, die Meteorologie und wichtige naturwissenschaftliche Erscheinungen bezögen. Die unter seinem Befehl stehende Mannschaft zählte 17 Mann, von denen zehn der Marine der Vereinigten Staaten angehörten. Zwei hatten bereits die erste amerikanische Expedition mitgemacht, alle aber sich als Freiwillige dem Unternehmen angeschlossen. Die Ausstattung des Schiffes war ziemlich einfach. Außer dem nöthigen Vorrath an Lebensmitteln und Kleidungsstücken wurden nur eine Anzahl von Bretern, um das Schiff im Winter zu überdecken, einige Gummi- und Leinwand-Zelte, verschiedene Schlitten, fünf Boote und zahlreiche kleinere Gegenstände zum Tauschhandel mit den Eskimos mitgenommen. Da, wie bereits bemerkt, Kane von der Ansicht ausging, daß Franklin das vermuthete große Polarmeer erreicht habe und er dort zu suchen sei, so ging sein Plan dahin, auf dem kürzesten und zugleich zugänglichsten Wege dahin zu gelangen. Er glaubte ihn einzuschlagen, wenn er die Baffins-Bai bis zu ihrem nördlichst erreichbaren Punkt hinaufführe und von da mit Schlitten und Booten so weit als möglich gegen den Pol vordränge. Es gründete sich diese Ansicht auf die durch Analogien der physikalischen Geographie unterstützte Annahme, daß sich Grönland mit seinen Gebirgsmassen bis zum hohen Norden erstrecke. War dies der Fall, so ergaben sich für den von Kane eingeschlagenen Weg folgende Vorzüge: 1) Er hatte als Basis seiner Operationen festes Land; 2) eine direct nach Norden führende Linie, welche am ersten die offene See erreichen ließ, wenn eine solche vorhanden war; 3) den Vortheil des fächerartigen Widerlagers von Land auf der nördlichen Seite Grönlands, welches das Eis aufhielt, wenn es in seinem südlichen oder äquatorialen Treiben begriffen war (auf diese Weise wurde der größte Nachtheil Parry's bei seinen Versuchen, den Pol von der Spitzbergenschen Seite aus zu erreichen, vermieden); 4) Thierleben zur Erhaltung von Reisenden; 5) die Möglichkeit des Zusammenwirkens mit den Eskimos, indem Niederlassungen von ihnen bis in die Höhe von Whale-Sound und wahrscheinlich noch nördlicher an der Küste sich hinauferstreckten.

Die Brigg verließ Neuyork am 30. Mai 1853, erreichte ohne Unfall am 7. Aug. das Vorland von Smith-Strait und passirte den von Kapitän Inglefield am 27. Aug. 1852 erreichten höchsten Punkt. Bei weiterem Vordringen stieß jedoch Kane auf einen Gürtel Treibeis, und als er in dieses einzudringen suchte, zeigte es sich, daß die ganze nördliche Straße von dem sich dem amerikanischen Ufer zuschiebenden Packeis versperrt wurde. Es würde allmählich auf das Schiff eindringend dasselbe unvermeidlich gegen Süden geführt haben, wenn dieses nicht in einer kleinen von Land fast gänzlich umschlossenen Bucht (Refuge-Inlet) Zuflucht gefunden hätte. Es blieb Kane also nur die Alternative, ein weiteres Vordringen zu wagen oder zurückzugehen und sein Vorhaben aufzugeben. Er entschloß sich zu ersterem. Nach drei Tagen, am 13. Aug., verließ er wieder die schützende Bucht und suchte unter unendlichen Gefahren einen Wasserweg zu verfolgen, der sich zur Zeit der Flut zwischen der gewaltigen Eismasse und der Küste zeigte. Auf diese Weise wurde am 29. Aug. der 78°43' nördl. Br. erreicht, ohne daß die Brigg einen wesentlichen Schaden erlitten hätte. Aber der schnell hereinbrechende Winter machte ein weiteres Vordringen unmöglich. Die Offiziere drangen darauf, nach einem südlicher gelegenen Punkt zurückzukehren, aber Kane, nicht gewillt, die theuer erkauften Vortheile seines kühnen Vordringens aufzugeben, bestand darauf zu bleiben. Nachdem er die umliegende Gegend untersucht und sich bis zum 80° einen Ueberblick verschafft hatte, beschloß er mit der Brigg dort zu überwintern, wo sie sich gerade befand. Es ist dies der nördlichste Punkt, an welchem bis dahin ein Schiff den Winter zugebracht hat. Vom 10. Sept. ab war die „Advance" in dem Hafen eingefroren, der für sie in der Nähe einer Gruppe felsiger Inseln in der südöstlichen Buchtung der Bai ausgesucht worden war. Van-Rensselaer-Harbor tauften ihn die kühnen Entdecker. Bis zum 20. Nov. wurden Erforschungs-Expeditionen und zahlreiche Niederlagen von Lebensmitteln an den verschiedensten Punkten für den Fall des Verlustes des Schiffes und eines Rückzuges gemacht. Von diesem Zeitpunkt ab bedeckte 120-tägige Nacht die Einöde. Die Kälte war eine entsetzliche, größer als sie bis dahin überhaupt beobachtet worden war. Sie betrug im Februar minus 70° Fahrenheit. Von Van-Rensselaer-Harbor aus wurden zahlreiche Expeditionen zur Erforschung der Gegend ausgesandt. Die beiden bedeutendsten unternahmen W. Morton und der Eskimo-Jäger Hans, welcher die Expedition begleitete, sowie Dr. Hayes und William Godfrey. Den Erfolg derselben und überhaupt den der ganzen Reise faßte Kane selbst in seinem Berichte an den Marineminister der Vereinigten Staaten in folgenden Sätzen zusammen: 1) Die Untersuchung und Bestimmung der nördlichen Küste Grönlands bis zu ihrer Begrenzung durch einen großen Gletscher. 2) Die Untersuchung dieser Gletschermasse und ihrer Ausdehnung nach Norden in das neue Land, genannt Washington. 3) Die Entdeckung einer großen nordwestlichen Straße, welche frei von Eis in eine offene und weit ausgedehnte, ebenfalls freie Fläche führte. Das Ganze umfaßt einen eiförmigen

Flächenraum von 4200 engl. □Meilen. 4) Die Entdeckung und Bestimmung eines großen Landstriches, der die nördliche Fortsetzung des amerikanischen Continents bildet. 5) Die vollständige Untersuchung der amerikanischen Küste südlich und westlich bis zum Cap Sabine; auf diese Weise unsere Untersuchungen mit dem letzten von Kapitän Inglefield bestimmten Punkt verbindend und den Umkreis der Straßen und der Bai vervollständigend, die an ihrer südlichsten Oeffnung bisher als Smith-Sund bekannt waren.

Was insbesondere die Gestalt Grönlands betrifft, so ist es nach Kane ein Continent, dessen westlichsten Punkt Cap Alexander auf dem 78°10′ nördl. Br. bildet. Vom 70. Längengrad aus gesehen, erstreckt es sich fast in gerader Linie nach Osten und Westen. Ein mächtiges Eisplateau, der Humboldt-Gletscher, ließ jedoch ein weiteres Vordringen nach Osten nicht zu.

Da keine Aussicht vorhanden war, das Schiff während des Sommers frei zu machen, suchte Kane sich mit Belcher's Expedition, welcher zur selben Zeit in der Richtung von der Insel Melville vorgegangen war, in Verbindung zu setzen und Beechy-Island zu erreichen. Ein gewaltiger, nicht zu überwindender Gürtel von Packeis zwang jedoch Kane bei dem schnell hereinbrechenden Winter zur Rückkehr. Der Plan war misglückt, und die Expedition hatte einen zweiten Winter in der Brigg auszuharren. Kane stellte es nunmehr der Besatzung frei, das Schiff zu verlassen und zu versuchen, die dänischen Niederlassungen zu erreichen. Nur acht muthige Männer von den siebzehn entschlossen sich, ihrer selbstgestellten Aufgabe getreu, zum Bleiben, die übrigen verließen die Brigg am 28. Aug., mußten aber wieder umkehren und kamen nach unendlichen Leiden am 7. Dec. wieder an. Trostlos und hoffnungslos endete das Jahr 1854 für die Entdecker, und das neue Jahr fing nicht besser an. Lebensmittel waren knapp, der Holzvorrath ging zu Ende, Krankheit entkräftete und entmuthigte die kleine Schar. Zuletzt waren nur Kane und ein Gefährte noch im Stande, die Kranken zu pflegen und die nöthigen Arbeiten zu verrichten. Zu ihrem Glück ließ jedoch die Krankheit, der Blutfluß, allmählich nach, die kaum Genesenen begannen wieder Kräfte und neuen Muth zu sammeln. Am 21. Febr. ging im neuen Jahre die Sonne wieder auf. Im März zeigten sich die ersten Walrosse, sodaß der Mangel aufhörte, und im April konnten die Einzelnen wieder an ihre Arbeit gehen. Es hatte sich die Nothwendigkeit ergeben, die Brigg im Stiche zu lassen. Einen dritten Winter vermochte die Besatzung nicht auszuhalten. Vorräthe und Brennmaterial waren nur noch für wenige Wochen vorhanden; von der Brigg war bereits alles Holz, das sie nicht absolut seeuntüchtig machte, verbrannt. Der Zweck der Expedition, Franklin aufzusuchen, konnte in keiner Weise mehr gefördert werden, und so wäre es Thorheit gewesen, noch zu zögern und das Leben der Mannschaft aufs Spiel zu setzen. Kane beschloß daher, die Brigg zu verlassen und den Rettungsweg nach den dänischen Niederlassungen anzutreten. Am 17. Mai brach die kleine Gesellschaft auf und am 6. Aug. erreichte sie nach 83-tägiger Reise Upernavik. Dieser Marsch war mit außerordentlichen Anstrengungen und Entbehrungen verknüpft. Ein großer Theil der Mannschaften war krank oder, kaum von Krankheit genesen, noch sehr schwach. Nur allmählich konnte ein Kranker nach dem andern fortgeschafft werden, sodaß die Gesunden denselben Weg mehrfach machen mußten. Im Durchschnitt legte die Gesellschaft nur acht englische Meilen täglich zurück. Kane besuchte die Brigg noch öfters, um neue Lebensmittel zu beschaffen; zum letzten mal geschah es am 8. Juni. Ihr Zustand war ganz unverändert; sie lag nach wie vor bewegungslos eingefroren da, mit neun Fuß festen Eises unter ihrem Bug. Die Eskimos von Etaf unterstützten die auf dem Rückzuge Begriffenen getreulich mit Lebensmitteln und Arbeitskräften. Unterwegs fuhr Kane fort, seine meteorologischen und naturwissenschaftlichen Beobachtungen zu machen. Die dazu nothwendigen Instrumente hatte er von dem Schiff mitgenommen. Die sorgfältig zusammengestellten naturwissenschaftlichen Sammlungen hatten zurückgelassen werden müssen bei der Schwierigkeit des Transportes und der für die Sicherheit der Reisenden damit verbundenen Gefahr. Nur die schriftlichen Aufzeichnungen der Expedition wurden gerettet.

Die dänischen Ansiedler nahmen die heldenmüthigen Männer mit großer Herzlichkeit auf. Die Brigg „Marianne", auf dem Rückwege nach Kopenhagen begriffen, wollte sie bis zu den Shetland-Inseln bringen, von wo sie ihre Reise nach den Vereinigten Staaten fortsetzen sollten. Aber schon unterwegs stießen sie in Disco auf die unter Lieutenant Hartstene's Befehl stehende Expedition, welche die amerikanische Regierung, besorgt über das lange Ausbleiben Kane's, zu dessen Rettung ausgesandt hatte. Im Herbst 1855 langte der kühne Entdecker in seinem Vaterlande wieder an. So endigte diese ereignißvolle, an Beispielen von Energie und hohem Muth, von Selbstverleugnung und wissenschaftlichem Streben so reiche Fahrt! In ihrem Hauptzweck, insofern er der Auffindung Franklin's galt, war sie erfolglos, desto reicher aber an wissenschaftlicher Ausbeute und an Enthüllungen über jene gewaltigen Eis-Einöden. In dieser Hinsicht war ihr Erfolg vielleicht größer als der irgendeiner ihr voraufgegangenen Expeditionen.

Die Geschichte seiner und seiner Gefährten Leiden und Entdeckungen stellte Kane in seinem oben angeführten zweiten Buche „Second Grinnell Expedition in Search of Sir John Franklin" dar. Dieser einfache, anspruchslose Bericht fand die warme Bewunderung aller civilisirten Länder. Auch äußerlich bekundete sich diese Anerkennung, indem der Congreß, die Gesetzgebende Versammlung des Staates Neuyork und die Königliche Geographische Gesellschaft zu London Kane goldene Medaillen verliehen. Die englischen Einwohner der Stadt Neuyork votirten ihm eine Anerkennungs-Adresse; auch empfing er die königliche Medaille, welche arktischen Entdeckern in den Jahren 1818 bis 1856 verliehen wurde. Als Kane die Beschreibung seiner Reise eben vollendet hatte, brach seine Gesundheit, die so lange in anstrengender Thätigkeit Stand gehalten hatte, vollständig zusammen.

Er griff zu seinem altbewährten Mittel, zum Reisen, und schiffte sich nach England ein, aber diesmal leider ohne Erfolg. In London verschlimmerte sich sein Zustand derartig, daß er sich entschließen mußte, ein milderes südliches Klima aufzusuchen. Am 17. Febr. 1856 segelte er nach St.-Thomas, und von da nach Havanna. Auf dieser Reise bekam er einen Schlaganfall. Noch lebend erreichte er am 25. Dec. Havanna; seine Widerstandskraft war gebrochen. Nach wenigen Wochen, am 16. Febr. 1857, verschied er, als er eben im Begriff stand, sich nach den Vereinigten Staaten zurückzubegeben, um dort, im Vaterland, sein Leben zu beschließen. (Vgl. Elder, „Life of Dr. E. K. Kane", Philadelphia 1857.)

(*F. K.*)

KANEM, eine im Norden und Nordosten des Tsadsees im mittleren Sudan sich hinziehende Landschaft, befindet sich im traurigsten Zustande der Auflösung und ist großentheils vom Reiche Wadaï abhängig geworden; der Hauptort Mao hat kaum noch 3000 Einwohner. In früheren Zeiten war Kanem bei weitem größer, und dehnte sich nach dem Uebertritt seines Herrschers Sselma (1194—1210; Sselma war der erste schwarze König, seine Vorgänger hatten hell ausgesehen wie die Araber) zum Islam im 11. Jahrhundert vom Kuara bis zum Nil aus, einschließlich Fesân's und südlich bis weit jenseit des Tsadsees. Im 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gelang es einem Manne Namens Ssaef, der zu dem libyschen Stamme der Berda gehörte, sich in Kanem solches Ansehen zu verschaffen, daß er die daselbst wohnenden Kanembu-, Tibu- und Berberstämme unter seiner Herrschaft vereinigte.

Die Bewohner des Landes, die Kanembu, durch fortwährende Kriege mit den Reichen Bornu und Wadaï beunruhigt, sind meist zum Auswandern nach anderen ruhigeren Gegenden bewogen worden. So hat sich eine Abtheilung an dem Südufer des Tsadsees als Viehzüchter niedergelassen. Die Zurückgebliebenen wagen nicht den Acker zu bauen oder einen Fruchtbaum zu pflanzen, obschon die Datteln hier gut gedeihen. Sie können nicht darauf rechnen, das Getreide einzuernten, das sie säen, und die Frucht zu pflücken, die sie pflanzen. Sie müssen sich begnügen mit dem, was ihnen die Heerde liefert, und stets auf der Hut sein, dieselbe vor räuberischen Ueberfällen in den Schutz der Ringmauern zu retten. Unter günstigen politischen Verhältnissen würden sich die Kanembu bald zu einem erfreulichen Wohlstande hinaufarbeiten. Sie sind ein wohlgebauter, gut proportionirter Menschenschlag und ihre Frauen zeichnen sich vor den breit und plump gestalteten Weibern von Bornu sehr vortheilhaft aus. Zwischen den Kanembu haben sich eine Anzahl Buddums, Bewohner der See-Inseln und Schua-Araber angesiedelt, und der unruhige Araberstamm der Uëlad-Sliman spielte eine Zeit lang hier eine bedeutende, obschon wenig segensreiche Rolle.

(*Richard Oberländer.*)

KANEPHOREN, *Κανηφόροι*, Canephoroe, Jungfrauen, welche im Alterthum in feierlichen Aufzügen an Götterfesten heilige Gegenstände in Körben einhertrugen, und zwar, nach der in südlichen Ländern gewöhnlichen Sitte des Tragens, zumeist auf dem Kopfe.[1]) Dieser Brauch war sehr verbreitet und wurde im Dienste vieler Gottheiten geübt (s. E. Curtius, Archäol. Ztg. 1881, S. 28): 1) für Zeus Basileios in Lebadea[2]); 2) für Hera[3]), sowol in Argos[4]) wie in Falerii[5]); 3) für Demeter in Athen[6]); 4) für Artemis, vermuthlich in Syracus[7]), desgleichen in Termessos in Pisidien[8]); 5) für Dionysos in Athen[9]) und am Indus[10]); 6) für Isis[11]); 7) für Athena, sowol in anderen Orten, wie z. B. in der Ebene von Troas[12]), als ganz besonders in Athen.

In Athen war das Institut der Kanephoren ganz besonders beliebt, es wird einfach attisch genannt[13]); Kanephoren finden sich bei den Festen der Demeter, des Dionysos und vielleicht noch anderer Gottheiten[14]), vornehmlich aber im Dienst der Athena, sowol bei andern Festen dieser Gottheit, als hauptsächlich an den Panathenäen[15]), nach Böttticher's Meinung (Archäol. Ztg. 1854, S. 442*) aber nur an den kleineren, und nicht nur bei den von den Athenern selbst ausgerichteten Pompen, sondern auch bei den Opfern, die andere Städte in Athen darbrachten.[16])

Als Stifter der Kanephorie für Athena in Athen galt Erechtheus (Erichthonios)[17]), dessen Tochter Orei-

---

1) *Paus.* I, 27, 4 *ἀναθεῖσαί σφισιν ἐπὶ τὰς κεφαλάς*, *Ovid.* Amor. III, 13, 27 supposito vertice sacra ferunt, *Cic.* Verr. II. IV. 3 quae manibus sublatis reposita in capitibus sustinebant. 2) *Plut.* Ἐρωτ. διηγησ. init. von der Aristoklea *ἔμελλε γὰρ τῳ Διὶ τῷ βασιλεῖ κανηφορεῖν.* 3) *Hor.* Sat. I, 3, 11. 4) *Dionys.* Hal. I, 21, vgl. O. Jahn, Arch. Zeitg. 1866, S. 253 fg. 5) *Ovid.* Amor. l. c. 6) *Hor.* Sat. II, 8. 13 ut Attica virgo cum simulacris, Schol. zu *Arist.* Av. 1516 . . *ὅπερ ἔχουσιν αἱ κανηφόροι ἀπιοῦσαι εἰς τὰ Ἐλευσίνια*; sehr ähnlich waren die Liknophoren nach *Callim.* Hymn. in Cer. 127 und am Anfang. 7) *Theokr.* II, 66 cum Schol. *εἰώθασι γὰρ τῇ Ἀρτέμιδι κανηφορεῖν αἱ μέλλουσαι γαμεῖσθαι ἐπὶ ἀφοσιώσει τῆς παρθενίας, ἵνα μὴ νεμεσηθῶσιν ὑπ᾽ αὐτῆς.* 8) Laut Weihinschrift im Corp. Inscr. Gr. n. 4362. 9) Schol. zu *Arist.* Ach. 242 *κατὰ τὴν τῶν Διονυσίων ἑορτὴν παρὰ τοῖς Ἀθηναίοις αἱ εὐγενεῖς παρθένοι ἐκανηφοροῦν*, vgl. die Privatdionysien des Dikaiopolis mit einer Kanephore *Aristoph.* l. c. Ehrendecret für den Vater einer Dionysischen Kanephore in der Ephemeris 1862, n. 180. Kanephoren im Bakchischen Zuge Mus. Pio Clem. IV, 23, Miliin, Gal. myth. LVIII, 240. 10) *Plat.* de fluv. p. 1164, 1, wo Damaskalkis, *τῷ Διονύσῳ μυστηρίων τελουμένων*, Kanephore ist. 11) Eine Isisstatue in Venedig ist laut Inschrift (C. Inscr. Gr. n. 2298) von Archelaos von Marathon und seiner Familie geweiht, weil seine Tochter der Isis Kanephore gewesen. 12) S. C. Inscr. Gr. n. 3602. 3603 mit Böckh's Bemerkungen. 13) *Cic.* Verr. II. IV. 3 more Atheniensium virginum. 14) Eine K. auch auf dem sculpirten athenischen Festkalender. 15) Becker, Anecd. gr. p. 270 sq. *παρθένοι τὰ κανᾶ φέρουσαι τῃ θεῷ ἐν τῇ τῶν Παναθηναίων πομπῇ καὶ ταῖς ἄλλαις ἑορταῖς*; ganz ähnlich Hesych., Suidas, Harpokration und Photios. 16) Nach *Hdt.* V, 82 verpflichten sich die Epidaurier, am Feste Opfer der Athene Polias und dem Erechtheus zu senden, und zwar *ἔτεος ἑκάστου*, also nicht zu den großen Panathenäen (vgl. Sauppe, Berichte der Königl. Sächs. Ges. der Wissensch. 1853, I, 40). Eine in Athen gefundene Statuenbaseninschrift bei Beulé, l'Acropole d'Athènes I, p. 346, n. 1 nennt eine *κανηφορήσασαν Ἐπιδαυρίοις*, die also bei einer solchen Festgesandtschaft der Epidaurier nach Athen fungirte. 17) Philocharos in seiner Atthis bei Suid. und Harpokrat.; auch Schol. zu *Lucian.* Dial. D. XX, 16 (IV, 61 Jacobitz).

thyia als Kanephore der Stadtgöttin fungirt und als solche ebenso die Liebesglut des Boreas entflammt haben sollte[18]), wie in derselben Function des Kekrops Tochter Herse die des Hermes.[19])

In Athen sind zwei Arten von Kanephoren der Athena streng zu unterscheiden: 1) zwei an der Zahl, auf längere Zeit der Göttin zum Dienst verpflichtet. Sie wohnten nicht weit vom Tempel der Polias. Wenn die Zeit des Festes nahte, setzte ihnen in einer Nacht die Priesterin heilige Gegenstände auf das Haupt, die weder von ihr noch von den Tragenden gekannt waren. Auf einem natürlichen unterirdischen Wege stiegen die Kanephoren hinab zu einem heiligen Bezirk, nahe dem Tempel der Aphrodite *ἐν κήποις*, legten ihre Bürde ab und empfingen dafür ebenso Geheimnißvolles für die Gottheit. Damit war ihr Amt beendet, und an ihre Statt kamen andere Jungfrauen in den Dienst der Göttin (*Pausan.* I, 27. 4).[20]) Pausanias sagt von einem öffentlichen Auftreten dieser Kanephoren nichts, doch spielten sie zweifellos bei den Aufzügen an den Festen der Athena eine große Rolle. Außer ihnen schritten aber, wenigstens in späteren Zeiten, 2) noch andere Mädchen in den Pompen einher, die zwar keine Mysterien, wohl aber kostbares Tempelgeräth, welches so dem Volke zur Schau gebracht wurde, sei es auf dem Haupte, sei es in den Händen, ob in Körben oder frei, trugen. Auch auf sie wurde der Name Kanephoren übertragen (s. Mommsen, Heortologie S. 179 fg.). Ihre Zahl war groß; so schaffte der Redner Lykurg goldene Kränze für hundert Kanephoren an[21]) und auch die Erzählung bei *Ovid.* Met. II, 724 fg. läßt auf eine bedeutende Menge derselben schließen. Solche Kanephoren im weiteren Sinne dürfen wir wol auch auf dem Friese des Parthenon erkennen.[22])

Nur edelgeborene[23]) Jungfrauen von makellosem Rufe[24]) wurden zu Kanephoren zugelassen; um so schmachvoller mußte es erscheinen, als Hipparch die Schwester des Harmodios, obgleich sie zur Kanephore berufen war, als nicht würdig zurückwies[25]), welcher Frevel nach Aelian den Entschluß zum Tyrannenmord zur Reife brachte. Im geschminkten[26]) Antlitz strengen Ernst bewahrend[27]), schritten die Kanephoren einher, weiß gekleidet[28]), neben anderem reichen Schmuck auch im Haare einen goldenen Kranz tragend[29]); golden waren auch die Körbe[30]), denen hier und da Bekränzung nicht fehlte[31]), und deren Inhalt durch *ἱστριάνιδες* verdeckt war.[32]) Metökenmädchen folgten ihnen dienend, einen Schirm gegen die Sonnenstrahlen und einen Stuhl zum gelegentlichen Ausruhen an Halteplätzen als *σκιαδοφόροι* und *διφροφόροι* ihnen nachtragend.[33]) Hatten aber die Kanephoren *καλῶς καὶ ἐνδόξως* oder *καλῶς καὶ ἀξίως* ihres Amtes gewaltet[34]), so bewiesen die ihnen gezollten Ehrenbezeigungen, wie hoch man die Wichtigkeit desselben schätzte. Die festfeiernden Städte decretirten ihnen Weihinschriften[35]), eine Familie errichtete der Gottheit zum Dank für die der Tochter gewordene Ehre eine Statue[36]), selbst die Anverwandten gingen nicht immer leer aus.[37])

Auch Bühnendichter machten die Kanephoren zum Gegenstand ihrer Schöpfungen, wenn auch wol nur in parodistischer Weise. Wir lernen die Existenz einer Komödie mit dem Titel *Κανηφόρος* vom Anaximandrides aus einem Fragment des Stobäus kennen[38]), aus einer gleichnamigen des Menander haben Stobäus, Suidas und Harpokration fünf Bruchstücke bewahrt.[39])

Auch von Standbildern einzelner bestimmter Kanephoren haben wir Kunde. Das in Athen aufgefundene Piedestal einer solchen schmücken vier Kränze, in denen Inschriften befunden, die betreffende Jungfrau sei viermal zur Ehre der Kanephorie berufen worden[40]), eine

---

18) Akusilaos nach Schol. zu Odyss. XIV, 533. 19) *Ovid.* Metam. II, 711 fg. 20) Zwar haben mehrere Codices nicht *κανηφόρους*, sondern *ἀῤῥηφόρους*, was auch Schubert und Walz in den Text aufgenommen haben. Aber Pausanias redet hier von zwei *παρθένοι*, während anderweitig von den Arrhephoren betont wird, daß ihrer vier und zwar im Alter von 7—12 Jahren sein mußten, s. Etym. Magn. s. v. *ἀῤῥηφορεῖν* und weiteres bei K. O. Müller in dieser Encyklopädie Sect. III, Thl. 10, S. 84. 21) Vit. decem orat. am Ende (cf. Kießling in *Lycurgi* fragm. p. 44) und *Paus.* I, 29, 16. Den betreffenden Volksbeschluß will allerdings E. Curtius (Arch. Zeitung, 1881, S. 29) auf Schmückung von Bildsäulen von Kanephoren beziehen. 22) Die Meinung dagegen (s. z. B. Stark zu K. F. Hermann's Gottesdienstl. Alterth., 2. Aufl., §. 55, Anm. 30), es seien die beiden kleinen Mädchen auf dem Friese, mit denen eine Priesterin sich beschäftigt, die eigentlichen zwei Kanephoren, ist schon von Böttiger (Andeutungen zu Vorlesungen über Archäol. S. 118) und Chr. Petersen (Die Feste der Pallas Athene, 1855, S. 24 fg.) zurückgewiesen. Diese tragen ersichtlich gepolsterte Stühle (Friederichs, Berlins antike Bildw. I, 168) und mögen Arrhephoren sein, auf die auch ihre sehr jugendliche Gestalt schließen läßt. Overbeck (Gesch. der griech. Plastik I, 332) glaubt in dem langen Zuge der Mädchen beide Arten Kanephoren erkennen zu können. 23) *Harpocrat.* *αἱ ἐν ἀξιώματι παρθένοι — οὐ πάσαις δὲ ἐφεῖτο κανηφορεῖν*, ähnlich Suid. und Hesych.; Becker, Anecd. gr. p. 270 sq. *ἀσταὶ καὶ εὐγενεῖς*, Schol. zu *Arist.* Ach. 242 *εὐγενεῖς*.

24) *Ἁγναί* bei *Diogenian.* II, 46 (Paroemiogr. gr. I, 202). 25) *Thuk.* VI, 56. Nach ihm geschah es *ἐν πομπῇ τινι*, nach *Max. Tyr.* Diss. XXIV, 2 p. 885 und *Aelian.* Var. Hist. XI, 8 an den Panathenäen. 26) *Arist.* Eccles. 732 *ἐντετριμμένη*, cf. Schol. und das Fragment des Hermippos beim Schol. zu *Arist.* Aves 1550 *ὥσπερ αἱ καν. λευκοῖσιν ἀλφίτοισιν ἐντετριμμέναι.* 27) *Βλέπουσα θυμβρόφαγον* *Arist.* Ach. 254. 28) *Ovid.* Amor. III, 13. 27. 29) Ibid. crines auro gemmaque premuntur, vgl. die Anm. 21 citirten Stellen und *Arist.* Lysistr. 1193, wobei die Bemerkung des Schol. *χρυσοφοροῦσι γὰρ αἱ κ.* aber auch auf die Körbe und deren Inhalt sich beziehen kann. Schol. zu Odyss. XIV, 533 *Ἐρεχθεὺς — κοσμήσας δὲ ταύτην.* 30) Schol. zu *Arist.* Ach. 242 *ἦν δὲ ἐκ χρυσοῦ πεποιημένα τὰ κανᾶ*, cf. Schol. zu *Arist.* Lys. 646 *ἐφόρουν δὲ καὶ λοπάδας τινας ὁλοχρύσους.* 31) *Ovid.* Met. II, 712. 32) *Hesych.* s. v. *αἱ Σκυθικαὶ στόλαι καὶ παρ᾽ Ἀθηναίοις σκεπάσματα οἷς ἐκάλυπτον τὰ ἱερὰ κανᾶ.* 33) S. darüber Meier in dieser Encyklopädie Sect. III, Thl. 10, S. 291. 34) Dasselbe war wol mit Kosten verbunden, denn darauf ist doch das Versprechen von Kleidern und Schmuck zu beziehen, welches in *Arist.* Lys. l. c. der Chor jedem gibt, dessen Tochter zur Kanephore berufen werden sollte. Vielleicht aber hatten sie auch gewisse Einkünfte (vgl. E. Curtius, Archäol. Zeitung, 1881, S. 30). 35) C. Inscr. Gr. n. 3602. 3603. 4362. 36) Ibid. n. 2298. 37) Ephemeris 1862, n. 180. 38) Ecl. Phys. II, 1, 6 (cf. Meineke, Fragm. com. gr. IV, 143 sq.). 39) Sie hat Meineke l. c. III, 171 gesammelt. 40) Beulé, l'Acropole d'Athènes I, 345 sq.

bronzene aus Pästum stammende Kanephore[41]) trägt die Unterschrift *ΤΑΘΑΝΑ ΦΙΛΛΩ ΧΑΡΜΥΛΙΔΑ ΔΕΚΑΤΑΝ*.

Ueberhaupt hat die bildende Kunst die anmuthigen Gestalten der Korbträgerinnen mehrfach zum Vorwurf genommen. Heius zu Messana besaß zwei solcher Statuen, die Verres ihm raubte, und die von Polyklet's Hand sein sollten.[42]) Material und Format (erant autem duo praeterea signa non maxima) machen es wahrscheinlich, daß sie selbständige Figuren waren, nicht zu architektonischem Schmuck (s. u.) gedient hatten[43]), was ebenso aus der Autorschaft jenes berühmten Künstlers zu schließen sein würde, wäre diese nicht sehr problematisch.[44]) Auch Praxiteles fertigte eine bronzene Kanephore, die sich in Athen befand[45]), marmorne Kanephoren von der Hand des Skopas waren unter den von Asinius Pollio zusammengebrachten Kunstschätzen.[46]) Manche kleinere derartige Figuren in Bronze[47]) sowie Kanephoren auf Reliefs[48]) und Wandgemälden sind uns noch erhalten.[49])

Weit bedeutender an Werth und Zahl sind aber die auf uns gekommenen Statuen von Kanephoren, die architektonischen Zwecken gedient. Träger und Stützen von Lasten zu beleben ist von früh an das Bestreben der griechischen Kunst gewesen. In der Tektonik schob man den Geräthen und Gefäßen Gestalten von Thieren und Menschen unter, wovon schon die Homerische Beschreibung des Palastes des Alkinoos und das von Herodot IV, 152 erwähnte erzene, von drei Figuren getragene kolossale Mischgefäß zu Samos Zeugniß ablegen. In der Architektur trug man jenem Bestreben schon in der äußeren Gestaltung der Säulen Rechnung; der Gedanke, auch diese und wieder durch wirkliche menschliche Figuren zu ersetzen, lag um so näher, als schon Aegypten darin vorangegangen war.[50]) Der griechische Architekt wählte als Träger schwerer Gebälklasten kräftige, männliche Körper. Entweder waren es mythologische Wesen, berühmt durch ihre Tragkraft, wie Atlanten oder Telamonen (*Vitruv.* VI, 8) und Giganten, wie sie noch an dem Zeustempel zu Agrigent, sowie in Terracotta in den Thermen zu Pompeji[51]) erhalten sind.[52]) Oder man benutzte Gestalten von Barbaren und gefangenen Feinden, die auch in der Wirklichkeit als Sklaven dienend schwere Lasten tragen mußten; so setzte man Figuren gefangener Perser einer Halle in Sparta als Träger unter.[53])

Bei weniger wuchtigen Lasten mußten weibliche Gestalten als Trägerinnen passender erscheinen. Wie noch jetzt im Süden die ihre Bürde auf dem Kopfe tragenden und balancirenden Weiber wandelnden Statuen gleichen und den Maler zu künstlerischer Nachahmung reizen[54]), mußten auch die alten Kanephoren, wie sie, reich geschmückt, in langsamem, ehrbarem Gang, die heiligen Körbe auf dem Kopfe tragend und mit der Hand haltend, Aehnlichkeit mit Statuen zeigen, und der Künstler ließ sie nun an Stelle der Säulen treten, wobei natürlich jede Ueberbürdung vermieden werden mußte; vielmehr schienen sie hier ebenso mühelos und freudig ihren Dienst für die Gottheit zu versehen wie in der Wirklichkeit beim Tragen der Körbe. Nur darin irrten häufig spätere Künstler, daß sie, statt auf den Kopf der Jungfrau sofort, durch Vermittelung von Echinus und Abacus, das Gebälk zu legen, ein *κάνεον* dazwischenschoben und so eine unnatürliche, doppelte Belastung eintreten ließen.

Nicht nur die Kanephoren, sondern auch andere passende weibliche Gestalten wurden zu architektonischen Trägerinnen verwandt.[55]) So scheint auch in Sparta ein ganz bestimmtes historisches Factum Veranlassung zu einer eigenthümlichen Verwendung weiblicher Figuren zu Bauzwecken gegeben zu haben. Vitruv I, 1 berichtet, wie Karyä, eine peloponnesische Stadt, beim Einbruch der Perser auf die Seite derselben getreten sei. Nach Abwendung der Gefahr sei von ganz Griechenland den Einwohnern der Krieg angesagt, die Stadt selbst zerstört, die männliche Bevölkerung getödtet, die Frauen zur Sklaverei verdammt worden, in der sie aber, zu steter

---

41) Abgebildet und besprochen von E. Curtius l. c. S. 27 fg. 42) *Cic.* Verr. II. IV. 3, und nach ihm *Porphyr.* zu *Hor.* Sat. II, 8. 13; *Symmach.* Ep. I, 23. 43) Dagegen spricht nicht die Bemerkung Cicero's l. c. 8: quae ornamenti causa fuerunt. 44) Aehnlich urtheilt über eine andere Statue des Heius, einen angeblich von Praxiteles gemeißelten Eros, Bursian im jenenser Lectionskatalog, Sommer 1873, S. 3, N. 1. — O. Jahn, der an der Autorschaft des Polyklet festhält, bezieht (Archäol. Zeitung 1866, S. 253 fg.) die Statuen der Kanephoren auf den Heradienst in Argos, ihm stimmt jetzt auch Overbeck bei (Geschichte der griech. Plastik, 3. Aufl., I, 391). 45) *Plin.* Nat. hist. XXXIV, 69. 46) Ibid. XXXVI, 25. 47) Z. B. in der Nationalbibliothek zu Paris Chabouillet, Catal. gén. et rais. n. 3066—68, p. 516—518. Vgl. auch Anm. 41. 48) Für Kanephoren halte ich, trotz Böttiger's (Andeutungen S. 117) Einwürfen, die beiden um einen flammenden Altar gruppirten Mädchen, die mit der einen Hand zierlich ihr Gewand fassen, mit der andern einen großen flachen Korb auf dem Kopfe festhalten, auf einem Terracottarelief im Brit. Mus. (Winckelmann, Werke VI, 1, 49. 2, 80. VII, 165. 286. Terracottas of the British Mus. pl. 29, n. 54), wovon ein zweites Exemplar in der Sammlung Campana war (Preller, Annali dell' Inst. 1843, S. 402, N. 2). — Ein anderes Relief mit Kanephoren aus Aegina ist als Vignette abgebildet in der Expédition française de Morée (Gerhard, Annali 1837, 2. S. 117). 49) Antichità di Ercolano, Pitture IV, 12. Winckelmann, Monum. inediti II, 240 zu tav. 182. Aus Pompeji Bullett. d. Inst. 1841, S. 117. 50) Psammetich stellte einer Halle des Apis statt der Säulen Kolosse von 12 Ellen unter (*Herodot.* II, 53).

51) Real Mus. Borbon. II, tav. LIV. 52) Andere Beispiele bei K. O. Müller, Handb. der Arch. §. 279. 53) *Pausan.* III, 11. 13, *Vitruv.* l. c., doch bestehen da verschiedene Deutungen; vgl. Stuart und Revett, Alterthümer von Athen, deutsche Uebersetzung I, 493. Aehnlich stützten im Olympieion zu Athen, nach *Pausan.* I, 10. 6, Persergestalten von phrygischem Marmor einen ehernen Dreifuß. Tragender Barbar aus Paonazetto im Museum zu Neapel (Gerhard und Panofka, Neapels antike Bildwerke S. 76). — Beispiele anderer männlicher Träger bei Stuart und Revett l. c. I, 491 und bei Winckelmann, Gesch. der Kunst S. 387 und Anmerkungen über die Baukunst der Alten S. 57 fg. — Männliche und weibliche Figuren tragen abwechselnd auf einem Sarkophag, Ann. d. Inst. 1843, tv. d'agg. P. 54) Preller, Annali 1843, p. 400. 55) Einige Beispiele bei Preller, ibid. p. 402. S. auch, falls die Maske in ihrer Hand antik ist, die Statue in Mantua (Anm. 97).

Erinnerung an ihre Schmach, die Tracht der Freien nicht ablegen durften. Darauf hätten die Architekten ihre Gestalten an Gebäuden als Lastträgerinnen angebracht, damit ihre Schande auch künftigen Geschlechtern überliefert würde. Diese Geschichte ist vielfach für ein von Vitruv erdachtes oder ihm angesonnenes Märchen gehalten, zuerst von Lessing[56]), dann namentlich von Böttiger[57]), auch von K. O. Müller[58]) u. a., ja man hat sogar gemeint, der Ausdruck Karyatides zur Bezeichnung von Gebälkträgerinnen überhaupt sei erst von Vitruv oder einem anderen römischen Schriftsteller erfunden, wobei aber übersehen wurde, daß schon Lynkeus von Samos[59]) vom Parasiten Korydon erzählt, er habe, in einem Einsturz drohenden Saale tafelnd, gesagt: *ἐνταῦϑα δειπνεῖν δεῖ ὑποστήσαντα τὴν ἀριστερὰν χεῖρα ὥσπερ αἱ Καρυάτιδες*, was sicher auf solche Statuen, nicht auf lebende Wesen in der besagten Positur geht. In der That ist die Notiz des Vitruv wie sie ist nicht haltbar. Es ist nirgendwo bezeugt und wäre fast undenkbar, daß jene kleine Stadt für die Perser Partei ergriffen[60]) habe, aber die Vitruv'sche Stelle verliert alles Befremdliche, wenn wir die Begebenheit aus der Perserzeit in eine spätere rücken. Daran denkt Roß[61]), ausgeführt hat diese Ansicht Preller[62]), mit Billigung von Friederichs.[63]) Sie berufen sich auf die Thatsache, daß die Einwohner von Karyä, einer ursprünglich arkadischen, dann lakonischen Grenzstadt, wichtig, weil sie die Straße aus der Tegeatis in das Oinosthal bewachte, sich den Thebanern bei ihrem ersten Einfall in Lakonien zu Führern angeboten, was später (Ol. 103. 2) von Archidamos schwer geahndet worden sei. Xenophon[64]) berichtet zwar nur von dem Geschick der Männer durch den erzürnten König: *ὅσους ζῶντας ἔλαβεν ἀπέσφαξεν*, aber es ist sehr möglich, daß mit den Frauen damals so geschah, wie Vitruv berichtet, daß man dann in Sparta, gewissermaßen als Pendant zur Perserhalle, eine solche von karyatischen Weibern getragene errichtete, und daß von ihnen durch Spätere die Bezeichnung Karyatiden auf alle tragenden weiblichen Gestalten an Gebäuden, ob Kanephoren, ob andere Wesen, fälschlich übertragen wurde.

Auch an anderen Deutungen des Namens Karyatiden für Gebälkträgerinnen fehlt es nicht, doch wird Götting's[65]) Meinung, er sei diesen gegeben „hauptsächlich wegen ihres prächtig geschmückten Hauptes, mit welchem sie tragen, indem man die scheinbare Bedeutung der ersten Silbe des Wortes *Καρυᾶτις* metaphorisch auf sie übertrug", ebenso wenig gebilligt werden können, wie die vielfach beliebte[66]) Erklärung, der Name Karyatiden sei allen Trägerinnen architektonischer Lasten gegeben, weil als Vorbilder die Dienerinnen der Artemis von Karyä anzusehen seien. Ihre Feste und Tänze waren zwar berühmt genug, aber alles, was wir von ihnen aus den alten Schriftstellern erfahren[67]), bezeugt, daß dieselben wilde, orgiastische waren, und das beweisen auch die Kunstdenkmäler. Unter den Antiken des Asinius Pollio befanden sich[68]) von der Hand des Skopas: Maenades et quas Thyiadas vocant, et Caryatidae et Sileni, vielleicht zu einer Gruppe vereinigt[69]), jedenfalls aber als ähnliche Wesen von Plinius zusammengestellt. Auch die uns erhaltenen Bildwerke, die mit Wahrscheinlichkeit auf sie bezogen sind, tragen dasselbe Gepräge[70]), und nicht anders werden die *Καρυάτιδες ὀρχούμεναι* gewesen sein, die der spartanische Feldherr Klearchos auf seinem Siegelringe trug.[71]) In keinem Falle sind diese Tänze, Stellungen und Bewegungen[72]) derart gewesen, daß sie die Muster zu den strengen, festgegründeten Gestalten der gebälktragenden Mädchen hätten abgeben können, deren Gewandung, wenigstens nach allen uns erhaltenen Exemplaren, zudem eine streng züchtige, und nicht die lakonischer Tänzerinnen ist, vielmehr durchaus denen der geweihten Kanephoren gleicht.

Unter den uns überkommenen Statuen tragender Kanephoren, die später also auch fälschlich Karyatiden genannt wurden, sind die bedeutendsten:

1) Die berühmten, in der Baurechnung[73]) *Κόραι* genannten Statuen am Pandroseion des Erechtheion auf der Akropolis zu Athen[74]), ursprünglich sechs[75]), eine,

56) Kleine antiquarische Fragmente, Werke X, 366—370, dazu Eschenburg S. 370—387. 57) Ueber die sogenannten Karyatiden am Pandroseum und über den Misbrauch dieser Benennung„ Amalthea III, 137—167. 58) Dorier I, 374, N. 1. 59) Bei *Athenaios* VI, 242 D. 60) Eine scheinbare Stütze für die Stelle des Vitruv bildet ein vielbesprochenes (Parascandolo, Illustr. di un marmo greco rappr. le Cariatidi, Napoli 1817) Relief des Museums zu Neapel (Real Mus. Borb. X, tv. LIX), darstellend zwei Gebälkträgerinnen, zwischen denen eine sehr ähnliche Frau weinend am Boden sitzt, mit der Inschrift: *ΤΗ ΕΛΛΑΔΙ ΤΟ ΤΡΟΠΑΙΟΝ ΕΣΤΑΘΕ ΚΑΤΑΝΙΚΗΘΕΝΤΩΝ ΤΩΝ ΚΑΡΥΑΤΩΝ.* Die Inschrift ist aber sicher modern und nach dem Vitruv erfunden; Carelli, Dissert. eseg. int. all' origine ed al sistema della sacra archit. presso i Greci, Nap. 1831, S. 163 fg., Tinati zu R. M. B. l. c. und Preller, l. c. S. 398. 61) Reisen und Reiserouten S. 176, Anm. 31. 62) De causa nominis Caryatidum Ann. dell' Inst. 1843, S. 396—406, abgedruckt in seinen Gesammelten Abhandlungen aus dem classischen Alterthum S. 136—144. 63) Berlins antike Bildw. I, 183. 64) Hellen. VI, 5. 25 u. 27; VII, 1. 28.

65) Das archäologische Museum der Universität Jena S. 64, N. 298. 66) Sie wird noch von E. Curtius herangezogen (Archäol. Zeitung 1881 S. 21). 67) S. Preller l. c. S. 400 fg. 68) *Plin.* n. h. XX,XVI, 24. 69) Brunn, Gesch. der griech. Künstler I, 339. 70) a) Relief bei Zoega, Bassir. ant. I, tv. 20 u. 21; b) Relief des Louvre bei Clarac, Mus. de sculpt. n. 168. 178 und Müller und Wieseler, Denkm. der alten Kunst II. XVII, N. 188. c) Geschnittener Stein der Sammlung Nott, ibid. N. 189; Stephani, Nimbus und Strahlenkranz S. 112. 71) *Plut.* Artax. 18. 72) S. Preller l. c.; Carelli l. c. S. 167; Canina, Archit. ant. V, 399. 73) C. Inscr. Gr. I, 160; vgl. v. Quast, Das Erechtheion zu Athen, Berlin 1840. 74) S. Böttiger in s. Amalthea III, 137—167 und XXVII—XXIX, Visconti, Mémoire sur les ouvrages de sculpture qui appartenaient aux édifices de l'Acropole à Athènes, 1816; Stuart und Revett, Deutsche Uebers. I, 488—498. — Abbildungen z. B. daselbst Lief. VII, Taf. VI—X und (nach Angabe von Eschenburg zu Lessing's Werken X, 377 Anm.) bei Gerhard von Jod: Caryatidum — sive Atlantidum multiformium ad quemlibet architecturae ordinem accommodatar. etc. — Aesthetische Würdigung z. B. bei Beulé, l'Acropole d'Athènes II, 277 suiv.; Hettner, Griech. Reiseskizzen S. 142 fg.; Friederichs, Berlins antike Bildw. I, 182—185; Overbeck l. c. I, 356 fg. 75) Ueber ihre

von Lord Elgin nach England entführte[76]), ist an Ort und Stelle erst durch eine Säule, dann durch einen Abguß ersetzt; von zwei anderen, schon früh gestürzten, wurde die eine von Imhof ergänzt und 1837 aufgerichtet, die andere erst in den dreißiger Jahren wieder aufgefunden und an ihren alten Platz gesetzt.[77]) Das lange Verborgensein der letzteren gab zu dem Irrthum Veranlassung, als befinde sich diese sechste in Rom. Es ist

2) die im Braccio nuovo des Vatican[78]), die Thorwaldsen ergänzte. Ihr Fundort wird verschieden angegeben; sie stammt entweder aus Palazzo Paganica, oder ist durch Camuccini aus dem Besitz Mattei gekauft oder von demselben im Hof des Palazzo Giustiniani gefunden.[79]) Letzteres ist nicht unwahrscheinlich, da im selben Palast sich noch zwei völlig gleiche Repliken befinden.[80]) Alle diese Fundstellen liegen unweit des Pantheon, und ist es sehr wahrscheinlich, daß sie zu den Kanephoren gehörten, die dieses Gebäude schmückten.[81]) Sie waren von der Hand des Diogenes aus Athen, und dieser mochte sich bei ihrer Anfertigung genau an jene berühmten Vorbilder in seiner Heimat halten[82]), wodurch die große Aehnlichkeit und aus ihr der oben angegebene Irrthum entstand.[83]) Für eine Replik der vaticanischen Kanephoren hält Benndorf[84]) auch die Kanephore im Cortile des Palastes Cepparelli zu Florenz.[85]) Dagegen hat Stark[86]), mit Overbeck's[87]) Beistimmung, die Kanephoren des Diogenes für dorische Tänzerinnen erklärt, die frei standen und nicht als Trägerinnen dienten, und sonach nichts mit jenen Kanephoren im Vatican u. s. w. gemein hätten.

3) In Vigna Strozzi, jenseit des Grabmals der Cäcilia Metella, wurden unter Sixtus V. zwei Kanephoren gefunden, die in die Villa Montalto kamen, und von denen die eine durch Jenkins 1786 in den Besitz von Townley und von da in das Britische Museum gelangte[88]); 1766 wurden am selbigen Fundorte noch mehrere gleichartige Figuren entdeckt und der Villa Albani einverleibt.[89]) Auf dem Korbe steht *ΚΡΙΤΩΝ ΚΑΙ ΝΙΚΟΛΑΟΣ ΑΘΗΝΑΙΟΙ ΕΠΟΙΟΥΝ.*[90]) Ihr Kunstwerth ist nicht bedeutend.[91]) Vielleicht trugen sie den Porticus eines kleinen Tempels.[92])

4) Vier Kanephoren, 1761 in einer Vigna zwischen Frascati und Monte Porzio, zugleich mit der Statue des bärtigen Dionysos mit der Inschrift *ΣΑΡΔΑΝΑΠΑΛΛΟΣ* gefunden, jetzt ebenfalls in der Villa Albani[93]), römische Arbeit. Nach einigen trugen sie ursprünglich eine Aedicula, in der jene Bacchosstatue stand[94]), nach anderen schritten sie frei neben dem Gotte in Procession einher.[95])

5) Vier Kanephoren aus der Villa Albani in der Glyptothek zu München, mit der einen Hand das Gewand, mit der anderen den Kalathos haltend.[96])

6) Kanephoren im Museum zu Mantua, eine Maske in der Hand (s. Anm. 55), zwei ganz ähnliche Exemplare befinden sich in Venedig, ein viertes ist von dort nach St.-Petersburg gekommen.[97]) Sie sind aus pentelischem Marmor und werden auf ein gutes griechisches Original zurückgeführt.[98])

7) Eine große Anzahl fragmentirter Kanephorenstatuen befindet sich in Athen.[99])

Sehr beliebt waren diese weiblichen Lastenträger auf Sarkophagen[1]), an Gebäuden; auf Vasen sind sie auch nicht unerhört.[2]) Viele schwarze etruskische Vasen[3]) und manche Bronzegefäße[4]) werden von ihnen getragen. (*R. Gaedechens.*)

KANEW, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kiew, 236 Kilom. südöstlich von Kiew, am rechten Ufer des Dnjepr. Die Stadt existirte schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrh., da hier jährlich ein Heer versammelt wurde, um die aus Griechenland mit Waaren kommenden Kauffahrteischiffe gegen die räuberi-

Schicksale Beulé l. c. II, 274; Roß, Archäolog. Aufsätze I, 122 fg.

76) Ancient marbles of the Brit. Mus. IX, pl. 6, über die Spuren ihrer Bemalung Semper, Der Stil I, 468. 77) Wilkins ergänzte sie (nach Leake, Topographie Athens, deutsche Ausgabe S. 246, Anm. 1) als Hydriaphoren mit einem Wasserkruge. Eine eigenthümliche Deutung gibt Forchhammer, Archäolog. Zeitung 1876, S. 107. 78) Mus. Chiaramonti II, tv. 44; Winckelmann, Monum. ined. tv. 205; Beschreibnng der Stadt Rom II, 2. S. 105. 79) S. Em. Braun, Ruinen und Museen Roms S. 229 fg.; Stuart und Revett l. c. I, 490. 80) Galeria Giustiniani I, tv. 123. 124; Clarac pl. 420, n. 740. 737. 81) Nach *Plin.* N. H. XXXVI, 38. 82) Em. Braun, Bullett. d. Inst. 1853, S. 37; Brunn l. c. I, 538 und 561. 83) Einen andern Irrthum beging Winckelmann, Werke VI, 1, 225; 2, 300. 84) Archäolog. Zeitung 1866, S. 231. 85) S. Dütschke, Antike Bildwerke in Oberitalien I, 196, N. 414. 86) Archäolog. Zeit. 1866, S. 249 fg. — Ueber ihre fragliche Anbringung an dem Gebäude bes. Hirt, sowol in Wolf's Museum II, 201. 274 fg. und in andern, bei Böttiger l. c. S. 152, Anm. 22 und S. 161 fg. citirten Orten. 87) l. c. II, 381 fg. 88) Anc. marbles of the Brit. Mus. I, pl. 4. 89) Abbild. bei Gerhard, Alte Bildw. Taf. XCIV, Clarac pl. 444, N. 844 A; vgl. Em. Braun l. c. S. 622 fg. 705; Winckelmann, Werke VI, 1, 102; 2, 281.

90) C. Inscr. Gr. n. 6160. 91) Friederichs l.c. N. 733, S. 445: „nicht vor 100 a. Chr.", Brunn l. c. I, 550 und 569: „Römische Zeit"; Overbeck l. c. II, 395 fg. 92) Piranesi hat sie so reconstruirt Raccolta di vasi antichi II, tv. LXVIII. 93) La Villa Albani ora Torlonia descritta n. 16. 24. 91. 97; Winckelmann l. c. V, 21, 231 fg. 332. Abgebildet bei Cavaceppi, Raccolta III, tv. XXVIII; Gerhard l. c.; die gesammte Literatur bei Schreiber, Archäol. Zeit. 1879, S. 66 fg. 94) Schreiber ibid. S. 67. 95) Preller, Annali dell' Inst. 1843, p. 402, n. 2 96) Schorn, Beschreibung der Glyptothek S. 173, N. 167—170. 97) Abgebildet Annali dell' Inst. 1852, tv. d'agg. A—D; Clarac, pl. 506, n. 1054 B. 98) Guédéonoff, Annali l. c. S. 34 seq.; Benndorf, Archäol. Zeit. 1866, S. 230 fg.; Deitschke l. c. IV, 323. 713. 99) S. das Register zu Heydemann, Die antiken Marmorbildw. zu Athen. 1) Beispiele: a) Millin, Gal. myth. pl. CXLIV, n. 522; b) Gal. Giust. II, tv. 64; c) Clarac, pl. 117 A. B., Annali dell' Inst. 1852, S. 77, tv. d'agg. E. d) Annali dell' Inst. 1843, tv. d'agg. P. 2) Z. B. am Palaste des Hades an der Orpheusvase zu Neapel; Heydemann, Die Vasensamml. des Mus. Naz. in Neapel, N. 3222, S. 510. 3) Catalogue of the Greek and etrusc. vases in the Brit. Mus. I, n. 164 sq. 4) Z. B. Thymiaterion im Berl. Mus.: Schale, von einer Kanephore getragen, 1848 in Italien angekauft (Friederichs l. c. II, 166, N. 686); schöner Candelaber, von einer Kanephore gebildet, die auf Stierköpfen steht, von Vulci nach Frankreich gekommen (Bullett. d. Inst. 1858, S. 26; Archäol. Anz. 1858, S. 151).

schen Polowzer zu schützen. Im J. 1195 gehörte Kanew dem kiewschen Fürsten Rurik. Im 13. Jahrh. wurde die Stadt von Baty-Khan eingenommen und diente während der mongolischen Herrschaft als Sitz der Statthalter des Khans. 1305 wurde sie von dem lithauischen Fürsten Gedemin erobert, kam darauf an Polen und wurde im 16. Jahrh. vom Könige Sigismund I. der Familie Daschkewitsch geschenkt. Im 17. Jahrh. stellte Kanew im Kriege des Hetmans Chmielnicki mit Polen ein ganzes Regiment gegen dieses; 1678 wurde es verbrannt und zerstört und kam darauf durch den Prutschen Vertrag an Polen und zwar in den Besitz der Grafen Potocki, 1777 aber des Fürsten Stanislaus Poniatowski, in dem es auch bis zur Vereinigung Polens mit Rußland blieb. 1800 verkaufte Poniatowski das Schloß Kanew mit den Oekonomiegebäuden und sämmtlichen Revenuen an den Prior der Basilianer, Fisikewitsch, der dieselben 1802 als ewiges Eigenthum den zu Kanew von den Basilianern gestifteten Schulen vermachte. 1796 wurde Kanew zur Kreisstadt der kiewschen Statthalterschaft erhoben. Die Stadt hat zwei griechisch-orthodoxe, eine katholische Kirche, eine Synagoge, zwei Gebethäuser, eine Kreisschule, 56 Kaufläden und 7418 Einwohner, die sich mit dem Gerben von Schaffellen sowie mit der Verfertigung von Stiefeln und Rädern beschäftigen, die sie im Kreise absetzen. Bei der Stadt befindet sich am Dnjepr ein bedeutender Hafen, aus dem fast ausschließlich Holz und Holzwaaren verschifft werden. In dem 60 □Meilen umfassenden Kanewschen Kreise gibt es elf Fabriken mit einer jährlichen Production von 280,000 Rub., darunter drei Tuchfabriken (221,000 Rub.). (*A. v. Wald.*)

Känguru, eine zu den Beutelthieren gehörende Säugethierfamilie, s. Macropus.

Kaninchen, Nagethier der Gattung der Hasen, s. Lepus Cuniculus.

KANISCHA. Es gibt in Ungarn drei Marktflecken und zwei Dörfer dieses Namens. Ein Dorf Kanischa liegt im Szörényer Comitat, welches jetzt mit dem Krassóer Comitat vereinigt ist, und zwar unweit von Teregova. Das zweite Dorf heißt Rácz-Kanisa und liegt im Szalader Comitat im Tschakaturner Bezirk, es ist ebenfalls ein unbedeutender Ort, wie das vorhergenannte Dorf. Von den Marktflecken dieses Namens heißt der eine Alt-Kanischa (ungarisch O-Kanisa), er liegt im Bátscher Comitat am rechten Ufer der Theiß in einer fruchtbaren Gegend, obgleich ein Theil seiner großen, 35,870 Katastraljoch betragenden Gemarkung sumpfig und mit Röhricht bedeckt ist; der höher gelegene Theil derselben ist hügelig und gehört zu der Bodenschwellung, welche das Telecskaer Plateau bildet. Alt-Kanischa zählte im J. 1880 13,069 Einwohner ohne Militär, davon waren 11,970 Ungarn, 441 Serben, 535 Kinder unter einem Jahre, 12,164 römisch-katholische, 44 griechisch-katholische, 465 griechisch-orientalische, 23 Calvinisten, 371 Israeliten. Schräg gegenüber am linken Theißufer, im Torontáler Comitat liegt der Marktflecken Türkisch-Kanischa, mit 3333 Einwohnern, wovon 1711 Ungarn, 1306 Serben, der Religion nach 1846 römisch-katholische, 1383 griechisch-orientalische. Viel wichtiger ist der Marktflecken Groß-Kanischa im Szalader Comitat am gleichnamigen Bache, der von Nord nach Süd fließt und sich mit der Mur an der Mündung derselben in die Drau vereinigt. Der Marktflecken besteht aus zwei örtlich getrennten, administrativ aber vereinigten Ortschaften, nämlich aus Klein-Kanischa und Groß-Kanischa, zwischen beiden liegt eine sumpfige Wiese, deren Breite 3 Kilom. beträgt. Der Bach ist hier kanalisirt, und zwar sind es drei Kanäle, die zur Ableitung der Gewässer dienen; der östlichste zieht bei Groß-Kanischa vorbei, der westlichste berührt Klein-Kanischa. Auf diesem feuchten Terrain lag die ehemalige Festung, auf einem Sandhügel, umgeben von ausgedehnten Sümpfen. Jetzt ist davon kein Stein mehr vorhanden, nur die Spuren der Grundmauern sind noch sichtbar. Der westliche Stadttheil, nämlich Klein-Kanischa, ist eigentlich blos ein unregelmäßig gebautes Dorf; es gibt darin kein einziges stockhohes Haus, auch in der Hauptgasse, durch welche die Landstraße geht, wechseln kleine Häuschen mit leeren Hausstellen und Wassertümpeln ab. Es wird von fleißigen Landbauern und Tagelöhnern bewohnt, unter welchen es nur wenig Wohlhabende gibt. Auch Groß-Kanischa ist ziemlich unregelmäßig gebaut, es nimmt einen großen Raum ein, aber zwischen den Gassen und Häusern liegen noch große unbebaute Strecken und Felder. Von den sechs Hauptgassen verläuft nur eine in gerader Linie, nämlich die Esengerygasse, aus welcher man in südlicher Richtung zu den Lagerräumen des Bahnhofes gelangt. Auch die Kazinczi-Gasse führt zu dem Bahnhof, die Magyargasse erstreckt sich nordwärts, während die Petöfygasse und Telekigasse in östlicher, die Königsgasse aber in westlicher Richtung (gegen Klein-Kanischa) hinziehen. Die größte Ausdehnung der Stadt ist in west-östlicher Richtung; so ziemlich in der Mitte befindet sich der Hauptplatz. Er ist sowie einige Gassen der im Innern der Stadt mit Klinkerziegeln gepflastert, auch die Trottoirs bestehen aus Ziegeln. Ansehnlichere Gebäude sind: das im Jahre 1877 erbaute Rathhaus, die Gebäude der zwei Sparkassen, das Staatsgefängniß, ferner das Wohnhaus der Piaristen und das Gymnasialgebäude, die Kirche und das Kloster der Franciscaner, das Krankenhaus, die Dampfmühle, die Honvédkaserne; auch gibt es einige in jüngster Zeit erbaute hübsche Privathäuser. Außer dem achtklassigen Obergymnasium gibt es daselbst eine sechsklassige Bürgerschule, mehrere Elementarschulen und Kinderbewahranstalten. Es bestehen daselbst zwei Sparkassen, zwei Hülfsvereine, eine Handels- und Industriebank, eine Filiale der Oesterreichisch-ungarischen Bank und eine Filiale des Triester Bankvereins; ferner gibt es daselbst drei Casinos, einen Gesangverein, einen Feuerwehrverein. Erwähnung verdient auch noch die gut eingerichtete Badeanstalt. Die Gewerbthätigkeit ist unbedeutend, am wichtigsten ist die Ziegelbrennerei, denn man findet überall gute Thonerde. Viel bedeutender und blühender ist der Handel, sowol mit Rohproducten, besonders Holz und Vieh, als auch mit allerlei Manufacturen. Die Einwohnerzahl betrug 1880 ohne Militär 18,398, davon

waren 116,117 Ungarn, 1246 Deutsche, 37 Slaven, 1 Walach, 1 Ruthene, 263 Serben, 59 Wenden, 156 Ausländer, 514 Kinder unter einem Jahre; der Religion nach 15,132 römisch-katholische, 2875 Israeliten, 181 Calvinisten, 174 Lutheraner. (*I. Hunfalvy.*)

Kanker, Afterspinne, s. Phalangium.

KANKRIN oder CANCRIN (Georg, Graf). Der hessen-kasseler Oberkammerrath Franz Ludwig Cancrin (Kankrin), der besonders durch zahlreiche Werke einen bedeutenden Namen auf den Gebieten der öffentlichen Verwaltung, der Mineralogie und der Metallkunde errang, trat, nachdem er kurze Zeit dem Markgrafen von Brandenburg-Ansbach gedient hatte, 1783 in die Dienste Katharina's II. von Rußland, wurde wirklicher Staatsrath, rief die bekannten Salzbergwerke zu Staraja Russa ins Leben und verwaltete sie bis zu seinem Hinscheiden 1816.

Sein berühmter Sohn Georg, dem Rußland viel verdanken sollte, wurde am 8. Dec. 1774 in Hanau geboren. Mit bedeutenden Gaben ausgerüstet, sehr strebsam und nach feiner Bildung verlangend, studirte Kankrin mit eisernem Fleiße 1790—94 in Gießen und Marburg die Rechte und Staatswissenschaften, konnte aber trotz aller Bemühungen keine Staatsanstellung in Hessen erlangen und trat in die Dienste des Fürsten von Anhalt-Bernburg, der ihn 1795 zum Regierungsrathe annahm. Schon 1796 folgte er dem Vater nach Rußland und wurde unter dem Titel Collegienrath sein Gehülfe in Staraja Russa. Wie der Vater schriftstellerisch thätig, ließ Kankrin 1796 in Altona einen Roman „Dagobert, Geschichte aus dem jetzigen Freiheitskriege" erscheinen, der späterhin seinen Feinden den Anlaß bot, ihn demokratischer Gesinnungen zu zeihen. Sein administratives Talent bekundete sich früh und 1799 trat er als Rath bei der Expedition der Reichsökonomie in das Ministerium des Innern. Er führte mehrere schwierige Aufträge voll Gewandtheit aus, stieg 1805 zum Staatsrath auf, erhielt Orden, und die deutschen Colonien im Gouvernement St.-Petersburg wurden ihm als Inspector unterstellt. Durch sein 1811 erschienenes Werk „Ueber die Verpflegung der Truppen" lenkte Kankrin die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich. Er wurde Wirklicher Staatsrath im Kriegsdepartement und Gehülfe des Generalproviantmeisters, 1812 Generalmajor und Generalintendant der Westarmee. 1812 begann er das Werk „Ueber die Militärökonomie im Frieden und im Kriege und über ihr Wechselverhältniß zu den Operationen", welches in drei Bänden 1822—23 erschien. Die hier ausgesprochenen Ideen führte Kankrin im Kriege von 1812—13 und in den folgenden Jahren als Intendant ins Leben und in die Praxis ein und erntete ausgezeichneten Erfolg. Zum Lohn für seine hervorragenden Leistungen stieg er 1813 zum Generalintendanten aller activen Armeen Rußlands empor, 1814 zog er mit den siegreichen Truppen in Paris ein. Vielleicht niemals war das russische Militär so vorzüglich versorgt und verpflegt wie zur Zeit, da Kankrin die Generalintendantur führte. Kankrin besaß eine ebenso unermüdliche Arbeitslust wie ungewöhnliche Arbeitskraft und wußte Lust und Liebe an der Arbeit, Pflichtgefühl und Diensttreue bei seinen Untergebenen wach zu rufen; ein Charakter von strengster Rechtlichkeit, war er absolut unbestechlich, seine Ehrlichkeit war nahezu sprichwörtlich und er war gegen sich eben so streng wie gegen die Anderen; selbst echt militärisch pünktlich, forderte er von allen Pünktlichkeit bis ins Kleinste und Unscheinbarste. 1815 nahm er sehr rührigen Antheil an den Verhandlungen, welche Rußland mit Frankreich wegen der dreißig Millionen Frs. betragenden Montirungsentschädigung führte, brachte die Frage zu glücklicher Erledigung und wurde dafür Generallieutenant. Der altrussischen Partei war der gewandte Ausländer verhaßt und es gelang ihr, Kankrin wegen angeblicher Unterschleife in eine Untersuchung zu verwickeln; er aber konnte sich glänzend rechtfertigen, ging als Triumphator aus dem Verhöre hervor und erbat seine Entlassung als Generalintendant. Alexander I. gewährte sie ihm 1820 in der huldvollsten Weise, ernannte ihn interimistisch zum Mitglied des Kriegsrathes, 1821 aber zum Reichsrath. Kankrin benutzte seine Muße, um eins seiner gediegensten Werke 1821 herauszugeben: „Weltreichthum, Nationalreichthum und Staatswirthschaft".

Die Finanzen Rußlands waren seit 1810 in den Händen des Grafen Dimitri Alexandrowitsch Guriew, der weder seiner überaus schwierigen Aufgabe noch seiner Zeit irgend gewachsen war, und eilten dem Abgrunde entgegen. Alexander bewies Kennerschaft, als er in Kankrin den Mann ahnte, der Rettung bringen könnte; indem er Kankrin 1823 zum Finanzminister an Stelle Guriew's ernannte, setzte er ihn an den Platz, zu dem er vom Geschicke bestimmt zu sein schien.

Mit rücksichtsloser Consequenz führte Kankrin sein System ein und setzte es voll Energie durch; der Privatcredit wurde zu Gunsten des Staatscredits geschwächt und die private Arbeit zu Gunsten der Staatsindustrie entwerthet, Kankrin benutzte die Creditanstalten des Reichs zu Finanzoperationen des Staats, legte Fabriken auf Staatskosten an und beseitigte in ihrem Interesse alle ausländische Concurrenz. Er war ein beschränkter und erpichter Schutzzöllner, verfocht das Prohibitivsystem wie manche veraltete Idee mit Feuer und haßte allen Liberalismus von Herzen; er ließ den Ackerbau brach liegen, überstürzte das Aufstreben der Manufacturen und sprach gegen die Errichtung von Eisenbahnen, da sie staatsgefährlich und dem Geiste der Revolution förderlich seien; er fühlte sich mehr Diener des Kaisers als des Staats und hing vielleicht zu sentimental an der Politik eines Nikolaus — aber trotz alledem war er ein administratives Talent ersten Ranges, rettete Rußland vom drohenden Bankrott und machte sich um Kaiser und Reich unvergeßlich verdient. Alexander schätzte Kankrin sehr hoch und gab dem diensteifrigen Minister 1824 das Krongut Baldoon in Kurland auf funfzig Jahre. Noch weit mehr hielt Nikolaus auf ihn; er sah in ihm geradezu den ersten Finanzmann Europas und oft ist Kankrin „der Colbert Rußlands" genannt worden. Wie mit Zauberkraft entwickelten sich unter Kankrin die gesellschaftliche Oekonomie und die Leistungsfähigkeit des Staates,

der ganz gesunkene Staatscredit schwang sich neu belebt auf, die Valuta wurde normirt, die Einnahmen des Reichs stiegen um 160 Millionen Frs. und mit genialem Verständnisse wurden die Finanzen geregelt. An Punkten, wo ihm die Ausgaben zwecklos oder entbehrlich schienen, ließ Kankrin Ersparnisse eintreten und während er am Unnöthigen sparte, verwendete er nur da Gelder, wo er Nutzen daraus ersprießen sah; so unterstützte er reichlich die Wissenschaften, den öffentlichen Handel, die Schifffahrt, den Bergbau u. s. w. Der Minister des kaiserlichen Hauses und der Apanagen, Fürst Peter Michailowitsch Wolkonski, war seiner Unterstützung gewiß, wenn er wiederholt Nikolaus und den Großfürsten unnütze Gelder verweigerte; Kankrin schlug ihnen ebenfalls solche mehr als einmal ab und diese feste Haltung steigerte noch die hohe Achtung, die Nikolaus vor ihm hatte. Kankrin durfte sich seines unbedingten Vertrauens rühmen und war fast der einzige Diener, von dem der eigenwillige Selbstherrscher Widerspruch und Einrede ertrug; Nikolaus glaubte ihn selbständiger auf seinem Gebiete als alle anderen Minister und hatte wahrhaften Respect vor dem seltenen Manne. Alle bei ihm versuchten Angriffe auf Kankrin prallten ab, er erhielt ihm seine volle Gunst. Am 3. Oct. 1829 erhob er Kankrin in den erblichen Grafenstand, verlieh ihm am 13. Jan. 1832 den St.-Andreas-Orden und fügte am 4. Mai 1834 dessen Insignien in Diamanten hinzu. Kankrin erwarb sich ein großartiges Vermögen, Golowin schätzte seine jährliche Rente auf 400,000 Rbl.

Kankrin hat specielles Verdienst daran, daß von der dorpater Universität der Sinn für rationelle Landwirthschaft und Staatswirthschaft nach Rußland sich verbreitete und daß die rationelle Oekonomie den Rang einer Staatswissenschaft erlangte; das eifrige Studium derselben verschaffte den kaiserlichen Domänen tüchtige Landwirthe; bis 1838, wo ein eigenes Domänenministerium unter Kisselew gebildet wurde, unterstanden diese Kankrin's Ministerium. Eifrigst betheiligte sich Kankrin seit 1812 an dem von Graf Rumanzow in Scene gesetzten Aufspüren alter Urkunden und Nachrichten über russische Geschichte; Professor Kruse in Dorpat ging ihm rührig zur Hand, vieles wurde aufgefunden, aber das hieraus entstandene Werk „Die Kankrin'schen Alterthümer" blieb Manuscript. Die historischen Forschungen wurden während seiner ganzen Verwaltung vom Finanzminister Kankrin mit reichen Summen gefördert.

Trotz der Kriege mit Persien, Türkei und den Polen hielt Graf Kankrin die Finanzen in bester Ordnung, aber 1841 sprach er offen gegen neue Feldzüge und wollte, zumal seine Gesundheit durch Ueberanstrengung gebrochen war, abtreten. Zwar ließ er sich zum Bleiben bewegen; als er sich aber 1844 gegen die häufigen kostspieligen Reisen des Kaisers erklärte und die Forderung erhob, der kaukasische Krieg solle eingestellt oder wenigstens nur defensiv geführt werden, verwarf Nikolaus seine Vorstellungen, Kankrin nahm seine Entlassung und erhielt sie im April 1844 in huldvollen Worten, wobei Nikolaus ihn bat, er möge als Reichsrath auch ferner am Staatsleben theilnehmen. Sein Nachfolger als Minister war sein bisheriger Adjunct, der wesenlose Feodor Pawlowitsch Wrontschenko, der sein System unverändert, aber ohne seinen Geist fortsetzte.

Kankrin eilte ins Bad, verlebte den Winter in Paris und schrieb hier in kaum drei Monaten seine Schrift „Die Oekonomie der menschlichen Gesellschaften" (Stuttgart 1845), die ihm kurz vor seinem Tode zugestellt wurde. 1845 nach Rußland heimgekehrt, wurde er immer schwächer und starb am 21. Sept. 1845 in Pawlowsk. Kankrin war Reichsrath und General der Infanterie geblieben. Sein Briefwechsel mit Alexander von Humboldt erschien 1869 in Leipzig.

Seit 1816 war Kankrin mit Katharina Zacharjewna Murawiew, deren Bruder Artamon als einer der wildesten Dekabristen 1826 auf Lebenszeit in Zwangsarbeit nach Sibirien geschickt wurde, in glücklicher Ehe verbunden; sie gebar ihm vier Söhne und zwei Töchter und starb 1848 in Pawlowsk.

Vgl. Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels (Kassel 1877); Peter v. Götze, Fürst Alexander Nikolajewitsch Galitzin und seine Zeit (Leipzig 1882).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

KANNE (Johann Arnold) ist im Mai 1773 in Detmold geboren. Auf die erste Bildung des begabten Knaben übte in der Dorfschule zu Heidmoldendorf ein Lehrer Namens Begemann einen guten Einfluß, dann bei seiner Confirmation der Prediger Ludwig Passavant und endlich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt der gelehrte Rector Georg David Koeler. Dieser brachte den Jüngling auf ernstere wissenschaftliche Beschäftigungen, die freilich über die Kräfte seines Alters hinausgingen, wenn er ihn anhielt, sich an Varro's Büchern De lingua latina zu versuchen. In Göttingen wollte er Theologie studiren, aber Heyne zog ihn mehr an, der auch zu seinen späteren mythologischen Studien Veranlassung gab und die Schwäche der philologischen Arbeiten, mit denen er als Schriftsteller begann, verschuldete. Im Jahre 1798 erschienen aus der Bibliothek des Photios Cononis narrationes mit Anmerkungen und einer Dedicationsepistel an den gefeierten Lehrer; auch dieser hatte nicht verfehlt, der Erstlingsarbeit des Schülers ein spicilegium observationum in Cononem hinzuzufügen und sich auch außerdem vielfach bemüht, demselben eine entsprechende Stellung zu verschaffen; vergeblich. Unstet schweifte er als Privatgelehrter umher, bald in Leipzig oder in Halle oder in Berlin, endlich in Jena und war deshalb immer genöthigt, durch Schriftstellerei seinen Unterhalt zu erwerben. Anfangs waren es noch philologische Arbeiten, wie in Halle 1799 die Anthologia minor sive florilegium epigrammatum graecorum, denen er die lateinische Uebersetzung von Grotius hinzufügte, und 1802 in Leipzig Analecta philologica. In diesen sind drei Arbeiten vereinigt, zuerst Themistoclis epistolae, zu deren Bearbeitung er nur die Ausgabe von Bremer (1776) benutzt, manches erklärt, einzelnes auch besonders durch richtigere Interpunction verbessert hatte, sodann

'Επιγράμματα ἀνέκδοτα und endlich Disputationes tres de mythis Orphicis, die Anfänge der mythologischen Phantasien, die er nachher in mehrern Schriften weiter ausgeführt hat. 1806 trat er in preußische Kriegsdienste und wurde bald Kriegsgefangener. Als solcher entlief er bei Bach, trat dann in österreichische Dienste, erkrankte in Eger, wurde nach Linz geschafft und dort durch die Bemühungen Jean Paul's und des Professor Wagner losgekauft. Inzwischen hatte er unter dem Namen Walther Bergius 1803 Blätter von Aleph bis Kuph (Leipzig 1803), zu Penig in demselben Jahre die kleine Handreise und wieder in Leipzig Blepsidemus oder Nicolai's literarischen Liebesbrief herausgegeben und 1804 die Schrift über die Verwandtschaft der griechischen und deutschen Sprache. Solche abenteuerliche Abwege auf dem Gebiete der Etymologie begegnen uns auch in den mythologischen Arbeiten, die mit dem Jahre 1805 beginnen und in denen er in Uebereinstimmung mit Görres, Creuzer u. a. und zum Theil schon vor ihnen hauptsächlich auf Indien zurückgeht und eine Einheit aller Religionen und Mythologien als Grundgedanken festhält. Da ihm eine strenge philologische Schulung fehlte und das unruhige, abenteuerliche Leben eingehende Studien hinderte, so konnte er seinen Grillen leichter Spielraum lassen, zumal die naturphilosophische Weltansicht dazu führte. So 1805 in der neuen Darstellung der Mythologie der Griechen (Band 1.), 1808 erste Urkunde der Geschichte oder allgemeine Mythologie, deren Druck von der leipziger Censur beanstandet, dann aber durch Jean Paul's Empfehlung und mit einer Vorrede desselben in Baireuth erschien (2 Bände); 1811 Pantheon oder älteste Philosophie und Naturwissenschaft und Chronik oder die Geschichte des Gottmenschen, welche beiden Schriften Kanne selbst später für antichristlich erklärte; 1813 System der indischen Mythe mit einer Beilage von Ad. Wagner. Daneben waren auch belletristische Arbeiten hergegangen, wie unter dem Namen Walther Bergius Gianetta das Wundermädchen Roms (1809), das satirische Lustspiel Comoedia humana oder Blepsidemus' Hochzeit und Kindtaufe (1811); unter dem Namen Johannes Author Geschichte des Zwillings a pede (1811); unter dem Namen Anton von Preußen die publicistischen Schriften: Zwanzig kritische Fragen und historische Noten zum Text der Zeit (1814), Germanische Trümmer in Fouqué's Musen, Lappalien oder gekrönte Preisschriften 1814.

Inzwischen war es den Bemühungen seiner Freunde gelungen, ihm 1809 eine Stellung als Professor der Geschichte an dem Realinstitute in Nürnberg zu verschaffen, wo Schubert, Pfaff und Schweigger, der spätere hallische Physiker, seine Amtsgenossen waren; und als diese Anstalt einging, eine Professur am Gymnasium in Würzburg. Von dort wurde er 1819 als Professor der orientalischen Literatur nach Erlangen berufen und trat diese Stelle mit der Abhandlung de vocabulorum enantiosemia sive de confusione in linguis babylonica an. Hier wurde sein Leben immer einsamer und zurückgezogener. Seine Ehe scheint nicht glücklich gewesen zu sein. Es hatte sich bei ihm die Wandlung vollzogen, die wir bei vielen Romantikern finden. Zwar nicht zur katholischen Kirche war er übergetreten, aber er hatte sich der strengsten lutherischen Orthodoxie zugewendet, nicht jener frischen und fröhlichen, der man sonst in Erlangen begegnet, sondern der mystischen, welche mit dem politischen Absolutismus gern Hand in Hand geht. Auf dieses Gebiet führte schon der „Christenthum und Maurerthum mischende" Roman Sämundi's Führungen, in welchem Sämundi sich von den heidnischen Mysterien losreißt, um sich in die christlichen einweihen zu lassen, wobei die Geheimbündlerei des Maurerthums ziemlich langweilig herbeigezogen wird (Nürnberg 1816). Entschiedener bewegen sich auf demselben die Sammlung wahrer und erwecklicher Geschichten aus dem Reiche Christi und für dasselbe (Nürnberg 1815—1822 in 3 Bänden); Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen (Bamberg und Leipzig 1816 und 1817, neue Auflage 1841 in 2 Bänden); Romane aus der Christenwelt aller Zeiten (1817, nicht fortgesetzt). Auch eingehendere Untersuchungen wies er nicht ab, wie in der Streitschrift gegen Funk die Worte der Warnung nebst gelegentlichen Schriftauslegungen (1817), Christus im Alten Testament (1818 in 2 Theilen), Biblische Untersuchungen (1819 und 1820 in 2 Bänden) und zur Kirchengeschichte die zwei Beiträge zur Geschichte der Finsterniß in der Reformationszeit (1822), in denen er das Martyrium des Phil. Camerarius in Italien und Clarenbach's in Köln behandelt. Die Untersuchung über die goldenen Aerse der Philister (1821) habe ich nicht gesehen. Endlich hat er auch hierher gehörige Schriften anderer veröffentlicht; so die auserlesenen christlichen Lieder von verschiedenen Verfassern älterer und neuerer Zeit, welche Frau Pfarrer Menke in Bremen gesammelt hatte (Erlangen 1818 in 2 Bänden), in demselben Jahre J. Fr. v. Meyer's Weissagungen und Verheißungen der Kirche Christi. Am 17. December 1824 ist er gestorben und hat endlich die Ruhe gefunden, die er im Leben vergeblich suchte. Seine humoristischen Schriften sind trotz der Anerkennung, welche Jean Paul in der Vorschule zur Aesthetik darüber ausgesprochen hat, bereits vergessen und der Standpunkt seiner gelehrten Arbeiten ist längst überwunden.

Eine Selbstbiographie hat er in den Leben merkwürdiger Christen geliefert, die bereits mit dem Jahre 1817 abbricht. Einiges bietet der Deutsche Nekrolog II, S. 1240 und Goedeke's Grundriß III, 86. (*F. A. Eckstein.*)

KANNE hieß vor Einführung des gegenwärtigen deutschen Maßsystems (mit Anfang 1872) in mehrern Staaten Deutschlands die Einheit des Flüssigkeitsmaßes, für welche anderwärts die Namen Maß, Quart, Quartier u. s. w. gebräuchlich waren. Im Königreich Sachsen war seit 1858 die dresdener Kanne das einzige gesetzliche Flüssigkeitsmaß für das ganze Land. Dieselbe war = 71,186 sächs. oder 47,1653 par. Kubikzoll = 0,9356 Lit.; 72 Kannen bildeten 1 Eimer; die halbe Kanne wurde Nösel genannt. In Sachsen-Weimar, Oldenburg, Livland war die Kanne auch eine Stufe des Getreidemaßes. In Sachsen galt die Kanne zugleich als ein Maß für

Butter, seit 1851 aber als ein Gewicht für solche, indem 1 Kanne Butter, aus 4 Stückchen bestehend, 2 Zollpfund wiegen mußte. In Schweden ist die Kanne (Kanna) ein Hohlmaß für trockene und flüssige Dinge. Sie begreift dort 100 schwed. Kubikzoll oder $^1/_{10}$ Kubikfuß = 2,61732 Lit., wird aber in Kürze außer Geltung treten und dem beim Zollwesen schon seit Anfang 1881 üblichen franz. metrischen Maße Platz machen.

(*Fr. Noback.*)

KANNEGIESSER (Karl Friedrich Ludwig), Schriftsteller, poetischer Uebersetzer, ward am 9. Mai 1781 zu Wendemark in der Altmark geboren, studirte zu Halle, privatisirte einige Zeit in Lauchstädt und Weimar, wo er mannichfache ästhetische Anregungen empfing, ward 1807 Lehrer am Schindler'schen Waisenhause zu Berlin, 1811 Prorector und später Rector des Gymnasiums zu Prenzlau, 1822 als Director des Elisabeth-Gymnasiums nach Breslau berufen, in welcher Stellung er sich auch als Privatdocent an der Universität habilitirte. Einige Jahre später übernahm er die Direction des Friedrichsgymnasiums der schlesischen Hauptstadt, die er bis 1847 führte, siedelte nach seiner Emeritirung nach Berlin über und starb daselbst am 14. Sept. 1861, nachdem er bis an sein Lebensende eine umfassende und fruchtbare literarische Thätigkeit entwickelt hatte. Die Einwirkungen der romantischen Dichtung und ihrer Literaturauffassung machten sich bei ihm, einer im ganzen doch nüchternen Natur, hauptsächlich in der Vielseitigkeit geltend, mit der er sich in den verschiedensten poetischen Formen und vor allem in Uebertragungen aus den verschiedensten Literaturen bethätigte. Nächst eigenen Gedichten veröffentlichte er bereits 1807 seine Uebersetzung von „Beaumont's und Fletcher's dramatischen Werken" (Berlin 1807—1808), welche als eine der ältesten Ergänzungen zur Shakespeare-Uebertragung Schlegel's gelten dürfte und die Kenntniß des altenglischen Theaters fördern half. Darauf folgte „Dante's göttliche Komödie" (Leipzig und Altenburg 1809—1821, 2 Bände), eine Uebertragung, welche Kannegießer's Namen zuerst in weiteren Kreisen bekannt machte. 1810 gab Kannegießer die Zeitschrift „Pantheon" heraus, die in Leipzig erschien und zu welcher unter anderen Tieck's Schwager Bernhardi, Fichte, F. Raumer, Adam Müller, Heinrich Schubert, de la Motte Fouqué, von der Hagen und Volger, aber auch Goethe („Rechenschaft" mit Musik von Zelter) und Uhland („Klein Roland," „Des Goldschmieds Töchterlein," „Die Rache" u. A.) Beiträge lieferten. Von eigenen Productionen veröffentlichte Kannegießer in dieser ersten Periode seiner Wirksamkeit „Dramatische Spiele" (Berlin 1810), „Mirza, die Tochter Jephtha's" Trauerspiel in fünf Acten (Prenzlau 1818), „Amor und Hymen" ein idyllisches Gedicht (Prenzlau 1818), „Zwei Gedichte zur Feier des Reformationsfestes" (von Kannegießer und Schrötter, Prenzlau 1818). Auch seine Bemühungen um Erläuterung der Goethe'schen Gedichte, die er später in Gymnasialprogrammen und seinen akademischen Vorträgen in Breslau fortsetzte, begannen noch in Prenzlau mit der Einladungsschrift „Ueber Goethe's Harzreise im Winter", als Probe einer Erklärung auserlesener deutscher Gedichte. Den Kreis dieser Thätigkeit schlossen die „Vorträge über eine Auswahl von Goethe's lyrischen Gedichten, gehalten an der Universität zu Breslau" (Breslau 1835) und das Programm des Friedrichsgymnasiums für 1835 „Ueber Goethe's Zueignung" ab. Seine poetische Uebersetzungsthätigkeit, welche in den „Oden des Horaz" (Prenzlau 1821), „Anakreon und Sappho" (Prenzlau 1827) auf die Antike zurückgriff, galt doch vorzugsweise den neueren Literaturen, und obschon er fortgesetzt auch aus dem Englischen, Schwedischen und Dänischen übertrug, bevorzugte er doch die romanischen Sprachen und von diesen wiederum die italienische. Mit Witte und Lüdemann gab Kannegießer die erste deutsche Uebertragung von „Dante's lyrischen Gedichten" (2 Bände, Leipzig 1827), in späteren Jahren von „Dante's prosaischen Schriften" (Leipzig, 1845), und übersetzte die „Gesänge des Grafen Giacomo Leopardi" (Leipzig 1837). Seine Uebertragung von Tasso's „Befreitem Jerusalem" (Leipzig 1822) und Ariost's „Rasendem Roland" (Halle 1818—1826) vermochte sich neben den Uebertragungen von Gries nicht zu behaupten. Von Originalproductionen gehörten seiner breslauer Zeit „Der arme Heinrich", Schauspiel (Zwickau 1836), „Isenbart, der erste Graf von Hohenzollern" (Berlin 1843) an, ebenso die Sammlung seiner „Gedichte" (Breslau 1824). Auch ein Trauerspiel „Dorothea" ward im J. 1827 auf der breslauer Bühne aufgeführt, aber, wie es scheint, nicht gedruckt. Dafür ließ Kannegießer das Schauspiel „Iphigenia in Delphi" mit einem Vorspiel „Iphigenia's Heimfahrt" und einem Nachspiel „Iphigenia's Tod" (Leipzig 1843) erscheinen, einer der vielen Versuche, die durch Goethe's Dichtung der deutschen Empfindung gewonnene und theuer gewordene Gestalt der Iphigenia in anderen Situationen als unter den Barbaren in Aulis vorzuführen. Eine „Iphigenia in Delphi" war von Goethe selbst geplant worden, die Skizze davon theilt sein Brief aus Bologna vom 19. Oct. 1786 („Italienische Reise") mit. Bei der Ausführung dieses Entwurfs erging es Kannegießer wie Späteren: die lebensvolle Gestalt der Goethe'schen Iphigenia forderte zu ungünstigen Vergleichen mit dem Schatten herauf, den er zu beschwören verstand. Seine letzte eigentlich productive Arbeit waren harmlose „Schauspiele für Kinder" (Berlin, 1844), während er als poetischer Uebersetzer noch die „Gedichte der Troubadours" im Versmaß der Urschrift (Tübingen 1852; 2. Auflage 1855) aus dem Provençalischen übertrug. Auch außerhalb seines eigentlichen Kreises versuchte er sich mannichfach, eine „Italienische Grammatik" (Leipzig 1836, 2. Auflage), sowie sein „Deutsches Declamatorium" (1844) fanden einige Verbreitung, während ein „Abriß der Geschichte der Philosophie" (Leipzig 1837) und ein „Abriß der Geschichte der deutschen Literatur" (Bunzlau 1837) ohne sonderliche Wirkung vorübergingen. (*Adolf Stern.*)

KANNENBÄCKERLAND nennt man die im Westen von Montabaur in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Reg.-Bez. Wiesbaden, Unter-Westerwald-Kreis, gelegene Landschaft, in welcher aus vortrefflichem Thon Thongeschirre und die unzähligen Mineralwasser-Krüge

oder Kannen, jährlich über 11 Millionen, geformt und gebrannt oder gebacken werden, welche aus den Badeorten des Taunus in alle Welt gehen. 228 Fabrikanten lieferten im Jahre 1871 für 1,830,000 Mark. Mittelpunkt dieser Thätigkeit ist das Dorf Ransbach, 12 Kilom. im Nord-Osten von Vallendar am montabaurer Walde, mit 1150 Einwohnern; und dazu gehören ferner die Dörfer Dernbach, 1100 Einwohner; Magendorf, 700 Einwohner; Grenzhausen, 1300 Einwohner, welche zugleich irdene Pfeifenköpfe fertigen, Hopfen bauen u. s. w. (*G. A. von Klöden.*)

KANNENBERG, ein altadeliges Geschlecht, das seinen Namen von der Burg und dem Dorfe Kannenberg im jetzigen Kreise Osterburg der Altmark trägt und dieses sein Stammhaus bis zu seinem Erlöschen in ununterbrochenem Besitze hielt. Es soll mit Kaiser Heinrich I. in die Marken gekommen sein, und erwarb bald bedeutende Besitzungen, darunter besonders Krumke, Buschow, Hohendorf, Iden und Berge zu nennen sind. Die vollständige Stammreihe des Hauses bietet zur Erwähnung zu wenig historisches Interesse; die Bemerkenswerthesten des Namens erscheinen in vorreformatorischer Zeit im Dienste der Kirche als Aebte, Pröpste, Dechanten und Kapitelherren der Stifter Verden, Halberstadt, Walbeck u. s. w. — Erst dem 17. Jahrhundert war es vorbehalten, das Geschlecht mehr hervortreten zu lassen durch Christoph von Kannenberg, den bekannten General im Dreißigjährigen Kriege. Er war am 10. Januar 1615 als Sohn des Christoph von Kannenberg, Herrn auf Kannenberg und Buschow, ehemaligen königlich französischen, dann kurbrandenburgischen Rittmeisters, und dessen Gattin Elisabeth, geborenen von Barsewisch, geboren, trat bereits 1631 in ein damals in der heimischen Altmark stehendes schwedisches Reiterregiment ein und gerieth 1634, nachdem er eine schwere Wunde am Fuße davongetragen, in feindliche Gefangenschaft. Geheilt und ausgewechselt wurde er dem Regiment von Gallenstein als Corporal überwiesen, bald darauf zum Quartiermeister befördert, erhielt jedoch bei Torgau die zweite schwere Verwundung und zwar in seinen andern Fuß. Von nun an beginnt ein rasches Steigen seiner Laufbahn. Innerhalb dreier Jahre schwang er sich durch Tapferkeit und Umsicht zum Oberstlieutenant empor und erhielt später unter dem Oberbefehl des General-Feldmarschalls Königsmark ein Reiterregiment als Oberst. An den Schlachten bei Leipzig, Wittstock u. s. w., wie bei vielen anderen Actionen in Baiern, Thüringen, Ober- und Niedersachsen betheiligt, erwarb er sich besonderen Ruhm bei der Eroberung von Prag, dessen Wälle er, der Ersten Einer, in Person erstieg und dabei viele Trophäen erbeutete. Der Friede von Münster war geschlossen, Königin Christine entließ den größten Theil ihrer Armee, auch Kannenberg erhielt 1649 seine Verabschiedung mit einem Wartegelde von 1000 Thalern. Schwer wurde ihm das Scheiden von Schwedens Fahnen, denen er fast zwanzig Jahre ununterbrochen gedient, noch schwerer die Trennung von seinen ihm unterstellten Reitern. Er genoß bei diesen eine so unbegrenzte Liebe und Verehrung, daß Offiziere und Reiter ihm schworen, sich bei erster Gelegenheit und zwar nur durch ihn wieder anwerben zu lassen, ihm auch die bisher geführte Standarte als sinnbildliches Unterpfand ihrer Beziehungen überließen. Dieser Werbefall trat rasch genug ein. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg ernannte Kannenberg 1651 zum Generalmajor der Cavalerie mit dem Auftrage, ein Regiment zu errichten, das unter obigen Verhältnissen in kürzester Zeit vollständig gemustert werden konnte und bald darauf in den Jülichschen Unruhen wie in dem Kriege wider Polen Verwendung fand. Die Schlacht vor Warschau brachte ihm neben neuen Wunden auch weitere Ehren. Der Kurfürst ernannte ihn 1656 zum Gouverneur von Minden, 1657 zum Generallieutenant, verlieh ihm eine Stelle im Geheimen Kriegsrath-Collegium und begnadete ihn am 7. Mai 1666 mit dem Erbmarschallamte des Fürstenthums Minden. Als solcher starb er am 10. Februar 1673, nachdem er im Jahre vorher mit den kurfürstlichen Truppen an den Rhein marschirt war, sich aber durch die gehabten Anstrengungen schwere Krankheit, den Keim seines Todes zugezogen. Das Leichenbegängniß, dem der Kurfürst in Person folgte, mußte auf dessen Befehl mit der größten militärischen Pracht stattfinden. — Von seiner Gattin Maria, geborenen von Bartensleben aus dem Hause Wolffsburg, hinterließ Christoph unter zwei Söhnen und zwei Töchtern den Friedrich Wilhelm von Kannenberg. Vom Kurfürsten aus der Taufe gehoben, hatte ihm dieser seinen Namen nebst einer Erb-Präbende im Hochstift Halberstadt verliehen. Auf Universitäten und weiten Reisen durch England, Frankreich und Holland gebildet, erhielt er bei seiner Rückkehr in Dresden vom König August I. von Sachsen den Kammerherrnschlüssel, vermählte sich 1692 mit Helena Freiin von Bibran und Modlan aus dem Hause Reischt und wurde 1701 gelegentlich der Krönung in Königsberg auch zum preußischen Kammerherrn ernannt. Er starb am 9. August 1714 als der Vater zweier Töchter und eines gleichnamigen Sohnes. Dieser, zu Breslau am 25. August 1693 geboren, betrat nach Absolvirung seiner Studien 1717 die Laufbahn des Großvaters, trat als Cornet in ein schweres Reiterregiment ein, wurde schon 1720 Rittmeister, im Jahre 1728 beim Johanniter-Orden aufgeschworen und 1736 zum Obersten ernannt. König Friedrich II. verlieh ihm die neu errichtete Garde-du-Corps, als deren Commandeur er im ersten schlesischen Feldzuge in der Schlacht von Mollwitz schwer verwundet wurde. Im folgenden Jahre erhielt er zwar ein eigenes Dragonerregiment, mußte aber seiner schlecht geheilten Wunde wegen 1743 den königlichen Dienst quittiren. Zehn Jahre später wurde er zum Oberhofmeister der Königin Elisabeth ernannt und im Februar 1753 mit dem Orden vom Schwarzen Adler ausgezeichnet. Außerdem noch Ritter des großherzoglich toscanischen St.-Stephan-Ordens, wie Canonicus zu Halberstadt und Propst zu Walbeck, starb er am 22. Mai 1762 auf seinem Gute Iden als der letzte seines alten Stammes. Von seiner Gattin Charlotte Albertine geborenen Gräfin von Finken-

stein, die die Stelle der Oberhofmeisterin am Hofe der Königin versah, war ihm eine einzige Tochter Sophie Friederike hinterblieben, vermählt mit dem preußischen Generalmajor Henning Alexander von Kahlden. Dieses letzteren Söhne erhielten, nachdem ihnen bereits 1762 durch ihre Mutter das reiche Kannenbergische Erbe zugefallen war, unterm 15. Juni 1764 auch das Erbmarschallamt des Fürstenthums Minden auf sich übertragen. — Das Wappen zeigt im blauen Felde drei (2-1) silberne Kannen; auf dem Helme eine silberne Kanne zwischen zwei (einem blauen und einem silbernen) Büffelhörnern. (*H. v. Borwitz u. Harttenstein.*)

KANNGIESSER (Peter Friedrich) war am 3. Mai 1774 in Glindenberg bei Magdeburg geboren, erhielt seine erste Schulbildung auf der Bürgerschule in Burg, besuchte dann 1793—95 das Gymnasium in Altenburg und studirte von 1795 an $3\frac{1}{2}$ Jahre in Halle Theologie. Seine beschränkten Mittel nöthigten ihn als Student schon, an den Schulen der Francke'schen Stiftungen Unterricht zu ertheilen und er zeigte sich dabei so tüchtig, daß er im November 1799 als erster Lehrer an die gelehrte Schule des Waisenhauses nach Bunzlau berufen wurde. Denn dieses Waisenhaus, eine Stiftung des Maurermeisters Zahn, besaß nach dem Vorbilde von Halle und Züllichau auch Klassen zur Vorbereitung auf die Universität und hat factisch bis 1814 dies Recht geübt. Daher mußte dem Director Woltersdorff ein mit den hallischen Verhältnissen vertrauter Lehrer willkommen sein. Aber Kanngießer blieb nur bis 1805 und folgte in diesem Jahre einem Rufe Manso's an das Gymnasium zu St.-Maria Magdalena in Breslau, wo er 1810 zugleich Lehrer an der neu errichteten Kriegsschule und 1814 Privatdocent an der neu eingerichteten Universität wurde, nachdem er seine Habilitationsschrift De primordiis historiae antiquissimis vertheidigt hatte. Bis dahin hatte er zahlreiche Beiträge zu Zeitschriften gegeben, in denen er seine vielseitigen Kenntnisse popularisirte, auch selbst periodische Blätter herausgegeben. So 1800—5 in der Bunzlauer Monatsschrift; 1804 eine Wochenschrift unter dem Titel „Der fliegende Ritter"; 1809 das Breslauer Tagebuch. Auch Romane und Dichtungen erschienen von ihm, so die Gräfin von Rosenberg 1804, der Palmenhain 1805, ein großes Epos in Hexametern, Tataris oder das befreite Schlesien, reich an lebendigen Schlachtenbildern und voll warmer Liebe zum Vaterlande (1811) und zwei Bücher Oden (1814). Nachdem er an der Universität zu lesen begonnen hatte, richtete er seine Studien mehr auf die Alterthumswissenschaft und schon 1815 erschien in Halle sein Abriß der Alterthumswissenschaft, in welchem er sich bemühte, Mythen zu Kirchen- und Religionsgeschichte umzuformen. Es folgte 1817 in Breslau das gelehrte Werk „Die komische Bühne in Athen", das durch die eingehende und vielfach beistimmende Beurtheilung G. Hermann's (in der Leipz. Lit. Zeit. 1817. Nr. 59. 60) und durch die epikritischen Bemerkungen A. Böckh's in den akademischen Abhandlungen über Lenäen, Anthesterien und ländliche Dionysien aus demselben Jahre (jetzt abgedruckt in den Kl. Schriften Bd. 5, S. 65) allgemeinere Aufmerksamkeit erregte. Dies Buch ward auch die Veranlassung, daß er Michaelis 1817 als ordentlicher Professor der Geschichte nach Greifswald berufen wurde. Dieses neue Amt führte ihn zu pommerscher Geschichte und Alterthumskunde, für welche er durch seine „Mittheilungen aus Greifswald und Pommern" (1821) die Wirksamkeit der Gesellschaft für pommersche Geschichte vorbereitete und zugleich seine Sammlung vaterländischer Alterthümer begann, welche an die Universität gelangte und den Anfang der jetzt bestehenden Sammlung bildete. Eine kleine Schrift zum Andenken an L. Gotth. Kosegarten erschien 1819. 1824 folgte der erste Band der Geschichte von Pommern, der die Bekehrung Pommerns zum Christenthum bis zum Jahre 1129 behandelt und bei der Gründlichkeit der Forschung es lebhaft bedauern läßt, daß eine Fortsetzung unterblieben ist. Seit den ersten Anfängen dieser allgemeinen Encyklopädie war er ein fleißiger Mitarbeiter auf dem Gebiete des classischen Alterthums und der Geschichte. Außerdem hat er noch die Geschichte des Procopius aus dem Griechischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen (1827—1831) in vier Bänden. Am 7. April 1833 ist er gestorben.

Vergl. Nekrolog der Deutschen für 1833, Band I, S. 243. Goedeke's Grundriß III, S. 128. (*F. A. Eckstein.*)

KANNIBALEN, KANNIBALISMUS. Schon in vorgeschichtlicher Zeit hat es in Europa Menschenfresser gegeben, über welche Thatsache die neueren Höhlenfunde (namentlich in den Höhlen von Chauvaux bei Namur) wenig oder keinen Zweifel mehr lassen; auch auf Deutschlands Boden haben Menschenfresser gewohnt, wie man aus menschlichen Resten, die man in Urnen bei Saarow unweit Fürstenwalde, sowie bei Königswalde und Schönow, im Kreise Sternberg, gefunden hat, schließen will.

Die Alten erwähnen mehrfach die Anthropophagen (Menschenfresser) oder Androphagen (Männerfresser). So lesen wir in der Odyssee, daß der Kyklop Polyphem die Gefährten des Dulders von Ithaka verzehrte; Herodot berichtet von den Massageten und Issedonen, daß sie ihre Anverwandten opfern und fressen, sobald dieselben ein hohes Alter erreicht haben. Aehnliches erzählt Strabo von den Kranken und Sterbenden der Anwohner des Kaspischen Meeres.

Mit der Entdeckung von Amerika kam für die Anthropophagen die Bezeichnung Kannibalen auf. Letztere geht auf den Namen des Volkes der Karaiben oder Kariben zurück (aus Caribe oder Caribal bildeten die Spanier Canibal), bei denen auf den westindischen Inseln die Conquistadoren die Sitte, ihre getödteten Feinde zu verzehren, zuerst kennen lernten.

Die Beweggründe zum Kannibalismus sind verschiedener Art. Nur in den seltensten Fällen mag Hunger die Ursache sein; viele Völker fröhnen diesem Laster aus Aberglauben und aus Rachsucht. Ursprünglich mag dieser entsetzlichen Gewohnheit wol der Wahn zu Grunde liegen, man könne schätzenswerthe Eigenschaften des Verzehrten in sich aufnehmen; oder es geschah aus Rachsucht, um dem erschlagenen Feinde die schimpflichste aller Bestattungs-

arten zu bereiten. Bernardin de St.-Pierre hat in seinen „Etudes de la nature“ den Satz ausgesprochen, Hunde oder Affen essen sei der erste Schritt zum Kannibalismus, und in der That nehmen wir bei den meisten heutigen Menschenfressern wahr, daß sie Affen oder Hunde als leckerste Braten betrachten.

Kein Erdtheil ist vom Kannibalismus freizusprechen; wo er heute nicht mehr herrscht, bestand er früher; gegenwärtig ist er wesentlich nur noch in den Tropengegenden zu Hause.

Die Batta, ein malaiisches Volk im Innern Sumatras, betrachten den Kannibalismus als eine gesetzliche Strafe, die den Ehebrecher, Landesverräther, Spion, nächtlichen Räuber u. s. w. trifft; die schimpfliche Vertilgung des Verbrechers durch Auffressen soll den allgemeinen Abscheu gegen seine That an den Tag legen. Auch aus Pietät fressen sie ihre Verwandten auf, um sie nicht den Würmern in der Erde zu überlassen.

Durch ganz Polynesien herrscht der Kannibalismus in sehr ausgedehnter Weise. Er wurde ohne Scham als allgemeine Sitte eingestanden auf Neuseeland, den Hawaii-inseln, Mangarewa und Paumotu, auch auf den Marquesas war er sehr verbreitet. Wenn man im Kriege Leichen erbeutet hatte, so wurde ein großes Fest angestellt und letztere gefressen; bei den Festlichkeiten, welche Menschenopfer erheischten, verzehrte man diese Opfer und zuweilen sogar roh. Vom eigenen Stamme fraß man niemand; brauchte man solche Opfer, so machte man eine Streiferei in das Gebiet eines feindlichen Stammes.

Auf den melanesischen Inseln werden die erbeuteten Köpfe in Oefen gebacken und zum Theil verzehrt, nämlich die Augen und Stücken von den Wangen; an diesem Mahle aber dürfen nur die sich betheiligen, welche die Köpfe erbeuten halfen, und man glaubt, daß dieser Genuß tapfer und stark mache. Auf den Neuen Hebriden besteht das Gesetz, Fremde zu tödten und zu fressen; auf Tanna frißt man die getödteten Feinde mit Yams — eine Delicatesse, von der man nie versäumt den Freunden einen Theil zu schicken. Der König bekommt Augen, Herz und einen Theil der Brust von jeder Leiche; Weiber sind von dem Genuß ausgeschlossen. Am schrecklichsten war die Sitte auf den Viti-Inseln und zwar nicht nur im Krieg, wo man alle Gefangenen und Gefallenen auffraß, sondern auch bei jeder wichtigen Handlung. Sollte ein Tempel errichtet, ein Kahn gebaut oder in See gelassen, das Fest der Abgabenlieferung gefeiert werden, kam ein vornehmer Fürst von einer Reise an, bei allen diesen Gelegenheiten war es gebräuchlich, Menschen zu tödten und zu essen. Bei jedem Pfosten eines neuen Hauses wurde ein lebender Mensch eingegraben. Während man sonst mit den Händen aß, verzehrte man Menschenfleisch stets mit besonderen Gabeln, welche, sowie die Schüsseln, in denen man es auftrug, die Oefen, die Kessel, in denen man es kochte, für jeden andern Gebrauch streng tabu (geheiligt, unantastbar) waren. Zu Kannibalenfesten wurde durch Trommelschlag eingeladen, der einen ganz besonderen, nur hierbei gebrauchten Rythmus (♩ ♪ ♩ 𝄾 ♩. ♩.) hatte. Auch aus Wohlgeschmack allein aß man Menschenfleisch, aber nie roh, sondern stets gekocht, und besonders gern, wenn es angegangen war. Der Kannibalismus scheint in Melanesien vielfach mit der Ansicht in Zusammenhang zu stehen, die man von den Göttern hatte, daß nämlich diese die menschlichen Seelen verschlängen, um sie zu reinigen, oder sich einzuverleiben. Nun fraß man, den Göttern nachahmend, den Feind auf, um seine so oft gefürchteten guten Eigenschaften, ja ihn selber ganz in eigenen Besitz zu bekommen; man fraß die Verwandten, um durch sinnbildliche Ausübung der Thätigkeit der Götter ihnen zu rascherer Seligkeit zu verhelfen, vielleicht auch, um ihre Seelen als Schutzgeister an die eigene Person zu fesseln.

Kannibalismus findet sich in Australien ziemlich verbreitet; die Eingeborenen in Queensland ziehen todten Feinden die Haut ab und kochen das Fleisch, ja auch die todten Verwandten, wenn sie nicht zu alt starben, zehrt man auf; dem Genuß des Nierenfettes schrieb man übernatürliche Kräfte zu.

In Amerika war unter den Indianern der Kannibalismus nicht selten. „Das Herz des Feindes essen, sein Blut trinken“, waren gewöhnliche Ausdrücke, in denen man ihm den Untergang schwor, und wenn sie auch in späterer Zeit nur figürlich zu verstehen waren, so lassen sie doch keinen Zweifel darüber, worin der Ursprung ihres Gebrauches zu suchen ist. Bei den Miami und Potowatomi gab es eine besondere Gesellschaft, welche Menschenfleisch verzehrte; ihre Mitglieder mußten bestimmten Familien angehören und glaubten sich im Besitz höherer Kräfte, die sie durch Zauberei auf andere zu übertragen im Stande wären. Auch hier mag neben der Noth die Rache zum Kannibalismus geführt haben, ebenso der Aberglaube, denn wie man vor dem Kriege vom Hunde aß, um sich dessen Muth anzueignen, so verzehrte man das Fleisch und namentlich das Herz, den Sitz des Muthes, von einem tapferen Manne, um sich selbst dadurch unwiderstehlich zu machen; so glaubte man der Eigenschaften der Thiere überhaupt theilhaftig zu werden, wenn man sie aß, der Schnelligkeit des Hirsches, des schlechten Gesichts des Maulwurfs u. s. w.

Daß in Westindien die Cariben Menschenfresser waren, ist schon oben gesagt worden, in Mexico fanden die Spanier die Anthropophagie ebenfalls vor. Wenn das Fest der „Weltseele“, des Tezcatlepoca begangen wurde, schlachteten die Priester einen Jüngling, rissen ihm das Herz aus dem Leibe, das man dem Götzenbilde opferte, und verzehrten ihn im Freundeskreise. Auch von Kannibalen in Südamerika wird uns berichtet, namentlich aber gelten die Feuerländer als Menschenfresser, denen Kriegsgefangene und die ältesten Weiber zum Opfer fallen. Afrika ist keineswegs frei von diesem entsetzlichen Gebrauche, so vor allem das äquatoriale Westafrika, wo derselbe indessen im Abnehmen begriffen ist, hauptsächlich aber in den Nilländern, aus denen wir durch Georg Schweinfurth bestimmt wissen, daß unter anderen

die Niam-Niam aus bloßer Gier diesem Genusse fröhnen, wie nicht minder in Südafrika, woselbst man ja erst neuerdings im Basutolande Kannibalenhöhlen nachgewiesen hat, in denen deutliche Spuren vorhanden waren, daß die Praxis noch nicht lange verloren gegangen ist.

Die Zahl der Kannibalen ist noch heute sehr ansehnlich. Es erscheint nachgewiesen, daß noch immer $5^1/_2$ Millionen Bewohner unserer Erde dazu zu rechnen sind. — Vergl. u. A.: R. Andree, Die Verbreitung der Anthropophagie (Mittheilungen des Vereins für Erdkunde in Leipzig. 1873.) (*Richard Oberländer.*)

KANOË, CANOT, nennt man die Ruderfahrzeuge, deren sich die Indianer und Neger bedienen, und die in den verschiedenen Welttheilen nahezu dieselbe Form haben. Sie sind fast stets aus Einem Stück Holz gefertigt und durch Feuer oder mit mehr oder minder vollkommenen Instrumenten ausgehöhlt. Als solche Einbäume sind sie naturgemäß sehr lang und schmal, besitzen infolge dessen geringe Stabilität und es erfordert von seiten der Insassen viel Geschick, um sie beim Fahren vor dem Umschlagen zu sichern. Die gewöhnliche Länge der Kanoës ist 5—6 Meter bei oft noch weniger als $^3/_4$ Meter Breite, doch besitzen auch viele Völkerschaften auf den Südseeinseln u. s. w. Kanoës zum Kriegführen, welche doppelt und dreifach so groß, dann aber aus mehreren Stücken zusammengesetzt und oft auf das künstlichste gearbeitet, sowie mit vielen Schnitzereien und andern Sachen verziert sind. Fast alle sind vorn und hinten mit Voluten versehen und erhalten dadurch ein charakteristisches Aussehen. Weil sie so wenig Stabilität haben, führen namentlich die kleineren keine Segel, sondern werden durch kurze Ruder mit lanzenförmigem Blatt, wie sie allen uncivilisirten Völkern seit den ältesten Zeiten gemeinsam sind, fortbewegt.

Der Ursprung des Wortes ist unbekannt und bei den Indianern oder andern wilden Völkerschaften werden die Fahrzeuge selbst nicht so genannt, wenn nicht Europäer es eingeführt haben. Wahrscheinlich hängt es mit Kahn zusammen. (*R. Werner.*)

KANON, ursprünglich Richtscheit, im übertragenen Sinne „Regel" oder „Norm" bedeutend, ist zum philosophischen Kunstausdruck durch Epikur gemacht worden, der seine erkenntnißtheoretische Schrift *Περὶ κριτηρίου ἢ κανών* betitelte (vgl. *Diog. Laert.* X, 27) und damit beabsichtigte, das aristotelische Organon und die stoische Logik durch seine „Kanonik" zu verdrängen. Der Sinn dieser Aenderung war der, daß die Regeln über die Formbestimmtheit des Denkens unwichtig erscheinen sollten gegenüber den materialen „Kriterien" der Wahrheit, d. h. Epikur wollte die formale Logik über Bord werfen, um eine Erkenntnißtheorie zu schaffen. Dies Bestreben verdient an sich weder die Bemängelung Cicero's (De finibus I, 7, 22), noch den scharfen Tadel Prantl's (Geschichte der Logik im Abendlande I, 402 fg.), der darin gar keine berechtigten Momente anerkennen will; aber es hat deshalb keine entscheidende Bedeutung erlangen können, weil es von Epikur in der Form eines ganz naiv-plumpen Sensualismus durchgeführt wurde. Seitdem ist häufig in der Philosophie und außerhalb derselben das Wort „Kanon", sei es im formalen, sei es im materialen Sinne, für den „Maßstab der Wahrheit" angewendet worden und vielfach bezeichnet man noch jetzt die Logik als „Kanon der Erkenntniß" (vgl. z. B. Ueberweg, System der Logik, §. 5). So hat auch Kant diesen Terminus angewandt, indem er in der „Methodenlehre" der Kritik der reinen Vernunft das zweite Hauptstück „Der Kanon der reinen Vernunft" betitelte, um darin zu zeigen, daß die reine Vernunft theoretisch nicht im Stande sei, einen „Kanon" speculativer Erkenntniß aufzustellen, dagegen praktisch durch ihr Ideal und ihre Postulate einen „Kanon" für den richtigen Gebrauch der Verstandeskräfte bestimme; in der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" wird dann von ihm (2. Abschn. Hartenstein'sche Ausgabe IV, p. 47) der „Kanon aller moralischen Beurtheilung" in dem Kategorischen Imperativ gefunden, daß „man so handeln solle, als ob die Maxime der Handlung zum allgemeinen Naturgesetz werden solle" (vgl. Kant und Kategorisch). (*W. Windelband.*)

KANON (in der Kirchensprache). I. Allgemeines. 1) Die christliche Kirche besitzt in der Bibel eine Sammlung von Büchern, denen sie während der größten Zeit ihres Bestehens durch feierliche Erklärungen ihrer officiellen Vertreter wie durch das stillschweigende Einverständniß fast aller ihrer Glieder eine ganz eigenartige Bedeutung und Würde zuerkannt hat. Das Concil zu Trient sprach mit seinem Anathema über den, welcher libros ipsos integros cum omnibus suis partibus, prout in ecclesia catholica legi consueverunt..... pro sacris et canonicis non susceperit [1]), nur das aus, was seit mehr als tausend Jahren, wenn auch nicht ganz so streng, in der Kirche gegolten hatte; die reformirten Bekenntnißschriften lehren scripturas canonicas .... ipsum verum esse verbum dei et auctoritatem sufficientem ex semetipsis, non ex hominibus habere [2]) und behaupten, wenn auch vereinzelt, die göttliche Eingebung derselben sogar einschließlich der hebräischen Vocalzeichen [3]), deren Entstehung nicht vor dem 6. christlichen Jahrh. heute allgemein anerkannt, damals schon ernstlich behauptet war [4]), und die lutherische Orthodoxie des 17. Jahrh. schreibt denselben für das Heil des Menschen necessitas, aber auch sufficientia zu, überdies perspicuitas und auctoritas normativa für Glauben und Leben.

Diese ganz eximirte Stellung würde der Bibel nur mit vollem Recht zukommen, wenn sie wirklich, wie die altkirchliche Vorstellung meint, durch unmittelbare Eingebung Gottes entstanden wäre. Diese Meinung ist aber wenigstens in ihrer vollen Strenge, in welcher allein sie

---

1) Sessio quarta, 8. April 1546. 2) Confessio Helvet. posterior 1 (1562). Aehnliches conf. Helv. prior 1. 2; Gall. 5; Belg. 7; Scot. 18 fg.; Declar. Thoruniensis praef. und Art. 1. 3) Formula consensus Helv. 2 (1675). 4) Schnedermann, Die Controverse des Lud. Cappellus mit den Buxtorfen über das Alter der hebr. Punctation, 1878.

einen Sinn hat, gegenwärtig so gut wie völlig aufgegeben; ihre totale Unhaltbarkeit ist in dem Artikel „Inspiration" (Sect. II, Thl. 19, S. 37—88) eingehend nachgewiesen. Der wissenschaftlichen Forschung erwächst aber dadurch nur um so mehr die Aufgabe, ihre Entstehung zu begreifen.

2) Dazu ist freilich nichts ungeeigneter als eine isolirte Betrachtung des Christenthums. Der Nimbus, den der vermeinte direct göttliche Ursprung den biblischen Schriften verleiht und durch den schon so mancher Forscher von einem ernsthaften kritischen Eindringen abgeschreckt worden ist, schwindet sofort ganz beträchtlich bei einem Blick in die Religionsgeschichte. Es ist für die Religionen, welche eine specifisch religiöse Literatur erzeugt haben, geradezu ein Naturgesetz, auf einem gewissen Punkte ihrer Entwickelung sich aus derselben einen Kanon von absoluter Heiligkeit zu bilden. Als solche „Buchreligionen" nennt Max Müller[5]), abgesehen von sektenhaften Abzweigungen, bei indogermanischen Völkern den Brahmanismus, Zoroastrismus und Buddhismus, bei semitischen die israelitische, christliche und mohammedanische Religion, bei turanischen die des Confucius und des Lao-tse, außerdem die der Aegypter; Seydel[6]) fügt noch die altbabylonische und die phönizische hinzu. Fast in allen diesen läßt es sich beobachten: so lange die unmittelbar religiösen Impulse, wie sie von einer gesunden Gottesverehrung oder vollends von der Person eines Stifters und seiner nächsten Nachfolger ausgehen, dem Bedürfniß voll genügen, denkt man nicht an heilige Bücher.[7]) Die religiösen Schriftsteller schreiben aus der Begeisterung ihres Herzens oder aus der Eingebung ihres Gottes heraus, aber nicht mit dem Anspruche, ihre Schriften göttlich verehrt zu sehen; und ihre Zeitgenossen sind bei aller Werthschätzung derselben weit entfernt, ihren menschlichen, zeitgeschichtlichen Ursprung zu verkennen. Wenn aber das ursprüngliche religiöse Leben ermattet und ohne eine festere Organisation zu erlöschen droht, die Kraft zur Herstellung einer solchen aber noch vorhanden ist, hält man sich naturgemäß an die bleibenden Zeugen jener uranfänglichen religiösen Epoche, sieht aber dann auch unausbleiblich weit mehr in ihnen, als sie ursprünglich waren.

Wohin das bezüglich des Zend-Avesta, der Veden, des Koran[8]) geführt hat, ist unter „Inspiration" S. 49 fg. angegeben. Aus den Ergebnissen neuerer Forschungen sei dazu nur weniges nachgetragen. Als von buddhistischen Synoden mehrere Jahrhunderte nach dem Tode des Stifters der Religion der Kanon festgestellt wurde, mußte eine beträchtliche Anzahl von Schriften als apokryph ausgeschieden werden; trotzdem erhielt die Sammlung einen kolossalen Umfang, ja die reichste, die zu Tibet, umfaßt über 325 Foliobände[9]); und die Verehrung dieser Schriften ist so groß, daß man ihnen sogar opfert und sich dadurch einen besondern Lohn zu verdienen glaubt.[10]) Auch das Todtenbuch, der eigentliche Kanon der Aegypter, und ihre von dem Gott Hermes (Thot) selbst geschriebenen sogenannten hermetischen Bücher, nach Clemens Alexandrinus (strom. VI, 4, §. 35—37) 42, nach Seleucus bei Jamblichus 20,000, nach Manetho 36,525[11]), können verglichen werden, ebenso die ungemessene Verehrung der Sibyllinischen Bücher in Rom und die ängstliche Sorge, sie nach dem Brande des Capitols 83 v. Chr. durch staatlich angeordnete Zusammenbringung aller im Privatbesitz befindlichen Schicksalsbücher zu ersetzen, von denen aber doch über 2000 gar zu plumpe Nachahmungen dem Feuertode verfallen mußten.[12]) Hier möge auch die talmudische Tradition einen Platz finden, daß das mosaische Gesetz, schon von Jesus Sirach 24 mit der seit prov. 8 fg. fast zur selbständigen Person gewordenen göttlichen Weisheit identificirt, 974 Geschlechter vor Entstehung der Welt (1000 vor Mose) geschaffen worden sei.[13])

Wenn nun die Spuren der wirklichen Entstehung solcher religiöser Schriften bei dem Proceß der Kanonisirung nicht durch fürsorgliche Hände verwischt worden sind, so erwächst der officiellen Religionsgemeinschaft die traurige Aufgabe, die Widersprüche ihrer wirklichen Beschaffenheit mit der Theorie über ihre Entstehung mittels einer natürlich durch und durch gekünstelten Auslegung dem Blicke des nie ganz zurückzudrängenden Zweifels zu verbergen. Hierfür ist neben dem Islam besonders die brahmanische Religion lehrreich, deren Theologen in dem Bestreben, die Veden als vor Anfang der Zeit im Geiste der Gottheit präexistirend zu erweisen und zu diesem Zweck alle Erwähnungen geschichtlicher Begebenheiten sowie alle sonstigen menschlichen Elemente wegzudeuten, nach Max Müller[14]) noch weit umsichtiger sind als die christlichen. — Welchen Gang die Bildung eines Kanons im Judenthum und im Christenthum genommen hat, ist nun genauer darzulegen.

II. Was zunächst den Namen *Κανών* und die davon abgeleiteten Worte betrifft[15]), so führt

1) im allgemeinen die Etymologie auf eine Ver-

---

5) Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, 2. Aufl. (1876) 94—108. 6) Das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zu Buddha-Sage und Buddha-Lehre (1882) 15—18. 7) Vgl. den Art. „Hermeneutik", Sect. II, Thl. 6, bes. S. 306; Ewald in seinen Jahrbüchern der bibl. Wissenschaft VII (1855), 68—100. 8) Der Koran nimmt insofern eine Ausnahmestellung ein, als er entgegen allen naturgemäß erwachsenen religiösen Literaturwerken von Anfang als heiliges Buch verfaßt ist; immerhin hatte die Folgezeit noch genug zu thun, um ihn zu einem sogar bis auf die einzelnen Buchstaben und Laute unerschaffenen Wesen zu stempeln.

9) Weber, Albr., Akademische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte, 2. Aufl. (1876) S. 309 fg. (1. Aufl. S. 254 fg.). 10) Seydel 46. 286. 11) Vgl. den Artikel „Hermes", Sect. II, Thl. 6, S. 324 fg.; Pauly's Realencyklopädie der class. Alterthumswissenschaft III (1844), 1209—1214. 12) *Sueton.* Aug. 31; *Tac.* Ann. VI, 12. 13) Weber, Ferd., System der altsynagogalen palästinischen Theol. (1880) 14—18. 14) Essays (deutsche Uebersetzung) I (1869), 9—17; II, 268—274. Einl. u. s. w. (s. Anm. 5) 116—118. Vorlesungen über den Ursprung und die Entwickelung der Religion, 2. Aufl. (1881), 157—164. 15) Vgl. die betr. Artikel bei Suicer, Thesaurus ecclesiast., bei Du Cange im Glossarium mediae et infimae graecitatis und med. et inf. latinitatis, und bes. Credner, Zur Geschichte des Kanons (1847) 1—68. VII fg.

wandtschaft mit κάννα und קָנֶה, dem Rohr oder geraden Stabe, dessen Benutzung als Maßstab oder Wagebalken auf die geistige Bedeutung einer Norm im weitesten Sinne überleitet. So reichlich im classischen Alterthum, so auch im Neuen Testament Gal. 6, 16. Im kirchlichen Sprachgebrauch erlangte das Wort seit Ende des 2. Jahrhunderts eine ausgedehnte Anwendung, besonders in der Verbindung κανὼν ἐκκλησιαστικός oder κανὼν τῆς ἀληθείας. Gemeint ist damit stets der Grundsatz oder die Grundanschauung der Kirche in ihrer Allgemeinheit und Totalität, nach welcher alles Einzelne in der Kirche bemessen werden soll (daher immer der Singular), speciell die Lehre (κανὼν τῆς πίστεως, regula fidei) und die Verfassung und Disciplin. Erst in Anwendung auf letztere erscheint um 300 der Plural, die Grundlage des späteren technischen Ausdrucks für kirchliche Gesetze (vgl. die canones apostolorum), speciell Conciliensbeschlüsse (seit Mitte des 4. Jahrhunderts), und für den Namen des kanonischen Rechts. In noch späterer Zeit knüpft sich hieran die Verwendung des Wortes κανών für Mönchsregel, noch specieller für Gesänge, welche, nach den Zeiten des Kirchenjahres verschieden, auf Grund einer feststehenden Ordnung von den Mönchen unter Leitung des κανονάρχης abgesungen wurden. Ferner gehört hierher die Verbindung κανὼν λειτουργίας, der Meßkanon, eine Vorschrift über die (sechs) Gebete, welche der Priester vor, bei und nach der Weihung der Hostie leise zu verrichten hat[16]), vielleicht auch die Anwendung des Wortes auf die Abgaben, welche theils von Klerikern bei Erlangung eines höheren Amtes, theils von pflichtigen Laien alljährlich gegeben und durch besondere canonicarii eingetrieben wurden (Tribut an die Kirche von Feldfrüchten und andern Erzeugnissen, Decem).

Aus dem Begriff des Maßgebenden entwickelte sich aber auch die Bedeutung „Verzeichniß". Die oft wiederholte Behauptung von Ruhnken[17]) freilich, daß die alexandrinischen Grammatiker Verzeichnisse derjenigen griechischen Autoren aufgestellt hätten, welche in jeder Literaturgattung als Classiker gelten sollten, bedarf starker Einschränkung, und daß dieselben κανόνες geheißen, ist vollends gänzlich unsicher.[18]) Wohl aber hat κανών jene Bedeutung in der Kirchensprache. Eusebius von Cäsarea (gest. 340) nennt in seinem Briefe an Carpianus[19]) die 10 Tabellen, in denen er die Nummern der inhaltsgleichen Abschnitte der vier Evangelien zusammengestellt hat, κανόνες. Im 16., 17. und 19. Kanon der Synode zu Nicäa vom Jahre 325[20]) und anderwärts sind οἱ ἐν τῷ κανόνι (synonym mit ἐν τῷ κλήρῳ) ἐξεταζόμενοι die in der Liste der Kleriker Verzeichneten. Deshalb heißen später die Kleriker einfach κανονικοί als die im Verzeichniß Aufgeführten, deshalb werden die den reisenden Klerikern von ihren Bischöfen ausgestellten Beglaubigungsbriefe (epistolae formatae) ἐπιστολαὶ κανονικαί genannt, weil sie auf Grund eben dieses Verzeichnisses ertheilt wurden.[21]) Hieran knüpft sich endlich aus späterer Zeit der Gebrauch von κανών für das Verzeichniß der kirchlichen Bußen (liber poenitentialis) und der zu denselben Verurtheilten (κανονιζόμενοι) sowie andererseits für das Verzeichniß der von der Kirche „kanonisirten" Heiligen.

2) Von den heiligen Schriften gebraucht läßt sich das Wort κανών nicht vor 360 nachweisen. Daß es schon Origenes (gest. 254) angewendet, möchte man bei einer Reihe von Stellen aus der lateinischen Uebersetzung seiner Werke[22]) allerdings vermuthen; aber da ein solcher Sprachgebrauch bei den Späteren, insbesondere bei Eusebius, ganz sicher nicht verloren gegangen wäre, so müssen die Ausdrücke doch wol auf Rechnung des auch sonst sehr wenig genauen Uebersetzers Rufin (gest. 410) gesetzt werden. Auch Credner's Versuch[23]), den sonst nicht vorkommenden Ausdruck γραφαὶ κανόνος in den scripturae legis zu erblicken, welche die Christen nach Actenstücken aus dem Jahre 303 in der diocletianischen Verfolgung ausliefern mußten, ist von ihm selbst[24]) mit Recht aufgegeben worden, da lex leichter mit „Religion" übersetzt werden kann.[25]) Dagegen erscheint der Ausdruck, und zwar als ein bereits verständlicher, fast gleichzeitig in der epistola festalis des Athanasius vom Jahre 365[26]): ἔδοξε κἀμοὶ ... ἑξῆς ἐκθέσθαι τὰ κανονιζόμενα καὶ παραδοθέντα πιστευθέντα τε θεῖα εἶναι βιβλία und im 59. Kanon der Synode zu Laodicea um 363[27]): οὐ δεῖ ἰδιωτικοὺς ψαλμοὺς λέγεσθαι ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ οὐδὲ ἀκανόνιστα βιβλία, ἀλλὰ μόνα τὰ κανονικὰ τῆς καινῆς καὶ παλαιᾶς διαθήκης.

Es lag nahe, anzunehmen, daß die heiligen Schriften als Regel und Richtschnur des Glaubens und Lebens den Namen Kanon und somit den Platz der ursprünglich ideelleren Größe der christlichen Grundanschauung (vgl. 1) erhalten hätten[28]); und später ist diese active Deutung für κανονικός (Regel gebend) auch sicher maßgebend gewesen, z. B. bei Isidor von Pelusium (gest. um 440)[29]): τὸν κανόνα τῆς ἀληθείας, τὰς θείας φημὶ γραφάς, κατοπτεύσωμεν. Die Entstehung der Benennung selbst aber erklärt sich hieraus schwerlich, da gerade der Passivbegriff κανονιζόμενα oder κεκανονισμένα, bez. ἀκανόνιστα βιβλία dabei nur eine sehr gezwungene Deutung („zur Norm gemacht") zulassen oder gerade in die entgegengesetzte eines Verzeichnisses überleiten würde („unter die normgebenden aufgenommen"). Auf die letztere passen dagegen alle die verschiedenen Wendungen, in denen sich um jene Zeit die kirchlichen Schriftsteller ergehen, z. B.

16) Steitz, Artikel „Messe" in Herzog's Realencykl. für protest. Theol. IX (1858), 397—408. 17) Opuscula I (1823), 385—392. 18) Steffen, De canone qui dicitur Aristophanis et Aristarchi 1876. Moriz Schmidt, Jen. Literaturzeitung 1876, 750. 19) Gedruckt z. B. vor den meisten Tischendorf'schen Ausgaben des N. T. 20) Bei Mansi, Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio II, 676 seq.

21) Credner, Zur Gesch. d. K. 56, 1. 22) Hilgenfeld, Einl. in das N. T. (1875) 32, 2. 23) Zur Gesch. d. K. 60—68. VII fg. 24) Gesch. des neutestamentl. K. 212, 1. 25) Baur in Hilgenfeld's Zeitschr. f. wiss. Theol. 1858, 141—150. 26) S. Anm. 150. 27) Mansi II, 574. 28) So Credner und die meisten. 29) Epist. IV, 114.

der Schluß der jambi ad Seleucum des Amphilochius von Iconium (gest. um 395) nach Aufzählung der einzelnen biblischen Bücher[30]): *οὗτος ἀψευδέστατος κανὼν ἂν εἴη τῶν θεοπνεύστων γραφῶν*. Hier ist also der Ursprung des Namens am wahrscheinlichsten zu suchen.[31]) Der Gedanke der Aufnahme in eine Sammlung liegt schon in dem Ausdruck des Origenes[32]): *αἱ ἐνδιάθηκοι βίβλοι* vor, zumal da ihm die Maccabäerbücher *ἔξω τούτων*[33]) stehen.[34])

III. Treten wir nun an die Untersuchung der Entstehung des alttestamentlichen Kanons heran, so ist vor allem daran zu erinnern, in welchem engen Zusammenhange die hier zu behandelnden Fragen der sogenannten allgemeinen Einleitung mit denen der besonderen über den Ursprung der einzelnen Bücher stehen. Beide bedingen sich gegenseitig. Leider ist man dessen nicht immer eingedenk gewesen, sondern hat vielfach die frühe Schließung des Kanons zu bestimmt behauptet und dadurch den Versuch, die Entstehung einzelner Schriften aus späterer Zeit zu begreifen, für verboten erklärt, manchmal auch umgekehrt ohne hinreichende Rücksicht auf die Daten der Kanonschließung einzelne Bücher in zu späte Zeit gesetzt (vgl. 2, 4, 6). Statt dessen muß es als oberster Grundsatz gelten, beide Gebiete stets gleichzeitig im Auge zu behalten und auf dem einen etwas, was das andere einschränkt, nur auf unwiderlegliche Gründe, nie auf bloße Vermuthungen und unsichere Traditionen hin zu fixiren.

1) Die Geschichte der Bildung des alttestamentlichen Kanons könnte sehr kurz sein, wenn die altorthodoxe Ansicht richtig wäre, daß jedes Buch schon als ein kanonisches geschrieben, beziehungsweise vom Heiligen Geist dictirt wurde und demzufolge sofort mit seinem Erscheinen in kanonische Geltung trat. Aber sie ist so ungeschichtlich wie möglich. Am deutlichsten ist dies bei den historischen und poetischen Schriften. Aber auch die Propheten, obgleich von der göttlichen Eingebung ihrer Aussprüche überzeugt (z. B. Jerem. 26, 12—15), waren weit davon entfernt, für ihre Bücher göttliche Verehrung zu fordern, und ihre Zeitgenossen, die den meisten derselben fast nur Widerspruch entgegensetzten, noch weiter entfernt, sie zu zollen (Jerem. 36). In der Blütezeit der Propheten lag der Schwerpunkt ihrer Thätigkeit ohnehin in ihrer mündlichen Predigt. Selbst ihre eigenen Gesinnungsgenossen und Nachfolger betrachten die Werke ihrer Vorgänger nur als eine ehrwürdige Literatur, die sie in ihren eigenen Reden und Schriften stark benutzen und auf die sie sich gelegentlich berufen (Ezech. 38, 17; Sach. 1, 4. 7, 7. 12). Und dies führt auf das Wahrheitsmoment, welches jener altorthodoxen Meinung bei aller ihrer Irrigkeit zu Grunde liegt, daß nämlich die biblischen Bücher auf Grund der Eigenschaften, wegen deren sie später in den Kanon kamen, von jeher ein größeres oder geringeres Maß freier Hochschätzung genossen, bis dieses schließlich eine officielle Besiegelung erhielt. Directer zutreffend ist jene Ansicht nur bezüglich der gesetzlichen Schriften, da diese ja von vornherein mit der Absicht auftraten, als Gottes Gebote anerkannt zu werden; aber auch sie beanspruchen dies nur als inhaltliche Vorschriften, nicht als Bücher, und die fortgehende Ersetzung des einen Gesetzes durch ein theilweise widersprechendes anderes zeigt, daß auch inhaltlich eine unbedingte Werthschätzung ihnen nicht zutheil wurde bis zur Zeit Esra's (458 fg.).

Hiermit ist der Name genannt, an welchen sich der zweite Versuch einer sehr einfachen, aber auch sehr naiven Gestaltung der Geschichte des Kanons knüpft. Nach dem sogenannten IV. Esrabuche, einer höchst wahrscheinlich gegen Ende des 1. christlichen Jahrhunderts geschriebenen Apokalypse[35]), hat Esra vor seiner Himmelfahrt vermöge göttlicher Eingebung die (jedenfalls bei der Zerstörung des Tempels 586 vor Chr.) verbrannten 24 Bücher des Alten Testaments neu dictirt und so der Welt wiedergeschenkt, außerdem auf gleiche Weise noch 70 geheimzuhaltende Weissagungsbücher (14, 18—48). Die weiteren Ausführungen der Sage bei den Kirchenvätern besitzen keinen selbständigen Werth, da sie sämmtlich in dieser Stelle ihre einzige Quelle haben.

Viel verständiger, aber deshalb auch viel irreführender ist die übrigens erst von Elias Levita[36]) (gest. 1549) aufgebrachte Version, der Kanon sei von Esra im Verein mit der sogenannten großen Synagoge endgültig festgestellt worden. Die große Synagoge selbst wird schon im Talmud als ein Collegium von 120 oder 85 Männern dargestellt, welches die Bücher Ezechiel, Dodekapropheton, Daniel und Esther niedergeschrieben[37]), Gebets- und andere Formeln und religiöse Gebräuche festgestellt und Erläuterungen über gesetzliche Bestimmungen gegeben habe. Man stellt sich darunter gegenwärtig bald eine nur einmal zusammengetretene, bald eine durch Jahrhunderte wirksam gewesene Körperschaft vor, bald eine demokratische Volksvertretung, bald eine Akademie von Schriftgelehrten. Vielfach hat man auch ihre Existenz bezweifelt; nach Kuenen's überraschendem Nachweise[38]) ist sie nichts als ein Phantasiebild, herausgesponnen aus der großen, Neh. 8—10 völlig glaubwürdig beschriebenen Versammlung des Volks zur Verpflichtung auf das Gesetz, deren historische Bedeutsamkeit durch diese Anknüpfung der Sage an sie nur bestätigt wird.

---

30) Bei Gallandi, Bibliotheca patrum VI, 495. 31) So Semler, Abhandlung von freier Untersuchung des Kanon I (1771), 11 und Thl. II, Vorrede; Baur s. Anm. 25; Steiner in Schenkel's Bibellexikon III, 481 fg.; Hilgenfeld, Einl. 33 fg. 32) Bei *Euseb.* Hist. eccl. VI, 25, 1. 33) Ebendas. §. 2. 34) Von Interesse ist noch die Hypothese von Mangold (zu Bleek's Einl. in das N. T., 3. Aufl. 734, 1).

35) Vgl. z. B. Schürer, Neutest. Zeitgeschichte (1874) 556—563. 36) 3. Vorrede zu Masoreth hammasoreth. Aehnlich schon David Kimchi (um 1200) in der Vorrede des Commentars zur Chronik (bei Strack in Herzog's Realencyklopädie, 2. Aufl., VII, 416). 37) Ueber diese merkwürdige Stelle aus Baba bathra 14^b, 15^a, welche jedoch nicht von der Sammlung des Kanons handelt, s. Strack 417 fg. 38) Over de mannen der groote synagoge, in: Verslagen en mededeelingen der k. Akademie van wetenschappen, afdeeling Letterkunde, 2. Reeks, 6. Deel, Amsterdam 1877, p. 207—248.

2) In dieser großen Versammlung nämlich, in welcher das Gesetz vorgelesen, erklärt und dann feierlich unterzeichnet wurde, erscheint endgültig ein Theil des Alten Testaments, der Pentateuch, als heiliges Buch, außer diesem aber noch nichts. Man kann ihn deshalb den ersten Kanon nennen; denn schon hieraus ist deutlich, daß der heutige Kanon nur allmählich zu Stande gekommen und daß die hebräische Abscheidung des Pentateuchs als eines selbständigen und zwar des ersten Theils für die Kanongeschichte historisch vollkommen richtig ist. Ganz anders in Bezug auf die Literaturgeschichte, für welche mindestens das Buch Josua, in einem weiteren Sinne nach vielen auch die Bücher der Richter, Samuel's und der Könige mit dem Pentateuch ein einheitliches, in dieser Gestalt aber der älteren prophetischen Literatur erst nachfolgendes nationales Geschichts- und Rechtsbuch bilden (vgl. den Artikel „Moses“). Allein eben die Nothwendigkeit eines Gesetzbuches als Grundlage einer Verfassung führte zur Abtrennung der nach-Mosaischen geschichtlichen Partien, während die ebenfalls geschichtlichen Theile innerhalb des Pentateuchs eine Ausscheidung nicht zuließen.

Freilich fand unter Nehemia (445—433) nicht die erste officielle Anerkennung eines Gesetzbuches statt, sondern eine ganz ähnliche war schon vorausgegangen unter Josia (622). Nachdem das „Buch des Gesetzes“ bei einer Renovation im Tempel gefunden worden war und einen mächtigen Eindruck auf den König gemacht hatte, verpflichtete sich dieser sammt dem Volke in feierlicher Versammlung zu seiner steten Beobachtung (II reg. 22 fg., besonders 23, 3). Ob unter diesem Buche der ganze Pentateuch gemeint ist oder nur das Deuteronomium, beziehentlich dessen Grundstock, während die übrigen gesetzlichen Bestandtheile des Pentateuchs mit geringen Ausnahmen noch gar nicht existirten, ist seit der Erneuerung dieser letzteren Hypothese durch Graf[39]), Wellhausen[40]) und andere Gegenstand eines die Kritik des Alten Testaments in ihren tiefsten Grundlagen aufwühlenden Streites, der hier nicht entschieden werden kann (vgl. den Artikel „Moses“, sowie „Josia“, Sect. II, Thl. 23, S. 185—187). Im ersteren Falle würde die feierliche Annahme des Gesetzes unter Nehemia nur eine Wiederholung sein; im letzteren wäre das Deuteronomium genau genommen als der allererste Kanon zu bezeichnen.

Eine weit frühere kanonische Geltung des Gesetzes oder gar fast des ganzen A. T. (Wolf, Biblioth. hebraea II, 1721, S. 6—9) glaubte man allerdings aus der auch bei heidnischen Völkern mit großem Fleiß aufgespürten Sitte erweisen zu können, heilige Bücher im Tempel aufzubewahren. Allein ein derartiger Befehl deut. 31, 26 stammt sammt dem ganzen Deuteronomium, wie sehr allgemein anerkannt, erst aus dem 7. Jahrhundert. Falls der Notiz I Sam. 10, 25 etwas Geschichtliches zu Grunde liegt, so ist uns doch das dort erwähnte „Königsrecht“ nicht erhalten; ein Tempelarchiv nützt also für unsere heutige Sammlung nichts, wenn nicht zuvor deren Existenz nachgewiesen ist. Eben deshalb ist die Behauptung Jos. 24, 25 fg., Josua habe dem „Buch des Gesetzes Gottes“ etwas beigeschrieben, ohne alle Beweiskraft, und die aus II reg. 11, 12 erschlossene Sitte, einem König bei der Thronbesteigung das Gesetz einzuhändigen, wird wenig bestätigt durch die soeben berührte Geschichte des Josia, dem das Gesetz, dessen Vorhandensein im Tempel auch niemand sonst geahnt, etwas völlig Neues war.[41]) Vollends die Stelle Ps. 40, 8, von der weder Sinn noch Alter feststeht, oder gar Jes. 29, 13 hätte man nie anführen sollen.

3) Die übrigen Bücher des Alten Testaments zerlegt die jüdische Eintheilung in die 8 Propheten, nämlich in die 4 „vorderen“, geschichtlichen, die prophetischen Gedanken retrospectiv in die Geschichtsdarstellung hineintragenden (Buch Josua, der Richter, Samuel's, der Könige) und die 4 „hinteren“, eigentlichen (Jeremia, Ezechiel, Jesaia, die 12 Propheten), und in die 11 „Schriften“, כְּתוּבִים oder *ἁγιόγραφα* (Psalmen, Hiob, Sprüche Salomo's; Hoheslied, Ruth, Klagelieder, Prediger, Esther; Daniel, Esra mit Nehemia, Chronik).[42]) Daß auch diese weitere Zweitheilung der Geschichte vollständig entspricht, daß der Kanon der Propheten wirklich in dieser Gestalt die nächste Einheit bildet und geschlossen worden sein muß, ehe manche Bücher der dritten Hauptabtheilung für die Aufnahme auch nur in Frage kommen konnten, ist überaus einleuchtend. Welcher Grund ließe sich denken, daß von den geschichtlichen Propheten die Chronik und Esra-Nehemia, von den eigentlichen Propheten Daniel ausgeschlossen wurde? Sie sind ja den entsprechenden Büchern des zweiten Kanons vollständig gleichartig und wesentlich verschieden von den poetischen des dritten. Daß Chronik und Esra-Nehemia einen mehr priesterlich-levitischen Charakter tragen, kann dem gegenüber doch gar nicht in Betracht kommen, und daß Daniel nur ein donum, nicht ein munus propheticum gehabt, nicht Prophet, sondern Apokalyptiker sei, wogegen sogar Matth. 24, 15 angeführt werden könnte, oder daß man ihn wegen seiner vorzugsweisen Bestimmung zur Leuchte für das Geschlecht der Zukunft ans Ende des Kanons gerückt habe u. s. w., sind ja nichts als klägliche Ausflüchte. Noch die Synagogenpraxis, neben der ursprünglichen Gesetzeslektüre (Paraschen) nur die von Abschnitten des zweiten Kanons (Haphtharen), und die der 5 mittleren Hagiographen, der sogenannten Megilloth, nur an besonderen Tagen[43]) einzuführen, zeigt, daß der Unterschied der drei Schichten des Kanons festgehalten wurde, und noch mittelalterliche Juden leiten nur den zweiten Kanon vom Geist der Prophetie, den dritten blos vom Heiligen Geist her. Sie sprechen damit in seltsamer Form den richtigen Grund der Scheidung aus. Die

39) Die geschichtl. Bücher des A. T., 1866. 40) Geschichte Israels I, 1878.

41) Vgl. den Artikel Hebräische Literatur in diesem Werke Sect. II, Th. 3, S. 362 fg. 42) Ueber Eintheilung und Namen des A. T. vgl. den Artikel „Bibel“ in diesem Werke Sect. I, Th. 10, S. 1 fg. 43) In der angeführten Reihenfolge am Passa, Pfingsten, Gedächtnißtag der Zerstörung Jerusalems (9. Ab = Juli), Laubhütten- und Purimfest.

Generation der nachprophetischen Periode fühlte, daß der Geist der Prophetie von ihr gewichen war[44]); um so sorglicher sammelte sie, was aus dem Zeitraum seines Waltens sich vorfand, um so ängstlicher aber auch schloß sie aus, was sich nicht aus ihm ableiten konnte.

4) Aber wann wurde dieser zweite Kanon geschlossen? Da Maleachi, welcher frühestens kurze Zeit vor Nehemia gewirkt haben kann, noch als Prophet gilt, so ist es von vornherein wahrscheinlich, daß das Schwinden des prophetischen Geistes nach den Tagen des Nehemia erst eine beträchtliche Zeit lang schwer empfunden sein mußte, ehe man die Hoffnung, Gott werde seinem Volke wieder Propheten erwecken, gänzlich aufgab. Und daß das Gesetz erheblich früher als die Propheten kanonisch war, dafür spricht die weit correctere Erhaltung seines Textes, während derselbe bei den Propheten, besonders z. B. in den Samuelisbüchern und Ezechiel, in einer ganz traurigen und oft unheilbaren Weise verderbt ist. Denn jene wunderbare Uniformität, in der ihn alle heutigen Handschriften aufweisen, erhielt er gleich den Veden eben erst, als er für heilig galt, ja in einem strengeren Sinne erst, seit sich seiner nach Christi Zeit die peinliche Fürsorge der Schriftgelehrten bemächtigte. Die Vergleichung mit der alexandrinischen Uebersetzung (der sogenannten Septuaginta), die seit Anfang des 3. Jahrhunderts vor Chr. allmählich entstand, weist daher an unserem hebräischen Text auch im Pentateuch noch genug Entstellungen auf, aber doch in weit geringerem Maße als bei den übrigen Schriften.

Hierdurch[45]) ist schon der Protest begonnen gegen die Benutzung zweier ausdrücklicher Zeugnisse für einen früheren Abschluß des Prophetenkanons, denen man großen Werth beigelegt hat. Das erste derselben, Jes. 34, 16[46]), würde selbst nach der hebräischen Lesart: „forschet aus dem Buche Jahve's und leset", nur dies besagen, daß der Verfasser dieses Nachtrags zu Jesaia dessen Buch sammt seinem eigenen Anhang, nicht aber die sämmtlichen vorderen und hinteren Propheten für Eingebungen Jahve's erklärt; allein der Text ist überdies gewiß mit Hülfe der Septuaginta zu verbessern, welche statt מעל ספר das in den Zusammenhang sehr gut passende על מספר vor sich hatten.[47]) — Bedeutsamer ist das zweite, aus 2 Macc. 2, 13 fg.: *ἐξηγοῦντο δὲ καὶ ἐν ταῖς ἀναγραφαῖς καὶ ἐν τοῖς ὑπομνηματισμοῖς τοῖς κατὰ τὸν Νεεμίαν τὰ αὐτὰ καὶ ὡς καταβαλλόμενος βιβλιοθήκην ἐπισυνήγαγε τὰ περὶ τῶν βασιλέων καὶ προφητῶν καὶ τὰ τοῦ Δαυὶδ καὶ ἐπιστολὰς βασιλέων περὶ ἀναθεμάτων. ὡσαύτως δὲ καὶ Ἰούδας τὰ διαπεπτωκότα διὰ τὸν πόλεμον τὸν γεγονότα ἡμῖν ἐπισυνήγαγε πάντα, καὶ ἔστι παρ' ἡμῖν.* Der Brief, aus dem die Stelle entnommen ist (1, 10^b^—2, 18), hat ebensowenig wie der vorangehende ursprünglich zum 2. Maccabäerbuch gehört. Ueber das Alter beider läßt sich nur so viel vermuthen, daß sie wegen des Eifers, mit dem sie das Tempelweihfest empfehlen, noch vor der Zerstörung Jerusalems im J. 70 nach Chr. geschrieben sein mögen.[48]) Man hat jedoch die angeführte Notiz wegen der Berufung auf Aufzeichnungen über (oder von?) Nehemia, wegen ihrer Ausführlichkeit und Genauigkeit, wegen der Nennung des Nehemia statt des der Erfindung näher liegenden Esra, wegen der später ganz zurückgetretenen Unterscheidung zwischen Königsbüchern und Propheten, wegen der Nichterwähnung der anderen Hagiographen außer den Psalmen, endlich wegen der Anführung von königlichen Schreiben, die nie in den Kanon gekommen sind, für sehr glaubwürdig gehalten.[49]) Aus dem letzten ist vorerst klar, daß es sich nicht um den Kanon, sondern eben nur um eine wenn auch öffentliche Büchersammlung handelt. Immerhin wäre die hohe Schätzung der betreffenden biblischen Bücher zu Nehemia's Zeit nachgewiesen und ihre baldige Kanonisirung wahrscheinlich gemacht. Allein jene Schrift über Nehemia hat nach dem der Stelle Vorangehenden einen ganz legendenhaften Charakter gehabt, weshalb auch ihre Ausführlichkeit nicht für Glaubwürdigkeit beweist; da Nehemia ihr Held war, so ist seine Hervorhebung nur naturgemäß und die Entstehung der ganzen Sage aus Neh. 8—10 wahrscheinlich; auf die Abtrennung von Schriften über die Könige von den prophetischen Büchern konnte eine sehr einfache Beobachtung, auf die königlichen Schreiben die im Buche Esra[50]) wirklich vorkommenden Urkunden führen, und die Anführung jener Briefe sammt dem Schweigen über die meisten Hagiographen beweist nur, daß bei Abfassung jener Schrift über Nehemia der Gesammtkanon allerdings noch nicht fest geschlossen war, da die Legende sonst anders lauten würde.[51])

Ein wirklich sicheres Zeugniß für das Vorhandensein des Prophetenkanons bietet erst Jesus Sirach, welcher in einer Uebersicht über die hervorragendsten Gottesmänner (46—49) Josua, die Richter, Samuel, Nathan, David, Salomo und andere Könige, Elia, Elisa, Jesaia, Jeremia, Ezechiel, die 12 Propheten[52]), Serubabel 2c. aufzählt. Neben diesem detaillirten Verzeichniß ist sogar Daniel 9, 2, wo Jerem. 25, 11 fg. als eine Stelle „in den Schriften" (בַּסְּפָרִים) erscheint, nur von secundärem Werthe, da der Wortlaut hier an sich noch nicht sicher

44) Ps. 74, 9 (von sehr vielen für maccabäisch gehalten); 1 Macc. 9, 27; 14, 41; Gebet des Asarja 14; Sir. 36, 20 fg. 45) Gegen das der Geschichte der Samaritaner vielfach entlehnte Argument ist zu vergleichen Reuß, Gesch. der heil. Schriften A. T. (1881) §. 381. 46) Ewald, Jahrbücher der bibl. Wiss. VII, 75. 130; Dillmann, Jahrbücher für deutsche Theol. 1858, 445. 47) Knobel ad l. Wellhausen zu Bleek's Einl. in das A. T., 4. Aufl. (1878), 554. Kuenen (s. Anm. 67) III, 399 fg.

48) Grimm, Handbuch zu den Apokryphen des A. T. IV (1857), 22—26. 49) Ewald, Gesch. des Volkes Israel VII, 2. Aufl. 466—474; Dillmann 446—449; Bleek, 3. Aufl. 671—675; Strack 425 fg. 50) 1, 1—4; 4, 17—22; 6, 3—12; 7, 12—26. 51) Vgl. Abr. Geiger's nachgelassene Schriften IV (1876), 16 fg.; Wellhausen zu Bleek's Einl. 559 fg.; Nöldeke, Die alttest. Literatur (1868) 238, 1; Reuß §. 411. 580. 52) Die Echtheit von 49, 10^a^ bezweifelt Bretschneider, liber Jesu Siracidae (1806) 662. Doch ist nur Umstellung von 10^a^ und 10^b^ nöthig. Vgl. Fritzsche, Handb. zu den Apokr. V (1859), 292 fg.; Herfeld Gesch. des Volkes Israel III (1857), 95, 1

auf einen Kanon deuten und auch die Einschließung sämmtlicher heutiger Bestandtheile desselben nicht verbürgen würde. Nun führen aber beide Zeugnisse nicht höher hinauf als bis kurz nach 200[53]), beziehentlich 167—165 vor Chr., binnen welcher letzteren Jahre das Buch Daniel nach übereinstimmender Ansicht fast aller kritischen Theologen geschrieben ist (s. den Artikel „Daniel", Sect. I, Thl. 23, S. 4, 6 und sonst). Von Nehemia bis hierher bleibt also noch ein weiter Spielraum, und in der That kann die Zeit der Schließung des Prophetenkanons zuletzt nur danach bestimmt werden, daß seine jüngsten Schriften in ihm noch Aufnahme fanden, die verwandten Hagiographen aber nicht. Hier zeigt sich recht deutlich die Abhängigkeit der Geschichte des Kanons von der Specialuntersuchung seiner Theile. Nun ist Esra-Nehemia sammt der Chronik, welche einen gemeinsamen Verfasser haben, wegen I chron. 3, 19—24, Neh. 12, 10 fg., 22 verglichen mit *Josephus*, Ant. XI, 7, 2, 8, 5 kaum vor der Zeit Alexander's des Großen, möglicherweise noch erheblich später[54]) verfaßt, Daniel, wie erwähnt, jedenfalls 167—165, das Buch Esther vielleicht ungefähr um dieselbe Zeit; und wenn es älter ist, so kam es damals für den Kanon gewiß noch nicht in Betracht (s. 5 ex.). Aber auch für die Chronik mit Esra-Nehemia mußte sicherlich nach ihrer Entstehung noch eine Zeit vergehen, ehe sie sich das kanonische Ansehen errangen, besonders wenn gerade nach Ewald's Vermuthung[55]) Esra-Nehemia früher Anerkennung erlangte als die Chronik, weil jenes Buch mehr als dieses eine Lücke in der Geschichte der prophetischen Periode ausfüllte, und wenn demgemäß die Trennung beider erst zu dem Zwecke vollzogen wurde, um wenigstens für den einen Theil höhere Werthschätzung zu ermöglichen. Wenn daher von manchen Kritikern Obadja[56]), Jona[57]), Maleachi[58]), Sacharja 9—14[59]) aus innern Gründen in die nächsten zwei Jahrhunderte nach Nehemia verlegt worden sind, so darf dagegen wenigstens von seiten der Geschichte des Kanons ein Verbot unseres Erachtens nicht ausgesprochen werden. Die Maccabäerzeiten[60]) sind freilich ausgeschlossen. Daß die meisten der Schriften schon lange vorher in hohem, ja vielleicht in kanonischem Ansehen standen, soll natürlich nicht geleugnet werden; nur daß der Kanon bereits definitiv geschlossen gewesen, läßt sich nicht erweisen. Vollends Einschiebungen kleinerer Stücke können von vornherein nicht für unmöglich gelten, da die starken Umgestaltungen und Zusätze der Septuaginta zeigen, wie wenig der damalige Begriff von Kanon die Unantastbarkeit des Textes einschloß. Es kann auch nicht nachdrücklich genug darauf aufmerksam gemacht werden, daß der Prophetenkanon durchaus nicht so wie das Gesetz durch einen öffentlichen Act, sondern nur durch die ganz allmählich wachsende Hochschätzung seinen Abschluß gefunden hat.

5) Ueber den dritten Kanon mußte bisher schon manches vorausgenommen werden. Er ist bei weitem nicht so einheitlich wie die vorangehenden. Neben Daniel und den Geschichtsbüchern, welche nur der Zeit wegen nicht in dem Prophetenkanon Aufnahme fanden, enthält er Bücher, die bei der Schließung jenes sicher schon vorhanden waren. Diese müssen also an inhaltlichem Werth den prophetischen Schriften nachgestanden haben. Die Psalmen, in der nachexilischen Zeit beim Gottesdienst reichlich benutzt, standen gewiß in hohem Ansehen und waren auch sicher, so viele damals von den jetzt gesammelten existirten, zu einem Gesangbuch vereinigt. Aber den prophetischen Aussprüchen gegenüber waren sie doch eben nur „Lieder aus Menschenherzen", und das wußte man um so besser, da gewiß noch immer neue entstanden, selbst wenn diese nicht recipirt wurden. Das Buch Hiob, welches wenigstens nach dem Talmud von Mose geschrieben ist, und die drei Salomonischen Schriften werden wegen ihres angenommenen hohen Alters in Ehren gestanden haben, das Buch Ruth wegen seiner Beziehung zum Davidischen Geschlecht, die Klagelieder als Denkmal der Zeit der tiefsten nationalen Erniedrigung, deren Gedächtniß auch durch ein besonderes Fest erhalten wurde[61]) (erst später auch als vermeintliches Werk des Jeremia). Aber an eine Kanonisirung gleichzeitig mit den Propheten wurde, soviel wir sehen, nicht gedacht.

Allerdings ist hier die fast allgemein vertretene Meinung zu berücksichtigen, daß wenigstens Ruth und die Klagelieder ursprünglich im Prophetenkanon gestanden haben. Jedoch der einzige Grund dafür ist die für ursprünglich geltende, nach Origenes[62]) und Athanasius[63]) schon im hebräischen Alphabet von Gott angedeutete Anzahl 22 der gesammten alttestamentlichen Bücher, die sich nur dann ergibt, wenn Ruth mit dem Richterbuche und die Klagelieder mit Jeremia zusammengefaßt werden (vgl. 3 in.). Diese Zahl findet sich aber zuerst bei Josephus um 100 nach Chr.[64]), noch dazu als Ergebniß einer ganz unhistorischen Eintheilung des Kanons in 5 Bücher Mosis, 13 der Propheten (jedenfalls außer den ursprünglichen 8, in welche Ruth und die Klagelieder einbegriffen sind, noch die Chronik, Esra-Nehemia, Esther, Daniel und Hiob!) und 4 mit Hymnen und Moralvorschriften (augenscheinlich die Psalmen und die 3 Salomonischen Schriften). Diese Gliederung lehnt sich offenbar an die in der alexandrinischen Uebersetzung eingeführte Sachordnung an, dient aber insbesondere dem im Zusammenhang jener Stelle begründeten Streben, möglichst viele von Trägern des Geistes Gottes verfaßte Geschichtsbücher nachzuweisen.

53) Jong, De psalmis Maccabaicis (1857) 71—76; Dillmann 476, 1; Fritzsche, Handb. V, S. XIII—XVIII. 54) Nöldeke 64: um oder nach 200 v. Chr. 55) Gesch. Israels I, 3. Aufl. 284. 56) Hitzig, Exeget. Handb. I: kurz vor 300. 57) Hitzig ebenso; Schrader zu de Wette's Einleit. ins A. T. §. 292 u. A.: 4. Jahrhundert. 58) Hitzig, Gesch. Israels I (1869), 306: 381—374. 59) Eichhorn, Einl. ins A. T. IV, 4. Aufl. (1824), 442—460: nach Alexander d. Gr. Geiger, Urschrift und Uebersetzungen der Bibel (1857) 55—59; Stade, Zeitschr. für alttest. Wiss. 1881, I. 1882, I fg. De populo Javan (1880) 19 fg.: Anfang des 3. Jahrh. 60) Hitzig, Des Propheten Jonas Orakel über Moab (1831) 36—39; Paulus, Commentar über die 3 ersten Evangelien III (1802), 130; Exeget. Handb. III, 1 (1832), 138: Sach. 9, 1—10 im letzten Drittel des 2. Jahrh. v. Chr.

61) Vgl. Anm. 43. 62) Opp. ed. Lommatzsch XI, 377 fg. 63) S. Anm. 150. 64) Contra Apionem I, 8.

Ueberdies nennt das hebräisch redende Judenthum (schon 4 Esra, vgl. oben unter 1) stets die Zahl 24, und ein gültiges Zeugniß für die einstige Zugehörigkeit der beiden Bücher zum Prophetenkanon liegt weder bei Melito von Sardes[65]) vor, der eine Zahl gar nicht angibt, trotz seiner palästinensischen Informationen der alexandrinischen Ordnung folgt und vor allem Ruth (nicht auch die Klagelieder) besonders aufführt, noch bei Origenes (vgl. Anmerkung 62), der trotz seiner gerühmten Kenntniß der wirklichen jüdischen Sitte dem Jeremia auch den von Anfang an nur griechisch existirenden „Brief des Jeremia" (= Baruch 6) zuzählt, noch bei Hieronymus (gest. 420), der vielleicht nur dem Origenes folgt und daneben doch die Einordnung der beiden Bücher unter die Hagiographen recht wohl kennt.[66]) Ein Grund für ihre spätere Versetzung unter die Hagiographen und zwar erst kurz vor Hieronymus[67]) kann in dem bei Anmerkung 43 angegebenen gottesdienstlichen Zwecke doch kaum liegen, während umgekehrt die Einordnung unter die Propheten wegen Zusammengehörigkeit nach Inhalt, beziehentlich Verfasser, seit dem Aufgeben der echt historischen Dreitheilung des Kanons im alexandrinischen Bewußtsein nur zu begreiflich ist und bei den Septuaginta factisch vorliegt.[68]) Etwas Künstliches hat freilich auch die Zahl 24 an sich, weil das Zusammenfassen der 12 kleinen Propheten auf jeden Fall unberechtigt ist. Da sie der Anzahl der griechischen Buchstaben gleichkommt, so ist man geneigt, sie aus Alexandrien herzuleiten, wie die Zahl 22 aus Palästina; allein das wird eben Täuschung sein.[69])

Aber selbst wenn jene beiden Bücher ursprünglich unter den Propheten standen, so bleibt es doch für die 9 andern Hagiographen sicher, daß ihre Kanonisirung bei Abschluß der Prophetensammlung noch nicht in Frage kam. Wenn sie später doch erfolgte, so war der Grund wol der, daß sich durch vielfachen Gebrauch ihr Ansehen immer mehr befestigt hatte und daß man mit der fortschreitenden Entfernung von den Tagen der Väter immer mehr das Bedürfniß empfand, auch die nichtprophetischen literarischen Denkmale derselben, welche sich allgemeinen Ansehens erfreuten, dem Kanon anzuschließen. Für uns ist heutzutage der hebräische Codex zugleich der Inbegriff der überhaupt erhaltenen hebräischen Nationalliteratur. Etwas von dem Gedanken einer Nationalliteratur liegt nun auch wirklich in der sammelnden Thätigkeit; aber wäre er der maßgebende gewesen, so würde die Sammlung anders aussehen. Es muß ja damals noch viel mehr hebräische Werke gegeben haben (II chron. 35,25[70]); Pred. 12,12); erst wegen der einzigartigen Verehrung des Kanons, in welcher Rabbi Akiba um 100 n. Chr. sogar jede außerkanonische Lektüre bei Verlust der Seligkeit verbot[71]), gingen sie, vielleicht zum Theil infolge planmäßiger Vernichtung, unter, soweit sie uns nicht in griechischer Gestalt unter den Apokryphen[72]) oder sonst[73]) erhalten sind. Ein wirklich oder vermeintlich höheres Alter, welches z. B. dem Buche Daniel unseres Wissens anstandslose Aufnahme verschaffte, während der etwas ältere Jesus Sirach (vgl. Anm. 53) sie nicht erlangte, oder wenigstens Beziehung auf das Alterthum, wie bei Ruth, vor allem aber innere Wahrheit und religiöser Geist müssen wol die Bedingungen gewesen sein, welche anfangs das Volksbewußtsein, später die Schriftgelehrsamkeit stellte.

Deutlich zeigen dies letztere noch die Bestreitungen einzelner Bücher, von denen verschiedene talmudische Stellen berichten.[74]) In den Sprüchen und dem Prediger wollte man nur die eigene menschliche Weisheit Salomo's erkennen, in letzterem speciell irreligiösen Sinn (1,3; 11,9) und innere Widersprüche (7,3, 8,15, 2,2; 4,2, 9,4), im Hohenlied zu viel Weltlichkeit. Die Schätzung des Buches Esther hing allerdings wesentlich von der Anerkennung oder Nichtanerkennung des aus dem persischen Judenthum nach Palästina importirten Purimfestes ab, zu dessen historischer Begründung es dienen soll; aber auch bei ihm, in welchem der Name Gottes trotz hinreichender Veranlassung nicht ein einziges mal vorkommt, wurde der religiöse Charakter vermißt. In dem strengeren Maßstab erkennt man bereits deutlich die gesteigerte Idee der Heiligkeit, welche besonders von der Schule Schammai's (kurz vor Jesu) auf den Kanon angewandt wurde und ein Zeichen der Nähe seiner Schließung ist. Aber gerade dieser Maßstab konnte für jene Bücher verhängnißvoll werden. Wenn sich gegen Ezechiel wegen seiner Widersprüche gegen das Gesetz Bedenken erhoben, so konnten diese nicht mehr seine Stellung in dem längst geschlossenen Prophetenkanon erschüttern, sondern nur den Scharfsinn spornen, sie als nicht vorhanden nachzuweisen, was den Rabbi Hananja ben Hiskia allerdings viele schlaflose Nächte gekostet haben soll.[75]) Ueber die angeführten Hagiographen aber scheint ein ernstlicher Schulstreit bestanden zu haben. Doch die Bedenken wurden schließlich überwunden. Das Buch Esther schmeichelte dem Nationalstolze so sehr, daß es schon nach dem Talmud sogar dem Gesetz an Werth gleichgestellt wurde.

---

65) Bei *Euseb.* Hist. eccl. IV, 26, 13 seq. (um 160—180). 66) S. den sogen. Prologus galeatus zu den 4 Königsbüchern, opp. ed. Vallarsi IX, 453—462. 67) Kuenen, Historisch-kritisch onderzoek naar het ontstaan en de verzameling van de boeken des Ouden Verbonds III (1865), 450. 68) Vgl. besonders Strack 434—438; Wellhausen zu Bleek's Einl. 552, 1; Nöldeke 144; (Reuß §. 243. 414). 69) *Epiphanius* (gest. 403), De mens. et pond. 4; 22 seq.; haer. 8, 6 und Hieronymus (s. Anm. 66) haben die Spielerei dahin fortgesetzt, daß sie unter Hinzunahme der fünf am Wortschlusse abweichenden hebräischen Buchstabenformen 27 Bücher zählen, indem sie das Buch Samuel's, der Könige, der Chronik, Esra-Nehemia und entweder Richter-Ruth oder Jeremia-Klagelieder in je zwei zerlegen. Einschließlich dieser sechs Zerlegungen und derjenigen des Dodekapropheton zählen wir heutzutage 39 Bücher.

70) Doch vgl. Nöldeke 144 fg. 71) S. bei Herzfeld (Anm. 52) III, 98 fg. 72) Jesus Sirach, Baruch (wenigstens 1,1—3,8), I. Maccabäerbuch, Judith; auch Tobit? 73) Die 18 sogenannten Psalmen Salomo's, Buch Henoch, Buch der Jubiläen. 74) Am ausführlichsten bei Fürst, Der Kanon des A. T. (1868) 82—85; 91—96; 105—111. Delitzsch, Zeitschr. für lutherische Theol. und Kirche 1854, 280—283. 75) Bei Fürst 24, 3.

Salomo's Schriften schienen prov. 30, 6 ausdrücklich für Gottes Worte erklärt zu werden; auch enthielten sie doch viel Schönes, das man nicht missen mochte. Für den Prediger insbesondere wurde 12, 12 fg. entscheidend; das Hohelied aber wurde durch die allegorische Deutung auf die Liebe zwischen Gott und seinem Volke dem Zweifel so sehr entrückt, daß Rabbi Akiba sagen konnte, die Welt sei des Tages nicht werth, an dem ihr dasselbe gegeben worden.

6) Rabbi Akiba's Meinung drang durch. Die letzte Verhandlung der Frage, von welcher berichtet wird, soll in einer Versammlung des Synedriums zu Jabne am Tage der sogenannten Zeugnißsammlung um 118 n. Chr. stattgefunden haben.[76]) Und hiermit wäre wol die Zeit der Schließung des ganzen Kanons (genauer nur seines letzten Theils) gegeben, da ungefähr gleichzeitig die Nennung der bestimmten Zahl 24 im 4. Buch Esra (s. 1) und der citirte Ausspruch des Josephus (Anm. 64) fällt, welcher zum ersten mal die heiligen Bücher als eine festbegrenzte Sammlung bezeichnet (*οὐ γὰρ μυριάδες βιβλίων εἰσὶ παρ' ἡμῖν ἀσυμφώνων καὶ μαχομένων, δύο δὲ μόνα πρὸς τοῖς εἴκοσι βιβλία .... τὰ δικαίως θεῖα πεπιστευμένα*). Eine Sicherheit freilich dafür, daß nicht auch nach jener Zeit noch Meinungsverschiedenheiten zur Geltung kamen, geben auch diese Stellen nicht, da insbesondere die Zählung des Josephus willkürlich ist (s. 5.). Und wenn in der Aufzählung des Bischofs Melito von Sardes (s. Anm. 65) Esther nicht durch ein Schreibversehen fehlt und die ihm in Palästina gewordene Auskunft auf jüdischer Tradition beruht, so wäre durch ihn noch um 160—180 n. Chr. Ausschließung dieses Buches in jüdischen Kreisen bezeugt. Auf sie geht gewiß auch die positive Verwerfung desselben bei einzelnen Kirchenschriftstellern von Athanasius (365, s. Anm. 150) bis Nicephorus (gest. 828) zurück, deren Nachhaltigkeit freilich eher aus christlichem Widerspruch gegen seinen Inhalt zu erklären ist (vgl. sex.).

Vor Josephus kann der Abschluß des Kanons nicht nachgewiesen werden. Des Josephus eigene Meinung (s. Anm. 64), keine der seit Artaxerxes Longimanus (465—424) entstandenen Schriften habe gleiches Ansehen wie die kanonischen erlangt, verlegt noch nicht auch die Schließung des Kanons in jene Zeit und ist übrigens eine reine Abstraction aus seiner Annahme, daß das Buch Esther die jüngste kanonische Schrift sei, wobei er obendrein den darin genannten Ahasveros fälschlich mit Artaxerxes Longimanus statt mit seinem Vorgänger Xerxes identificirt. Der berühmte Prolog zu Jesus Sirach, welchen der Enkel des Verfassers nach 132 v. Chr. (s. Anm. 53) seiner Uebersetzung des Werkes voranstellte, hat neben *ὁ νόμος* und *οἱ προφῆται* für die dritte Klasse nur die sehr allgemeinen Bezeichnungen *οἱ ἄλλοι οἱ κατ' αὐτοὺς ἠκολουθηκότες, τὰ ἄλλα πάτρια βιβλία, τὰ λοιπὰ τῶν βιβλίων*, welche nicht einmal auf annähernde Gleichschätzung deuten, geschweige denn die heutige Vollzahl verbürgen. Auf die ohnehin nicht strictere Dreitheilung in *νόμος καὶ λόγια θεσπισθέντα διὰ προφητῶν καὶ ὕμνοι καὶ τὰ ἄλλα* bei Philo De vita contemplativa 3 muß gänzlich verzichtet werden, seit Lucius (Die Therapeuten, 1879) die Abfassung dieser Schrift um 300 n. Chr. wahrscheinlich gemacht hat. Daß der Maccabäerführer Judas die in den jüngsten Kriegen verloren gegangenen Schriften sammelte (2 Macc. 2, 14, s. oben unter 4), ist glaublich, beweist aber noch weniger. Wenn 1 Macc. 7, 16 fg. eine Psalmstelle (79, 2 fg.) als *γραφή* citirt wird, so zeigt sich darin nur die bekannte Hochschätzung speciell der Psalmen am Anfang des letzten vorchristlichen Jahrhunderts auf einer neuen Stufe. Dem gegenüber spricht neben der Freiheit, mit der die alexandrinischen Uebersetzer (vgl. 4 in. ex.) ganze Partien ummodelten und einfügten (am stärksten bei Daniel und Esther), die Nachlässigkeit, mit welcher bis etwa ins erste christliche Jahrhundert der hebräische Text fortgepflanzt wurde, sodaß wir an zahllosen Stellen das Richtigere bei den Septuaginta zu suchen haben, sowie die Anführung nichtkanonischer Stellen im Neuen Testament und bei den ältesten Kirchenschriftstellern[77]) mit den solennen Citationsformeln dafür, daß die specifische Hochschätzung des Kanons und seine Abschließung gegen die übrige Literatur bis zu Christi Zeit und noch nach derselben nicht durchgedrungen war. Daß im Neuen Testament nur einmal und unvollkommen die Dreitheilung (Luc. 24, 44: *ἐν τῷ νόμῳ Μωυσέως καὶ προφήταις καὶ ψαλμοῖς*), sonst — abgesehen von allgemeinen Ausdrücken — nur die Zweitheilung in Gesetz und Propheten sich findet, darf allerdings nicht gegen die Geltung der Hagiographen urgirt werden, da dieselben, soweit sie damals in Geltung standen, leicht unter den *ψαλμοί*, beziehentlich unter den *προφῆται*, wie ja sogar unter *νόμος* (Joh. 10, 34; 12, 34; 15, 25; 1 Cor. 14, 21) alle übrigen Schriften mitverstanden sein können. Auch daß das Hohelied, der Prediger, Esther und Esra-Nehemia im Neuen Testament nie citirt sind, könnte Zufall sein; doch sind dies zum größten Theil gerade die zuletzt noch angefochtenen Bücher, und jedenfalls muß die Frage, ob die neutestamentlichen Schriftsteller den alttestamentlichen Kanon in seiner heutigen Gestalt gekannt haben, gänzlich offen gelassen werden. Aus Matth. 23, 35, selbst wenn hier auf II chron. 24, 20 fg. Bezug genommen sein sollte, beweisen zu wollen, daß damals wie heute die Chronik den Schluß des alttestamentlichen Kanons gebildet, ist vollends unerlaubt.

Daß sämmtliche heilige Schriften schon lange vorhanden und geschätzt waren, braucht deshalb nicht geleugnet zu werden. Es ist fast schon durch die bloße Existenz der Septuaginta bewiesen, welche bereits dem Enkel des Siraciden wenigstens dem größten Theile

76) Grätz, Gesch. der Juden IV (1853), 43 fg. Zu früh wäre es hiernach, wenn der Abschluß bei demselben III, 2. Aufl. (1863), 499—502 in eine ähnliche Versammlung vom Jahre 67 n. Chr. und bei Fürst 95 etwa 32 v. Chr. gesetzt wird.

77) 1 Cor. 2, 9; Jac. 4, 5; Joh. 7, 38; Jud. 14; Eph. 5, 14. Auch Luc. 11, 49? Für letztere vgl. Joh. Delitzsch, De inspiratione scripturae sacrae quid statuerint patres apostolici et apologetae secundi saeculi (1872) 33—35.

nach vorlag (vgl. den Prolog zu Jesus Sirach). Ob freilich das Buch Daniel das jüngste ist oder etwa der Prediger, oder ob in und nach den Maccabäerzeiten noch etliche[78]) oder vielleicht sogar sehr viele[79]) der Psalmen entstanden, kann die Geschichte des Kanons nicht entscheiden. Sie könnte es nur, wenn sie den Schluß des Kanons direct nach den Siegen der Maccabäer ansetzen dürfte. So aber bleibt es ihr gegenüber möglich, daß das früh schon hochgeschätzte Psalmenbuch anfangs nur aus einem Theil unserer heutigen Sammlung bestand, an welchen sich immer neue Lieder anfügten. Und da auch I chron. 16, 36, wenn hier der erst von fremder Hand zum Abschluß des 4. Buchs der Sammlung dem 106. Psalm hinzugefügte 48. Vers herübergenommen ist[80]), nicht Kanonicität, sondern nur Vorhandensein der in 5 Bücher getheilten Psalmensammlung beweist, so ist die ganze Frage nicht hier, sondern in dem Artikel „Psalmen" zur Erledigung zu bringen.

7) In der alexandrinischen Uebersetzung finden sich mitten unter den Büchern des hebräischen Kanons noch diejenigen, welche später Apokryphen genannt wurden, nämlich 3 Esra (als 1 und 2 werden die kanonischen Bücher Esra und Nehemia gezählt), Baruch, Brief des Jeremia (= Baruch Kap. 6), Tobit, Judith, 3 Maccabäerbücher, Jesus Sirach, Weisheit Salomo's, Gebet Manasse's. Dieser Name wurde auf sie nicht in dem Sinne angewandt, wonach darunter Bücher unbekannten Ursprungs verstanden werden, was im Munde kirchlicher Schriftsteller leicht in den Begriff des Unechten und Gefälschten übergeht, z. B. bei Irenäus adv. haer. I, 20, 1: *πλῆθος ἀποκρύφων καὶ νόθων γραφῶν, ἃς αὐτοὶ ἔπλασαν*[81]). Vielmehr sollen sie im Gegensatz zu den *βιβλία δεδημοσιευμένα* (vgl. IV, 6) verborgen werden, nur nicht wegen geheimnißvollen Inhalts, wie etwa die 70 Weissagungsbücher 4 Esra 14, 46 fg. (s. 1), sondern blos wegen mangelnder Zugehörigkeit zum Kanon. So bei Origenes, vielleicht auf Grund der Sitte in den Synagogen, gewisse Bücher, z. B. die nach dem Obigen (s. 5) angefochtenen, beiseite zu legen (גנז).

In der griechischen Bibel aber sind sie von den eigentlich kanonischen Büchern durch nichts unterschieden, und es muß daher zugegeben werden, daß der alexandrinische Kanon, soweit man von einem solchen sprechen darf, einen weiteren Umfang hatte als der palästinensische. Doch wird die Tragweite des Sachverhalts dadurch beträchtlich eingeschränkt, daß die Idee eines streng ausgeschiedenen Kanons hier überhaupt nicht lebendig war. Wenn noch Philo (geb. 30—20 v. Chr.) sich selbst göttliche Eingebung zuschreibt, so ist dies das deutlichste Zeichen dafür, daß das Schwinden des prophetischen Geistes in diesen Kreisen nicht empfunden wurde. Daß aber derselbe Philo doch ein Bewußtsein von dem Unterschiede zwischen den eigentlich kanonischen und den übrigen Büchern gehabt habe, da er letztere nie citirt, wird völlig entkräftet durch die Beobachtung, daß er Ezechiel, Daniel und die 5 Megilloth ebensowenig anführt. Und so haben denn auch von den neutestamentlichen Schriftstellern, welche das Alte Testament ja meist nach der alexandrinischen Uebersetzung benutzen, einzelne von den Apokryphen wenigstens stillschweigend einen ziemlich ausgedehnten Gebrauch gemacht.[82]) — Die weitere Geschichte der Apokryphen in der christlichen Kirche s. V, 2.

IV. Nicht lange nach dem Abschluß des alttestamentlichen begann die **Bildung des neutestamentlichen Kanons**. Ihre Erforschung wird durch einen größeren Reichthum an historischen Zeugnissen erleichtert, durch andere Umstände jedoch ungleich mehr erschwert. Es gilt hier nicht mit Jahrhunderten, sondern mit Jahrzehnten zu rechnen, während eine so genaue chronologische Fixirung der einzelnen Zeugen kaum möglich ist. Und die Aussagen derselben lassen uns nicht nur gerade über die wichtigsten Fragen im Ungewissen, sondern sie sind auch zum Theil von einer nur zur Verdunkelung der Thatsachen geeigneten Tendenz eingegeben, die nur noch von der Geflissentlichkeit übertroffen wird, mit welcher conservative Theologen sie zum Beweis eines möglichst frühen Abschlusses des Kanons und zur Abschneidung der kritischen Behauptung der Unechtheit neutestamentlicher Schriften auszubeuten bestrebt sind. Auf solche Versuche kann hier nur ganz selten eingegangen werden; es muß genügen, die muthmaßliche Entstehung des Kanons thetisch darzulegen und zu begründen.

Mit der Frage, welche Bücher des Neuen Testaments in den frühesten Perioden der Kirchengeschichte für kanonisch gegolten haben, verbindet man meist die andere, welche durch Benutzung von seiten der Kirchenväter als vorhanden, doch ohne kanonische Geltung, nachgewiesen sind. An sich ganz passend, da über beide dieselben Zeugen abzuhören sind und die eine ohnehin in die andere übergeht. Allein wegen der Beschränktheit des Raumes muß die zweite hier gänzlich ausgeschlossen und der Besprechung jedes einzelnen Buches zugewiesen werden.[83])

1) Das Ideal einer Geschichte des neutestamentlichen Kanons für die conservative Theologie wäre es wol, wenn der letzte Apostel eigenhändig die Schließung der Sammlung vollzogen hätte. In diesen Traum wiegte man sich jahrhundertelang und bis auf Augusti[84])

---

78) Besonders 44. 74. 79. 68. 79) Hitzig, Begriff der Kritik 1831; Commentar zu den Psalmen 1835 fg. (2. Aufl. 1863—65); v. Lengerke, Commentar 1847; Olshausen, Handbuch 1853; Reuß §. 474—484 und in seinem französischen Bibelwerk. 80) Hiergegen aber sehr zu beachten Kuenen III, 311 fg.; Reuß §. 474. 81) Vgl. überhaupt den Art. Apokryphen, Sect. I, Thl. 4, S. 412 fg.; Schürer bei Herzog I, 2. Aufl. (1877), 484—486.

82) Der Jacobusbrief von Jesus Sirach, der Hebräerbrief (1, 3; 4, 12 fg.; 11, 34—38) von sap. 7, 22—26; 2 Macc. 6, 18—7, 42. Vgl. bes. Bleek in den theol. Studien u. Kritiken 1853, 337—349. 83) Für das Johannesevangelium und den I. Johannesbrief vgl. Sect. II, Thl. 22, S. 18—31, für II. III Joh. ebendas. 73 fg., für Jac. II, 14, 27. 47, für Jud. II, 26, 413 fg., für I Petr. III, 19, 364, für II Petr. ebendas. 366; für die Paulinischen Briefe III, 14, 196—203, für den Hebräerbrief ebendas. 203 fg. u. II, 3, 330—332. Vgl. besonders noch Scholten, Die ältesten Zeugnisse betreffend die Schriften des N. T., deutsch von Manchot 1867. 84) Hist.-dogm. Einl. in die Heil. Schrift (1832) 205—217.

herab durch die Annahme, Johannes habe nach Abschluß der Apokalypse den Kanon selbst festgestellt, ja durch die Drohung Apok. 22, 18 fg. wol gar der ganzen Bibel Alten und Neuen Testaments eine unverfälschte Erhaltung sichern wollen.[85] Dieser strengen wie jeder noch so abgeschwächten Form einer solchen Behauptung gegenüber muß nun auf das nachdrücklichste für das apostolische wie für das nachapostolische Zeitalter eine Periode des Fehlens jedes neutestamentlichen Kanons constatirt werden.

Es gab einen Kanon; das war das Alte Testament. Dieser genügte auch vollkommen, mindestens den Judenchristen; aber auch den Heidenchristen muß er, entgegen der Geringschätzung, welche das zwischen Verheißung und Erfüllung sich eindrängende Gesetz (Röm. 5, 20), der Bund des Buchstabens (2 Cor. 3, 6—16; Röm. 7, 6) und der Knechtschaft (Gal. 3, 19—4, 7) bei ihrem großen Lehrer Paulus gefunden hatte, frühzeitig und nachhaltig eingeprägt worden sein.[86] Aus ihm erhob man den Beweis, daß Jesus wirklich der Weltheiland gewesen, da der Heilige Geist die Thatsachen seines Lebens bis ins Kleinste so lange schon vorhergesagt habe; in ihm hatte man zugleich eine reiche und von Gott direct für die Verhältnisse der Gegenwart bestimmte Quelle der Tröstung, der Ermahnung, der Gesetzgebung fürs Leben.[87] An neue heilige Bücher dachte man nicht. Wozu hätte sie auch ein Geschlecht wünschen sollen, welches fort und fort die Wiederkunft seines Herrn und damit das Ende der gegenwärtigen Welt in der allernächsten Zeit erwartete?[88] Und wenn sie mit der Zeit doch entstanden, weil der Herr eben verzog zu kommen, so bestand wenigstens keinerlei Grund, ihnen eine besondere Heiligkeit beizumessen. Der Heilige Geist, welcher sie eingegeben, lebte ja in jedem Christen[89], und von ihm getrieben stand jeder Beliebige in der Gemeinde auf, die Versammlung zu lehren und zu erbauen[90]; unter den vielen Fähigkeiten, in denen er sich äußert[91], ist von einem Charisma der Schriftstellerei nichts zu lesen. Was die Gemeinde an Unterweisung bedurfte, das brauchte sie nicht aus Büchern zu nehmen, sondern in jedem Augenblick offenbarte es ihr der Geist durch Zungenredner oder Propheten, oder es fixirte sich als mündliche Tradition in dem, was später *κανὼν ἐκκλησιαστικός* hieß.[92]

Allerdings waren es Apostel und deren nächste Schüler, um deren Schriften es sich handelte, und es ist kein Zweifel, daß man dieselben in hohen Ehren hielt; aber dem Alten Testament standen sie bei weitem nicht gleich. Daran hinderte ebenso sehr das Bewußtsein jener Allgemeinheit der Geistesgaben wie die übertriebene Vorstellung von der Inspiration des Alten Testaments, welche ganz wie bei Philo sogar auf dessen Buchstaben, noch dazu den des griechischen und oft erst im spätjüdischen oder christlichen Interesse emendirten oder interpolirten Textes (Barn. 6, 1; 7, 4. 8; 8, 5; 9, 2; 12, 7. 9 etc. und bes. Justin Dial. 72 fg.), solche Schlüsse wie Gal. 3, 16, Barn. 9, 8 zu bauen gestattete.[93] Die Apostel hatten für ihre Schriften eine solche Geltung auch gar nicht in Anspruch genommen. Mit einziger Ausnahme der Apokalypse (1, 1; 22, 18 fg.), in deren Wesen das Gegentheil begründet liegt — und doch fehlen in ihr nicht Aussprüche wie 19, 10, 22, 9 — geben sich alle neutestamentlichen Schriften als völlig menschliche Erzeugnisse. So die geschichtlichen Bücher (besonders Luc. 1, 1—4), so die Briefe.[94] Paulus unterscheidet auf das gewissenhafteste zwischen dem Wenigen, was er auf Christus zurückführt (1 Cor. 11, 23, 7, 10 ꝛc.) und seiner Privatmeinung (1 Cor. 7, 12, 25, 35), welche er nicht höher stellt als die Offenbarungen des Geistes an jeden andern Christen (7, 40).

2) Solche Zustände konnten natürlich nicht ewig währen; aber die Dauer dieser Periode war allerdings eine sehr beträchtliche.[95] Die erste Autorität, welche bei den ältesten kirchlichen Schriftstellern neben dem Alten Testament einen Platz fand, waren die Worte des Herrn, aber rein als solche, ohne den Schriften, in denen sie sich fanden, etwas von ihrer göttlichen Würde mitzutheilen. Dicht nebeneinander werden im 1. Brief des Clemens Romanus[96] 13, 46 alttestamentliche Stellen mit *γέγραπται*, *λέγει τὸ πνεῦμα τὸ ἅγιον*, *φησὶν ὁ ἅγιος λόγος* eingeführt, Worte Jesu aus den Evangelien einfach mit *εἶπεν* (scil. ὁ *Ἰησοῦς*). Ebenso in dem nach Ritschl[97]) echten Grundstock des Briefes des Polykarp (gest. 155 oder 156) 2, 3 etc., in den unechten Homilien des Clemens Romanus (etwa 150—180), welche nie eine schriftliche Quelle für die anzuführenden Worte Jesu angeben, bei Athenagoras um 177 und in der etwas früheren Apologie des Tatian, ebenso im Barnabasbrief (vgl. jedoch 3 ex.) und vorherrschend auch in den meisten

---

85) S. bei Lampe, Commentarius in evang. Jo. I (1725), 80. 86) Nachweise bei Hesse, Das Muratori'sche Fragment (1873) 75 fg. 87) Matth. 1, 23; 2, 5 fg. 16, 17 fg. 23; 3, 3; 27, 9 fg.; Joh. 19, 24 etc., Hebräerbrief, Barnabasbrief, I. Brief des Clemens Romanus, Justin, und die Grundsätze Röm. 15, 4; 1 Cor. 9, 9 fg.; 10, 11. 88) Matth. 24, 29. 34; 16, 28; 1 Cor. 15, 52; 1 Theff. 4, 15. 17; Phil. 4, 5; Hebr. 10, 25. 37; Apok. 22, 6 fg. 12. 20; Jac. 5, 8; 1 Petr. 4, 7; 1 Joh. 2, 18; Barn. 4, 3; 21, 3; *Justin.* Dial. 28; II Clem. 12, 1; Ignat. Eph. 11, 1; epist. ad Diogn. 7, 9; *Tertull.* De cultu femin. 9. de spect. 30. 89) Gal. 3, 2. 5; 1 Cor. 3, 16; Röm. 8, 9; Eph. 4, 30; 1 Joh. 2, 20; 1 Clem. 2, 2; 46, 6; Barn. 16, 9; 19, 7; *Hermas*, Mand. 3, 1 fg.; *Justin.* Dial. 82 in. 88 in. Irenäus bei *Euseb.* Hist. eccl. V, 7, 4. 6. 90) 1 Cor. 14, 20—33; 1 Theff. 5, 19 fg. 91) 1 Cor. 12, 4—11. 28—30; Röm. 12, 6—8; Eph. 4, 11. 92) Vgl. II, 1. Es ist bezeichnend, daß auch das Wort *κανών* zuerst die Tradition bedeutet, erst später ein Buch. Rechter Glaube war eben wichtiger als eine Bibel.

93) Vgl. unter Inspiration Sect. II, Thl. 19, S. 50—55. 94) Vgl. z. B. nur Gal. 1, 20; 4, 20; 1 Cor. 1, 16. Ueber die scheinbar entgegenstehenden Stellen Matth. 10, 19 fg.; 1 Cor. 2, 13; 2 Tim. 3, 16 vgl. Inspiration S. 69 fg. 95) Ebendas. 71 fg. 96) Geschrieben frühestens 93—97, spätestens um 125. Kap. 13, 1 ist 1 Cor. 1, 31; II, 10, 17 nicht citirt, sondern nur zu einer Modification des alttest. Citats benutzt. — Ob dieses Schreiben der römischen an die corinthische Gemeinde wirklich den Clemens zum Verfasser hat, ist übrigens zweifelhaft. 97) Entstehung der altkathol. Kirche 1850 (2. Aufl. 1857), im Anhang. Der früheste Termin für den Brief ist wegen 12, 3 orate pro regibus das Jahr 137.

andern unter 3 wegen einzelner Stellen für das Gegentheil anzuführenden Schriften. Noch Hegesippus, der um 180 schrieb, sagt: *ἐν ἑκάστῃ πόλει οὕτως ἔχει ὡς ὁ νόμος κηρύσσει καὶ οἱ προφῆται καὶ ὁ κύριος.*[98]) Ebenso steht der Märtyrer Justin, dessen uns erhaltene Schriften zwischen 147 und 160, nicht schon 138 entstanden.[99]) Die Evangelien sind ihm nur *ἀπομνημονεύματα τῶν ἀποστόλων* (apol. I, 66 fg. ꝛc.) *καὶ τῶν ἐκείνοις παρακολουθησάντων* (dial. 103); ihre Wahrheit tragen sie nicht in sich selbst, sondern nur in der Uebereinstimmung mit dem Alten Testament, welche nachzuweisen er geradezu als seine Hauptaufgabe betrachtet (Apol. I, 30. 53; Dial. 32). Den Evangelisten glauben die Christen nach Apol. I, 33 bezüglich der jungfräulichen Geburt Jesu deshalb, weil sie auch durch Jesaia vorausgesagt ist. Als inspirirt gilt ihm außer dem Alten Testament nur die Apokalypse (Dial. 81 fg.), ebensogut aber auch die Sibylle und Hystaspes (Apol. I, 20 in. 44 ex.), weil sie alle mit jenem, wie man es damals faßte, die Eigenschaft göttlicher Orakel gemein haben.

Nach einer andern Seite führt allerdings derselbe Justin wesentlich weiter; denn er bezeugt, daß die Denkwürdigkeiten der Apostel neben den Schriften der Propheten in der sonntäglichen Gemeindeversammlung vorgelesen wurden (Apol. I, 67). Da die sogenannten Pastoralbriefe nach allgemeiner kritischer Ansicht nicht sehr lange vor Justin entstanden sind[1]), so kann auch 1 Tim. 4, 13 Vorlesung neutestamentlicher Schriften mit eingeschlossen sein. Aus früherer Zeit läßt sie sich nicht belegen (Act. 2, 47; Col. 3, 16; Eph. 5, 19); 1 Clem. 47, 1 (ebenso Polykarp 3, 2) wird sie nicht berichtet, sondern gewünscht. Erst durch Justin ist daher bewiesen, daß man die Evangelien neben das Alte Testament zu stellen begann. Doch darf diese Notiz nicht überschätzt werden. Einmal wurde zu Corinth nach 170 auch ein kurz vorher von der römischen Gemeinde dorthin gerichteter Brief regelmäßig kirchlich vorgelesen (bei Eus. Hist. eccl. IV, 23, 11), und sodann handelt es sich bei Justin noch nicht um die 4 heute kanonischen Evangelien. Denn Justin hat das Johannesevangelium, welches nach den Ergebnissen der kritischen Schule damals noch ziemlich neu und von zweifelhaftem Ansehen war, nur ganz selten und vorsichtig, öfters dagegen ein heute verlorenes Evangelium benutzt.[2]) Daß die Evangelien aber keineswegs normative Geltung besaßen, lehrt am deutlichsten das Beispiel des Papias von Hierapolis, der um 150—160 in seinen „Auslegungen von Aussprüchen des Herrn" in Bezug auf seine Quellen ausdrücklich erklärt (bei Eus. Hist. eccl. III, 39, 4): *οὐ τὰ ἐκ τῶν βιβλίων τοσοῦτόν με ὠφελεῖν ὑπελάμβανον ὅσον τὰ παρὰ ζώσης φωνῆς καὶ μενούσης* (!), der über die Aussagen der Apostel von Jesu sogar bei Gefährten der „*πρεσβύτεροι*" sich erkundigt (ebendaselbst), der ferner von Evangelienschriften nur Matthäus und Markus nennt (39, 15 fg.), Lukas und Johannes aber, wie aus dem Schweigen des Eusebius neben der Erwähnung seiner Benutzung des 1. Johannesbriefes und verglichen mit dem Grundsatz genauer Berichterstattung über den Gebrauch der neutestamentlichen Bücher Hist. eccl. III, 3, 3 mit voller Sicherheit hervorgeht, auch in den verlorenen Theilen seiner Schrift nie erwähnt haben kann, der endlich mehrere *παράδοξα* und *μυθικώτερα* aus mündlicher Tradition im vollen Widerspruch mit den heute kanonischen Evangelien zu erzählen kein Bedenken getragen hat.[3]) Noch Melito von Sardes um 160—180, mindestens sein Freund Onesimus, scheint, um *περὶ τοῦ σωτῆρος καὶ πάσης τῆς πίστεως ἡμῶν* gewiß zu werden, nur *ἐκλογαί* aus dem Alten Testament für zweckdienlich gehalten zu haben (vgl. Anm. 65). Und mag die Zusammenarbeitung unserer 4 Evangelien in ein einziges *εὐαγγέλιον διὰ τεσσάρων*, welche als Bestandtheil eines syrischen Commentars des Ephräm (gest. um 378) über dieselbe jetzt in lateinischer Uebersetzung aus dem Armenischen vorliegt[4]), wirklich von Tatian zwischen 153 und 175[5]) oder von einem Späteren verfertigt worden sein, so beweist die Freiheit, mit welcher der Verfasser den evangelischen Stoff verändert, verkürzt und durch fremdartige Zusätze erweitert, in jedem Falle, daß er nicht sowol eine sogenannte Harmonie aus vier kanonischen Schriften als vielmehr ein neues Evangelium mit selbständiger Benutzung von Vorarbeiten zu schaffen sich bewußt war, so gut wie Lukas (vgl. 1, 1—4) oder ein anderer seiner Vorgänger.[6])

Das Ansehen der neutestamentlichen Briefe war noch geringer als das der Evangelien und der Weissagungsbücher; Stellen aus ihnen werden deshalb noch weit seltener mit Nennung der Quelle citirt, meist ohne weiteres, aber gar nicht wörtlich, dem Texte einverleibt. Die spätere Einheit des Neuen Testaments trat damals nur in der getheilten Formel *τὸ εὐαγγέλιον καὶ ὁ ἀπόστολος* auf, welche sich aber auch neben dem einheitlichen *καινὴ διαθήκη*[7]) noch eine Zeit lang erhielt, öfters verbessert zu *τὸ εὐαγγελικὸν καὶ τὸ ἀποστολικόν*. Daß

98) Bei *Euseb.* Hist. eccl. IV, 22, 3. Ganz entsprechend in der Anm. 113 citirten Stelle. 99) Volkmar, Tübinger theol. Jahrbücher 1855, 227—283. 412—468. 1) Vgl. den Artikel Paulus Sect. III, Thl. 14, S. 202 fg. 2) Credner, Beiträge zur Einl. in die bibl. Schriften I, 1832; Hilgenfeld, Kritische Untersuchungen über die Evangelien Justin's, der Clementinischen Homilien und Marcion's 1850; Thoma in der Zeitschr. für wiss. Theol. 1875, 490—565. Dagegen: Semisch, Die apostol. Denkwürdigkeiten des Märtyrers Justin 1848. Sonst noch eine reiche Literatur.

3) Vgl. den Art. Papias, Sect. III, Thl. 11, S. 74, und Judas Ischarioth (II, 26, 425), außerdem *Eus.* Hist. eccl. III, 39, 9. 11. 17, bes. aber Hilgenfeld, Zeitschr. für wiss. Theol. 1875, 260—266 und Patr. apostol. edd. Gebhardt et Harnack I, 2, 2. Aufl. oder editio minor. 4) Evangelii concordantis expositio facta a S. Ephraemo . . . ed. Moesinger 1876. 5) So Harnack in der Zeitschr. für Kirchengesch. 1880, 471—505; Zahn, Forschungen zur Gesch. des neutest. Kanons und der altkirchl. Literatur I: Tatian's Diatessaron 1881. 6) Overbeck in der Theol. Literaturzeit. 1882, 102—109. (Gebhardt und) Harnack, Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristl. Literatur I, 1 fg. (1882), 213—218. 7) Bei Origenes (gest. 254). Die eigentlich unzutreffende Uebersetzung testamentum war schon zu Tertullian's Zeit (3 ex.) gebräuchlich (adv. Marc. IV, 1).

man für den zweiten Theil nicht von vornherein das spätere *οἱ ἀπόστολοι* anwandte, erklärt sich nur daraus, daß zuerst nur Eines Apostels Briefe dazu gerechnet wurden wie bei Marcion (s. 4); und jedesmal nur von Einem Apostel soll nach Bleek[8]) der Singular auch später überall, wo er vorkommt, gemeint sein. Bei Ignatius (vgl. Anm. 118) ad Philadelph. 5, 1 ist unter *εὐαγγέλιον* und *ἀπόστολοι* übrigens nicht einmal etwas Schriftliches zu verstehen, ebenso wenig unter dem alles Neutestamentliche zusammenfassenden *εὐαγγέλιον* 9, 2; ad Smyrn. 5, 1; 7, 2. Doch war von hier aus der Uebergang zu concreteren Begriffen leicht zu vollziehen.

Abschriften vieler neutestamentlicher Bücher müssen allerdings den meisten kirchlichen Schriftstellern zu Gebote gestanden haben, wie ihre häufige Benutzung lehrt, und die spätere Geschichte legt die Vermuthung nahe (vgl. 5), daß man wenigstens die Evangelien oder Paulinische Briefe in kleine Sammlungen zu vereinigen begann.[9]) Nachweisbar ist jedoch nur die des Marcion, worüber unter 4; und man muß sich sehr hüten, Derartiges zu früh und an zu vielen Orten vorauszusetzen[10]), da die späteren Zweifel an der Echtheit der neutestamentlichen Bücher und die zahlreichen den Aposteln untergeschobenen Schriften eine Unmöglichkeit wären, wenn in jener der apostolischen Periode noch so nahen Zeit der Bestand an wirklich apostolischer Literatur bereits so weit festgestellt gewesen wäre. Sodann ist die bloße Möglichkeit des Aufkommens des Montanismus (s. 4 gegen Ende) ein vollgültiger Beweis dafür, daß von einem mit Autorität umkleideten Kanon neutestamentlicher Schriften vor der Mitte des 2. Jahrhunderts nicht die Rede sein kann.

Vollends an eine der ganzen Kirche gemeinsame Büchersammlung zu denken ist gänzlich verwehrt durch die tiefgehende Spaltung zwischen der judenchristlichen und heidenchristlichen Partei, deren Constatirung eins der gesichertsten Ergebnisse der neueren Kritik ist.[11]) Das gesammte Judenchristenthum erkannte sehr lange nur ein einziges Evangelium, das sogenannte *εὐαγγέλιον καθ' Ἑβραίους*, an[12]), welches in verschiedenen, wol auf Matthäus ruhenden Bearbeitungen durch Weglassung der übernatürlichen Geburt Jesu und durch Sätze wie Luk. 6, 20 fg., 24 fg., 16, 25; 11, 41, 6, 35, 16, 9; 11, 8, 18, 1, 5—7 eine ganz bestimmte Richtung zum Ausdruck brachte. Und die apostolische Würde des Paulus wurde nicht blos von solchen Männern und Parteien verworfen, welche späteren Kirchenschriftstellern für häretisch galten, damals aber noch nicht aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschieden waren, wie Kerinth, die Elkesaiten, Ebjoniten, Severianer, sondern auch von einem so anerkannt kirchlichen Manne wie Hegesippus, welcher 1 Cor. 2, 9 für eine thörichte Rede und für eine Lüge „gegen die göttlichen Schriften (das Alte Testament) und den Herrn" (Matth. 13, 16!) erklärt hat.[13]) Mindestens ablehnend gegen die Paulinischen Briefe verhalten sich Papias, bei welchem Eusebius (Hist. eccl. III, 39, 17) nur den 1. Johannes- und den 1. Petrusbrief als benutzt aufführt, und Justin, welcher den großen Heidenapostel anscheinend systematisch mit Stillschweigen übergeht, indem er die Bekehrung der Heiden ausschließlich den 12 Uraposteln zuschreibt.[14]) Wenn vollends eine ebjonitische Apostelgeschichte erzählte, Paulus, ein Heide aus Tarsus, habe sich aus Liebe zu einer Tochter des Hohenpriesters in Jerusalem zum Judenthum bekehrt, aus Zorn über seine Verschmähung aber dann gegen Beschneidung, Sabbat und Gesetz geschrieben[15]), und wenn die pseudoclementinischen Recognitionen und Homilien (um 150—180) ihn ohne Nennung seines Namens, doch greifbar für jedermann[16]) als den feindseligen Menschen und den Magier Simon darstellen, welcher überall gesetzesfreie Irrlehre verbreitet und dem wahren Apostel Petrus entgegenarbeitet, ja den jerusalemischen Bischof Jacobus von der Zinne des Tempels herabstürzt und danach mit Beglaubigungsbriefen des jüdischen Hohenpriesters nach Damaskus reist, um auch dort die Christen blutig zu verfolgen[17]), so sprechen sich hier Gesinnungen aus, welche nicht erst tief im 2. Jahrhundert innerhalb einer Sekte gegen den ersten Vertreter der damals längst als Gottes Wille erkannten Heidenmission entstanden sein können, sondern zurückweisen in die ersten Zeiten, in welchen ihre Träger noch voll zur Kirche gehörten, und den Gedanken einer allgemeinen Anerkennung Paulinischer Schriften als so lange unmöglich erweisen, bis die Ausgleichung jenes so tiefgreifenden Gegensatzes der Richtungen sich vollzogen hatte.

3) Das Ergebniß dieses letzteren Processes ist die (alt-)katholische Kirche, und mit ihrem Aufkommen beginnt sofort die Periode eines ersten (engeren) katholischen Kanons. Die Devise der katholischen Kirche ist „Petrus und Paulus". Auf heidenchristlichem Boden, wo der Gegensatz zwischen Paulus und dem Judenchristenthum nur in der allerersten Zeit so stark wie innerhalb des letzteren empfunden worden war, hat die Zusammenstellung des Paulus mit Petrus, der übrigens persönlich nie so schroff war wie seine Partei, ganz entsprechend der Tendenz der Apostelgeschichte (s. den Artikel Lucas) sehr bald Wurzel gefaßt (vgl. schon 1 Clem.

8) Einleitung in das Neue Testament, 3. Aufl. 748. 755, 2. 9) Vgl. auch 2 Petr. 3, 15 fg. und dazu Anm. 125. 10) Col. 4, 16 sollte dafür gar nicht angeführt werden. Die schwierige Frage, ob *Ignat.* ad Philad. 8, 2 von Archiven oder wenigstens Urkunden (*ἀρχεῖα*) des Christenthums die Rede sei oder von den alttest. Schriften (*ἀρχαῖα*), kann hier unentschieden bleiben, da die Ignatiusbriefe schon zur nächsten Periode gehören (vgl. Anm. 18), in der auch das erstere nicht mehr merkwürdig wäre. 11) Vgl. nur die Artikel Ebioniten, Sect. I, Thl. 30, S. 279, und Judenchristen II, 27, 250 fg. 12) Belege bei Hilgenfeld, Einl. ins N.T. 38—47. 148, 1, und im Art Ebioniten I, 30, 282.

13) So Stephanus Gobarus (6. Jahrh.) bei *Photius*, Bibliotheca, codex 232, §. 13. 14) *Apol.* I, 39; vgl. dial. 42; Thoma in der Zeitschr. für wiss. Theol. 1875, 383—412. 15) So *Epiphanius*, Haer. 30, 16 ex. 16) Lipsius in Schenkel's Bibellexikon V (1875), 301—321. Zuerst Baur, Tübinger Zeitschr. für Theol. 1831, IV, 114—136. Einer der wichtigsten Beweise liegt in dem Vorwurfe, Simon habe den Petrus einen *κατεγνωσμένος* genannt (Homil. XVII, 19; vgl. Gal. 2, 11). 17) Recogn. I, 70 fg.; vgl. Act. 9, 1 fg.

5). Der Name der „katholischen Kirche" findet sich seit ungefähr 170 in den Briefen des Ignatius[18]) und dem berühmten von Muratori in einem mailänder Sammelcodex gefundenen und zuerst 1740 in seinen Antiquitates Italicae medii aevi III, 853 fg. veröffentlichten fragmentarischen Aufsatz über die Bestandtheile des neutestamentlichen Kanons[19]), Zeile 61, 66, 69, sodann in dem martyrium Polycarpi[20]) in der Ueberschrift und 8, 1; 16, 2; 19, 2, und in einer Bestreitung des Montanismus[21]), Schriftstücken, welche nur ungefähr in dieselbe Zeit gesetzt werden können.[22]) Gleichzeitig werden nun die neutestamentlichen Schriften als *γραφή* bezeichnet. Es ist höchst charakteristisch, daß die in diesem technischen Ausdruck ausgesprochene Kanonisirung derselben in ihrer Erhebung auf das Niveau des Alten Testaments bestand, während es auf Grund einer genuin christlichen Betrachtung der Dinge, wie sie auch in der heutigen Orthodoxie sehr im Widerspruch mit dem christlichen Alterthum immer mehr durchdringt (vgl. VI, 2), eigentlich hätte Mühe machen müssen, das Alte Testament auf der Höhe der dem Neuen zuerkannten Stellung zu erhalten.

In dem Briefe der Gemeinden zu Lugdunum und Vienna vom Jahre 177 wird, noch in Nachwirkung des Standpunktes Justin's, unter den vielen benutzten Schriften des Neuen Testaments nur die Apokalypse ausdrücklich als *γραφή* bezeichnet (bei Euf. Hist. eccl. V, 1, 58), Evangelien und Briefe aber bei Theophilus ad Autolycum bald nach 180[23]), schon etwas früher in dem sogenannten 2. Briefe des Clemens Romanus 2, 4; 13, 4, sodann in der lateinischen Uebersetzung von Polyk. 12, 1[24]), wol auch in dem Briefe des im J. 170 erwählten Bischofs Dionysius von Corinth bei Euseb. Hist. eccl. IV, 23, 12 (*αἱ κυριακαὶ γραφαί*). Hierher ist mit aller Entschiedenheit auch der 2. Petrusbrief mit seiner merkwürdigen Einreihung der gesammten paulinischen Briefe unter die *γραφαί* (3, 15 fg.) zu stellen.[25])

Daß dagegen 1 Tim. 5, 18 nicht blos Deuteron. 25, 4, sondern auch Luk. 10, 7 als *γραφή* citirt sei, läßt sich nicht beweisen; und so nahe es liegt, würde es doch, da der Brief nicht erst um 170 entstanden sein kann, gegenüber der bisher betrachteten Geschichte der Schätzung des Neuen Testaments eine starke Anticipation sein. Daß die Gnostiker Basilides (um 120—140) und Valentin (um 135—160) das Neue Testament als *γραφή* betrachtet haben, kann nicht aus dem *φησίν*, mit welchem die um 225 verfaßten und fälschlich dem Origenes beigelegten Philosophumena[26]) ihre allerdings mit *γέγραπται* und ähnlichen Wendungen eingeleiteten Citate (VII, 25 fg.; VI, 34 fg.) einführen, begründet werden. Denn dieses *φησίν* wechselt ohne Unterschied mit Pluralen, als deren Subject ausdrücklich Basilides, beziehentlich Valentin „und ihre Schule" bezeichnet werden (vgl. besonders VI, 29 med.), und erscheint ebenso in den Abschnitten über ganze Sekten (unter denen insbesondere die Naassener und Peraten als sehr spät nachgewiesen sind, vgl. den Artikel „Gnosticismus", Sect. I, Thl. 71, S. 288. 293), ja sogar zur Einführung eines Citats aus Pindar ohne Nennung seines Namens, nachdem vorher blos von *οἱ Ἕλληνες* die Rede war.[27]) Die betreffenden Anführungen können also ebenso gut späteren Anhängern jener Schulhäupter entlehnt sein, und dies ist nunmehr aus chronologischen Gründen das allein Wahrscheinliche.

Vollends abnorm würde es erscheinen, wenn in dem anonymen, fälschlich dem Barnabas beigelegten Briefe (4, 14), welcher wegen 16, 4 etwa 120—130 geschrieben sein muß[28]), obgleich 4, 4 fg. auf 96—98, genauer vielleicht auf 97[29]) zu führen scheint, Matth. 22, 14 mit *ὡς γέγραπται* citirt wäre. Das sicut scriptum est selbst darf seit Auffindung des griechischen Textes nicht mehr wie (mit gutem Rechte, s. Anm. 124) in dem Artikel „Inspiration" Sect. II, Thl. 19, S. 72 angezweifelt werden. Allein da diese Stelle die einzige wäre, welche dem bisherigen Ergebniß widerspräche, so wird die Vermuthung nicht zu gewagt sein, daß dem Verfasser die Worte vielmehr aus einem verlorenen alttestamentlichen Apokryphum, deren er mehrere benutzt, gegenwärtig waren, oder daß er die ähnliche Stelle aus dem von ihm auch 12, 1 als inspirirt citirten 4. Esrabuch (8, 3) anzuführen meinte, welche freilich nach den uns erhaltenen Uebersetzungen lautet: multi quidem creati sunt, pauci autem salvabuntur.[29a]) Daß „Barnabas" das Matthäusevangelium zwar gekannt, aber nicht für eine unbedingte Autorität gehalten haben kann, folgt besonders daraus, daß er 15, 9 in Uebereinstimmung mit der ursprünglichsten Anschauung[30]), aber

---

18) Ad Smyrn. 8, 2. Daß die Briefe des Ignatius (gest. 115) sämmtlich unecht sind, dafür s. z. B. Hilgenfeld, Apostolische Väter (1853), 215—271, und mit neuen Gründen Volkmar, Rheinisches Museum für Philologie XII (1857), 485—504. Handbuch der Einleitung in die Apokryphen I (1860), 121—127. 19) Ueber denselben zusammenfassend: Hesse, Das Muratori'sche Fragment 1873. Der Text in ganz zuverlässigem Abdruck erst seit Tregelles, Canon Muratorius 1867, z. B. bei Hilgenfeld, Zeitschr. für wiss. Theol. 1872, 560 fg.; Einl. in das N. T. 90—92 und besonders Harnack, Zeitschr. für Kirchengesch. 1879, 595—599. 20) In den Ausgaben der apostol. Väter. 21) Bei *Euseb.* Hist. eccl. V, 16, 9. 22) Lipsius, Zeitschr. für wissenschaftliche Theol. 1874, 211—214. Patrum apostol. opp. edd. Gebhardt et Harnack I, 2, 2. Aufl. (1878), 141. Keim, Aus dem Urchristenthum I (1878), 114—119. 23) Besonders charakteristisch ist die Stelle III, 12 in.: *ἀκόλουθα εὑρίσκεται καὶ τὰ τῶν προφητῶν καὶ τῶν εὐαγγελίων ἔχειν, διὰ τὸ τοὺς πάντας πνευματοφόρους ἑνὶ πνεύματι θεοῦ λελαληκέναι.* 24) Ob auch in dem hier verlorenen Urtext, ist unsicher, da der Uebersetzer wenigstens 2, 3 willkürlich ein quod dictum est eingefügt hat. Die Stelle ist übrigens nach Ritschl (s. Anm. 97) erst gleichzeitig mit der Entstehung der Ignatianischen Briefe (Anm. 118) interpolirt. 25) Vgl. den Art. Petrus, Sect. III, Thl. 19, S. 365—369.

26) Herausgegeben von Miller 1851, als Hippolyti refutatio omnium haeresium von Duncker und Schneidewin 1859. 27) V, 7 in. Vgl. überhaupt Zeller, Tübinger theol. Jahrbüchre 1853, 144—152. Scholten (s. Anm. 83) 65 fg. 69. 28) Lipsius bei Schenkel I (1869), 370—373. Keim (s. Anm. 122) 17. 230. 29) So Hilgenfeld, vgl. seine Einl. in das N. T,, 544, 1. 29[a]) Derartige Verwechselungen s. Matth. 27, 9 und in großer Menge bei Semisch, Die apostolischen Denkwürdigkeiten des Justin (1848), 218—232; 240, 1. 30) Vgl. z. B.

im directen Widerspruch gegen Matth. 28, 10, 16—20 Jesu Auferstehung und Himmelfahrt noch auf denselben Tag verlegt. Unerhört aber ist die Behauptung von Tischendorf[31]), daß durch dieses Citat zugleich für das Johannesevangelium kanonische Geltung gewährleistet sei, weil man dieselbe den 4 Evangelien nicht einzeln, sondern nur zusammen zuerkannt habe.

Die wichtigsten Vertreter der Idee der katholischen Kirche sind der Bischof Irenäus von Lyon, welcher etwa 177—190 schrieb[32]), und nur wenig später Tertullian, Presbyter in Karthago (gest. um 220), und Clemens, Lehrer an der Katechetenschule in Alexandrien. Sie erkennen mit dem Muratori'schen Fragment die 4 Evangelien, die Apostelgeschichte, 13 Briefe des Paulus, den 1. des Johannes und die Apokalypse als kanonisch an. Ueber anderes gehen sie auseinander; doch fand der 1. Petrusbrief, den schon Irenäus anerkennt, bald eine feste Stelle, im Morgenlande auch der schon von Clemens Alexandrinus für paulinisch gehaltene Hebräerbrief. So gibt es denn wenige Jahrzehnte nach Justin einen dem Alten Testament völlig gleichgestellten neutestamentlichen Kanon als Norm dessen, was für christlich zu gelten hat, und die Kirchenväter sind sich sehr wohl bewußt, was sie an diesem Kanon haben, und machen davon den ausgiebigsten Gebrauch.

4) Die Gründe dieses merkwürdigen und raschen Umschwungs zwischen Justin und Irenäus, 150 und 180, müssen, da bestimmte Ueberlieferungen leider gänzlich fehlen, so gut es geht, aus den damaligen Zuständen der Kirche erschlossen werden. Seit Anfang des 2. Jahrhunderts hatte eine Richtung in ihr Macht gewonnen, welche auf eine tiefere begriffliche Erkenntniß der Glaubenswahrheiten ausging. Dieses an sich ganz berechtigte und schon im Neuen Testament reichlich vorliegende[33]), im Barnabasbrief und der Apologetik des 2. wie der alexandrinischen Theologie des 3. Jahrhunderts sich in kirchlichen Bahnen bewegende Streben bedrohte die Kirche mit der höchsten Gefahr, sobald es dazu fortging, den jener tieferen Einsicht nicht fähigen einfachen Gläubigen das Heil abzusprechen oder dem christlichen Glaubensinhalte unter der Form seiner Vertiefung fremdartige und ihn zerstörende Lehren unterzuschieben. Beides that die später als häretisch ausgeschiedene Gnosis.[34]) Was sie in ihrer schroffsten Ausbildung an die Stelle des christlichen Glaubens setzte, war eine mit heidnischer Mythologie stark gemischte Religionsphilosophie, nach welcher die Materie absolut böse, die Welt daher nicht von Gott, sondern von einem seiner eigentlichen Bestimmung entfremdeten untergeordneten göttlichen Wesen geschaffen war, das vielfach mit dem Gott der Juden identificirt wurde. Das Alte Testament galt dann natürlich als eine ganz verwerfliche Gestalt der Religion; die wahre aber sollte nicht einmal allen Christen, sondern nur den aus dem Geiste Geborenen, d. h. eben den Gnostikern, offen stehen, während alle andern von Ewigkeit her dem unabänderlichen Verderben bestimmt waren. Das Werk Christi erschien demgemäß nicht als eine Erlösung von der Sünde, sondern als die Erhebung der Pneumatiker zum Bewußtsein ihres göttlichen Ursprungs; und daß er, das aus Gott emanirte Wesen, einen Leib aus gottwidriger Materie gehabt und somit wirklich Mensch gewesen sei, wurde wenigstens von den consequenten Vertretern dieser Weltanschauung für Schein und Zauberei erklärt. Daß die Moral gelockert wurde, konnte nicht ausbleiben.

Einer solchen mit großartigem Einfluß auftretenden Auffassung des Christenthums mußte sich die Kirche erwehren, wenn sie nicht ihre eigene Auflösung herbeiführen wollte.[35]) Leider war die Zeit nicht danach angethan, dies in der rechten Weise zu vollziehen. Das Verständniß für die großartigen Gedanken Jesu und seines hervorragendsten Apostels Paulus war sehr gesunken, die geistigen Fähigkeiten gering; die Waffen der Kirche mußten nothwendig äußerliche sein. Nicht die Macht der Wahrheit, sondern die Autorität der Gründer der Kirche sollte entscheiden, was christlich sei. Höchst bezeichnend für den „katholischen" Standpunkt ist es dabei, daß als solche nur die Apostel in Betracht kommen, weil auf sie die Einsetzung der Bischöfe, der eigentlichen Vertreter der Kirche, zurückgeführt wurde, nicht mehr Christus. Der Grundsatz des Bischofs Sarapion von Antiochien um 190—210 (bei *Euseb.* Hist. eccl. VI, 12, 3): *ἡμεῖς καὶ Πέτρον καὶ τοὺς ἄλλους ἀποστόλους ἀποδεχόμεθα ὡς Χριστόν* diente dazu, Christus gänzlich in den Hintergrund zu drängen; was bei Papias, Justin u. s. w. die „Worte des Herrn" waren, sind im 3. Jahrh. die Evangelien der Apostel[36]), und in ihnen speciell die Heilsthatsachen der Glaubensregel.

In der letzteren, dem zugleich als Taufbekenntniß benutzten und unserem sogenannten apostolischen Symbol zu Grunde liegenden *κανὼν τῆς πίστεως* (vgl. II, 1) hatte sich schon früh der Niederschlag der nachapostolischen Glaubensüberzeugung formulirt. Da aber der Tradition, welche ihn auf die Apostel zurückführte, die Gnostiker andere, angeblich geheime Ueberlieferungen der Apostel entgegensetzten, so mußte eine auch von ihnen anerkannte Instanz gefunden werden, aus der sich die Glaubensregel als apostolisch erweisen ließ. Das waren die apostolischen Schriften. Wenige Jahrzehnte früher würde man, um das, was man für richtig und zugleich für apostolisch

Weiß, Bibl. Theol. des N. T. 3. Aufl. (1880), §. 19, Anm. 5; §. 39, 2; §. 78, 2; §. 138, 5.

31) Wann wurden unsere Evangelien verfaßt? 1865, 4. Aufl. 1866 (S. 98), eine wegen des auf anderm Gebiete mit Recht berühmten Namens ihres Verfassers leider meist ganz und gar überschätzte Schrift. 32) Vgl. den Art. Irenäus, Sect. II, Thl. 23, S. 369; über das Sachliche 373—377. 33) Lipsius bei Schenkel II, 489—505. 34) Vgl. den Art. Gnosticismus, Sect. I, Th. 71, S 223—305.

35) Vgl. hierzu Lipsius, Die Zeit des Irenäus von Lyon und die Entstehung der altkathol. Kirche, in Sybel's histor. Zeitschr. XXVIII (1872), 241—295. 36) Vgl. schon 2 Clem. 14, 2: *τα βιβλία καὶ οἱ ἀπόστολοι* für das Alte und Neue Testament, und dazu Harnack in der Zeitschr. für Kirchengesch. 1879, 366, 1.

hielt, zur Darstellung und zur Geltung zu bringen, zu der nach damaliger Sitte durchaus gerechtfertigten (vgl. Anm. 166) pseudonymen Schriftstellerei gegriffen haben, welcher alle im engeren Sinne unechten Schriften des Neuen Testaments ihre Entstehung verdanken. Dies war jetzt nicht mehr ausführbar; man mußte zufrieden sein, Anerkennung für eine schon fertige apostolische Literatur zu finden, die ja theilweise erst durch jene Sitte zu Stande gekommen und dadurch den Bedürfnissen der Gegenwart ziemlich entsprechend war. Diese Anerkennung wäre nun aber nicht zu erreichen gewesen ohne die für die gewöhnliche Ansicht vom Kanon höchst unwillkommene Thatsache, daß Häretiker in den ersten Stadien der Kanonbildung der rechtgläubigen Kirche vorangegangen waren. Indessen, da sie das Alte Testament verwarfen, mußten sie ganz naturgemäß früher als die Kirche zu christlichen Schriften greifen. Basilides commentirte schon um 120—140 ein Evangelium (s. *Euseb.* Hist. eccl. IV, 7, 7), Valentin hatte um 140 zwar gewiß nicht alle, aber doch manche heute kanonische Evangelien, Marcion um dieselbe Zeit sein *εὐαγγέλιον* und seinen *ἀπόστολος*, d. h. das Evangelium nach Lukas und die (10) paulinischen Briefe ohne die an Timotheus und Titus (vgl. bei Anm. 108). Freilich war ihm das noch kein Kanon, denn er hatte selbst erst das Lukasevangelium nach Gutdünken geändert — nicht gefälscht, wie es den Kirchenvätern von ihrem ganz verkehrten Gesichtspunkte aus erschien — und schon die ganze willkürliche Exegese der Gnostiker zeigt, daß von eigentlicher Autorität der Schriften keine Rede war. Aber es lag darin für die Kirchenlehrer doch Möglichkeit wie Veranlassung, einen Kanon apostolischer Schriften herzustellen. Die tendenziöse Auslegung derselben durch die Gnostiker führte freilich andererseits — ein merkwürdiges Misgeschick — wieder zur Betonung der echten kirchlichen Tradition über die richtige Exegese, war aber für die Kanonisirung kein ernstliches Hinderniß. Zu derselben wirkten natürlich auch noch allgemeinere Momente mit: das schon an sich mit dem Fortschritt der Zeit immer mehr steigende Ansehen jener Schriften, die Unzulänglichkeit blos mündlicher Unterweisung bei der zunehmenden Ausdehnung der Kirche, das Ungenügende der Argumentation rein aus dem Alten Testament, auch abgesehen von dessen Ablehnung durch die Gegner, sowie die Nothwendigkeit, die untergeschobenen Schriften mit Entschiedenheit auszuschließen. Allein die ersteren waren nicht so dringend, zu dem letzteren aber trieb doch wesentlich wieder das speciell antihäretische Interesse; und so zeigt sich in der That in dem Unternehmen an sich wie in der Art seiner Durchführung, bei welcher alles mit Recht — nach damaligen Begriffen — für apostolisch Geltende ohne Wahl aufgenommen, alles einmal Aufgenommene einerseits als apostolisch (auch die Schriften des Markus und Lukas), andererseits als für die ganze Kirche bestimmt (auch der Brief an Philemon u. s. w.) nachgewiesen, jedes sonst hochgehaltene Buch ohne apostolischen Namen dagegen rücksichtslos ausgeschlossen werden mußte, daß der Kanon nicht sowol das Product einer naturgemäßen Entwickelung war, als vielmehr das einer Nothlage, deren Spuren er in alle Ewigkeit an sich zu tragen verurtheilt blieb.

Neben dem Gnosticismus trieb zur Berufung auf die schriftliche apostolische Autorität sehr stark auch eine zweite Bewegung, welche nach schwächeren Anfängen etwa seit 170 die Kirche heftig erschütterte, der Montanismus.[37]) Als die urchristliche Erwartung der nahen Wiederkunft Christi (s. Anm. 88) eben zu erlöschen drohte, flammte sie hier noch einmal auf, und neue Propheten verkündigten, daß die Kirche zur würdigen Vorbereitung auf die Erscheinung des Herrn nur wirkliche Heilige in sich dulden, alle unvollkommenen Elemente dagegen ausschließen müsse, um über das Jünglingsalter der apostolischen Zeit zu ihrem Mannesalter, dem Zeitalter des Geistes, fortzuschreiten. Diese sehr unbequeme Reaction gegen die Behaglichkeit, mit welcher sich die Kirche in der Welt einzurichten begonnen hatte, zugleich allerdings eine große Gefahr für die Kirche, welche an dem Versuche, die ihr theoretisch eignende Heiligkeit an allen ihren Gliedern praktisch durchzuführen, noch stets gescheitert ist, konnte nur dadurch wirksam bekämpft werden, daß man gegenüber der unter den Gläubigen fortgehenden und unerhörte Satzungen aufstellenden Prophetie auf die ein für allemal in den apostolischen Schriften gelegte Grundlage verwies und diesen allein die Inspiration vindicirte, welche Montanus und seine Genossinnen für sich in Anspruch nahmen. Die Folge war freilich, daß auch alle prophetischen Bücher der christlichen Zeit preisgegeben werden mußten; die Johanneische Apokalypse konnte ihren Platz im Kanon nicht mehr wie bei Justin (s. bei Anm. 99) als Weissagungsschrift, sondern nur als apostolisches Werk behaupten.

5) Das im Bisherigen schon mitenthaltene Princip für die Auswahl der Bücher bei der Kanonbildung, daß nur das Apostolische, aber auch alles Apostolische kanonisch sei, liegt deutlich vor bei Irenäus und Tertullian (über Clemens Alexandrinus vgl. 6 in.) und hat sicher den Vorzug innerer Geschlossenheit. Aber es scheint sehr wenig befolgt in dem Muratori'schen Fragment (vgl. Anm. 19), welches fast allgemein noch vor Ende des 2. Jahrhunderts und somit mindestens neben, wenn nicht vor Irenäus angesetzt wird, besonders weil Zeile 74 den Episkopat des Pius in Rom (um 140—155), unter welchem Hermas den „Hirten" geschrieben, durch nuperrime temporibus nostris bezeichnet ist. Die größte Bedeutung dieses merkwürdigen Schriftstücks würde nun darin liegen, wenn es uns einen Einblick in vor-Irenäische, der wirklichen Entstehung des Kanons dann ganz nahe kommende Tendenzen seiner Sammlung gewährte. Diese Frage ist erst von Harnack und Overbeck in den Anm. 137 angeführten Schriften und von Hilgenfeld in seiner Zeitschrift für wissenschaftl. Theol. 1881, 129—170 eingehend erwogen worden.[38])

---

37) Das betonen erst Harnack, Das Muratori'sche Fragment, in der Zeitschr. für Kirchengesch. 1879, 358—408, besonders S. 369—374; 405—408; Overbeck, Zur Gesch. des K. (1880) 73; Bonwetsch, Gesch. des Montanismus (1881) 128—133. 38) Vgl. noch die Recensionen über Overbeck von

Die wichtigsten Punkte sind folgende. Lukas wird (Zeile 2—8) nicht, wie bei Irenäus[39]), blos als Aufzeichner der Reden des Paulus (wie Markus des Petrus, vgl. auch Clemens Alexandrinus bei *Euseb.* hist. eccl. II, 15) gefaßt, sondern er hat sein Evangelium gerade suo nomine ex opinione geschrieben (a). Bei den paulinischen Briefen beruft sich der Verfasser nicht auf ihren apostolischen Ursprung, sondern tritt einen noch dazu höchst unnatürlichen Beweis dafür an, daß die 9 an einzelne Gemeinden gerichteten Briefe doch für die ganze Kirche bestimmt[40]) (b), die 4 an einzelne Personen adressirten (Zeile 59—63) wenigstens inhaltlich ihr förderlich seien (c). Letzteres beweist er obendrein auch noch von den 4 Hauptbriefen an die Römer, Corinther und Galater (Zeile 42—47). Dem gegenüber heißt es von dem Judasbrief und 2 Johannesbriefen Zeile 68 fg. ohne jede Rechtfertigung: in catholica (scil. ecclesia) habentur (d). Die verbreitete Meinung, daß dies trotz ihrer Unechtheit der Fall sei, ruht ganz auf der sehr kühnen Veränderung der unmittelbar folgenden Worte in: ut (für et) sapientia ab amicis Salomonis in honorem ipsius scripta (e). Neben der Apokalypse des Johannes wird die des Petrus anerkannt (Zeile 71—73), obgleich einige sie in der Kirche nicht gelesen wissen wollen (f). Ausgeschlossen wird (Zeile 73—80) die erst in nachapostolischer Zeit geschriebene prophetische Schrift des Hermas, der „Hirt" (g), ferner (Zeile 63—68) Briefe an die Laodicener und Alexandriner Pauli nomine fictae ad haeresem Marcionis (h) und (Zeile 81—85) alles, was von Häretikern stammt (i); fel enim cum melle misceri non congruit (Zeile 67 fg.).

Hierin erblickt Harnack neben dem Princip der Apostolicität, welches nicht streng innegehalten sei (a, b, c, f), als zweites die Katholicität, sei es der Adresse (b, d), sei es des Inhalts (c), außerdem starke Abneigung gegen neutestamentliche Weissagungsbücher (f, g). Hilgenfeld findet die Apostolicität ebenfalls durchbrochen (e, f), aber durch die von dem Fragmentisten respectirte herkömmliche Geltung der Schriften. Als ein zweites Princip erscheint ihm das Werthlegen auf die rechte Lehre (h, i). Durch diese legitimiren sich nach Hilgenfeld speciell diejenigen Schriften, von welchen der Verfasser recht gut weiß, daß sie noch gar nicht lange in den Kanon aufgenommen sind, nämlich die paulinischen, besonders die Pastoralbriefe (c), von denen es Zeile 61—63 heißt: in honore(m) tamen ecclesiae catholicae in ordinatione ecclesiasticae disciplinae sanctificatae sunt, und das Johannesevangelium nebst den johanneischen Briefen (vgl. die Ausführung Zeile 16—26, daß die Evangelien einmüthig die Glaubensregel bestätigen). In der Betonung der rechten Lehre kommt Hilgenfeld wesentlich überein mit Harnack's Katholicität des Inhalts (c), während er die der Adresse (b) als ein nicht vom Fragmentisten aufgestelltes, sondern ihm von Gegnern der paulinischen Briefe entgegengehaltenes Princip auffaßt, dem der Verfasser gerecht zu werden sich abmühe. Denn während urapostolische Schriften ohne weiteres aufgenommen seien (d, f), erscheine für die Paulinischen erst eine Rechtfertigung gegen den Einwand nöthig, daß sie nur als Privatschriften gelten können. In der Aufnahme der Paulinischen Briefe in den schon bestehenden Kanon urapostolischer Schriften sieht er den letzten Act der Aussöhnung zwischen den beiden urchristlichen Parteien (vgl. 2 ex.), während Harnack dieser gar keinen Einfluß mehr auf die Kanonbildung zugesteht, sondern letztere rein aus den Verhältnissen der heidenchristlichen Großkirche erklärt.

Overbeck sucht den Grundsatz der Apostolicität ganz rein durchzuführen. Die Petrusapokalypse (f) sei wegen ihres apostolischen Ursprungs trotz Widerspruchs gerade anerkannt, der „Hirt" (g) nur wegen nachapostolischer Entstehung, nicht wegen prophetischen Charakters verworfen. Der Nachweis katholischen Zwecks oder Inhalts solle den Paulinischen Briefen (b, c) nicht erst Aufnahme im Kanon verschaffen, sondern nach deren Vollzug nur nachträglich beweisen, daß sie ihre Stelle auch auszufüllen im Stande seien; bei den katholischen Briefen (d) fehle er nur deshalb, weil er hier selbstverständlich sei. Das nomine suo ex opinione bei Lukas (a) sei nur Wiedergabe seines Prologs (1, 1—4), und der Verzicht auf volle Apostolicität seines Evangeliums sei wenigstens nicht schlimmer als bei Tertullian adv. Marcionem IV, 5: Lucae digestum Paulo adscribere solent; capit magistrorum videri quae discipuli promulgarint, was Harnack übrigens aus Antipathie gegen Marcion's Hochhaltung des Lukas erklärt.

Es ist Overbeck in der That gelungen, die meisten dem Princip der Apostolicität entgegenstehenden Auslegungen Harnack's als nicht nothwendig zu erweisen. Aber ob jenes Princip wirklich so einzig maßgebend war, wie es Overbeck nicht blos für das Muratorianum, sondern überhaupt für die Kanonbildung, auf die wir die Untersuchung hier ausdehnen, annimmt, unterliegt noch andern Erwägungen. Bei Lukas hat Overbeck die Durchbrechung desselben selbst zugegeben. Dazu kommt aber vorzüglich, daß der apostolische Ursprung ein rein formales Kriterium ist; sollte aber der Kanon die Glaubensregel stützen, so konnte auch der Inhalt der aufzunehmenden Bücher nicht gleichgültig sein. Wären alle in Frage kommenden Schriften apostolischen Namens echt gewesen, so war der gute Glaube, daß sie die reine Kirchenlehre enthielten, gestattet; die Menge der untergeschobenen Schriften aber forderte gebieterisch Kritik. Je weniger man nun, gerade nach Overbeck, damals im Stande war, die Frage apostolischer Herkunft zu entscheiden, und je gesicherter der Nachweis der heutigen Wissenschaft ist, daß die Kirche viel Unechtes

---

K. im Literar. Centralblatt 1881, 1568 und von Bernh. Weiß in der theol. Literaturzeitung 1881, 232—234.

39) Adv. haer. III, 1, 1, auch bei *Euseb.* Hist. eccl. V, 8, 2 fg. 40) Paulus habe nach dem Muster seines Vorgängers Johannes (vgl. das 2. und 3. Kapitel der Apokalypse, welche freilich erst 68 oder 69, also mehrere Jahre nach Pauli Tode entstand) deshalb nur an sieben Gemeinden geschrieben, um durch diese heilige Zahl die Gesammtkirche als Adressatin zu bezeichnen (Z. 47—59).

aufgenommen hat, desto mehr muß man sich jene Kritik als eine Prüfung des Inhalts denken. Dafür spricht auch, was Hilgenfeld (s. oben) aus dem Muratori'schen Fragment über das Johannesevangelium und die Pastoralbriefe geltend macht. Und der schon erwähnte Bischof Sarapion von Antiochien (s. 4) hat um 190—210 das Petrusevangelium, dessen kirchlichen Gebrauch er vorher ausdrücklich gestattet, hinterdrein und zwar als ψευδεπίγραφον (!) nur deshalb verworfen, weil er inzwischen von seinem häretischen Inhalt Kenntniß erlangt hatte (bei *Euseb.* Hist. eccl. VI, 12, 3—6). Overbeck's Behauptung, daß das Princip des apostolischen Ursprungs, obgleich nur aus Noth aufgestellt, doch gerade im Anfang der Kanonbildung am stärksten gewesen, läßt sich hiermit nur durch die Annahme vereinigen, daß man auf apostolische Herkunft zu achten glaubte, als Mittel dazu aber meist eine Prüfung des Inhalts benutzte.[41]) Dabei bleibt aber der Unterschied, daß man nicht so sehr, wie es nach Overbeck 89 fg. scheinen könnte, darauf ausging, alles, was sich als apostolisch darbot, zu erraffen. — Das Princip der Katholicität der Adresse muß wol aufgegeben werden. Es ist ebenso formal wie das der Apostolicität, aber in den Zeitverhältnissen weit weniger begründet und schwerlich geeignet, den Uebergang zu letzterem bei Irenäus und Tertullian zu erklären.

Darf man in solchen Vermuthungen weiter gehen, so war die Entscheidung nach dem sei es wahren, sei es vermeintlichen apostolischen Ursprung außerdem noch beschränkt durch das Herkommen. Die Evangelien des Markus und Lukas müssen vor der Herrschaft jenes Gesichtspunktes schon ein Ansehen genossen haben, welches nicht mehr wie das des Hermas erschüttert werden konnte. Wenn man mitten in einer geschichtlichen Entwickelung von vornherein so klar sähe und dächte wie hinterdrein, so würden wir vielleicht einen streng apostolischen Kanon haben. Aber das war durch die ersten Stadien des Processes unmöglich gemacht. — Der Existenz von Particularsammlungen, wie sie oben (vgl. 2) vermuthet wurden und nach dem Letzterwähnten den Evangelien nach Markus und Lukas wol ihren Platz sichern halfen, haben andererseits wahrscheinlich auch die Briefe des Paulus, der wirklich ein „Neuling im Kanon" gewesen zu sein scheint, ihre rasche und vollzählige Aufnahme zu danken, da ihr Gedächtniß im kirchlichen Leben der vorangegangenen Generation, welche für ihren Inhalt, besonders für ihre Polemik gegen die seitdem nur in veränderter Gestalt wiedergekehrte Gesetzesreligion gar kein Verständniß hatte, sicherlich ziemlich erloschen war.[42]) Lebte die Gestalt des Paulus in manchen Gemeinden noch fort und lebte sie jetzt allgemein wieder auf, dann jedenfalls nicht mit ihren ursprünglichen Farben, sondern mit denen, welche ihr die Apostelgeschichte, jene ausgezeichnete Hinüberleitung aus den Wirren der apostolischen Zeit in die katholische Einheit, geliehen hatte (vgl. den Artikel Lucas, sowie Harnack, Zeitschr. für Kirchengesch. 1877, 363, 1).

Sollte es nach dem Bisherigen scheinen, als ob die Kirche diesen ganzen Proceß unter einem starken Bewußtsein eigener Thätigkeit durchgemacht habe, so sei noch ausdrücklich erinnert, daß man selbst den leitenden Persönlichkeiten, welche übrigens gewiß hauptsächlich im Episkopat zu suchen sind, den Gedanken, daß die Kirche am Kanon producire und mit ihrem Entscheidungsrecht über ihm stehe, schwerlich zutrauen darf. Es liegt im Begriff eines apostolischen Kanons, daß er — natürlich nur in dem Umfange, in welchem er schließlich angenommen wurde, welcher aber eben als der einzig richtige galt — von jeher existirt und die Norm für die Kirche gebildet habe, und daß er lediglich zur Anerkennung zu bringen sei; und je weniger sich der Umschwung mit einemmal vollzog, desto naturgemäßer muß das erscheinen. Sehr correct begründet Sarapion bei *Euseb.* Hist. eccl. VI, 12, 3 seinen Satz: τὰ .... ψευδεπίγραφα ... παραιτούμεθα durch die Hinzufügung: γινώσκοντες ὅτι τὰ τοιαῦτα οὐ παρελάβομεν.

Blicken wir auf unsern Ausgangspunkt zurück, so scheint es schließlich allerdings richtig, daß uns das Muratori'sche Fragment einen Einblick in die Geschichte der Kanonbildung thun läßt, aber nicht sowol in ein von der Apostolicität abweichendes Princip als vielmehr in die Principlosigkeit, mit welcher man zu Werke ging. Was bei der Entstehung des Kanons an Princip wirksam war, das muß wol die Forderung apostolischer Herkunft gewesen sein; aber durchgeführt wurde sie nicht, und so kam es, daß dieser gewaltige Umschwung der Kirche doch keinen festen Kanon brachte, sondern nur neue Unsicherheit und Verlegenheit.

6) Die zwei nächsten Jahrhunderte nämlich haben nur als Periode des fortgehenden Schwankens mit allmählicher Bereicherung des Kanons ein Interesse. Die Beibehaltung der schon anerkannten Schriften, welche man so gern benutzt, um durch eine stattliche, ununterbrochene Zeugenreihe zu imponiren, ist gar nichts Merkwürdiges; alle Aufmerksamkeit dagegen verdient die Anerkennung heute verworfener und die Ungewißheit über heute anerkannte Bücher. Doch auch hiervon nur das Wichtigste, und mit Beiseitelassung aller Häretiker nur aus den kirchlichen Kreisen selbst.[43])

Den freiesten Standpunkt nimmt Clemens von Alexandrien ein. Den Barnabas und den Clemens Romanus mit seinem 1. Briefe citirt er als Apostel. Noch mehr aber faßt er an heiligen Schriften den prophetischen Charakter ins Auge und führt deshalb als Offenbarungsbücher den Hirten, die Sibylle und den Hystaspes an (strom. VI, 5, §. 43). Mit den kanonischen Schriften

41) Vgl. Mangold zu Bleek's Einl. in das N. T. 743, 2.
42) Vgl. besonders Overbeck, Die Auffassung des Streits des Paulus mit Petrus in Antiochien (Gal. 2, 11 fg.) bei den Kirchenvätern (1877) 8—13. 18. Zur Gesch. des Kanons 122. Hilgenfeld, Zeitschr. für wiss. Theol. 1881, 151—155, Thoma, ebendas. 1875, 410—412, auch Harnack, Zeitschr. für Kirchengesch. 1879, 374—377. 383.

43) Wegen der Belege verweisen wir für diesen Abschnitt auf die Einleitungen, besonders Hilgenfeld (147—163).

und dem Barnabasbrief hat er in seinen uns nicht erhaltenen Hypotyposen auch die Apokalypse des Petrus commentirt, anderwärts das *κήρυγμα* sowie das *κρίμα* des Petrus und die *παραδόσεις* des Matthias als echt benutzt, zu schweigen von dem, was er als secundär doch noch mit Achtung gebraucht. Der Barnabasbrief, der „Hirt", die Apokalypse des Petrus, dazu die Acta des Paulus stehen ohne jede Abscheidung, zum Theil nicht einmal am Ende, in einem hinter dem Codex Claromontanus der Paulinischen Briefe erhaltenen Verzeichniß der Zeilenzahl der einzelnen neutestamentlichen Bücher, der sogenannten Claromontanischen Stichometrie. Von den bei Clemens angeführten Schriften nennen wir folgende, welche in Gleichstellung mit den kanonischen noch anderwärts — von Eusebius dabei vorläufig abgesehen — vorkommen. Die Apokalypse des Petrus gehört außer im Muratori'schen Fragment auch bei Methodius von Tyrus (gest. 311) zu den heiligen Schriften und wurde noch um 440 in einigen Gemeinden Palästinas am Charfreitag öffentlich vorgelesen. Der „Hirt" erscheint als *γραφή* bei Irenäus, Pseudocyprian und Origenes (gest. 254), der ihn jedoch an andern Stellen in zweite Linie rückt. Er wurde, wie auch der Brief des Polycarp, noch zu des Hieronymus (gest. 420) Zeiten kirchlich vorgelesen und hat dem entsprechend Aufnahme im sinaitischen Bibelcodex (4.—6. Jahrhundert) gefunden neben dem Barnabasbrief, welcher auch von Origenes geschätzt, von Hieronymus sogar einmal zur Heiligen Schrift gerechnet wird. Großes Ansehen genoß von jeher der 1. und später, freilich ohne jede geschichtliche Berechtigung, auch der sogenannte 2. Brief des Clemens Romanus; ihren kirchlichen Gebrauch berichtet noch für seine Gegenwart Epiphanius (gest. 403), ja der Codex Alexandrinus (5.—6. Jahrh.) und der 85. der Canones apostolorum rechnen sie ausdrücklich zur Heiligen Schrift. Letzterer spricht die gleiche Würde sogar den angeblich von Clemens niedergeschriebenen Constitutionen der Apostel, einer erst im 3. und 4. Jahrhundert zu Stande gekommenen Sammlung der ältesten kirchenrechtlichen Festsetzungen, zu, und Epiphanius nennt diese einmal *θεῖος λόγος* (haer. 80, 7). Von dem Tatianischen Diatessaron (s. Anm. 104—6) mußte Theodoret (gest. 457) noch über 200 in kirchlichem Gebrauch befindliche Exemplare durch die kanonischen Evangelien verdrängen.

Angesichts solcher Schätzung heute gänzlich verworfener Schriften, welche sich noch durch zahlreiche weitere Beispiele belegen läßt, während sie andererseits schon damals lebhaft bestritten war, kann eine großartige Unsicherheit auch in Betreff der heute kanonischen Bücher nicht Wunder nehmen. An zwei Punkten war der vorläufige Kanon (s. 3 ex.) noch in sich selbst schwankend, bei den katholischen Briefen[44]) und dem Hebräerbrief. Von jenen konnte außer dem 1. Johannes- und dem 1. Petrusbrief bis ins 4. Jahrhundert hinein keiner allgemeine Anerkennung erlangen. Von ganz besonderem Interesse

44) Ueber diesen Namen vgl. den Art. Katholische Briefe.

aber ist die Geschichte des Hebräerbriefs.[45]) Bei Clemens von Alexandrien, welcher ihn zuerst zum Kanon rechnet, und schon bei dessen Lehrer gilt er als Schrift des Paulus, wenn auch die von den andern Briefen so stark abweichende Stilisirung einem Schüler desselben zugeschrieben wird (bei *Euseb.* Hist. eccl. VI, 14, 2—4); und seitdem galt er im Morgenlande fast ausnahmslos für voll paulinisch. Im Abendlande dagegen, wo der 1. Clemensbrief ihn stark benutzt (besonders Cap. 36) und Tertullian (De pudic. 20) ihn dem Barnabas zuschreibt, muß eine richtige Erinnerung an seinen nichtpaulinischen Ursprung seine Aufnahme in den Kanon verhindert haben. Infolge dessen blieb er hier zwei Jahrhunderte lang ganz unbekannt, bis endlich gerade deshalb seine Aufnahme durch morgenländische Einflüsse um so leichter durchgesetzt werden konnte.

Aber noch an einem andern Punkte wurde der Kanon, der hier schon unerschütterlich schien, ins Wanken gebracht, bei der Apokalypse. Hier entstanden die Zweifel ganz im Gegensatz zu allen andern Fällen — mit Ausnahme geringfügiger Bedenken gegen die Inhaltslosigkeit des Philemonbriefs[46]), in ihrer Aussichtslosigkeit denen gegen Ezechiel (III, 5) vergleichbar — nicht aus Unsicherheit über die Abkunft, sondern aus Widerspruch gegen den Inhalt, und zwar erst seit Cajus von Rom am Anfang des 3. Jahrhunderts (bei *Euseb.* Hist. eccl. III, 28, 2). Die Abneigung aufgeklärter Geister gegen ihre seltsamen Gesichte überwand hier alle noch so feste Tradition; ihr verdanken wir auch eins der ausgezeichnetsten Beispiele einer kritischen Untersuchung, welche uns aus dem Alterthum erhalten sind, die Ausführungen des Dionysius von Alexandrien (gest. 265) bei *Euseb.* Hist. eccl. VII, 25. Und wenn auch die andern Alexandriner in der allegorischen Auslegung ein Mittel fanden, sich mit ihrer kanonischen Geltung zu befreunden, so drang doch im ganzen übrigen Orient ihre Ausschließung durch.

Bei der völligen Unmöglichkeit einer Beseitigung dieser Zustände wenigstens das Geltende möglichst genau festzustellen war das Streben des Eusebius von Cäsarea in seiner Kirchengeschichte (um 325). In Betracht kommen neben der Hauptstelle III, 25 besonders III, 3. 16. 24. 31, 6; cap. 38 fg.; II, 23, 24 fg.; VI, 13, 6. 14, 1—7. Trotz der leider sehr nachlässigen Ausdrucksweise des Eusebius, in welcher sich jedoch seine Rathlosigkeit bei Einordnung zahlreicher Bücher richtig spiegelt, kann jetzt als sicher gelten, daß er einer gelegentlichen Eintheilung des Origenes in *βιβλία γνήσια*, *νόθα* und *μικτά* (= *ἀμφιβαλλόμενα*) folgende 3 Klassen aufstellt:

1) *ὁμολογούμενα* = *γνήσια* (III, 3, 4): 4 Evangelien, Apostelgeschichte, 14 Paulinische Briefe (III, 3, 5), von denen aber der Hebräerbrief von einigen verworfen, nach VI, 13, 6 sogar ein Antilegomenon ist, der 1. Jo-

45) Bleek, Der Brief an die Hebräer I (1828), 82—242. 437—444. Overbeck, Zur Gesch. des Kanons (1880), 1—70.
46) Davon berichten im Vorwort zu ihrer Behandlung des Briefes Hieronymus (opp. ed. Vallarsi VII, 1, 741 fg.) und Chrysostomus (opp. ed. Montfaucon XI, 772 C). Dazu bes. Overbeck 84—92.

hannes-, der 1. Petrusbrief und, *εἴ γε φανείη*, die Apokalypse des Johannes;

2) *ἀντιλεγόμενα:* a) im engeren Sinne *ἀντιλεγόμενα*, die doch zugleich *ἐν πλείσταις ἐκκλησίαις δεδημοσιευμένα* (III, 31, 6) oder auch *πολλοῖς χρήσιμα* (III, 3, 1) sind, gelegentlich aber *νόθα* heißen (II, 23, 25): die 5 andern katholischen Briefe, darunter der 2. und 3. des Johannes vielleicht von einem andern gleichen Namens;

b) *νόθα* ohne weiteren Zusatz: Acta Pauli, der „Hirt", die Apokalypse des Petrus, der Barnabasbrief, die „Lehren der Apostel", das Hebräerevangelium und, *εἰ φανείη*, die Apokalypse des Johannes, welche nach III, 39, 6 möglicherweise von dem sogenannten Presbyter Johannes verfaßt ist;

3) *ὀνόματι τῶν ἀποστόλων πρὸς τῶν αἱρετικῶν προφερόμενα*, daher *ἄτοπα πάντη καὶ δυσσεβῆ* oder *παντελῶς νόθα* (III, 31, 6): die Evangelien des Petrus, Thomas u. s. w.

Die epist. I. von Clemens Romanus, welche III, 25 fehlt, heißt III, 16; 38, 1 *ὁμολογουμένη*, wol bezüglich ihres Ursprungs, VI, 13, 6 *ἀντιλεγομένη*, wol bezüglich ihrer kirchlichen Geltung.

In dieser letzten Notiz zeigt sich nun zugleich das Princip der ganzen Eintheilung. Anerkennung, Bestreitung und Verwerfung einer Schrift bezieht sich augenscheinlich zunächst auf ihre Echtheit. Aber Eusebius sah nur zu deutlich, daß sich damit ein Kanon aus lauter wirklich von Aposteln verfaßten Schriften nicht herstellen ließ. Denn aus einem solchen mußten Schriften von Clemens Romanus oder Hermas oder Barnabas (2^{b}) trotz ihrer unangefochtenen Echtheit gerade ausgeschlossen werden; daß sie blos auf „Widerspruch" stoßen, ist viel zu wenig. Andererseits ist das Princip der Apostolicität auch durch die bloße Existenz einer Mittelklasse, welche trotz Widerspruchs gegen ihre apostolische Echtheit in den meisten Gemeinden in Anerkennung steht (2^{a}), von selbst aufgehoben. Der wichtigere Entscheidungsgrund ist für Eusebius denn auch ausgesprochenermaßen die *ἀποστολικὴ ὀρθοδοξία* (III, 31, 6; 38, 5; 25, 7). Allein auch hierüber ist das Urtheil eben gar nicht mehr frei; und so blieb dem hervorragendsten Vertreter der kirchlichen Interessen jener Zeit nichts übrig, als sich blindlings der Tradition in die Arme zu werfen. Aber durch die mit richtigem Takte herausgefühlte, übrigens schon durch die Zusammenfassung der 7 „katholischen Briefe" (s. diesen Artikel I, 4) vorbereitete Zerlegung der Mittelklasse hatte er der Zukunft vorgearbeitet.

7) Die fernere Entwickelung eilt nun mit raschen Schritten der Schließung des weiteren Kanons zu. Abgesehen von den Differenzen in den Privatmeinungen der Kirchenlehrer wurden die großen provinziellen Verschiedenheiten, daß im Abendland der Hebräerbrief fehlte, im außeralexandrinischen Morgenland die Apokalypse, in Syrien, z. B. in der syrischen Volksbibel, der Peschito aus dem 3. oder 4. (nicht 2.) Jahrhundert, außerdem die 4 kleinen katholischen Briefe, welche inzwischen nebst dem Jakobusbrief anderwärts mehr und mehr anerkannt worden waren[47]), immer unerträglicher, besonders da jetzt die gesammte Kirche durch die wesentlich mit auf Grund der Bibel zu entscheidenden dogmatischen Fragen der Trinität aufs heftigste erregt wurde. Gegenüber dem verschärften Begriff einer festen schriftlichen Glaubensnorm, der sich auch in dem gleichzeitigen Aufkommen des Namens *κανών* (s. II, 2) an Stelle des laxeren Ausdrucks *ὁμολογούμενα* zeigt, mußte die Mittelklasse fallen. Und das war nicht so schwer, wenn ihre angeblich apostolische Hälfte (2^{a}) zu den unbedingt kanonischen, die anerkannt nichtapostolische (2^{b}) zu den unbedingt außerkanonischen Schriften geschlagen wurde. Was der Gelehrsamkeit des Eusebius nicht gelungen war, das vollbrachte der kirchliche Einfluß eines Athanasius und Augustin, und die Belesenheit des Hieronymus war diesem von ihm selbst getheilten Streben nur hinderlich.

Allem Anschein nach war Eusebius selbst zur praktischen Durchführung einer Festsetzung des Kanons ausersehen, als ihm Konstantin der Große etwa 332 den Auftrag gab, 50 kostbare Bibelhandschriften nach einer ihm gut scheinenden Auswahl der Bücher herstellen zu lassen (*Euseb.* Vita Constant. IV, 36 fg.). Welche Wahl er traf, erfahren wir nicht; doch ist es nicht schwer zu errathen. Volkmar[48]) vermuthet, daß der gewiß unechte[49]), aber für jene Zeit ganz zutreffende 60. Kanon der Synode zu Laodicea um 363 (Mansi II, 574), welcher im Neuen Testament alle heute dazugehörigen Bücher mit Ausnahme der Apokalypse aufzählt, nichts als ein Index einer solchen Eusebianischen Bibel sei.

Allein so große Verbreitung diese Feststellung fand, durchschlagend war sie nicht. Athanasius, Bischof von Alexandrien, trat 365 in dem 39. seiner einflußreichen Briefe zur Verkündigung der jedesmaligen Osterberechnung[50]) für den ganzen heutigen Kanon ein, und nach Ueberwindung des Widerspruchs gegen den Hebräerbrief im Abendland (s. 6) konnte Augustin auf einer Synode zu Karthago 397[51]), wahrscheinlich auch schon zu Hippo 393[52]), ebendenselben zur Anerkennung bringen. Daß vorher eine maßgebende Bestimmung in keiner Weise bestand, zeigt sich deutlich darin, daß Konstantin dem Eusebius völlig freie Hand ließ, daß Athanasius selbst sein Unternehmen eine *τόλμα* nennt, und daß die afrikanischen Beschlüsse nur gefaßt wurden ita, ut de confirmando isto canone transmarina ecclesia consulatur. Nachdem aber Innocenz I. 405 an Exsuperius von Tolosa einen damit übereinstimmenden Bescheid gegeben[53]), konnte dieser Zusatz auf dem ferneren Concil zu Karthago 419[54])

---

47) Die Aufnahme der Briefe von Jakobus und Judas wurde wol dadurch begünstigt, daß man, weil leibliche Brüder Jesu anzuerkennen seine steigende Vergöttlichung immer mehr verbot, beide Männer für die Apostel gleichen Namens hielt. Die drei größeren der katholischen Briefe waren dann von den drei Zeugen der Verklärung Jesu (Matth. 17, 1) verfaßt. 48) Zu Credner, Gesch. des neutest. Kanons 220. 49) Ebendas. 217—220; dort auch die Literatur. 50) Opp. ed. Bened. I, 961—963. 51) Canon 47, bei Mansi III, 891. 52) Canon 36, bei Mansi III, 924. 53) Bei Mansi III, 1040 fg. 54) Canon 29, bei Mansi IV, 430.

weggelassen werden; und seit die römischen Bischöfe Gelasius (492—496), dieser freilich vielleicht doch noch mit Auslassung des Hebräerbriefs[55]), und Hormisdas (514—523) den Kanon durch Decrete[56]) bestätigt hatten, darf derselbe trotz allen späteren Schwankungen wenigstens für das Abendland als geschlossen gelten.

Dieser Ausgang, gewöhnlich als ein Triumph der göttlichen Leitung der Geschichte gefeiert, ist wegen der Art seines Zustandekommens eine der betrübendsten Erscheinungen. Es wiederholte sich hier ganz derselbe Proceß, welcher oben (III, 5) beim Alten Testament beobachtet wurde. Während in der vorletzten Periode der Kanonbildung eine Ausscheidung der werthvolleren Bücher aus einer größeren Masse sich vollzog, wurde in der letzten alles noch Zweifelhafte mit Gewalt in den Kanon hineingepreßt, und zwar beim Neuen Testament, was einem gesunden Gefühl besonders zuwider ist, zum Theil unter dem vollen Bewußtsein seiner Unechtheit. Den Hebräerbrief haben Augustin und Hieronymus ebenso oft, und ohne daß sich Perioden darin unterscheiden ließen, dem Paulus ab- wie zugesprochen; das Durchschlagende bleibt schließlich die Aeußerung des Hieronymus[57]): nihil interesse cujus sit, cum ecclesiastici viri sit et quotidie ecclesiarum lectione celebretur. Derselbe sagt von Petrus (catal. 1): scripsit duas epistolas ... quarum secunda a plerisque ejus negatur; vom Briefe des Jakobus (ibid. 2): quae et ipsa ab alio quodam sub nomine ejus edita asseritur, licet paulatim tempore procedente obtinuerit auctoritatem; vom Judasbrief (ibid. 4): a plerisque rejicitur; tamen auctoritatem vetustate jam et usu meruit; von Johannes (ibid. 9): scripsit..... unam epistolam ... reliquae autem duae ... Joannis presbyteri asseruntur. Dem entsprechend zählt der Bibelindex des Bischofs Damasus von Rom (366—384), welcher ebendeshalb echt sein wird[58]), Joannis apostoli epistola una und dann alterius Joannis presbyteri epistolae duae auf. Diese Sätze nebst denen des Augustin über die Weisheit und den Prediger Salomo's (doctrina christ. II, 8): de quadam similitudine Salomonis esse dicuntur, nam Jesus Sirah eos conscripsisse constantissime perhibetur; qui tamen quoniam in auctoritatem recipi (tam longa annositate, wie de praedest. I, 27 eingeschoben wird) meruerunt, inter propheticos numerandi sunt sowie über die Werthschätzung der kanonischen Schriften (ibid.): eas, quae ab omnibus accipiuntur ecclesiis catholicis, praeponat eis, quas quaedam non accipiunt, in eis vero, quae non accipiuntur ab omnibus, praeponat eas, quas plures gravioresque accipiunt zusammen mit dem des Eusebius (Hist. eccl. II, 23, 24 fg.) von Jakobus: οὗ ἡ πρώτη τῶν ὀνομαζομένων καθολικῶν ἐπιστολῶν εἶναι λέγεται. ἰστέον δὲ ὡς νοθεύεται μέν, ... ὅμως δ' ἴσμεν καὶ ταύτας (Jakobusbrief und Judasbrief) μετὰ τῶν λοιπῶν ἐν πλείσταις δεδημοσιευμένας ἐκκλησίαις sind der größte Hohn auf einen apostolischen Kanon, den man sich denken kann.

Ein letzter Rest der Mittelklasse erhielt sich in den βιβλία ἀναγινωσκόμενα oder libri ecclesiastici, welche Athanasius, Epiphanius, Rufin und Hieronymus neben den kanonischen Büchern vorzulesen erlauben ad aedificationem plebis, non ad auctoritatem dogmatum confirmandam. Neben alttestamentlichen Apokryphen waren dies hauptsächlich die wichtigsten der alten Antilegomenen, außerdem die Geschichten der Märtyrer. Aber das Concil zu Laodicea um 363 (s. bei Anm. 27, S. 311), das zu Karthago 397, der 60. der canones apostolorum, Innocenz I. an Exsuperius, Isidor von Pelusium (epist. I, 369) und Cyrill von Jerusalem (catech. IV, 20) verboten mit steigender Strenge, irgendwelche nichtkanonische Bücher in der Kirche oder auch nur zu Hause zu lesen: ein consequenter, aber eines Rabbi Akiba würdiger Gedanke, dem wir gewiß zu einem guten Theil den Untergang so mancher hochwichtigen altchristlichen Schrift, vergleichbar demselben Vorgang bei den alttestamentlichen Apokryphen (III, 5), zu verdanken haben. — Solche Wahrnehmungen machen es, während wir die Ordnung der kanonischen Bücher[59]) und die darin liegenden Unterschiede ihrer Werthschätzung übergehen, unerlaßlich,

8) eine kurze Würdigung der für die Richtigkeit des Kanons in seiner Entstehung liegenden Gewähr hinzuzufügen. Daß die Tendenz der Kirchenväter bei der Entscheidung über die Kanonicität eines Buches nicht immer eine objective war, ist wol schon zur Genüge gezeigt; daß aber auch ihr Wissen höchst mangelhaft, ihre Fähigkeit zur Erforschung des wahren Sachverhalts sehr gering und ihre Leichtgläubigkeit großartig war, muß noch an einigen Beispielen nachgewiesen werden.

Ein unechtes Rescript Hadrian's zu Gunsten der Christen wird schon von Justin am Ende seiner ersten Apologie, eins dergleichen von Marc Aurel[60]) über das Wunder der legio fulminatrix im Jahre 174 schon von Tertullian (apol. 5) um 200 als echt angeführt, obgleich bereits 177 unter demselben Kaiser die grausamste Christenverfolgung stattgefunden hatte.[61]) Die (jüdischen und christlichen) Weissagungen der Sibylle, welche sich Braut und Nachkommin des Noah nennt (III, 826), aber ohne Anstand die speciellsten Daten der späteren Geschichte, be-

55) Hilgenfeld, Einl. 134. Dagegen Thiel, Epistolae Romanorum pontificum genuinae a S. Hilario usque ad Pelagium secundum I (1868), 53 fg. Vgl. noch Overbeck, Zur Gesch. des Kanons 63, 3. 56) Bei Mansi VIII, 146 fg., neu herausgegeben von Credner, Zur Gesch. des Kanons 149—290. 57) Epist. 129 (ad Dardanum), 3 ex. 58) Rade, Damasus (1882) 145—147.

59) Reichhaltige Tabellen darüber bei Hody, De bibliorum textibus originalibus (1705) 644—664; daraus bei Wolf, Biblioth. hebr. II (1721), 47—62. Außerdem vgl. bes. Hilgenfeld, Einl. 153—155. 60) Gedruckt ebenfalls hinter den Apologien Justin's. 61) Overbeck, Studien zur Gesch. der alten Kirche I (1875) 93—157. Keim, Tübinger theol. Jahrbücher 1856, 387—401. Aus dem Urchristenthum I (1878), 181—193.

sonders des Lebens Jesu (VI, 21—26. VIII, 270—336. 457—480 etc.), sogar Eigennamen (III, 214. 253. 427) vorhersagt oder durch die Zahlenwerthe ihrer Buchstaben bezeichnet (V, 10—51 und oft), ja seit dem 3. Jahrhundert ein Akrostichon auf die bekannte Formel Ἰησοῦς Χριστὸς θεοῦ υἱὸς σωτήρ, obendrein mit dem Zusatze σταυρός(!), bietet (VIII, 217—250), wurden nicht nur von Justin und Clemens Alexandrinus (vgl. 2 und 6), sondern noch von einer ganzen Reihe von Kirchenvätern für echt gehalten und mit Vorliebe zum Beweis des hohen Alters christlicher Ideen benutzt, nach Clemens Alexandrinus sogar vom Apostel Paulus in einer wörtlich angeführten Stelle(!) dringend empfohlen (Strom. VI, 5 ex.). Derselbe Clemens Alexandrinus citirt gläubig ein Buch von Zoroaster, in welchem dieser beschreibt, was er nach seinem Tode in der Unterwelt von den Göttern erfahren (Strom. V, 14, §. 104). Das Buch des Urvaters Henoch (Genes. 6, 18—24), seit Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. entstanden, aber schon im Judasbrief Vers 14 als echt angeführt, konnte nach Tertullian (De cultu femin. I, 3), nachdem es in der Flut untergegangen, durch Noah ebensogut wiederhergestellt werden wie das Alte Testament durch Esra (vgl. III, 1); der Grund zu dieser Annahme ist der: legimus (2 Tim. 3, 16!) omnem scripturam aedificationi habilem divinitus inspirari. — Von den biblischen Verhältnissen hatte man so wenig zutreffende Vorstellungen, daß z. B. das Evangelium nach Lukas, welches heute allgemein als Bearbeitung mehrerer schriftlicher Grundlagen anerkannt ist, als Niederschrift der Vorträge des mit den Einzelheiten des Lebens Jesu so wenig bekannten Paulus (s. Anm. 139), die Apostelgeschichte als acta omnium apostolorum (Murat. 34), Johannes mit den 7 apokalyptischen Briefen als prodecessor des Paulus erscheinen konnte (vgl. Anm. 140) und dem Irenäus über die einzig richtige Auflösung der Räthselzahl 666 in Apokal. 13, 18 [62]) durch נרון קסר (Kaiser Nero) trotz seines sofort zu erwähnenden Verkehrs mit directen Jüngern des Johannes auch nicht die geringste Ueberlieferung mehr zu Gebote stand (adv. haer. V, 30 = Eus. H. e. V, 8, 5 fg.). Fabeln wie die, daß Johannes aus siedendem Oel, in das er unter Domitian getaucht worden, unversehrt hervorgegangen sei, wurden bereitwilligst geglaubt.[63]) Wenn nun Irenäus (adv. haer. III, 11, 8) die Annahme von gerade 4 Evangelien in der Kirche damit begründet, daß es 4 Himmelsgegenden und 4 Hauptwinde (πνεύματα) gibt, weshalb das Evangelium, der Kirche Grundsäule und Lebensgeist (πνεῦμα), εἰκότως ein viergestaltiges, aber von Einem πνεῦμα zusammengehaltenes sei, so findet das jedermann mindestens abgeschmackt; wenn Theodoret (gest. 457) den Eusebius sagen läßt (opp. III, 542 ed. Halens.), die Paulinische Abfassung des Hebräerbriefs hätten auch alle Alten behauptet (vgl. 6), so staunt man über seine Flüchtigkeit; wenn der Bischof Dionysius von Corinth (seit 170), der des Paulus Corintherbriefe in seinem Archiv hatte, nicht blos die römische, sondern auch die corinthische Gemeinde von Paulus und Petrus in gleichzeitigem Wirken gegründet sein läßt (bei *Euseb.* Hist. eccl. II, 25, 8), oder wenn Irenäus[64]) aus dem Munde von unmittelbaren Schülern des Johannes und aus einer Schrift des Papias zustimmend anführt, in der Endzeit würden für die Gläubigen Weinstöcke wachsen mit je 10,000 Aesten à 10,000 Reben à 10,000 Schößlingen à 10,000 Trauben à 10,000 Beeren à 25 Maß Wein, und dies alles für einen durch den Apostel Johannes garantirten Ausspruch Jesu erklärt[65]), so glaubt ihnen kein Mensch; wenn derselbe Irenäus (III, 12, 15) den in der Apostelgeschichte 15, 13 auftretenden Jakobus für den Zebedäiden hält, dessen Tod Apostelgesch. 12, 2 berichtet ist, oder wenn Eusebius (Hist. eccl. I, 13, 4—10) mit diplomatischer Sorgfalt aus dem Staatsarchiv zu Edessa den Brief Jesu an den dortigen Toparchen Abgar mittheilt, in welchem er mit γέγραπται περὶ ἐμοῦ so ziemlich Joh. 20, 29 citirt, so belächelt man ihre Unkritik; sobald aber dieselben Männer etwas den heute kanonischen Schriften Günstiges oder den heute ausgeschiedenen Schriften Ungünstiges „bezeugen", z. B. das vergeistigtste Evangelium (vgl. nur Joh. 6, 63 sowie den Artikel Katholische Briefe II, 5), in welchem jede sinnliche Zukunftshoffnung fehlt, jenem so craß fleischlich geschilderten Johannes zuschreiben, dann sollen sie plötzlich wahre Engel an Unbefangenheit, Kenntniß der Ueberlieferung und kritischem Sinne sein.[66]) Statt dessen gilt es, den unendlich oft wiederholten Satz, diese oder jene neutestamentliche Schrift sei bezeugt schon von (beispielsweise) Irenäus, Tertullian und Clemens Alexandrinus, dahin abzuändern, daß sie erst von diesen Männern bezeugt sei, und auch dies nur insofern, als durch Anführung von Citaten oder Nennung ihres Titels ihre Existenz bewiesen wird; was aber jene nur durch einen bedauerlichen Misbrauch so genannten „Zeugnisse" über Verfasser, Abfassungszeit, Zweck u. dgl. sagen, ist zum größten Theil nichts als Gedankenlosigkeit und Phantasie. Die Geschichte des Kanons in den 4 ersten Jahrhunderten erweist schließlich nur die volle Nichtigkeit der Garantie, welche die Kirche für seine Echtheit und Tauglichkeit zur authentischen Darstellung des ursprünglichen Christenthums zu leisten verspricht, und nicht mit Unrecht hat Overbeck von der „großen Komödie des kirchlichen Traditionsbeweises" gesprochen.[67])

V. In der weiteren Geschichte des Kanons innerhalb der christlichen Kirche seit dem 5. Jahrhundert, welche für das Alte und Neue Testament,

62) Vgl. den Art. Johannes der Apostel, Sect. II, Thl. 22 S. 89. 63) S. die Stellen in Hilgenfeld's Einl. 402.

64) Adv. haer. V, 33, 3 fg., auch in patrum apostol. opp. edd. Gebhardt et Harnack I, 2, 2. Aufl. 87—89. 65) Vgl. auch den Art. Papias, Sect. III, Thl. 11, S. 74. 66) Reichhaltige Zusammenstellungen über die Unkritik der Kirchenväter finden sich bei Köstlin in den Tübinger theol. Jahrbüchern 1850, 1—62; 1851, 149—221: über die pseudonyme Literatur der ältesten Kirche. Schwegler, Nachapostol. Zeitalter I (1846), 43—88. Zeller, Die Tübinger histor. Schule, in Sybel's histor. Zeitschr. IV (1860), 114 fg. und in seinen „Vorträgen und Abhandlungen" (I) 1865, S. 293 fg. Hilgenfeld, Kanon und Kritik 72—77. Einl. 164—173. 67) Zur Gesch. des Kanons 28, 1; 66, 2.

nur für ersteres noch etwas weiter zurückgreifend, eine gemeinsame ist, wird das Interesse ebenso wie in der vorhergehenden Periode (IV, 6) nicht sowol durch das allgemeine Festhalten an den gewonnenen Resultaten als vielmehr durch die Abweichungen davon in Anspruch genommen. Dieselben sind überraschend stark und zahlreich, aber doch von geringerer Bedeutung als die früheren, weil sie den officiellen Bestand des Kanons nicht mehr zu erschüttern vermögen. Wir erwähnen daher nur Weniges.[68])

1) Die immer noch herrschende Unsicherheit im allgemeinen wird durch Folgendes belegt. Der sogenannte Indienfahrer Kosmas (gest. um 535) begründet seine Verwerfung sämmtlicher katholischer Briefe durch den schneidigen und nur wenig übertreibenden Nachweis, daß über ihre Annahme nie Einstimmigkeit geherrscht habe.[69]) Der afrikanische Bischof Junilius um 550, der seine Informationen auf einen in Nisibis gebildeten Perser Paulus zurückführt, stellt die Apokalypse und die 5 von jeher streitigen katholischen Briefe in eine abgesonderte Klasse zweifelhafter Schriften.[70]) Noch der Patriarch Nicephorus von Konstantinopel (gest. 828) führt in seiner Stichometrie[71]) außer Apokryphen des Neuen Testaments auch Antilegomena auf, nämlich die Apokalypsen des Johannes und Petrus, den Barnabasbrief und das Hebräerevangelium. Manches hiervon mag nur auf gelehrten Reminiscenzen, z. B. aus Eusebius, beruhen; aber es beweist doch, daß bezüglich des Kanons die Forderungen der Rechtgläubigkeit sehr lax gehandhabt wurden. Freilich waren die Abweichungen nicht überall Privatsache einzelner Gelehrten, sondern sie hatten das Gewohnheitsrecht ganzer Kirchen für sich. Der Apokalypse blieb im Morgenland die allgemeine Anerkennung noch sehr lange versagt; erst etwa im 14. Jahrhundert scheinen die Zweifel verstummt zu sein.[72]) In der syrischen Kirche scheinen außer ihr auch die 4 kleinen katholischen Briefe, ganz entsprechend dem Bestande in der Peschito (IV, 7), nie allgemeine Anerkennung gefunden zu haben. In der äthiopischen Kirche werden sogar die Bücher Henoch, der Jubiläen, das 4. Buch Esra und andere Pseudepigraphen sowie 8 Bücher von apostolischen canones vielfach zum Kanon gerechnet.[73]) Die Verwirrung ging aber auch außerhalb der isolirten Länder so weit, daß ein aus Paulinischen Versen zusammengestoppelter Brief an die Laodicener, vielleicht schon im Muratori'schen Fragment Zeile 64 erwähnt, vielleicht erst kurz vor 400 entstanden, wegen Col. 4, 16 und wegen und zugleich troß des denkwürdigen Ausspruchs Gregor's des Großen (590—604): (Paulus) quamvis epistolas quindecim scripserit, sancta tamen ecclesia non amplius quam quatuordecim tenet[74]), sowie troß des Verbots der Oekumenischen Synode zu Nicäa im Jahre 787 sich in mittelalterlichen Bibeln bis nahe an die Reformationszeit erhielt, und daß der „Hirt" des Hermas vereinzelt seinen Platz bei den alttestamentlichen[75]), die Weisheit Salomo's dagegen bei den neutestamentlichen Büchern fand.[76]) Solche Dinge sind nicht zu verwundern, wenn das Concil zu Konstantinopel von 692 im 2. Kanon[77]) nicht nur die sich so stark widersprechenden Bestimmungen der Synoden zu Laodicea (vgl. IV, 7 und V, 2) und zu Karthago von 397, sondern obendrein auch die canones apostolorum sanctionirte, in welchen zum Neuen Testament auch die beiden Clemensbriefe und die freilich in demselben 2. Kanon von 692 ausdrücklich verworfenen constitutiones apostolorum gerechnet, die alttestamentlichen Apokryphen aber nur theilweise aufgenommen waren.

2) Vom Alten Testament kommen außer dem bereits III, 6 besprochenen Buche Esther hauptsächlich die Apokryphen (III, 7) in Betracht. Starken Schwankungen unterliegt schon ihr Umfang. Ihre Verzeichnisse sind manchmal auffallend unvollständig; anderwärts werden dagegen nicht blos 3, sondern 4 Bücher der Makkabäer eingerechnet, z. B. im Codex Alexandrinus, und außer dem 3. Esrabuche erscheint das erst kurz vor 100 n. Chr. entstandene 4. (vgl. III, 1), das Luther gänzlich verwarf, „weil so gar nichts drinnen ist, das man nicht besser in Aesopo oder noch geringeren Büchern kann finden", nicht nur in Ausgaben der Vulgata, sondern auch in nachtridentinischen katholischen und in mindestens 20 lutherischen und reformirten Bibeln bis wenigstens zum Jahr 1703 herab.

Was die Geltung der Apokryphen anlangt, so war man, weil man bei der herrschenden Unkenntniß des Hebräischen sich ganz auf die alexandrinische Uebersetzung angewiesen sah, in der christlichen Kirche sehr geneigt, sie den kanonischen Büchern gleichzusetzen. Im Morgenlande behielt jedoch wegen der noch ziemlich lebendigen und durch die Autorität besonders des Origenes gestützten Kenntniß des ursprünglichen Sachverhalts die Trennung die Oberhand. So schließen nächst Melito von Sardes (s. Anm. 65) Athanasius (s. Anm. 150), Gregor von Nazianz (gest. 389), Cyrill von Jerusalem (gest. 386), Amphilochius von Iconium (gest. um 395) und der 60. Kanon der Synode zu Laodicea (über ihn s. IV, 7) die Apokryphen aus.[78]) Freilich gebrauchen sie dieselben Männer anderwärts doch wie kanonische Schriften; die Praxis entsprach also nicht der Theorie. Im Abendland war auch die Theorie den Apokryphen günstig. Zwar vertraten Hilarius von Pictavium (gest. 368), Rufin und Hieronymus die strengere Ansicht, aber gegenüber der

68) Genaueres z. B. bei Reuß, Geschichte der heil. Schriften N. T. §. 326—331 und Histoire du canon 193—305. 69) Topographia christiana VII, bei Montfaucon, Collectio nova patrum et scriptorum graecorum II, 292. 70) Genaueres im Art. Junilius, Sect. II, Thl. 29, S. 75—77. 71) Herausg. von Credner, Zur Gesch. des Kanons 95—126. 72) Lücke, Einl. in die Offenb. des Joh., 2. Aufl. (1852), 641—651. 73) Dillmann in Ewald's Jahrbüchern der bibl. Wiss. V (1853), 144—151, auch in Herzog's Realencykl. s. v. äthiopische Bibelübersetzung.

74) Moralia in Jobum 35, cap. 15. 75) Harnack in patrum apostol. opera III, p. LXVIII. 76) *Epiphanius*, Haer. 76, 5 (p. 941), vielleicht schon im Muratori'schen Fragment Z. 69 fg. 77) Bei Mansi XI, 940 fg. 78) Ueber Epiphanius vgl. Schürer bei Herzog I (2. Aufl.), 487.

allgemeinen Unwissenheit und dem Drängen auf einen womöglich alle in der Kirche gebräuchlichen Bücher umfassenden Kanon ohne Erfolg. Wesentlich durch Augustin, dessen Ansichten hierüber schon IV, 7 angeführt sind, wurde zu Hippo und Karthago und ebenso in den nachfolgenden Decretalen (IV, 7) die ebenbürtige Aufnahme der Apokryphen in den Kanon durchgesetzt. Ohne Widerspruch konnte sie freilich angesichts des Ansehens des Hieronymus nicht bleiben; aber der kirchliche Gebrauch schloß sich ganz an sie an. Als daher die Reformation beider Richtungen die Abscheidung der Apokryphen sofort wieder vollzog und ihnen nur die Geltung beließ, die ihnen übrigens auch von Hieronymus nicht versagt worden war, daß sie nützlich und gut zu lesen seien, war es für das Concil zu Trient nicht nur eine That der Reaction, sondern eine geschichtliche Nothwendigkeit, die Gleichstellung der Apokryphen mit den kanonischen Büchern — übrigens zum ersten mal durch bindenden Ausspruch der Kirche, dem höchstens ein damit übereinstimmender Beschluß des griechisch-römischen Unionsconcils zu Florenz 1441 von zweifelhafter Echtheit und ein Erlaß des Papstes Eugen IV. von demselben Jahre [79]) vorausgegangen war — zu decretiren (s. I, 1). Sie hätte sonst nicht etwa nur die Beweisstellen für einige aus den kanonischen Schriften nicht belegbare Dogmen [80]) entbehren, sondern eine tausendjährige Vergangenheit verleugnen müssen.

In der griechischen Kirche wurde die ihr bis dahin ganz fremd gebliebene Gleichstellung der Apokryphen mit dem Kanon auf einer Synode zu Jerusalem 1672 durch Annahme der confessio des Patriarchen Dositheus [81]) durchgesetzt, wesentlich aus Antipathie gegen protestantenfreundliche Bewegungen unter Metrophanes Kritopulus von Alexandrien und Cyrillus Lukaris von Konstantinopel am Anfang des 17. Jahrhunderts.

Auf protestantischer Seite war das Entsprechende die entgegengesetzte Consequenz, die Apokryphen ihrer Stelle in der Bibel gänzlich zu berauben, um die Scheidung zwischen unbedingtem Gotteswort und bloßem Menschenwort in voller Schroffheit durchzuführen. In den Niederlanden auf der Synode zu Dordrecht 1619 nicht durchgedrungen, fand sie in der Westminsterconfession der englischen (und schottischen) Puritaner (1648) 1,3 Ausdruck und führte seit 1825 zur Ausschließung der Apokryphen aus den Drucken der englisch-schottischen Bibelgesellschaften und zu dem traurigen Ansturm auf die Apokryphen, welcher sich 1851 auch nach Deutschland fortpflanzte. [82])

Einzelne römische Theologen konnten den Widerspruch der Wissenschaft gegen die tridentinische Entscheidung nicht überwinden; sie wagten es daher doch, eine zweite Klasse abzuscheiden, welche sie aus den alttestamentlichen Apokryphen und den 7 alten Antilegomenen des Neuen Testaments (der Apokalypse, dem Hebräerbrief und 5 katholischen Briefen) zusammensetzten und mit dem denkwürdigen Namen deuterokanonischer Schriften — im Gegensatze zu den protokanonischen — belegten. So Sixtus Senensis 1566, Bellarmin 1587, Lamy 1696, auch Ellies du Pin 1701, Jahn 1802. Getreu ihrer Kirche fügen sie meist hinzu, die früheren Zweifel gegen diese Bücher seien durch den tridentinischen Beschluß gehoben; aber der Versuch, die ganze Scheidung als übereinstimmend mit dem eigentlichen Sinn des Concilbeschlusses nachzuweisen, ist natürlich gänzlich verfehlt. Dieselbe hat vielmehr die größte Verwandtschaft mit

3) **Ansichten über das Neue Testament innerhalb der reformirten Confessionen.** Der kritische Geist der Reformation, welcher über alle menschliche Tradition hinweg auf den unmittelbar göttlichen Urquell des Christenthums zurückgehen wollte, mußte auch bei der Bibel fragen, ob sie in allen Theilen directes Gotteswort sei. So entstanden jene freimüthigen, oft sehr stark verwerfenden Urtheile Luther's über die von ihm deshalb auch eigenmächtig ans Ende der Bibel gerückten Briefe an die Hebräer sowie des Jakobus und Judas und die Apokalypse, welche sich, aus den heutigen Bibeldrucken entfernt, in der Halle'schen (Walch'schen) Ausgabe seiner Werke Band XIV, S. 146—162 und Vorrede S. 13, in der Erlanger Band 63, S. 154—170 finden. [83]) Andreas Bodenstein von Carlstadt (De canonicis scripturis 1520) [84]) scheidet nach dem Werthe 3 Klassen, deren letzte die alttestamentlichen Hagiographen und die 7 neutestamentlichen Antilegomena enthält. Zugleich verlegt er das entscheidende Kriterium aus dem subjectiven Eindrucke, nach welchem Luther geurtheilt hatte, in die Erforschung der ältesten Geschichte des Kanons. Letzteres blieb maßgebend. Man wollte nichts aufnehmen, worüber in der alten Kirche gezweifelt worden war; man nannte die angefochtenen Bücher, deren Siebenzahl ebenfalls durchdrang, seit Chemnitz 1565 apokryphisch, seit Joh. Gerhard 1610 deuterokanonisch und erklärte es für unzulässig, Glaubenssätze auf sie allein zu gründen. Jedoch dieses Erbtheil einer freier gesinnten Zeit mußte in der Periode der starrsten Orthodoxie, welche vor allem einen in jedem Buchstaben unfehlbaren Kanon brauchte, nothwendig verkümmern. Die Unterscheidung wurde dahin abgeschwächt, daß die Zweifel nicht die auctoritas divina, sondern nur die auctores secundarii (der auctor primarius ist der Heilige Geist) betroffen hätten und jetzt überwunden seien, ja daß nicht verschiedener Werth, sondern nur frühere oder spätere Aufnahme der Bücher habe angezeigt werden sollen, und sie wird heute nur

---

79) Harduin, Acta conciliorum IX, 1023 fg. Welte in der Tübinger theol. Quartalschrift 1839, 245 fg. 80) Z. B. vom Fegefeuer, vgl. 2 Makk. 12, 43. 81) Bei Kimmel, Libri symbolici ecclesiae orientalis (1843) oder monumenta fidei eccl. or. I (1850), S. 467. 82) Ebrard, Zeugnisse gegen die Apokr. 1851; Keerl, Die Apokryphen 1852; Die Apokryphenfrage 1855 u. s. w.

83) Nicht unerwähnt dürfen daneben die freien Urtheile seines Gegners Cajetan über den Hebräerbrief, den Jakobusbrief, Judasbrief und die zwei kleinen Johannesbriefe bleiben sowie die Zweifel des Erasmus, welche sich freilich bereitwillig dem Urtheil der Kirche unterordneten. 84) Neu herausgegeben von Credner, Zur Geschichte des Kanons 291—412.

noch von ganz wenigen Vertretern der Orthodoxie aufrecht erhalten.

VI. Wenn die Geschichte nicht das Resultat von lauter Zufälligkeiten ist, sondern grundlegende Gedanken zur Verwirklichung, aber auch zur Klarheit bringt, so sind wir nunmehr in den Stand gesetzt, eine abschließende Zusammenfassung der Resultate zu versuchen.[85]) Daß durch die Ergebnisse der geschichtlichen Untersuchung die Voraussetzungen, mit welchen die Kirche an ihren Kanon herantritt (vgl. I, 1), nicht gerechtfertigt werden, ist im Vorhergehenden (besonders III, 1. 5; IV, 1. 4. 5. 7. 8) wol hinreichend erwiesen. Hier handelt es sich daher wesentlich um die dogmatische, principielle Seite der Sache.

1) Die Auflösung der orthodoxen Anschauungen, welche sich hier vollzog, läßt sich am besten an der Idee des Deuterokanonischen verfolgen. Ein vollkommener Widersinn, so lange das Kanonische in der einzig richtigen Weise als das unbedingt Maßgebende gilt, beweist ihre Anwendung bei jedem, der sich wirklich etwas dabei gedacht, daß ihm der Kanon nicht mehr als absolut normativ gegolten hat. Damit ist aber der Begriff überhaupt aufgegeben. Der Kanon ist eben ein Schriftideal, das folgerichtig nur in absoluter Vollkommenheit gefaßt werden kann, das Ideal einer schriftlichen Grundlage der Religion, welches die Religionsgemeinschaft, aber nicht blos die christliche, sondern, wie oben (I, 2) gezeigt, auch so manche außerchristliche, bedarf oder vielmehr zu bedürfen glaubt. Seine Existenz und seine Eigenschaften sind daher nicht zunächst Sache der historischen Untersuchung, sondern der dogmatischen Construction; sie sind nicht Wahrnehmungen, sondern Postulate. Eben darum haben sie nur bei der vollsten Strenge einen Sinn; jede Concession hebt das Ideal auf. Die Belassung von deuterokanonischen Büchern nach der Reformationszeit, wie im Alterthum in der Mittelklasse des Eusebius oder den Lesebüchern des Athanasius und Rufin (IV, 6. 7) war eine Inconsequenz, welche überwunden werden oder die ganze Anschauung stürzen mußte; die volle Gleichstellung oder volle Ausscheidung der Apokryphen und das Verbot jeder unkanonischen Lektüre war das einzig Richtige. Ebenso die Inspiration auch der hebräischen Vocalzeichen. Ja diese genügt noch gar nicht; sondern da nicht alle, welche selig werden sollen, die biblischen Grundsprachen verstehen, so muß die Inspiration auch auf die Uebersetzungen (mit allen ihren Fehlern) ausgedehnt werden, wozu sich ja auch wirklich einzelne consequente Männer entschlossen haben.[86]) Ist doch selbst Bengel's angeblich auf die Apokalypse, factisch auf lauter Luft gebaute Berechnung des Endes der gegenwärtigen Weltgestalt auf den 18. Juni 1836 von manchen seiner Anhänger für inspirirt gehalten worden.

Die ganze Anschauung ruht eben auf folgendem Syllogismus: die Kirche wie der einzelne Gläubige braucht einen absolut unfehlbaren Codex der Belehrung über die göttliche Wahrheit; ohne ihn kann niemand selig werden. Nun existirt ein ehrwürdiges Buch, welchem die Tradition die entsprechenden Eigenschaften zuschreibt; folglich ist dieses Buch jener Codex. Der Obersatz unterliegt der dogmatischen Kritik, welche geltend zu machen hat, daß jenes Postulat nicht nur an sich unverständig, sondern auch religiös mindestens sehr einseitig ist. Die Seligkeit hängt weit mehr von andern Dingen ab als von einer bis auf den Buchstaben unfehlbaren Kenntniß der göttlichen Wahrheit; ein Buch aber, das sie wirklich bieten soll, wird von selbst zu einem Gesetzescodex, dem man sich knechtisch beugen und jede freie Aeußerung der Religiosität zum Opfer bringen muß. Als aus Israel ein Volk des Buches wurde, begann seine trübste Periode; und die herrlichsten Epochen der christlichen Kirchengeschichte sind die gewesen, in welchen der Kanon nicht im Vordergrund stand. Die Religion ist Leben und nicht blos Lehre. — Der Untersatz und der Schlußsatz jenes Syllogismus sind historisch zu prüfen, theils durch eine eingehende Untersuchung des Inhalts der Bibel — sonst urtheilt man thatsächlich über sie, bevor man sie wirklich aufgeschlagen — theils durch die Erforschung der Geschichte ihrer Sammlung. Und diese hat nun eben gezeigt, daß die Reformation in ihrem Suchen nach Gotteswort doch schließlich bei Menschenwort stehen geblieben ist. Es war ein Verhängniß, daß Luther, der auf Christum dringen wollte sogar wider die Schrift, sich doch, um Christum erkennen zu können, an die Schrift halten mußte, und daß sein vermeintlich unerschütterlicher Stützpunkt im Kampfe wider die Tradition selbst auf Tradition ruhte. Niemand anders hatte ja den Kanon festgesetzt als dieselben katholischen Synoden, deren Autorität er im Princip ohne Ausnahme verwarf. Und wollte man meinen, bei dieser so wichtigen Thätigkeit hätte eine unmittelbare Leitung des Heiligen Geistes über ihnen gewaltet, so fragt sich nur, über welcher von denen, die so Entgegengesetztes bestimmt haben, ganz abgesehen von den früher (III, 5; IV, 4. 5. 7. 8) erbrachten Nachweisen darüber, was für ein Geist es gewesen, der hier die Gemüther beseelt hat. Jenes Verhängniß war nach der einen Seite allerdings eine geschichtliche Nothwendigkeit und hat großen Segen gestiftet. Der Kanon war das unzerbrechliche Gefäß, in dem der religiöse Gehalt des anfänglichen Christenthums, oft unbeachtet, aber doch wohlbehalten, hindurchgerettet wurde durch die Stürme der Zeiten, welche alle ohne solche Autorität auftretenden Meinungen verwehten; er war das festeste Einheitsband zwischen allen Perioden und Richtungen der Kirche; ohne einen solchen festen Halt hätte auch die Reformation weder ihren christlichen Charakter gegenüber dem Katholicismus noch ihre Besonnenheit gegenüber der Schwarmgeisterei behaupten können. Aber für ewig aufrecht erhalten zu werden hat er kein Recht. Der Protestantismus, welcher nicht blos eine geschichtliche Erscheinung ist, sondern ein Princip, hat seinen Protest gegen alle menschliche Autorität in religiösen Dingen in der Reformationszeit nur zur Hälfte ausüben können; die genuine Fortsetzung der Arbeit der

85) Vgl. den Artikel Inspiration, Sect. II, Thl. 19, S. 85—88.
86) Ebendas. S. 47; Holtzmann, Kanon und Tradition (1859), 175; *Augustin.*, De civitate dei XVIII, 42 seq.

Reformatoren hat in diesem Punkte die Aufklärungszeit des vorigen Jahrhunderts übernommen. Die Geschichte dieses Processes soll hier nicht erzählt werden[87]; wir wollen nur den Namen Lessing nennen. Und der Erfolg ist ein so durchschlagender, daß es, was schwerlich von irgendeinem andern Dogma gesagt werden kann, heute kaum einen mit der Wissenschaft wirklich in Berührung gekommenen Theologen gibt, der die alte Anschauung in ihrer Strenge nicht ausdrücklich ablehnte.[88]

2) Freilich sind viele nur zu Vermittelungsversuchen geneigt, durch welche von der alten Anschauung möglichst viel gerettet werden soll. Doch da sie das einzig consequente Princip verlassen haben, so tragen sie den Keim der Zerstörung von vornherein in sich, und ihre fortgehende Auflösung ist nicht schwer zu erkennen. Wenn nicht die Wörter, so sollen doch die Worte, wenn auch diese nicht, doch die Sachen inspirirt sein. Dabei wird aber aus der Inspiration blos fürs Schreiben nur zu leicht eine habituelle Erleuchtung, die dann andern christlichen Lehrern nicht gut vorenthalten werden kann, und die Eingebung der Sachen löst sich sehr bald in eine allgemeine göttliche Leitung oder gar nur in eine Bewahrung vor Irrthum auf. Ja, wenn diese bezüglich der Fragen der Geschichte und der Naturwissenschaft nicht mehr aufrecht erhalten werden kann, so wird sie auf die religiöse Wahrheit eingeschränkt, oder auf die christliche, oder auf die Hauptthatsachen des Christenthums, oder allein auf die Person Jesu, oder auf seine Lehre, oder nur auf deren allgemeinen religiös-sittlichen Gehalt. Wie viel ist hier auf jeder Stufe preisgegeben! Und mit wie wenig Recht wird trotzdem der jedesmalige Rest aufrecht erhalten!

Anders versuchte Schleiermacher (Der christliche Glaube §. 130, 4) den Bann des starren Kanons zu brechen und doch etwas Normatives zu behalten. Er will ihn nicht unbesehen aus den Händen der alten Kirche hinnehmen, sondern fordert für die Kirche das Recht, nach ihrer fortschreitenden Erkenntniß an seiner Feststellung immer noch zu arbeiten. Der dabei herauskommende Kanon bleibt aber doch die Sammlung der Bücher normativen Ansehens. Will man diese Voraussetzung gelten lassen, so ist der Gedanke ohne Frage richtig; aber das so gewonnene Recht ist auch abgesehen von ihr sehr illusorisch. Höchstens im Ausscheiden von Büchern könnte es von Bedeutung werden, und gerade dies weist Schleiermacher so ziemlich ab. Was aber die Aufnahme neuer betrifft, so ist daran kaum zu denken. Man muß zugestehen, daß die Kirche, um beim Neuen Testament stehen zu bleiben, trotz aller Gewaltsamkeiten, rein auf den Inhalt gesehen, bei der Auswahl doch immer einen glücklichen Griff bewährt hat, und daß die uns bekannten außerkanonischen Bücher von den kanonischen zwar nicht durch eine Art Sündenfall getrennt sind, aber doch an Würde und Geschmack hinter der großen Mehrzahl derselben zurückstehen. Und die nicht wenig zahlreichen verlorenen Schriften, welche wegen ihres hohen Alters unbedingte Aufnahme beanspruchen könnten, dem heutigen Geschlechte aber bei ihrem meist gewiß stark judaistischen Charakter kaum viel Freude gewähren dürften, werden aus dem ihnen von der Kirche bereiteten Grabe nie wieder auferstehen.

Die völlige Erhabenheit über alle sonstigen Bücher sucht man dem Kanon, speciell dem neutestamentlichen — denn das Alte Testament ist in den weitesten Kreisen der Theologen preisgegeben — in neuerer Zeit, zum Theil in Verbindung mit Schleiermacher's Ansicht, meist aber unter Anerkennung desselben in seiner gegebenen Gestalt, damit zu vindiciren, daß er zwar in jedem seiner Theile eine einseitige, in deren Summe aber eine allseitige und dadurch unbedingt zutreffende Auffassung von der in Christus erschienenen Offenbarung biete[89], oder daß für jede der in der Urkirche vorgekommenen und in der späteren Geschichte denkbaren Lebenserscheinungen eins seiner Bücher eine entsprechende Darstellung und Belehrung gewähre und so das Schriftganze sich als göttlich beabsichtigte Erfüllung aller Bedürfnisse der Kirche erweise[90], oder daß gerade diese Bücher, obgleich theilweise unecht, sich durch zutreffende Wiedergabe der genuinen alttestamentlichen Religion (im Unterschied von dem religiös auf Abwege gerathenen Judenthum) als maßgebend für das Christenthum darstellen[91]. Allein abgesehen davon, ob das wirklich zutrifft, was da von den einzelnen Büchern behauptet wird — es unterliegt den allergrößten Bedenken — so würde auch das Geforderte gar nicht einmal bewiesen. Die Möglichkeit, die verschiedenen durch das Prisma zerstreuten Strahlen, welche von Jesu ausgegangen, im Auge des Beschauers zu einem zutreffenden Gesammtbilde zu vereinigen, ist ja ein reines Postulat; die Richtigkeit des Bildes kann nie controlirt werden. Angemessenheit für alle Lagen der Kirche oder authentisches Verständniß der genuinen alttestamentlichen Religion können aber nie einen specifischen Vorzug vor andern Büchern begründen.

3) Anstatt aller solcher Versuche ist das einzig folgerichtige Ergebniß der bisherigen Entwickelung die gänzliche Aufgabe der Idee eines Kanons. Mit unwiderstehlicher Gewalt hat sich die Auflösung des Begriffs vollzogen; nirgends kann der Bewegung halt geboten werden. Die Dictate des Heiligen Geistes haben sich in Schriften verwandelt, welche sich der Art nach in nichts von menschlichen Büchern unterscheiden und der freiesten Kritik nach allen Richtungen unterliegen. Nicht einmal Urkunden über die Entstehung des Christenthums darf man sie nennen; denn damit verbindet sich sofort der

87) Vgl. unter Inspiration S. 82—85. 88) Vgl. besonders Walther, Was lehren die neueren orthodox sein wollenden Theologen von der Inspiration? Separatabdruck aus „Lehre und Wehre" 1871.

89) Rothe, Zur Dogmatik (1863), 300—356. Dasselbe vorher in den theol. Studien und Kritiken 1860, 287—338. 90) von Hofmann, Schriftbeweis, 2. Aufl. I (1857), 670—678. II, 2 (1860), 98—109. Die heil. Schrift N. T. I (1862), 45—54. 91) Ritschl, Christl. Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung II (1874), 14—18.

verhängnißvolle Irrthum, daß alle ihre Angaben authentisch seien, was weder vorausgesetzt werden darf, noch auch der Forschung sich bestätigt. Nur Urkunden aus der Zeitnähe der Entstehung des Christenthums dürfen sie heißen.

Auf diesem Standpunkt besteht nun keinerlei Veranlassung mehr, den Bestand der gegenwärtigen Bibel zu alteriren. Ihn uns von der so vielfach irrenden alten Kirche, ja bezüglich des Alten Testaments von den Juden vorschreiben zu lassen, verursacht nicht das geringste Bedenken, da er eben nicht mehr das unbedingt Maßgebende ist. Das Urtheil früherer Geschlechter, daß gerade diese Bücher kanonisch seien, wird vollkommen respectirt, aber auf die ihm gebührende Tragweite eingeschränkt; ohne dies müßte allerdings von dem Rechte der Ausscheidung ein weitgehender Gebrauch gemacht werden. Allein die Aufhebung der Idee des Kanons ist nicht so gemeint, wie wenn z. B. der Tübinger Schule vorgeworfen wird, daß durch ihre Verweisung der meisten neutestamentlichen Bücher ins 2. Jahrhundert die Idee eines Kanons auf weniges reducirt sei.[92] Hierbei ist unter Kanon eine authentische Bezeugung des ursprünglichen Christenthums verstanden. Diese authentische Bezeugung ist aber trotz aller Abschwächung immer noch das alte Postulat; und vor welchen Abgrund würden wir gestellt, wenn, was doch nicht als undenkbar abgewiesen werden darf, die Kritik zeigte, daß eine wirklich authentische Darstellung dessen, was Jesus gewesen, überhaupt nicht mehr vorliege! Durch diese Auffassung gerade wird mit dem Kanon zugleich das Christenthum der Gefahr der Auflösung ausgesetzt.[93] Die hier geforderte Auflösung dagegen geschieht nicht durch historische Urtheile und würde z. B. bei Echtheit sämmtlicher neutestamentlicher Schriften eben so nöthig sein. Sie schließt nur dies in sich, daß die specifische Erhabenheit der Bibel über andere Bücher beseitigt, der Artunterschied in einen Gradunterschied verwandelt wird. Nicht auf der einen Seite specifische Göttlichkeit, auf der andern rein menschlicher Ursprung, sondern eine einzige Reihe von kanonischen und außerkanonischen Schriften, innerhalb deren jede ihren Platz lediglich nach ihrem inneren Werthe angewiesen erhält. So löst sich auch die auf anderm Standpunkte so unlösbare Apokryphenfrage (V, 2); und alle Protestanten, welche gegen Ausmerzung der Apokryphen sich erhoben, haben mehr oder weniger klar bewußt diesen Grundsatz getheilt. Der Werth eines Buches nun bestimmt sich nicht nach äußeren Zeugnissen, sondern rein nach dem, was gerade die Lutherische Orthodoxie, hierin wirklich genuin religiös, das testimonium spiritus sancti in cordibus fidelium genannt hat, nur daß dieses Zeugniß nicht als ein objectiv und auf alle gleich stark wirkendes, sondern lediglich als ein subjectiv vermitteltes gefaßt werden kann. Daß der Eindruck, welchen ein Buch auf ein religiöses Gemüth macht, stets etwas Unsicheres an sich hat, darf nicht hindern, ihn zum Entscheidungsgrund zu machen; denn wir haben eben nur diesen. Und es liegt darin die große Errungenschaft des protestantischen Princips, daß die Anerkennung eines Buches niemand aufgezwungen werden kann, sondern sich ihm erst in eigener Erfahrung bewähren muß.

Alles dies geht gar nicht darauf aus, die Göttlichkeit und grundlegende Bedeutung der Bibel für das Christenthum zu leugnen. Wer überhaupt Göttliches in den menschlichen Dingen anerkennt, erblickt es auch in der Bibel, nur nicht in einer von andern religiösen Büchern specifisch verschiedenen Art. Daß aber die Bibel und speciell das Neue Testament neben manchem religiös zum Theil recht tief Stehenden wirklich die grundlegenden Gedanken des Christenthums in besonders ursprünglicher und lebenskräftiger Fassung bietet und die relativ treuesten Urkunden über die Entstehung des Christenthums enthält, kann nunmehr um so freudiger hervorgehoben werden, da sie nicht mehr als Kanon gilt.

Einzig wegen der Bedürfnisse der Kirche könnte man geneigt sein, einen Kanon zuzugestehen, weil diese in der That, wie es die Geschichte gezeigt hat (vgl. I ex.), bei ihrer jetzigen Loslösung von dem ursprünglichen Leben ihrer Religion ein Buch bedarf, durch das sie sich immer wieder in ihre Urzeit zurückversetzt und aus ihr erneuert. Allein wirklich normativ dürfte und würde dieser Kanon trotzdem nicht sein; denn die Annahme, daß die urchristliche Epoche in ihren religiösen Aeußerungen für alle Folgezeit unbedingt maßgebend sei, weil sich damals das religiöse Leben am reinsten und ursprünglichsten ausgewirkt habe, beruht weit mehr, als man sich gewöhnlich gestehen mag, auf bloßem Postulat und wird deshalb praktisch auch nie in dem Umfange der theoretischen Aussagen darüber befolgt. Die Kirche soll und wird sich vielmehr an den Schriften ihrer Urzeit nur immer wieder orientiren; diesem Zwecke aber genügen jene Bücher auch ohne ein Kanon zu sein, rein in ihrer Eigenschaft als die besten Urkunden aus dem Urchristenthum, welche uns zu Gebote stehen. Und so wäre denn wol zu wünschen, daß, wie Rothe (Zur Dogmatik 165 fg., 252, 272) längst gefordert hat, man dürfe die Bibel ehrlicherweise ferner weder Gottes Wort noch inspirirt noch gottmenschlich nennen, auch der Name Kanon, abgesehen von seinem rein historischen Sinne, außer Gebrauch gesetzt würde, weil ihm, und zwar ganz mit Recht, der Begriff des unbedingt Normativen anhaftet, den doch so gut wie alle Theologen preisgeben.

Literatur. 1) Ueber den ganzen Kanon: Semler, Abhandlung von freier Untersuchung des Kanon 1771—75. — Schmid, Chn. Frdr., Historia antiqua et vindicatio canonis 1775. — (Corrodi) Versuch einer Beleuchtung der Gesch. des jüd. und christl. Bibelkanons. 2 Bdchen 1792. — de Wette, Einl. in die Bibel I, 1817. 8. Aufl. von Schrader 1869. — Ewald, Gesch. des Volkes Israel VII (1859). 2. Aufl. (1868), 448—521. — Reuß, Histoire du canon des écritures saintes dans l'église chrétienne 1863.

92) Reuß, Gesch. der heil. Schriften N. T. §. 344. 93) Dies thut besonders deutlich Rothe 297—300. In den Studien und Kritiken 1860, 285—287.

Dasselbe auch in der Strasburger Revue de théologie 1860 fg.

2) Ueber das Alte Testament: Movers, Loci quidam historiae canonis V. T. illustrati 1842. — Welte in der Tübinger theol. Quartalschrift 1855, 58—95. — Herzfeld, Gesch. des Volkes Jisrael von Zerstörung des ersten Tempels III (1857), 48—57. 92—105. — Dillmann in den Jahrbüchern für deutsche Theol. 1858, 419—491. — Oehler in Herzog's Realencykl. VII (1857), 243—270. — Fürst, Der Kanon des A. T. nach den Ueberlieferungen in Talmud und Midrasch 1868. — Diestel, Gesch. des A. T. in der christl. Kirche (1869), 18—28. 69—78 und sonst. — Steiner in Schenkel's Bibellexikon III (1871), 481—489. — Geiger, Abr., Nachgelassene Schriften IV (1876), 6—17. — Bloch, Studien zur Gesch. der Sammlung der althebr. Literatur 1875. — Strack bei Herzog, 2. Aufl. VII (1881), 412—451. — Sodann die Einleitungen ins A. T., darunter Eichhorn I, 1780. 4. Aufl. 1823. — Jahn I, 2. Aufl. 1802. — Hävernick I, 1, 1836. — Keil 1853, 3. Aufl. 1873, und besonders Kuenen 1865 (Titel s. Anm. 67). — Nöldeke 1868 (Die alttest. Literatur 236—243). — Bleek 1860. 3. Aufl. von Kamphausen 1870. 4. Aufl. von Wellhausen 1878. — Reuß (Geschichte der heil. Schriften A. T.) 1881, §§. 411—414. 554. 579 fg.

3) Ueber das Neue Testament: Jachmann in der Zeitschr. f. histor. Theol. 1842, 2, 3—40. — Thiersch, Versuch zur Herstellung des histor. Standpunkts für die Kritik der neutest. Schriften (1845) 305—443. — Credner, Zur Gesch. des Kanons 1847. — Gesch. des neutest. Kanons, herausg. von Volkmar 1860. — Landerer bei Herzog VII (1857), 270—303. — Hilgenfeld, Der Kanon und die Kritik des N. T. 1863. — Holtzmann bei Schenkel III (1871), 489—493. — Overbeck, Zur Gesch. des Kanons 1880. — Schmidt, Wold., bei Herzog, 2. Aufl. VII (1881), 451—474. — Westcott, The Canon of the N. T. 5. ed. 1881. — Ferner die Einleitungen: Guericke 1843, 3. Aufl. 1868. — v. Hofmann, Die heil. Schrift N. T. IX (1881), 403—410, und besonders Reuß (Geschichte der heil. Schriften N. T.) 1842. 5. Aufl. 1874. — Bleek 1862. 3. Aufl. von Mangold 1875. — Hilgenfeld 1875. — Außerdem: Kirchhofer, Quellensammlung zur Geschichte des neutest. Kanons bis auf Hieronymus 1844, und darauf basirt Charteris, Canonicity 1880 (s. Gött. gel. Anzeigen 1881, 445—448). — Die wichtigsten der hier zusammengetragenen Stellen sind übrigens auch in den meisten der obengenannten Werke abgedruckt. — Vgl. außerdem noch die Anm. 77, 83 und 130 angeführten Schriften.

Die wichtigsten neueren Drucke der alttest. und neutest. Apokryphen und Pseudepigraphen (vgl. den Artikel „Apokryphen", Sect. I, Thl. 4, S. 413). Libri V. T. apocryphi ed. Fritzsche 1871. Accedunt libri pseudepigraphi selecti. Letztere auch apart (darin die Psalmen Salomo's, 4 Esra, Apokal. Baruch's, Himmelfahrt Mosis). — Jesus Sirach, deutsch von Fritzsche im Handb. zu den Apokr. V (1859). — Kneucker, Das Buch Baruch 1879. — Reliqua verborum Baruchi äthiopisch in Dillmann's chrestomathia aeth. 1866, griechisch als παραλειπόμενα Ἰερεμίου bei Ceriani, monumenta sacra et profana V, 1 (1868), 9—18, deutsch von Prätorius in Hilgenfeld's Zeitschr. f. wiss. Theol. 1872, 230—247 und von König in den theol. Stud. und Krit. 1877, 318—338. — Hilgenfeld, Messias Judaeorum 1869 (Psalmen Salomo's, 4 Esra, Himmelfahrt Mosis). — Psalmen Salomo's von Hilgenfeld, Zeitschr. für wiss. Theol. 1868, 133—168 und deutsch ebendas. 1871, 383—418. — Assumptio Mosis bei Ceriani I, 1 (1861), 55—64; in Merx' Archiv fürs A. T. I (1867), 111—152; in Hilgenfeld's Zeitschr. 1868, 273—309. 356. — 4 Esra und Mose Prophetie und Himmelfahrt bei Volkmar, Handb. der Einl. in die Apokr. II (1863), III (1867). — Bensly, The missing fragment of the latin translation of the fourth book of Ezra 1875. — Apokalypse Baruch's lateinisch bei Ceriani I, 2 (1866), 73—98; syrisch ebendas. V, 2 (1871), 113—180. — Geschichte Daniel's persisch und deutsch von Zotenberg in Merx' Archiv I (1869), 385—427. — Das Buch Henoch in Uebersetzung mit Commentar von A. G. Hoffmann 1833. Dass. übersetzt und erklärt von Dillmann 1853 (äthiopisch 1851). — Die Himmelfahrt und Vision des Jesaias, deutsch von Jolowicz 1854. Ascensio Jesaiae aethiopice et lat. ed. Dillmann 1877. — Das Buch der Jubiläen oder die kleine Genesis von Rönsch 1874; deutsch von Dillmann in Ewald's Jahrbüchern der bibl. Wissenschaft II (1850), 230—256; III (1851), 1—96 (äthiop. von Dillmann 1859). — Das christl. Adambuch des Morgenlandes (deutsch) von Dillmann 1853. Dass. in Ewald's Jahrbüchern V (1853), 1—144. — Testamentum (oder apocalypsis oder poenitentia) Adami ed. Renan, Journal asiatique, serie V, t. II (1853), p. 427—470. — Testamenta XII patriarcharum ed. Sinker. Cambridge 1869.

Thilo, Codex apocryphus N. T. I, 1832 (Evangelien und Verwandtes). — Ders., Acta Thomae 1823 und in Programmen: Acta Petri et Pauli 1837 fg. Andreae et Matthiae 1846. Fragm. actuum S. Joannis a Leucio Charino conscriptorum I, 1847. — Tischendorf, Evangelia apocrypha 1853. 2. Aufl. 1876. Acta apostolorum apocrypha 1851. Apocalypses apocryphae 1866 (mit wichtigen Nachträgen zu den beiden vorhergehenden). — Hilgenfeld, Novum testamentum extra canonem receptum, 4 fasc. 1866. In 2. Aufl. fasc. I—III: Clemens Rom. und assumptio Mosis 1876. Barnabas 1877. Hermas und Elxaibuch 1881. Fasc. IV enthält wichtige Fragmente. — Patrum apostolicorum opera ed. Hefele 1839. 5. Aufl. von Funk 1878. — Dies. ed. Dressel 1857. — Dies. edd. v. Gebhardt, Harnack und Zahn 1875—77 (I, 1 Clemens Rom.; I, 2 Barnabas, Papias, Presbyter bei Irenäus, röm. regula fidei, Brief an Diognet; II Ignatius, Polykarp; III Hermas). Fasc. I, 1. 2 in 2. Aufl. 1876. 1878. Hier zugleich Verzeichnisse der zahlreichen

älteren Ausgaben. Der bloße Text in der editio minor 1877. — Borberg, Die apokryph. Evangelien und Apostelgeschichten, deutsch 1841. — W. Wright, Apocryphal Acts of the Apostles, syrisch 1871. — Nicholson, The gospel according to the Hebrews 1879. — Acta Joannis, bearbeitet von Zahn 1880. — Acta S. Timothei ed. Usener 1877. — Das Apostel- und Missionarbuch oder Abdias' Geschichte aller 12 Apostel, 2. Aufl. 1835. — Philipps, The doctrine of Addai the Apostle, syrisch und englisch 1876. Dasselbe armenisch und französisch als Lettre d'Abgar ou histoire de la conversion des Edesséens par Laboubnia, écrivain contemporain des apôtres. Venise 1868. — Rinck, Das Sendschreiben der Corinther an den Apostel Paulus und das 3. Sendschr. Pauli an die Corinther 1823. — Anger, Ueber den Laodicenerbrief 1843. — Westerburg, Ursprung der Sage, daß Seneca Christ gewesen sei. Nebst einer Recension des apokryph. Briefwechsels des Apostels Paulus mit Seneca 1881. — Didascalia apostolorum Syriace (ed. Lagarde) 1854. — Constitutiones apostolicae ed. Ueltzen 1853 (mit den canones apostol.). — Reliquiae juris ecclesiastici antiquissimae graece ed. Lagarde 1856 (in demselben Jahre auch syrisch). — Clementis Rom. recognitiones, lat. von Gersdorf 1838, syrisch von Lagarde 1861. — Clementis Rom. homiliae viginti ed. Dressel 1853 (griech.). — Clementina (dasselbe) ed. Lagarde 1865. — Clem. epp. binae de virginitate. Syr. ed. Beelen 1856. Deutsch von Zingerle 1827. (*Paul Wilh. Schmiedel.*)

KANON (in der Rechtssprache) bedeutet die jährliche Geldabgabe, auf welche eine bis dahin ihrem Betrage oder ihrem Anfalle nach ungewisse Leistung oder Beschränkung regulirt oder abgelöst wird, z. B. Laudemial-Kanon. — Im römischen Rechte versteht man unter Kanon die vertragsmäßig festzusetzende jährliche Abgabe, welche der Emphyteuta an den Eigenthümer des Grundstücks zu zahlen hatte, und wegen deren Nichtentrichtung er von letzterem seines Rechts entsetzt werden konnte; im deutschen Rechte des Mittelalters auch wol den Erbzins oder die festgesetzte Pachtsumme, welche die Erbpächter (Colonen) jährlich an den Grundherrn entrichten mußten. Heutzutage sind Grundbelastungen solcher Art durch die moderne Ablösungsgesetzgebung meistens beseitigt. (*Albrecht Just.*)

KANON (in der Mathematik und Astronomie). In seiner ursprünglichen Bedeutung als Richtschnur oder Regel wird das Wort Kanon in der mathematischen Literatur nur bei den älteren Schriftstellern gebraucht; dagegen dient es noch gegenwärtig (auch in dem Diminutiv Kanonion) zur Bezeichnung einer nach bestimmter Regel berechneten Tabelle oder Tafel von Zahlen, wie Canon logarithmorum, Canon ascensionum rectarum etc. Nur in der Theorie der Gleichungen (binären Formen) sind dem Worte kanonisch besondere, aber verschiedene Bedeutungen beigelegt worden. Harriot (Artis analitycae praxis 1631) nennt aequatio canonica eine solche, bei welcher die Coëfficienten als Functionen der Wurzeln ausgedrückt sind. Sylvester hat (Philos. Magazine 1851) das Wort in die Invariantentheorie eingeführt, indem er zeigte, daß jede binäre Form von der ungeraden Ordnung 2n—1 auf die „kanonische Form"

$$a_1 (x_1 \times \alpha_1 x_2)^{2n-1} + a_2 (x_1 \times \alpha_2 x_2)^{2n-1} \cdot \cdot \cdot \cdot + a_n (x_1 \times \alpha_n x_2)^{2n-1}$$

durch Lösung einer Gleichung nten Grades gebracht werden kann, während bei Formen gerader Ordnung durch Auflösung einer Gleichung $n \times 1$ten Grades die kanonische Form:

$$a_1 (x_1 \times \alpha_1 x_2)^{2n} + a_2 (x_1 \times \alpha_2 x_2)^{2n} + \cdot \cdot \cdot \cdot a_n (x_1 \times \alpha_n x_2)^{2n} + bT (x_1 \times \alpha_1 x_2)(x_1 \times \alpha_1 x_2) \cdot \cdot \cdot (x_1 \times \alpha_n x_2)$$

zu erzielen ist (Cayley, Journal f. Math. B. 54). T bedeutet hierbei eine Covariante nter Ordnung der Form:

$$(x_1 \times \alpha_1 x_2)(x_1 \times \alpha_2 x_2) \cdot \cdot \cdot \cdot (x_1 \times \alpha_n x_2)$$

Clebsch definirt in seiner „Theorie der algebraischen binären Formen" als kanonische Darstellung eine solche, bei welcher die Zahl der nicht numerischen Coëfficienten durch lineare Transformation auf ein Minimum reducirt wird. Da durch die lineare Transformation nur höchstens vier Coëfficienten festgelegt werden können, so ist diese Art der kanonischen Darstellung vornehmlich nur bei Formen niederer Ordnung von Interesse. (*Ax. Harnack.*)

KANON (in der bildenden Kunst) ist die Bezeichnung der Norm oder Regel für die Schönheit und Harmonie des menschlichen Körpers. Der Künstler, der in dieser Richtung seine Studien nach lebenden Modellen machen will, wird bald herausfinden, daß diese in den meisten Fällen an Ausladung oder an Verkrüppelung und Dürre der Formen leiden und daß ihn darum bei dem Studium nach der Natur eine feste Norm leiten müsse, die ihm die Schönheitsverhältnisse offenbare. Unter dem Titel Kanon gab Polyklet der Aeltere (geb. um 480 v. Chr.) eine Schrift, ein solches Gesetzbuch der Schönheit der menschlichen Körperform heraus, das von den folgenden griechischen Künstlern eifrig studirt und befolgt wurde. Ueber das Princip seiner Theorie sind wir nicht ganz im Unklaren, wenn uns auch leider sein Werk nicht erhalten blieb. Es waren darin alle Symmetrien der Körpertheile dargelegt, des Fingers zum Finger, aller Finger zur flachen Hand, dieser zur Handwurzel, dieser zum Elnbogen, dieses zum Arm u. s. f. Ex ungue leonem, d. h. zu einem gegebenen Torso die fehlenden Theile, ja zu einer gegebenen Hand den dazugehörigen Körper construiren. Um mit dieser Regel auch das Vorbild zu geben und seine Theorie greifbar zu machen, vollendete er nach dieser Norm eine Statue, nach gewöhnlicher Annahme den Doryphoros, einen speertragenden Jüngling, von dem sich wahrscheinlich eine Nachbildung im Museum zu Neapel befindet. Vielleicht ist hier auch der Diadumenos zu nennen, ein nackter Jüngling, der sich die Siegesbinde umlegt (davon eine Nachbildung in der Farnesischen Sammlung). Dieser zeigt die Weichheit des jugendlichen Körpers, jener die jugendliche Kraft. In der Geschichte

der Kunst sind die Untersuchungen über den Schönheitskanon noch oft unternommen worden, so von Euphranor im 3. Jahrh. v. Chr., dann später, nachdem Pollajuolo um 1475 die Ergebnisse der medicinischen Anatomie für eine künstlerische zu verwerthen begonnen hatte, von Michel Angelo und Lionardo. Auch Dürer sucht und studirt das (absolute oder ideale) Maß des Körpers und gibt ein Werk über dessen Proportionen heraus. In neuerer Zeit ist Schadow's Werk: Polyklet (Berlin 1834) und das von A. Zeising: Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers, Leipzig 1854, zu nennen.

Außer den angeführten Werken s. Brunn, Geschichte der griechischen Künstler, I, 219 fg. (*J. E. Wessely.*)

KANON, Canon (in der Musik) ist eine polyphone Compositionsform für Singstimmen oder Instrumente, in welcher eine oder mehrere Melodien unter Beobachtung des einfachen oder doppelten Contrapunktes nachahmungsweise von verschiedenen Stimmen vorgetragen werden.

Entscheidend dafür, ob ein Kanon ein einfacher (simplex), doppelter (duplex), dreifacher (triplex), vierfacher (quadruplex) ꝛc. sei, ist die Anzahl der zur Verwendung kommenden selbständigen Melodien oder Themata, nicht aber der Stimmen, welche sich an der Ausführung betheiligen. Der Kanon unterscheidet sich von der Fuge (s. d.), welche gleichfalls eine Nachahmungsform ist, durch sein melodisch freieres Wesen, während letztere sowol in Bezug auf thematische Gestaltung als auch auf die modulatorische Ordnung an ganz bestimmte Gesetze gebunden ist.

Gewöhnlich ist es die kürzere Lied- oder Arienform, welche den Kanonthemen zu Grunde liegt. Setzt einfach eine Stimme nach der andern ein, und zwar so, daß jede entweder nur ihre Melodie vorträgt und dann schließt, oder die ersten Stimmen zu den später folgenden sich in freiem Gegensatz so lange fortbewegen, bis diejenige Stimme, welche das Thema zuletzt vorgetragen hat, mit diesem zu Ende ist, so genügt die Anwendung des einfachen Contrapunktes. Setzen dagegen die einzelnen Stimmen, nachdem sie mit ihrem Thema zu Ende sind, mit demselben wieder von neuem ein, sodaß jede derselben bald als Ober-, Mittel- oder Unterstimme erscheint, so muß der Kanon, d. h. die Grundmelodie mit ihren Nach-, resp. Gegensätzen gleich von vornherein im doppelten Contrapunkt entworfen sein.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß es zwei Hauptgattungen von Kanons gibt: unendliche und endliche. Der unendliche Kanon (Canon infinitus, perpetuus), wie er uns in jedem Schulkanon vorliegt, unterscheidet sich von dem endlichen dadurch, daß jede einzelne Stimme, nachdem sie ihre Melodie vorgetragen hat, mit derselben immer wieder von neuem einsetzt, während in dem endlichen Kanon die Stimmen zu einem gemeinschaftlichen Schluß verbunden werden, indem entweder die strenge Nachahmung an geeigneter Stelle abgebrochen und jede Stimme in mehr oder weniger freiem Gange in den Schlußton geführt, oder eine besondere Coda angehangen wird, in welcher ebenfalls meist an Stelle der strengen Nachahmung eine freiere Polyphonie tritt.

Gewisse Kanonformen, wie die des rückgängigen oder krebsgängigen Kanons u. a., schließen den Begriff des „unendlichen Kanons" nicht unbedingt aus, kommen aber doch seltener als langgesponnene Nachahmungssätze vor.

Mit dem Spiegel- oder Krebskanon (Canon cancrizans) sind wir auf das Gebiet der künstlicheren Kanons gelangt, auf welchem sich nicht allein die Tonsetzer der Niederländischen Schule, sondern auch viele Theoretiker der späteren Zeit mit Vorliebe ergingen. Viele dieser Gebilde zeigen oft die spitzfindigsten Combinationen. Dieselben haben daher, eben ihres gekünstelten Wesens halber, nur einen sehr untergeordneten ästhetischen Werth und können höchstens ein historisches Interesse in Anspruch nehmen oder allenfalls zu Studienzwecken mit Nutzen verwendet werden.

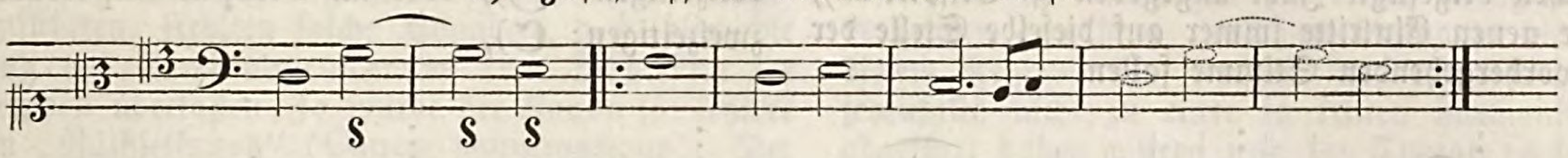
Die künstlicheren Kanons lassen sich nach drei Gesichtspunkten eintheilen: zunächst im Hinblick auf die Intervalle, in denen die einzelnen Stimmeneintritte erfolgen, — sodann in Rücksicht auf die rhythmischen Umgestaltungen, welche bei der Nachahmung zur Anwendung kommen (Augmentation, Diminution ꝛc.), — endlich in Bezug auf die Art und Weise der Nachahmung selbst, insofern letztere wieder stattfinden kann: a) in der geraden Bewegung (in motu recto), b) in der Gegenbewegung (motu contrario), und zwar entweder einfach nur nach den diatonischen Stufen: al contrario, oder streng nach den chromatischen Verhältnissen: alla riverso, al rovescio, roverscio; c) in der rück- oder krebsgängigen Bewegung (al cancrizans), wobei zu bemerken ist, daß diese verschiedenen Arten der Nachahmung bei der gehörigen Anzahl von Stimmen wieder beliebig miteinander zu combiniren gehen.

Ein länger ausgeführter, recht wohlklingender Krebs- oder Spiegelkanon für 2 Violinen liegt von Mestrino vor: Duo tres facile et curieux) Mainz bei Schott (Pr. 25 Pf.). Zur Ausführung desselben stellen sich die Spielenden einander gegenüber, sodaß jeder derselben seine Stimme von dem zwischen beiden liegenden Notenblatt von oben an, also in umgekehrter Weise wie der Gegenpartner abliest.

Ein Kanon kann sich hinsichtlich der Notationsweise in zweierlei Gestalt darstellen, entweder als offener, aufgelöster (Canon apertus, resolutus, canone in partito), oder als geschlossener (Canon clausus, canone in corpo). Offen ist der Kanon, sobald alle Stimmen übersichtlich in Partitur gesetzt sind, geschlossen dagegen, wenn nur eine Stimme notirt und der Eintritt der übrigen Stimmen entweder durch S (Segno) oder irgendein anderes Zeichen kenntlich gemacht ist. Die beginnende Stimme heißt Proposta (Vorsatz), die nachfolgende Risposta (Nachsatz, Antwort), in einigen älteren Werken kommen dafür zuweilen die Benennungen Dux (der Führer) und Comes (der Begleiter) vor, Ausdrücke, welche jetzt vorzugsweise in der Fuge gebraucht werden. Erfolgen die Eintritte nicht alle auf gleichen, sondern auf verschiedenen Tonstufen, namentlich auf solchen, welche sich — ohne die Noten der in der Proposta gegebenen Me-

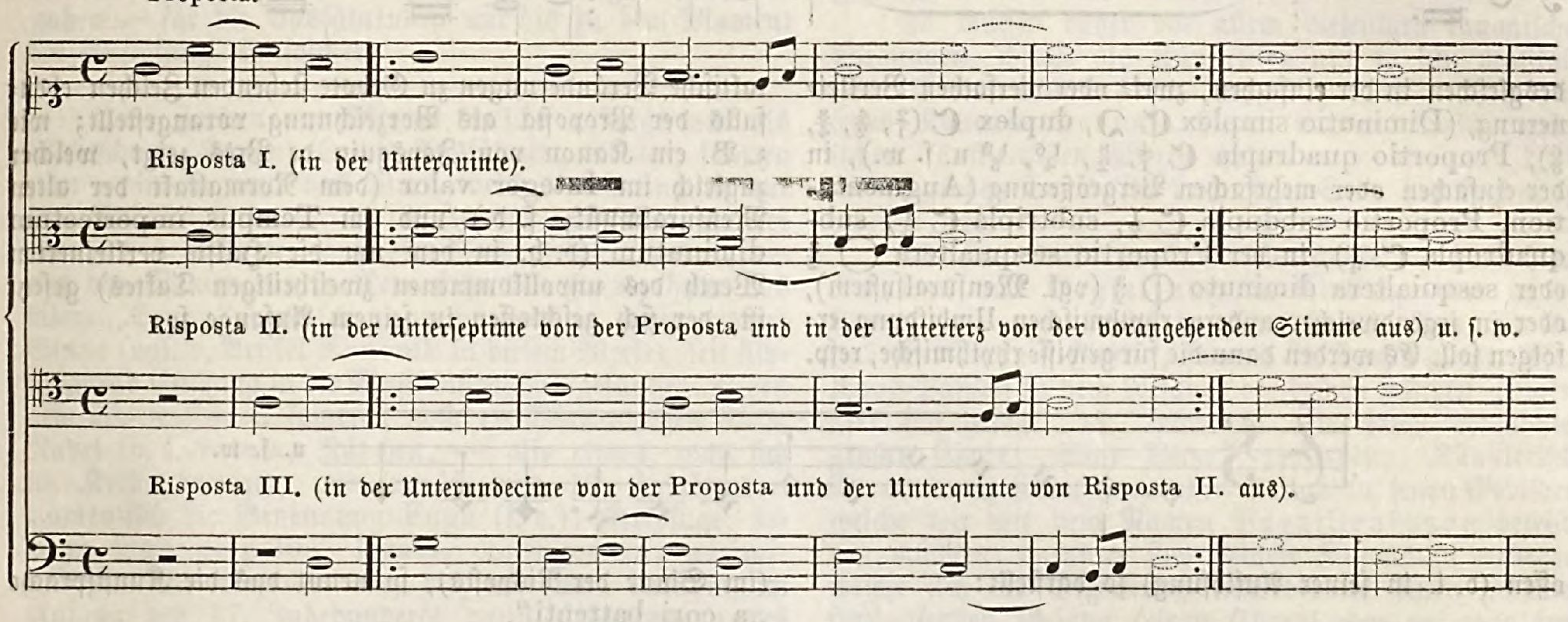
lodie von ihren Plätzen zu rücken — lediglich durch Anwendung verschiedener Schlüssel (vgl. d.) ergeben, so setzt man die entsprechenden Schlüssel als Vorzeichnung vor die Proposta. Ein Kanon von J. S. Bach, welcher zugleich ein Beispiel eines unendlichen sowie eines Kanons in der Gegenbewegung ist, möge dies verdeutlichen.

a) geschlossene Notationsweise:



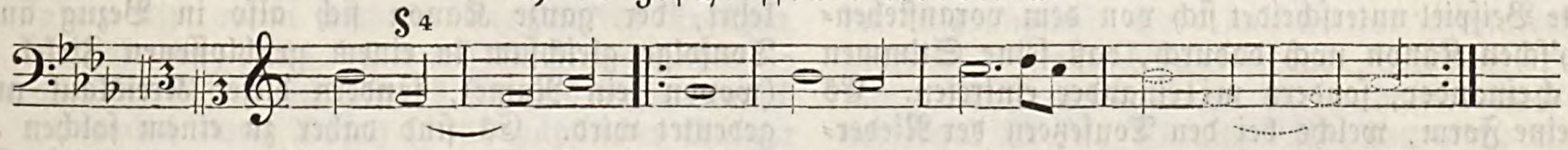
b) Auflösung in die offene Notationsweise:

Proposta.

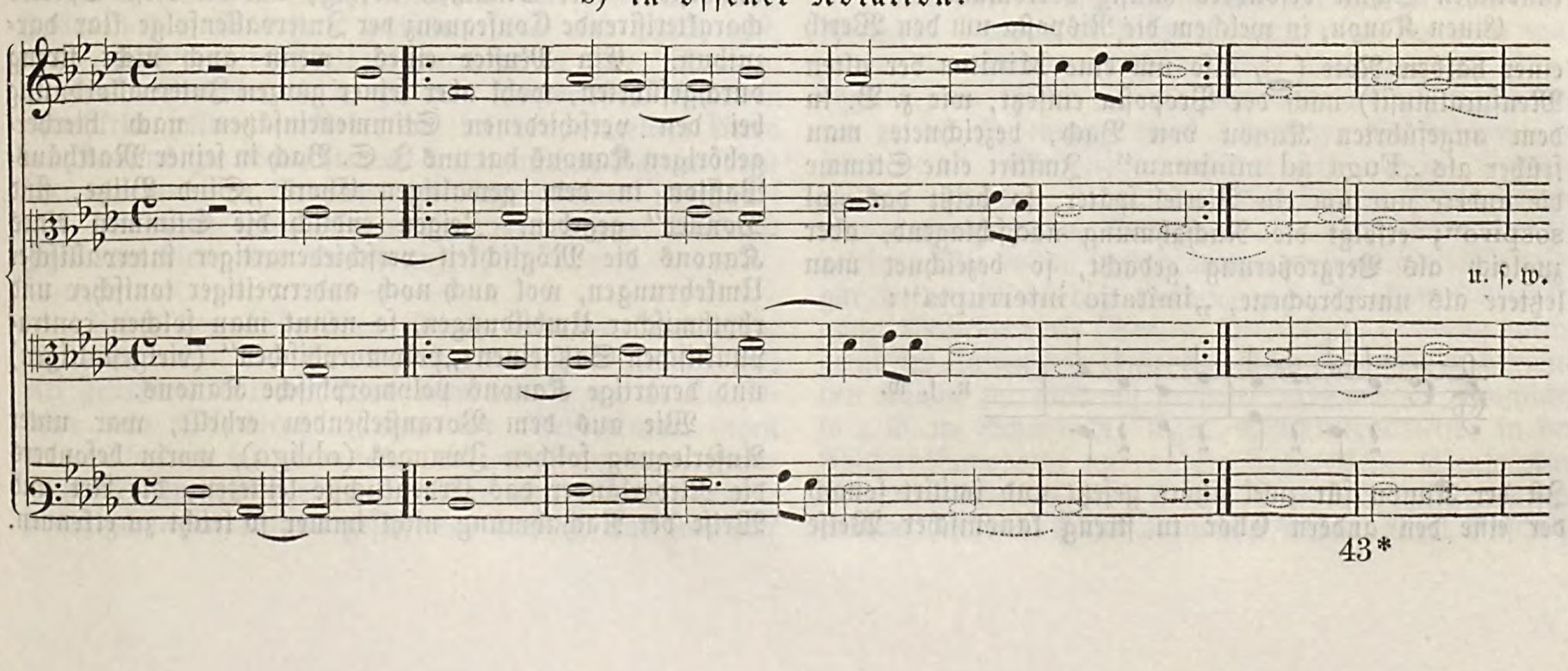


Derselbe Kanon erscheint nachstehend durch Umkehrung der Stimmenfolge sowie durch Transposition in eine andere Tonart und durch Benutzung anderer, entsprechender Schlüssel in der Gegenbewegung. Nicht allein aber fallen hier die Noten der antwortenden Stimmen (wie in dem voranstehenden Beispiel) mit den Notenplätzen der zweiten Proposta, sondern auch mit denen der ersten Proposta zusammen, sobald man das Blatt umdreht und die Noten von rechts nach links liest.

a) in geschlossener Notation:



b) in offener Notation:

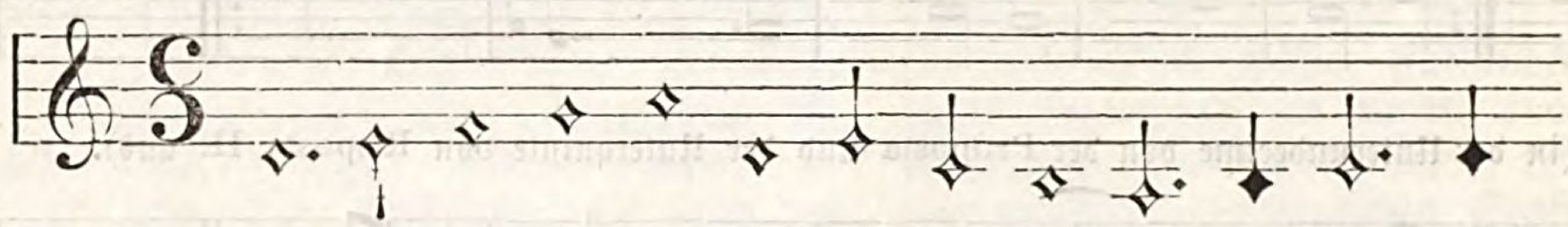


Die Stimmeneintritte und die Zahl der Stimmen, für welche der Kanon berechnet ist, werden, wie schon bemerkt, durch das Zeichen 𝄋 in der Proposta (s. Beispiel I), oder, was das Kürzeste ist, einfach durch eine jenem Zeichen beigefügte Zahl angegeben (s. Beispiel II), wofern die neuen Eintritte immer auf dieselbe Stelle der jedesmal vorhergehenden Stimme fallen.

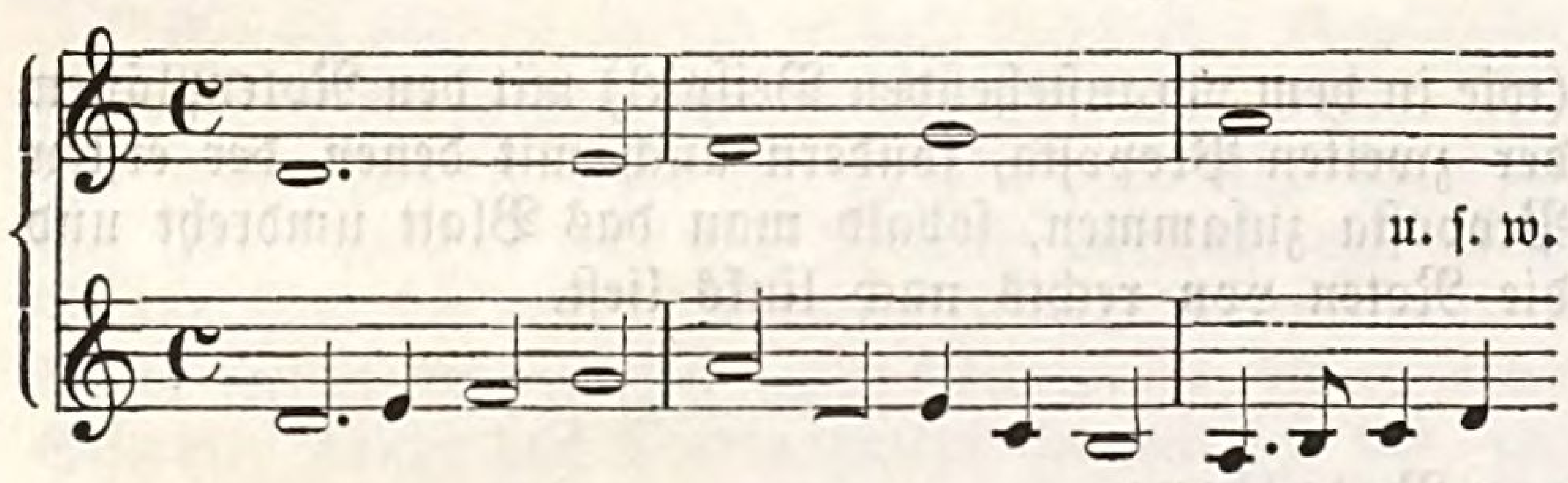
Etwas dem Voransetzen verschiedener Schlüssel Analoges geschieht, wenn die Nachahmung nicht im gleichen Takt und Rhythmus der Proposta, sondern im Gegensatz zu dieser, entweder im Tempus perfectum (dem dreizeitigen: ◯), oder im Tempus imperfectum (dem zweizeitigen: C),



desgleichen in der einfachen, zwei- oder vierfachen Verkleinerung, (Diminutio simplex ₵ Ↄ, duplex C ($\frac{2}{1}$, $\frac{4}{2}$, $\frac{8}{4}$, $\frac{6}{3}$), Proportio quadrupla C $\frac{4}{1}$, $\frac{8}{2}$, $\frac{16}{4}$, $\frac{12}{3}$ u. s. w.), in der einfachen oder mehrfachen Vergrößerung (Augmentation, Proportio subdupla C $\frac{1}{2}$, subtripla C $\frac{1}{3}$, subquadrupla C $\frac{1}{4}$), in der Proportio sesquialtera ◯ $\frac{3}{2}$ oder sesquialtera diminuto ⦶ $\frac{3}{2}$ (vgl. Mensuralsystem), oder in irgendwelcher andern rhythmischen Umbildung erfolgen soll. Es werden dann die für gewisse rhythmische, resp. taktische Veränderungen zu Gebote stehenden Zeichen ebenfalls der Proposta als Vorzeichnung vorangestellt; wie z. B. ein Kanon von Josquin de Près zeigt, welcher zugleich im Integer valor (dem Normaltakt der alten Mensuralmusik, s. d.) und im Tempus imperfectum diminutum (d. h. in dem um die Hälfte verkleinerten Werth des unvollkommenen zweitheiligen Taktes) gesetzt ist, der sich geschlossen in seinem Anfange so:


u. s. w.

offen (d. i. in seiner Auflösung) so darstellt:



Das letzte Beispiel unterscheidet sich von dem voranstehenden Bach'schen Kanon noch dadurch, daß seine Stimmen nicht nacheinander, sondern miteinander eintreten. Es ist dies eine Form, welche bei den Tonsetzern der Niederländischen Schule besonders häufig vorkommt.

Einen Kanon, in welchem die Risposta um den Werth einer halben Note (𝅗𝅥, also um eine Minima der alten Mensuralmusik) nach der Proposta einsetzt, wie z. B. in dem angeführten Kanon von Bach, bezeichnete man früher als „Fuga ad minimam". Imitirt eine Stimme die andere nur um ein Viertel später, so heißt das „al sospiro"; erfolgt die Nachahmung nachschlagend, aber zugleich als Vergrößerung gedacht, so bezeichnet man letztere als unterbrochene, „imitatio interrupta":


u. s. w.

Ist der Kanon für zwei Chöre gesetzt und imitirt sonach der eine den andern Chor in streng kanonischer Weise (im Sinne der Risposta), so nennt das die Kunstsprache „a cori battenti".

Erfolgen in einem Kanon die Stimmeneintritte immer in den nämlichen Intervallabständen, also entweder stets in Secunden, Terzen, Sexten oder Septimen, vorzugsweise aber in Quarten oder Quinten, so entsteht ein **Zirkelkanon**, selbst wenn die Stimmenzahl nicht so groß ist, daß sich der ganze Umlauf vollzieht und die letzte Stimme wieder in den Ton der Proposta zurückkehrt, der ganze Kanon sich also in Bezug auf seine Tonfolge gleichsam in einem geschlossenen Zirkel bewegt (wovon sein Name), sondern dieser Kreislauf nur angedeutet wird. Es sind daher zu einem solchen Kanon mindestens drei Stimmen nöthig, um die diese Species charakterisirende Consequenz der Intervallenfolge klar darzuthun. Ein Muster eines, wenn auch nicht streng durchgeführten, wohl aber seiner ganzen Intervallordnung bei den verschiedenen Stimmeneinsätzen nach hierhergehörigen Kanons hat uns J. S. Bach in seiner Matthäus-Passion in dem gewaltigen Chore „Sind Blitze, sind Donner" gegeben. Zeigen endlich die Stimmen eines Kanons die Möglichkeit verschiedenartiger intervallischer Umkehrungen, wol auch noch anderweitiger tonischer und rhythmischer Umbildungen, so nennt man solchen contrapunktischen Satz einen „polymorphischen" (vielgestaltigen) und derartige Kanons polymorphische Kanons.

Wie aus dem Voranstehenden erhellt, war unter Auferlegung solchen Zwanges (obligo), worin besonders die Niederländer das Erdenklichste leisteten, die Art und Weise der Nachahmung nicht immer so leicht zu erkennen.

Es wurden daher neben den bereits erwähnten Schlüsseln und Taktvorzeichnungen noch andere Zeichen und erklärende Beisätze (Mottos, Sprüche u. dgl. m.) nöthig, welche den Ausführenden als Richtschnur dienten und dieselben auf die richtige Ausführung jener sphynxhaften Tongebilde hinführten. Fehlten solche Angaben, d. h. blieb die Auflösung des betreffenden Kanons dem Scharfsinn der Ausführenden überlassen, so wurde der Kanon für letztere zu einem „Räthselkanon" (Canon aenigmaticus). Der Räthselkanon ist sonach keineswegs eine besondere Species des Kanons, sondern — infolge des Mangels aller Angaben — für die Ausführenden nur bis zu dem Moment der Auflösung ein solcher.

Jene Zeichen und Mottos, welche anfangs nur als Richtschnur (Kanon) für die Ausführung dienten, führten nun — indem man das Wort, welches ursprünglich nur jene Anhaltspunkte für die Auflösung geschlossen notirter Kanons bezeichnete, auf die Sache selbst übertrug — auf den Namen der in Rede stehenden Form; hatte das Wort „Kanon" doch schon, wenn auch in ganz anderm Sinne (vgl. d. Artikel Kanonik in diesem Werke), seit Pythagoras Eingang in die Musikwissenschaft gefunden. Neben dem Worte Kanon kommen noch die Benennungen Rota, Radel (d. i. rotula, Rädchen, — also etwas, was sich im Kreise bewegt), und im 15. und 16. Jahrhundert namentlich die Benennung Fuga (s. d.), Kreisfuge, sodann fuga perpetua, legata, conseguenza, a simiglianza und risposta vor, bis, wie schon erwähnt, im Anfang des 17. Jahrhunderts durch Uebertragung des zur Angabe der Ausführung bestimmten Zeichens, für welches die Componisten häufig geradezu das Wort „Canon" hinschrieben, auf die Sache selbst diese Bezeichnung zum musikalischen Gattungsnamen wurde.

Die Anfänge des Kanons datiren in die Zeit bald nach Entwickelung der Mehrstimmigkeit zurück; denn frühzeitig finden wir, wenn auch in ungeschickten Ansätzen, schon keimhaft vor, was sich durch die Niederländer — von deren Schule die Geschichte des Kanons unzertrennlich ist — namentlich durch Düfay (1380 päpstlicher Sänger in Rom, gestorben 1432), Okeghem (geboren um 1430), Josquin des Prés (geb. zwischen 1450 und 1453, gest. 1521, nach andern 1531), Pierre de la Rue, Mouton, Brumel, Gombert u. a. zu den kunstvollsten Gebilden entwickeln sollte. — Ueber die bei den einzelnen Arten des Kanons zu beobachtenden harmonischen Regeln sowie über die metrische Structur der Kanonthemen überhaupt gibt jede gute Compositionslehre die nöthige Auskunft (vgl. dort Lied- und Arienform).

Ueber den ästhetischen Werth und die künstlerische Verwendbarkeit des Kanons ist bis auf die neueste Zeit viel gestritten worden. Was man auch gegen die Künsteleien und Stimmenhäufungen der Niederländer sagen mag (Okeghem soll einen sechsunddreißigstimmigen, Franciscus Valentinus [gestorben 1654] sogar einen vierundzwanzigchörigen Kanon geschrieben haben), und wie sehr auch zugestanden werden muß, daß die meisten der auf diesem Gebiete zu Tage geförderten Spitzfindigkeiten unschön und der wahren Kunst nicht eben würdig sind, so darf doch andererseits der Nutzen nicht unterschätzt werden, den die Uebungen in dieser strengen Form dem Lernenden gewähren, und den überhaupt die Musik aus diesem Regelzwange gezogen hat, ohne welchen sie sich jedenfalls nicht zu einer so reinen harmonischen Kunst abgeklärt haben würde und der Tonsatz so frei, biegsam und beredt geworden wäre, wie dies in der That der Fall ist.

Es müssen daher vor allem diejenigen kanonischen Bildungen, welche als Künsteleien nur zu den musikalischen Curiosen und Albumscherzen zu zählen sind, von jenen Kanonformen unterschieden werden, welche wirklichen künstlerischen Werth haben und die uns durch unsere großen Tonmeister nach dieser Seite hin beglaubigt worden sind.

Es sind dies zunächst die größeren einfacheren Kanons mit Begleitung im Einklang oder in der Octav, wie uns solche in Cherubini's Oper Faniska und Beethoven's Fidelio, sodann in Bach's großer Matthäus-Passion in dem Gesange der beiden falschen Zeugen: „Er hat gesagt" ꝛc., sowie in dem schon erwähnten großen Chore: „Sind Blitze", vorliegen. Künstlerische Verwendung findet ferner der Kanon in jenen Gebilden, welche wir mit dem Namen Parasitenkanon bezeichnen möchten: darunter sind kleinere Kanons zu verstehen, welche sich als Begleitung entweder an einen größeren fortlaufenden Gesang (einen Choral oder an einen freierfundenen Cantus firmus), oder an einen größeren, streng durchgeführten Kanon anschließen, hauptsächlich aber als Choralkanon, und zwar entweder in der soeben angeführten Bedeutung als Begleitung zu einem gegebenen Choralgesange oder als kanonische Verarbeitung des Chorals selbst, wobei Ausschmückung und andere unwesentliche melodische und rhythmische Abweichungen von der ursprünglichen Choralmelodie der geschickteren Stimmführung wegen nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten sind. Meisterwerke dieser Art enthalten Bach's Choralvorspiele: Bd. V, VI und VII (Peters'sche Ausgabe).

Ein anderes hierhergehöriges Musterwerk ist das von Klengel: Canons et Fugues dans tous les tons majeurs et mineurs (1854). Seit Bach trat die Fuge (vgl. d.) an Stelle des Kanons und drängte den letzteren zu der Bedeutung eines technischen Vorstudiums zu jener herab. Gleichwol bemühten sich moderne Componisten — Grimm, Jadassohn, Kiel, Richter, Grell, Weitzmann, Hauptmann, Reinecke u. a. — diese Form neu zu beleben. Die beiden Erstgenannten versuchten derselben sogar wieder selbständige Geltung zu verschaffen, indem sie ganze Orchesterwerke (Suiten, Serenaden) in streng durchgeführter Kanonform schrieben. Auch Jos. Haydn benutzte den Kanon zur Bildung größerer selbständiger Tonstücke, so z. B. im Scherzo des sogen. Quintenquartetts, in der Abschiedssymphonie und andern Tonwerken. Ebenso war Mozart Meister in dieser Form. Von ihm existiren unter anderm mehrere Hefte Kanons, welche allem Anschein

nach vorwiegend zum Zweck erheiternder Unterhaltung geschrieben sind. Als integrirender Theil findet sich der Kanon in vielen größeren Vocal- sowie in Instrumentalwerken, hauptsächlich aber in der Fuge.

Als Studienwerke über den Kanon empfehlen sich besonders: J. M. Bononcini, Musicus practicus (Stuttgart 1701); Marpurg, Abhandlung von der Fuge (Ausgabe von Dehn, Leipzig 1858); Stölzel, Praktischer Beweis, wie aus einem Kanon deren mehrere zu machen sind; Kirnberger, Kunst des reinen Satzes (Berlin und Königsberg 1777 und 1779); Albrechtsberger, Anweisung zur Composition (Leipzig 1790); Cherubini, Cours de Contrepoint etc.; André (Offenbach 1838); J. C. Lobe, Lehrbuch der Composition, Bd. IV (Leipzig 1866); S. W. Dehn, Lehre vom Contrapunkt (Berlin 1859); Marx, Compositionslehre, Bd. II. (Leipzig 1847); Simon Sechter, Die Grundsätze der musikalischen Composition, Thl. III (Leipzig 1859); E. F. Richter, Lehrbuch der Fuge (Leipzig 1859); H. Bellermann, Der Contrapunkt (Berlin 1862); Otto Klauwell, Der Kanon in seiner geschichtlichen Entwickelung (Leipzig 1875); ferner jede ausführliche Compositionslehre.

Als Ergänzung zu diesem Artikel vgl. übrigens die Artikel: Contrapunkt; Compositionslehre; Fuge; Homophonie; Polyphoner Stil; Imitation; Nachahmung; Mensuralmusik. (*A. Tottmann.*)

KANON (im Buchdruck) ist die Bezeichnung für große Buchdrucklettern, mit welchen ursprünglich die Meßkanons gedruckt wurden und die jetzt auf Titeln, Anschlagzetteln u. s. w. Anwendung finden. Die Kanon-Type bildet im Schriftsystem (Kegel) einen bestimmten Schriftgrad und zerfällt in grobe und kleine Kanon; erstere hat in dem allgemeinen typographischen Punktsystem die Stärke von 40 Punkten, letztere eine solche von 36 Punkten. (*B. Siegfried.*)

KANONE, unzweifelhaft von dem lateinischen canna stammend und mit der italienischen vergrößernden Endung versehen, daher großes Rohr bedeutend, bezeichnet ein Geschütz, dessen Rohr eine relativ große Länge besitzt und das dazu bestimmt ist, Geschosse mit großer Geschwindigkeit, demnach mit möglichst starker Pulverladung in flachem Bogen zu schießen. Die ersten nach Benutzung des Schießpulvers zum Kriegsgebrauch auftretenden Geschütze waren ausschließlich Kanonen und hatten meist eine bedeutende Länge, weil man sehr große Ladungen anwendete und die Kraft derselben möglichst lange auf das Geschoß wirken lassen wollte. Versuche aber, welche Kaiser Karl V. anstellen ließ, zeigten, daß eine übermäßige Länge des Rohrs für die Steigerung der Wirkung nicht nur nicht vortheilhaft, sondern sogar nachtheilig sei, da die Anschläge der mit Spielraum geladenen Geschosse an den Seelenwänden einen Theil der ihnen durch die Ladung ertheilten Geschwindigkeit vernichten. Nach diesen Versuchen wurde die Länge der Seele der Kanonen, d. h. der cylindrischen Höhlung der Röhre, auf 18—22 Geschoßdurchmesser festgesetzt, ein Maß, das sich bis in neuere Zeit erhalten hat, wobei die Minimalgrenze von 18 Kaliber nur selten überschritten wurde. Die andern Arten der Geschütze, die Haubitzen und die Mörser, entstanden erst später und sind der Zahl nach gegenüber den Kanonen stets in der Minorität geblieben, während die letzteren sowol in der Feld-, als der Belagerungs- und Festungs- und auch der Schiffs-Artillerie stets die Mehrzahl gebildet haben.

Die ersten Kanonen wurden aus eisernen Stäben gebildet, die wie die Dauben eines Fasses aneinandergefügt und durch Reifen zusammengehalten wurden. Die geringe Haltbarkeit derartiger Geschütze führte bald auf Benutzung der Bronze und des Gußeisens als Material für die Röhre, bei deren Guß man in Reminiscenz an die umgelegten Reifen hervorspringende, die Oberfläche rund umgebende Verzierungen — die Friesen — anbrachte. Bronze und Gußeisen haben sich jahrhundertelang als alleiniges Rohrmaterial erhalten, erst in neuerer Zeit sind sie durch Schmiedeeisen und Gußstahl ersetzt, wenn auch nicht vollständig verdrängt worden. Die äußere Form der Kanonen gleicht einem mäßig abgestumpften Kegel, da dem Theil, der die Pulverladung aufzunehmen hat, die größte Metallstärke gegeben werden muß, während nach der Mündung zu den Pulvergasen nur eine geringere Dicke des Metalls entgegengesetzt zu werden braucht. Bei den bronzenen und gußeisernen Geschützröhren wurde die verschiedene Stärke der Seelenwände einfach durch den Guß erreicht, bei den schmiedeeisernen und gußstählernen Röhren werden zu diesem Zwecke auf deren hinteren Theil, das Bodenstück, schmiedeeiserne oder stählerne Ringe von verschiedener Breite oder zusammenhängende Mäntel warm aufgetrieben, sodaß sie beim Erkalten sich mit einer gewissen Spannung an die Rohroberfläche anlegen.

Jedes Rohr bedarf zur Einlagerung in die Laffette ein Paar cylindrischer seitlicher Ansätze, die Schildzapfen, welche in der Längenrichtung des Rohrs dergestalt angeordnet sind, daß der hintere Theil etwas Uebergewicht — das Hintergewicht — hat. Dadurch wird die starke Bewegung des Rohres um die Schildzapfenachse beim Schießen ermäßigt und die ruhige Lage des Rohres beim Richten gewährleistet, während ein Vordergewicht oder selbst ein Gleichgewicht der um die Schildzapfenachse schwingenden Rohrtheile ernste Nachtheile nach beiden Richtungen herbeiführen würde. Die Bohrung der Seele ist bei allen Vorderladegeschützen, sowol den glatten wie den gezogenen, hinten durch den festen Stoßboden geschlossen, bei den Hinterladungsgeschützen von der Mündung bis nach hinten durchgeführt. Für den Schuß muß selbstverständlich in letzterem Falle ein Stoßboden gebildet werden, der beweglich gestaltet ist und Verschlußvorrichtung genannt wird. Diese Vorrichtung kann durch einen einfachen Keil, einen Doppelkeil, eine Schraube mit durchbrochenen Gängen, einen Cylinderverschluß mit Querbolzen u. s. w. gebildet werden. Die Seele der glatten Kanonen ist rein cylindrisch ausgebohrt, die der gezogenen Kanonen ist an den Wänden mit Zügen versehen, die, gewöhnlich von trapezförmigem

Durchschnitt, in einer flachen Schraubenwindung — dem Drall — von hinten nach vorn gehen, um dem Geschosse beim Durchgange durch die Seele eine Drehung um seine Längenachse zu verleihen, sodaß es gleichsam durch die Pulvergase aus dem Rohre herausgeschraubt und am Ende seiner Bahn in das Ziel hineingeschraubt wird. Der Drall ist entweder ein gleichbleibender oder ein steigender (Progressiv-) Drall, im ersteren Falle zeigen die Kanten der Züge auf der aufgewickelt gedachten Seelenwandung gerade parallele Linien, während sie in letzterem Falle Curven darstellen. Bei dem steigenden Drall ist die Windung der Züge am Boden des Rohres eine schwache, verstärkt sich aber nach der Mündung zu in erheblichem Maße. Die glatten Geschütze verfeuerten Rundgeschosse, anfänglich aus Stein gefertigt, dann aber aus Gußeisen gegossen, die gezogenen Geschütze verschießen Langgeschosse, die entweder mit zwei Reihen knopfartiger Vorstände (ailettes), welche in die Züge eingreifen und durch sie geführt werden, oder mit einem Mantel oder mit einigen Ringen weichen Metalls (Blei, Kupfer) versehen sind. Die zwischen den Zügen stehen bleibenden Rippen — die Felder — pressen sich in das Weichmetall beim Schusse ein und bewirken bei der fortschreitenden Bewegung des Geschosses gleichzeitig dessen Drehung um die Längenachse. Während die glatten Geschütze Vollkugeln, Granaten, Shrapnels und Kartätschen schossen, werden Vollgeschosse bei den gezogenen Kanonen nur ganz ausnahmsweise verwendet. Seit die gezogenen Geschütze am Anfange der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Gebrauch gekommen sind, haben sie wegen ihrer bedeutenden Vortheile die glatten Geschütze immer mehr verdrängt, sodaß diese nach einer halbtausendjährigen Benutzung auf den Aussterbeetat gestellt sind und in nicht zu ferner Zeit nur noch in Waffen- und Trophäensammlungen zu finden sein werden.

Als Haupttheil der Artillerieausrüstung aller Staaten finden sich die Kanonen in der Feld-, der Belagerungs-, Festungs-, Küsten- und Marine-Artillerie vertreten; die ersteren sind die dem Gewicht und dem Kaliber nach leichtesten, ihr Seelendurchmesser variirt zwischen 7,5 und 10,5 Centimeter, ihr Rohrgewicht zwischen 400 und 650 Kilogramm. Die Küstenkanonen sind infolge ihres stabilen Standes und der Nothwendigkeit, die Panzerplatten der Kriegsschiffe zu zerstören, die schwersten; sie haben ein Kaliber, das in einzelnen Exemplaren bis zu 45 Centimeter reicht und ein Rohrgewicht, das zum Beispiel bei dem 43-Ton-Geschütz des Woolwich-Arsenals 43,690 Kilogramm beträgt. (*v. Löbell.*)

KANONENBOOTE sind 20—25 Meter lange und mit einem oder zwei schweren Geschützen bewaffnete flachgehende Fahrzeuge, welche früher den Küstenschutz versahen. Ihr geringer Tiefgang gestattete ihnen, sich auf seichtes Wasser zurückzuziehen, wohin ihnen größere Schiffe nicht zu folgen vermochten. Ebenso konnten sie in Windstillen große Kriegsschiffe auch entfernter von der Küste angreifen, weil sie von 30—40 Ruderern getrieben beliebige Manövrirfähigkeit besaßen, mit ihren schweren Geschützen auf große Distanzen angreifen konnten und selbst nur ein kleines Ziel boten.

Kanonenboote wurden zuerst im 17. Jahrhundert von den Franzosen bei dem Bombardement von Dünkirchen durch die alliirten Engländer und Holländer angewandt, kamen dann aber lange Zeit wieder außer Gebrauch, bis Napoleon I. 1805 mehrere Hunderte erbauen ließ, um mit ihnen an windstillen Tagen eine Invasion Englands zu unternehmen. Er hatte zu diesem Zwecke eine Armee von 80,000 Mann bei Boulogne versammelt und bereits alle Vorkehrungen getroffen, als der ausbrechende Krieg mit Oesterreich ihn zwang, das Project bis auf weiteres zu vertagen. Inzwischen folgten jetzt auch andere Mächte Frankreichs Beispiel und in verschiedenen Kriegen spielten die Kanonenboote seitdem eine Rolle. Auch den Ausgangspunkt der deutschen Flotte bildeten die Kanonenboote, von denen 1848/49 nahe an 100 beschafft wurden. Ihre Lebensdauer war jedoch keine lange. Nachdem 1849 Schleswig-Holstein mit dem Bau des ersten Schraubenkanonenbootes „Von der Tann" vorgegangen war, folgten damit sehr bald die übrigen Mächte und überall trat jetzt der Dampf an die Stelle der Ruder.

Die Dampfkanonenboote sind Fahrzeuge von 35—40 Meter Länge und 2—2½ Meter Tiefgang mit 3—4 schweren Geschützen, aber sie treten bei der Küstenvertheidigung ungepanzert nur in zweiter Reihe als Vorposten, Depeschenboote u. s. w. auf. Dagegen werden sie zum Schutze des Handels an seichte Küsten halb- oder uncivilisirter Völkerschaften und zur Verfolgung der Piraten in den ostasiatischen Gewässern entsandt. Zu diesem Zwecke hat man den Namen Kanonenboot auch auf eine etwas größere Klasse von Fahrzeugen ausgedehnt von 40 Meter Länge und 3 Meter Tiefgang, welche 6 Geschütze führen, obwol der Begriff „Boot" wenig auf sie paßt. Zur eigentlichen activen Küstenvertheidigung sind dagegen die Panzerkanonenboote eingetreten, von welchen die deutsche Marine 15 besitzt. Um den schweren Panzer zu tragen, reichten jedoch die bisherigen Dimensionen der ungepanzerten Kanonenboote nicht aus und namentlich mußte die Breite der Fahrzeuge von 8 auf 10 Meter sowie auch der Tiefgang um ½ Meter vergrößert werden. Diese Boote tragen hinter einem Panzerschilde nur ein Geschütz auf ihrem Vordertheil, aber es ist das schwerste Kaliber, welches die deutsche Marine bisjetzt besitzt und hat einen Seelendurchmesser von 30½ Centimeter. Diese Kanonenboote sind speciell zur Vertheidigung der Mündungen von Elbe, Weser, Jade und Ems bestimmt und deshalb in Wilhelmshafen stationirt. Ihr Vordertheil und der Schild des Geschützes sind mit einem Panzer von 20,3 Centimeter Stärke versehen, ebenso ist das Verdeck mit 5-Centimeter-Eisenplatten gepanzert. Sie sind seefähige Fahrzeuge, besonders manövrirfähig gebaut und haben eine Schnelligkeit von 10 Knoten (5 Meter in der Secunde). (*R. Werner.*)

KANONENSCHLAG ist ein Fabrikat der Kriegs- und Lustfeuerwerkerei, das einen starken Knall, ähnlich

dem beim Abfeuern einer Kanone, hervorbringt. Zu seiner Fertigung wird reines gekörntes Schießpulver verwendet und dieses in einer widerstandsfähigen Umhüllung verschlossen. Man unterscheidet cylindrische und kubische Kanonenschläge. Erstere haben eine aus starkem Papier rollirte, an beiden Enden zugewürgte Hülse als Umhüllung und dienen zur Versetzung von Raketen; eine Zündleitung führt dann von dem Treibsatz der Rakete nach der Sprengladung des Kanonenschlages, sodaß dieser am Ende des Steigens der Rakete zur Explosion gebracht wird. Die kubischen Kanonenschläge haben entweder eine aus dünnen Bretern bestehende, mit Blechstreifen benagelte Umhüllung oder als solche einen Würfel aus Pappe, dessen Kanten mit Papier- oder Zeugstreifen beklebt sind und der mit mehrern Lagen Sackband eng umwickelt und in flüssigen Leim getaucht wird. Die Zündung erfolgt entweder mit Frictionsschlagröhren oder mit Spiegelgranatzündern, je nach der Verwendung der Kanonenschläge. Bei Lustfeuerwerken werden die kubischen Kanonenschläge meist als Signale für den Anfang und das Ende des Feuerwerks benutzt, dann erfolgt die Entzündung der Pulverladung gewöhnlich mit Frictionsschlagröhren. Dienen die kubischen Kanonenschläge bei Friedensübungen zum Markiren feindlicher feuernder Geschütze oder des Krepirens der eigenen Geschosse, so wird die Sprengladung durch Spiegelgranatzünder, welche ihrerseits durch eine Zündleitung in Brand gesetzt werden, zur Explosion gebracht. (*v. Löbell.*)

KANONIK in der Musik. Unter diesem Namen behandelte man früher die Ausmessung und Berechnung der Tonintervalle, die Zusammensetzung derselben zu Tonleitern und Tonsystemen, die Nothwendigkeit einer Temperatur und die Berechnung der gleichschwebenden und aller Arten ungleichschwebender Temperaturen. Solange über die Physik des Klanges nichts weiter bekannt war, als daß die Höhe des Tones bei einer und derselben Saite und gleichbleibender Spannung nur von der Länge der Saite abhängt, war die Kanonik die gesammte musikalische Akustik, jedoch ohne strenge Abgrenzung nach der Seite der Musik. Daher erklärt es sich, daß man dies Wissensgebiet auch mathematische Tonlehre, ja auch wol theoretische Musik nannte. Im Grunde war es gewissermaßen eine Arithmetik der Töne und trug als solche die Bezeichnung Rationalrechnung. Unter diesem Namen ist sie als besondere Wissenschaft von Sorge im vorigen Jahrhundert noch behandelt (Sorge, Ausführliche und deutliche Anweisung zur Rational-Rechnung, 1749.) Solange unser jetziges Tonsystem mit gleichschwebender Temperatur noch nicht zur ausschließlichen Herrschaft gelangt war, und solange man sich noch über die Vorzüge der verschiedenen Tonsysteme mit ungleichschwebender Temperatur stritt, also bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, mußte man der Kanonik begreiflicherweise eine hohe Bedeutung für die theoretische Musik und den Bau der musikalischen Instrumente beilegen; denn nur mit Hülfe der Tonberechnung konnte ein neues Tonsystem aufgestellt und gegen die andern abgewogen werden. Bedeutende Mathematiker und Musiktheoretiker haben derartige Rechnungen ausgeführt, bis die gleichschwebende Temperatur zur allgemeinen Anerkennung gelangte, z. B. Vicenzo Galilei, Zerlino, Kepler, Euler, Rameau, d'Alembert, Kirnberger, Marpurg, Sorge. Vor der Untersuchung der Natur der Klänge sind sie jedoch in den Hintergrund getreten und was sie noch Brauchbares enthalten, pflegt man heutzutage in der Physik der Klänge und der Theorie der Consonanz, der Harmonie und der musikalischen Temperatur mitzubehandeln. Die Physik der Klänge wird auch über eine etwaige Verbesserung des heute gültigen Tonsystems zu entscheiden haben. Die Zusammenstellung des Wissens, das früher die Kanonik ausmachte, findet sich deshalb in den Artikeln Ton, Klang, Temperatur, Schall (siehe diese Artikel, vorzugsweise Klang und Temperatur.)

Begründet wurde die Lehre von den Tonverhältnissen durch Pythagoras. Er hatte die Entdeckung gemacht, daß die Höhe des Tones von der Länge der Saite abhängt, die halbe Länge die Octave gebe u. s. w. Pythagoras und seine Schüler, die den Zahlen in mystischer Weise eine überschwengliche Bedeutung in der Natur unterlegten und die Zahl für das Wesen der Sache zu nehmen pflegten, setzten auch die Verhältnißzahlen an Stelle der Töne und machten die Entscheidung über Consonanz oder Dissonanz einzig und allein von der Einfachheit des Zahlenverhältnisses der den Tönen zugehörigen Saitenlängen abhängig, ohne die Töne selbst weiter zu beachten. So waren die Verhältnisse $^3/_4$ $^2/_3$ $^1/_2$ $^1/_3$ $^1/_4$, welche der Quarte, Quinte, ersten, zweiten und dritten Octave angehören, Consonanzen; aber nicht die Quarte über der Octave, welche durch das Verhältniß $^3/_8$ ausgedrückt ist. Die Messung der Seitenlängen nahm man am Kanon vor, welches der Maßstab am Monochord oder auch das Monochord selbst ist, und aus diesem Grunde trugen die Pythagoräer als Musiktheoretiker auch den Namen Kanoniker. Aristoxenos und seine Anhänger bildeten zu dieser Schule die Gegenpartei, sie hielten die Entscheidung über Consonanz und Dissonanz aus den Saitenlängen für unzulässig und forderten, daß das Ohr der höchste Richter in dieser Frage sein sollte. Die Aristoxener hießen deshalb die „Musiker" oder die „Harmoniker", waren aber nicht im heutigen Sinne Musiker, sondern gleich wie die Pythagoräer ausschließlich musikalische Theoretiker.

(*E. H. Niedermüller.*)

KANONIKER. Ursprünglich wurde der Bischof in seinem Diöcesanregiment von den Klerikern seiner Kirche berathen und unterstützt. Dieses Presbyterium nahm im 4. Jahrhundert dem ascetischen Zuge der Zeit folgend unter dem Einflusse des Eusebius von Vercelli (gest. um 371) und des h. Augustin in einzelnen Kirchen einen mönchischen Charakter an, der in Hippo selbst ein Aufgeben des Privateigenthums seitens der einzelnen Mitglieder, überall den Cölibat derselben bedingte. Aber jene vita canonica, so genannt, weil sie durch den allgemeinen christlichen Kanon normirt war, fand gerade deswegen weder überall Aufnahme, noch erhielt sie sich

dauernd selbst an denjenigen Kirchen, wo sie angenommen worden war. Erst als Chrodegang von Metz sie im Jahre 760 für den dortigen Klerus angeordnet hatte, wurde sie durch das Aachener Concil von 816 oder 817 für alle Kirchen des fränkischen Reiches angeordnet, an denen eine Mehrzahl von Geistlichen wirkte, und erhielt sich in dieser Form, bis die wachsenden Reichthümer der Kirche bei der Geistlichkeit das Bestreben nach Sonder-Eigenthum und abgesondertem Leben wieder stärker hervortreten ließen. Freilich versuchte dann ein erneuter ascetischer Impuls Ende des 11. Jahrhunderts noch einmal die Wiederherstellung des früheren Zustandes, aber doch ohne durchgreifenden Erfolg zu erzielen. Vielmehr bildet sich jetzt ein Unterschied heraus zwischen den nach einer regula lebenden (regulirten) Stiftsherren und den saeculares, die abgesondert in einzelnen Curien lebten und sich nur zu bestimmten Andachtsübungen vereinten. Alle Geistlichen, die in Mehrzahl an einer Kirche wirken und ein Collegium bilden, werden auch nach heutigem Rechte canonici genannt, weil ihre Namen in die an der Kirche gehaltene Liste — canon — eingetragen wurden. So führen diesen Namen die Mitglieder der bischöflichen Kirche, die auch Domherren genannt werden, und die an nicht bischöflichen Kirchen, welche eine Collegiatverfassung besitzen und darum mit dem Namen Collegiatstifter bezeichnet werden. Die nicht regulirten Kanoniker genossen entweder die volle Pfründe (c. integrati, in fructibus) oder nur eine Quote derselben (semipraebendati, tertionarii) oder fanden sich blos in Exspectanz derselben (c. in herbis). Während dieser Unterschied aber in den modernen Stiftsverfassungen hinfällig geworden ist, hat sich der zwischen c. numerarii, residentiales, die wirklich zum Chordienst und zur Residenz Verpflichteten, und honorarii, non residentiales, deren Stellung nur eine Ehrenstellung ist, erhalten.

Literatur: Hinschius, Kirchenrecht §. 80 und die dort Angeführten. Vgl. in dieser Encyklopädie den Art. Domkapitel. (*E. Friedberg.*)

KANONISATION ist Heiligsprechung eines Seligen (beatus). Der Name ist abzuleiten von canon, dem Verzeichnisse der Heiligen, in den eingereiht zu werden zum Range eines Heiligen erhob, und das Institut steht in einer gewissen Analogie zur antiken Apotheose, der Versetzung von Menschen unter die Götter.

Schon früh sind in der christlichen Kirche die Namen und Thaten der Märtyrer gesammelt und in den Gemeindeversammlungen der andächtigen Gemeinde verlesen worden. Eine Anrufung derselben erfolgte aber erst nach der Zeit Augustin's, der ausdrücklich überliefert, homines Dei suo loco et ordine nominantur; non tamen a sacerdote qui sacrificat, invocantur (De civ. dei lib. XXII. c. 10). Dabei scheint ein bestimmtes Verfahren und eine feste Competenz für diese Seligsprechung nicht vorhanden gewesen zu sein. Wenigstens rügt Karl der Große in dieser Beziehung mehrfache Misbräuche und bestimmt in dem Capitulare in Theodonis villa (805, c. 17) ausdrücklich: De ecclesiis seu sanctis noviter sine auctoritate inventis, sine episcopo probante minime venerentur salva etiam de hoc et de omnibus ecclesiis canonica auctoritate (Mon. Germ. Leg. I, 134, ed. Boretius I, 125). Die hier den Bischöfen zugesprochene Function haben sie in der Folgezeit, mit dem römischen Bischof concurrirend, oft auch unter dessen Bestätigung ausgeübt, bis Alexander III. im Jahre 1181 auch in dieser Beziehung eine ausschließliche Competenz des römischen Stuhles feststellte, C. 1 X (3, 45), und die Declarationen Urban's VIII. (1625 und 1634) den Bischöfen auch die Befugnisse entzogen, für ihre Diöcesen Kanonisationen vornehmen zu dürfen. Die Materie der Heiligsprechung ist dann päpstlicherseits durch eine große Zahl gesetzlicher Anordnungen geregelt (Fontaninus, Codex constitutionum quas summi pontifices ediderunt in solenni canonisatione sanctorum etc. Romae 1729) und im Wesentlichen folgendermaßen gestaltet worden.

Wird bezüglich einer Person, die in der Regel seit 50 Jahren verstorben sein soll, und die einen heiligen Wandel geführt hat, ein Antrag auf Seligsprechung gestellt, so wird über diesen servus Dei eine Untersuchung eingeleitet und durch Beweisverfahren sein heiliges Leben und die von ihm bewirkten Wunder constatirt. Auf Grund dieser durch den Diöcesanbischof geführten Untersuchung holt die Congregatio Rituum nach eigener Prüfung die Erlaubniß des Papstes zur Fortführung des Verfahrens ein. Dieses besteht in wiederholter Prüfung in der genannten Congregation, vor den Cardinälen und in einem päpstlichen Consistorium. Die Seligsprechung selbst erfolgt durch päpstliches Breve, welches das Maß der dem Beatus zu erzeigenden Ehren bestimmt, und wird vom Papste feierlich publicirt. Hat der Beatificirte neue Wunder gewirkt, so kann er kanonisirt werden. Dies geschieht wieder nach einer dreifachen Prüfung, die der bei der Beatification vorgenommenen gleichartig ist, und wird die Kanonisation gleichfalls in der vaticanischen Basilica publicirt. Damit wird der Cultus des Heiligen für die gesammte katholische Kirche, nicht wie bei der Beatification für einen localen District, festgestellt, und dieser Cult nicht wie bei dem Beatificirten blos erlaubt, sondern geboten.

Während das Tridentinum die Heiligenverehrung aufrecht erhalten hat, ist dieselbe von der protestantischen Kirche verworfen worden.

Literatur: Prosper Lambertini (Benedict. XIV.) de servorum beatificatione et beator. canonisat. Bononiae 1734—8, ed. II. Venet. et Patav. 1743. 4 Bände. Fol. — Bangen, Die röm. Curie. Münster 1854, S. 214 fg. — Vergl. auch Giattini, Leben des sel. A. M. Liguori. Wien 1835. (*E. Friedberg.*)

KANONISCH. Der Ausdruck κάνων (Richtschnur) wurde ursprünglich gebraucht für die Bezeichnung des rechtlichen Princips im Gegensatz zu νόμος, den einzelnen Ausflüssen desselben. Aber allmählich änderte sich der Sprachgebrauch dahin, daß auch diese letzteren unter derselben Bezeichnung miteinbegriffen wurden. Specifisch ist dann der Name für die auf Concilien festgestellten

Normen geworden. In besonderer Anwendung spricht man von kanonischen Büchern der heiligen Schrift, indem man darunter diejenigen Schriften des Alten und Neuen Testaments versteht, welche die Glaubensregel — gleichfalls canon genannt — enthalten und somit im Gegensatz zu den Apokryphen stehen. — Kanonisches Leben bedeutet das einer mönchischen regula entsprechende Leben von Geistlichen, die an Stadtkirchen gemeinsam und collegial wirken (vergl. den Artikel Kanoniker). — Kanonische Strafen sind die von der Kirche zu verhängenden Strafen des kanonischen Rechts (s. diesen Artikel) und bestehen aus poenae medicinales einerseits und vindicativae andererseits (s. unter Kirchenstrafen). — Kanonisches Alter bedeutet die verschiedenen Altersstufen, welche im kirchlichen Rechte zur Erreichung der verschiedenen kirchlichen Weihegrade vorgeschrieben sind. — Kanonische Tageszeiten bezeichnen die Abschnitte des Tages, an welchen die entsprechenden Abschnitte des Breviarium von den dazu verpflichteten Geistlichen laut gelesen werden müssen, und die in dem folgenden Verse angedeutet sind: Haec sunt septenis propter quae psallimus horis: Matutina ligat Christum, qui crimina purgat. Prima replet sputis, dat causam Tertia mortis. Sexta cruci nectit, latus eius Nona bipertit. Vespera deponit, tumulo Completa reponit. (*E. Friedberg.*)

KANONISCHES RECHT. Mit diesem Ausdrucke wurde ursprünglich der Inbegriff aller von der Kirche ausgehenden Rechtssatzungen bezeichnet, bis allmählich der Sprachgebrauch sich dahin festgestellt hat, daß man darunter die in dem Corpus juris canonici enthaltenen Rechtsvorschriften versteht. Der Charakter dieses Rechts empfängt seine Einheitlichkeit lediglich durch die subjective Beziehung, daß sie von der Kirche ausgegangen sind. In objectiver Beziehung ist dagegen das kanonische Recht sehr mannichfach gestaltet und begreift Kirchenrecht, Völkerrecht, Staatsrecht, Strafrecht, Privatrecht und die beiden Processe. Je mehr die Gewalt der Kirche über den Staat zunahm und je weitere Ausdehnung die kirchliche Gerichtsbarkeit empfing, um so mehr gelangte das kanonische Recht zur Geltung, welches außerdem das persönliche Recht der Kleriker war. Im Mittelalter an den Universitäten neben dem römischen Recht behandelt, wurde ihm von der Theorie als dem neueren der Vorrang vor dem römischen eingeräumt, und so nahm es denn auch Antheil an der Reception der fremden Rechte, welche sich Ende des 15. Jahrhunderts in Deutschland vollzogen hat. Als gemeines deutsches Recht gilt es demnach auch noch heute, wenigstens insoweit es absichtlich das römische Recht corrigirt hat. Aber wenn seine Geltung schon durch diese Distinction wesentlich eingeengt ist, und nicht einmal innerhalb dieser unangefochtene Anerkennung hat, so ist andererseits das Geltungsgebiet des gemeinen Rechts sehr beschränkt worden, und hatten innerhalb desselben das Strafrecht, Handelsrecht und die Proceßrechte eine das frühere gemeine Recht beseitigende gesetzgeberische Fixirung durch das Deutsche Reich empfangen. Ja selbst für das Gebiet der katholischen Kirche ist das kanonische Recht durch zahlreiche neue Rechtsbildungen theils abgeändert, theils außer Geltung gekommen, und in der evangelischen Kirche hat sich schon früh das allerdings erst ziemlich spät erfolgreiche Bestreben gezeigt, dies doch specifisch katholische Recht durch ein den evangelischen Principien entsprechendes zu verdrängen.

Aber wenn auch in Bezug auf die Geltung das kanonische Recht verloren hat, so doch nicht in seiner wissenschaftlichen und rechtshistorischen Bedeutung. Zahlreiche Grundsätze des modernen Rechts haben ihren Ursprung im kanonischen, und die Rechtsentwickelung jedes europäischen Volkes ist von ihm beeinflußt worden. (*E. Friedberg.*)

KANONISSINNEN. Nachdem Chrodegang den Geistlichen, welche an einer Kirche collegial wirkten, eine Regel gegeben hatte (vergl. den Art. Kanoniker), bildeten sich auch analoge Verbindungen unter Frauen, die wie die männlichen in regulirte und säculare zerfielen. Die Mitglieder der ersteren leisteten die nicht feierlichen Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams, die andern nur die beiden zuletzt genannten, ohne sich also zur freiwilligen Armuth zu verpflichten. Im Laufe der Entwickelung blieben nur die Säcular-Kanonissinnen bestehen, die unter Leitung einer Aebtissin sich einem beschaulichen Leben hingaben oder Erziehungszwecken widmeten. Auch an der Entwickelung der männlichen Stifte nahmen die weiblichen Antheil, sodaß sie wie jene Adel als Bedingung für die Zulassung ihrer Mitglieder aufstellten. Die Reformation brachte den meisten der sogenannten Damenstifte den Untergang oder wenigstens die Umwandlung in Versorgungsanstalten für Töchter von Adeligen, Beamten, Offizieren, zum Theil sogar mit Durchbrechung des alten Princips des gemeinsamen Zusammenlebens. (*E. Friedberg.*)

KANOPOS oder Kanobos (die Griechen schreiben gewöhnlich *Κάνωβος*, die Römer, z. B. *Tac.* Ann. II, 60 Canopus; nach Stephanus Byz. wäre letzteres richtiger; auf Inschriften finden sich beide Formen, *ΚΑΝΩΠΟΣ* zum Beispiel auf der Stele von Tanis), Hafenstadt in der Nähe des westlichsten Nilarmes, der daher gewöhnlich der Kanobische genannt wird, nach *Strabo* XVII, 1, 17: 120 Stadien westlich von Alexandria. Gegenüber im Meere liegt eine kleine gleichnamige Insel (s. Skylax u. a.). In dem berühmten trilinguen Decret von Kanopos wird der Ort hierogl. und demotisch Pegutha(t) genannt. Wahrscheinlich ist dies derselbe, nur mit dem Artikel versehene Name, wie der in älteren Texten wiederholt genannte Ort Guu oder Gutu(t); s. Brugsch, Dict. géograph. p. 820 sq. Der Name Kanopos ist wahrscheinlich griechischen Ursprungs; nach der Tradition hatte der Steuermann des Menelaos, der hier durch einen Schlangenbiß starb, dem Orte den Namen gegeben (so schon Hekatäos bei *Aristides*, or. 48, p. 359, Reiske; das Detail bei *Nicand.*, Ther. 312. *Conon* narr. 8. *Aelian.* Hist. anim. XV, 13). In der Pto-

lemäerzeit haben dann die Aegypter wie so vieles andere auch den Namen dieses Ortes von den Griechen übernommen und ägyptisirt; eine Inschrift des Tempels von Dendera (Brugsch l. c. 720) nennt die Stadt Ganup, und ein ägyptischer Priester übersetzt (bei *Aristides* l. c.) den Namen in sprachlich zulässiger Weise durch *χρυσοῦν ἔδαφος*, goldener Boden.

Bei den griechischen Schriftstellern von Hekatäos und Herodot abwärts wird der Ort häufig genannt und ist später eine wesentlich griechische Stadt geworden, die sich unter den Ptolemäern und Römern großen Wohlstandes erfreute. Aus dem Gebiete der Stadt wurde unter den Ptolemäern ein besonderer Nomos, *Μενελαίτης*, gebildet (seine Münzen s. J. de Rougé, Rev. numism. XIV, 1870, p. 67; die von Vaillant aufgeführte Münze mit der Legende *ΚΑΝΩΠΑ* ist unecht, vgl. Mionnet, Déscr. des méd. Suppl. IX, 178).

Die Industrie der Stadt, besonders die Bandweberei (*Athen.* VII, p. 326a), wird im Alterthum gerühmt, vor allem aber ihre schöne Lage und das schwelgerische ausschweifende Leben in derselben. Kanopos war ein Hauptvergnügungsort der Alexandriner und der beide Orte verbindende Nilkanal den ganzen Tag über bedeckt von den Kähnen vergnügungslustiger Gesellschaften, seine Ufer voll von Restaurationen (*καταγωγαί*), s. *Strabo* XVII, 1, 17; *Ammian.* XXII, 16, 14. Außerdem erwähnt Strabo die hohe Heiligkeit des Serapeums von Kanopos, dessen Orakel, namentlich Traumorakel, für unfehlbar galten. Vgl. dazu C. J. gr. III, 4683 (aus Alexandria) *Δυ Ηλιω μεγαλω Σαραπιδι εν Κανωβω* etc. und *Plut.* De Is. 27. — Zu erwähnen ist noch, daß im neunten Jahre des Ptol. III. Euergetes (238 v. Chr.) die ägyptische Priesterschaft sich in Kanopos versammelte, um die Einführung eines Schalttages in jedem vierten Jahre (als Festtag der *Θεοὶ Εὐεργέται*) zu beschließen und so das ägyptische Wandeljahr in ein festes (julianisches) Sonnenjahr zu verwandeln. Das Decret wurde in griechischer, altägyptischer und demotischer Sprache in Stein gehauen und in allen Tempeln Aegyptens aufgestellt; ein Exemplar desselben hat bekanntlich Lepsius 1866 in Tanis gefunden. — Mit dem Siege des Christenthums geht auch die Blüte von Kanopos zu Grunde. Unter Theodosius I. sorgte der Patriarch von Alexandria, Theophilos, der bekanntlich auch den großen Serapistempel in Alexandria zerstörte, für die völlige Vernichtung aller Tempel von Kanopos, vor allem des Serapeums (*Rufin.* Hist. eccles. II, 26. *Eunapius* v. Aedesii, p. 44 ed. Boissonade). Ein christlicher Ort Metanoia „die Reue" trat mit seinem Kloster an die Stelle der lebensfrohen alten Stadt (*Hieron.* Prol. ad regulam 5. Pachomii).

Die christlichen Schriftsteller (*Rufinus*, Hist. eccles. II, 26. *Suidas* s. v. *Κάνωπος*) erzählen eine absurde Geschichte, wie ein schlauer Priester in Kanopos durch allerhand Machinationen die „Chaldäer" (!) veranlaßt habe, eine Gottheit in Gestalt eines mit Hieroglyphen bemalten Wasserkruges zu verehren, dem er einen Menschenkopf — von der Statue des Steuermanns des Menelaos — aufgesetzt hatte. So sei der Cult eines Kruggottes Kanopos in Aegypten eingeführt. Eine derartige Gottheit hat es in Aegypten nie gegeben, die ganze Erzählung beruht auf Misverständnissen. Man hat sich aber infolge dessen in neuerer Zeit gewöhnt, die vier Urnen, welche jeder Leiche mit ins Grab gegeben wurden und in denen man die Eingeweide der balsamirten Todten beisetzte, mit dem Namen „Kanopen" zu belegen. Diese Urnen stehen unter dem Schutze von vier Gottheiten (gelegentlich „die Söhne" oder „die Brüder des Horus" genannt), Amseth, Hapi, Duamutef und Qebhsenuf, welche (in derselben Reihenfolge) mit einem Menschen-, Hundskopfsaffen-, Schakal- und Sperberkopf dargestellt werden. Die entsprechenden Köpfe setzte man auch auf die Eingeweideurnen, und in dem auf ihnen eingegrabenen Texte werden die betreffenden Genien angerufen und der Todte unter ihren Schutz gestellt. Ein Misverständniß dieser Anschauungen liegt der angeführten Fabel zu Grunde; warum aber der angebliche Gott gerade zu dem Namen Kanopos gekommen ist, wissen wir nicht.

(*Eduard Meyer.*)

KANOPUS oder α Argûs ist einer der hellsten Sterne im Sternbilde des Schiffs Argo und auch einer der hellsten Sterne am ganzen Himmel überhaupt. Seine Position beträgt für 1875 Rectascension $6^h\ 21^m\ 11^s$, Declination $-52°\ 37'\ 6$; er erhebt sich daher für unsere Gegenden nicht über den Horizont, erst in einer nördlichen geographischen Breite von etwa 37° erscheint er gerade im Horizont. Infolge der Präcession hat er sich im Laufe der Jahrhunderte dem Aequator genähert; zur Zeit des Posidonius (80 v. Chr.) stand er daher noch südlicher als jetzt, sodaß er damals in Rhodus gerade über dem Horizont erschien. Posidonius benutzte den Kanopus zur Ermittelung des Erdumfanges. Da der Stern nämlich in dem 5000 Stadien (nach anderer Angabe nur 3750 Stadien) südlicher gelegenen Alexandrien eine Höhe von $7^1/_2$ Grad ($^1/_{48}$ des Kreisumfangs) über dem Horizont erreichte, während er in Rhodus nur den Horizont berührte, mußte der Erdumfang 48 × 5000, resp. 3750 Stadien = 240,000, resp. 180,000 Stadien betragen. Die Eigenbewegung des Kanopus ist fast unmerkbar, auch seine Parallaxe konnte bisher nicht ermittelt werden.

(*W. Valentiner.*)

KÄNOZOISCHE FORMATIONSGRUPPE nennt man die Schichtenreihe, welche in der Neuzeit der Erdentwickelung, in der Periode, welche durch organische Wesen vom Typus der Gegenwart ausgezeichnet ist, abgesetzt worden ist. Sie zerfällt in zwei Abtheilungen, eine ältere, die Tertiärformation, und eine jüngere, das Quartär. Im Gegensatz zu dem mesozoischen Zeitalter gelangen hier die Säugethiere und die Laubhölzer zu ihrer größten Entwickelung, während die im Mittelalter der Erdentwickelung vorherrschenden Reptilien, Ganoiden und Brachiopoden, Coniferen und Cycadeen stark zurücktreten und die Ammoniten und Belemniten sogar ganz ausgestorben sind. Die organischen Wesen der

känozoischen Formation vermitteln den Uebergang zur Jetztwelt. Ebenso bilden sich in dieser Zeit die heutigen Formen des Continents, die heutigen Hochgebirge und die heutigen Klimazonen heraus. In der Tertiärzeit treten zuerst die höheren Säugethiere auf, welche aber noch gemeinschaftliche Typen, zum Theil sogenannte Embryonaltypen von jetzt getrennten Gruppen in sich vereinigen; so zum Beispiel das Anoplotherium und Paläotherium, welche als Stammformen der Dickhäuter und Wiederkäuer anzusehen sind u. a. m. Im jüngeren Tertiär treten die jetzt lebenden Gattungen und deren Vorläufer auf, wie Mastodon, Elephas, das Hipparion, der Vorläufer unsers Pferdes, weiter Bären, Katzen, Hunde, Affen. Vermöge der vielen physikalisch-geographischen Unterschiede bilden sich die mannichfachsten Localfaunen und -Floren. Im Quartär, der Diluvial- und Alluvialzeit klingen diese Verhältnisse aus und es entwickelt sich nach nochmaliger, großartiger Klimaverschiebung die Gegenwart in ihren physikalischen und organischen Verhältnissen. (Näheres s. u. Tertiär und Quartär.) (*E. Geinitz.*)

KANSAS ist der letzte der rechts in den Missouri mündenden Nebenflüsse. Er entsteht aus dem Zusammenfluß zweier gegen 50 geogr. M. langer Ströme, welche in den öden Plains Colorados etwa im 104° westl. L. v. Gr. im Gebiete der Cheyenne-Indianer entspringen und dann durch die fruchtbaren Prärien von Kansas nach Osten fließen. Der nördliche ist der Republican-Fork, welcher im ONO. des Pikes Pik und der Stadt Colorado in etwa 2000 Meter Höhe entspringt; der südliche der Smoky-Hill-Fork, welcher links den Salomon oder Nepaholla-Fluß aufnimmt und im Osten vom Fort Harker den Smoky-Hill umfließt. Ersterer ist der bedeutendere und führt deshalb auch den Namen Kansas. Der Kansas und der weiter im Norden fließende Niobrara sind die wasserärmsten der Missouri-Zuflüsse, obwol hier die jährliche Regenmenge etwa 1022 Meter. betragen soll. Bei Fort Riley, in 270 Meter Höhe, vereinigen sich beide, und der Kansas fließt dann noch etwa 13 geogr. M. weiter östlich, über die Hauptstadt Topeka, bis er sich unfern von Kansas-City, in 210 Meter Höhe, mit 260 Meter Breite, in den Missouri ergießt. Bis zum Vereinigungspunkt beider Forks ist er zu Zeiten mit ganz flach gehenden Dampfern befahren worden; weiter oben aber sind die Forks monatelang im Jahre trockene Flußbetten. (*G. A. von Klöden.*)

KANSAS, das in der Mitte der Vereinigten Staaten von Amerika gelegene Land, liegt zwischen 37 und 40° nördl. Br. und zwischen 76°25′ und 84°20′ westl. L. von Ferro, sodaß es 101,5 und 45 geogr. Meilen mißt. Es grenzt an Nebraska, Missouri, das Indianer-Territorium und Colorado und hat eine mittlere Höhe über dem Meere von 724 Meter, indem es von 230 Meter im Osten bis zu etwa 1070 Meter im Westen ansteigt. Sein Flächeninhalt beträgt 82,080 englische □Meilen oder 212,587 □Kilom. oder 3864,4 geogr. □Meilen, d. h. 3/5 des preußischen Staates. An der Nord-Ost-Ecke bildet der Lauf des Missouri die Grenze; im übrigen hat das Land die Gestalt eines Parallelogramms. Im östlichen Theile ist es wellig und hat einige ansehnlichere Höhen, der Westen aber ist ebene Prärie; der Osten zeigt reiche Prärien, mit Gras bedeckte Hügel und fruchtbare Thäler, ist auch an den Strömen mit einer Fülle von Holz versehen; der Westen aber ist sehr dünn bewaldet und erinnert hier und da schon an die südlicher gelegene Llano estacado, sodaß eine künstliche Bewässerung in den meisten Gegenden unausführbar ist. Im Osten bildet den Boden ein dunkler Lehm, zum Theil mit Sand gemischt, der in den Flußgründen äußerst fruchtbar ist. Ehemals die „Große Wüste" genannt, ist dieses Land einer der blühendsten Agriculturstaaten Nordamerikas. Der den Staat von Westen nach Osten durchfließende Kansas (s. d.) ist der Hauptfluß; in den südlichen Quellfluß münden der Saline und Salomon; nächst ihm der Arkansas, welcher den Verdigris und Neosho aufnimmt; der Osage geht zum Missouri. Es sind dies alle flache, aber breite Steppenflüsse. Das Klima gilt für sehr gesund; es ist angenehm, im Osten feuchter, im Westen das der Steppe; die Winter sind kurz und Schnee fällt selten in Menge. Im Februar, März und April wechselt freilich die Temperatur oft plötzlich, und heftige Winde setzen ein. Vom ersten Drittel des Mai bis Mitte Juni dauert eine Regenzeit; aber im ganzen Jahre fallen durchschnittlich nur 848 Meter Regen. Winde kühlen die Luft stets ab, indessen steigt das Thermometer doch auch einmal auf 46° C. Die mittlere Temperatur des Frühlings ist 10,5, die des Sommers 23,4, des Herbstes 11,1, die des Winters 1,9, die des ganzen Jahres 11,7° C.

An mineralischen Producten besitzt Kansas: röthlichen, gelben und blauen Kalkstein, Granit, Feldspat, große Blöcke porphyrartigen Gesteins, Quarz, Gips, rothen Sandstein, welcher im westlichen Theile die Unterlage bildet, selbst etwas Gold, wichtige Steinkohlen, die sogenannten Missouri-Backen; die Lager der letzteren nehmen 22,256 englische □Meilen oder 1047 geogr. □Meilen ein, und auf diesen förderte man 1870 gegen 33,000, 1877 schon 275,000 (0,6 Proc. der amerikanischen), 1879 aber schon etwa 400,000 Tons Kohlen. Die wilden Thiere sind in der Steppe: Rothwild, Antilope, Präriehunde und Eichhörnchen; von Vögeln: wilde Truthühner und Gänse, Prärie-Hennen, Rebhühner, Golddrosseln, der blaue Holzhäher, der Steinbeißer, die Krähe u. s. w.; auch der gehörnte Frosch ist zu nennen. — Auf der 40 geogr. Meilen breiten Strecke im Osten findet man mehrere Arten von Eichen, Eschen, Platanen, die weiße amerikanische Walnuß, die Hackberry, den Zucker-, Ahorn- und Sumachbaum, die an den fruchtbaren Flußufern in Menge wachsen. Im Westen trifft man nur an den Strömen spärliche Baumwoll- und Weidenbäume. Die häufigen Präriebrände haben hier den Wald immer mehr vermindert. Das Bauholz muß demzufolge hier vom Auslande bezogen werden.

Die Zahl der Bewohner ergab sich 1880 zu 996,096, von denen 952,155 Weiße waren, 43,107 Farbige, 792

Indianer (steuerzahlende) und 19 Chinesen. Längs der südlichen Grenze finden sich Osädschen (Osagen); abgetretene und reservirte Länderbereiche sind im fruchtbaren östlichen Theile vorhanden für Osagen, Tscherokis, New-York-Indianer, Sak- und Fox-Indianer, Pottawotomis und Kansas; 1870 mit 5900 Indianern. In neuester Zeit sind aus Mississippi und Texas bereits 40,000 Farbige (Neger und Mischlinge), die von ihrer Freizügigkeit Gebrauch machen, eingewandert; diese sind aber nicht dazu zu bringen, sich selbst zu ernähren, und fallen also dem Staate zur Last, deshalb hat man bereits 4000 derselben wieder weiter befördert. Auch von den aus dem südlichen Rußland ausgewanderten Mennoniten hat sich ein Theil hier niedergelassen.

Kansas war ein Theil der großen Louisiana-Ländermasse, welche Amerika im J. 1803 auf dem Wege des Kaufes von Frankreich erwarb, und bildete später Theile von dem Missouri-, Arkansas-, Colorado- und Indianer-Territorium. Von dem letzteren wurde es 1854 getrennt, und nach einer stürmischen Debatte im National-Congresse über die Frage, ob der Missouri-Compromiß, d. h. eine im J. 1820 durchgegangene Acte, welche nördlich von 36½° nördl. Br. die Sklaverei verbot, abgeschafft werden sollte, als besonderes Territorium begründet. „1856 war infolge dessen Kansas der Schauplatz eines erbitterten kleinen Krieges, den die beiden Parteien der Sklavenpartei und der Freibodenmänner gegeneinander führten, und in welchem John Brown, später durch seinen Zug nach Harpers-Ferry Märtyrer und volksthümlicher Held der Abolitionisten, eine hervorragende Rolle spielte." Die Abschaffung der Acte wurde durch eine große Majorität im Senate und eine entscheidende im Repräsentanten-Hause durchgesetzt, ein Beschluß, welcher jetzt nach Abschaffung der Sklaverei ohne Bedeutung ist. Im J. 1861 wurde Kansas als Staat aufgenommen; derselbe ist bereits in 104 Counties getheilt und sendet sieben Abgeordnete nach Washington. 1880 beliefen sich die Einnahmen des Staates auf 2,817,964 Doll., die Ausgaben auf 2,685,247 Doll., die Schulden auf 1,181,975 Doll. Der Werth des gesammten Eigenthums wurde 1880 auf 161 Millionen Doll. geschätzt.

Die Agricultur-Producte zeigen jährlich eine ansehnliche Zunahme. In den organisirten Counties sind 33,599,600 Acres = 2470 geogr. □Meilen vorhanden, in den noch nicht organisirten 18,443,920 Acres = 1330 geogr. □Meilen. In Cultur sind 6,538,728 Acres = 480 geogr. □Meilen, also der achte Theil des Bodens; die Zunahme innerhalb der letzten sechs Jahre hat 262 geogr. □Meilen, von 1877 auf 78 sogar 70 geogr. □Meilen betragen. Die Größe der Fläche für den Winter-Weizen beträgt 1,297,525 Acres = 95,3 geogr. □Meilen, die für den Frühlings-Weizen 30,3 geogr. □Meilen, die für den Mais 2,925,070 Acres = 215 geogr. □Meilen (in den letzten 3 Jahren 60 Proc. Zunahme), für den Hafer 42,2 geogr. □Meilen; für Kartoffeln fast 5, für Flachs wenig über 5, für Castorbohnen ebenso. Die gesammte Erntefläche hat 1878 zugenommen um 900 geogr. □Meilen. Der Viehstand hat sich in den letzten drei Jahren ebenfalls ansehnlich vermehrt; die Zahl der Pferde ist um 51 Proc., die der Maulthiere um 97 Proc., die der Milchkühe um 46 Proc., die der andern Rinder um 44 Proc., die der Schafe um 116 Proc., die der Schweine um 283 Proc. gewachsen. 1878 haben die Hunde 8025 Schafe getödtet, sonst sind gestorben 19,021. Man hat 1,059,640 Pfd. Käse im Jahre gemacht und 14,506,494 Pfd. Butter. Der Werth des Geflügels und der Eier betrug 393,070 Doll., der von geschlachtetem oder zum Schlachten verkauftem Vieh 8,665,143 Doll. Die Gartenproducte beliefen sich auf 307,292 Doll. Die 31,190 Bienenstöcke machten 370,378 Pfd. Honig und 10,949 Pfd. Wachs. Tragende Apfelbäume gab es 1,867,192, nicht tragende 3,978,062; für Birnen galten die beiden Zahlen 58,482 und 154,265; für Pfirsich 4,784,076 und 4,049,801; für Pflaumen 169,940 und 254,968; für Kirschen 443,726 und 678,426. Die 3418 Acres Weingärten lieferten 84,079 Gallons Wein. 1880 erntete man in Bushels: Weizen 17,324,141, Mais 105,729,325, Hafer 8,180,385, Roggen 413,181, Gerste 300,273, Buchweizen 24,421, Kartoffeln 4,184,000, Heu 1,499,400 Tons. 1880 wird angegeben die Zahl der Pferde zu 430,907, der Esel und Maulthiere 64,869, der Milchkühe 418,333, der andern Rinder 1,032,724, der Schafe 1,733,275, der Schweine 1,787,969. 1880 hatte die gesammte Farm-Production einen Werth in Dollars von 27,630,651, und zwar war der von geschlachtetem Vieh 4,156,386, der für Wald-Producte 368,947, der für Garten-Producte 129,013, der für Obst 158,046 Doll.

Für den Unterricht geschieht viel. Jede, auch nur aus zehn Häusern bestehende Ansiedelung besitzt eine wohleingerichtete Schule. 1880 hatte man in den 6134 Schul-Districten 5242 Schul-Häuser. Die Zahl der 5- bis 21-jährigen Jugend war 340,647; in den Schullisten standen verzeichnet 231,434; die Zahl der im Durchschnitt täglich die Schule Besuchenden war 137,667; die der Lehrenden 7780, wovon 4274 weiblichen Geschlechts. Der Schulfonds ist im Verhältniß der höchste in den gesammten Vereinigten Staaten; 1880 belief er sich auf mehr als 2,500,000 Doll. Die Gehälter betrugen 2/3 der Ausgaben. Die Staats-Universität zu Lawrence, welche 1866 nur 55 Studirende zählte, hat 1882 deren 438, bei 14 Lehrern; die Normalschule zu Emporia, am Neosho, zählt 247 Zöglinge; das Agricultur-College 276, davon sind 73 weiblichen Geschlechts. Die Staats-Bibliothek hat 10,500 Bände. Es erscheinen 303 periodische Schriften.

Im Staatsgefängniß befanden sich 500, im Irrenhaus 230 Insassen.

Die Hauptstadt ist Topeka, d. h. Kleine Kartoffel, eine in 904 englische Fuß = 276 Met. Höhe in der Shawee-County am Kansas schachbretartig gebaute Stadt mit 15,451 Einwohnern. Sie hat ein marmornes Capitol und seit 1879 ein Irrenhaus, und treibt großen Getreidehandel. Der Boden ist so fruchtbar, daß der Mais 4,3 Meter Höhe, und Aepfel und Pfirsiche fast die Größe von Kinderköpfen erreichen. Westlicher, am Kansas,

liegt Lawrence, etwa 1858 gegründet, in 845 engl. Fuß = 258 Meter Höhe, am Anfange des Paradieses des Ackerbaues und der Bodencultur, mit 8511 Einwohnern, mehrern Kirchen und einer Universität, welche etwa einem deutschen Progymnasium gleichsteht; nördlicher Leavensworth-City, am Missouri, in 273 Meter Höhe, mit 16,550 Einwohnern; nördlicher am Missouri Atchison, in 785 engl. Fuß = 239 Meter Höhe, mit 15,106 Einwohnern, zwischen guten Weinbergen, welche namentlich in der Nähe, bei Deniphont, ausgedehnt sind. — Militärische Posten sind: Fort Riley, an der Vereinigung des Smoky-Hill-Fork und Republican-River, in 900 engl. Fuß = 270 Meter Höhe, und Fort Leavensworth, in 896 engl. Fuß = 273 Meter Höhe.

1880 hatten die Eisenbahn-Linien von Kansas eine Länge von 1844,93 engl. Meilen; dazu kommen 112,69 engl. Meilen Nebenlinien und Doppelgleise; das macht im ganzen 424,7 geogr. Meilen oder 3151,8 Kilom. Die Kansas-Pacific führt von Kansas-City in Missouri nach Denver-City in Colorado, geht also parallel mit der großen Pacific-Bahn; die Atchison-Topeka-Sa. Fé-Bahn führt durch Kansas auf New-Mexico zu.

(*G. A. v. Klöden.*)

KANSAS-CITY ist eine Stadt in den Vereinigten Staaten von Amerika, und zwar in dem Staate Missouri, wo sie an der Mündung des Kansas in den Missouri, 50 geogr. M. westlich von der Hauptstadt Saint-Louis, unmittelbar an der Ostgrenze des Staates Kansas und 13 geogr. Meilen östlich von dessen Hauptstadt Topeka in hügeliger Gegend gelegen ist. 1860 zählte die Stadt 17,000 Einwohner, 1870: 32,286, 1877: 45,000, hat aber infolge ihrer günstigen Lage und der Industrie ihrer Bewohner, sowie als ein Ausgangspunkt wichtiger Eisenbahnen einen so reißend schnellen Aufschwung genommen, daß 1880 die Bewohnerzahl zu 55,813 angewachsen war. Ueber den Fluß führt eine herrliche, 423 Meter lange Eisenbahnbrücke, und auf den 12 Eisenbahnen gehen täglich über 200 Frachtzüge von hier aus. Den Getreidehandel charakterisiren folgende Zahlen: die Menge von Bushels, welche hier eintrafen, war 1878: 9,014,291 B. Weizen (in den vorgehenden Jahren zusammengenommen, 2,434,605), 4,911,529 B. Mais, 155,089 B. Hafer, 382,262 B. Roggen, 163,257 B. Gerste. Der obere, etwas höher gelegene Stadttheil hat schöne Kaufläden, elegante Wohnungen, Bureaux u. s. w.; der untere dagegen schlechte Herbergen und Wirthshäuser, Waarendepots, Viehmärkte, Schlachthäuser und die erbärmlichen Wohnungen irischer Arbeiter. Der Ort ist fast ein einziges großes Schlachthaus geworden: jährlich schlachtet man hier innerhalb acht Wochen 4500 Schweine und 1000 Rinder (75 und 16 täglich), weshalb er auch den Beinamen Porcopolis erhalten hat. Beef-Packing ist also eines der Hauptgeschäfte der Bewohner. Die meisten der Rinder werden von Texas eingeführt. Die zusammentreffenden Eisenbahnen sind: die Missouri-Pacific, die Missouri-Fort-Scott-Golf, und die St. Joseph-Council-Bluffs. In der Stadt erscheinen 17 Zeitungen. (*G. A. v. Klöden.*)

KANSK, Bezirksstadt im sibirisch-russischen Gouvernement Jenisseisk unter 56°10′ nördl. Br. und 113°20, östl. L., 237 Kilom. östlich von Krasnojarsk, am rechten Ufer des Kan und dessen Zuflusse Tarai. Die Gründung der Stadt fällt in das Jahr 1628, in welchem der Krasnojarskische Woiwode Andreas Dubenski einen Streifzug in das Stromgebiet des Kan machte, um die dort nomadisirenden Kotten zu unterwerfen. Die Stadt hat eine Kirche, eine jüdische Gebetschule, 325 Häuser, 37 Kaufläden, eine Elementarschule, ein Gefängniß, eine Gerberei, eine Talgschmelzerei, eine Seifensiederei und 2771 Einwohner, die sich hauptsächlich mit Ackerbau und mit der Jagd auf Pelzthiere beschäftigen. Im Kanskischen Kreise (nach Schweizer 1702 □Meter mit 60,000 Einwohnern) besteht der größte Theil der Bevölkerung aus Abkömmlingen verbannter Russen. Von den Ureinwohnern finden sich hier noch die Kamasinzen im Quellgebiet des Kan und des Agul und die Karagassen, die Nachbarn der ersteren.

(*A. von Wald.*)

KAN-SSU (Gan-ssu), d. i. freiwillige Ehrfurcht, früher mit der Provinz Schen-ssi verbunden, die westlichste Provinz Chinas, liegt zwischen jener und dem Chuche Nor, zwischen der Großen Mauer und dem Peling und zieht sich in einer schmalen Fortsetzung nach Nord-West zur Gobi hin, auf der sie sich ausdehnt und dann abermals mit dem Ostende des Tianschan und dem nördlich von ihm gelegenen Landstriche in Verbindung steht. Man schätzt ihre Ausdehnung auf 18—20,000 □Meilen, aber der größere Theil ist öde Wüste. Zum Theil ist das Land gebirgig und einige Gipfel sind schneetragend, worauf der Name Siueschan (Schneegebirge) hindeutet, wie namentlich die Kette, welche die Gobi im Süden begrenzt, und vor allen der Tianschan oder das Himmelsgebirge im Süden des Ili. Der Hwangho strömt nach Nordosten durch die Provinz. Das Klima ist rauh; im Südosten baut man Weizen, Gerste und Hirse. Jagd und Viehzucht sind von Bedeutung; die Berge enthalten Gold, Silber, Kupfer u. s. w.

Die Hauptstadt ist Lant-schéu-fu, in einiger Entfernung vom Gelben Fluß; sie handelt namentlich mit Fellen, die aus der Tatarei kommen und mit grober Leinwand. Wichtigste Stadt ist Urumtsi oder Ti-Hua (150,000 Einwohner) in fruchtbarer, weidereicher Gegend, in der aber noch im Juni Schnee fällt. Hier strömen die Waaren aus Rußland, Turkestan, der Bucharei, Persien und Kaschmir zusammen, sodaß die Stadt eine beständige Messe hat. (*Richard Oberländer.*)

KANT (Immanuel), der größte Philosoph der neueren Zeit, wurde am 22. April 1724 zu Königsberg in Preußen als das vierte Kind eines Sattlers geboren, der schottischer Abkunft war und sich Cant schrieb.[1]) In einfach

1) Ueber Kant's Biographie vgl. L. E. Borowski, Darstellung des Lebens und Charakters Kant's (Königsberg 1804), vom Philosophen selbst revidirt; R. B. Jachmann, J. Kant, in Briefen an einen Freund (Königsberg 1804); A. C. Wasianski, Kant in seinen letzten Lebensjahren (Königsberg 1804); Th. Rink, An-

bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, empfing er den nachhaltigsten Jugendeinfluß von seiner Mutter, welche der pietistischen Richtung ergeben war und durch die Bekanntschaft mit dem Professor F. A. Schultz die Aufnahme des Knaben in das von ihm (1733—1763) geleitete Collegium Fridericianum vermittelte. Aus der ernst religiösen Erziehung, die ihm hier zutheil wurde, trug Kant als bleibenden Gewinn die Strenge gegen sich selbst davon, welche die Grundlage seines Charakters bildete, die pflichtmäßige Gesinnung, welche sich auch seiner Philosophie aufgeprägt hat und mit zunehmendem Alter der Gefahr in Pedanterie auszulaufen nicht entging. Nach dieser Vorbildung bezog er 1740 die Universität seiner Vaterstadt. Der anfänglichen Absicht, sich der Theologie zu widmen, wurde er durch die wachsende Vorliebe für philosophische und mathematisch-physikalische Studien entfremdet; in letzteren war der Professor Teske, in ersteren Mart. Knutzen sein Lehrer, ein Wolffianer, welcher in dem an sich unbedeutenden Schulstreite über die prästabilirte Harmonie sich hervorgethan hatte.[2]) Nach Abschluß der Universitätsstudien war Kant in den Jahren 1746—1755 als Hauslehrer in verschiedenen Familien, zuletzt bei dem Grafen Kayserlink-Rautenburg thätig. Seine wissenschaftliche Thätigkeit war damals hauptsächlich auf naturphilosophische Probleme gerichtet. Seine erste Schrift „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte" (Königsberg 1747) behandelt die zwischen Cartesianern und Leibnizianern obschwebende Frage, ob die lebendigen Kräfte der einfachen Geschwindigkeit oder dem Quadrat derselben proportional seien, und sucht sie durch einige Unterscheidungen zu lösen, welche zwar für die heutige Mechanik keinen Werth mehr haben, aber die kritische Tendenz des Verfassers bereits klar erkennen lassen. Aus seinen weiteren Studien wuchs dann am Schluß seiner Hauslehrerzeit die „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" hervor (Königsberg und Leipzig 1755; anonym erschienen und Friedrich dem Großen gewidmet), ein Werk, welches ihm eine Stelle unter den ersten Naturforschern und einen wichtigen Platz in der Geschichte der menschlichen Weltansicht sichert.[3]) Dasselbe entwickelt zuerst diejenige Hypothese, welche in der heutigen Astrophysik, wenn auch mit einigen Modificationen, allgemein anerkannt wird, die Hypothese einer Entstehung des Planetensystems aus einem rotirenden Gasball. Für Kant knüpfen sich daran Betrachtungen, welche im Sinne des physikotheologischen Beweises für das Dasein Gottes die Hand des Schöpfers gerade darin erkennen, daß die Materie, nur ihren Gesetzen folgend, das harmonische System des Planetenlaufes hat erzeugen müssen.

Auch nachdem er sich 1755 in der philosophischen Facultät der heimatlichen Universität habilitirt hatte, blieb Kant zunächst der naturphilosophischen Richtung getreu. Seine Promotionsschrift (Meditationum quarundam de igne succincta delineatio, Königsberg 1755) hatte eine Hypothese über die imponderable Materie entwickelt; im folgenden Jahre vertheidigte er eine naturphilosophische Abhandlung (Metaphysicae cum geometria iunctae usus in philosophia naturali, cuius specimen primum continet Monadologiam physicam), welche die Stellung der (Leibniz-Wolff'schen) Metaphysik und der Mathematik zu den Problemen des Raums und der Bewegung behandelte; 1758 gab er einen „Neuen Lehrbegriff der Bewegung und Ruhe," der hauptsächlich auf der Relativität aller erfahrungsmäßigen Bewegungen beruhte. Daneben laufen einzelne naturwissenschaftliche Untersuchungen und Gelegenheitsschriften (wie diejenigen über das Erdbeben von Lissabon, 1755, u. a.) einher, und ähnliche Arbeiten ziehen sich auch durch die späteren Jahrzehnte von Kant's literarischer Thätigkeit hindurch.[4]) Vor allem aber bekundet sich dies naturwissenschaftliche Interesse Kant's durch seine Vorliebe für die „physische Geographie", mit deren Vortrag er früh die Wirkung seiner Lehrthätigkeit über die Universität hinaus erweiterte. Obwol er seine Vaterstadt und deren nächste Umgebung nie verließ, so wußte er doch Männer aller Stände durch seine anschaulichen Schilderungen von Land und Leuten zu fesseln, und indem er durch die genaue Aufmerksamkeit, welche er auf die mannichfachen Beziehungen zwischen der physischen Natur der Länder und dem Charakter ihrer Bewohner richtete, den Auffassungen der neueren geographischen Wissenschaft vorarbeitete[5]), wußte er in diesen Vorträgen seine ganze reiche Welt- und Menschenkenntniß zur Geltung zu bringen. Mit der Zeit erweiterte sich der psychologische Theil dabei so, daß Kant ihn unter dem Namen der „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" als eigene Vorlesung abzweigte.[6]) Außer der eifrigen Lektüre von

---

sichten aus Kant's Leben (Königsberg 1805); Fr. W. Schubert, J. Kant's Biographie, Bd. XI von Kant's Werken herausgegeben von Rosenkranz und Schubert (Leipzig 1842); K. Fischer, Kant's Leben und die Grundlagen seiner Lehre (Manheim 1860) und Geschichte der neueren Philosophie, Bd. III, 3. Aufl. (München 1882).

2) Vgl. B. Erdmann, M. Knutzen und seine Zeit (Leipzig 1876).

3) Die Bedeutung dieses Buches, dessen literarisches Geschick sehr unglücklich war, ist erst spät erkannt worden, nachdem Humboldt, Schopenhauer, Helmboltz u. A. auf Kant's Priorität aufmerksam gemacht haben. Seitdem bezeichnet man jene Hypothese als die Kant-Laplace'sche. Kant und Laplace, der sie erst 1796 in der Exposition du système du monde aussprach, sind jedenfalls unabhängig voneinander darauf gekommen; aber der Umstand, daß sie beide von wesentlich gleichen Argumenten ausgehen, macht es (vgl. Liebmann, Zur Analysis der Wirklichkeit, 2. Aufl. S. 369 fg.) wahrscheinlich, daß sie beide einer Anregung Buffon's folgten, die ihrerseits wieder auf Newton zurückweist. Dasselbe gilt vielleicht von Lambert's Kosmologischen Briefen, welche 1761, ohne Kenntniß des Kantischen Buches, eine sehr nahe verwandte Hypothese aufstellten.

4) Diese Arbeiten sind in alle Sammlungen der Kantischen Werke aufgenommen. Eine kurze Inhaltsangabe der einzelnen findet man in der Uebersicht von Ueberweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie III (Fünfte Aufl. 1880), S. 179 fg.; vgl. außerdem G. Thiele, Die Philosophie J. Kant's, 1. Bd. 1. Abth.: Kant's vorkritische Naturphilosophie (Halle 1882). 5) Vgl. O. Peschel, Geschichte der Erdkunde in Deutschland S. 687 fg., und K. Dietrich, Kant's Auffassung der Geographie (Crimmitschau 1875). 6) Vgl. B. Erdmann, Reflexionen Kant's I, 1, S. 37 fg. Beide Vorlesungen, noch bei Kant's Lebzeiten herausgegeben, liegen in seinen Ges. Werken vor.

Reisebeschreibungen und sittengeschichtlichen Erzählungen verwendete er dazu die eigene scharfe und umfassende Beobachtung geselliger Zustände. In den ersten Jahren seiner Docentur war Kant durchaus nicht der einsam grübelnde Gelehrte, sondern bewegte sich gern und frei in mannichfachen Kreisen, in denen seine geselligen Talente, seine Erzählergabe, sein Witz und Humor hoch geschätzt wurden.[7]) Er stand mit offenem Sinn mitten in der lebendigen Welt, und als liebenswürdige literarische Denkmale dieser Zeit sind die Geist und Witz sprühenden Essays „Versuch über die Krankheiten des Kopfes" (Königsberger gelehrte und pol. Zeitungen, 1764) und „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" (Königsberg 1764) erhalten. Später, als sich Kant, unverheirathet und im Gefühl seiner großen Lebensaufgabe, mehr aus der Geselligkeit zurückzog, hielt er um so mehr an der Freundschaft mit bewährten Männern fest, die er gern aus andern Lebenssphären wählte. Die geistig bedeutendsten aus seinem Umgange waren Hippel und Hamann; von seinen Collegen schätzte er den Mathematiker (Hofprediger) Joh. Schultz und den Kameralisten Kraus.

Diese Verhältnisse beweisen, wie Kant's geistiges Leben sich mit seinen Interessen durchaus nicht von Anbeginn auf den Höhen abstracter Speculation, sondern, wie er selbst gesagt hat, in dem fruchtbaren βάθος der Erfahrung[8]) bewegte. Aus dem Reichthum und der Sicherheit des empirischen Wissens haben sich ihm die Probleme der Philosophie ergeben, und der Entwickelungsgang, durch welchen er zu seiner eigenen Lehre gelangt ist, war der, daß die landläufige Metaphysik des Wolff'schen Systems, in der auch er aufgewachsen war, unter dem Einfluß der Naturwissenschaft und der Menschenkenntniß ihm allmählich zerbröckelte. Darin hauptsächlich bestand die Einwirkung, welche einerseits Newton, andererseits Rousseau auf Kant gehabt haben[9]), jener auf dem Gebiete der theoretischen, dieser auf demjenigen der praktischen Philosophie. Zwar war Kant niemals ein schulmäßiger Wolffianer; bereits seine Habilitationsschrift (Principiorum primorum cognitionis metaphysicae nova dilucidatio, Königsberg 1755), obwol im allgemeinen eine Reproduction der ontologischen Principien von Leibniz und Wolff, zeigt doch überall eine durch die Kritik von Crusius angeregte selbständige Auffassung der Probleme. Aber Kant's Emancipation von dem Ontologismus der früheren deutschen Philosophie beginnt mit der schon in der „physischen Monadologie" sich geltend machenden Einsicht in die Unverträglichkeit der Wolff'schen Principien mit der selbständigen Gewißheit der Mathematik und der durch sie bedingten theoretischen Naturwissenschaft; von diesem archimedischen Punkte aus hebt er nachgerade die gesammte Methode aus den Angeln, welche mit lediglich logischen Formeln eine Erkenntniß der wirklichen Welt zu gewinnen meinte. Diesem sterilen Schematismus erklärte Kant durch das Schriftchen über „die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren" (Königsberg 1762) in einer an Sanchez, Bacon und Descartes erinnernden Weise den Krieg; ihm zog er den Boden unter den Füßen fort, wenn er in dem „Einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes" und in dem „Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen" (beide Königsberg 1763) den Beweis lieferte, daß weder die Existenz noch das causale Verhältniß in rein logischer Weise erkennbar seien; von jener „geometrischen Methode" der rationalistischen Philosophie befreite er sich definitiv, indem er in der „Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral" (einer mit dem Accessit anerkannten Preisschrift der Berliner Akademie, welche mit Mendelssohn's gekrönter Schrift „über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften" Berlin 1764 gedruckt wurde) Mathematik und Philosophie als zwei hinsichtlich der Methode, der Ausgangspunkte und der Aufgaben völlig einander gegenüberstehende Wissenschaften bezeichnete. Für die Mathematik nahm er den anschaulich constructiven Charakter[10]) und die synthetische Methode, für die Philosophie die logische Analysis der Thatsachen in Anspruch.[11])

Mit dieser Ueberwindung des schulmäßigen Rationalismus ging bei Kant eine wachsende Hinneigung zu dem entgegengesetzten Lager der zeitgenössischen Philosophie, dem von den Engländern und Franzosen vertretenen Empirismus Hand in Hand.[12]) Der sensualistischen und positivistischen Tendenz jedoch, in welche diese Richtung gerathen und welche consequenterweise bei Dav. Hume in vollen Skepticismus umgeschlagen war, ist Kant deshalb nie beigetreten, weil er von der Aufgabe der menschlichen Wissenschaft, Thatsachen nicht nur zu sammeln,

7) Vgl. E. Arnoldt, Kant's Jugend und die fünf ersten Jahre u. s. w. (Königsberg 1881). 8) Im Anfang der Prolegomena. 9) Ueber Kant's Verhältniß zu beiden haben wir Specialarbeiten von K. Dietrich, Kant und Newton (Tübingen 1877), Kant und Rousseau (Tübingen 1878).

10) Kant's Verdienst, den anschaulichen Charakter der Mathematik gegenüber der falschen Ansicht, welche hinsichtlich derselben die früheren Philosophen der verschiedensten Richtungen gleichmäßig hegten, erkannt zu haben, ist vortrefflich auseinandergesetzt bei P. Kannegießer, Dogmatismus und Skepticismus (Elberfeld 1877). Vielfach betont dasselbe auch Schopenhauer. 11) Aehnlich bezeichnete er die Methode der Philosophie als „zetetisch" in der „Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen im Winterhalbjahre 1765—66". 12) In welchem Grade die Bekanntschaft mit dieser Literatur für die Abwendung Kant's von der rationalistischen Metaphysik entscheidend gewesen, und zu welchen Zeitpunkten eine eventuelle Einwirkung von Locke, Hume und den schottischen Philosophen eingetreten ist, gehört zu den vielen streitigen Punkten in Kant's philosophischer Entwickelung, welche in der obigen, räumlich beschränkten Darstellung nur gestreift werden können. Aus der reichhaltigen Literatur über diese und die im Folgenden berührten Fragen sind hervorzuheben: Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie, Bd. III, 1. Buch, Kap. 4 und 5 (2. Aufl. S. 171 fg.); Fr. Paulsen, Versuch einer Entwickelungsgeschichte der Kantischen Erkenntnißtheorie (Leipzig 1875); A. Riehl, Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft Bd. I (Leipzig 1876); B. Erdmann, Kant's Kriticismus in der ersten und in der zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft (Leipzig 1878); J. Volkelt, J. Kant's Erkenntnißtheorie nach ihren Grundprincipien analysirt (Leipzig 1879); W. Windelband, Geschichte der neueren Philosophie, Bd. II (Leipzig 1880), §. 58, S. 15 fg.

sondern begreifend zu verarbeiten, felsenfest überzeugt und weil er nie in seinem Leben seicht genug war, um zu meinen, daß diese Aufgabe durch das bloße Zusammenkommen von Thatsachen und ohne Anwendung ursprünglicher Functionen der menschlichen Intelligenz zu lösen sei. In diesem Sinne mühte er sich, wie seine Correspondenz mit Lambert beweist, ab, „die Methode der Metaphysik zu verbessern“, und in diesem Sinne hat man recht, von einer „rationalistischen Grundansicht“ bei ihm zu sprechen. Persönlich wurzelte dieselbe bei Kant in der Meinung, daß die Metaphysik als die alle menschliche Erkenntniß der Wirklichkeit abschließende Weltanschauung dazu berufen sei, auf wissenschaftlichem Wege diejenigen Ueberzeugungen zu sichern, welche er für die unerlaßlichen Grundlagen des ethisch-religiösen Lebens hielt. Je mehr er nun aber mit der Hinneigung zum Empirismus an der Fähigkeit der metaphysischen Erkenntniß, den Umkreis der sinnlichen Erfahrung zu überschreiten, irre werden mußte, um so sympathischer berührten ihn solche Schriften, welche die sittliche und religiöse Ueberzeugung aus den Wirren des metaphysischen Schulgezänkes herausheben und selbständig auf das ursprüngliche Bewußtsein der menschlichen Vernunft und auf die Stimmen des Gewissens und des Gefühls gründen wollten. So wirkte auf ihn Voltaire, besonders durch seinen „Candide“, so wirkte vor allen Rousseau. Auf diese Weise gerieth Kant zwischen seinen Bemühungen um die Reform der Metaphysik und der Ansicht von ihrer Unzulänglichkeit und eventuellen Schädlichkeit hinsichtlich der Fragen des übersinnlichen Lebens in eine getheilte Stimmung, und dieser machte er gewaltsam Luft, als sich eine Gelegenheit dazu in der Svedenborg'schen Geisterseherei, einer damaligen Modeform der spiritistischen Gelüste, fand. Er schrieb sein witziges Büchlein „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik“ (anonym Königsberg 1766), um durch eine Parallelisirung der Arcana coelestia Svedenborg's und der metaphysischen Speculationen zu zeigen, wie das menschliche Denken, sobald es nach irgendeiner Richtung den Boden der Erfahrung zu überfliegen sucht, sich in „luftige Hirngespinste“ verlieren muß.[13]) Er bezeichnet hier mit Hume als die einzige Aufgabe der Metaphysik die Feststellung der Grenzen der menschlichen Erkenntniß. Die Ansichten von der übersinnlichen Welt werden aus dem Gebiete der Wissenschaft verwiesen und der praktischen Ueberzeugung anheimgegeben.

Indem nun Kant, nachdem diese Trennung des Theoretischen und des Praktischen sich in ihm vollzogen hatte, sich mit der Methode der Metaphysik als Erkenntnißtheorie beschäftigte, wurde er mächtig von dem eben erschienenen Hauptwerke von Leibniz, den Nouveaux essais sur l'entendement humain, ergriffen.[14]) Er mußte sogleich einsehen, wie weit der logische Formalismus der Wolff'schen Schule von dem unerkannten Tiefsinn des großen Urhebers der deutschen Philosophie abgeirrt war, und er vertiefte sich völlig in dessen Anschauungsweise, wonach der Ursprung aller derjenigen Begriffe und Sätze, mit denen alle Verarbeitung des Erfahrungsmaterials geschieht, obwol sie selbst niemals durch Erfahrung begründet werden können, in den Functionen der menschlichen Vernunft zu suchen ist, welche zwar in der psychologischen Entwickelung nie anders als an den besonderen Acten der Erfahrung zum Bewußtsein kommen, aber aus dieser selbst weder erklärt noch begründet werden können. Diese antipositivistische Ueberzeugung ist der Lebensnerv der deutschen Philosophie, und daß Kant sie mit der größten Allseitigkeit und Consequenz zur Ausführung gebracht hat, das macht ihn zu unserm größten Philosophen.

Die erste Folge dieser entscheidenden Wendung war für Kant die Nothwendigkeit, mit den Leibniz'schen Principien seine, von allen bisherigen Philosophen und auch von Leibniz selbst abweichende Ansicht von dem wissenschaftlichen Charakter der Mathematik und der mathematischen Naturwissenschaft in Einklang zu bringen; sie war um so dringender, als Kant mehr und mehr — in Uebereinstimmung mit Euler — sich davon überzeugt hatte, daß nicht, wie er es früher in der „Physischen Monadologie“ nach Leibniz gethan hatte, der Raum aus dem Wesen der Körper, sondern umgekehrt die Möglichkeit der Körper aus dem absoluten (Newton'schen) Raum abgeleitet werden müsse, und als er an der rein anschaulichen Erkenntniß des Raumes und seiner Verhältnisse festhielt. Beides sprach er in dem Schriftchen „Von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raume“ (Königsberg 1768) aus. Das Dilemma, in das er so gerathen war, löste sich ihm im folgenden Jahre, und diese Lösung legte er in der Inauguraldissertation nieder, mit welcher er 1770 die ordentliche Professur an der Königsberger Unversität antrat: De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis. Er acceptirte darin den Grundgedanken der Leibniz'schen Lehre, daß

---

13) Der Versuch von Tafel (Supplement zu Kant's Biographie, Stuttgart 1845), die vernichtende Kraft dieser Satire abzuschwächen und Kant gar hinterher zum Svedenborgianer zu machen, ist von Kuno Fischer, a. a. O. III (1. Aufl. S. 223 fg.), gebührend zurückgewiesen worden. Vgl. auch R. Zimmermann, Kant und der Spiritismus (Wien 1879). 14) Auf die Bedeutung dieses Werkes für Kant's philosophische Entwickelung hat, nachdem Paulsen (a. a. O. S. 145) daran gestreift, zuerst Windelband (Ueber die verschiedenen Phasen der Kantischen Lehre vom Ding-an-sich, Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie I, 234 fg.) aufmerksam gemacht. Vaihinger (Commentar zur Kritik der reinen Vernunft I, 48) erkennt sie gleichfalls an und hat eine ausführlichere Darstellung derselben in Aussicht gestellt. Daß der Kantische Apriorismus in directen Zusammenhang mit der Leibniz'schen Lehre von dem virtuellen Angeborensein der Ideen zu setzen sei, hat schon G. E. Schulze (Aenesidemus) in seiner „Kritik der theoretischen Philosophie“ II (Hamburg 1801) S. 126 fg. gezeigt, und Kant selbst, der in der Kritik der reinen Vernunft mehr seinen Gegensatz gegen die Leibniz-Wolff'sche Metaphysik im Auge gehabt hatte, sprach sich 1790 am Schlusse der Streitschrift gegen Eberhard („Ueber eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll“) dahin aus: „So möchte denn wol die Kritik der reinen Vernunft die eigentliche Apologie für Leibniz selbst wider seine, ihn mit nicht ehrenden (?endenden?) Lobsprüchen erhebenden Anhänger sein.“ Vgl.

aus den reinen Begriffen als den Functionsformen des Verstandes eine Erkenntniß der absoluten Wirklichkeit sich ergebe, und er führte die Conformität derselben mit dem Wesen der Dinge auf ihren gemeinsamen Grund in der Gottheit auf eine Weise zurück, von der er selbst sagte, daß sie der Malebranche'schen Lehre sehr nahe stände: aber als Ergänzung fügte er seine eigene Lehre hinzu, daß ebenso wie der Verstand auch die Sinnlichkeit ihre ursprünglichen Functionsformen, nämlich die Synthese in Raum und Zeit, habe und daß diesen eine analog apriorische Geltung für das Gebiet ihrer Anwendung, die sinnliche Erfahrung, zukomme. Die Voraussetzung dafür war, daß Kant, im scharfen Gegensatze zu der Leibniz-Wolff'schen Psychologie und Erkenntnißtheorie, Sinnlichkeit und Verstand als zwei vollkommen verschiedene und unabhängig einander gegenüberstehende Erkenntnißquellen auffaßte (a. a. O. §. 3 fg.); die Consequenz davon aber war die, daß er in Correspondenz zu diesen beiden Erkenntnißarten auch zwei verschiedene Erkenntnißobjecte annahm: die Welt der Erscheinungen für die Sinnlichkeit, die Welt der Dinge an sich oder Noumena für den Verstand. Für jene gilt die Mathematik, für diese die Metaphysik als die apriorische Wissenschaft, welche aus der Reflexion auf die Functionen hier der Sinnlichkeit, dort des Verstandes erwächst. Die Phänomenalität von Raum und Zeit und der in ihnen beschlossenen Sinnenwelt erscheint als die nothwendige Consequenz der Voraussetzungen, unter denen Kant die Apriorität der Mathematik als der Wissenschaft von den reinen Formen der Sinnlichkeit in Analogie zu der Leibniz'schen Apriorität der Metaphysik als der Wissenschaft von den reinen Formen des Verstandes hatte nachweisen können.

Die platonisirende[15]) Weltanschauung, welche die Inauguraldissertation vortrug, hatte jedoch, wie gelegentlich (ib. §. 9) zum Vorschein kommt, für Kant nicht nur theoretischen Werth; sie stimmte zugleich am besten mit der sittlichen Lebensauffassung zusammen, welche sich mit den vorrückenden Jahren in ihm befestigt hatte, daß alles ethische Leben in der Ueberwindung der sinnlichen durch die sittlichen Triebfedern bestände[16]), und der Verfasser der Inauguraldissertation hat zweifellos wieder gehofft, daß die darin angebahnte Metaphysik eine die ethisch-religiösen Ueberzeugungen wissenschaftlich gewährleistende Erkenntniß geben werde. Das System aber, dessen Grundriß in dieser Schrift so klar gezeichnet ist, wurde niemals ausgeführt; denn der Versuch dazu[17]) brachte Ueberlegungen mit sich, welche dasselbe wieder über den Haufen warfen[18]) und mit ihren zahllosen Schwierigkeiten den Denker während des Jahrzehnts von 1770—1780 beschäftigt haben. Der Gegensatz, welchen Kant nunmehr im Anschluß an Leibniz zwischen Dingen an sich und Erscheinungen (Noumena und Phänomena) statuirt hatte, führte auf eine fundamentale Untersuchung des Verhältnisses, welches überhaupt zwischen dem menschlichen Denken und seinen „Gegenständen" obwaltet, und bei diesem Hinabsteigen in die äußersten Tiefen der menschlichen Erkenntniß ergab sich, daß auch den Formen des Denkens, ebenso wie in der Inauguraldissertation nur denjenigen der sinnlichen Anschauung, kein anderer, als der subjective und phänomenalistische Werth zugesprochen werden dürfe, — daß die Formen des Denkens einen Erkenntnißwerth nur so weit besitzen, als sie zur Verarbeitung des sinnlichen Materials verwendet werden, — daß somit auch die Verstandeserkenntniß auf den mundus sensibilis beschränkt ist. Mit dieser Einsicht aber verband sich bei Kant die Rückkehr zu jener früheren Ueberzeugung, daß die übersinnliche Welt ein Object nicht der Erkenntniß, sondern des ethisch-religiösen Glaubens sei, und damit war der Standpunkt der *kritischen* Philosophie gewonnen, welche die „Kritik der reinen Vernunft" (Riga 1781) verkündete.

Der Langsamkeit der Entstehung von Kant's neuer Lehre entspricht die Langsamkeit in der Gestaltung seiner äußeren Verhältnisse. Auf eine funfzehnjährige Lehrthätigkeit sah er zurück, als er 1770 die ordentliche Professur der Logik und Metaphysik an der Königsberger Universität erhielt. Gleichzeitig lehnte er Berufungen nach Jena und Erlangen ab, und ebenso 1778 einen Ruf nach Halle. Er blieb bis an sein Ende in der bescheidenen Stellung an der heimischen Universität, deren Rectorat er zweimal bekleidete. Die Geschichte seines Lebens ist diejenige seiner Gedanken. Er lebte nicht dem Glanz und nicht der Lust, er lebte seiner Pflicht und seiner Aufgabe. Die bewußte Grundsätzlichkeit seiner Lebenseinrichtung und Zeiteintheilung ermöglichte es ihm, die Riesenarbeit seiner philosophischen Werke und die gewissenhafte Erfüllung seiner akademischen Pflichten mit seiner einfach behaglichen Geselligkeit zu verbinden. Als Lehrer verachtete er die geistlose Mittheilung fertiger Resultate; er ließ den Zuhörer den Proceß der wissenschaftlichen Arbeit selbst mitmachen und lehrte ihn philosophiren. Im praktischen Leben von strengster Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit, bietet er mit der großartigen Consequenz und dem eisernen Festhalten an dem hohen Lebensziel das ehrwürdige Bild eines Charakters dar[19]), zu dem die Vaterstadt und bald das gesammte

auch Kant's Werke (Hartenstein) III, 359 fg. die Stelle über die „ursprüngliche Erwerbung" der Anschauungen und Kategorien.

15) Die Analogie zu Platon besteht nicht nur in dem sehr verwandten Resultate, sondern in dem höchst interessanten Parallelismus zwischen dieser Entstehung von Kant's Inauguraldissertation und der Genesis der Ideenlehre, welche sich aus dem Bedürfniß ergab, für die Begriffe und die Wahrnehmungen zwei verschiedene „objective" Welten anzunehmen. 16) Doch geht es nicht an, diese Tendenz, wie Göring, System der kritischen Philosophie (Leipzig 1875) II, 107 fg., versucht hat, zu der wesentlich bestimmenden in Kant's Entwickelungsgange zu machen. 17) Kant plante denselben unter dem Titel: „Ueber die Grenzen der Sinnlichkeit und des Verstandes."

18) Vgl. Kant's Brief an Marc. Herz vom 21. Februar 1772, Rosenkranz'sche Ausgabe Bd. XI, 1. Abth., S. 28 fg. 19) Wenn hier und da ein Scribent durch unsaubere Verdächtigung dieses Mannes sich selbst entehrte, so hat das weiter nichts zu sagen: zu bedauern bleibt es, daß Schopenhauer (vgl. den von Rosenkranz in der Vorrede zu seiner Ausgabe der „Kritik der reinen Vernunft", W. W. II, mitgetheilten Brief, und außerdem „Welt als Wille und Vorstellung" 3. Aufl. Leipzig 1859, I, 515) durch eine seitdem längst widerlegte Voraussetzung von einem Widerspruche zwischen Kant's Hauptwerken sich zu dem Vorwurfe hat

deutsche Vaterland mit gleicher Bewunderung wie zu seiner geistigen Größe aufblickte.

Die letzten Lebensjahre brachten ihm trübe Erfahrungen. Die Herrschaft einer fanatischen Orthodoxie, welche nach dem Tode Friedrich's des Großen unter dem Ministerium Wöllner blühte, traf ihn theils durch die Beanstandung seiner religions-philosophischen Schriften, theils durch das Verbot des Vortrags seiner Philosophie, welches durch einen ungnädigen Erlaß des Königs an ihn verschärft wurde. Von den Segnungen der Regierung Friedrich Wilhelm's III. endlich, unter welcher er die Freiheit der Lehre wiedergewann, hat er nicht mehr viel genossen. Noch im J. 1797 selbst zog er sich von den Vorlesungen zurück, und von Jahr zu Jahr mehr zerstörte der Marasmus des Alters ihm Leib und Seele, bis ihn der Tod am 12. Febr. 1804 erlöste.

Sein Vermächtniß an die Nation waren die Werke, in denen er das mit der Kritik der reinen Vernunft begründete System ausführte.[20]) Das Hauptwerk selbst[21]), aus einer gegenseitigen Durchdringung mannichfacher Gedankenströmungen hervorgegangen und mit den tiefsten Problemen in einer schwerfälligen Sprache[22]) ringend, vermochte sich durch die philosophische Tagesliteratur seinen Weg nicht zu bahnen; es wurde misverstanden oder unbeachtet gelassen. Diesem Uebelstand suchte Kant durch eine analytische und populärere Darstellung seiner Lehre abzuhelfen in den „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können" (Riga 1783).[23]) Den entscheidenden Sieg jedoch errang die Kantische Philosophie erst durch die Entfaltung ihres ethischen Theils, der ihr in Reinhold, Schiller, Fichte die größten und begeistertsten Anhänger gewann. Diese wurde durch die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" (Riga 1785) eingeleitet, durch die „Kritik der praktischen Vernunft" (Riga 1788) principiell vollendet und durch die „Metaphysik der Sitten" (Königsberg 1797: I. Rechtslehre, II. Tugendlehre) formell abgeschlossen. Inzwischen erschienen auch die übrigen Auszweigungen des kritischen Grundgedankens: „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft" (Riga 1786), „Kritik der Urtheilskraft" (Berlin und Libau 1790). „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (vier Abhandlungen, Königsberg 1793). Um diese bedeutenderen Werke gruppiren sich eine Menge kleinere, zum Theil in Zeitschriften erschienene Abhandlungen, unter ihnen als wichtigste die geschichts-philosophischen: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (Berliner Monatsschrift 1784), „Muthmaßlicher Anfang der Weltgeschichte" (ibid. 1786), „Zum ewigen Frieden, ein philosophischer Entwurf" (Königsberg 1795).[24])

Es geht aus Kant's philosophischer Entwickelung hervor, daß zwischen den zahlreichen übrigen Interessen seines

---

hinreißen lassen, Kant habe aus altersschwacher Menschenfurcht den Standpunkt des transscendentalen Idealismus später verleugnet.

20) Wir haben vier Gesammtausgaben der Kantischen Werke: von Rosenkranz und Schubert (12 Bde., Leipzig 1838—42); von Hartenstein (10 Bde., Leipzig 1838—39), beide in systematischer Anordnung; sodann die andere, der chronologischen Reihenfolge nach geordnete Ausgabe von Hartenstein (8 Bde., Leipzig 1867—69); endlich die zur systematischen Anordnung zurückkehrende von v. Kirchmann (in der „Philosophischen Bibliothek", 8 Bde., Berlin 1868 fg.). Alle enthalten, außer den von Kant selbst herausgegebenen Werken, mit größerer oder geringerer Vollständigkeit seine Correspondenz und seine kleineren Recensionen und Abhandlungen, von denen schon kurz vor oder nach seinem Tode autorisirte wie nicht autorisirte Sammlungen erschienen waren, ferner die von seinen Schülern besorgten Ausgaben von mehrern seiner Vorlesungen. Kleinere Ergänzungen dazu sind gelegentlich veröffentlicht worden; in neuester Zeit hat B. Erdmann begonnen, diejenigen handschriftlichen Bemerkungen in Kant's Handexemplar von Baumgarten's „Metaphysik", welche der Philosoph zur Aufnahme in seine Werke nicht würdig befunden hat, unter dem Titel „Reflexionen Kant's zur kritischen Philosophie" (I. Bd., 1. Heft, Leipzig 1882) abdrucken zu lassen. Vortreffliche Ausgaben der drei großen Kritiken sind die unter Redaction von K. Kehrbach in der Reclam'schen Universalbibliothek erschienenen. — Die wichtigsten Werke Kant's sind ins Englische, Französische und Italienische, die Kritik der reinen Vernunft auch ins Lateinische übersetzt; vgl. Ueberweg a. a. O. S. 193. 21) Der ersten Auflage dieses Werkes gegenüber enthält die zweite (Riga 1787), der alle folgenden nachgedruckt sind, so viele Abweichungen der Darstellung, daß sich, seit Jacobi und Schopenhauer darauf hingewiesen, sowol über den Grad der Differenz als auch über den Werthunterschied beider ein sehr verwickelter Streit erhoben hat, zu welchem alle bisher erwähnten und noch zu erwähnenden Darstellungen von Kant's Lehre und Entwickelung haben Stellung nehmen müssen. Vgl. außerdem Ueberweg, Dissertatio de priore et posteriore forma Kantianae Critices rationis purae (Berol. 1862). Die Ansichten über diese Streitfrage, welche mit der Gesammtauffassung der Kantischen Lehre auf das engste zusammenhängt, gehen noch heute weit auseinander. In den Ausgaben wird bei Rosenkranz und Kehrbach die erste, bei Hartenstein, von Kirchmann und in dem Specialabdruck von B. Erdmann (Leipzig 1879) die zweite Auflage zu Grunde gelegt. Einige unwesentliche „Nachträge zu Kant's Kritik der reinen Vernunft" hat B. Erdmann (Kiel 1881) aus Kant's Handexemplar seines Werkes herausgegeben. Das Jahr 1881 hat zur Säcularfeier des Hauptwerks eine große Menge literarischer Huldigungen für die kritische Philosophie gebracht; die wichtigste darunter ist der weitschichtig angelegte „Commentar zu Kant's Kritik der reinen Vernunft" von H. Vaihinger (I. Bd. Stuttgart 1881 und 82).

22) Der Stil in Kant's Werken ist sehr ungleich. Die früheren Schriften zeigen eine leichte und flüssige Form, eine bewegliche, oft anmuthige Darstellung. Die Kritik der reinen Vernunft preßt ihren völlig neuen Gedankengehalt in eine schwierige und durchaus nicht consequent festgehaltene Terminologie und läßt die Mühe der Gedankenarbeit in undurchsichtig geschachtelten Perioden erkennen. In den späteren Schriften waltet ruhige Klarheit und Sicherheit vor; sie haben einen ernsten, gemessenen Vortrag, der sich gelegentlich zu begeistertem Schwunge erhebt, meist jedoch in einfacher Sachlichkeit den Gegenstand analysirt. Diesen Stil charakterisirt Schopenhauer (Welt als Wille und Vorstellung I, 507) als „glänzende Trockenheit". 23) Auf Grund einer, seither von E. Arnoldt (Kant's Prolegomena, nicht doppelt redigirt, Berlin 1879) widerlegten Hypothese, wonach der „populäre Auszug" aus der Kritik und die Replik auf die misverständliche Auffassung derselben in der Garve-Feder'schen Recension (Göttinger Gelehrte Anz. 1782, 19. Jan.) zwei voneinander unabhängig entstandene und von Kant in den Prolegomenen nur zusammengeschweißte Entwürfe seien, hat B. Erdmann sich herausgenommen, in einer eigenen Ausgabe der Prolegomena (Leipzig 1878) diese beiden vermeintlichen Bestandtheile des Werkes typographisch voneinander durchgehends zu sondern. 24) Als Nachschlagewerke über die Kantische Philosophie kann neben Mellin, Encyklopäd. Wörterbuch der Kantischen Philosophie (Züllichau und Leipzig, 11 Bde., 1797—1804) auch Krug's Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften (Leipzig 1827—34) gelten.

Geistes das erkenntnißtheoretische den Mittelpunkt bildete, und dies ist daher auch das Centrum seiner Philosophie.[25]) Schon der Name des Kriticismus, den wir derselben nach seiner eigenen Bestimmung geben, deutet darauf hin: denn kritisch heißt im Gegensatze zum Dogmatismus und Skepticismus ihrer Methode nach diejenige Philosophie, welche sich mit der Möglichkeit allgemeingültiger und nothwendiger Erkenntnisse beschäftigt. Diese — und diese allein — bilden principiell das Object der Kantischen „Kritik". Er stellt daher als das Ideal der philosophischen Erkenntniß den Begriff der synthetischen Urtheile a priori, d. h. solcher Urtheile auf, welche, ohne durch die Erfahrung oder durch rein logische Begriffsanalyse begründbar zu sein, auf allgemein objective und nothwendig subjective Geltung Anspruch erheben (vgl. Einleitung zur Kritik der reinen Vernunft), und seine Philosophie gliedert sich[26]) nach den verschiedenen Sphären des menschlichen Denkens, in denen derartige Urtheile angetroffen werden. Auf dem theoretischen Gebiete sind es generelle Urtheile der wissenschaftlichen Erkenntniß, auf dem praktischen Gebiete ist es das allgemeine Willensgesetz des sittlichen Bewußtseins, auf dem ästhetischen Gebiete sind es allgemeingültige Betrachtungs- und Beurtheilungsweisen. So entsprechen den drei psychischen Grundfunctionen, dem Vorstellen, Wollen und Fühlen, die theoretische, praktische, ästhetische Philosophie als die Kritik der darin sich entwickelnden apriorischen Thätigkeiten; deshalb bilden den Grundstock der Kantischen Werke „die drei großen Kritiken": Kritik der reinen Vernunft, Kritik der praktischen Vernunft, Kritik der Urtheilskraft.[27])

Der Kantische Begriff der Apriorität ist weder der Aristotelische der logischen Deducirbarkeit, noch der in der dogmatischen Philosophie übliche der psychologischen Priorität, sondern der „transscendentale" Begriff einer jedesmal an besonderem Inhalte sich entwickelnden, aber aus diesem nicht zu erklärenden, deshalb aus einer ursprünglichen Functionsweise der menschlichen Organisation abzuleitenden Vernunftform, und die kritische Methode besteht darin, daß überall, wo die Geltung synthetischer Urtheile a priori innerhalb der menschlichen Weltbetrachtung behauptet wird, die Untersuchung darauf gerichtet werden soll, ob die Functionsweisen, unter deren Bedingung allein dieser Anspruch gerechtfertigt erscheinen könnte, in dem wirklichen Processe der menschlichen Vorstellungsthätigkeit sich nachweisen lassen oder nicht. Das Object der kritischen Philosophie also bilden alle jene generellen Sätze, welche als unbeweisbare Voraussetzungen, Postulate, Betrachtungsweisen unserm gesammten Vorstellungsleben zu Grunde liegen; die Entscheidung über ihre Berechtigung aber hängt nach der kritischen Methode davon ab, ob sie als Ausflüsse einer ursprünglichen Function der menschlichen Intelligenz nachgewiesen werden können, welche sich thatsächlich in den besonderen Aeußerungen unsers Vorstellungslebens bethätigt. Das psychologische Kriterium[28]), dessen somit auch die kritische Methode bedarf, besteht nicht in der Einsicht, wie die zu prüfenden Sätze in dem einzelnen Individuum oder in der historischen Entwickelung der Gattung zum Bewußtsein gelangen[29]), sondern in dem Nachweise, daß ihre Begründung nirgends anders als in dem bleibenden Wesen unserer geistigen Organisation zu suchen sei. Diese Methode aber involvirt schon gewissermaßen das Resultat, daß zwar alle diese „Formen" mit Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit für den ganzen Umfang der menschlichen Vorstellungsthätigkeit gelten, die nur durch sie zu Stande

---

25) Aus der enorm ausgebreiteten Literatur über die Kantische Philosophie kann bei dem besonderen Zwecke dieser Darstellung sowol im allgemeinen als auch in den späteren speciellen Verweisungen nur dasjenige erwähnt werden, was für die gegenwärtige wissenschaftliche Auffassung des Gegenstandes von entschiedener Bedeutung ist. Von der neueren Kantliteratur gibt Ueberweg's Grundriß III, 198 fg., 229 fg., 239 fg., eine Zusammenstellung, von der gesammten Kantliteratur Vaihinger, Commentar zur Kritik der reinen Vernunft I, 14 fg., eine systematische Uebersicht. — Von den umfangreicheren Gesammtdarstellungen der Kantischen Lehre seien erwähnt: die entsprechenden Abschnitte in den philosophie-geschichtlichen Werken von Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie, Bd. III (3. Aufl. 1882) und IV (2. Aufl. 1869). J. E. Erdmann, Versuch einer wissenschaftlichen Geschichte der neueren Philosophie, Bd. III, Abth. I (Leipzig 1848) S. 25—288. Ulrici, Geschichte und Kritik der Principien der neueren Philosophie (Leipzig 1845) S. 288—348. F. K. Biedermann, Die deutsche Philosophie von Kant bis auf unsere Tage (Leipzig 1842) I, 56—420. Fortlage, Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant (Leipzig 1852) S. 21—80. Lange, Geschichte des Materialismus II (2. Aufl., Iserlohn 1875) S. 1—63. Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz (München 1873) S. 400—514. Windelband, Geschichte der neueren Philosophie II (Leipzig 1880) S. 1—171. Degerando, Histoire comparée des systèmes de philosophie (Paris 1804) II, 167 fg. Willm, Histoire de la philosophie allemande depuis Kant jusqu'à Hégel I (Paris 1846); außerdem: Fortlage, Ueber die Kantische Philosophie, in „6 philos. Vorträgen" (Jena 1869). E. Caird, The philosophy of Kant (London 1876). V. Cousin, Leçons sur la philosophie de Kant (4. Aufl. Paris 1864); Cantoni, Immanuele Kant (I. Bd. Turin 1879).

26) Vgl. über diese erst allmählich sich bei Kant gestaltende systematische Gliederung seiner Philosophie theils die Einleitung zur Kritik der Urtheilskraft, theils das für denselben Zweck ursprünglich bestimmte umfänglichere Fragment, welches Sig. Beck mit Kant's Autorisation am Schlusse des 2. Bandes seines „Erläuternden Auszugs aus den Schriften des Herrn Prof. Kant" (Riga 1794) veröffentlichte, und welches unter dem Titel „Ueber Philosophie überhaupt" in die Ges. Werke (Hartenstein, 1. Ausg. I, 137 fg.) übergegangen ist. Diese Eintheilung der kritischen Philosophie beruht auf einer von Mendelssohn, Sulzer und Tetens eingeführten Lehre der empirischen Psychologie, welche seitdem geläufig geworden ist. Ueber die psychologischen Grundlagen von Kant's Lehre vgl. J. B. Meyer, Kant's Psychologie (Berlin 1870).

27) Für die weiteren Citate sind Kant's Werke in der ersten Hartenstein'schen Ausgabe zu Grunde gelegt. Bei den drei großen Kritiken erlauben die Kehrbach'schen Ausgaben die Transposition der Citate in jede andere Ausgabe auf die bequemste Weise.

28) Gegenüber der Meinung, als müsse auch die Erkenntniß des a priori Gültigen a priori (in einer der früheren Bedeutungen) sein, haben Fries (Neue Kritik der Vernunft, Heidelberg 1807, S. XXXV fg., obwol mit Misverständniß Kant's selbst) und Herbart (Werke III, 118 fg.) die psychologische Grundlage seiner Kritik nachgewiesen.

29) Als Typus dieser „physiologischen Ableitung", welche aber keine „Deduction" sei, bekämpft Kant mit Recht hauptsächlich Locke; vgl. neben vielen andern Stellen besonders Werke II, 119 fg.

kommt, daß aber eine darüber hinausgehende Geltung derselben zu behaupten oder zu verneinen überhaupt keinen verständlichen Sinn mehr hat. Dieser Standpunkt wird von dem gemeinen Bewußtsein aus, welchem die Beziehung von Vorstellungen auf unabhängig davon gedachte Dinge als selbstverständlich und unerlaßlich gilt, als Phänomenalismus bezeichnet; der correcte, von Kant selbst dafür eingeführte Name ist der des *transscendentalen Idealismus* (II, 675).

Kant's *theoretische* Philosophie ist also nicht Metaphysik alten Stils, sondern Erkenntnißtheorie, und sie beschäftigt sich nicht mit der empirischen Erkenntniß, sondern mit den synthetischen Urtheilen a priori (II, 36 fg., IV, 177 fg.), welche nothwendige und allgemeine Geltung beanspruchen, ohne sie auf Erfahrung begründen zu können.[30]) Solche Ansprüche finden sich in drei Wissenschaften: in der Mathematik, in der „reinen Naturwissenschaft," d. h. dem System aller Grundsätze, durch welche erst alle besonderen Naturerkenntnisse begründet werden, und in der Metaphysik, d. h. der Erkenntniß des Uebersinnlichen oder Unerfahrbaren (III, 183 fg., II, 46 fg.). Alle drei Wissenschaften unterliegen daher gleichmäßig[31]) der kritischen Untersuchung. Was zuerst die Mathematik betrifft, so zeigt die „transscendentale Aesthetik" (II, 59 fg., cf. III, 195 fg.), daß die Apodicticität ihrer auf Raum- und Zahlverhältnisse bezüglichen Erkenntnisse nur unter der Voraussetzung allgemeingültiger Anschauungsformen möglich ist (III, 196, II, 65), daß aber solche wirklich in Raum und Zeit vorliegen, welche, wie es schon in der Inauguraldissertation (III, 138 fg.) geschehen war, als nicht empirische, dabei nothwendige, je nur ein einziges, unendliches Object enthaltende Anschauungen, d. h. als „Anschauungen a priori" nachgewiesen werden (II, 63 fg. und 69 fg.). Sie sind die Gesetze der Anordnung der Empfindungen (III, 144), und zwar ist der Raum die Form des äußeren, die Zeit diejenige des inneren Sinnes (II, 72). Diese Erklärung und Begründung der Apriorität der Mathematik setzt aber voraus, daß Raum und Zeit und die gesammte in ihnen enthaltene Sinnenwelt nur unsere gesetzmäßige Vorstellungsweise, d. h. nur „Erscheinung" sind; von einer von uns unabhängig existirenden Welt könnten wir nur empirische Kenntniß haben, welche auf Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit keinen Anspruch hätte; apriorische Einsicht gibt es nur von dem, was wir aus der gesetzmäßigen Natur unsers Intellects selbst erzeugen (III, 197). Das so Erkannte gilt also für den ganzen Umfang unserer sinnlichen Vorstellungswelt, aber von einer weiteren Geltung zu sprechen, hat absolut keinen Sinn[32]); der transscendentalen Idealität entspricht und ist gleich die empirische Realität (II, 73 fg.).

Das gleiche Princip gilt für die „reine Naturwissenschaft." Eine „Natur" kann nur so weit a priori erkannt werden, als sie das Product des vorstellenden Geistes ist, d. h. ihrer Vorstellungsform nach (II, 659, III, 211); a priori sind nur diejenigen Gesetze, welche der Verstand nicht aus der Natur schöpft, sondern ihr vorschreibt (III, 240). Diejenige „Natur," für welche solche Gesetze gelten, kann aber nicht ein Inbegriff von Dingen an sich, sondern nur das System der Erscheinungen sein, und für dieses System sind solche Gesetze nur dann berechtigt, wenn sich entsprechende Functionen als die schöpferischen Formen der Vorstellungen selbst nachweisen lassen (III, 238). Nun ist die von uns vorgestellte Natur immer ein gedachter Zusammenhang von sinnlichen Erscheinungen (III, 222), und Gesetze dieses Zusammenhanges wird es von apriorischer Geltung deshalb so viele und nur so viele geben, als es Verknüpfungsformen des Denkens gibt. Alles Denken ist Verknüpfen von Vorstellungen; so viele Arten dieser Verknüpfung, so viele gesetzmäßige Formen des Zusammenhanges der Erscheinungen, d. h. so viele a priori geltende Naturgesetze (II, 657). Um diese systematisch darzustellen und zu rechtfertigen, muß also untersucht werden, ob es ein System

---

30) Das schließt nicht aus, daß in einem Theile dieser Kritik (der transsc. Analyt.) der Zweck, die generellen Urtheile der „reinen Naturwissenschaft" (die sog. Grundsätze des reinen Verstandes) zu rechtfertigen, sich nur durch eine Untersuchung erreichen läßt, in welcher die objective Nothwendigkeit der einzelnen Erfahrungsurtheile (synth. Urtheile a posteriori) den Angelpunkt bildet und in einer an sich maßgebenden Weise behandelt wird (vgl. *Cohen*, Kant's Theorie der Erfahrung, Berlin 1871, der darin irrigerweise den Schwerpunkt der ganzen Vernunftkritik sucht.) Dies sehr einfache Verhältniß des Mittels zum Zweck ist *Vaihinger* (Commentar zur Kritik der reinen Vernunft S. 355 fg.) entgangen: eine sehr klare Bekräftigung desselben enthält gerade die von Vaihinger (ibid. S. 357) angezogene Stelle aus den von Erdmann herausgegebenen „Nachträgen". Damit fallen alle Beschuldigungen dahin, die vermöge dieses Uebersehens Vaihinger gegen Kant selbst und gegen diejenigen seiner Interpreten richtet, welche „Kant's eigene Darstellung einfach wiedergeben". 31) Damit ist es sehr gut zu vereinigen, daß Kant *persönlich* an der Berechtigung der Mathematik niemals gezweifelt, daß sogar diese seine Ueberzeugung eines der wesentlichsten Momente seiner Entwickelung gebildet, und daß die Art, wie er sich dieselbe erklärt hatte, ihm als Wegweiser für die gesammte kritische Arbeit gedient hat. Ein Richter, der die parallelen Rechtsansprüche mehrerer Parteien zu prüfen hat, kann recht gut persönlich von vornherein von der Gültigkeit des einen wie von der Ungültigkeit des andern überzeugt sein; aber als Richter wird er diese seine Präsumtion vergessen und ein objectives Kriterium suchen müssen. Es wird aber dann, wenn diese objective Untersuchung seine Präsumtion bestätigt hat, ihm leicht passiren, daß in der Formulirung des Erkenntnisses seine persönliche Vormeinung hier und da sichtbar bleibt, — zumal, wenn er es so schnell niederschreibt, wie Kant bekanntlich das seinige. Dies dürfte die nächstliegende Lösung der Streitfrage über das Problem und die Voraussetzungen des kritischen Verfahrens sein, mit der sich *Vaihinger*, Commentar S. 385 fg., herumschlägt; von den beiden dort einander gegenübergestellten Ansichten gilt die eine für Kant's persönliche Entwickelung, die andere für sein kritisches System.

32) Der bekannte Einwurf, es sei hier von Kant „übersehen", daß möglicherweise Raum und Zeit sowol subjective Formen als auch reale Verhältnisse seien und beide miteinander „übereinstimmten", enthält ein totales Misverständniß der ganzen Kantischen Lehre. Vgl. darüber den Trendelenburg-Fischer'schen Streit, hauptsächlich: *Trendelenburg* „Historische Beiträge" (Leipzig 1867) III, 215 fg., und „Kuno Fischer und sein Kant" (Leipzig 1869), welches Pamphlet durch *Kuno Fischer's* „Anti-Trendelenburg" (Jena 1870) in gebührender Weise zurückgeschlagen wurde. Weitere Literatur darüber vgl. *Ueberweg*, Grundriß III, 199.

solcher Verknüpfungsformen gibt, und ob dieselben zu den apriorischen Grundlagen unserer Vorstellung von sinnlichen Gegenständen ebenso gehören wie Raum und Zeit. Während die formale Logik[33]) es mit den Regeln für die correcte Verarbeitung gegebener Vorstellungen zu thun hat, ohne sich um den Erkenntnißwerth der letzteren zu kümmern, untersucht die „transscendentale Logik" (vgl. über den Unterschied beider II, 79 fg.) die viel einfacheren und tieferen Verknüpfungsformen, durch welche die sinnlichen Vorstellungselemente in objectiver, d. h. nothwendiger und allgemeingültiger Weise aufeinander bezogen werden, um dann schon als fertige Bausteine von dem verarbeitenden Denken benutzt werden zu können. Diese Formen nennt Kant Kategorien (s. auch daselbst); sie enthalten, gegenüber der Mannichfaltigkeit individueller Associationen, diejenigen Verknüpfungsweisen der Elemente, welche auf Allgemeinheit und Nothwendigkeit Anspruch haben; durch sie verwandelt sich also das (subjective) Wahrnehmungsurtheil in ein (objectives) Erfahrungsurtheil (III, 215 fg.); sie erst erzeugen aus den sinnlichen Empfindungen die Gegenstände (II, 123 fg.), mit denen sich dann weiterhin das Denken nach den Regeln der formalen Logik zu beschäftigen hat. Die „transscendentale Deduction der reinen Verstandesbegriffe," welche in Verbindung mit dem Abschnitte über den „Schematismus der reinen Verstandesbegriffe" (II, 157 fg.) diesen Nachweis liefert, bildet den tiefsten, aber auch schwierigsten Theil der Kantischen Lehre. Der Kern davon ist der, daß gezeigt wird, es erlange die räumlich-zeitliche Synthese der Empfindungen erst dadurch den Charakter der Gegenständlichkeit, daß sie nach einer durch einen Begriff bestimmten Regel zu Stande kommt. Gehören so die Kategorien[34]) zu den unbewußt wirkenden Factoren der Vorstellungsinhalte, welche wir als Erfahrungsgegenstände bezeichnen, so ist damit erwiesen, daß sie und das aus ihnen sich ergebende System der Grundsätze (II, 165 fg.) apriorische Geltung für alle Erfahrung besitzen.

Aus der Anwendung dieser Grundsätze auf den empirischen Grundbegriff der Bewegung (VIII, 452) ergibt sich alsdann die Kantische Naturphilosophie. Die vermittelnde Bedingung jedoch dafür sind die mathematischen Gesetze der Raum- und Zeitformen; daher geht die apriorische Erkenntniß der Erfahrung nur so weit, als die Inhaltsbestimmungen derselben vermöge ihrer räumlich-zeitlichen Meßbarkeit die Anwendung der Mathematik gestatten (VIII, 444 fg.), und damit ist die Naturphilosophie auf die Erscheinungen des äußeren Sinnes beschränkt; von den Erscheinungen des Seelenlebens gibt es nur descriptive Empirie, keine auf allgemeine Grundgesetze zurückführende Wissenschaft (VIII, 446). Das Wichtigste in den „metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft" ist negativ der Ausschluß aller teleologischen Erklärungsversuche für das Geschehen in der Körperwelt (VIII, 541 fg.), positiv die dynamische Constitution des Begriffs der Materie als des Products zweier antagonistischer Kräfte, der Attraction und der Repulsion (VIII, 478 fg.).

Indessen gilt auch für die Kategorien und die aus ihnen fließenden „Grundsätze" ebenso, wie für die mathematischen Gesetze, neben der empirischen Realität die transscendentale Idealität. Sie sind nur die Formen der Vergegenständlichung, in denen sich die einheitliche Natur des verknüpfenden Bewußtseins überhaupt, die „transscendentale Apperception" oder das „reine Ich" bethätigt (II, 655 fg.), und sie gelten nur als die nothwendigen Verknüpfungsformen für eine sinnlich gegebene Mannichfaltigkeit von Vorstellungselementen (II, 239). Da nun wir Menschen keine andere Sinnlichkeit, als die unserige, Empfindungen in Raum und Zeit anordnende, kennen, so ist für uns der Gebrauch der Kategorien, d. h. unserer gesammten Verstandeserkenntniß, auf die Erfahrung beschränkt (II, 243 fg.). Der Versuch, aus diesen für sich allein „leeren" (II, 89) Formen eine inhaltliche „Ontologie" herauszuspinnen, enthält stets, wie Kant an dem Beispiel der Leibniz'schen Monadologie zeigt, eine „Amphibolie der Reflexionsbegriffe" (II, 254 fg.), vermöge deren denselben ebenso unmerklich wie unrichtig eine sinnliche Bedeutung untergeschoben werden muß. Ist so principiell die Unerkennbarkeit unerfahrbarer, übersinnlicher „Gegenstände," da es für uns nur sinnliche Gegenstände gibt, erwiesen, so entwickelt sich diese polemische Tendenz der kritischen Philosophie in der „transscendentalen Dialektik" zu einer vernichtenden Kritik der drei usuellen metaphysischen Wissenschaften, der rationalen Psychologie („Von den Paralogismen der reinen Vernunft" II, 660 fg. und 308 fg.), der rationalen Kosmologie („Die Antinomie der reinen Vernunft" II, 330 fg.) und der rationalen Theologie („Das Ideal der reinen Vernunft" II, 440 fg.). Mit dieser Verwerfung geht jedoch Hand in Hand die psychologische Erklärung der über die Erfahrung hinausschwärmenden Bedürfnisse des menschlichen Denkens (III, 289 fg.); Kant zeigt, daß aus der Anwendung der Kategorien auf das Material der sinnlichen Erscheinungen vermöge des in den Anschauungen a priori begründeten progressus in infinitum Aufgaben der Erkenntniß entstehen, welche durch die auf die Erfahrung beschränkte Erkenntniß nicht gelöst werden können (II, 280 fg., III,

33) Kant's Vorlesungen über „Logik" (herausgegeben von Jäsche, Königsberg 1800) haben den Vortrag dieser Wissenschaft als einer formalen Disciplin lange bestimmt. Vgl. J. Nathan, Kant's logische Ansichten und Leistungen (Jena 1878); M. Steckelmacher, Die formale Logik Kant's in ihren Beziehungen zur transscendentalen (Breslau 1879). 34) Die systematische Aufsuchung der Kategorien ist der schwächste, von Kant leider durchgängig überschätzte Theil seiner Arbeit. Nach dem Princip, daß alles objective Denken Urtheilen sei (II, 102 fg., III, 220 und 244 fg.), muß es so viel Kategorien als Urtheilsformen geben; das System der Urtheilsformen aber entnimmt Kant der formalen Schullogik, indem nach den vier Gesichtspunkten der Quantität, Qualität, Relation und Modalität je eine trichotomische Eintheilung zu Grunde gelegt wird. Dieser künstliche Grundriß der Kategorienlehre wurde dann später unglücklicherweise zu einem stets wiederkehrenden Schema der Kantischen Untersuchungeu. Vgl. J. Jacobson, „Ueber die Beziehungen zwischen Kategorien und Urtheilsformen" (Königsberg 1877).

277 fg.); er nennt diese Aufgaben „Ideen“[35]), und beweist, daß der „transscendentale Schein“ (II, 276 fg.) darin besteht, den formal logischen Begriff von der Lösung einer nothwendigen, aber unlösbaren Aufgabe für die Lösung selbst, d. h. für den Begriff eines Gegenstandes zu halten, der, obwol nicht in den Sinnen gegeben, durch das reine Denken erfaßt werde (II, 304 fg., 299). Die Ideen sind daher berechtigt als „regulative Principien“ (II, 400 fg.) für die Verstandeserkenntniß, dagegen unberechtigt, insofern sie „constitutive“ Erkenntnisse gewähren sollen. Die Metaphysik des Uebersinnlichen ist als Wissenschaft ebenso unmöglich wie als „Naturanlage“ nothwendig und unvermeidlich (III, 289 fg., II, 279).

Dies Ergebniß, mit welchem die Kritik der theoretischen Vernunft abschließt, hat jedoch seinen Grund darin, daß die menschliche Erkenntniß zwar die durch ihr eigenes Wesen bestimmte Grenze nicht zu überschreiten, aber diese doch selbst festzustellen im Stande ist. Die anschauliche Mannichfaltigkeit, deren die Kategorien bedürfen, um auf einen Gegenstand bezogen werden zu können, ist für uns nur sinnlich gegeben; besäßen wir die Fähigkeit, einen anschaulichen Inhalt mit derselben Spontaneität, welche das Wesen des Verstandes ausmacht (III, 131 fg., II, 89), von uns aus hervorzubringen, so entständen daraus „Gegenstände,“ welche von den Formen unserer Sinnlichkeit unabhängig, also nicht mehr Erscheinungen, sondern „Dinge-an-sich“ wären (II, 244 fg.). Eine solche Fähigkeit, die das subjective Correlat zum Ding-an-sich darstellt (II, 271 fg.), nennt Kant einen „intuitiven Verstand“ (II, 251) oder eine „intellectuelle Anschauung“ (III, 136, II, 245, IV, 216, VII, 285 fg.)[36]); wir besitzen sie nicht, wir können uns auch von der Functionsweise derselben keine Vorstellung machen (II, 271 fg.), aber wir können ihre Möglichkeit ebenso wenig leugnen, als wir Gründe haben, ihre Wirklichkeit zu bejahen (II, 248). Dieser Begriff und damit auch sein Correlativbegriff, derjenige des Dinges-an-sich, ist also für die theoretische Philosophie völlig problematisch (II, 250); er ist weder zu beweisen noch zu widerlegen[37]); er ist nur der Grenzbegriff, durch welchen wir aussprechen, daß möglicherweise alle unsere sinnlichen Gegenstände eben nur Erscheinungen sind, und daß es „hinter“ denselben eine unserer Erkenntniß unzugängliche, nur der schöpferischen, göttlichen Anschauung entsprechende Welt von „Dingen-an-sich“ gebe (II, 250, III, 280).

35) Die drei Ideen „Seele, Welt, Gott“ construirt Kant, wie die Kategorien nach den Urtheilsformen, nach der üblichen Eintheilung der Schlüsse in kategorische, hypothetische und disjunctive (III, 252); glücklicher ist die Ableitung aus dem Begriffe des Unbedingten hinsichtlich 1) der inneren, 2) der äußeren Erscheinungen, 3) der Erscheinungen überhaupt (II, 303 fg.). 36) Der Begriff der intellectuellen Anschauung ist nur in negativer Beziehung der Richtbegriff der Kantischen Erkenntnißtheorie, nicht im positiven Sinne, wie es G. Thiele (Kant's intellectuelle Anschauung, Halle 1876) darzustellen gesucht hat. 37) Dasselbe gilt dann auch für die „Ideen“ der Seele, der Freiheit, der Gottheit, von denen die transscendentale Dialektik zeigt, daß ihre Leugnung wissenschaftlich ebenso unmöglich ist wie ihr metaphysischer Beweis.

Diese problematischen Begriffe werden nun durch Kant's praktische Philosophie realisirt. Die kritische Methode nimmt hier eine sehr merkwürdige Wendung. Die synthetischen Urtheile a priori nämlich, um welche es sich hier handelt, stellen sich als die Gebote des „Sollens“ oder als „Imperative“ (IV, 34) dar, welche das sittliche Bewußtsein mit dem Anspruche auf Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit an den Willen stellt und seiner Beurtheilung desselben zu Grunde legt. Da aber hier wie auf dem theoretischen Gebiete die Apriorität sich nur auf die Form, nicht auf den Inhalt beziehen kann, so müssen von der Untersuchung alle die „hypothetischen Imperative“ (IV, 35 fg.) ausgeschlossen werden, welche, unter bestimmten empirischen Bedingungen, um irgendwelcher Zwecke willen eine bestimmte Handlungsweise verlangen (wodurch sowol der Eudämonismus als auch die metaphysisch-theologische Moral abgelehnt werden, vgl. IV, 68 fg.), und es bleibt als Inhalt des Sittengesetzes der „kategorische Imperativ“ (IV, 38 fg.) übrig, wonach der Wille nur dann als gut gelten darf, wenn er ein selbstgegebenes und für allgemeingültig erachtetes Gesetz lediglich um seiner selbst willen befolgt. Das sittliche Bewußtsein setzt daher als Grund seiner Berechtigung die Autonomie (IV, 57) und diese die Freiheit des Willens (IV, 74 fg.) als seine Fähigkeit, sich unabhängig von der Naturnothwendigkeit selbst zu bestimmen, voraus. Könnte nun die Berechtigung des Sittengesetzes überhaupt in Zweifel gezogen und in einer der Kritik der reinen Vernunft analogen Weise entschieden werden, so müßte untersucht werden, ob die Freiheit zu den psychologischen Grundlagen des wirklichen Willenslebens gehört (IV, 209); dagegen ist aber schon in der Kritik der reinen Vernunft (II, 417 fg.) bewiesen, daß die Freiheit zu den Ideen gehört, deren Möglichkeit zwar die Erkenntniß bejahen, für deren Realität sie aber keinerlei Beweis liefern kann, da umgekehrt alle Erscheinungen des Seelenlebens, mithin auch die Processe der Motivation, als Erkenntnißobjecte unter der Bedingung der Kategorien stehen und es somit für das Wissen nur Naturnothwendigkeit und nie Freiheit geben kann. Hier dreht sich also die kritische Methode um, und aus der zweifellos verbindenden Geltung, mit der sich das Sittengesetz in uns darstellt, wird die allgemeingültige Nothwendigkeit der Ueberzeugung von der Realität der Freiheit des Willens als der Bedingung davon deducirt (II, 73 fg. 156 fg.). Diese Ueberzeugung wird aber somit nicht als ein Object des Wissens bewiesen, sondern als Gegenstand eines vernunftnothwendigen Glaubens aufgezeigt, welcher ebenso subjectiv gewiß sein muß wie das Bewußtsein der sittlichen Verpflichtung (IV, 266 fg.).[38]) Die Kritik der reinen Vernunft führt zu einer apriorischen Erkenntniß, diejenige der praktischen Vernunft zu einem apriorischen Glauben.

Da jedoch Freiheit in dem Umkreise der unserer

38) Vgl. H. Cohen, Kant's Begründung der Ethik (Berlin 1877).

Erfahrung zugänglichen Sinnenwelt nicht anzutreffen ist, so begründet diese Ueberzeugung zugleich den Glauben an die für die theoretische Vernunft problematische Realität einer von der Sinnenerscheinung verschiedenen intelligiblen Welt der Dinge an sich, der wir als „intelligible Charaktere" (II, 423 fg., IV, 210 fg.; vgl. VI, 200 fg.) angehören. Dieser Gedanke ist der Höhepunkt der Kantischen Philosophie, in ihm gleichen sich alle verschiedenen Interessen derselben aus, ohne ihn ist es absolut unmöglich, sie anders denn als ein zusammenhangsloses Aggregat von Philosophemen zu betrachten; in diesem Centralbegriffe der Freiheit entfaltet sich der „Primat der praktischen über die theoretische Vernunft" (IV, 240 fg.). Von hier aus erst ist er berechtigt, die Welt, die Sinnenerfahrung als „Erscheinung" eines Dinges-an-sich zu bezeichnen, welches selbst nicht Object des Wissens, sondern nur des Vernunftglaubens ist; und von hier aus entwickelt sich andererseits die Metaphysik des Uebersinnlichen unter Leitung des sittlichen Vernunftglaubens, den Kant als sichern Kompaß in dem für das Wissen undurchdringlichen Dunkel des Unerfahrbaren[39]) benutzt, um zwischen rationalistischer Unfruchtbarkeit und mystischer Gefühlsphantastik hindurch den innersten Zusammenhang des Menschenlebens mit dem Weltgesetze aufzusuchen. Aus dem idealen Gehalte des kategorischen Imperativs entwickelt er unter Hinzuziehung des empirischen Elements der Glückseligkeit den Gipfelbegriff der praktischen Philosophie[40]), den Begriff des „höchsten Gutes" (IV, 229 fg.), und indem er auch auf diesen und seine Realisirbarkeit den nothwendigen Vernunftglauben ausdehnt, deducirt er als Bedingungen dafür die „Postulate der reinen praktischen Vernunft": die Unsterblichkeit der Seele und die Existenz der Gottheit als des Trägers der sittlichen Weltordnung (IV, 243 fg.).

Es ist hiernach selbstverständlich, daß Kant's Religionsphilosophie weder metaphysische noch psychologisch-historische, sondern lediglich ethische Grundlagen hat; sie ist „Moraltheologie" (VII, 319 fg.). Sie untersucht nur diejenigen Inhaltsbestimmungen des religiösen Bewußtseins, welche aus dem moralischen Vernunftglauben zu deduciren sind (VI, 164 fg.). Da sie aber von der sündigen Natur des Menschen ausgeht (VI, 177 fg.) und in dem Kampf des guten Princips mit dem bösen (VI, 220 fg.) die Erlösung[41]) durch den sittlichen Glauben als das Wesentliche betrachtet (VI, 261 fg.), so wird sie den Grundlehren des Christenthums in viel höherem Maße und mit viel tieferem Verständniß gerecht, als der übliche Deismus des 18. Jahrh.; andererseits aber theilt sie (VI, 329 fg.) mit letzterem die durchaus kritische Stellung gegenüber den positiven Dogmen und dem „statutarischen" Zwange der Confessionen.[42])

Was die Ethik anbetrifft, so verwandelt sich die abstract formale Definition des Sittengesetzes, welche der kategorische Imperativ enthielt, durch die Ueberlegung, daß nur das Sittengesetz und die sich dasselbe gebende Person die „Würde" des Selbstzweckes besitzt (IV, 59 fg.), in die Forderung, daß die Maxime jeder Handlung die „Achtung der Menschenwürde" zum Inhalt habe (IV, 53), und Kant's „Tugendlehre" ist nur die Anwendung dieses Princips auf die Mannichfaltigkeit der empirischen Verhältnisse des Menschenlebens. In der Ausführung des Systems der „Tugendpflichten" (V, 202 fg.), welche Kant in Pflichten des Menschen gegen sich selbst und gegen andere Menschen eintheilt, tritt der streng rigoristische[43]), oft an Doctrinarismus streifende[44]) Zug seiner Lebensauffassung neben den Gesinnungen ernstester Wahrhaftigkeit, vollkommenster Pflichttreue und reinster Selbstlosigkeit hervor; überall aber breitet sich die Ueberzeugung aus, daß die Welt um uns und wir in ihr nicht der Glückseligkeit, sondern der Pflichterfüllung halber da sind.

Neben den Pflichten der Gesinnung (Maximen), welche die Ethik behandelt, stehen die Pflichten der Handlung, deren System das Recht ausmacht (V, 40, 214), insofern darin die Vorschriften gegeben sind, vermöge deren die Freiheit des Einzelnen mit Rücksicht auf die Freiheit aller übrigen eingeschränkt wird (V, 32 fg.). Obwol Kant auf diesem Gebiete durchaus von der individualistischen Tendenz des 18. Jahrh. ausging, so deducirte er doch die einzelnen Rechtsverhältnisse aus dem Bedürfniß des sittlichen Gesammtbewußtseins und sah die Aufgabe aller einzelnen Rechtsinstitute darin, daß in dem Zustande der Gesellschaft eine vollkommene Realisirung der Freiheit herbeigeführt werde, — ein Princip, welches natürlich zu der Consequenz führte, daß nur in der absoluten Herrschaft des Gesetzes die Freiheit aller Individuen bestehen könne (V, 143 fg.).

Deshalb ist ihm auch die „vollkommenste Staatsverfassung", welche dies Ideal realisiren soll, das Ziel der Geschichte (IV, 299), und erst von ihrer Herstellung erwartet er die Herbeiführung des „ewigen Friedens" (V, 422); beide jedoch sieht er als Ideale an, welche in der unendlichen Ferne des Weltendes liegen, und von deren gegenwärtiger Gestaltung er nie geträumt hat. Das principiell Wichtige aber an seiner Geschichtsphilosophie ist die Unterordnung des causalen unter das teleologische Moment. Der scharfe Gegensatz zwischen dem Reiche der Natur und dem Reiche der Freiheit, welcher sich durch seine ganze kritische Philosophie hindurchzieht, erlaubt ihm nicht, in der Weise Herder's[45]) die mensch-

39) Vgl. Kant's kleine Schriften: „Was heißt sich im Denken orientiren?" (Berliner Monatsschrift 1786) und „Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Tone in der Philosophie" (ibid. 1796). 40) Vgl. E. Arnoldt, Kant's Idee vom höchsten Gut (Königsberg 1874). 41) Die „Wiedergeburt," welche nach den Principien der Kantischen Lehre eine Veränderung im intelligiblen (zeitlosen) Charakter voraussetzt, bleibt hier ein ungelöstes Problem. Aehnliche Fragen streift Kant in dem kleinen Essay: „Das Ende aller Dinge" (Berliner Monatsschrift 1794).

42) Vgl. B. Pünjer, Die Religionslehre Kant's (Jena 1874). 43) Vgl. die kleine Abhandlung: „Ueber ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen" (Berliner Blätter 1797). 44) Vgl. „Ueber den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis" (Berliner Monatsschrift 1793). 45) Vgl. Kant's Recension von Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (Jenaische allgemeine Literaturzeitung 1785).

liche Cultur als ein letztes Product der Naturnothwendigkeit anzusehen (IV, 321 fg.); für ihn ist die Geschichte des Menschen die Geschichte der Freiheit, welche mit dem Bösen anhebt (IV, 349) und mit der Arbeit (IV, 351) des sittlichen Willens, durch Zwietracht und Unheil hindurch, auf das ideale Ziel hinführt; nur in der Betrachtung dieses Zwecks und dieser Aufgabe läßt sich bestimmen, was in dem wirklichen Verlauf der Geschichte Fortschritt ist.

Den Dualismus zwischen Natur und Freiheit soll das dritte der Kantischen Hauptwerke, die Kritik der Urtheilskraft, überwinden. Die Betrachtung natürlicher Gegenstände unter der Kategorie der ethischen Welt, der Zweckmäßigkeit (VII, 19), tritt mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit in doppelter Form auf: als subjective Beurtheilung in den ästhetischen Urtheilen über Schönheit und Erhabenheit (VII, 28 fg.), als objective Beurtheilung in der Auffassung der immanenten Zweckmäßigkeit der Organismen (VII, 32 fg.). Die Begründung der ersteren wird in der allgemeinen Mittheilbarkeit (VII, 55 fg. und 149 fg.) eines Gefühls gesucht, welches nothwendig aus der eigenthümlichen Art erwächst, in der bei der Auffassung der Gegenstände Sinnlichkeit und Verstand miteinander concurriren; harmoniren diese beiden Kräfte, so entsteht das Gefühl der Schönheit (VII, 65 fg.); zeigt sich aber in der Anforderung, welche der Verstand an die Sinnlichkeit stellt und von ihr nicht erfüllt findet, die Uebermacht des geistigen über den sinnlichen Menschen, so entspringt das Gefühl des Erhabenen (VII, 93 fg.). Beide Qualitäten sind also nicht solche der Dinge, sondern des ihrer Auffassung entsprechenden Gefühlszustandes, und es gibt kein „objectives" Princip des Geschmacks (IV, 137 fg.). Die reiche Fülle der daraus sich entwickelnden Untersuchungen gipfelt bei Kant in der Lehre von der Kunst (VII, 165 fg.) und dem sie erzeugenden Genie, welches er als eine Intelligenz definirt, die wie die Natur wirkt (VII, 173 fg.).[46])

Die teleologische[47]) Betrachtung endlich, welche sich nach Kant nicht auf den Nutzen (VII, 232 fg.), sondern lediglich auf die formale Zweckmäßigkeit in dem Zusammenspiel des Lebens bezieht, erscheint nicht als eine Erweiterung der Erkenntniß (VII, 263 fg.), sondern als eine nothwendige Anschauungsweise, in der als heuristischem Princip (VII, 301 fg.) die Veranlassung liegen muß, um die causale Erklärung für die Entstehung der einzelnen Organismen sowol als auch der Arten[48]) (VII, 298 fg.) so weit, als nur immer möglich, zu treiben, während eine Ableitung des Lebens überhaupt aus dem Mechanismus der Naturkräfte dem kritischen Kant (VII, 248 fg.) noch ebenso unmöglich erscheint als dem vorkritischen (VIII, 233). Die Natur aber als lebendiges Ganze kann niemals vom eudämonistischen[49]), sondern nur vom ethischen Gesichtspunkte aus als ein zweckmäßiges System insofern betrachtet werden, als sie mit ihrem ganzen Mechanismus in letzter Instanz nur der Realisirung des Sittengesetzes dient (VII, 310 fg).

So umspannt die kritische Philosophie in dem systematischen Rahmen ihrer neuen Grundfrage[50]) den ganzen Umfang der philosophischen Probleme; es ist keine Frage des philosophischen Nachdenkens, der wissenschaftlichen Principien und des allgemein menschlichen Interesses, die er nicht behandelt, der er nicht durch neue Formulirung und Lösung eine wesentlich veränderte Gestalt gegeben hätte; und es ist keine Richtung des philosophischen Denkens der Vorzeit, welche nicht mit ihren berechtigten Tendenzen in seine Auffassung aufgenommen und zugleich durch dieselbe in die ihr gebührenden Schranken gewiesen worden wäre. In dieser Weise steht Kant namentlich der gesammten Philosophie des Zeitalters der Aufklärung[51]) gegenüber; der Kriticismus ist zugleich ihr Abschluß und ihre Ueberwindung. Er theilt mit ihr die Selbständigkeit des wissenschaftlichen Bewußtseins, die Anerkennung der ethischen Persönlichkeit, das Weltbürgerthum, die Neigung für die mechanistische Naturphilosophie, den kritisch aller positiven Religion sich gegenüberstellenden Vernunftglauben, die mit Rousseau sich gegen die Verderbniß der Cultur aufbäumende Sehnsucht nach einem natürlichen Zustande der Gesellschaft — kurz jene Ueberzeugung von der gesetzgebenden Kraft und Pflicht der Vernunft in Wissenschaft und Leben[52]), welche in Kant's Persönlichkeit mit typischer Großartigkeit ausgeprägt war. Auf der andern Seite aber verloren alle diese Richtungen bei Kant ihre Einseitigkeit durch die Unterordnung unter die Gesammtüberzeugung, daß jene „Vernunft" nicht die Meinung der Einzelnen, sondern die geistige Organisation der Gattung, und daß die Ideale derselben in einem unendlichen Fortschritt durch die sittliche Arbeit zu realisiren seien.

Wie deshalb in Kant's Philosophie alle Fäden der vorhergehenden Philosophien sich zu einem schwierig verdichteten Gebilde zusammenschürzen, so gehen auch alle Fäden der Weiterentwickelung von ihm aus. Die Philosophie des 19. Jahrh. ist die Geschichte der Entwickelung des Kantischen Systems in alle die Richtungen, welche in

46) Vgl. H. Lotze, Geschichte der Aesthetik in Deutschland (München 1866), S. 31—70. 47) Vgl. Kant's Abhandlung, „Ueber den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie" (Wieland's deutscher Merkur 1788). Außerdem A. Stadler, Kant's Teleologie (Berlin 1874). 48) Vgl. Kant's Abhandlung „Ueber die Bestimmung des Begriffs einer Menschenrace" (Berliner Monatsschrift 1785). Die Stellen, in welchen Kant die Principien der modernen entwickelungsgeschichtlichen Theorie ausgesprochen hat, sind gesammelt von F. Schultze unter dem Titel „Kant und Darwin" (Jena 1875).

49) Vgl. Kant's Schriftchen „Ueber das Mislingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee" (Berliner Monatsschrift 1791). 50) In dieser und seiner damit zusammenhängenden Methode sah Kant den Fortschritt, den durch ihn die Philosophie gemacht habe; vgl. seinen Entwurf zur Beantwortung der Preisfrage der Berliner Akademie für das Jahr 1791: „Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Leibniz' und Wolff's Zeiten gemacht hat?" (herausgeg. von Rink, Königsberg 1804). 51) Sein Verhältniß zur Aufklärung hat Kant sehr lichtvoll dargestellt in dem Aufsatz: „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?" (Berliner Monatsschrift 1784). 52) Vgl. Kant's letzte Schrift: „Der Streit der Fakultäten" (Königsberg 1798).

ihm angelegt waren. Aber den organisch weiterbildenden Aristoteles hat der moderne Plato noch nicht gefunden. Als 1842 K. Rosenkranz die „Geschichte der Kantischen Philosophie" schrieb, glaubte er sie im Hinblick auf all die metaphysischen Systeme, die sich daraus entwickelt hatten, für abgeschlossen ansehen zu dürfen; wir können heute sagen, daß sie seitdem von neuem und in viel umfangreicherem Maße begonnen hat. Der Niedergang jener metaphysischen Tendenzen, die energischen Hinweisungen auf Kant von seiten Schopenhauer's, das Bekenntniß bedeutender Naturforscher, wie Helmholtz', zu der Lehre des königsberger Philosophen, endlich das glänzende Werk Kuno Fischer's — alles dies hat dazu beigetragen, daß gegenwärtig — und das gilt nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze philosophirende Welt — Kant mehr als je im Mittelpunkte der philosophischen Bewegung steht. (*W. Windelband.*)

KANTAKUZENOS ist der Name einer großen und vielverzweigten griechischen Familie, die in der mittleren und neueren Geschichte ihres Volkes seit dem 13. Jahrhundert vielfach genannt wird, deren historisch bedeutendste Persönlichkeiten aber dem 14. Jahrhundert angehören. Die Kantakuzenos erscheinen bereits vor dem vierten Kreuzzuge als mächtige Grundbesitzer in Messenien und mit der Dynastie der Angelos verschwägert. Ihre historische Bedeutung aber erhielten sie durch ihre intimen Beziehungen zu der letzten byzantinischen Dynastie, der der Paläologen. Unter dem gewaltigen Michael VIII. Paläologos, der Constantinopel 1261 den Lateinern wieder abgewonnen hatte, eröffnete der General Michael Kantakuzenos im Jahre 1263 von Monembasia aus den Krieg gegen die französischen Herren des Peloponnes, freilich nur, um schon 1264 in Elis den Tod zu finden. Glücklicher war 1308 bis 1316 ein anderer Katakuzenos, der damals als Statthalter des Kaisers Andronikos II. Paläologos die peloponnesische Provinz Misithra verwaltete. Dessen Sohn nun war der berühmte Johannes Kantakuzenos, der zuerst 1321 auftritt, wo ihn Andronikos II. zum Nachfolger seines 1316 gefallenen Vaters in Misithra designirte. Den Peloponnes hat er nun freilich nur selten gesehen; die Thätigkeit dieses ungemein talentvollen, aber auch verschlagenen und selbstgefälligen Politikers war vielmehr darauf gerichtet, die Interessen seines Freundes, des jungen Prinzen Andronikos (III.) Paläologos, im Conflict mit dessen Großvater, dem Kaiser Andronikos II., nach allen Kräften zu fördern. Als der junge Kaiser, der im Jahre 1328 endlich die Krone sicher gewonnen hatte, und für welchen Kantakuzenos als Großdomesticus im Jahre 1337 an der Propontis einen großen Sieg über des Sultans Urchan Osmanen davontrug, 1339 aber in Süd-Epirus erhebliche Erfolge gewann, am 15. Juni 1341 gestorben war, gerieth Kantakuzenos in eine höchst schwierige Lage. Wohl war er der leitende Staatsmann in Constantinopel. Aber die Eifersucht der Kaiserin-Witwe, Anna von Savoyen, die für ihren neunjährigen Sohn Johannes V. die Regentschaft führte, und der Uebertritt seines treulosen Freundes, des Großadmirals Apokaukos, zu ihrer Partei, trieben es nur zu schnell zu gewaltigen inneren Kämpfen. Als nämlich Kantakuzenos die Residenz verließ, um gegen Serben und Seldschuken ein Heer zu sammeln, und später auch einen Schlag im Peloponnes zu führen, da ernannte die Kaiserin Anna ihren Günstling, den Patriarchen Johannes, zum Chef des Ministerrathes, und schon zu Ende des September kam es dahin, daß Apokaukos in Constantinopel offen dem Kantakuzenos entgegengestellt, die Freunde des letzteren aber verhaftet und ihre Häuser geplündert wurden. Da schlug aber Kantakuzenos los und ließ sich im October 1341 zu Didymoteichos (j. Demotika) zum Gegenkaiser ausrufen, und begann, auf die aristokratische Partei des Landes gestützt, einen Bürgerkrieg, welcher in seinen Folgen für das Reich der Paläologen überaus verderblich geworden ist. Zunächst führte sein Gegner Apokaukos, jetzt zum „Großherzog" ernannt, den Krieg so geschickt, daß Kantakuzenos im Jahre 1342 in Thrakien sich nicht mehr halten, hier nur die Festung Didymoteichos behaupten konnte.

Unter diesen Umständen suchte er bei den schlimmsten Feinden des Reiches seine Bundesgenossen; einerseits bei dem seldschukischen Fürsten Omarbeg von Aidin in Kleinasien, andererseits bei dem mächtigen serbischen Herrscher Stephan Duschan, der damals zu Skupi residirte. Die Serben setzten ihn nun allerdings in Stand, wieder das Feld zu halten, und die Seldschuken halfen ihm, die inzwischen in Thrakien einmarschirten Bulgaren zurückzudrängen. Aber bald zeigte sich Stephan Duschan, der nur seine eigenen Plane verfolgte, als ein sehr bedenklicher Bundesgenosse, der 1344 dann auch zur Partei der Kaiserin Anna übertrat. Weit nützlicher war für Kantakuzenos, dem nun auch seit 1343 sein (1342 bis 1349) in Thessalien commandirender tüchtiger Vetter Johannes Angelos erhebliche Hülfe brachte, die Unterstützung Omarbeg's, der 1344 in der Chalkidike die Serben so erfolgreich bekämpfte, daß sie sich zum Frieden mit Kantakuzenos bequemten. Als dann der tapfere Apokaukos am 11. Juni 1345 der Rache persönlicher Feinde zum Opfer gefallen war, gewann die Sache des Kantakuzenos das Uebergewicht. Seinen Sieg aber verdankte dieser der Hülfe der Osmanen. Kantakuzenos, der mit Schrecken erfuhr, daß die Kaiserin Anna mit Sultan Urchan ein Bündniß geschlossen hatte, zog durch seine wirksamere Diplomatie und durch Ueberlassung seiner Tochter Theodora an den Harem Urchans diesen Machthaber auf seine Seite. Und nun (sein Freund Omarbeg war 1346 in Asien gefallen) sah Kantakuzenos die Osmanen als seine Freunde auftreten, die dann freilich 1346 durch ihre Art der Kriegführung das östliche Thrakien in eine Wüste verwandelten. Allmählich erstarkte aber seine Partei in Constantinopel so sehr, daß er diese Hauptstadt auch ohne die Hülfe der Türken gewinnen konnte. Am 3. Februar 1347 wurde ihm freiwillig das „Goldene Thor" geöffnet, und am 8. Februar wurde er als Kaiser „Johannes VI." proclamirt. Auf Grund eines Vertrages mit der Regentin Anna sollte Kantakuzenos nun zehn Jahre lang allein regieren, dann aber dem jungen Johannes V. (der am 21. Mai 1347 seine Tochter Helena

heirathete,) seinen Antheil an der Regierung übergeben. Eine allgemeine Amnestie krönte den Frieden.

Kantakuzenos sollte jedoch an diesem traurigen Siege und an seiner Herrschaft nur wenig Freude erleben. Seine Lage wurde namentlich dadurch so sehr schwer, daß der serbische Eroberer Stephan Duschan seit 1345 den Krieg erneuert, sich 1346 zu Skupi als „Kaiser der Serben und Griechen" proclamirt hatte und offen darauf ausging, die byzantinische Macht auf der Balkanhalbinsel durch die serbische zu verdrängen. Und die innern wie die äußern Schwierigkeiten seines Reiches wußte Kantakuzenos nicht zu überwältigen. Die Anhänger der Paläologen erbitterte er durch den deutlich erkennbaren Plan, seinen ältesten Sohn Matthäos zum Mitregenten zu machen; seine Finanzwirthschaft trug den Charakter einer harten Fiscalität. Stephan Duschan wußte die Byzantiner auf den verschiedensten Punkten zu überflügeln; nur mit Hülfe türkischer und katalanischer Söldner gelang es, im Jahre 1350 für einige Jahre den kühnen südslawischen Fürsten zu einem erträglichen Frieden zu nöthigen. Ganz besonders schwierige Verhältnisse entwickelten sich zwischen Kantakuzenos und den Genuesen im Ägäischen Meere, die unter anderm 1346 die Insel Chios annectirt hatten, und seit 1351, wo Johannes V. mit Kantakuzenos wieder gebrochen und sich nach Aenos zurückgezogen hatte, mit dem jungen Kaiser verdächtige Beziehungen pflogen. Nur im Peloponnes, wo seit 1348 des Kantakuzenos jüngerer, sehr tüchtiger Sohn Manuel das griechische „Despotat" Misithra verwaltete, stand die griechische Sache gut.

Dagegen suchte seit 1352 Johannes V. den Kantakuzenos ganz offen zu stürzen. Von Aenos aus eröffnete er mit bulgarischer Hülfe 1353 mit vielem Erfolg den Krieg gegen den im südlichen Thrakien regierenden Prinzen Matthäos Kantakuzenos und schloß ihn in der Citadelle von Adrianopel ein, während der serbische König, mit ihm in Einverständniß, ebenfalls wieder zu den Waffen griff. Nun rief freilich der alte Kaiser Kantakuzenos wieder die Osmanen zu Hülfe. Aber während es ihm gelang, sowol die Serben wie die Bulgaren zu schlagen und Johannes V. zur Flucht nach Tenedos zu nöthigen; während er dann seinen Sohn Matthäos zum Mitregenten und Kaiser ernannte: so riß des alten Urchan feuriger Sohn Suleiman noch im Jahre 1353 durch einen Handstreich das Castell Tzympe bei Kallipolis (Gallipoli) am Hellespont und am 2. März 1354 auch diese Stadt an sich. Es war die erste selbständige Festsetzung der Osmanen in Europa.

Inzwischen fand der flüchtige Johannes V. einen neuen Freund an dem genuesischen Abenteurer Francesco Gattilusio, dem er als Preis seiner Hülfe die Hand seiner Schwester Maria und den Besitz der Insel Lesbos als eines Lehensfürstenthums zusagte. Es gelang ihm wirklich, in einer Decembernacht des Jahres 1354 sich der Hafenschanzen von Constantinopel zu bemächtigen. Nun sammelten sich die Freunde der Paläologen, schnitten sehr geschickt den alten Kantakuzenos in seinem Palast (in „den Blachernen") von seiner Garde ab, die in einem Castell am Goldenen Thore lag, und nöthigten ihn nun, förmlich zu Anfang des Jahres 1355 abzudanken. Der alte Kantakuzenos zog sich als Mönch Joseph (oder Joasaph) in das Mangana-Kloster zurück; seine Gemahlin Irene ging (als „Schwester Eugenia") in das Kloster S. Martha.

Prinz Manuel Kantakuzenos in Misithra vermochte sich dagegen zu behaupten; 1356 wurde er in seinen Rechten durch Johannes V. förmlich anerkannt, und hat bis zu seinem Tode (1380) in Misithra regiert. Matthäos dagegen setzte mit Urchan's Hülfe den Krieg fort, bis einerseits dessen Sohn Khalil in die Hände der Griechen, Matthäos aber in die der Serben fiel, die ihn an Johannes V. auslieferten. Nun kam es zu einem Vergleiche, infolge dessen Matthäos 1357 ebenfalls abdankte und beide Gefangene freigelassen wurden.

Der alte Kantakuzenos hatte sich 1356 auf ein Jahr nach Misithra begeben; dann kehrte er wieder nach seinem Kloster in Constantinopel — (nicht, wie es oft heißt, auf den Athos) — zurück, und widmete seine unfreiwillige Muße der Abfassung einer Geschichte seiner Zeit, 1320 bis 1357, eigentlich der historischen Apologie seiner politischen Thätigkeit (in unserer Zeit von Schopen in drei Bänden, 1828—32, in Bonn, kritisch herausgegeben). Außerdem verfaßte er einen Commentar zur „Ethik" des Aristoteles, schrieb gegen die Juden sowie gegen Mohammed und den Koran. In hohem Alter hat er sein Leben (15. Juni 1383) im Peloponnes beschlossen, und ist zu Misithra bestattet worden, wo auch seine Söhne begraben waren. Denn der treffliche Manuel war 1380, der Exkaiser Matthäos, der dann Misithra übernahm, zu Anfang des Jahres 1383 gestorben. Mit dem schon 1384 erfolgenden Tode von Matthäos' Sohn Demetrios Kantakuzenos fiel auch Misithra wieder an die Paläologen zurück.

Die später im Verlaufe der griechisch-türkischen Geschichte auftretenden Männer des Namens Kantakuzenos, die übrigens keineswegs immer mit dem Hause des alten Kaisers Johannes VI. unmittelbar zusammenhängen, sind nicht wieder zu solcher historischen Wichtigkeit gelangt wie die des 14. Jahrhunderts. Nach Vollendung der osmanischen Eroberung des Griechischen Reiches und seiner Dependenzen haben die Kantakuzenos für lange ihre Bedeutung erhalten als ein angesehenes Haus unter den Fanarioten in der Hauptstadt Stambul. Berühmt unter diesen war zuerst der reiche Michael Kantakuzenos von Anchialos (dessen Abkunft von den Kaisern dieses Hauses übrigens nicht außer Zweifel steht), der als großer Handelsherr ein enormes Vermögen gewann, als harter Steuerpächter der Pforte den Schimpfnamen „Sohn des Teufels" (Seitan-Oghlu) erhielt, und durch seine Beziehungen zu dem mächtigen Großwessir Mohammed-Sokolli, und durch seine Schmiegsamkeit vor den Sultanen Selim II. und Murad III. in Stambul lange einen sehr großen Einfluß ausübte. Aber obwol er freigebig genug war und unter anderm nach der furchtbaren Niederlage der türkischen Flotte bei Lepanto (1571)

der Pforte 15 neue Galeeren schenkte, so stürzte ihn schließlich doch die Intrigue eines persönlichen Feindes, eines Paläologen, der die Habsucht des Sultans Murad III. nach seinen Schätzen lüstern machte. Auf Grund angeblicher Intriguen in der Moldau wurde Michael Kantakuzenos am 3. März 1578 zu Anchialos, wo er die Salzpacht in der Hand hatte, vor seinem eigenen Palast aufgeknüpft und seine Schätze für die Kasse des Sultans confiscirt. Später fungirten mehrere Glieder der Familie Kantakuzenos als Hospodare in der Moldau und in der Walachei. Ein Zweig aber der Kantakuzenos zog sich, wie so viele andere Griechen, im 18. Jahrhundert nach Rußland. Zwei junge Männer dieser Linie der Kantakuzenos nahmen Antheil an den ersten aufständischen Bewegungen der Neugriechen gegen die Pforte im Jahre 1821. Als der Fürst Alexander Ypsilanti am 7. März 1821 durch seinen Einmarsch in Jassy von Bessarabien aus als Chef der „Großen Hetärie" den Aufstand eröffnete, befand sich an seiner Seite Georg Kantakuzenos, früher Ulanen-Oberst in russischen Diensten, der eine Zeit lang bei Ypsilanti Stabschef war und eine Schar junger griechischer Freiwilliger befehligte. Am 21. Mai aus der Walachei nach Jassy geschickt, um Verstärkungen zu sammeln, wich er bei dem Vormarsch der Türken gegen die moldauische Hauptstadt am 26. Juni bei Skuleni über den Pruth zurück, ohne den großartigen, heroischen Untergang der Griechen an dem Pruth am 29. Juni zu theilen. — Sein Bruder Alexander Kantakuzenos war dagegen mit des Alexander Ypsilanti Bruder Demetrios nach Morea gesendet worden, wo die beiden jungen Offiziere am 21. Juni 1821 zu Astros ans Land stiegen. Als dann Demetrios Ypsilanti am 15. Juli die Oberleitung in Morea an sich gezogen hatte, erhielt Alexander Kantakuzenos das Commando über die Palikaren, welche Monembasia blokirten, und erlangte am 4. August die Ergebung dieser Festung. Bald nachher aber, gegen Ende August, gerieth er mit Demetrios Ypsilanti in Differenzen und folgte zunächst dem Fürsten Alexander Maurokordatos nach Nordwestgriechenland, um nachmals von Salona über Livorno sich nach Dresden zu begeben.

Von Alexander Kantakuzenos rühren her: „Briefe eines Augenzeugen der griechischen Revolution von 1821. Nebst einer Denkschrift des Fürsten Georg Kantakuzenos über die Begebenheiten in der Moldau und Walachei in den Jahren 1820 und 1821" (Halle 1824).

(*G. F. Hertzberg.*)

KANTARA (El), vollständig el Kantarat el Chazne, d. i. die Brücke des Schatzes, heißt das Oertchen, welches an der Stelle liegt, wo die ägyptisch-syrische Karavanenstraße den Suezkanal überschreitet, zwischen dem Menzaleh- und Balahsee. Es ist die natürliche Brücke zwischen Asien und Afrika, und die vom Knotenpunkte der Verkehrswege, Sâlihîye am pelusischen Nilarme, ausgehenden Karavanen überschreiten seit alter Zeit stets diese Stelle. Die Suezkanal-Compagnie hat die alte Brücke abgerissen und durch eine Fähre ersetzt. (*Richard Oberländer.*)

KANTE, der Durchschnitt zweier gerader Ebenen eines Körpers, wird im Bauwesen sowol für die meist geraden Begrenzungslinien eines Baugegenstandes (Werkstückes oder Holzbalkens) als auch für die Seitenflächen desselben gebraucht. So bezeichnet man einen mit genau rechtwinkeligem Querschnitt gearbeiteten Balken als scharf- oder vollkantig; wenn er an den Kanten aber verbrochen und von dem natürlichen Wuchse des Stammes begrenzt ist, als baumkantig; so werden ebenfalls alle Baugegenstände von parallelepipedischer Gestalt, wenn sie auf ihre schmale Seite, als Lagerfläche, gelegt oder mit ihrer breiten Seite aufrecht gestellt werden, als „auf die hohe Kante" gelegt bezeichnet. Es ist Regel, die Balken, sowol hölzerne wie steinerne und eiserne, auf die hohe Kante zu legen, weil in diesem Falle nach den Gesetzen der relativen (Biegungs-)Festigkeit die Tragkraft eine größere ist, d. h. mit dem Quadrate der Höhe des Balkens wächst. Ziegel nebeneinander auf die hohe Kante gestellt bilden eine sogenannte Rollschicht. Oft werden scharfe, d. h. rechtwinkelige oder spitzwinkelige Kanten von Mauern, Pfeilern oder Holzsäulen, um dieselben oder die Menschen vor Beschädigungen zu schützen, verbrochen oder abgefaßt, wol auch abgerundet.

Kanten oder Umkanten heißt das Fortbewegen eines prismatischen, im Querschnitte eckigen Körpers durch Umstürzen oder Wälzen um seine Seiten- oder Unterlagsflächen.

In vulgärem Sinne versteht man unter Kante in der Decoration und auch in der Textilindustrie eine Einfassung oder einen Saum (Bordüre), besonders wenn dieselbe verziert oder ausgeschnitten ist.

(*A. Gottschaldt.*)

KANTH, ein preußisches Städtchen in der Provinz Schlesien, Regierungs-Bezirk Breslau, Kreis Neumarkt, liegt 20 Kilom. von Breslau an der Weistritz in 141 Meter Höhe. Die 2951 Einwohner sind zu zwei Dritteln katholisch, und treiben Tabacks-, Krapp- und Kardenbau. In einem Gefechte am 14. Mai 1807 siegten hier die Preußen. (*G. A. von Klöden.*)

Kanthare, s. Kandare.

Kanthariden, s. Canthariden.

KANTHARIDIN. Als Ergänzung der in dem Artikel Cantharides (s. d.) gemachten Angaben ist zu erwähnen, daß in der Neuzeit das Collodium cantharidatum seiner leichten Anwendung und sichern Wirkung halber als ein blasenziehendes Mittel vielfach benutzt wird. Dasselbe wird durch Auflösung von Schießbaumwolle in Aether cantharidatus (durch Maceration von Kanthariden in Aether zu gleichen Theilen gewonnen) und Alkohol dargestellt.

Der innerliche Gebrauch der Kanthariden ist gegenwärtig fast ganz aufgegeben. Erscheint die innerliche Anwendung derselben angezeigt, so geschieht es am besten in der Form eines Oleum cantharidatum (0.12—0.30 g. Canth. mit 30.00 g. Ol. amygd. dulc. 15 Min. lang warm digerirt), welches tropfenweise, zweckmäßig in einer Emulsion, verabreicht wird. (*Alfr. Krug.*)

Kantare, s. Kandare.

Kanton, See- und Handelsstadt im südl. China, s. Kuangtung.

KANÜLE nennt man ein zu chirurgischen Zwecken dienendes, längliches, hohles, an beiden Enden offenes Rohr von verschiedener Länge und Dicke. Die Kanülen werden aus verschiedenen Metallen — Silber, Gold, Stahl — sowie aus Kautschuk, Gutta-Percha, Holz, Knochen, Horn gefertigt und sind gewöhnlich gerade, für manche Zwecke aber auch gekrümmt.

Man benutzt dieselben hauptsächlich zur Entleerung von pathologischen oder zur Injection von indifferenten oder mit Arzneimitteln versehenen Flüssigkeiten. In sehr vielen Fällen liegen beide Indicationen gleichzeitig vor, da sehr häufig nach Entleerung pathologischer Flüssigkeiten Einspritzungen in die Höhle, welche dieselbe enthielt, behufs Reinigung derselben, bez. Verhütung der Wiederansammlung der Flüssigkeit, oder auch zur Herbeiführung von Verwachsung der Höhlenwandungen erforderlich sind.

Hinsichtlich der Entleerung pathologischer Flüssigkeiten dient die Kanüle hauptsächlich zur Deckung des spitzigen Instruments, des Trokar, der verschiedenen Punctions-Nadeln, mittels welcher man die Wandung der Hohlräume durchbohrt, in denen die Flüssigkeit angesammelt ist. Als solche sind zu nennen die Schädel-, Brust- und Bauchhöhle (Hydrocephalus; Lungencavernen, pleurit. und pericarit. Exsudat; verschiedene Formen der Hydrops), die Harnblase, die Scheiden, des Hoden und des Samenstranges (Hydrocele), der Eierstock, sowie die Ausstülpungen der Hirn- oder Rückenmarkshäute (Meningocele, Spina bifida), Cysten an verschiedenen Körpertheilen (vorwiegend in den Eierstöcken und Eileitern, in der Schilddrüse). Außerdem sind noch zu erwähnen tief gelegene Ansammlungen von Blut (nach Verletzungen) oder Eiter, sowie auch der Darmkanal, aus welchem in manchen Fällen mittels des mit einer Kanüle versehenen Trokars Luft entleert wird.

Die Kanüle wird nach geschehener Entleerung der Flüssigkeit — welche man sehr oft durch Adspiration mittels besonderer Instrumente bewerkstelligt — entfernt, wenn eben nur die Entleerung der Flüssigkeit bezweckt wird, deren Wiederansammlung nicht zu befürchten ist und eine Nachbehandlung der Höhlenwandung nicht erforderlich erscheint. Liegen letztere beide Indicationen vor, so muß die Kanüle liegen bleiben, damit der Zugang zu der Höhle, bez. die Application der nöthigen Arzneimittel keine Behinderung erleidet.

Zu den Kanülen können auch gerechnet werden die sogen. Drain-Röhren, welche aus Kautschuk (oder auch aus entkalkten Röhrenknochen von Vögeln) bestehen, an den Seiten mit Löchern versehen sind und überall da Verwendung finden, wo die Aufgabe besteht, nach Operationen oder Verletzungen oder nach Eröffnung von Abscessen, den Wundsecreten, namentlich dem Eiter, ununterbrochenen Abfluß zu verschaffen. (*Alfr. Krug.*)

KANURI-SPRACHE. Kanuri heißt das Volk und die Sprache des Landes Bornu. Die Sprache scheint dem Teda verwandt zu sein; sie zerfällt in eine große Anzahl von Dialekten, unter denen der von Gāzir der verbreitetste ist und der folgenden Darstellung zu Grunde gelegt werden soll.

Das Lautwesen ist weich, doch nicht weichlich entwickelt. Die Wörter sind meist zwei- oder drei-, seltener viersilbig, der Accent ruht gewöhnlich auf der vor- oder drittletzten Silbe, kann aber auch noch weiter zurückliegen. Wörter mit zweimaliger Stimmhebung kommen vor, und zumal in solchen kann auch die letzte Silbe accentuirt sein.

Als einfache Laute haben zu gelten die Vocale a, ḁ, e̱ (= ä), e, e̥, i, o, ō̱ (= å, a im engl. wall) und u, mit Längen ā, ē̱, ē, ī, ō, ō̱, ū (die dumpfen Vocale ḁ und e̥ sind stets kurz) und gelegentlichen Nasalirungen: ã u. s. w. Consonanten: k, g, h, ṅ; t, d, n; p, b, f, m; s, š, z, ts, tš, dz; Halbvocale: y, w, l, r. Der Silbenanlaut ist vocalisch oder consonantisch; unter den Consonantenhäufungen im Anlaute zeichnen sich, wie in so vielen andern afrikanischen Sprachen, die Verbindungen des Nasales mit der entsprechenden tenuis oder media aus: ṅk, ṅg, mb, nt, nd, ntš, nts u. s. w.; seltener sind sk, kr und andere, wol durch Vocalausfall entstandene Verbindungen. Der Auslaut ist meist vocalisch oder auf n, seltener auf m, l, r. Lautwandel nach Wohllauts-(sandhi-)Gesetzen ist stark entwickelt, und auch Ansätze zur Vocalharmonie finden sich.

Der Bau der Sprache ist agglutinirend, und zwar wesentlich suffigirend, doch treten als Wortbildungs- und Conjugationsmittel auch einige Präfixe auf; zum Beispiel: sṓbā, Freund; ne̥m-sṓbā, Freundschaft; bu-skin, ich esse; yige̥-bú-skin, ich lasse essen.

Der Satzbau ist beweglicher als in vielen andern agglutinirenden Sprachen. Das Verbum beschließt den Satz, Attribute treten nach. Congruenzgesetze in unserm Sinne gibt es nur betreffs Person und Zahl des Prädicatsverbums; hat ein Substantivum ein adjectivisches Attribut, so nimmt letzteres die Casussuffixe, ersteres das Pluralsuffix an sich: pe̥r, Pferd; pé̥r-bē, des Pferdes; pe̥r-wā́-bē, der Pferde, — aber pé̥r kā́riti-bē, des schönen Pferdes; pé̥r-wā kā́riti-bē, der schönen Pferde.

Das Nomen hat zwei Numeri: Singular und Plural, letzterer durch das Suffix -wa gekennzeichnet, — und fünf Casus: Nominativ auf -yē, Genitiv auf -bē, Dativ-Illativ auf -rō, Accusativ auf -gā, und Locativ-Instrumentalis auf -n, seltener -nyin. Das Suffix -yē kann aber auch vor den andern Casussuffixen eingeschaltet werden: Kitā́bu-yē-gā gōtsei, ein Buch nahmen sie. Ebenso verbindet sich der Genitiv mit andern Casuszeichen in prägnanter Bedeutung: dábu-bē-n tsé̥tā, an (einer Stelle) des Nackens packt sie; kasgimā́-bē-rō lḗgonō, in des Wahrsagers (Haus) ging er. Der Genitiv dient zugleich als Casus der Apposition: abā́-ni be̥lamā-bē pátse̥gī. Vater-mein, der Beamte, ist gestorben. Wegen der secundären Declination des attributiven Genitivs gilt das von dem Adjectivum Bemerkte: wu táta mā́lam kúra-bē-ga rúskī, ich (den) Sohn des Priesters großen (= den Sohn des großen Priesters) sah.

Die Subjects- und Objectscasus können durch die bloße Wortstellung gekennzeichnet werden: mei keigamā bóbōtse, (der) König (den) General ruft. Ebenso der Locativ bei Zeitangaben: n̈gali ndi nem-te dátšin, (in) Jahren zwei Haus-dies wird fertig sein. — Grammatisches Geschlecht ist nicht vorhanden.

Die Stämme der Personalpronomina lauten: (Sing.) wu, u, ich; ni, du; ši, er, sie, es; (Plur., der Etymologie nach Dual) ándi, wir; nándi, ihr; sándi, sie. Diese Stämme werden ganz wie Substantiva declinirt: wúyē, wúbē, wúrō u. s. w. Possessivsuffixe sind:

Sing.	1.	-ni	Plur.	1.	-ndē
	2.	-nem		2.	-ndō
	3.	-ntse		3.	-ntsa

Diesen werden die Casussuffixe angefügt: sōbā-ndē-rō, unserm Freunde.

Demonstrativpronomina sind: Sing. áte (suffigirte Form: -te); Plur. áni, auf Nahes, — und tu; Plur. tóni, auf Fernes weisend.

Die Declination von áte lautet: átiyē, átebē oder átibē, áturō, ategā, átenyin.

Interrogativpronomina sind: ndú; Plur. ndúsō, wer? welcher? ăfi; Plur. ăfisō, welches? was? ndăgū, wieviel? ndăsō, welcher? welches? Durch Anfügung von -sō, -ye, -yāye, werden pronomina indefinita gebildet.

Die Steigerung der Adjectiva wird durch syntaktische Mittel ersetzt.

Die Cardinalzahlen sind: 1 tilō, túlō, lásge, pal. 2 ndi. 3 yásge. 4 dége. 5 úgu, úge. 6 árasge. 7 túlur. 8 wúsge. 9 legár. 10 mégu, méogu. 11 lágarī. 12 ndúrī. 13 yásgen. 14 deri. 15 úri, wúri. 16 árasgen. 17 túlurri. 18 wúsgen. 19 legárri. 20 pindi. 21 pindin tátā tilon. 22 pindin tátā yásgen u. s. w. 30 píasge. 40 pidége. 50 piúgu. 60 pírasge. 70 pitulur. 80 pitusgu. 90 pilegār. 100 mian, miā, yóru. 1000 dúbu.

Ordinalzahlen sind: tilō, burgōbē, erster; deregēbē oder n̈gāfōbē, zweiter; dann mit dem Präfix ken: kenyāsge u. s. w. Das Suffix -rō, an die Cardinalzahlen gefügt, bildet Zahladverbien: tilórō, einmal u. s. w.; in Verbindung mit dem Präfixe ken dient es zu Wörtern wie kendēgurō, viertes Mal, vier Male.

Sehr hoch entwickelt und hier nur in Andeutungen zu behandeln ist das Verbum. Zu einem solchen kann jedes Prädicatsnomen durch gewisse Wortbildungsmittel erhoben werden. Der Conjugation nach zerfallen die Verben in zwei Klassen, welche nach der Endung der 1. Pers. Sing. des Durativs der 1. Conjugation als Verba auf n̈gin und solche auf skin bezeichnet werden. Beide Klassen zerfallen wieder in je vier Conjugationen (Genera): eine radicale, eine relative oder transitive, eine intransitive oder reflexive, und eine causative. Diese können ihrerseits Verbindungen untereinander eingehen, zum Beispiel: kérn̈gin, ich binde; kérteskin, ich binde mich; kertegeskin, ich binde mich an etwas, halte daran fest. Jede Conjugation hat zwei Indefinita, ein durativ-iteratives und ein momentanes, ferner ein Perfectum, einen Aorist und ein Futurum, ferner einen Imperativ, einen Conjunctivus Präteriti und einen Conj. Futuri, eine verneinende Indefinit- und eine ebensolche Perfectform und endlich je für Präsens, Präteritum und Futurum einen merkwürdigen Participialmodus. Dieser ist nicht nur seiner Bedeutung, sondern auch seiner Form nach zugleich verbal und nominal, conjugir- und declinirbar; er verwandelt den Satz in einen substantivischen Satztheil, hat daher sowol Personal- als auch Casusformen. Endlich können die transitiven Conjugationen der beiden Hauptklassen in jedem Tempus und Modus objective Pronominalelemente einverleiben.

In diesen zweierlei Pronominalformen beruht nun die Hauptschwierigkeit der Conjugation. Lautlich sind beide sowol voneinander als auch von den Stamm- und Possessivsuffixformen der betreffenden Pronomina verschieden, vielfach ist ihre lautliche Gestalt, zuweilen auch ihre Stellung im Wortkörper von der Klasse, der Conjugation, dem Tempus und Modus des Verbums, endlich von euphonischen Gesetzen bedingt, und selbst noch hiernach bleiben sogenannte unregelmäßige Verba übrig.

Den Dienst unserer Präpositionen versehen die Casus, zumal der Illativ und Locativ, ferner Postpositionen, gewisse nominale Surrogate und Verbalformen, endlich zuweilen die bloße Wortstellung. An Conjunctionen ist kein Mangel, und die reiche Entfaltung des Verbums thut das Uebrige, um der Sprache einen hohen Grad syntaktischer Bildsamkeit zu sichern. Rechnet man dazu einen reichen Vorrath an Wortbildungsmitteln aller Art, so wird man den geistigen Werth des Kanuri nicht gering veranschlagen dürfen.

Quellen: E. Norris, Grammar of the Bornu or Kanuri Language, with Dialogues, Translations and Vocabulary. London 1853. 101 pag. 8°. S. W. Koelle, Grammar of the Bornu or Kanuri Language. London 1854. XX. 326 pag. 8°.

(*G. v. d. Gabelentz.*)

Kanut, König von Dänemark und England, s. Knut.

KANZEL ist diejenige Stätte einer Kirche, von welcher herab der Gemeinde durch die Predigt das göttliche Wort verkündet wird. Ihr Name stammt vom lateinischen „cancelli“ d. h. die Schranken; gemeint sind diejenigen, welche in den altchristlichen Kirchen das Chor von dem Schiff trennten. An diesen Schranken standen ursprünglich die zum Verlesen der Evangelien bestimmten erhöhten Lesepulte (Ambonen); später aber wurden die Kancellen zu einem Lectorium (Lettner) erweitert, der Ambon des Predigers wurde auf dem Lettner errichtet und erhöht, der Name „Cancelle“ jedoch beibehalten, woraus allmählich unser jetziges „Kanzel“ wurde. In der ältesten Basilika sprach der in der Chornische von seinen Presbytern umgebene Bischof noch von erhöhtem Sitze (der Kathedra) aus zu dem Volke, die Verlesung der Perikopen jedoch hatte als minder wichtig ein Diakon von den Ambonen aus zu besorgen. Diese erhöhten Lesepulte, zu denen nach zwei Seiten Stufen hinaufgingen, hatten

eine polygone oder aus Kreissegmenten gebildete Brüstung; einen derartigen Ambon besitzen wir noch im Dom zu Ravenna (6. Jahrh.) sowie im Münster zu Aachen, ein Geschenk Kaiser Heinrich's II. Weil nun die bischöfliche Kathedra weit entfernt von der Gemeinde lag, so sprachen die Bischöfe schon zu den Zeiten des Chrysostomus und Augustin lieber von dem Ambon aus zur Gemeinde; dies wurde zur Regel, seitdem der Altar in das Chor zurückgerückt wurde. Im 13. und 14. Jahrh. wurde in Deutschland vom Lettner aus gepredigt und das aus der Wand des Lettners heraustretende Lesepult ausdrücklich Kanzel genannt. Selbständige Kanzeln kommen zuerst in Italien vor, während in Deutschland sich die nachweisbar älteste Kanzel in der Martinskirche zu Landshut (1422) befindet (die durch ihre Sculpturen berühmte Kanzel zu Wechselburg stammt zwar aus dem 13. Jahrh., ist aber ursprünglich ein integrirender Theil des jetzt in einen Altarbau umgewandelten Lettners gewesen.) Als durch die Dominikaner die Predigt wieder eine größere Bedeutung gewann und viele Hörer in die weiten Kirchenräume zog, brachte man die Kanzel in der Mitte des Schiffs an einem Pfeiler an. Die ersten Kanzeln waren beweglich, sodaß man sie bald hier bald dort aufschlagen, auch wol in das Freie tragen konnte. Erst im 15. Jahrh., wo an den Kirchen vielfach feste Predigerstellen errichtet wurden, erbaute man feststehende Kanzeln aus Holz oder Stein. Anfangs errichtete man sie auf einem massiven Unterbau, später auf 4, 6 oder mehr Säulen oder auch einer Thier- oder Menschengestalt; zur Zeit der Spätgothik wurden die sehr hoch gewordenen Kanzeln noch mit baldachinartigen, riesigen Schalldeckeln (Kanzelhaube) überdeckt. Eine völlig freistehende Kanzel, wie im Dome zu Freiberg, kommt sehr selten vor. Zu den berühmtesten Kanzeln gehören die im Dome zu Wien, in den Münstern von Ulm, Basel, Freiburg i. Br. An der Außenseite einer Kirche angebrachte Kanzeln dienten nur zum Vorzeigen von Reliquien.

Die Kanzeln sind meist aus dem Achteck construirt, seltener rund; die Wände der Brüstung tragen häufig die Bilder der Evangelisten, den thronenden Christus in der Mitte, oder auch der Kirchenväter. Das Kanzelpult wird nach dem Vorbilde der altkirchlichen Lesepulte häufig von einem Adler, dem Symbol des Evangelisten Johannes, auf dessen ausgebreiteten Flügeln getragen. Sowol in katholischen wie in evangelischen Kirchen schmückte man gern die Kanzel mit allerlei Symbolen, in Belgien sind noch heute die Kanzeln der spätgothischen Kirchen förmlich überladen mit phantastischen Holzschnitzereien. Vom ästhetischen Standpunkte aus am reinsten architektonisch durchgebildet erscheinen die gothischen Kanzeln; vom kunstgeschichtlichen aus ist am berühmtesten diejenige des Niccolo Pisano im Baptisterium zu Pisa. Letztere wird getragen von sieben Säulen, die Brüstung enthält fünf dem Neuen Testament entnommene Reliefbilder. Ihr ziemlich nahe im Aufbau und an Werth kommt die Kanzel desselben Meisters im Dome zu Siena.

Die Kanzel als die Stätte der Predigt gehört aus symbolischen wie aus praktischen Rücksichten in das Schiff der Kirche. Wenn man seit ungefähr 100 Jahren die Kanzel an das Ende der Kirche (Ostseite) setzte und zwar entweder selbstständlich hinter den Altar oder aus der Altarwand hervorragend, so ist dies ebenso falsch mit Rücksicht auf die Grundsätze des christlichen Gottesdienstes, wie die riesigen Altaraufsätze der Spätrenaissance und der Zopfzeit geschmacklos waren. Die Kanzel muß stehen in dem einen der beiden Brennpunkte des Durchmessers einer Ellipse, die Kirche als letztere gedacht, der Sprecher muß sich den Hörern möglichst nahe befinden, nicht aber mit seiner Stimme die ganze Längenachse der Kirche durchschneiden. Die Kanzel darf stehen auf der Grenze zwischen Chor und Schiff an der Außenseite des Triumphbogens, noch besser am ersten Pfeiler, nur dürfen im letzteren Falle die Sitzplätze nicht zu weit an das Chor heranreichen, weil dann einige Reihen der im Schiff Versammelten den Prediger im Rücken haben. Ob man die Kanzel auf der Nord- oder Südseite des Kirchenschiffes errichtet, ist völlig irrelevant; jedenfalls aber muß sie einen festen Platz einnehmen. Die Form anlangend, soll sie sich in streng geometrischer, am besten auf dem Achteck gegründeter Construction in verschiedenen, sich auseinander entwickelnden Vielecken tulpenartig erheben. Sie muß sich frei aus dem Boden erheben und nicht auf einer Art Console an die Wand geheftet werden. Unsere Kanzeln sind meistens zu hoch, die Schalldeckel dürfen nicht zu Thurmpyramiden anschwellen, sind aber unentbehrlich, um die Stimme des Predigers zusammenzuhalten. Das Material der Kanzel darf nur Holz und Stein sein, welche beide aber auch nach Construction oder Färbung als solche behandelt sein wollen; Stoffbekleidung ist nur dann zulässig, wenn die Kanzel des plastischen oder malerischen Schmuckes entbehrt. (*G. Portig.*)

KANZEL, verborgener Sitz auf Bäumen zum Anstand auf das Wild. (*William Löbe.*)

Kanzelberedsamkeit, s. Homilētik.

KANZLEI (Cancellaria) hieß ursprünglich der mit Schranken (cancellis) umgebene Ort, wo die öffentlichen Urkunden, Gerichtsurtheile, landesherrlichen Rescripte und andere Schriften ausgefertigt wurden, und Kanzler (s. d.) der Vorsteher der hierzu bestellten Beamten. In einigen Ländern wurde später der Name Kanzlei auch den höheren Gerichten selbst beigelegt (Justizkanzleien), deren Vorsteher meist Kanzleidirectoren, auch wol Kanzleipräsidenten genannt wurden. Neuerdings versteht man aber unter Kanzlei mehr das subalterne Schreiberpersonal und spricht deshalb von Cabinets-, Ministerial-, Gerichts-, Consulats- und Regierungskanzleien, bezw. Kanzlisten; aus der deutschen Gerichtssprache der Gegenwart ist der Ausdruck jedoch vollständig verschwunden. Wenn früher den unteren Behörden das Recht, eine Kanzlei zu haben, häufig versagt war, so bezog sich dies auf die Siegelmäßigkeit oder die dem Landesherrn oder andern privilegirten Stellen und Personen vorbehaltene Befugniß, Urkunden mittels Beifügung des Siegels zu beglaubigen und die dadurch verbrieften Ansprüche sofort vollstreckbar zu machen. — Kanzleistil nennt man diejenige Schreibart und äußerliche Förmlichkeit, welche früher

in den öffentlichen Urkunden und amtlichen Schriften, wie solche von den Kanzleien auszugehen pflegten, üblich war. Derselbe erscheint gegenwärtig veraltet, steif und pedantisch, weshalb er auch in den meisten Staaten abgeschafft und statt seiner in allen öffentlichen Schriften die Form und Sprache des gewöhnlichen Briefstils anbefohlen ist. (*Albrecht Just.*)

KANZLEISCHRIFT nennt man in der Typographie eine in den verschiedensten Größen (Schriftgraden) vorhandene Schriftgattung im Grundcharakter der deutschen Druckschrift (Fractur), von schwunghaften, edeln Formen mit leichten Verzierungen, namentlich der Anfangsbuchstaben (Versalien), in gewundenen Schwüngen und reicher in diesem Charakter ornamentirt bei besondern Versalien. Die Kanzleischrift ist jetzt in mehrern Arten, theils mit vereinfachenden Umbildungen, theils mit wesentlichen Veränderungen vorhanden und wird vielfach als Zier- und Auszeichnungsschrift angewendet. Wahrscheinlich hat die Theuerdank-Type zur Kanzleischrift Anregung gegeben; dieselbe war für Theuerdank's Dichtung (1517) geschnitten und den Grundformen der lateinischen Schrift entlehnt. Als Schreibschrift, insbesondere als Documenten- und behördliche Geschäftsschrift, wurde die Kanzleischrift in früherer Zeit ziemlich allgemein, namentlich zu den Anfangszeilen, sowie zu Titeln und Ueberschriften verwendet; jetzt findet man dies nur noch selten. Die Schrift bildet die Grundlage der deutschen Currentschrift.

An die Stelle der Kanzleischrift ist in neuester Zeit als Geschäftsschrift zur Hervorhebung von Ueberschriften u. s. w. vielfach die formverwandte Ronde oder Rundschrift (s. d.) getreten. (*B. Siegfried.*)

KANZLER (Cancellarius) hieß im Mittelalter derjenige Hofbeamte, welchem die Ausfertigung der Staatsurkunden oblag, daher der Reichssiegelbewahrer. Der Kanzler gehörte zu den vier oder fünf obersten Hofbeamten, welche an den germanischen Fürstenhöfen gewöhnlich angetroffen werden, und war vermöge des Einflusses, welchen ihm sein Amt gab, einer der wichtigsten. Dem der Schrift kundigen Kanzler, der ebendeshalb in älterer Zeit gewöhnlich ein Geistlicher war, wurde die Correspondenz und die Ausfertigung der nöthigen Urkunden übertragen. Das Kanzleramt in den Königreichen bekam so die Bedeutung eines diplomatischen Beamten, dem vorzugsweise die auswärtigen Angelegenheiten zukamen. In dem deutschen Reiche des Mittelalters wurde das Erzkanzleramt mit der Kurwürde des Erzbischofs von Mainz verbunden. Der Erzbischof von Köln war Erzkanzler für Italien, der von Trier für das alte Königreich Arelat in Burgund (s. Erz- und Erbämter). Mit dem Erzkanzleramt des Kurfürsten von Mainz waren wichtige Functionen, namentlich das Directorium des Reichstags, aller Reichsgeschäfte und Reichskanzleien verbunden. Der Erzkanzler ließ sich seit der Gründung des Reichshofraths in Wien durch einen von ihm ernannten Vicekanzler vertreten, der am Hofe des Kaisers lebte und der eigentliche Reichsminister war. Wie der Kaiser so hatte auch die Kaiserin ihren Erzkanzler, den Abt zu Fulda. Der Kanzler von Frankreich war der erste Staatsbeamte und der einzige, welcher lebenslänglich ernannt wurde. Um ihn von den Geschäften zu entfernen, wählte man den Ausweg, neben ihm noch einen Siegelbewahrer zu ernennen. Er war Justizminister und wurde daher aus dem Stande der Rechtsgelehrten erwählt. Außer dem Reichskanzler (Chancelier de France) hatten die Königin, die Söhne und Enkel des Königs und der erste Prinz von Geblüt ihre besondern Kanzler. In England ist der Lordkanzler (Lord High Chancellor) der erste Staatsbeamte, Präsident oder Sprecher des Oberhauses, Chef der Reichskanzlei und Vorsitzender des damit verbundenen höchsten Gerichtshofs (Court of chancery); als eigentlicher Justizminister fungirt aber der Staatssecretär für das Innere. Außer ihm gibt es noch einen Kanzler des Herzogthums Lancaster und den Kanzler des Lehnhofs und der Finanzkammer (Chancellor of the Exchequer), welches der Finanzminister ist. Auch Irland hat seinen besondern Reichskanzler. In den deutschen Territorien fing man um die Mitte des 15. Jahrh. an, Kanzler zu bestellen, deren Geschäftskreis sich sehr verschieden gestaltete, indessen am häufigsten mit dem Amte eines Präsidenten der höheren Gerichts- und Regierungsbehörden verbunden wurde. König Friedrich II. von Preußen errichtete 1746 die Stelle eines Großkanzlers und Chef de Justice für Samuel von Cocceji, welchem er eine durchgreifende Reform des Justizwesens übertragen hatte. Später ging das Amt eines juristischen Kanzlers wieder ein. Dagegen wurde 1810 der Fürst Hardenberg, der die auswärtige Politik leitete, zum Staatskanzler ernannt. Im Norddeutschen Bunde von 1867 und in dem Deutschen Reiche von 1871 wurde in dem Amte des Bundes-, jetzt Reichskanzlers (s. d.) die gesammte oberste Leitung der Bundes- und Reichspolitik, nächst dem Kaiser, concentrirt an Fürst Bismarck übertragen. Auch Rußland hat an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten einen Reichskanzler, während in Oesterreich der Ministerpräsident öfters den Titel Staatskanzler, Graf Beust dagegen vorübergehend ebenfalls den Titel Reichskanzler führte. — Endlich werden die ersten Beamten und Siegelbewahrer mancher Ritterorden sowie auch die Rectoren verschiedener Universitäten Kanzler genannt. (*Albrecht Just.*)

KANZLERSGRUND (Kesslersgrund), ein zwei Stunden langes Thal zwischen Oberschönau und Oberhof, das zu den großartigsten und wildesten Partien des Thüringer Waldes gehört und mit seinen zerrissenen Felswänden und zackigen Gipfeln, die es einschließen, fast einen Hochgebirgscharakter trägt; am Eingange von Ober-Schönau her die Felstrümmer des Hermannsberges, die schönen Felsgruppen der langen Möst, der fast senkrechte Finsterstein und der fast ebenso schroffe Hohenstein. Dann folgen der zum Theil kahle zuckerhutförmige, 866 Meter hohe Kuppberg, der ehemals eine Burg trug, die aber im 12. Jahrhundert zerstört wurde; weiter der 898 Meter hohe Gebrannte Stein, ein zerrissener Felskoloß, dahinter der 901 Meter hohe zackige Schützenberg, etwas rechts der pittoreske, 879 Meter hohe Spitzberg und im Hintergrunde, sie alle überragend, der 983 Meter hohe Beerberg.

Das gerade im höchsten Theile des Thüringer Waldes eingebettete Thal ist von einem Bach durchrauscht, dem von beiden Seiten mehrere Gießbäche zueilen.

(*A. Schroot.*)

KAOLIN heißt ein zur Familie der Thone gehöriges, feinerdiges, zerreibliches Mineral, welches in derben, scheinbar amorphen Massen vorkommt; von weißer Farbe, matt, undurchsichtig. Im trockenen Zustande fühlt er sich mager an, im feuchten wird er sehr plastisch. Härte nur 1. Bei starker Vergrößerung bemerkt man, daß der Kaolin aus feinen, meist sechsseitigen Lamellen besteht, die wahrscheinlich dem rhombischen Krystallgestein angehören, dadurch wahrscheinlich identisch mit dem Nakrit. Der Kaolin ist wasserhaltige kieselsaure Thonerde von schwankender Zusammensetzung; die Normal-Zusammensetzung entspricht der Formel $M_2O_3 \; 2 SiO_2 \; 2 H_2O$, mit 46,40 Kieselsäure, 39,68 Thonerde und 13,92 Wasser. Vor dem Löthrohre ist er unschmelzbar, mit Kobaltsolution erhitzt wird er schön blau. Von kochender Schwefelsäure wird er zersetzt. Der Kaolin ist das Zersetzungsproduct der Feldspate und feldspatreichen Gesteine, wie Granit und Porphyr, und stellt den bei jenen Processen bleibenden unlöslichen Rest vor. Er findet sich daher besonders in Gegenden, wo diese Gesteine vorkommen. Daher sind seine Ablagerungen naturgemäß durch die bei dem Verwitterungsproceß nicht angegriffenen Mineralien, wie Quarz und Glimmer, verunreinigt, und er muß durch künstliches Schlämmen davon befreit werden. (natürliche Schlämmproducte, mit verschiedenen Substanzen verunreinigt, sind die Thone.) Als Zersetzungsrückstand findet sich der Kaolin auch in Pseudomorphosen nach zahlreichen Mineralien; die weißliche Trübung der meisten Feldspatkrystalle rührt von Kaolinbildung her.

Bekannte Fundorte des Kaolin sind: Aue bei Schneeberg, Seilitz bei Meißen, Rasephas bei Altenburg, Morl bei Halle, viele Orte des Thüringer Waldes, St.-Yrieux bei Limoges, in Cornwall, in China u. s. w. — Der Kaolin wird zur Porzellanfabrikation verwendet, wozu er sich 1) wegen seiner hohen Plasticität im feuchten Zustande eignet und 2) wegen seiner Unschmelzbarkeit; die Gegenstände fritten nur zusammen, zeigen daher halbglasigen Bruch, sind durchscheinend und bedürfen keiner fremden Glasur (s. Porzellan). Die Chinesen stellen aus der Porzellanerde oder Kao-ling schon längst das Porzellan her, der Apotheker Böttcher entdeckte es im Jahre 1706; 1710 wurde die Fabrik in Meißen angelegt.

(*E. Geinitz.*)

KAPANEUS, *Καπανεύς,-έως* und *-ῆος*, Capaneus, Capaneos (Etymologien bei Pape, Handwörterbuch der griechischen Eigennamen s. v.), Sohn des Hipponoos und der Astynome[1]) oder der Laodike[2]), Bruder des Iphis[3]), Gemahl der Euadne, der Tochter des Iphis[4]), oder der Janeira[5]), Vater des Sthenelos[6]), ein Argiver von riesiger Gestalt[7]) und gewaltthätigem Sinn[8]), dessen vermessenes Prahlen (*κόμπος, κόμποι*) seinen jähen Untergang herbeiführte. Als einer der sieben Heerführer gegen Theben rühmte er sich, die Stadt selbst gegen den Willen des Zeus einzunehmen.[9]) Als er aber am Ogygischen[10]) Thor oder am Thor der Elektra[11]) schon die Sturmleiter, deren Erfindung ihm später zugeschrieben wurde[12]), an die Mauer angelegt hatte, zerschmetterte ihn der Blitzstrahl des erzürnten Gottes.[13]) Die Leiche wurde in der Heimat[14]) feierlich verbrannt, seine verzweifelnde Gattin stürzte sich in die Flammen des Scheiterhaufens.[15]) Spätere fabelten, Kapaneus habe zu denen gehört, die Asklepios wieder ins Leben zurückgerufen.[16]) Wie Euadne als Muster ehelicher Liebe und Treue[17]) mehrfach erwähnt wird, so war Kapaneus als warnendes Exempel menschlichen Trotzes und Uebermuthes ein beliebter Gegenstand der Behandlung bei den Alten. Die Tragiker, welche die Expedition der Sieben gegen Theben schildern, berühren auch stets den Frevel und das gewaltsame Ende des Helden; Timesitheos dichtete eine Tragödie *Καπανεύς*[18]), als Gegenstand der Orchestik wird Kapaneus mehrfach genannt[19]), und manche Notizen bezeugen die Beliebtheit dieses Stoffes auch in der bildenden Kunst.[20]) Ob das Epigramm *εἰς ἀνδριάντα Καπανέως*[21]) sich auf eine wirklich existirt habende Statue bezieht, kann zwar bezweifelt werden, dagegen haben wir sichere Kunde von einem großen Werke von Hypatodoros und Aristogeiton, welches die Argiver nach Delphi weihten: es bestand in den Statuen der sieben Heerführer gegen Theben, unter

1) Z. B. *Apollod.* III, 6, 3. 6 und 7, 1; *Paus.* IX, 8, 7 und X, 10, 3; *Hygin.* Fab. 70. 2) Schol. zu Eurip. Phoen. 185. 3) *Paus.* II, 18, 4. 4) *Eurip.* Spl. 988 seq.; Schol. zu Pind. Ol. VI, 46; *Apollod.* III, 7, 15; *Quint. Smyrn.* X, 481 seq., deshalb Iphias genannt; *Ovid.* A. A. III, 21 seq. und sonst; Schol. *Hom.* Od. XI, 325; *Hygin.* F. 243; Tochter des Philax ibid. 256 wol nur durch einen Schreibfehler genannt.

5) Schol. zu Pind. Ol. VI, 46. 6) Z. B. *Serv.* zu Virg. Aen. II, 261; *Acro* zu Hor. Od. I, 15, 24; *Hyg.* 175, 257; Brunck, Anal. I, 179; *Dict. Cret.* I, 14; *Apd.* III, 7, 2. 5 und 10, 2; Sthenelos heißt deshalb *Καπανηϊάδης* (Il. V, 109) und *Καπανήϊος* (ibid. IV, 367, 403; V, 108 und sonst). 7) *γίγας ὅδ' ἄλλος Aesch.* S. c. Th. 405. 8) Z. B. *Eurip.* Phoen. 184 seq., 1180 seq. 9) *Aesch.* l. c. 409—413 *θεοῦ τε γὰρ θέλοντος ἐκπέρσειν πόλιν καὶ μὴ θέλοντος*, *Eurip.* Spl. 496 seq. *ὤμοσεν πόλιν πέρσειν θεοῦ θέλοντος ἤν τε μὴ θέλῃ*, cf. *Philostr.* Imag. I, 27; *Stat.* Theb. X, 899. 906; *Hyg.* 68. 10) *Apollod.* III, 6, 6. 11) *Aesch.* l. c. 404 seq.; *Paus.* IX, 8 extr. 12) *Veget.* Milit. IV, 21. 13) Z. B. *Soph.* Ant. 130 seq.; *Eurip.* Phoen. 1172 und Spl. 988; *Philostr.* Imag. I, 27 und II, 30; *Tzetzes*, z. Lykophr. 434; *Quint. Smyrn.* X, 481 seq.; *Apollod.* III, 1, 9; Anthol. Gr. II, 334 und III, 213; *Hyg.* 68; *Stat.* Theb. X, 429 seq. *Serv.* zu Virg. Aen. I, 44; *Propert.* II, 25, 40; *Ovid.* Ex Ponto III, 1, 51 und Metam. IX, 404. Nur *Veget.* l. c. läßt Kapaneus durch Steinwürfe der Belagerten fallen. 14) *Phil.* II, 30. 15) Diese Scene stellte ein von *Phil.* l. c. beschriebenes Gemälde dar; vgl. *Apollod.* III, 7, 1. 5; *Hyg.* 243: *Ovid.* A. A. III, 21 seq. und Trist. V, 14, 38 und Ex P. III, 111 seq. 16) *Apollod.* III, 10, 2 und Schol. zu Pind. Pyth. III, 96. 17) *Hyg.* 256 zählt sie unter den Frauen auf, die castissimae waren, bei Philostratos zünden Eroten den Scheiterhaufen an. 18) Welcker, Griech. Tragödien S. 1046. 19) *Lucian.* *περὶ ὀρχήσ.* 76; *Ausonius* Epigr. 84 (in saltatorem ineptum); *Lukillios* ep. 82 (Anthol. gr. II, 334). 20) Vieles gesammelt von K. O. Müller, Handb. der Arch. S. 692, und besonders von Overbeck, Gal. heroischer Bildw. S. 126—129. 21) Adesp. 293 (Anthol. gr. III, 213).

denen auch Kapaneus nicht fehlte.[22]) Derselbe war der Gegenstand eines Gemäldes in Ardea[23]) und eines andern von einem gewissen Tauriscus[24]), welches vielleicht eine größere Composition bot.[25]) In solchen ist Kapaneus uns mehrfach erhalten: auf einem Spiegel ist er mit Kassandra, Kastor und Memnon gepaart[26]), er assistirt auf der berühmten Archemorosvase bei der Bestattung des Knaben[27]), sein Tod bildet eine Scene in der Darstellung der Ereignisse vor Theben auf einer Aschenciste des Museums zu Volterra[28]) und einem Relief der Villa Pamfili.[29]) Allein, bald die Leiter ersteigend, bald vom Blitze getroffen, zeigen ihn nur eine Reihe geschnittener Steine[30]) und eine Münze.[31]) Zwar hat man noch manche andere Bildwerke auf ihn bezogen[32]), ihnen allen aber fehlt die Leiter oder der entscheidende Blitz, auch zeigt das Gesicht einen weit milderen Charakter[33]), als die Schriftsteller dem Kapaneus vindiciren.

(*R. Gaedechens.*)

Kapaun, der in der Jugend castrirte Haushahn, s. Hahn.

KAPELLE (mittellateinisch capella, französisch Chapelle), ein kleines kirchliches Gebäude, welches zur Verehrung einer Reliquie oder zum Privatgebrauch bestimmt ist. Kapellen kommen bereits in den altchristlichen Katakomben vor, in ihnen befindet sich ein Grab mit den Leibern eines oder mehrerer Märtyrer, die Platte über dem Grabe diente als Altar, auf welchem das Heilige Abendmahl gefeiert wurde. Jene sehr kleinen Räume haben aber nur ausnahmsweise gottesdienstlichen Zwecken gedient. Der Basilikenstil schloß die Anlage von besonderen Kapellen aus, doch kommen gleichzeitig mit den Basiliken, besonders während der Herrschaft des Byzantinischen Stils, Taufkapellen (Baptisterien) vor. Diese waren eigentlich über den Gräbern der Märtyrer errichtete Versammlungsstätten und bestanden aus einem achteckigen oder runden, auf Säulen oder Pfeilern ruhenden, mit einer Kuppel überwölbten Mittelbau, der von einem concentrischen, niedrigen Umgange umschlossen ward. Die seit Constantin dem Großen vorkommenden Kapellen enthalten im Innern nur einen einfachen Altar, weil sie lediglich der Privaterbauung dienen durften und die Feier des Meßopfers in ihnen nicht gestattet war; man kann sie also als Bethäuser (Oratorien) bezeichnen. Während des Mittelalters bezeichnet Kapelle jede kleinere, von einer Pfarrkirche abhängige Kirche, welche entweder für sich abgesondert (an Landstraßen, auf Friedhöfen ꝛc.) oder an eine Kathedrale angebaut (bischöfliche Hofkapelle St.-Gotthard zu Mainz) oder in sie eingebaut, oder endlich auch in Privatgebäuden zur Andacht und Vollziehung gottesdienstlicher Handlungen errichtet war. Kapellen, welche unter dem Altarraum einer Hauptkirche lagen, hießen Krypten. Die Gothik gab dieselben auf und legte einen Kranz von Kapellen um den Chorumgang, welcher zuerst halbkreisförmig, später polygon gestaltet war. Als der spätgothische Stil die Strebepfeiler nicht mehr nach außen, sondern nach dem Innern des Gotteshauses vorspringen ließ, bildeten sich naturgemäß an den Seiten der Nebenschiffe ganze Reihen von Kapellen. Die Renaissance adoptirte diese Art von Kapellen, von denen jede gewöhnlich ihren eigenen Altar und Heiligen hat. Der Name „Kapelle", welcher erst seit dem 7. oder 8. Jahrhundert vorkommt, soll herrühren von der hölzernen Bedeckung, mit welcher die oft im Freien errichteten Altäre geschützt waren. Richtiger dürfte sein die Ableitung von cappa, der rauhen Mantelkapuze des heil. Martin von Tours, welche wegen ihrer Kleinheit cappella hieß und dem Gotteshaus am fränkischen Hofe, wo dieses Nationalpalladium aufbewahrt wurde, den Namen gab. Nur so läßt sich die Erscheinung erklären, daß der Name „Kapelle" zuerst für die fürstlichen Privatkirchen vorkommt. Dem Beispiel Constantin's des Großen folgend erbauten sich auch die byzantinischen und die deutschen Kaiser sehr oft in ihren Residenzen und Pfalzen besondere Schloßkapellen, welche der bischöflichen Gerichtsbarkeit nicht unterworfen waren. Die berühmtesten dieser Privatkapellen sind die sogenannte Sixtinische im Vatican zu Rom, die Heilige Kapelle zu Paris (1248 erbaut), die Markuskirche zu Venedig (ursprünglich Palastkapelle des Dogen) und die Schloßkirche zu Wittenberg, an welcher Luther seine Thesen anschlug. Die herrlichsten, in neuerer Zeit restaurirten Burgkapellen finden sich zu Stolzenfels am Rhein, auf der Wartburg bei Eisenach, in der Marienburg an der Nogat. Außerdem sind hervorzuheben diejenigen in Nürnberg, Coburg, Goslar, Landsberg, Freiburg a. d. U. Die Vorrechte der Hofkapellen gingen nach und nach auch auf die Klosterkapellen über; selbst einzelne vornehme Familien und Gilden durften mit bischöflicher Erlaubniß Kapellen besitzen und Kapläne halten. Uebrigens pflegt bei Gemeindekapellen kein Taufstein und kein Friedhof zu sein, weil die Taufhandlung und das Begräbniß den Pfarrkirchen vorbehalten bleiben. Nur an gewöhnlichen Sonn- und Festtagen darf in der Kapelle die Messe gelesen werden; an den höchsten Fest-

---

22) *Paus.* X 10, 3. 23) *Serv.* zu Virg. Aen. I, 44. 24) *Plin.* Hist. nat. XXXV, 40, 19. 25) Overbeck l. c. S. 128. 26) Arch. Anz. 1857, S. 71; Bullett. dell' Inst. 1859. S. 79. 27) Die Literatur bei Heydemann, Die Vasensamml. d. Mus. zu Neapel, S. 586. 28) Inghirami, Mon. Etr. I, II, 87; Micali, Monum. CVIII,1; Overbeck l. c. Taf. V,2. 29) Inghirami l. c, Urne 84; Gori, Mus. Etr. III, 12; Raoul Roch., Mon. inéd. 67 A; Overbeck, Taf. VI, 9; Welcker, Annali d. Inst. 1854, p. 169 seq. 30) S. Overbeck S. 126 fg., Nr. 34 fg.; cf. de Witte, Coll. Beugnot p. 133, n. 393. 31) Von Thrakien bei Arigoni, Num. Imp. Graec. tb. 12, n. 185, nach Overbeck Nr. 39. 32) So das schöne Reliefragment eines zusammengestürzten Helden in Villa Albani (Winckelmann, Monum. Ined. 109; Zoega, Bassir. I, 47; Overbeck, Taf. V, Nr. 6; Villa Alb. ora Torlonia p. 6, n. 20), gegen welche Deutung Em. Braun (Ruinen und Museen Roms S. 626) gesprochen hat. — Kopf im Museum zu Neapel, bald auf Laokoon, bald auf Aias oder Kapaneus gedeutet. S. Welcker zu K. O. Müller, Handb. der Arch. §. 156, 1 und Epischer Cycl. II, S. 360, Nr. 394 und Minervini, Ann. d. Inst. 1856, p. 107. 33) Overbeck hat seine früher (S. 128, Anm. 22 und Kunstarchäol. Vorlesungen S. 137) geäußerte Vermuthung, der Kopf des sogenannten sterbenden Alexander's in Florenz könne Kapaneus darstellen, jetzt, nach Blümner's Deutung (Arch. Zeit. 1880, S. 162 fg.), aufgegeben (Geschichte der Gr. Plastik II, 140).

tagen jedoch muß der Kaplan in der Pfarrkirche assistiren, und die österliche jährliche Hauptcommunion der gläubigen Katholiken darf nur in der Pfarrkirche stattfinden.

Kapelle nennt man auch die gesammte Kleidung von katholischen Priestern und deren Ministranten, sofern solche für ein feierliches Hochamt bestimmt ist und diese Gewänder aus demselben Stoffe, derselben Farbe und nach derselben Form angefertigt sind. Größere Kirchen verfügen über so viele derartige „Kapellen", als die Liturgie für verschiedene Feste Farben vorschreibt, also von weißer, rother, violetter, grüner, schwarzer Farbe. (*G. Portig.*)

KAPELLE hieß schon sehr früh im Mittelalter die Gesammtheit der Musiker und Sänger, welche in kirchlichen Gebäuden geistliche Musik aufführten. Im engeren Sinne des Wortes führten später die Musiker allein diesen Namen, besonders dann, wenn sie im Dienste vornehmer Personen standen (für Kirchenmusik oder Kammermusik oder für beide zugleich). Seitdem die Instrumentalmusik an Bedeutung gewann, gab es viele Kapellen für weltliche Musik. Besonders in Oesterreich bürgerte sich seit ungefähr 100 Jahren die Sitte ein, daß sich jeder reiche Adelige eine Hauskapelle hielt (Haydn). An katholischen Höfen gehören zur Kapelle die angestellten Kirchensänger und die Instrumentalisten. Heutzutage nennt man jedes selbständige Orchester und jedes Militär-Musikchor eine Kapelle, zuweilen sogar den Orchesterraum in den Theatern. Kapellmeister heißt derjenige Musiker, welcher eine Kapelle leitet; er hat die aufzuführenden Werke auszuwählen, einzustudiren und deren Ausführung zu leiten. Er muß theoretisch durchgebildet sowie mit der Eigenthümlichkeit aller Stimmen und Instrumente vertraut sein. (*G. Portig.*)

KAPELLE, coupelle, cupel, oder Kupelle (von cupella, kleines Gefäß) heißt ein zum Probiren des Silbers und Goldes oder zum Abtreiben im Kleinen (Kupelliren, Trennen, cupellatio) des Bleies vom Silber durch die Oxydation des Bleies und durch die Schmelzung des gebildeten Bleioxydes dienendes Gefäß, welches aus einem Gemenge von Kalkmergel, Holzasche und vorzüglich aus Knochenmehl in einer eigenen schalenförmigen Form gepreßt wird. Die Vorrichtung zum Formen der Kapelle heißt das Kapellenfutter, bestehend aus einem hohlen konischen Messingcylinder (Nonne) und einem untern, halbkugelförmig abgerundeten Stempel (Mönch) von Stahl oder Messing, durch welchen die innere Fläche der Kapelle aus dem schon bezeichneten teigartigen Gemenge gebildet wird. Die durch schwache Glühhitze behufs Trocknung der Kapelle, deren Größe sich nach dem Bedürfniß richtet, nöthige Operation des Ausglühens nennt man Abäthmen. Von den Kapellen nur in der Form verschieden sind die meist aus feuerfestem Thon gefertigten Probirtuten und Röstscherben, die indeß nicht zum Kupelliren gebraucht werden. (*C. Reinwarth.*)

KAPER (vom lateinischen capere, nehmen, abstammend) nennt man solche armirte Schiffe, die, durch Private ausgerüstet, von ihrer Landesregierung die Erlaubniß und Berechtigung erhalten, auf eigene Gefahr während eines Seekrieges dem Feinde in jeder Beziehung Abbruch zu thun und dessen Schiffe zu nehmen. Der leitende Gedanke dabei ist, den friedlichen Handel zu lähmen oder zu zerstören, dadurch die Kräfte des Gegners zu erschöpfen und ihn zum Frieden zu zwingen. Die Kaperei stammt aus früher Zeit und man findet ihre Spuren bis tief in das 12. Jahrhundert n. Chr. hinauf. Die Erlaubniß, sie zu betreiben, ertheilten die Fürsten durch sogenannte Kaperbriefe. In diesen wurden die betreffenden Kaper ermächtigt, feindliche Schiffe überall auf offenem Meere zu nehmen und gleichzeitig alle befreundeten oder neutralen Herrscher ersucht, den Kapern für sich, ihre Beute und Alles, was sie mit sich führten, freies Geleit, Einlaufen, Verbleiben, Repariren u. s. w. in ihren Häfen zu gestatten, indem der Aussteller Gegenseitigkeit zusicherte. Im Besitze eines solchen Briefes konnten im allgemeinen die Kaper darauf rechnen, im Falle des Genommenwerdens wie ehrliche Feinde behandelt zu werden, während man sie ohne denselben als Seeräuber betrachtete und ohne weiteres hinrichtete. Einen Theil ihrer Beute mußten sie ihrem Fürsten abgeben und wechselte derselbe nach den Ländern und dem Geldbedürfnisse der ersteren. Gewöhnlich betrug dies Regal $^1/_{10}$—$^1/_5$, immerhin blieb aber für die Kaper noch so viel Verlockung, daß es nie an solchen Abenteurern fehlte, die dann auch wol nicht selten ihre Stellung misbrauchten, um an Neutralen Seeraub zu treiben. Eins der schlimmsten Beispiele dieser Art lieferten seinerzeit die Vitalienbrüder in der Ost- und Nordsee. In dem Kriege der nordischen Städte gegen die drei skandinavischen Königreiche (1389) stellten erstere Kaperbriefe, die zu damaliger Zeit sehr treffend Stehlbriefe hießen, aus, um das von Margaretha belagerte Stockholm mit Proviant zu versehen, woher der Name Victualien- oder Vitalien-Brüder stammt. Infolge dessen sammelte sich unter dieser Flagge eine Masse Gesindel, das sehr bald offenen Seeraub trieb, nach vielen Tausenden zählte, sich Wisby's bemächtigte und Jahrzehnte lang den Seehandel auf das empfindlichste schädigte. Die Hanseaten mußten große Flotten aufbieten, um ihrer Herr zu werden, aber erst nach Beginn des 15. Jahrhunderts gelang es, die deutschen Meere einigermaßen von dieser Pest zu reinigen. Die langwierigen und blutigen Seekriege des 17. und 18. Jahrhunderts, namentlich des ersteren, in dem sich die Kriegsflotten als militärische Institutionen herauszubilden begannen, gaben der Kaperei besonderen Aufschwung. Es war nichts Ungewöhnliches, daß in einem solchen Kriege zwischen Holland und Frankreich oder Holland und England auf beiden Seiten mehrere tausend Handelsschiffe genommen wurden. Ein französischer Kaperkapitän, der berühmte Jean Bart, fügte den Feinden seines Landes in dieser Weise unberechenbaren Schaden zu. In dem Adelsdiplom, mit dem Ludwig XIV. ihn wegen seiner kühnen Unternehmungen zur See auszeichnete, ist angeführt, daß er 698 holländische Schiffe gekapert oder zerstört habe. Mit dem Anwachsen der Kriegsflotten und dem bessern Bau ihrer Schiffe wurde die Kaperei allmählich mehr beschränkt und der Seehandel

gewann ausgiebigeren Schutz. In der letzten Hälfte unsers Jahrhunderts brach sich bei den civilisirten Seestaaten die Ueberzeugung Bahn, daß die Kaperei sich überhaupt nicht mehr mit den Anschauungen der neueren Zeit vertrage, weil sie eigentlich nur legalisirter Seeraub sei und weniger die Regierungen als die Privaten treffe. Napoleon III. suchte zuerst diesen Grundsätzen praktische Geltung zu verschaffen, indem er 1856 die sogenannte Pariser Declaration formuliren ließ und alle übrigen Seemächte zum Beitritt aufforderte. Nach dieser Declaration sollte die Privatkaperei für immer abgeschafft werden, dagegen wurde den Kriegsschiffen das Recht zur Wegnahme feindlicher Schiffe vorbehalten. Fast alle eingeladenen Mächte traten bei, nur die Vereinigten Staaten von Amerika nicht. Diese machten ihre Theilnahme von der Bedingung abhängig, daß überhaupt jedes Privateigenthum zur See, mit alleiniger Ausnahme von Kriegscontrebande, unantastbar sei. Hierauf wollte England nicht eingehen und die Declaration besitzt dadurch bisjetzt nur noch einen fraglichen Werth. Daß England und Nordamerika in dieser Beziehung sich gegenüberstanden, erklärt sich aus den beiderseitigen Schiffahrts-Verhältnissen. Die Handelsflotten beider Länder sind sehr groß, dagegen die englische Kriegsflotte der nordamerikanischen zehnfach überlegen. Im Falle eines Krieges würde daher Nordamerika ungemein benachtheiligt gewesen sein und konnte mit England in dieser Beziehung nur dann auf gleichen Fuß kommen, wenn es entweder die von ihm gestellte Forderung auf Aufhebung aller Kaperei mit Ausnahme der Kriegscontrebande zur Geltung brachte oder sich das Recht reservirte, auch Kaperbriefe auszugeben.

Es steht zu hoffen, daß der amerikanische Grundsatz allgemein zur Annahme gelange, und es werden jetzt auch allmählich schon in England gewichtige Stimmen laut, die ihm das Wort reden. (*R. Werner.*)

Kapern, die als Gewürz dienenden Blütenknospen des Kapernstrauchs, s. Capparis spinosa.

KAPERNAUM, Stadt am nordwestlichen Ufer des Sees Gennezareth und Mittelpunkt der galiläischen Wirksamkeit Jesu. Der Name Kapharnaûm (so in den besten Evangelienhandschriften) entspricht dem hebräischen Kephar nachûm, d. i. nicht „Ort des Trostes," wie Origenes und Hieronymus erklären, sondern „Dorf Nahum's"; ob damit der Prophet Nahum oder ein anderer gemeint sei, ist nicht auszumachen. Im Alten Testament wird Kapernaum noch nicht erwähnt, ist also wahrscheinlich erst nach dem Exil erbaut worden. Nach Matth. 4, 13 siedelte Jesus schon zu Anfang seiner Wirksamkeit von Nazareth nach Kapernaum über, wohin ihm nach Joh. 2, 12 (vgl. auch Marc. 3, 31) seine Mutter und seine Brüder folgten. Kapernaum heißt daher Matth. 9, 1 seine „eigene Stadt"; öfter wird seines Aufenthaltes in einem Hause daselbst gedacht (Matth. 13, 36; Marc. 2, 1; 3, 20; 9, 33), unter welchem vielleicht das von Petrus und Andreas in Kapernaum erworbene zu verstehen ist (Matth. 8, 14; Marc. 1, 29). Uebrigens war Kapernaum, besonders die nach Luc. 7, 5 von einem heidnischen Hauptmann erbaute Synagoge daselbst, nicht blos Schauplatz der Lehrwirksamkeit Jesu (Marc. 1, 21; Luc. 4, 31; Joh. 6, 59), sondern auch zahlreicher Wunderheilungen; vgl. Matth. 8, 5 fg. (Luc. 7, 1 fg.); 8, 14 fg. (Marc. 8, 30); 17, 24 fg.; Marc. 1, 23 fg. (Luc. 4, 33 fg.); 1, 32 fg.; 2, 1 fg.; über den Ruf seiner Thaten zu Kapernaum vgl. Luc. 4, 23. Der Erfolg entsprach jedoch nicht dieser Bevorzugung Kapernaums durch Jesum, daher er Matth. 11, 23 (Luc. 10, 15) den stärksten Weheruf über diese Stadt ausspricht. Sonst erfahren wir von Kapernaum, daß es am Meere lag (Matth. 4, 13) und römische Zollstätte war (Marc. 2, 14; Luc. 5, 27; der nach diesen Stellen zum Apostel berufene Zöllner Levi ist wol dieselbe Person mit Matthäus, Evangelium Matth. 9, 9). Endlich deutet der heidnische Hauptmann (s. o.) auf eine römische Garnison in Kapernaum.

Eine viel verhandelte Streitfrage ist es nun, in welcher der heutigen Ruinenstätten am See Gennezareth das alte Kapernaum zu suchen sei. Die Meinungen sind getheilt zwischen Chan Minje und dem eine Stunde weiter nördlich liegenden Tell Chûm. Für das erstere ist besonders der berühmte amerikanische Reisende Robinson eingetreten („Palästina" III, 542 fg. der deutschen Ausgabe; „Neuere biblische Forschungen in Palästina", S. 457 fg.). Seine Gründe sind in der Hauptsache folgende: 1) Marc. 6, 45 gebietet Jesus seinen Jüngern auf dem Ostufer des Sees Gennezareth, hinüberzufahren nach Bethsaida; Vers 53 landen sie „im Lande Gennezareth" (ebenso Matth. 14, 34). Dagegen wird Joh. 6, 17, 24 Kapernaum als das Ziel dieser Fahrt angegeben. Folglich — schließt Robinson — müsse Kapernaum im Lande Gennezareth gelegen haben, d. h. auf der Küstenebene, die sich von Magdala (jetzt Medschdel) bis nördlich von Chan Minje hinzieht, während Tell Chûm durch einen Vorsprung des Berges von dieser Küstenebene getrennt ist. Dieser Beweis wird jedoch hinfällig, wenn man in Betracht zieht, daß in den genannten Evangelienstellen offenbar nicht eine verschiedene Bezeichnung derselben Oertlichkeit, sondern vielmehr eine verschiedene Tradition über das Ziel der Fahrt selbst vorliegt. Wichtiger ist 2): der Gerichtsschreiber Josephus erwähnt (Bellum Judaicum III, 10, 8) eine galiläische Quelle Kapharnaûm, in welcher sich der Nilfisch Korakinos finde. Diese Quelle kann nach Robinson nur mit dem heutigen Ain et-Tâbigha, einem stark strömenden Wasser nördlich von Chan Minje am Seeufer, identisch sein. Da nun die Quelle offenbar nach der Stadt benannt, Tell Chum aber mehr als eine halbe Stunde von dem Ain et-Tâbigha entfernt sei, während Chan Minje nur eine Viertelstunde, so müsse Kapernaum eben in letzterem gesucht werden. Nach anderen ist die Quelle Kapharnaûm des Josephus identisch mit dem Ain et-Tîn (Feigenquelle), einem (allerdings viel schwächeren) Wasser noch näher bei Chan Minje. Gegen diesen zweiten Grund nun ist geltend zu machen, daß der Ain et-Tâbigha allerdings näher bei Chan Minje liegt als bei Tell Chum, daß aber dadurch die Benennung der Quelle nach dem wichtigeren Orte Kapernaum nicht ausgeschlossen ist. Sehr zuversichtlich ist für die Identificirung von Kapernaum mit Chan Minje auch Sepp

eingetreten („Jerusalem und das Heilige Land," II, 174 fg.). Nach ihm hat Chan Minje seinen Namen von Minîm (d. i. Ketzer), mit welchem Namen in jüdischen Quellen der nachapostolischen Zeit besonders die Judenchristen von Kapharnaum bezeichnet werden. Dieser Grund verdient indeß keine Widerlegung mehr, seitdem Gildemeister (Zeitschr. des deutschen Palästinavereins 1881, S. 194 fg.) bewiesen hat, daß Minje auf ein koptisches Wort zurückgeht, welches die Araber in der Form munja oder minje für „Wohnplatz" brauchen; wahrscheinlich ist das heutige Minje verstümmelt aus munjat Hischâm, d. h. Wohnung des (Chalifen) Hischam (723—742 n. Ch.). — Dagegen sprechen nun die stärksten und von den meisten Forschern anerkannten Gründe für die Ansetzung von Kapernaum auf der Ruinenstätte von Tell Chum: 1) In Tell Chum hat sich offenbar der alte Name erhalten; kephar (Dorf) wurde naturgemäß in tell (Trümmerstätte) verwandelt und nachûm zu chûm abgekürzt. Und sollte chûm auch, wie andere wollen, Abkürzung von Tanchûm sein, so bliebe deshalb immer die Beziehung auf Kapernaum, denn nach jüdischer Ueberlieferung ist Kephar Tanchûm (nach einem dort begrabenen Rabbi dieses Namens) nur eine andere Bezeichnung von Kepharnachûm. 2) Josephus erzählt in seiner Lebensbeschreibung (§. 72), daß er, durch einen Sturz vom Pferde an der Jordanmündung verwundet, zunächst nach Kapernaum (er nennt es „das Dorf Kepharnôme") gebracht worden sei. Da man nun den Verwundeten offenbar in den nächst gelegenen Ort transportirte, so kann Kapernaum nicht in dem fast eine Stunde weiter entfernten Chan Minje gesucht werden. 3) Nach Marc. 2, 14 fg. befand sich zu Kapernaum eine Zollstätte (nach Vers 15 mit „vielen" Zöllnern; vgl. auch Matth. 9, 9 fg., Luc. 5, 27 fg.). Da nun der Jordan damals die Grenze bildete zwischen dem Vierfürstenthum des Herodes und dem des Philippus (vgl. Luc. 3, 1), so muß Kapernaum als Zollstätte an der Grenze, d. h. zunächst am Jordan gelegen haben; in der That ist Tell Chum in gerader Linie nur 2, 2 Kilom. von der Jordanmündung entfernt. 4) Wenn Tell Chum nicht Kapernaum ist, so bliebe es ein absolutes Räthsel, welcher Ortschaft denn eigentlich die Ruinen von Tell Chum angehört haben sollten. Diese Ruinen aber sind durchaus nicht unbedeutend. Jeder Reisende bewundert die schönen Quadern von weißem Kalkstein und die Kapitäle von korinthischen Säulen, welche in geringer Entfernung vom Seeufer zu Tage liegen. Daß wir in diesen Trümmern die Ueberreste einer jüdischen Synagoge vor uns haben, hat auch Robinson anerkannt, und es hat sogar alle Wahrscheinlichkeit, daß es die Trümmer der von dem heidnischen Hauptmann (Luc. 7, 5) erbauten Synagoge sind. Hierzu kommen die Trümmer einer christlichen Basilika, welche mit der von Constantin d. Gr. (nach Epiphanius adv. haer. 1, 4) in Kapernaum errichteten identisch sein könnte (vgl. hierzu besonders Wilson, der die Trümmer 1866 untersuchte, in „The Recovery of Jerusalem" S. 268 fg.). Noch im Ausgang des 6. Jahrh. n. Ch. wird in Pilgerschriften einer Basilika in Kapernaum (nach der Tradition über dem Hause des Petrus) gedacht. Auch die Trümmer der einstigen Wohnhäuser von Tell Chum, diese von schwarzem Basalt, lassen auf eine nicht unbeträchtliche Ortschaft schließen. 5) Sowol die Pilgertradition, wie die noch jetzt in der Umgegend einheimische Tradition erblickt in Tell Chum die Stätte des alten Kapernaum; vgl. den Nachweis im Einzelnen bei Furrer, Zeitschr. des deutschen Palästinavereins 1879, S. 63 fg. — Zur Literatur über die Streitfrage ist außerdem zu vergleichen: P. Schaff, „Kapernaum," in derselben Zeitschr. 1878, S. 216 fg. Eine seit mehreren Jahren von der englischen Palästinagesellschaft geplante besondere Expedition zur Erforschung der Trümmer von Tell Chum (vgl. die Quaterly Statements des englischen Palestine exploration fund, Oct. 1878, S. 176 fg.) wird hoffentlich die endgültige Lösung des oben behandelten Problems herbeiführen. (*E. Kautzsch.*)

Kapital, Erwerbvorrath, Erwerbstamm, s. Capital.

Kapitäl oder Knauf (Bauk.), s. Knauf.

KAPITÄN, von dem lateinischen caput, Haupt, hergeleitet und daher sinngemäß durch Hauptmann im Deutschen wiedergegeben. Alfieri leitet das Wort von dem griechischen Catapan, „über alles", ab, wogegen Muratori schon bemerkte, daß das Wort Capitaneus sich bereits in alten Annalen lange vor dem Auftreten des Wortes Catapanus findet. Von anderer Seite wird behauptet, der Ursprung der Bezeichnung sei im Angelsächsischen zu suchen, in welchem cap oberster und than Führer bedeute, sodaß der capthan gleichbedeutend mit oberstem Führer sei. Dieses Wort soll dann in das mittelalterliche Latein als capitaneus und danach in die modernen Sprachen übergegangen sein; thatsächlich findet sich im Französischen capitaine, im Italienischen capitano, im Spanischen capitan, im Portugiesischen capitão, im Englischen captain, im Holländischen kapitein, im Schwedischen kapiten, im Russischen kapitan, im Neugriechischen kapitanos u. s. w. gegenwärtig für die Bezeichnung des Befehlshabers einer Compagnie, einer Escadron und einer Batterie, wobei nur in einigen Armeen für die Escadronsführer der Titel Rittmeister oder ein sprachlich analoger im Gebrauch ist. Die heutige Bedeutung hat das Wort erst erhalten, seidem Karl VII. in Frankreich 15 Ordonnanzcompagnien errichtete und deren Befehlshabern den Titel Kapitän beilegte; vorher wurde es vorzugsweise zur Bezeichnung der höheren und höchsten Chargen verwendet und hat sich theilweise in dieser Bedeutung noch erhalten, z. B. in Frankreich, wo man es für Feldherr gebraucht, denn man sagt daselbst, daß Scipio, Cäsar, Turenne, Condé, Napoléon étaient de grands capitaines. Früher wurden in Frankreich auch die Gouverneure der Festungen und Städte Kapitäne genannt; man sprach nicht von einem Gouverneur von Melun, Terouanne, sondern von einem Kapitän von Melun, Terouanne u. s. w. In den Ordonnanzen von Heinrich III. über die Staaten von Blois führt Artikel 276 den Titel: Des capitaines des places fortes et guets dus à icelles. Zur Zeit Karl's IX. wird vor Rochelle von dem Regiment des Kapitän Guas, von den Regimentern der Kapitäne

Cossins, Poillac u. a. gesprochen. In den Legionen, welche Franz I. einführte, befehligte der Kapitän 1000 Mann. Dieselben waren in 10 bandes à 100 Mann eingetheilt, die ihrerseits von einem centenier commandirt wurden. Daneben tritt in Frankreich schon sehr früh die Stellung eines capitaine-général auf, die dem Inhaber eine fast schrankenlose Machtvollkommenheit für den District, welchen er befehligte, verlieh. Dies geht aus dem Patent hervor, durch welches Philipp von Valois 1349 Guy de Nesle zum Generalkapitän ernannte. Später wurde die Stelle des capitaine-général gleichbedeutend mit Generalissimus; Louis XIII. ernannte den duc de Savoie 1635 zum Generalkapitän der Armeen in Italien und wies den Marschall de Crequi, welcher früher dieselben commandirte, an, ihm zu gehorchen; unter Ludwig XIV. wurde der duc de Savoie 1695 unter dem Titel Generalkapitän Befehlshaber der gesammten Armee, daneben gab es aber auch Generalkapitäne, welche unter den Befehlen des Marschalls von Frankreich standen, der sie commandirte, die aber über den Generallieutenants rangirten. — In Spanien hat sich der Titel des capitan general im französischen Sinne bis heute erhalten; der Träger desselben bekleidet die höchste Generalcharge, entsprechend dem Feldmarschall oder dem General der Infanterie oder Cavalerie anderer Heere, hat aber keine bestimmte Stelle im Armeeorganismus, sondern wird von dem König zum Militärgouverneur einer Provinz oder zum Oberbefehlshaber eines formirten Heeres ernannt. — Nach der englischen Constitution ist der König captain general of all the forces of Great Britain; hier wird also in bestimmter Weise mit dem Titel der höchste Rang in der Armee bezeichnet, der freilich meist von dem Herrscher einem andern, gegenwärtig dem Herzog von Cambridge, übertragen wird. — Der Name kommt im Landheere aber nicht nur bei den höchsten Stellen der Hierarchie, sondern auch bei den untern Chargen vor; so wird in einigen Armeen derjenige Unteroffizier einer Compagnie, welcher die Aufsicht über die Bewaffnung und die Bekleidungsvorräthe führt, Kapitän d'armes genannt, welcher Ausdruck in neuerer Zeit in der deutschen Armee durch die Bezeichnung Kammerunteroffizier ersetzt worden ist. Außerdem wird er in mannichfacher Weise verwendet. In Griechenland hießen z. B. die Führer der unregelmäßigen Truppen der Armatolen, Palikaren und Klephthen ebenfalls Kapitani.

Von dem Landheere ist der Titel Kapitän auch auf die Commandeure von Schiffen übertragen worden; derselbe wird den Führern aller Kauffahrteischiffe beigelegt und kommt auch in der Kriegsmarine vor. In letzterer bezeichnet er die Charge der Stabsoffiziere, sodaß entgegengesetzt dem Gebrauche bei der Handelsflotte der Commandant eines kleineren Kriegsfahrzeuges nicht immer Kapitän und umgekehrt ein Kapitän, der sich an Bord eines Kriegsschiffes befindet, nicht immer der Commandant desselben ist. In der deutschen Marine gibt es zwei Klassen: Corvetten-Kapitäne im Range des Majors und Kapitäne zur See mit Oberstrang. In der österreichischen Marine werden Corvetten-, Fregatten- und Linienschiffs-Kapitäne unterschieden. In der englischen Marine gibt es zwei Klassen Kapitäne, die der 1. Klasse heißen posted captains, die der 2. Klasse commanders. (*v. Löbell.*)

KAPITEL bezeichnet den Inbegriff einer Schrift und danach die einzelnen Abtheilungen einer solchen, weil eben jeder eine kurze Inhaltsangabe vorangesetzt zu werden pflegte. Solche Kapitelabtheilungen sind schon früh mit den Büchern der Heiligen Schrift vorgenommen worden, welche man nach den Abschnitten, wie sie bei den einzelnen gottesdienstlichen Feierlichkeiten verlesen wurden, zu Einheiten zusammenfaßte, die aber, was wenigstens das Neue Testament betrifft, erst seit dem 13. Jahrhundert mit unserer Kapiteleintheilung übereinstimmen. Von dieser Bedeutung wurde das Wort übertragen auf die Versammlungen der Klosterconventualen, in deren jeder ein bestimmtes Kapitel der Schrift vorgelesen wurde; nachdem die Klosterverfassung auf die Geistlichen Anwendung gefunden hat, welche gemeinsam an einer Kirche corporativ wirkten, wurden auch diese aus demselben Grunde Kapitel genannt. (Das Weitere siehe unter Domstift, Kanoniker und unter Stift.) (*E. Friedberg.*)

KAPLAKEN nennt man die Vergütung des Befrachters an den Schiffer über oder neben den Frachtgeldern, welche einen Theil von dessen Einkommen bildet. Es beträgt gewöhnlich 2—3 Proc. der Frachtgebühr, welche letztere dem Rheder gebührte, und war wol ursprünglich ein Mittel, um in früheren Zeiten, wo die Schiffer bei dem Mangel an Communicationen meistens selbständig das Frachtgeschäft abschlossen, jene dafür zu interessiren, daß sie möglichst hohe Frachten forderten und die Reisen zu beschleunigen suchten, da sie dann ebenfalls höheren Verdienst hatten. In neuerer Zeit kommt das Kaplaken immer mehr in Fortfall und existirt nur noch an einzelnen Seeplätzen. (*R. Werner.*)

KAPLAN (capellanus) bedeutet ursprünglich den an einer Kapelle angestellten Geistlichen. Da nun „Kapelle" sein kann ein für Nebengottesdienste bestimmter Raum einer Kathedrale, die Filiale einer Pfarrkirche, endlich auch eine selbständige Kirche, so modificirt sich hiernach die Stellung eines Kaplans. In der Morgenländischen Kirche bezeichnete „Kaplan" einen Feldgeistlichen, welcher die mit der sogenannten Kappa bedeckten Reliquien eines Heiligen trug. Am Hofe der fränkischen Könige befanden sich Kapläne, welche den Gottesdienst in der Hofkapelle abhielten, deshalb von der bischöflichen Jurisdiction befreit waren und später auch die Geschäfte von Secretären und Notaren der Könige übernahmen. An ihrer Spitze stand ein Archikaplan. Im Anschluß hieran stellten nachher auch Edelleute Burgkapläne an den Kapellen ihrer Schlösser an. Vorzugsweise aber hielten sich die Bischöfe Kapläne sowol für ihre Kathedrale wie für andere Hauptkirchen ihrer Diöcese. Auch der Papst besorgt minder wichtige Geschäfte privatim (in capella) und bedient sich dabei der Hülfe seiner Kapläne, während er wichtige Geschäfte seinem Presbyterium überträgt. Man unterscheidet am päpstlichen Hofe drei Arten von Kaplänen: Titularkapläne, bei den Ponti-

ficalien assistirende Kapläne und zum Privatdienst des Papstes verwendete geheime Kapläne. Nach katholischer Lehre soll ein Pfarrer dann einen oder mehrere Kapläne stellen, wenn seine Gemeinde so groß ist, daß er die mit seinem Amte verbundenen Pflichten nicht selbst erfüllen kann. Solche Gehülfen des Pfarrers genießen gewöhnlich keine feste Anstellung, doch können die meisten Inhaber solcher Stellen nur aus den gewöhnlichen kanonischen Gründen nach vorausgegangener Untersuchung entlassen werden. Der Kaplan ist oft im Besitz eines Beneficiums (Kaplanei), für dessen Bezug er eine bestimmte Anzahl von Messen in einer vorgeschriebenen Kapelle oder an einem festgesetzten Altare zu lesen hat (Altarist, Meßpfründner, Frühmeßner). Diejenigen Kapläne, welche stiftungsgemäß zur Aushülfe bei den Pfarrgeschäften verpflichtet sind, heißen Curatkapläne; diese dürfen sogar Beichte hören und die Sacramente verwalten.

Die früheren französischen Desservants oder Succursalpfarrer waren vom Bischof angestellte, aber mit einem Beneficium nicht versehene Kapläne. In den sogenannten organischen Artikeln hatte der Staat die Besoldung der Pfarrer (curés) übernommen und bestellte in jedem Canton nur einen solchen. Da deren Sprengel aber zu groß für die Kraft eines Einzigen waren, so sollten noch so viel Geistliche für die übrigen Kirchen (succursales) angestellt werden, als das Bedürfniß erheischte; allmählich näherte sich die Stellung der Desservants sehr derjenigen der Cantonalpfarrer. In der Praxis befolgen die Bischöfe die Regel, daß die ad nutum episcopi amovibiles deservientes nur dann entlassen werden können, wenn das Officialat eine Entlassung auf Grund vorangegangener Untersuchung verfügt.

In den deutschen Bisthümern des linken Rheinufers gewährte zwar die Einführung von geistlichen Gerichten den Succursalisten eine größere Sicherheit; aber der Staat setzte die dauernde Anstellung derselben durch (§. 19 des preußischen Gesetzes über die Vorbildung der Geistlichen vom 11. Mai 1873).

Die Kapläne in der englischen Kirche (curate) sind entweder mit Zustimmung des Bischofs vom Pfarrer angestellt an einer zum Pfarrsprengel gehörigen Hülfskapelle oder sie fungiren als Gehülfen des Pfarrers an der Pfarrkirche. In ersterem Falle hat der Pfarrer deren Unterhalt zu bestreiten und kann sie entlassen. Sie müssen die Priesterweihe empfangen haben, wenn sie alle kirchlichen Functionen vollziehen sollen. Die Prediger an Hülfskirchen dürfen auch nach dem Tode des Pfarrers so lange bleiben, wie es dem Bischof gefällt.

In einzelnen Gemeinden von lutherischen Landeskirchen kommt das Prädicat „Kaplan" bis auf den heutigen Tag vor; unter der Geistlichkeit selbst ist die unevangelische Ansicht noch immer nicht ausgestorben, daß nur die ersten Geistlichen eigentliche Pfarrer, die folgenden aber Geistliche zweiten Grades seien. Dem Begriffe eines katholischen Kaplans entspricht in der evangelischen Kirche nur derjenige eines Hülfspredigers, nicht aber der eines Diakonus, welches der Name für einen zweiten oder dritten Pfarrer ist. Die älteren evangelischen Kirchenordnungen bestimmen, daß dem Pfarrer nach Bedürfniß ein Kaplan zugeordnet werde. In der Reformationszeit überspannte man die Bedeutung der Predigt, wenn man den Pfarrern das Studium derselben zuwies und deshalb die Sacramentsverwaltung und Seelsorge als minder wichtige Aufgaben des geistlichen Amtes den Kaplänen oder Diakonen zuwies. Dieser Irrthum der kursächsischen Visitationsartikel von 1527 grassirt heutzutage noch. In der englischen Hochkirche ist Kaplan ein Hausprediger, welcher in den Oratorien und Kapellen vornehmer Geistlichen und weltlicher Würdenträger den Gottesdienst leitet; desgleichen der Hofgeistliche, welcher in den kleineren, der bischöflichen Gerichtsbarkeit nicht unterworfenen Kapellen predigt. (*G. Portig.*)

KAPLITZ, Stadt im südlichen Böhmen, an der Maltsch, Sitz eines k. k. Bezirksgerichtes und einer k. k. Bezirkshauptmannschaft, hatte nach der Zählung vom 31. Dec. 1880: 2299 Einwohner, darunter 2095 Deutsche und 204 Czechen. Als Erwerbszweige der Bevölkerung dienen der Landbau und das Kleingewerbe, unter welch letzterem die Erzeugung von Töpfergeschirr hervorragt. Die Stadt besitzt zwei Kirchen, ein Bürgerspital, ein Krankenhaus und ein Armeninstitut. Das städtische Brauhaus ist vollständig neu eingerichtet. Für den Unterricht der Jugend wird durch eine fünfklassige Volks- und eine dreiklassige Bürgerschule gesorgt. Die kaplitzer Schule war die erste in Oesterreich, in welcher die unter Maria Theresia im J. 1774 vom damaligen kaplitzer Pfarrer Ferdinand Kindermann (später leitmeritzer Bischof und geadelt mit dem Prädicate „von Schulstein") entworfene Lehrmethode zur Durchführung gelangte. Kindermann sammelte hier eine große Anzahl von Lehrern und Geistlichen um sich, um ihnen die neue Lehrart praktisch vorzuführen. — Kaplitz, gegenwärtig zur Herrschaft Gratzen gehörig, unterstand im 14. Jahrh. den Rittern von Poreschin, ging dann an die Herren von Michelsberg über und später an die mächtigen Rosenberge. Seit 1621 befindet sich die Herrschaft Gratzen im Besitze der Grafen von Bouquoi. Als besondere Merkwürdigkeiten der Stadt werden gezeigt: ein Thurm ohne Grund (der Rathhausthurm ruht auf einem Gewölbe), die Rathhausthurmuhr, welche vor jedem Stundenschlag läutet, und der Pranger, welcher in der Mitte des auf dem Marktplatze befindlichen Röhrkastens steht. (*L. Schlesinger.*)

KAPNIK-BÁNYA, ein von Ungarn, Walachen und einigen Deutschen bewohnter Bergflecken im ungarischen Comitat Szatmár, mit bedeutenden Gold-, Silber- und Bleibergwerken, die auch Antimon-, Zink- und Arseniferze fördern. Die Ortschaft liegt östlich von Nagy-Bánya an der siebenbürgischen Grenze in einem engen Thale am Abhang des trachitischen Gutingebirges. Die Zahl der Einwohner beträgt 2610, davon sind 1331 Ungarn und 1135 Walachen; 1354 bekennen sich zur römisch-katholischen, 1192 zur griechisch-katholischen Kirche. (*J. Hunfalvy.*)

KAPNIST (Wassilij Wassiljewitsch), russischer Dichter, wurde 1757 in Kleinrußland auf dem Gute seines Vaters im Gouvernement Poltawa geboren. Dieses

Gut hat er später in einem besonderen Gedichte horazischer Manier geschildert (Oden II, 18). Seinen Unterricht empfing er zuerst zu Hause und eignete sich dabei das Französische gut an, später in Petersburg in der Schule des Ismailowschen Regiments. Aus der Militärlaufbahn trat er in den Civildienst, und zwar in das Postfach über, nahm aber bald seinen Abschied und zog auf sein Gut. Kapnist war ein Kenner der alten Sprachen und liebte besonders Homer. Er schrieb viel in der damaligen pseudo-classischen Manier, religiöse und Festlieder, moralische, horazische, anakreontische, elegische Gedichte (herausgegeben 1806); sein Haupterzeugniß aber, das seinen Namen bekannter machte, war die Komödie „Jabega" (Chicane). Dieses Stück, geschrieben 1796, gedruckt 1798, konnte nur erscheinen dank der Beachtung und Begünstigung des Kaisers Paul. Die Chicane, die in den damaligen Formen des in den Schreibstuben verborgenen, nicht öffentlichen Gerichtsverfahrens besondere Nahrung fand, und die Habsucht der Richter, die unter eben diesen Formen gedieh, ist der Gegenstand der Komödie. Sie erregte auf der einen Seite außerordentliche Erbitterung bei den Ständen, die sie angriff, den richterlichen und Verwaltungsbeamten, fand aber auf der andern Seite Beifall bei der Gesellschaft, die zu schwer die Nachtheile einer solchen Ordnung der Dinge an sich selbst empfunden hatte. Die Käuflichkeit der Richter und Beamten bildete ein altes Uebel des russischen Lebens, das, schon aus den Zeiten des moskauer Zarenthums vererbt, auch durch die Reformen Peter's des Großen nicht beseitigt war; jetzt aber begann wenigstens die öffentliche Meinung auf diesen Schaden hinzuweisen und Mittel dagegen zu suchen. Die Satire des vorigen Jahrhunderts hat sich vielfach mit diesem Gegenstande beschäftigt, aber niemals war derselbe in solcher Schärfe und mit so realen Zügen dargestellt worden. Obgleich das Stück in dem bekannten künstlichen, gezwungenen Stil der pseudo-classischen Komödie geschrieben ist, so gaben ihm doch die thatsächliche Wahrheit der Situationen, die gelungen gezeichneten Charaktere, einzelne kräftige Stellen und glückliche Verse (die Komödie ist in Versen) große Popularität, es hielt sich lange auf der Bühne und einzelne Verse wurden sprichwörtlich. Dasselbe ist überhaupt eins der besten und bemerkenswerthesten Erzeugnisse der russischen dramatischen Literatur. Kapnist starb 1824. Seine Schriften erschienen gesammelt in der Ausgabe Smirdin's, St.-Petersburg 1849.

(*A. Pypin.*)

KAPODISTRIAS, neugriechischer Staatsmann. Kapodistrias ist der Name eines edeln, ursprünglich dalmatinischen, im Jahre 1373 aus Istrien nach der griechischen Insel Korfu ausgewanderten Geschlechts, welches sich daselbst nach seiner alten istrischen Heimat (Capo d'Istria, dem antiken Justinopolis, bei Triest) benannte. Die Familie ist 1689 durch den Herzog Karl Emanuel von Savoyen (unter später erfolgter Anerkennung von Seiten der venetianischen Regierung) in den Grafenstand erhoben worden. Einen europäischen Ruf aber gewann der Name Kapodistrias erst im 19. Jahrh. Zuerst ist zu nennen der alte Graf Antonio Maria Kapodistrias in Korfu, der bei den Bewegungen auf dieser Insel nach Ausgang der venetianischen Herrschaft als strenger Aristokrat und als Gegner der Franzosen, die ihn auch für längere Zeit in Haft nahmen, eine Rolle gespielt, und im Herbst und Winter 1799 nach Besetzung der Ionischen Inseln durch die damals verbündeten Russen und Osmanen mit Lefcotille und Nicolò Gradenigo die ionische Gesandtschaft geführt hat, die sich in Stambul mit der Pforte über die neue, aristokratisch-republikanische Verfassung des jungen Ionischen Siebeninselstaats („Heptanisos") benahm. Dieser alte korfiotische Edelmann besaß drei Söhne, Viaro, Giovanni Antonio, geboren 1776, und Agostino (Augustin), geboren 1778, von denen Giovanni zu einem überaus wechselvollen Leben auf der Höhe der politischen Gesellschaft seiner Zeit berufen war.

Graf Giovanni Kapodistrias (geb. am 11. Februar 1776) hat nach der damals ganz allgemeinen Gewohnheit der jungen Griechen aus guter Familie in Venedig und Padua Philosophie, alte Sprachen und namentlich Medicin studirt. Nach seiner Rückkehr aber in die Heimat, die infolge des Vertrages von Stambul vom 21. März 1800 zwischen Rußland und der Pforte unter türkischer Suzeränität und russischer Garantie ihre neue staatsrechtliche Stellung und Verfassung erhalten hatte, trat er auf seines Vaters Antrieb in den Staatsdienst und wurde sofort unter dem Präsidium des Grafen Spiridion Theotokis zum Secretär des regierenden adeligen Senats der Inseln ernannt. Hochbegabt, namentlich nach der diplomatischen Seite, vielseitig, gewandt, und dabei voll ebenso lebhafter Arbeitsfreude wie eiserner Arbeitskraft, hat Graf Giovanni zuerst (1800) die Verwaltung der Inseln Kefalonia, Ithaka und Santa Maura geordnet; dann mit Theotokis und mit dem Grafen Mocengo von Zante die neue Verfassung vorbereitet, die endlich am 24. November 1803 in aller Form sanctionirt worden ist. Als erster Secretär der nun fungirenden legislativen Versammlung, dann als leitender Minister zuerst des Innern, dann des Auswärtigen, diente Graf Giovanni seinem Vaterlande mit seiner reichen Kraft, wurde aber zu Anfang des Jahres 1807 höchst unpopulär, weil sich damals seine entschiedene Abneigung gegen die demokratischen Elemente der Verfassung von 1803 stark bemerkbar gemacht hatte. Momentan außer Amt wurde Kapodistrias jedoch bald wieder aufgesucht und zum außerordentlichen Militärgouverneur in dem damals zwischen Russen, Türken und Franzosen wüthenden Kriege ernannt, um namentlich die Insel Santa Maura gegen die Angriffe des Ali Pascha von Janina zu schützen, was im Mai und Juni 1807 mit gutem Erfolg geschah. Als nun aber der Frieden von Tilsit die Ionischen Inseln an Frankreich überließ, da war des Grafen Giovanni Aufenthalt in der alten Heimat nicht mehr von langer Dauer. Die Zeit war gekommen, wo er in die Kreise der großen Politik in Europa gezogen wurde. Giovanni hatte bereits früher den Titel eines kaiserlich russischen Collegienraths erhalten; jetzt trat er auf die Einladung des Kanzlers Rumjanzoff

in den russischen Staatsdienst über. Er begab sich zu Anfang des Jahres 1809 nach St.-Petersburg und wurde hier zuerst als Attaché in dem Ministerium des Auswärtigen angestellt. Im Jahre 1811 ist er der russischen Gesandtschaft in Wien zugetheilt worden und stand 1812, bei den wichtigen abschließenden Friedensunterhandlungen des russischen Admirals Tschitschagoff mit den Diplomaten der Pforte, als Chef an der Spitze von dessen diplomatischem Bureau. Während des großen osteuropäischen Krieges gegen die Franzosen und Napoleon I. befand sich Kapodistrias im Stabe des russischen Generals Barclay de Tolly, hatte dann als Vorstand der Kanzlei im russischen Hauptquartier bis 1815 an den diplomatischen Arbeiten großen Antheil, welche diesen ungeheuern Waffenkämpfen theils zur Seite gingen, theils folgten. Am 20. November 1815 unterzeichnete er für Rußland den zweiten Pariser Frieden.

Giovanni hatte sich während dieser ereignißvollen Jahre, die ihn mit allen namhaften europäischen Staatsmännern jener Zeit in nahe Berührung, mit Stein selbst in persönliche Freundschaft brachten, den Ruf eines sehr feinen Staatsmannes und eines höchst begabten und findigen Diplomaten erworben. Kaiser Alexander I. von Rußland, dessen ausgesprochene Gunst Kapodistrias seit dem Wiener Congreß besaß, machte ihn nach Abschluß des zweiten Pariser Friedens 1816 zum Staatssecretär. So stand Giovanni nunmehr mit dem Fürsten Nesselrode an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten Rußlands; zugleich war er Minister für das damals für Rußland neu gewonnene Bessarabien. So stand er auf der Höhe seiner politischen Macht und galt als der Stolz und die Hoffnung seiner damals noch überall der politischen Selbstständigkeit entbehrenden griechischen Nation. Unter diesen Umständen schien es nach einigen Jahren den Führern der sogenannten „Hetärie der Philiker" sehr zweckmäßig, den großen Diplomaten an die Spitze ihres Geheimbundes gegen die Pforte zu stellen. Kapodistrias aber, der freilich auch mit patriotischer Glut die bessere Zukunft seines Volkes ersehnte, dieselbe jedoch erst von einer inneren sittlichen und intellectuellen Erneuerung erwartete, darum auch sehr gern 1814 Präsident der „Hetärie der Philomusen" geworden war, zeigte sich sehr betroffen, als ihm im Februar 1820 der Agent der Hetärie, Emanuel Xanthos, in St.-Petersburg den Umfang der im Verborgenen eingeleiteten griechischen Bewegung enthüllte und ihm die Oberleitung übertragen wollte. Diese lehnte der Graf nun allerdings ab. Aber er erklärte sich doch mit dem Grundgedanken des Bundes einverstanden und hielt auch seinen Freund, den griechischen Fürsten Alexander Ypsilanti, damals Generalmajor in russischen Diensten, von der Uebernahme des General-Ephorats der Hetärie und von der Leitung der sich daran knüpfenden weiteren Operationen nicht zurück, erhielt auch noch ziemlich lange einen Schein russischer Connivenz.

Obwol Kapodistrias wußte, daß 1820 die Revolutionsnachrichten aus dem romanischen Südeuropa, namentlich die von dem spanischen Soldatenaufstande Riego's zu Cadiz, den Kaiser Alexander tief verstimmt hatten, und daß zur Zeit von dem sonst griechenfreundlich gesinnten Kaiser nichts zu hoffen war, am wenigsten für einen griechischen Geheimbund und für eine revolutionäre Bewegung des griechischen Volkes: so scheint damals doch das griechische Nationalgefühl den Sieg bei dem Grafen davongetragen zu haben über die kühle Auffassung des erfahrenen Staatsmannes. Aller Wahrscheinlichkeit nach hoffte er, sobald der nun doch unvermeidliche griechische Aufstand ausgebrochen sein würde, durch seinen persönlichen Einfluß auf Alexander I. und seine diplomatische Kunst die Macht seines Adoptivvaterlandes zu kräftiger Unterstützung der Griechen gewinnen zu können. Als aber alle diese Hoffnungen scheiterten, als Kapodistrias auf dem Congreß zu Laibach, wo sein Kaiser sich die damals von Metternich bestimmte feindliche Auffassung der griechischen Revolution vollständig aneignete, genöthigt worden war, am 26. März 1821 in des Kaisers Namen an den in die Moldau einmarschirten Fürsten Alexander Ypsilanti den unumwundenen Absagebrief zu schreiben; als Kapodistrias auch weiterhin mit seiner anti-osmanischen Politik nicht mehr gegen die des österreichischen Staatskanzlers aufkommen konnte: da nahm er im Sommer 1822 unter der Form eines Urlaubes seine Entlassung aus dem russischen Staatsdienste und wirkte von nun ab als Privatmann in der Schweiz, namentlich von Genf und Lausanne aus, für die verzweiflungsvoll gegen die moslemitische Uebermacht kämpfenden Griechen. In solchen Geschäften befand er sich auch seit dem März 1827 in Paris, als er im April die Nachricht erhielt, daß ihn die Majorität der damals fungirenden griechischen Nationalversammlung in einem Citronenhaine zu Dhamala (das antike Trözene) auf Anlaß des Generals Theodor Kolokotronis und des Grafen Metaxas am 11. April 1827 auf sieben Jahre zum Präsidenten („Kybernetes") gewählt hatte.

Patriotismus und Ehrgeiz bestimmten den Grafen, die neue Stellung unbedenklich anzunehmen, die für ihn nur die Quelle endloser Mühe, aufreibender Arbeiten und eines frühen, blutigen Todes werden sollte. Der Graf, der Ende April 1827 nach St.-Petersburg gegangen war, um (2. Juli 1827) in aller Form seine Entlassung aus dem russischen Staatsdienst zu nehmen, dann auch noch die andern großen Höfe von Europa besucht hatte, erreichte endlich in der Nacht des 18. Januar 1828 den Hafen von Nauplia und übernahm am 24. Januar zu Aegina die Regierungsgewalt. Die Aufgabe, das so gut wie gänzlich ruinirte Griechenland wieder emporzubringen und das in weitem Umfange verwilderte Volk zu civilisiren, wurde für den neuen Präsidenten dadurch im höchsten Grade erschwert, daß es zunächst gar sehr an genügenden materiellen Hülfsmitteln aller Art, namentlich an regelmäßig einströmenden, fehlte. Noch übler aber hat es von Anfang an (und auf die Lage des Landes weit über Kapodistrias' Tod hinaus) gewirkt, daß bei der Wahl des Kapodistrias zum Präsidenten Griechenlands die englische Diplomatie sich auf diesem wichtigen Punkte der Levante durch die russische entschieden überflügelt fand. In London war Kapodistrias schon als Jonier

sehr ungern gesehen; seit 1828 galt er in St. James und im Foreign-Office nur als russischer Agent, dem dann auch von hier aus alle möglichen Schwierigkeiten gemacht wurden. Und doch fühlte sich Kapodistrias in erster Reihe als Grieche. Mochte er immer mit der russischen Politik darin übereinstimmen, daß er dem in jener Zeit modernen romanischen Liberalismus in Griechenland keinen Raum gewähren wollte, — der Gedanke der russischen Politik, Griechenlands künftige staatsrechtliche Stellung zur Pforte nach Art der rumänischen Hospodariate zu gestalten, misfiel ihm durchaus. Aber die Schwierigkeiten, die dem Präsidenten mit jedem der folgenden Jahre mehr, namentlich von London aus bereitet wurden, trieben ihn doch allmählich immer bestimmter nach der russischen Seite hinüber, von wo aus ihm doch sehr erhebliche materielle Unterstützungen zugeführt wurden. Gescheitert aber ist die Arbeit des Präsidenten an den innern Schwierigkeiten. Imponirt hat allerdings Kapodistrias zu jeder Zeit, auch seinen vielen Gegnern in Griechenland, durch seine sittliche Reinheit und Sauberkeit; durch die antike Einfachheit und Schlichtheit seiner Lebensweise, durch seine rastlose und umfassende Thätigkeit; den Soldaten und vielen Privaten auch durch seine geistige Ueberlegenheit; während die ländliche Bevölkerung theils durch seine Sorgfalt für ihr Wohl, theils durch die Treue, mit welcher Kapodistrias an ihrer Religion hing, sich dauernd an „Vater Johann" gefesselt fühlte. Das Landvolk, die meisten peloponnesischen Chefs und der Seeheld Kanaris blieben ihm stets treu ergeben. Die Wackerheit seiner Absichten, sein edler Wille ist nun auch nicht anzufechten. Aber der Präsident hatte mehrere Eigenschaften, die ihm auf die Dauer gefährlich geworden sind. Er war doch bisher überwiegend Diplomat für auswärtige Angelegenheiten gewesen und in Sachen der eigentlichen Verwaltung nur auf wenigen Punkten fachmäßig geschult. Bei großer Energie und nur einseitiger Erfahrung war er trotz seines Wohlwollens und seiner gewinnenden Formen oft heftig, unduldsam, und bei 52 Jahren nicht mehr elastisch genug, um so leicht sich über die Eindrücke und viele eingewurzelte Auffassungen seiner Vergangenheit zu erheben. Wie es uns scheinen will, so zählte Kapodistrias zu den Männern des „intelligenten Absolutismus", die im 18. Jahrhundert so Großes geleistet hatten. Aber selbst für Griechenland war die Möglichkeit damals vorüber, ein solches System mit Vortheil zu ertragen. Denn trotz des 400jährigen türkischen Despotismus hatte der siebenjährige Revolutionskrieg mit den alten Zuständen hier weithin gründlich aufgeräumt; und die wahre Schwierigkeit für den Neubau lag darin, daß ein Theil der Griechen, auf Grund der Nationalversammlungen, bereits nach europäischen Verfassungsformen drängte, daß dagegen die Masse sehr geneigt war, die knappe und strenge Art der europäischen Verwaltung für lästiger zu halten als die planlosen Allüren der Paschaherrschaft, und daß es gar sehr an tüchtigen Beamten mangelte. Nun aber übertrieb Kapodistrias das auf diesem Boden noch immer, wenigstens relativ berechtigte System persönlicher Thätigkeit bis zu ungeheurer Vielgeschäftigkeit und regierte dabei viel zu viel nur durch Verordnungen. Aus seiner durch die russische Episode noch gestärkten Ueberzeugung von der Schädlichkeit des europäischen Liberalismus für dieses Volk drängte er hier auf eine Art von Dictatur, die durch einige parlamentarische Institutionen nur leicht verschleiert wurde. Darüber gerieth er allmählich in immer tiefere Misverhältnisse zu einer großen Zahl patriotischer Griechen, die einerseits seine Wahl nicht unterstützt hatten, andererseits liberalen Ideen zugethan waren. Sein schroffes Griechenthum (ein Ausläufer der alten rhomäischen Abneigung gegen die Lateiner) verfeindete ihn mit vielen abendländischen Philhellenen; und wieder misfiel der particularistischen Sinnesweise der Griechen die Verwendung vieler fremder, nämlich korfiotischer Beamten, unter denen freilich manche, wie des Grafen älterer, brutaler, gewaltsamer Bruder, Graf Viaro (Rechtsgelehrter in Korfu, seit April 1828 zu Giovanni berufen und mehrfach in Kriegs- und Marinestellungen beschäftigt), diese Abneigung gar wohl verdienten.

Litten die zahlreichen neuen und wohlgemeinten Schöpfungen des Präsidenten natürlich unter dieser ungünstigen geistigen Temperatur gar sehr; war namentlich zu den allezeit freier auftretenden Hydrioten, mit denen auch materielle Differenzen bestanden, der Gegensatz bereits sehr schroff; gab es nun auch auf griechischem Boden in rascher Progression bei ohnehin schlechter Justiz sehr gehässige Preß- und politische Processe: so wurde die moralische Stellung des Präsidenten zu der immer massenhafter an die Hydrioten sich lehnenden Opposition noch schwieriger, als die wenigstens zum Theil durch seine Berichte über die griechischen Zustände motivirte Resignation des Prinzen Leopold von Coburg (21. Mai 1830), der bisher von den Schutzmächten zum künftigen Regenten Griechenlands ausersehen gewesen war, in dem Lande bekannt wurde. Damit ist für weitere zwei Jahre die Aussicht auf eine leidlich friedliche Lösung der griechischen Probleme hinausgerückt worden. Denn die inneren Conflicte trieben endlich im Frühling 1831 zum offenen Bruche zwischen Kapodistrias und den Hydrioten, die endlich (13. August) mit theilweise schrecklichem Erfolge es versuchten, die griechische Staatsflotte bei Poros zu zerstören, um dieselbe nicht (wie sie, freilich irrthümlich, fürchteten) in russische Hände fallen, jedenfalls nicht gegen die Insel Hydra vorgehen zu lassen. Als nachher der Präsident zur Beruhigung der Stimmung zwei der unpopulärsten korfiotischen Beamten, den Grafen Viaro und den energischen und scharfblickenden Polizeiminister Gennatas (Ende September), entließ, machte er ahnungslos nur der wider ihn gerichteten maniatischen Vendetta die Bahn offen. Langwierige Conflicte mit den Maniaten; dann (seit Februar 1831) die Festhaltung des greisen Veteranen Petro-Bei oder Peter Mauromichalis, des alten Fürsten der Mani, aus Motiven politischen Argwohns, in dem Castell Itschkale in Nauplia; endlich (8. October) eine schwere, obwol durchaus unbeabsichtigte Demüthigung des alten Häuptlings durch Kapodistrias, alles das bestimmte einen Sohn und einen Bruder Petro-Bei's, unterstützt durch

die Blindheit der neuerdings schlaffer gewordenen Polizei, am 9. October 1831 früh 6 Uhr vor der Kirche St.-Spiridion zu Nauplia den Präsidenten durch Pistolenschüsse und Yataganstiche zu ermorden. Den einen Mörder riß das Volk sogleich in Stücke, der andere, Petro-Bei's Sohn, Georg, wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und am 22. October erschossen.

Die Leidenschaft der herrschenden „korfiotischen" oder „kybernitischen" Partei erhob nun sofort am 9. October des Ermordeten Bruder, den Grafen Augustin, durch den griechischen Senat an die Spitze einer neuen provisorischen Regierung (mit Dr. Kolettis und Theodor Kolokotronis). Aber Augustin, in Korfu zum Juristen geschult und bisher von seinem Bruder mit mäßigem Erfolge in militärischen Aufgaben beschäftigt, besaß keine einzige der tüchtigen Eigenschaften Giovanni's und mehrere von dessen Fehlern in erhöhtem Grade. Jetzt zeigte er sich politisch so unfähig, daß es ihm unmöglich wurde, gegenüber der vortrefflich geleiteten Gegenpartei der sogenannten „Syntagmatiker" seine Stellung zu behaupten. Es half ihm nichts, daß die treu zu seinem Hause haltende „kybernitische" Majorität der damaligen griechischen Nationalversammlung ihn am 20. December 1831 zum Präsidenten, und unter höchst gespannten Verhältnissen gegen Ende März 1832 kurz vor ihrer Auflösung zu Nauplia zum Regenten bis zur Ankunft des bereits neu designirten Königs Otto ernannte. Unter diesen Umständen griffen die seit Ende 1831 in Megaris in bewaffneten Massen gesammelten Syntagmatiker (meist Rumelioten) nachdrücklich zu den Waffen, bahnten sich seit dem 6. April ohne Mühe den Weg vom Isthmus nach Nauplia, wo (9. April 1832) nun der Abfall seiner Linientruppen und das Drängen der europäischen Diplomatie den neuen Präsidenten (der in seiner eigensinnigen und unfähigen Art nur Rache für seinen Bruder gesucht hatte) zur Abdankung nöthigten. Graf Augustin kehrte sogleich mit Giovanni's Asche nach Korfu zurück; er ist hier im Mai 1857 gestorben, nachdem Viaro schon 1842 ihm vorausgegangen war. (*G. F. Hertzberg.*)

KÁPOLNA bedeutet soviel als Kapelle; es gibt 12 Ortschaften dieses Namens in Ungarn, ferner 2 Alsó-Kápolna und 2 Felsö-Kápolna in Siebenbürgen und noch mehrere Ortschaften, die dieses Epitheton führen. Es sind aber meistens unbedeutende Dörfer; einige Berühmtheit erlangte das ungarische Dorf Kápolna, mit 1800 ungarischen und römisch-katholischen Einwohnern, welches zwischen Gyöngyös und Erlau im Heveser Comitat am Flüßchen Tarna liegt, weil im Jahre 1849 am 26. und 27. Februar bei demselben und bei den benachbarten Ortschaften das erste große Gefecht der ungarischen Truppen gegen die österreichischen stattfand. Die Straße von Gyöngyös nach Erlau führt über die letzten südlichen Ausläufer des Matragebirges und erreicht bei Kápolna das Flüßchen Tarna, welches in seinem Laufe von Nord nach Süd das Thal gleichen Namens bildend einige Stunden von hier in die große Theißebene tritt und bei Jászberény in die Zagyva mündet. Im Tarna-Thale liegen an beiden Ufern des Flüßchens, von Pétervásár in südlicher Richtung, die Orte Sirok, Verpelét, Döbrö, Tótfalu, Kápolna, Kompolt und Kál. Das Thal verengt sich bei Sirok zu einem Défilé, durch welches die Straße von Pétervásár führt, und zieht sich zwischen sandigen Abhängen über Kápolna gegen Kál. Die westliche Seite ist meist bewaldet, die östliche mit Feldern und Weingärten bedeckt. Den Schlüssel zu dieser Linie bildet der von der Tarna umflossene Ort Kápolna. Diese Gegend, und zwar von Kál bis Sirok, hatte sich Dembinski, der damalige Obercommandant der Ungarn, zur Vertheidigungsstellung erwählt, als die Oesterreicher unter Windischgrätz Miene machten, die Ungarn anzugreifen. Die ungarische Armee war von Erlau und Sirok bis Füred an der Theiß aufgestellt und zählte 36,000 Mann mit 136 Geschützen. Die ganze Kraft aber, welche am 26. Februar die Tarna-Linie von Sirok bis Kál besetzt hielt, betrug blos 17,000 Mann. Der linke Flügel der Oesterreicher unter Schlik bestand aus 13,000, das Centrum aus 11,000 und der rechte Flügel aus 15,000, im ganzen bestand also die österreichische Armee aus 39,000 Mann und zählte 147 Geschütze. Die Schlacht begann am 26. Februar um 2 Uhr nachmittags und dauerte bis in die sinkende Nacht; am ersten Tage waren weder Dembinski noch Windischgrätz am Kampfplatz erschienen, jener verweilte in Erlau, dieser in Gyöngyös. Dembinski entsprach durchaus nicht den Erwartungen, die man von seinem Feldherrntalent hegte; seinen fehlerhaften Dispositionen ist es zuzuschreiben, daß die Ungarn schon am ersten Tage im Nachtheil blieben, daß sie am zweiten Tage die Schlacht verloren und aus ihren Positionen verdrängt wurden trotz der Tapferkeit der einzelnen Bataillone. Der Verlust an den zwei Schlachttagen mag wol auf beiden Seiten ziemlich gleich gewesen sein und 1200 Mann an Todten und Verwundeten betragen haben*), außerdem verloren die Ungarn gegen 600 Gefangene. Die momentane Wirkung der Schlacht war kaum fühlbar, die Oesterreicher wagten es nicht, die Ungarn auf ihrem Rückzuge zu belästigen und zu verfolgen; aber infolge des Siegesberichtes des Fürsten Windischgrätz wurde in Olmütz das berüchtigte Manifest vom 4. März erlassen, welches über das Schicksal Ungarns voreilig verfügte und die ganze Verfassung desselben umstürzte. Das war ein großer politischer Fehler, der nur durch die im April erfolgte Unabhängigkeitserklärung von seiten Kossuth's noch übertroffen wurde. (*J. Hunfalvy.*)

KAPONNIÈRE, ein Bestandtheil der Festungswerke, der zur rasirenden Bestreichung der Gräben und als gesicherte Verbindung der Hauptumfassung der Festungen mit den Außenwerken und dem Bedeckten Wege dient. Der deutsche Ausdruck Koffer entspricht dem fremden Worte, das Giuseppi Grassi in seinem Dizionario militare (Turin 1817) für Italien reclamirt, indem er meint, die Etymologie lasse sich auf den Zweck des Wortes

*) Der officielle Bericht über den Winterfeldzug in Ungarn gibt den Verlust der Oesterreicher mit 16 Offizieren und 335 Mann an. Demselben Bericht zufolge zählte die österreichische Armee blos 18,696 Mann Infanterie und 2974 Mann Cavalerie.

zurückführen, das den Kopf (capo) eines jeden schützen solle, der dasselbe zu passiren oder zu vertheidigen hat, woher er die Schreibart mit doppeltem n tadelt. Früher wurden die Kaponnièren meist durch glacisartige Brustwehren gebildet, die nur nach einer Seite oder nach beiden Seiten aufgeworfen waren und hiernach einfache oder halbe und doppelte oder ganze Kaponnièren genannt wurden. Chasseloup schlug statt der doppelten Kaponnièren gemauerte, überwölbte und mit Erde bedeckte Galerien vor, Coehoorn wollte zur rasirenden Grabenbestreichung Kaponnièren verwenden, welche die Form gemauerter Blockhäuser hatten, Montalembert brachte in den eingehenden Winkeln seines Tenaillensystems kasemattirte Werke an, die er ebenfalls Kaponnièren nannte. Bei dem Polygonalsystem bilden die Kaponnièren bombensichere, eingedeckte, mit Gewehr- oder Geschützscharten versehene Räume, welche quer über der Grabensohle angelegt werden, um eine niedere, vollkommen rasante Bestreichung der letzteren zu gestatten. Dieselben können nur nach einer Seite oder nach beiden Seiten feuern und heißen danach halbe oder einfache, resp. ganze oder doppelte Kaponnièren. Je nach ihrer Anlage an der äußern oder innern Grabenböschung werden sie Escarpen- oder Contreescarpen-Kaponnièren genannt. Die ersteren können vor der Spitze oder an den Schulterpunkten eines Werkes erbaut sein und erhalten danach die Bezeichnung von Saillant- oder Schulter-Kaponnièren. Liegen Kaponnièren an der Kehle eines Werkes, so legt man ihnen den Namen von Kehl-Kaponnièren bei. Die Hauptgraben-Kaponnièren liegen bei permanenten Enceinten vor der Mitte oder an den Ecken der Fronten und sind stets als doppelte zur Geschützvertheidigung eingerichtete Escarpen-Kaponnièren erbaut. Die detaschirten Forts haben gewöhnlich vor der Spitze eine doppelte, für Geschützvertheidigung bestimmte Saillant-Kaponnière und an den Schulterpunkten zwei einfache, mit Gewehrscharten durchbrochene Schulter-Kaponnièren. Bei der Anlage aller gemauerten Kaponnièren müssen Maßregeln getroffen werden, daß sie nicht in der Längenrichtung der Gräben frontal, selbst nicht durch indirectes Feuer getroffen werden können. (*v. Löbell.*)

KAPOSVÁR, Comitatshauptort im ungarischen Comitat Somogy, am Flüßchen Kapos, in einer anmuthigen, hügeligen und fruchtbaren Gegend; Sitz eines königl. Gerichtshofes, eines Bezirksgerichtes und eines Steueramtes. Die Einwohner sind fast ausschließlich Ungarn und beschäftigen sich größtentheils mit Land- und Weinbau, ihre Anzahl beträgt nach der Zählung von 1880: 9571, davon sind 8705 Ungarn, 427 Deutsche, 7194 sind römisch-katholisch, 1792 Israeliten und 505 Calviner. (*I. Hunfalvy.*)

KAPP (Johann) ist am 12. Dec. 1739 in Ober-Kotzau geboren, Sohn des gleichnamigen Fuhr- und Handelsmanns und der Anna Margarethe Zenckel aus Schwarzenbach. Da er seinen Vater bereits im Januar 1740 verlor, übernahm die Mutter die Erziehung des Kindes, und als diese sich wieder mit einem Gastwirth in Hof verheirathet hatte, bot diese Stadt in ihren niedern Schulen und seit 1749 im Gymnasium Gelegenheit zur Ausbildung. Aus Gehorsam gegen seine Mutter trat er 1753 in ein kaufmännisches Geschäft zu Nürnberg, aber die Liebe zu den Wissenschaften trat so entschieden hervor, daß er bereits nach 15 Wochen auf das Gymnasium in Hof zurückkehrte. Hier fand er an Longolius und Seidel vortreffliche Lehrer und machte so sichere Fortschritte, daß er am 8. März 1758 die Schule verlassen konnte. In Leipzig waren Crusius, Ernesti, Stemler, Gellert und Seydlitz*) seine Lehrer. Reich unterstützt konnte er vier Jahre auf der Universität bleiben, mußte aber, um den Landesgesetzen zu genügen, doch 1762 noch Erlangen besuchen. Nach einem kurzen Hauslehrerleben in Asch trat er am 2. Sept. 1765 die Stelle als vierter Lehrer am hofer Gymnasium an, ward 1768 Tertius und 1775 Conrector. Schon 1774 hatte er von der philosophischen Facultät in Erlangen die Doctorwürde erlangt. Sein Schulamt legte er am 10. Dec. 1777 nieder, weil er als Schloßprediger und Professor der Theologie und Geschichte am Collegium Christiano-Ernestinum nach Baireuth berufen war; 1784 wurde er zugleich Consistorialrath und bei der bis 1792 dauernden Curatel der Universität Erlangen Assistenzrath an derselben. Bei der Verlegung des Consistoriums nach Ansbach 1799 wurde er als Consistorialrath und Schloßprediger dahin befördert, aber schon 1801 kehrte er als Superintendent nach Baireuth zurück, erlangte in demselben Jahre die theologische Doctorwürde und entfaltete dann eine gesegnete Wirksamkeit als vortrefflicher Lehrer und Kanzelredner bis zu seinem am 18. Aug. 1817 erfolgten Tode. Die Vielseitigkeit des Mannes erkennt man aus seinen Schriften, unter denen gerade die theologischen, abgesehen von einigen Predigten, Cyprian's Belehrung vom Papstthum (1769) und dem neuen Gesangbuch (1794), die geringere Zahl ausmachen. Auch die geographischen: Alphabetisches Verzeichniß aller Ortschaften im Fürstenthum Baireuth (1793) und alle zum Herzogthum Würtemberg gehörigen Ortschaften (1798), sind nur fleißige Sammlungen. Das historische Lesebuch für die baireuthische Jugend, welches er 1783 angekündigt hatte, ist nicht erschienen. Wohl aber hat er über die Local- und Gelehrtengeschichte theils von Baireuth, theils von Hof interessante kleine Schriften geliefert und zur Kirchengeschichte des Landes drei Beiträge über den Exorcismus (1791—95) und über die Kirchenvisitation in den Jahren 1561—1564 (1796—99). Wichtiger sind seine pädagogischen und philologischen Arbeiten. Erstere sind theils lateinische, theils deutsche Schulprogramme, wie 1775 De diurnis commentariis meis, d. h. über Schuldiarien, 1776 und 1777 Methodus certa signa ingenii boni studiisque apti inveniendi, 1778 Multa in Philanthropinis pro novis venditari, quae nova non sunt, 1779—80 ob es rathsam sei, die öffentlichen Schulprüfungen gänzlich abzuschaffen, 1783 und 1786 von den Mitteln zur Erweckung der Aufmerksamkeit bei der Jugend nach dem Vorbilde Jesu u. a. Seine philologischen Arbeiten beschränken sich auf die la-

*) Diesem hatte er im Namen seiner Commilitonen die Gratulationsschrift De vitiis in argumentando obviis 1762 gewidmet.

teinische Literatur und zwar nur auf Prosaiker. Bemühungen um Herbeischaffung eines kritischen Materials darf man in jener Zeit nicht erwarten, Kapp begnügte sich, hier und da eine ältere Ausgabe zu vergleichen. Eigene Conjecturen finden sich selten, überall aber genaue Nachweisungen über die Parallelen und sorgfältige Wortregister. Muster war ihm Harleß in Erlangen, der ihn besonders begünstigte. Und so erschien 1772 in Hof Julius Obsequens de prodigiis mit den Anmerkungen von Scheffer und Oudendorp, 1774 ebendaselbst Pomponius Mela, eine Schulausgabe, welche 1781 wiederholt wurde. Als Harleß 1774 den Nepos von Staveren abdrucken ließ, fügte er außer seinen eigenen auch kurze kritische Bemerkungen Kapp's hinzu (1800 erschien eine editio altera et correctior). Dieser aber hatte bereits 1773 Observationes criticae in Nepotem drucken lassen und diese ausführlichen Bemerkungen gab Harleß in den Opuscula varii argumenti S. 458—469. 1782 folgte in Leipzig sein Hauptwerk Valerius Maximus cum varietate lectionis notisque perpetuis et indicibus copiosis; es ist der Text von Torrenius, die Lesarten der Ausgaben (einer alten Ausgabe wird ohne Grund ein großer Werth beigelegt) und eine Auswahl aus den Anmerkungen der Vorgänger. Endlich in Leipzig 1788 Taciti Germania ex recensione et cum selectis observationibus hucusque anecdotis P. D. Longolii ex Ms. editis aus dem Nachlasse des 1779 verstorbenen hofer Rectors Longolius. Eine Ausgabe des Justin hatte er gleichfalls beabsichtigt.

Andr. Meyer, Nachrichten von den Schriftstellern in Anspach und Baireut, S. 156—164; Fikenscher, Gelehrtes Fürstenthum Baireut, V, 11—19. Sein Bild ist von Bock 1800 in Kupfer gestochen. (*F. A. Eckstein.*)

KAPP (Johann Christian) war am 18. Juli 1764 in Kirchleuß geboren, Sohn des dortigen Pfarrers Johann Georg Kapp, der selbst den Unterricht leitete und wissenschaftlichen Trieb früh in dem Knaben weckte. 1779 bezog dieser das Gymnasium in Baireuth und fand in dem Hause seines Oheims Johann Kapp nicht blos freundliche Aufnahme, sondern auch allseitige Förderung. 1783 bezog er die Universität Erlangen. Wenn er auch die theologischen Vorlesungen Pfeiffer's und Bayer's nicht vernachlässigte, so fesselten ihn doch mehr die historischen Breyer's und Meusel's und vor allem die philologischen von Harles, der ihn als Lehrer seiner Kinder in sein Haus nahm. Das bereits 1777 errichtete philologische Seminar befestigte ihn in seinen humanistischen Neigungen; die Benutzung der reichen Bibliotheksschätze führte ihn zu der Vergleichung mancher alten Ausgaben der alten Schriftsteller und zur Sammlung bibliographischer Nachrichten. Eine Probe solcher Studien gibt der Catalogus editionum in des Oheims Valerius Maximus 1782 und der geographische Index zu Mela (1781). Die Absicht, seine Studien in Leipzig fortzusetzen, vereitelte eine schwere Erkrankung an den Blattern, die ihn ein Halbjahr in dem Hause der Aeltern zurückhielt. Nach seiner Genesung nahm er eine Hauslehrerstelle in Baireuth an, erwarb am 26. April 1787 die philosophische Doctorwürde, erhielt 1788 die Stelle des Tertius am Gymnasium in Hof und rückte 1791 in das Conrectorat auf. Leider starb er schon am 7. April 1793. Von seinen Schriften ist zuerst zu erwähnen Rutilii Numatiani (denn dieser Name des Dichters galt damals noch allgemein) itinerarium 1786, nachdem er schon 1785 seinen Oheim mit einem specimen observationum criticarum in Rutil. Num. beglückwünscht hatte. Es ist der Text von Damm, für die Kritik wenig gethan, was bei der Ueberlieferung weniger auffällig sein kann, die Erklärung verabsäumt. Wohl hat er von Kortte Anmerkungen hinzugefügt, aber diese beziehen sich nur auf die ersten 28 Verse. Harleß hat eine epistola beigesteuert. Von Drakenborch's Schriftchen de praefectis urbi besorgte er 1787 einen Abdruck. 1791 erschien Minucii Felicis Octavius (die Ausgabe 1794 hat nur einen neuen Titel erhalten), 1792 Aristoteles de mundo mit reichhaltigen kritischen und erklärenden Anmerkungen und einigen gelehrten Excursen, in deren erstem er die Schrift dem Aristoteles abspricht. Daß er sich auch mit dem Tragiker Seneca beschäftigt hat, zeigt das periculum criticum, welches er unter dem Vorsitze von Harleß 1786 in Erlangen vertheidigt hat, und die Abhandlung über den Charakter der Medea (1789). Ein Schulprogramm (1792) behandelt den Zustand des hofer Gymnasiums im 16. Jahrh. Die griechischen Mathematiker Nicomachos und Kleomedes wollte er herausgeben, aber der frühe Tod hat es verhindert.

Fikenscher, Gelehrtes Fürstenthum Baireut, V, 19—22. (*F. A. Eckstein.*)

KAPP (Johann Erhard) ist am 23. März 1696 in Ober-Kotzau bei Hof im Voigtlande geboren, eines Fuhrmanns Sohn. [1]) Seine Vorbildung erhielt er seit 1706 in Hof; seine theologischen Studien machte er seit 1714 in Leipzig. Unter seinen Lehrern hatten den größten Einfluß Chr. Fr. Börner, bei dem er exegetische und kirchengeschichtliche Vorlesungen hörte und Joh. Gottl. Carpzov, der ihn in die neutestamentlichen Schriften einführte und durch die von ihm in der Thomaskirche gehaltenen Predigten Muster und Vorbild für ihn wurde. Wenn schon Börner durch den ihm gewährten Zugang zu seiner Bibliothek auf die überwiegend bibliographische Richtung seiner Studien Einfluß hatte, so noch mehr der Historiker Joh. Burkh. Mencke, dessen Bibliothek noch reichere Schätze darbot und der auch zu journalistischer Thätigkeit und zu bestimmten gelehrten Arbeiten in den Nova litteraria ihn früh heranzog. So war er auch schon 1715 in das collegium historiae litterariae Walchianum eingetreten, in welchem man sich unter J. G. Walch's Leitung wöchentlich einmal zur Pflege der Gelehrtengeschichte vereinigte. Am 17. Febr. 1718 wurde er Magister, 1719 Mitglied des von Börner geleiteten collegium exegeticum practicum, blieb auch ferner in Carpzov's collegium disputatorium, wurde am 16. März 1720 Mitglied

---

1) Die Festschrift des Prediger-Collegiums (Lpz. 1824) macht daraus Oberkohau bei Baruth, wol Misverständnis aus Oberkotzau-Baruthiensis.

des älteren Prediger-Collegiums. Am 30. Dec. 1720 habilitirte er sich mit einer Disputation de nonnullis indulgentiarum quaestoribus seculis XV. et XVI. und mit diesen Untersuchungen über den Ablaßhandel hingen auch die nächsten Schriften zusammen, wie 1720 „Schauplatz des Tetzelischen Ablaßkrames und des dawiderstreitenden Lutheri", 1721 Exercitatio in Ambrosii Altamurae elogium Joh. Tetzelii und Sammlung einiger zum päpstlichen Ablaß überhaupt, insonderheit aber zu der zwischen Luther und Tetzel hiervon geführten Streitigkeiten gehörigen Streitschriften mit Einleitung und Anmerkungen, 1727—1733 kleine Nachlese einiger größtentheils noch ungedruckten und zur Erläuterung der Reformationsgeschichte nützlichen Urkunden (4 Hefte). Inzwischen hatte er am 14. März 1723 abermals pro loco disputirt de celeberrima Chrysostomi ad Caesarium epistola veritatis evangelicae contra pontificiorum transsubstantiationem insigni teste und war Assessor der philosophischen Facultät geworden. Im October dieses Jahres schloß er sich auch dem collegium anthologicum an, welches seit 1660 eifrigst die Uebung in lateinischer Poesie pflegte. Im April 1726 trat er als ein zu der bairischen Nation Gehöriger in das große Fürsten-Collegium und schrieb in demselben Jahre De Novi Foederis graeci latinismis merito et falso suspectis zum Reformationsfeste, wenn nicht der Respondent Drešig der Verfasser ist. 1727 erhielt er eine außerordentliche Professur der Beredsamkeit; zu der am 27. Dec. gehaltenen Antrittsrede lud er ein durch das Programm De caussis corruptae hoc aevo eloquentiae Romanae, in welchem er sich wesentlich an Tacitus' dialogus de oratoribus anschließt und nur Weniges über die modernen französischen Methodiker wie Rollin, Jouvency, Gibert hinzufügt. Das Jubelfest des Augsburgischen Bekenntnisses nahm ihn sehr in Anspruch; zunächst gab er Klein's Rostocker Jubel-Oration de Augustana confessione von 1630 und die Jubelhistorie von 1630 für die Sächsischen Lande heraus, veröffentlichte die Jubel-Disputation de curiae Romanae soloecismis circa reformationem Lutheri commissis merito suspectis, deren Verfasser der Respondent Thümmig war, hielt längere Zeit lectiones iubilares und wendete sich an alle Behörden mit der Bitte um Mittheilung der Festschriften, Kupferstiche und Medaillen, weil er eine ausführliche Beschreibung des Festes herauszugeben beabsichtigte. Zur Ausführung ist dieser Plan nicht gekommen.

1731 wurde er ordentlicher Professor der Beredsamkeit (Antrittsrede Necessitas litterarum humaniorum in academiis diligentius excolendarum commendata) und damit erhielt er die Verpflichtung, in den verschiedenen Aemtern als Programmatar, als Decan und als Procancellar die herkömmlichen Schriften zu verfassen. Schon ehe dies begann, erschien 1733 die dissertatio de Xiccone Polentono cancellario Patavino historiae litterariae in Italia instauratore, zu der ihm Herr von Schönberg handschriftliches Material aus Italien gegeben hatte. Die Decanatsprogramme schließen sich an seine geschichtlichen Studien an, so 1739 de scriptoribus historiae reformationis Lipsiensis mit der ziemlich kleinlichen und pedantischen Berichtigung einiger Irrthümer Hofmann's in Wittenberg, aber auch mit dem lebhaften Wunsche nach Benutzung der in den Archiven liegenden Documente, und in demselben Jahre historiam disputationis Lipsiensis a. 1519 institutae aliquatenus supplet mit dem von der theologischen Facultät ausgestellten Zeugnisse Eck's, 1746 comment. soloecismos politicos circa reformationem L. commissos ab anonymo Gallo observatos expendens; oder auf dem Gebiete der Universitätsgeschichte 1735 de origine doctorum theologiae et magistrorum artium horumque dignitate, 1747 comment. de procancellario facultatis philosophicae Lipsiensis, zu der die actenmäßigen Belege genau benutzt sind, 1754 de Johannis a Breitenbach Icti scriptis quibusdam; endlich auch aus der christlichen Archäologie, wie 1747 die prolusio utrum signum palmae tumulis christianorum adiectum certum martyrii sit signum necne. Auch die Denkschriften gehören hierher, wie der Panegyricus auf Mencke, in der vom Sohne besorgten Ausgabe der dissertationes academicae (1734) abgedruckt, 1734 Griben, 1736 Pastor Chr. Weiß, 1737 Schacher und Wagner, 1739 Pastor Schütz, Professor Lehmann, 1740 Syndicus Mylius und sofort eine ganze Reihe von Geistlichen und Professoren, wie Klausing, Joh. Zach. Platner, Fr. Mentz und 1750 die memoria Romani Telleri, des jüngst verstorbenen Pastors zu St.-Thomä und Professors. Das Rectorat hat er öfters bekleidet, so 1734 und 1746, wo unter ihm am 20. Sept. Lessing inscribirt ist. Auf Kirchengeschichte bezieht sich 1745 die Sammlung einiger vertrauter Briefe in Beziehung auf Ausgleichung zwischen Lutheranern und Calvinisten; es sind Leibniz und Jablonowsky, die er besonders berücksichtigt. 1755 feierte er das Jubelfest des Religionsfriedens. Als 1749 Valentin Ernst Löscher gestorben war, übernahm Kapp die Redaction der „Unschuldigen Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen" und führte dieselbe bis 1756. Dies war das Feld, auf welchem er am meisten bewandert war. Daneben geht eine andere Schriftstellerei, bei der wol mehr das Verlangen der Buchhändler bestimmend gewesen sein mag. Ich meine damit zunächst die Vorreden zu andern Schriften, wie 1723 zu Maria de Monte Minerva Sanctiana, 1734 zu Gundling's Historie der Gelahrtheit, 1739 zu Hager's Buchdruckerkunst und Schriftgießerei, 1740—45 zu Gesner's Druckerkunst, 1744 zu Ciaconii bibliotheca, 1745 zu Benzelii syntagma dissertationum Lundinensium, 1746 zu Born's Schatzkammer aller theologischen Wissenschaften (auch besonders gedruckt), 1748 zu Saavedra's Gelehrten Republik, 1752 zu Erasmi epistolae selectae. Damit sind die Sammlungen von Schriften anderer und die Nachdrucke viel begehrter Bücher zu verbinden, die besonders in die erste Zeit seiner akademischen Wirksamkeit fallen. 1722 ließ er erscheinen Clarissimorum virorum orationes selectae in 3 Bänden, 1728 folgten Paulini a Josepho orationes, die 1753 mit noch 12 andern Reden vermehrt wurden, 1728 Joann. Jensii purae et impurae latinitatis collectanea und die selectae e profanis scriptoribus historiae, eine

von Heuzet veranstaltete Chrestomathie, die noch jetzt in Frankreich benutzt wird, 1750 Mureti orationes et epistolae, eine Erneuerung der zuerst 1672 von Jakob Thomas in Leipzig veranstalteten und öfter wiederholten Sammlung, 1724 Athanasii Schiadae arcana bibliothecae Moscuensis sacra, 1741 M. J. Beehr, rerum Meclenburgicarum libri VIII, welchem Folianten er auch ein Leben des Verfassers hinzugefügt hat. Einiges hat er aus dem Italienischen (eine historia concilii Lateranensis 1731) und aus dem Französischen übersetzt, so Iuvenel de Carlencas, Geschichte der schönen Wissenschaften (2 Bände 1749—1752). Am meisten wird noch jetzt benutzt die 1722 erschienene Ausgabe einiger Schriften des Jesuiten François Vavasseur (Vavassor), unter denen die Abhandlung de ludicra dictione von ermüdender Weitschweifigkeit den Nachweis zu liefern versucht, daß das Burleske, das man damals bei den Franzosen in der Anwendung einer alterthümlichen Schreibart (etwa Marot's) suchte, den Alten unbekannt geblieben sei. Das Buch war seit 1685 selten geworden, deshalb glaubte Kapp es wiederholen zu müssen und stattete es mit gelehrten Vorreden und Anmerkungen aus, in denen man eine gute Kenntniß auch der französischen Literatur findet. Da er oft Gelegenheit nimmt, die Latinität des Jesuiten zu berichtigen, ist es erklärlich, daß er auch den Antibarbarus desselben hinzugefügt und erweitert hat, und darin allein besteht der Werth des Buches auch heute noch. Alle übrigen Zuthaten, wie epistolae selectae von Balzac, Menagii et aliorum epistolae et poemata sind entbehrlich. Am 7. Febr. (auch 9. Febr. oder 7. März werden angegeben) 1756 ist der fleißige Mann gestorben als Senior der Bairischen Nation und Decemvir der Universität. Seine reiche Bibliothek wurde 1758 versteigert.[2]) Sein Bildniß steht vor dem 195. Theil der deutschen Acta eruditorum.

Sein Sohn **Christ. Erhard Kapp**, geb. 23. Jan. 1739, widmete sich der Medicin und war bis 1808 der gesuchteste Arzt in Leipzig, dann zog er nach Dresden, wo seine einzige Tochter lebte, und starb am 30. Sept. 1824. (*F. A. Eckstein.*)

KAPPADOKIEN, seit der Perserzeit Name einer Landschaft im östlichen Kleinasien. In seiner weitesten Ausdehnung bezeichnet es das vom kilikischen Tauros, dem Euphrat, dem Schwarzen Meere und dem Halys begrenzte Gebiet. Der größte Theil ist ein kahles, ebenes Plateau, das sich im Osten 3—4000, im Südwesten 2—3000 Fuß über den Meeresspiegel erhebt, meist völlig baumlos, im Winter kalt und mit Schnee bedeckt, im Sommer glühend heiß, sodaß selbst die Viehzucht nur schlecht gedeiht. Das einzige Product des Plateaus ist Salz. In seiner Mitte erhebt sich völlig isolirt die gewaltige Bergmasse des Argäos (jetzt Erdschisch, 11,000 Fuß über dem Meer), sonst durchziehen nur niedere Hügelreihen und schmale unschiffbare Wasseradern das Land. Fruchtbarer und gegliederter ist der südöstliche Theil der Landschaft, der nach dem Euphrat zu abfällt, das alte Melitene, jetzt das Sandschak von Malatia. Dasselbe wird von dem übrigen Kappadokien durch die parallelen Höhenzüge getrennt, welche die Alten als den kappadokischen Antitauros (mit dem sophenischen in Armenien nicht zu verwechseln!) bezeichnen. Derselbe wird von dem Saros und seinen Nebenflüssen durchströmt, und zieht sich vom Hauptstock des Tauros nach Nord-Osten bis in die Nähe der Halysquellen. — Einen wesentlich andern Charakter trägt das reichbewaldete und fruchtbare pontische Küstengebirge (s. Pontos). — Von Flüssen sind in Kappadokien außer den genannten zu erwähnen der Halys, j. Kyzyl Irmak, „der rothgelbe Fluß", der größte Strom Kleinasiens, der in den kleinarmenischen Gebirgen (ἐξ Ἀρμενίου οὔρεος, *Herod.* I, 72) entspringt und in langem Bogen das Hochplateau durchzieht, dann die Küstengebirge durchbricht, und nach einem Laufe von 140 Meilen nur 40 Meilen von seiner Quelle entfernt mündet. Weder der Halys noch der ihm fast völlig parallel fließende Iris (Jeschil Irmak) sind schiffbar, letzterer besitzt in dem durch eine reiche Ebene zwischen den Küstengebirgen hinströmenden Lykos einen weit wasserreicheren Nebenfluß. — Vergl. *Strabo* lb. XII; Ritter, Erdkunde, XVIII, XIX. Tchihatcheff, l'Asie Mineure und die Reisewerke von Hamilton, Ainsworth u. a.

Ueber Ethnographie, Religion, älteste Geschichte ist der Artikel Kleinasien zu vergleichen. Einzelne Punkte sind auch in meiner „Geschichte von Pontos" 1879 ausgeführt.

Etwa im 13. Jahrhundert v. Chr. hat, so scheint es, der in Syrien ansässige Volksstamm der Cheta (Hethiter) wie ganz Kleinasien so auch Kappadokien erobert. Ihnen gehören die ältesten Monumente des Landes an, die Trümmer eines Palastes bei Üjük (zwischen Tschorum und Jyzgat) und südlich davon die räthselhaften Felsensculpturen von Boghazkiöi (zuerst von Texier. Descr. de l'Asie mineure, am besten von Perrot, Explor. de la Bithynie publicirt). Als dann die Assyrer Armenien und Syrien unterwarfen, finden wir im ganzen Gebiete Kappadokiens die Stämme der Tabal, bei denen Salmanassar IV. einmal 24 Fürsten erwähnt — sie werden wiederholt als die nördlichen Nachbarn der Kiliker (Hilakku) bezeichnet —; nordöstlich von ihnen (also etwa am obern Halys und Euphrat) sitzen die Muski (vergl. Schrader, Keilschr. und Geschichtsforschung 155 fg.). Beide Völker werden seit Ezechiel (vgl. Stade, Ueber Javan, Gießen 1880, Progr. S. 5 fg.; Gen. 10, 2 ist von Ezech. abhängig) bei den jüdischen Schriftstellern mehrfach genannt als ferne Nordvölker, mit denen die Tyrier Handel trieben. Bei den Griechen finden wir die Namen in der Form *Τιβαρηνοί* (*Hekat.* fr. 193: *Τίβαροι*) und *Μόσχοι* wieder. Doch sind sie hier auf die Bewohner der pontischen Küstengebirge beschränkt, zu deren Hauptstämmen beide gehören; nur von den Tibarenern wird bei *Cic.* ad fam. 15, 4 ein versprengter Rest in den kilikischen Gebirgen erwähnt.

Daß die assyrischen Könige jemals bis ans Schwarze

2) Fikenscher, Gelehrtes Fürstenthum Baireut, V, 22—34; Saxii Onomast. liter. VI, 328. 705.

Meer vorgedrungen seien, scheint monumental nicht nachweisbar. Dagegen haftet bei den Griechen an dem östlichen Küstengebiet des Pontos, vor allem aber an der Gegend von Sinope, bis in späte Zeiten der Name *Ἀσσυρία* oder *Συρία* (s. vor allem Nöldeke, *Ἀσσύριος*, *Σύριος*, *Σύρος* im „Hermes" V.). Die Bewohner Kappadokiens nennen sie Syrer, wofür später zur Unterscheidung von den Aramäern der Name „weiße Syrer" *Λευκόσυροι* eingeführt wird. Wie diese Namen zu erklären sind, ist noch nicht klar; schwerlich aber beruhen sie auf ethnographischen Verhältnissen. Daß Völkerveränderungen stattgefunden haben, ist nicht unwahrscheinlich; vor allem wird der Einfall der Kimmerier (assyr. Gimirai, hebr. גמר) in Kleinasien dabei mitgewirkt haben, und vielleicht ist es von Bedeutung, daß die Armenier das Land Kappadokien auch Gamir nennen (Kiepert, Ber. Berl. Ak. 1859, 205; de Lagarde, Ges. Abhandl. 254).

Nach dem Falle Ninives stand Kappadokien unter medischer Herrschaft. Doch muß damals der Südosten, die Landschaften Kataonien zu beiden Seiten des Antitauros und Melitene am Euphrat, an die Fürsten Kilikiens gekommen sein. Dieses ganze Gebiet wird daher in der Perserzeit zu Kilikien gerechnet (*Her.* I, 72; V, 52) und die Landschaft am Argäos mit der Hauptstadt Mazaka behielt bis in die spätesten Zeiten den Namen *Κιλικία*. Daher bemerkt *Strabo* XII, 1, 2, die Alten (d. h. die Schriftsteller vor Alexander) hätten die Kataoner als ein besonderes Volk gerechnet, obwol zwischen ihnen und den übrigen Kappadokern in Sprache und Sitte kein Unterschied sei. Auch daß von den beiden Tempeln der großen kappadokischen Göttin, die den Namen Komana führen, der eine am Iris, der andere in Kataonien am Saros liegt, weist darauf hin, daß von einem nationalen Unterschiede hier nicht die Rede sein kann.

Unter den Persern kommt zuerst der Name Kappadokien, altpers. Katpatuka, vor, den Herodot I, 72; V, 49; VII, 72 den Griechen, welche die Bevölkerung *Σύριοι* nannten, noch erklären muß. Woher der Name stammt, ob er alt und einheimisch ist und nur zufällig jetzt zuerst erwähnt wird, ob er das Eindringen einer neuen Nationalität bezeichnet, oder ob nur ein neuer Name an die Stelle des alten (Tibarener) tritt, ist nicht zu entscheiden. Ihrer Nationalität nach sind die Kappadoker wahrscheinlich Indogermanen; wenigstens weisen die zahlreichen Ortsnamen auf -assos (-issos) und die durchgehende Bildung der kappadokischen Landschaftsnamen auf *-ηνη* darauf hin. Kappadokische Eigennamen sind uns nicht erhalten, von Worten nur zwei Glossen: *νηεξις*, Feldmaus (Hesychius) und das Wort *μῶλυ* s. Lagarde, Ges. Abh. 265.

Die **Religion** der Kappadoker scheint mit der der West-Kleinasiaten eng verwandt. Wir finden einen Himmelsgott, der in Tyana den Namen Zeus Asbamaios führt (*Philostr.* Vit. Ap. Tyan. I, 6), den Meineke auch bei *Strabo* XII, 2, 6 für *Διὸς Δακιήου* der Handschriften angesetzt hat. Er ist der Schirmherr des Eides, der durch das Wasser seines heiligen Quells die Meineidigen entlarvt, weshalb Philostratos den Namen mit *Ζεὺς Ὅρκιος* wiedergibt.

Andere Zeusheiligthümer werden erwähnt zu Venasa, mit zahlreichen Hierodulen (*Strabo* XII, 2, 5), und in dem jedenfalls ursprünglich kappadokischen Tavia (ib. 5, 2); eins der erwähnten wird mit dem bei *Diodor.*, XXXI, 34 erwähnten Zeusheiligthum am *ὄρος Ἀριάδνης*, einem alten Asyl mit reichem Tempelschatz, gemeint sein. Neben Zeus steht ein Sonnengott Apollo *Κατάων*, der in Kataonien und im ganzen übrigen Lande verehrt wird (*Strabo* XII, 2, 5), ein Mondgott mit dem persischen Beinamen *Μὴν Φαρνάκου*, der in Ameria in Pontos sein großes Heiligthum besitzt (ib. 3, 31). Am bekanntesten aber ist die große Naturgöttin, die, wie bei den West-Kleinasiaten, den Namen Ma „Mutter" führt und vor allem in den beiden Komana verehrt wird. Die Göttin wird mit wilden Orgien gefeiert, bei denen die Priester und Verehrer sich mit gezücktem Schwerte selbst zerfleischen — deshalb nennen die Griechen sie Enyo, die Römer Bellona. Ebenso gut geben sich ihr zu Ehren aber die heiligen Weiber preis; und die zweimal im Jahre stattfindenden Processionen (*ἔξοδοι*) der Göttin werden mit rauschenden Festen gefeiert. Die hellenistische Sage erklärt die Göttin für die Artemis tauropolos, deren Cult Orestes nach Komana gebracht habe; der Ort selbst verdanke seinen Namen dem Umstande, daß er hier sein in der Trauer lang gewachsenes Haar ablegte. Auch mit Selene und Athene wird die Göttin bei *Plut.* Sulla 9 identificirt; entspricht ihr etwa die in römischen Inschriften so häufige Minerva Berecynthia? In späterer Zeit ist der Cultus zunächst durch Sulla nach Rom gekommen und hat sich dann in der Kaiserzeit mit den übrigen orgiastischen Diensten weit verbreitet. (S. *Strabo* XII, 2, 3; 3, 32. 36; 8, 9. *Plut.* Sulla, 9. *Caes.* Bell. Alex. 66. *Tibull.* I, 6. *Lactant.* I, 2. *Tertullian.* Apol. 9 cet. Orelli, inscr. No. 1903, vergl. 2316—18 u. a.). Schließlich ist hier ein *Γῆς ἀρχιερεύς* einer Grabinschrift von Amasia zu erwähnen: Perrot, Explor. 372.

Neben den einheimischen haben sich persische Culte weit verbreitet, wobei der Umstand, daß bis auf die Römerzeit persische Dynastien im Lande herrschten, mitgewirkt haben mag. Persische Feueraltäre und „Feuer ansteckende" Magier (*πύραιθοι*) fanden sich überall (*Strabo* XV, 3, 15). In Zela hatten die persischen Götter Anaitis (Anâhita) Omanos (Vohumano?) und Anadates (unbek.) ein großes Heiligthum, in dem namentlich das mit dem Anaitiscult überall verbundene Freudenfest der Sakäen (vielleicht ein Fest der Wintersonnenwende, da um diese Zeit noch jetzt eine große Messe in Zilleh gefeiert wird: Perrot, Explor. 378) gefeiert wird. An dasselbe knüpft dann eine — historisch natürlich völlig werthlose — Erzählung, es verdanke seinen Ursprung der Vernichtung der Saken, die in das Land eingefallen seien. Ueber die Sakäen s. *Berossos* fr. p. 3. Müller; *Strabo* XI, 8, 4. 5 (wo in der zweiten Erzählung *Herod.* I, 211 benutzt ist), XII, 3, 37; vergl. XI, 14, 16;

XV, 3, 15. — Von Kappadokien aus verbreiten sich die persischen Culte dann über das westliche Kleinasien (*Pausan.* V, 27. *Tac.* Ann. III, 62. C. J. gr. 3424; daher *Hesych.*: *Μαζεύς ὁ Ζεὺς παρὰ Φρυξίν*, womit natürlich das persische Mazda, kein einheimischer Gott gemeint ist) und schließlich über die ganze hellenistisch-römische Welt. — In Verbindung mit der Religion sind auch die parsischen Monatsnamen, und zwar nicht die zur Achämenidenzeit üblichen, sondern die späteren, auf der parsischen Religion beruhenden, nach Kappadokien gekommen (vgl. Ideler, Chronol. I, 441; Benfey und Stern, Monatsnamen 77; v. Gutschmid, Das eranische Jahr, Ber. sächs. Ges. d. W. 1862), die daher nicht mit de Lagarde (Ges. Abh. 258 fg.) als Zeugnisse der kappadokischen Sprache betrachtet werden dürfen.

Eine höhere Cultur haben die Kappadoker nie entwickelt. Die Masse der Bevölkerung scheint dem Adel leibeigen gewesen zu sein, namentlich zu den Tempeln gehörten zahlreiche Hörige. Die zahlreichen Burgen des Landes mögen gleichfalls zum Theil Adelsschlösser gewesen sein. Die Bauern wohnten in Dörfern, zum Theil sehr beträchtlichen Umfangs (daher bei Strabo *κωμόπολις*). Eigentliche Städte mit selbständiger Communalverwaltung (griech. *πόλις*) gab es nur ganz vereinzelt. Strabo kennt nur Tyana (*Xen.* Anab. I, 2, 20 *Δάνα*) und Mazaka, wozu in Pontos Amasia am Iris hinzukommt; erst die Römer haben überall eine städtische Organisation eingeführt.

Unter den Persern gehört Kappadokien — abgesehen von Kataonien (s. o.) — zur dritten kleinasiatischen Satrapie (Hauptland Phrygien), *Herod.* III, 90, und erscheint infolge dessen zum Beispiel als Bestandtheil der Satrapie des jüngeren Kyros (*Xen.* Anab. I, 9, 7). Die Satrapie zerfiel in mehrere Unterstatthalterschaften, deren eine das ganze westliche Kappadokien von Tyana bis Amisos umfaßt zu haben scheint (s. m. Gesch. v. Pontos 26 fg.). Derselben gehört der *ἄρχων Καππαδοκίας* an, welche nach Theopomp bei *Strabo* XII, 3, 14 Amisos (neu-)gegründet haben soll, ferner, wenn die Angabe überhaupt historischen Werth hat, der von *Ktesias* Pers. 16 während Darios' Skythenfeldzug genannte Ariaramnes, Satrap von Kappadokien. Aus späterer Zeit gehören hierher Mithradates im Jahre 401 (*Xen.* Anab. VII, 8, 25), Kamisares und sein Sohn Datames (*Nep.* Datam. I. *Diod.* XV, 91 u. a.), dessen Empörung gegen den Großkönig bekannt ist (ermordet vor 358), zu Alexander's Zeit Mithrobuzanes *ὁ τῶν Καππαδόκων ὕπαρχος*, der am Granikos fiel (*Arr.* I, 16, 3). In dem zu Kilikien gehörigen Kataonien finden wir zu Datames' Zeit einen Hyparchen Aspis (*Nepos*, Dat. 4).

Plato (De leg. III, 695 c) berichtet, als Darios mit Hülfe seiner sechs Mitverschworenen die Herrschaft gewonnen, habe er das Perserreich in sieben Theile getheilt und jedem einen zugewiesen, „wovon sich geringe Spuren noch bis in die Gegenwart erhalten haben". Daran ist so viel richtig, daß die Stammeshäupter in den Provinzen einen bedeutenden und vielleicht steuerfreien Grundbesitz erblich zugewiesen erhielten; so gehörte dem Geschlecht, aus dem später die pontischen Könige hervorgingen, die Stadt Kios. Die Hydarniden scheinen in Armenien mächtig gewesen zu sein (vergl. *Strabo* XI, 14, 15), und das Geschlecht des Otanes (Utâna, bei *Ktes.* Anaphas) besaß einen Theil des nordöstlichen Kappadokiens, dessen Hauptstadt wahrscheinlich Gaziura am Iris (*παλαιὸν βασίλειον*, *Strabo* XII, 3, 15) war. Aus diesem Geschlecht sind die späteren Könige Kappadokiens hervorgegangen, und es ist daher sehr begreiflich, daß die Geschichte des Hauses der Otaniden während der Perserzeit, um das spätere Königthum zu legitimiren, stark entstellt ist, wie ähnlich bei den pontischen Königen. Die officielle Version (*λέγουσιν ἑαυτοὺς οἱ τῆς Καππ. βασιλεῖς* cet.) der späteren Zeit hat Photios in seinen Auszügen aus Diodor (XXXI, 19 Dindorf) bewahrt. Hier wird das Geschlecht auf einen angeblichen kappadokischen Urkönig Pharnakes zurückgeführt, der mit Kyros' Schwester Atossa einen Sohn Gallos (!), den Urgroßvater (!) des Anaphas-Otanes, gezeugt habe. Letzterem sei von Darios die Herrschaft über Kappadokien steuerfrei übergeben worden. Ebenso unhistorisch ist der weitere Stammbaum, in dem zum Beispiel der oben erwähnte Datames zum Enkel des Anaphas gemacht wird, während er in Wirklichkeit mindestens zwei Generationen später anzusetzen war und überdies aus karischem Geschlecht stammte. Historischen Boden gewinnen wir frühestens mit einem Ariarathes, der sich bei Artaxerxes' III. ägyptischer Expedition ausgezeichnet haben soll. Sein gleichnamiger Sohn ist dann zu Alexander's Zeit im Besitze des väterlichen Erbes; er erscheint vielleicht als Führer der Kappadoker bei Arbela unter dem Namen Ariakes (*Arr.* III, 8, 5). Alexander hat sein Gebiet nicht berührt, und während er fern im Osten kämpfte, dehnte Ariarath seine Macht bedeutend aus; die griechischen Küstenstädte von Trapezus bis Sinope scheinen unter seiner Herrschaft gestanden zu haben. Wir besitzen von ihm Münzen mit Legenden in der zur Perserzeit in Kleinasien weit verbreiteten aramäischen Sprache und Schrift, die theils die Typen von Sinope tragen (Adler und Delphin), theils ein sitzendes Götterbild mit der Legende (?) בעל גזרר, d. i. Ba'al (= *Ζεύς*) von Gaziura(??) aufweisen, der Name des Fürsten ist אריורת, Ariorat, geschrieben (s. Waddington, Rev. numism. 1861, S. 3; Brandis, Münz-, Maß- und Gewichtssystem, S. 427; H. Droysen's Ansicht, die Münzen gehörten einem späteren Ariorat an [Zeitschr. für Numism. II, 316] scheint ganz unhaltbar).

Nach Alexander's Tode zogen bekanntlich Perdikkas und Eumenes zur Eroberung Kappadokiens aus; der zweiundachtzigjährige Ariarath wurde gefangen und hingerichtet, sein gleichnamiger Sohn entkam nach Armenien (*Diod.* XVIII, 16; XXXI, 19. *Luc.* Macrob. 13 u. s. w.). Nach Eumenes' Sturz kam Kappadokien an Nikanor (*Diod.* XVIII, 39. *App.* Mithr. 8), dann erobert es Antigonos 315 (*Diod.* XIX, 57—60). Unter seiner Herrschaft blieb es, bis die im Jahre 302 gegen ihn geschlossene Coalition des Seleukos, Ptolemäos, Lysimachos

und Kassander zur Entstehung einheimischer Staaten die Gelegenheit bot. Mithradates, der Sohn eines von Antigonos ermordeten Fürsten von Kios, bemächtigte sich der Feste Kimiata in Paphlagonien und unterwarf von hier aus die Küstenlandschaften zu beiden Seiten des Halys; es ist der Gründer des Reiches „Kappadokien am Pontos", das später schlechtweg Pontos genannt wird (s. d.). Gleichzeitig kehrte Ariarathes, von dem (klein-?) armenischen Dynasten Ardoates unterstützt, in seine väterlichen Besitzungen zurück (*Diod.* XXXI, 19)[1]). Auch das Reich der Hydarniden in Armenien, das bis auf Antiochos den Großen bestand, dürfte um diese Zeit entstanden sein. Als dann durch die Schlacht bei Ipsos 301 dem Lysimachos das westliche Kleinasien, dem Seleukos das gesammte übrige Reich des Antigonos zufiel, wurden die neuen Staaten, wenn auch keineswegs officiell anerkannt, so doch nicht weiter angegriffen; zwanzig Jahre herrschte fast völliger Friede in Asien.

Ariarathes I. war zunächst nur im Besitz der Landschaften am oberen Halys — etwa Laviansene und Sargarausene. Das Irisgebiet mit Gaziura, Komana, Amasia gehörte zum neuen Reiche des Mithradates, das südwestliche Kappadokien (*ἡ Σελευκὶς λεγομένη*, *App.* Syr. 55), d. h. vor allem Tyana, und ebenso zweifelsohne Kataonien mit Melitene, gehörten dem Seleukos, der hier eine Stadt Apamea Damea gegründet haben soll (*Plin.* V, 127; vergl. Droysen, Hellenismus III, 2, 265). Als dann Seleukos den Lysimachos besiegt hatte (282) und nach Europa hinübergehen wollte, gleichzeitig aber, so scheint es, Ansprüche auf die Herrschaft über ganz Kleinasien erhob — speciell wird von Angriffen auf Heraklea und Bithynien berichtet — scheint Ariarathes sich zur Wehr gesetzt zu haben. Eine vereinzelte Notiz berichtet, daß Seleukos' Truppen in Kappadokien besiegt worden seien (ut Seleucus amissis in Cappadocia cum Diodoro copiis interfectus est, *Trog.* prol. 17), und nach *Strabo* XII, 1, 2 eroberte Ariarathes I. Kataonien. Jedenfalls ermöglichten ihm die nach Seleukos' Ermordung (281) ausgebrochenen Wirren, das Land südlich vom Halys dauernd zu behaupten, sein Reich bis an den kilikischen Tauros auszudehnen. Vielleicht erstreckte sich dasselbe auch über den Euphrat; nach *Strabo* XI, 14, 5 gehörte die armenische Landschaft Akilisene „und das Land am (sophenischen) Antitauros" vor 190 v. Chr. den Kataonern (?), und jedenfalls war die wichtige Feste Tomisa gegenüber von Melitene kappadokisch (*Strabo* XII, 2, 1). — Das eigentliche Kappadokien zerfiel unter den Königen in 10 Provinzen (*στρατηγίαι*), deren Verzeichniß *Strabo* XII, 1, 4 gegeben hat. An ihrer Spitze stehen die *Pol.* XXXI, 17 = *Diod.* XXXI, 21 erwähnten *ἡγεμόνες*.

Von der Geschichte des kappadokischen Reiches im 3. Jahrhundert erfahren wir sehr wenig. Unzweifelhaft hatte es, wie ganz Kleinasien, auch unter den Angriffen der Galater zu leiden, von denen sich die Trokmer östlich vom Halys um Tavia auf altkappadokischem Grunde ansiedelten. Ariarathes' I. Sohn, Ariamenes oder Ariaramenes, wurde um 259, so scheint es, von den Seleukiden anerkannt — von hier an datirt eine Notiz bei Synkellos (p. 523) die Selbständigkeit Kappadokiens (v. Gutschmid, Lit. Centr. 1880, S. 869). Ariamenes vermählte seinen später zum Mitregenten erhobenen Sohn Ariarathes II. mit einer Tochter des Antiochos Theos (regierte 262—247; *Euseb.* I, p. 251, Schöne) und spielt dann im Bruderkrieg zwischen Seleukos Kallinikos und Antiochos Hierax eine Rolle, indem er letzteren, der zu ihm geflüchtet war, seinem Bruder ausliefern will (um 235: *Justin.* XXVII, 3 und *Trog.* Prol.). Dem Ariamenes möchte ich die von Friedländer, Zeitschr. für Numism. IV, 265 publicirte Münze mit der Legende *APIAPAMNOY* zuweisen, dem Ariarathes II. die ältesten Münzen mit der Legende *ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΑΡΙΑΡΑΘΟΥ* (ib. 270 fg.; Borell, Num. Chron. New Ser. II). Unter ihm findet sich zuerst eine Athene als Münztypus, unter seinen Nachfolgern ist Athene Nikephoros durchweg das Zeichen der kappadokischen Könige. — Ariarathes II. ist früh gestorben; ihm folgt sein noch unmündiger Sohn[2]) Ariarathes III. Eusebes (221—163; *Pol.* IV. 2, 8; *Diod.* XXXI, 19). Im Jahre 193 wird derselbe von Antiochos III. zum Bundesgenossen gegen Rom geworben und vermählt sich mit dessen Tochter Antiochis. Für die Unterstützung des Syrerkönigs hat er nach den Friedenspräliminarien 600 Talente zu zahlen, die später, vor allem durch die Vermittelung des Eumenes, der Ariarathes' Schwester Stratonike geheirathet hatte, auf die Hälfte herabgesetzt wurden. Seitdem ist der kappadokische König ein getreuer Bundesgenosse der Pergamener und der Römer, denen er schon bei der Expedition des Vulso gegen die Galater 189 v. Chr. Zuzug leistete (*Liv.* 38, 26) und die er im Perseuskriege seiner Ergebenheit versicherte. Als er im Jahre 182 vom König Pharnakes von Pontos mit Krieg überzogen wird, leistet ihm Eumenes Hülfe und es entspinnt sich ein vierjähriger Krieg, in den alle kleinasiatischen Staaten hineingezogen werden. Wieder und wieder wird die Vermittelung des Senats angegangen; schließlich im Jahre 179 gelingt es, Pharnakes zum Frieden zu zwingen. Eine neue Gefahr brachten im Jahre 164 die trokmischen Galater, die auf Kosten der Kappadoker sich ausdehnen wollten, indessen nichts ausrichten konnten und nun in Rom durch Beschwerden etwas zu erreichen hofften, indessen, wie es scheint, ohne Erfolg (*Pol.* XXXI, 13). Dagegen verlor Ariarathes seine armenischen Besitzungen an die dort nach 190 v. Chr. neu entstandenen Königreiche Großarmenien (unter Artaxias) und Sophene (unter Zariadris) — ein dritter armenischer Staat war das

1) Appian's Angabe, Mithradates habe Pontos und Kappadokien beherrscht, der letztere Staat sei späteren Ursprungs (Mithr. 9), beruht auf einem Misverständniß; s. Gesch. von Pontos S. 37.

2) Bei *Justin.* XXIX, 1: Cappadociae regnum Ariarathi puero admodum pater ipse tradiderat sind Ariarathes II. und III. zu Einer Person verschmolzen, anders v. Gutschmid. Rhein. Museum XXXVII, 549; Aehnliches findet sich bekanntlich bei Justin sehr häufig.

westlich vom Euphrat gelegene, unter pontischer Oberhoheit stehende Kleinarmenien; — die Festung Tomisa wurde an den sophenischen Fürsten für 100 Tal. verkauft (*Strabo* XI, 14, 3. XII, 2, 1).

Im Jahre 163 starb Ariarathes III. (*Pol.* XXXI, 14. *Liv.* epit. 46). Er hatte lange keine Kinder gehabt, und seine Gemahlin deshalb zwei fremde Kinder, Ariarathes und Orophernes (so auf s. Münzen; bei den Schriftstellern auch Holophernes), untergeschoben. Als sie dann einen Sohn (urspr. Mithradates, später Ariarathes genannt) gebar, entdeckte sie dem Könige den Betrug, und die untergeschobenen Prinzen wurden der eine nach Rom (172 v. Chr.: *Liv.* 42, 19), Orophernes nach Jonien geschickt. Der wahre Sohn, dem der Vater schon bei Lebzeiten die Herrschaft hatte abtreten wollen — daher nennt derselbe sich Ariarathes (IV.) Eusebes Philopator — folgte zunächst unbestritten. Seine erste Handlung war, sich der Freundschaft des Senats zu vergewissern, das Foedus mit Rom zu erneuern und den Leichnam seiner Mutter, die bei den nach Antiochos Epiphanes' Tode (164) in Syrien ausgebrochenen Wirren ermordet worden war, aus Antiochia zurückzugewinnen (*Pol.* XXXI, 14. 17. *Diod.* XXXI, 19. 21. *Liv.* Ep. 46). Einen Angriff des syrischen Satrapen Ptolemäos von Kommagene, der sich selbständig gemacht hatte, schlug er zurück, den Nachfolger des Zariadris von Sophene, Mithrobuzanes, schützte er gegen die Angriffe des Artaxias von Großarmenien (*Diod.* XXXI, 19a. 22. *Pol.* XXXI, 17, 5). Als dann im Jahre 162 Demetrios I. sich des syrischen Thrones bemächtigte und Rom ihm zunächst die Anerkennung verweigerte, trat Ariarathes mit Entschiedenheit gegen ihn auf und versagte ihm die angetragene Verschwägerung (*Pol.* XXXII. 3. 5. *Diod.* XXXI, 28). Die Folge war, daß Demetrios, sobald er sich auf dem Throne befestigt hatte, den Orophernes als Prätendenten aufstellte und Ariarathes verjagte — wofür er sich von dem neuen König 1000 Talente versprechen ließ (158 v. Chr.). Ariarathes fand Unterstützung bei Eumenes, der zunächst in der Person des Alexandros Balas, eines angeblichen Sohnes des Antiochos IV., dem Demetrios einen Gegenprätendenten aufstellte, der sich in Kilikien einen Anhang gewann (*Diod.* XXXI, 32a). Indessen 157 v. Chr. starb Eumenes und sein Bruder und Nachfolger Attalos II. wurde unmittelbar darauf von Prusias II. von Bithynien so heftig angegriffen, daß er zunächst nicht helfen konnte (s. *Pol.* XXXII, 22. 27). In Rom aber, wohin sich alle Parteien wandten, ließ man die günstige Gelegenheit zur Schwächung Kappadokiens nicht vorübergehen; der Senat beschloß, beide Brüder sollten gemeinsam regieren (*App.* Syr. 47, beschönigt bei *Liv.* Epit. 47). Indessen Orophernes machte sich in Kappadokien durch seine Erpressungen und Mordthaten so verhaßt, daß es dem Ariarath gelang, das ganze Reich wiederzugewinnen (156 v. Chr.); *Pol.* XXXII, 22. 24. 25. *Diod.* XXXI, 32—34. *App.* Syr. 48. *Trog.* Prol. 34. *Justin.* 35, 1. Münzen des Orophernes: Newton, Numism. Chron. New Ser. XI, 19 fg. — Händel des Ariarathes mit Priene über ein Depositum des Orophernes im Jahre 155: *Pol.* XXXIII, 6. *Diod.* XXXI, 32. Newton l. c.).

Nach seiner Wiedereinsetzung unterstützte Ariarathes zusammen mit dem pontischen Könige Mithradates den Attalos gegen Prusias II. (155 v. Chr, *Pol.* XXXIII, 12). Ein Versuch des Demetrios, den Orophernes aufs neue nach Kappadokien zu führen, scheiterte daran, daß der König entdeckte, sein Gast habe inzwischen die Antiochener aufzuwiegeln gesucht, und ihn infolge dessen gefangen setzte (*Justin.* 35, 1). Bald darauf erlag Demetrios dem jetzt von Attalos, Ptolemäos und Ariarathes unterstützten Alexander Balas (151 v. Chr.). Für Kappadokien ist Ariarathes' IV. Regierung epochemachend; erst dieser König, ein edler und hochgebildeter Mann, der zum Beispiel mit dem Akademiker Karneades in Briefwechsel stand (*Diog. Laert.* IV, 65) hat das Land der hellenischen Cultur geöffnet — wie Orophernes den ionischen Luxus einführte (*Diod.* XXXI, 19. *Pol.* XXXII, 25). Sein Vater mag schon damit begonnen haben, wenigstens hat er die Stadt Ariaratheia gegründet (Steph. Byz.). Wichtiger ist, daß jetzt Tyana und Mazaka hellenische Städteverfassung erhielten — in letzterem Orte gelten seitdem die Gesetze des Charondas (*Strabo* XII, 2, 9). Beide Städte werden dabei in Eusebeia (am Tauros und am Argäos) umgetauft, doch wol eher nach Ariarathes IV. Eusebes Philopator als nach seinem Vater; vergl. Droysen, Gesch. d. Hellenen, III. 2, 264.

Unsere Kenntniß der folgenden Zeit beruht ausschließlich auf *Justin.* 37, 1; 38, 1—7 und den ziemlich zahlreichen Münzen — nach Eckhel, Visconti, Mionnet zusammengestellt von Borell, Num. Chron. New Ser. II, und dazu Friedländer, Zeitschr. f. Num. IV, 10. 270. Ich gebe den Abriß der Geschichte nach meiner Geschichte von Pontos, S. 89 fg., unter Berücksichtigung der Bemerkungen von v. Gutschmid, Lit. Centr. 1880, S. 869, die ich für richtig halte.

Ariarathes IV. leistete den Römern im Kriege gegen Aristonikos Zuzug (131 v. Chr.), fiel aber im Kampfe. Seinen Kindern überwiesen die Römer zur Belohnung die lykaonisch-kilikischen Grenzgebiete (im wesentlichen wol den Westen von Garsauritis und Tyanitis). Die fünf ältesten Söhne wurden indessen von ihrer Mutter Laodike oder Nysa umgebracht, die dann im Namen des sechsten, noch unmündigen, Ariarathes V. Epiphanes, regierte, indessen bald vom Volke erschlagen wurde. Gegen Ariarathes V. hat Mithradates V. Euergetes Krieg geführt (*App.* Mithr. 10); um 112 v. Chr. wurde er, angeblich auf Anstiften des Mithradates VI., von dem vornehmen Kappadoker Gordios ermordet. Seinem jungen Sohn Ariarathes VI. Philometor, für den die Mutter Laodike, eine Schwester des Mithradates IV., regierte, drängte sich Nikomedes II. von Bithynien als Stiefvater auf. Mithradates VI. verjagte denselben und stieß wenig später seinen Neffen bei einer Verhandlung im Angesicht beider Heere nieder (100/99). Darauf machte er seinen achtjährigen Sohn zum König, der den Namen Ariarathes VII. Eusebes Philopator annahm,

später auch für einen Sohn des Ariarathes IV. ausgegeben wurde. Der Versuch eines Bruders des Ariarathes VI., den Fremdherrscher zu verdrängen, mislang (um 95). Jetzt suchte Nikomedes das Land aufs neue zu gewinnen; in den Verhandlungen, die darüber in Rom geführt wurden, entschied der Senat, Kappadokien solle frei sein (93 v. Chr.). Indessen der Adel verbat sich dies problematische Geschenk und bat um die Erlaubniß, einen König wählen zu dürfen. Die Wahl fiel auf Ariobarzanes; indessen Mithradat behauptete, der vorhin erwähnte Gordios habe die Majorität erlangt, und ließ ihn durch seinen Schwiegersohn Tigranes von Armenien auf den Thron setzen (92 v. Chr.). Da schritt im Auftrage des Senats der Proprätor von Kilikien, L. Sulla, ein, verjagte Gordios und die Armenier, und setzte Ariobarzanes auf den Thron. Indessen derselbe wurde ein zweites Mal im Jahre 91, und dann nach M'.Aquillius' Intervention wieder im Jahre 88 — beim Ausbruch des ersten mithradatischen Kriegs — von dem pontischen König zu Gunsten des Ariarathes VIII. verjagt und kam in den dauernden Besitz seines Reiches erst, als Pompejus den Mithradates definitiv besiegt hatte und nun die Verhältnisse Asiens ordnete.

Das Haus des Ariobarzanes beherrschte durch drei Generationen Kappadokien als römischen Vasallenstaat, der durch Pompejus um Tomisa in Sophene und das von Kilikern bewohnte Gebiet von Kastabala und Kybrista nördlich vom Tauros erweitert wurde (*Appian.* Mithr. 105. *Strabo*, XII, 1, 4; 2, 1. 7 u. a.), im übrigen aber von jetzt an in alle Parteiintriguen der römischen Großen verflochten blieb (Ariobarzanes I. Philoromäos 93 — ca. 59, Ariobarzanes II. Philopator, seit 63 Mitregent seines Vaters, ermordet 52; Ariobarzanes III. Eusebes Philoromäos, durch Cassius' Truppen ermordet; sein Bruder Ariarathes VIII. Eusebes Philadelphos 42—36 v. Chr., vergl. C. J. Att. III, 541—543; Genaueres erfahren wir namentlich aus Cicero, Ad fam. XV). Gegen den letzten König unterstützte Antonius schon im Jahre 41 den Prätendenten Sisines (*App.* Civ. V, 7. *Strabo* XII, 2, 5); im Jahre 36 setzte er ihn ab und übertrug dem (Halb?-)Bruder des letzteren, Archelaos, einem Enkel des bekannten Feldherrn des Mithradates VI., die Herrschaft. Derselbe wurde von Augustus bestätigt und noch mit dem rauhen Kilikien belehnt, um hier dem Räuberwesen ein Ende zu machen (*Strabo* XIV, 5, 6 u. a.). Dieser König hat in Kappadokien die Stadt Archelais gegründet. Im Alter wurde er gichtisch und schwachsinnig, sodaß Augustus ihm einen Procurator setzte (*Dio* 57, 17). Im Jahre 17 n. Chr. berief Tiberius ihn zur Verantwortung nach Rom, wo er starb. Darauf wurde Kappadokien in eine Provinz verwandelt (*Tac.* Ann. II, 42. *Strabo* XII, 1, 4 u. a.). Doch erscheint Archelaos' gleichnamiger Sohn noch im Jahre 36 n. Chr. als Herrscher in einem Theile Kilikiens (*Tac.* Ann. VI, 41. — Vergl. C. J. Att. III, 545—549. Mommsen, Ephem. epigr. I, 276).

Seitdem ist Kappadokien bis auf die Seldschukenzeiten römisch geblieben und in diesem fast tausendjährigen Zeitraume allmählich völlig hellenisirt. Namentlich suchten die Römer hier wie überall das Städtewesen zu heben, wenn auch der Natur des Landes nach dies nur in weit geringerem Umfange möglich war als selbst in Pontos (vergl. Kuhn, Städt. u. bürgerl. Verf. des röm. Reichs. II, 230 fg.). Im 2. Jahrhundert n. Chr. scheint man in den Städten schon allgemein griechisch gesprochen zu haben, freilich mit wenig correcter Aussprache (*Philostr.* Vit. Apoll. I, 8; Vit. soph.II,13), und allmählich ist die einheimische Sprache völlig erloschen, zum Theil wol erst unter dem Einflusse des Christenthums. Freilich eine höhere griechische Cultur konnte sich im Lande nur wenig verbreiten; es ist charakteristisch, daß hier wie im innern Pontos im Gegensatz zu dem ganzen übrigen Kleinasien die antiken Ruinen sehr unbedeutend sind und griechische Inschriften nur in sehr geringer Anzahl vorkommen, noch dazu meist erst aus christlicher Zeit. — Ueber die Organisation der Provinz s. Kuhn, l. c. II, 144 fg.; Marquardt, Röm. Staatsverwaltung I, 207 fg.

Denkmäler des Alterthums hat Kappadokien nur wenige aufzuweisen. Außer den Ruinen von Üjük und den Sculpturen von Boghazköi (s. o.) sind namentlich mehrere Felsengräber, zum Theil aus griechischer Zeit, zu erwähnen, die ja überall in Kleinasien vorkommen (s. vor allem Perrot, Explor. de la Bithynie etc.). Interessanter sind die zuerst von P. Lucas entdeckten, vielfach abgebildeten Troglodytenwohnungen, zahllose Kammern, welche in die eigenthümlich gestalteten Tuffkegel der Gegend von Ürgüb (westlich von Mazaka) eingehauen sind und als Wohnungen dienten. Dieselben scheinen erst einer späteren Epoche anzugehören (Abbildungen bei Texier, Hamilton u. a. Vergl. A. D. Mordtmann, Die Troglodyten in Kapp., Ber. Münch. Akad. 1861. II.).

Aeltere Darstellungen der Geschichte Kappadokiens von Freret, Mem. de l'ac. des inscr. XIX; Hisely, Disp. de historia Cappadociae, 1833; Clinton, Fast. hellen. III, 429—438. (*Eduard Meyer.*)

Kappel, verschiedene Ortschaften in Deutschland und in der Schweiz (Kappeler Krieg), s. Cappel.

Kappeln, Stadt an der Schlei, in der jetzigen preuß. Provinz Schleswig-Holstein (Kappeler Pöklinge). s. Cappeln.

KAPPENMUSKEL. Der Kappenmuskel oder Mönchskappenmuskel (Cucullaris, Trapezius) ist der oberflächlichste Muskel in der Nacken- und Rückengegend. Er ist dreieckig gestaltet. Beide Muskeln zusammen haben aber eine schiefe, vierseitige Gestalt, indem sie in der Mittellinie, längs der Dornfortsätze, aneinanderstoßen. Der Kappenmuskel entspringt vom innern Drittel der obern halbmondförmigen Linie des Hinterhauptbeines, vom Nackenbande und von den Dornfortsätzen des 7. Halswirbels bis zum 12. Rückenwirbel hinab, sowie von den dazwischen befindlichen Spitzenbändern. Die so entsprungenen Fasern verlaufen convergirend gegen die Schulter hin und befestigen sich hier am äußern Drittel des Schlüsselbeines am innern Rande der Grätenecke und an der obern Lippe der Schultergräte. Bisweilen reicht

der Ursprung des Muskels nicht bis zum letzten Rückenwirbel herab; höchst selten fehlt auch die vom Hinterhauptbeine kommende Portion. — Der Muskel zieht die Schulter nach oben und innen.

(*F. W. Theile. — A. Winter.*)

KAPSDORF oder Kabsdorf (ung. Káposztafalva), ein Marktflecken, mit 1566 größtentheils slowakischen Einwohnern, im Zipser Komitat Ungarns, in der Nähe des Hernadflusses, an der Kaschau-Oderberger Bahn, nordwestlich von Igló oder Neudorf. Der Ort gehört zu den sogenannten 24 zipser Städten und war ursprünglich von Deutschen bewohnt, die im Verlaufe der Zeit sich slawisirten, sowie auch andere deutsche Ortschaften im Hernad- und Poprádthal. Es befinden sich dort Eisenwerke. Der nahe Berg heißt Schauberg oder Zufluchtsfelsen (Lapis refugii). Als nämlich die Mongolen im Jahre 1241 auch die zipser Städte verheerten, flüchtete sich der „Sachsengraf" Jordan mit den Stadtrichtern und dem Volke des ganzen Gebiets auf den von zwei Bächen auf drei Seiten umflossenen waldigen Felsberg, befestigte ihn mit einer Ringmauer und baute innerhalb derselben auch eine Kirche. Dort blieben sie fast drei Jahre lang und hatten mit großer Noth zu kämpfen. Nach dem Abzug der Mongolen erbauten sie angeblich die Stadt Leutschau, den Schauberg aber schenkten sie im Jahre 1290 zwei Kartäuser-Mönchen, die nun daselbst zu Ehren der heiligen Maria, Johannes des Täufers und der heiligen Margarethe ein Kloster errichteten. Vom Kloster sind nur noch die Grundmauern zu sehen, die Mauern der Kirche jedoch stehen noch zum größten Theil; die Steine sind ohne Mörtel nur mit Erde und Moos zusammengefügt. Südlich davon sind Höhlen, die einst vielleicht Keller waren.

(*J. Hunfalvy.*)

KAPSEL heißt in der anatomischen Nomenclatur gleichwie im gewöhnlichen Leben ein Theil, welcher eine schachtel- oder futterartige Umhüllung bildet, mag nun der betreffende Theil nur von der Kapsel umschlossen werden, ohne mit ihr verwachsen zu sein, wie die Krystalllinse des Auges von ihrer Linsenkapsel, oder mag die Umhüllung mit dem Umschlossenen verwachsen sein, wie dies mit der sogenannten Glissonischen Kapsel der Leber der Fall ist. Im besondern werden aber die fibrösen Theile, welche im Umfange von Knochen- oder Knorpelgelenken vorkommen und die Gelenkhöhle oder vielmehr die Synovialkapsel mehr oder weniger futteralartig umgeben, Kapseln genannt. Sind diese Kapseln dünn und gleichsam nur zum Schutz der Synovialkapseln dienend, sodaß die Befestigung der zum Gelenk gehörigen Theile durch besondere runde, bündelförmige Faserbänder bewirkt wird, dann heißen sie Kapselbänder (ligamenta capsularia). Bildet aber die fibröse Kapsel im ganzen Umfange des Gelenks eine gleichmäßige, ununterbrochene Schicht, welche ebenso zum Schutze der Synovialhaut wie zur wirklichen Befestigung der Knochen dient, z. B. jene im Pfannengelenke und Schultergelenke des Menschen, dann wird sie eine Kapselhaut (membrana capsularis) genannt. (*F. W. Theile. — A. Winter.*)

KAPSEL (capsula) bezeichnet in der beschreibenden Botanik jede aus mehrern verwachsenen Fruchtblättern gebildete, mehrsamige oder nur durch Fehlschlagen einsamige, in verschiedener Weise sich öffnende Trockenfrucht. Hierdurch unterscheidet sie sich auch von der Balgkapsel, welche nur aus einem Fruchtblatte gebildet ist und sich nur in der Bauchnaht öffnet; man nennt deshalb diese Fruchtart passender Balgfrucht (folliculus). Gewöhnlich springt die Kapsel der Länge nach in Klappen auf, viel seltener in der Quere mit einem Deckel (capsula operculata s. circumscissa), z. B. bei Hyoscyamus, Anagallis, Plantago, Lecythis u. a., ebenso öffnet sie sich selten in Zähnen oder Löchern. Sie ist außerdem wie der Fruchtknoten, aus dem sie entstanden, ober- oder unterständig und ein- oder mehr- bis vielfächerig. In eigenthümlicher Weise ist die von der stehenbleibenden, schildförmigen Narbe gekrönte Kapsel des Mohns (Papaver) gebildet, bei welcher sich im Innern unvollständige scheinbare Scheidewände finden, welche auf ihren beiden Seiten sehr zahlreiche, kleine Samen tragen. Diese scheinbaren, aber in der Mitte der Höhlung nicht zusammenstoßenden Scheidewände sind daher Samenleisten, welche von den Wandungen der Fruchthöhle plattenartig ins Innere einspringen und dadurch scheidewandähnlich erscheinen. Eine andere abweichende, aber mit der eben beschriebenen verwandte Form ist die schotenartige Kapsel (capsula siliquaeformis) bei Corydalis und Chelidonium, welche einfächerig, zweiklappig und mit zwei gegenüberstehenden wandständigen Samenträgert versehen ist, von welchen sich bei der Reife die Klappen ganz ablösen. Bisweilen springen die Kapseln elastisch auf, wodurch ein Fortschleudern der Samen bewirkt wird. Dies findet z. B. bei Impatiens noli me tangere und andern Arten dieser Gattung schon bei leiser Berührung der Kapseln statt und ist eine Folge der großen, durch Saftfülle entstandenen Spannung in den äußern Zellenschichten der Fruchtknotenwand, welche ein Zerreißen der Nähte bewirkt. Andere Kapseln öffnen sich mit Geräusch oder Knall, namentlich bei den Euphorbiaceae, in geringerem Maße schon bei den einheimischen Wolfsmilcharten, weit stärker bei einigen in den Tropen vorkommenden Mitgliedern dieser Familie, z. B. bei Hura crepitans, bei welcher das Aufspringen der Kapsel von den Reisenden mit einem Pistolenschuß verglichen wird. — Unter Kapselfrüchten im weiteren Sinne hat man alle Früchte mit aufspringender Schale, bisweilen sogar geschlossen bleibende Früchte mit trockener Fruchthülle verstanden, jedoch wird dadurch der Begriff des Wortes unsicher und schwankend, weshalb es rathsam ist, hiervon Abstand zu nehmen. (*Garcke.*)

Kaptschatkisches Fürstenthum oder das Khanat der Goldenen Horde, s. unter Mongolen.

KAPUDAN PASCHA ist in der Türkei der Titel des Marineministers und zugleich Großadmirals. Das Wort, in organischer Lautveränderung aus capitano gebildet, erinnert an die Zeit, wo Italien, welches selber sein amiraglio (amir al bahr), sein darsana (dâr es san'a) u. a. m. dem Orient entlehnt hatte, auf dem

Mittelmeer für die Ausbildung des Seewesens mustergültig war und auch für die sich erst bildende türkische Flotte die Lehrmeister lieferte. Bis vor wenigen Jahren war der Kapudan Pascha zugleich mit der Generalstatthalterschaft der der Pforte unterstehenden Inseln des Aegäischen Meeres betraut; eine in jedem Sommer mit der gesammten Flotte durch die Dardanellenstraße gemachte Expedition gab ihm damals Gelegenheit, durch Ein- und Absetzen der Behörden seine Autorität zu beweisen und überall den Tribut zu erheben. Ueberhaupt galt der Kapudan Pascha immer wie für einen der mächtigsten, so für einen der am besten dotirten Großwürdenträger der Pforte; bei Aufzählungen der Minister findet er sich in der Regel zunebst dem Seraskier, Kriegsminister, gleich hinter dem Großvezier und Großmufti erwähnt. Vor allem wegen der damit verknüpften Einnahme war der Posten immer in der hohen türkischen Beamtenwelt ein Ziel des Ehrgeizes und wurde von den Sultanen als Zeichen besondern Wohlwollens ohne Rücksicht auf theoretische oder praktische Vorbildung verliehen. Namentlich die Damāds, kaiserliche Schwäger und Schwiegersöhne, erlangten dadurch die Mittel, mit ihren vornehmen Frauen standesgemäß leben zu können. In neuerer Zeit ist dem Kapudan Pascha ein alle technischen, administrativen und Commando-Angelegenheiten behandelndes Marineconseil, Schurā-i-Bahriji, zur Seite gesetzt und ihm dadurch viel von seinem früheren Einfluß auf die Schiffsbauten und das Personal entzogen worden; da außerdem hinfort bei Besetzung des Postens die fachmännische Qualification den Ausschlag geben soll, so dürfte der Inhaber eine seinen europäischen Collegen mehr analoge Stellung haben. Der Kapudan Pascha residirt in dem Palais des Arsenals, Tersana nach dem italienischen darsana genannt, einem den großherrlichen Kriegshafen von Konstantinopel überragenden stattlichen Gebäude auf dem Nordufer des Goldenen Horns, inmitten der großartigen Schiffswerften, Marinebedarf-Fabriken und Vorrathshäuser jener Anstalt, deren Oberaufseher, der Tersana nasiri, als der höchste Ministerialbeamte zur Zeit des Sultans Abdul-Asis, als aus Sparsamkeitsrücksichten das Amt eines Kapudan Pascha zeitweilig unterdrückt worden war, die Geschäftsleitung zu übernehmen hatte. Die Inseln des Aegäischen Meeres bilden jetzt eine von der Admiralität unabhängige Statthalterschaft mit dem Titel Dschesair-i-bahr-i-sefîs wilajeti, Statthalterschaft der Inseln des Weißen Meeres. (*G. Rosen.*)

KAPUDSCHI, von Kapu, die Pforte, bedeutet im Türkischen im allgemeinen einen Thürhüter. Häufig erwähnt findet man das Wort in der speciellen Bedeutung eines Thürhüters des großherrlichen Serai. Die Kapudschi bildeten früher ein zur Leibwache des Sultans gehöriges besonderes Corps in eigener Uniform, welches von der Zahl weniger Hunderte allmählich auf beinahe 2000 Mann gebracht wurde, und welchem die Hut der Außenthore des Serai von Constantinopel oblag. Die Offiziere dieser Mannschaft, 12 an Zahl, führten den Titel Kapudschi-Baschi, Oberpförtner, und wurden als höhere Hofbedienstete angesehen, weshalb sie auch wol mit den Kammerherren der europäischen Höfe verglichen worden sind. Dieselben wurden in ähnlicher Weise wie die Tschausche zu den mannichfaltigsten Diensten gebraucht; wiederholt finden wir sie als außerordentliche Pforten-Botschafter an den europäischen Höfen, namentlich aber fiel ihnen die Ueberbringung der seidenen Schnur an misliebig gewordene hohe Beamte, ja bisweilen der Auftrag meuchlerischer Wegräumung solcher zu. Seit der Einführung des Tanzimat, als das Garde-Armee-Corps (Chasse-Ordussu) gebildet wurde und den Wachdienst in den großherrlichen Residenzschlössern übernahm, verloren die Kapudschi ihre Bedeutung, doch blieb das Corps unter dem Sultan Abdul-Medschid bestehen und diente ihm bei feierlichen Aufzügen als Ehrengeleit. Zugleich wurde der Titel Kapudschi-Baschi zur Bezeichnung einer Rangabstufung im Civildienst gemacht und als solche in der Regel dem Kaimakam (s. d.) als Statthalter eines Sandschak verliehen, von welcher Stellung er zu dem höheren Range eines Mîri-Mîrān oder Beglerbeg und zu dem Amte eines Mutessarrif oder Wali avanciren konnte. (*G. Rosen.*)

KAPUVÁR, ein ungarischer Marktflecken im Oedenburger Comitat, an einem Nebenarme des Raabflusses, südlich vom großen Moor Hanság, das sich östlich vom Neusiedler See (ung. Fertö) erstreckt. Es befindet sich daselbst ein altes fürstlich Esterházy'sches Schloß. Ehemals war hier eine bedeutende Festung, welche in den Türkenkriegen eine wichtige Rolle spielte, doch im J. 1708 zerstört wurde, sodaß jetzt kaum noch eine Spur davon zu sehen ist. Der Ort hat nach der Zählung von 1880: 5617 größtentheils ungarische und römisch-katholische Einwohner. Als Curiosum erwähnen wir, daß im J. 1749 in dem Kapuvárer Walde von zwei Fischern ein wilder Knabe gefangen und ins herrschaftliche Schloß gebracht wurde, der in den Wassertümpeln des Hanság nach Art der Amphibien gelebt hatte. „Der Knabe" — so heißt es in dem amtlich aufgenommenen Protokoll — „war nackt, hatte einen sehr runden Kopf, kleine Augen, wenig eingewölbte Nase, breiten Mund, am ganzen Körper, sogar am Kopfe, keine gewöhnliche Menschenhaut, sondern eine schuppenartige knotige Rinde, langgestreckte Gliedmaßen, besonders an Händen und Füßen doppelt lange Finger und Zehen, und fraß blos Gras, Heu und Stroh, litt keine Kleidung, und wenn er keine Menschen um sich erblickte, so sprang er sogleich in das um das Schloß befindliche Grabenwasser und schwamm gleich einem Fische. Fast ein Jahr war er im Schlosse, aß bereits gekochte Speisen, ließ sich auch ankleiden und fing ziemlich an, ein Mensch zu werden, als eben aus diesem Grunde die Trabanten ihm zu viel trauten, sodaß dieser Knabe unverhofft in Verlor gerathen und nicht mehr gefunden worden ist. Vermuthlich ist er in die unweit vom Schlosse vorbeifließende Raab gesprungen und abermals in den Hanság geschwommen." — Man hatte ihn, als er ins Schloß gebracht worden war, weil er gar nichts reden konnte, bedingungsweise getauft und ihm den Namen Stephan gegeben, daher wurde er im Ungarischen Hany Istók genannt. (*I. Hunfalvy.*)

KAPUZINADE. Es ist Sitte geworden, mit diesem Worte eine Ansprache zu bezeichnen, welche den Charakter der Kapuzinerpredigten trägt und zwar nach der Seite der bitter tadelnden, verdammenden Urtheile, der grellen Farbe, der derben, volksthümlichen Bilder und Wendungen, der karikirenden Uebertreibungen, der Tendenz lächerlich zu machen, welche sich unter Umständen dadurch selbst lächerlich macht. Aus der christlichen Homiletik sind, abgesehen von den wirklichen Kapuzinern, beispielsweise bekannt viele Predigten des wiener Augustinermönchs Abraham a Sancta Clara, wie wenn er den Hoffräulein zu ihrer Sinnesänderung vorhält: Ihr habt jetzt volle, rosige Wangen, aber mit der Zeit wird ein ausgepfiffener Dudelsack daraus; ihr habt jetzt schöne, alabasterne Näslein, aber mit der Zeit wird ein alter Kalender daraus, darinnen alle Zeit feucht Wetter anzutreffen ist. Unter den protestantischen Homiletikern nennen wir beispielsweise den frankfurter (a. M.) Geistlichen, von welchem wir Predigten über den Hosenteufel besitzen*), und seine Amtsgenossen bei Halle an der Saale aus dem Ende des 18. und dem Anfange des 19. Jahrh. Für den allgemeinen Sprachgebrauch, und zwar in Deutschland, hat sich dies Wort wol besonders seit Schiller eingebürgert, welcher in Wallenstein's Lager einem Kapuziner die allbekannten, wiederholt an die Bußpredigt Johannes des Täufers anknüpfenden Verse in den Mund legt. — Die Terminalbildung des Wortes ist diejenige von Jobsiade, Harlequinade, Hanswurstiade und theilt mit ihr den Charakter des Komischen, des Lächerlichen. (*J. Hasemann.*)

KAPUZINER (die), auch Capuziner. So heißen die Mitglieder eines römisch-katholischen Mönchsordens, welcher aus demjenigen der Franziskaner (1223 bestätigt) hervorgegangen ist. Letztere, bereits durch den Stifter in die drei Stufen der Minores, Clarissae (weiblich) und Poenitentes geschieden, verzweigten sich bald noch mehr. Sie hatten indeß, als Bettelmönche, sämmtlich die Gelübde des unbedingten Gehorsams, der vollkommenen Keuschheit und der gänzlichen Armuth, sowie das graue härene Gewand mit einem Strick um den Leib, woran eine Geißel hing, und die Kapuze (von Caputium, Kopfbedeckung)**) gemein, und zwar in runder, kurzer Form, während die Kapuziner sich durch eine lange, spitze unterschieden und außerdem einen langen Bart trugen, resp. tragen. Schon 1426 entstand unter den Observanten-Franziskanern eine eigene Congregation, welche sich nach ihrer capuziola benannte, aber schon 1434 wieder einging. Immer neue Abzweigungen tauchten unter den Franziskanern auf, namentlich unter den Minoriten. Einer derselben, Matthäus von Bassi, verließ in dem Streben, die Ordensregeln, auch in allen Aeußerlichkeiten, streng auf das Vorbild des Stifters zurückzuführen, namentlich in der Ueberzeugung, daß dieser nicht eine kurze, runde, sondern eine hohe, spitze Kapuze getragen habe, 1525 sein Observantenkloster Montefalconi in Italien und erschien 1526 vor dem Papste Clemens VII., welcher ihm erlaubte, in der von ihm erwählten Weise ein Eremitenleben zu führen und überall zu predigen. Ihm schloß sich der Observanten-Franciscaner Ludwig von Fossombrone an, welchem noch 1526 Clemens VII. ein Breve ertheilte. Da trotzdem der Observanten-Provinzial der Mark Ancona gegen beide mit harten Verfolgungen auftrat, so fanden sie Schutz bei dem Herzoge von Camerino, welcher es erwirkte, daß sie mit ihren zwei andern Genossen als Fratres minores Eremitae von den Camaldulenser-Observanten aufgenommen wurden. Unterm 18. Juli 1528 gab Clemens dem Ludwig von Fossombrone und seinem Bruder Raphael eine Bulle, kraft deren sie als eine besondere Congregation bestätigt, von den Observanten losgelöst und den Conventualen untergeordnet wurden, sodaß sie nur einen Generalvicar haben und im besondern bei Processionen nicht unter einem eigenen Kreuze, sondern unter dem der Conventualen einhergehen sollten. Von den Kindern anfangs spottweise Capucini genannt, führten sie fortan diesen Namen. Ihr erstes Kloster war das von Colmenzono, welches ihnen die Herzogin von Camerino schenkte; 1529 besaßen sie vier Klöster, sämmtlich in Italien.

In dem zuletzt genannten Jahre hielt Ludwig von Fossombrone zu Albacina das erste Kapitel ab, durch welches die für die Zukunft gültigen Statuten aufgestellt wurden. In diesen ist unter anderm verordnet, daß der Gottesdienst in der alten strengen Observanz gehalten, für keine Messe eine Bezahlung oder Vergütung angenommen, täglich zwei Stunden still gebetet, den ganzen Tag über mit wenigen Ausnahmen stillgeschwiegen, das Geiseln fleißig geübt, kein Fleisch, kein Ei, kein Käse gebettelt, dasselbe aber und anderes, wenn freiwillig dargeboten, angenommen, Vorrath nur auf drei, höchstens sieben Tage gesammelt werden soll. Fleisch- und Weingenuß ward nicht absolut verboten, aber die höchste Mäßigkeit hierin geboten. Die Kleidung soll ärmlich, grob und eng sein. Die Mitglieder sollen in der Regel barfuß gehen, weder zu Pferd noch zu Wagen reisen. Die Gesellschaft darf durch dritte Personen keine Geschäfte machen, kein Besitzthum haben, wie dies bei andern Bettelorden geschehen sei. Die Klöster sollen in „erbärmlicher" Gestalt hergestellt werden und in der Regel nur sechs oder sieben Brüder, höchstens zehn bis zwölf in sich schließen. An der Spitze steht ein Generalvicar, unter welchem Provinzial, Custoden und Guardiane ihr Amt verwalten; ersterer wird in jedem dritten, letztere in jedem Jahre neu gewählt. In Betreff der geistlichen Thätigkeit sagt die Constitutio XXXVI von 1529: „Superiores eos praedicatores, quos ampliori praedicationis gratia praeditos noverint, otiosos esse non sinant, sed in vineam Domini mittant, ut in ea non modo quadragesimali tempore, sed aliis quoque anni temporibus laborent. Qui vero ad id munus ordinati fuerint, meminisse debent, potissimam praedicationis partem esse ipsius

---

*) Vgl. v. Berlepsch, Chronik der Gewerbe.

**) Ueber diese Kopfbedeckung vgl. die beschreibenden und illustrirten Werke über die Kleidertracht u. s. w., z. B. den Atlas der Culturgeschichte von A. v. Eye.

pra dicatoris vitam atque honestam conversationem. Quapropter minus verborum ornatum ac subtiles speculationes curantes, magis audientium utilitati studeant pureque ac simpliciter sanctum Domini nostri Evangelium praedicent." — Zum ersten Generalvicar wählte 1529 das Kapitel den Matthäus von Bassi, aber schon nach zwei Monaten, als dieser abdankte, den zweiten Stifter, Ludwig von Fossombrone, welcher bis 1535 in dieser Stellung blieb. Unter ihm nahm der Orden stark zu und gewann namentlich in Rom und Neapel neue Ansiedelungen. Nachdem er in der letzten Zeit durch Papst Clemens angefeindet worden war, erfreute er sich unter Paul III. einer fördersamen Gunst.

Das Kapitel von 1535 ernannte Ludwig von Fossombrone nicht wieder zum Generalvicar, sondern statt seiner Bernhard von Asti, welcher sich um die Organisation des Ordens große Verdienste erwarb. Gegen die Gültigkeit dieser Wahl protestirte zwar Ludwig bei dem Papste und dieser ließ 1536 unter dem Vorsitze eines Cardinals ein neues Kapitel halten; aber dieses bestätigte Bernhard und stieß jenen aus dem Orden aus. Diesen verließ gleichzeitig auch Matthäus von Bassi, welcher jetzt die von ihm selbst angeordnete lange Spitze der Kapuze abschnitt und in dieser Tracht vermöge einer Erlaubniß von dem Papste Clemens frei predigend umherzog. Das Jahr 1536 brachte dem Orden die ausdrückliche päpstliche Anerkennung des Namens der „Kapuziner". Im Jahre 1538 wurde Bernhardin von Occhino, welcher 1534 von den Observanten-Franciscanern zu den Kapuzinern übergetreten war und sich den Ruhm des heiligsten, demüthigsten, geduldigsten Mönches, des beredtesten, gewaltigsten, glühendsten Bußpredigers erworben hatte, gegen sein Sträuben zum Generalvicar erwählt, eine Würde, welche man ihm 1541 noch einmal aufnöthigte. Aber zwei Jahre später trat er gegen die Papstgewalt und ihre Interessen auf, nahm die Partei der Reformation, siedelte nach Genf über und verheirathete sich.

Hierdurch veranlaßt, wollte der Papst, welcher in ihm wol auch andere oppositionelle Elemente wahrnahm, den Orden ganz aufheben und verbot seinen Mitgliedern zunächst das Predigen. Die Mehrzahl derselben wurde durch Bernhardin's Abfall derart geschreckt und betroffen, daß der Orden von jetzt ab auf höheres geistiges Leben, freie Forschung und Kritik, wissenschaftliche Bildung so gut wie ganz verzichtete. Man brachte dem Papste in demuthsvollster Weise das Gelübde der Unterwürfigkeit und Dienstfertigkeit entgegen, und so nahm dieser den Entschluß der Aufhebung und 1545 das Verbot des Predigens zurück. Erst von dieser Zeit an wurden die Glieder des Ordens die echten, eigentlichen Kapuziner nach demjenigen Begriffe, welchen man mit diesem Namen jetzt zu verbinden pflegt; fortan suchten und fanden sie fast ausnahmsweise die Charaktereigenthümlichkeit ihres Auftretens und ihrer „Religion" in strengster Enthaltsamkeit von leiblichen Genüssen, in härtesten Kasteiungen, in absichtlicher Vernachlässigung des Körpers und seiner äußeren Erscheinung, in Misachtung der weltlichen Wissenschaft und Cultur, in kräftiger und derber, oft gemeiner und plumper Beredsamkeit, durch welche sie bei den Ungebildeten populär wurden und materielle Gunst erwarben. Ihrer Kirche treu ergeben, erwiesen sie sich als deren aufopferungsvolle, kühne Missionare und als tapfere Kämpen gegen die Reformation.

Waren die Kapuziner bis 1573 vermöge päpstlicher Verbote auf Italien beschränkt, so erlangten sie jetzt auf die Fürbitte Königs Karl IX. von Frankreich die Ermächtigung, sich auch in andern Ländern anzusiedeln, und machten namentlich Paris zu einer Stätte ihrer Thätigkeit. Im Jahre 1593 drangen sie nach Deutschland vor, zunächst nach Innsbruck, um dieselbe Zeit nach der Schweiz, seit 1606 nach Spanien; 1619 löste sie der Papst aus dem Verbande mit den Conventualen, sodaß sie damals ihren ersten eigenen General wählen und bei Processionen unter ihrem eigenen Kreuz gehen durften. Bald zogen sie mit den Spaniern und Portugiesen übers Meer und wirkten in Amerika, Afrika, Asien als Heidenbekehrer. — Im 18. Jahrhundert, vor der Französischen Revolution, sollen sie in allen Ländern der Erde zusammen 1700 Klöster mit 25,000 Insassen — wahrscheinlich die Novizen, Kleriker und Laienbrüder mitgezählt — besessen haben. Allen Franciscanern zusammen, mit Einschluß der Kapuziner, werden für die damalige Zeit 7000 Klöster mit 115,000 „Mönchen" zuertheilt.

Als am Ende des 18. Jahrhunderts, nachdem ähnliche, wenn auch mildere Maßregeln in Oesterreich-Ungarn durch Joseph II. und anderwärts vorausgegangen waren und den Klosterbestand, namentlich der Jesuiten, geschwächt hatten, die große Französische Revolution dem Mönchs- und Nonnenwesen in Frankreich und andern Ländern durch gänzliche Unterdrückung harte Schläge beigebracht hatte, wurden hiervon und in erster Linie besonders die Bettelorden betroffen, mithin auch die Kapuziner, welche schon längst zu den am meisten fanatischen Werkzeugen der den Revolutionären verhaßten kirchlichen Hierarchie gezählt werden mußten.

In Frankreich, wo seit 1789 alle Klöster für aufgehoben erklärt wurden, begann seit 1815 das Mönchswesen sich wieder zu heben und die Revolutionen von 1830 und 1848 waren ihm in ihren Folgen so wenig nachtheilig, daß es besonders unter Napoleon III. einen starken Aufschwung nahm. 1850 gründeten die Kapuziner in Paris, wo man sie seit vielen Jahrzehnten nicht gesehen hatte, 1852 in Lorgues eine Niederlassung, obgleich sie zu den vom Staate nicht anerkannten Congregationen gehörten. Dasselbe geschah 1857 zu Caën. Die seit 1860 eingetretene Spannung zwischen Napoleon und der römisch-katholischen Hierarchie führte 1861 zur Ausweisung der fremden Kapuziner und Redemptoristen. Die Republik von 1870 führte zu dem Decret vom 29. März 1880, durch welches der Jesuitenorden verbannt und den nicht anerkannten Congregationen aufgegeben wurde, um ihre Anerkennung nachzusuchen, wenn sie bleiben wollten, eine Maßregel, welche sich besonders gegen die Bettelmönche richtete und zu vielen gewaltsamen Austreibungen durch die Polizei führte.

Im Mutterlande der Kapuziner, in Italien, wirkte Papst Pius 1849 durch persönliche Visitationen und andere Schritte auf eine allgemeine Reform des Klosterwesens hin, suchte besonders die Zucht wieder strenger zu gestalten und verlegte die meisten bis dahin noch auswärtigen Generalate nach Rom. Seine für den Kirchenstaat angeordneten Reformen wurden, meist in der Stille, nach der von ihm gegebenen Weisung durch die Bischöfe, denen die Klöster wieder schärfer unterstellt werden sollten, mittels Visitationen, Rescripten u. s. w. auch in vielen andern Ländern durchgeführt. — Nachdem das Königreich Sardinien, wo um 1840 91 Kapuzinerklöster, die zahlreichsten von allen Orden, bestanden, schon bald nach 1848 mit den Klöstern, zuerst mit denen der Jesuiten, aufzuräumen begonnen hatte, erschien, vom 25. datirt, unterm 29. Mai 1855 das Gesetz Siccardi, welches diesen Proceß verallgemeinerte und alle Klöster, falls sie sich nicht vorzugsweise mit Predigt, Unterricht und Krankenpflege beschäftigten, im besondern diejenigen der Bettelmönche, auf den Aussterbe-Etat setzte, wozu später eine cassa ecclesiastica aus dem Erlöse der aufgehobenen Anstalten kam. Die Maßregel betraf von 68 Orden 37, und in diesen waren ausdrücklich auch die Kapuziner begriffen, welche indeß sich nicht ausnahmslos als Feinde der neuen nationalen Einheit erwiesen, indem sich viele derselben mit andern Bettelmönchen der Bewegung anschlossen; als Garibaldi 1860 auf Sicilien gelandet war, nahm er einen Kapuziner als Secretär in seinen Dienst. Auch ging es mit der factischen Exmission und Pensionirung dieser und anderer Ordensmitglieder nicht so schnell vorwärts, wie es die Absicht des Gesetzes von 1855 und der ihm für andere Theile Italiens nachfolgenden Gesetze, resp. Verordnungen war. In Umbrien bestanden 1861 bei der Visitation durch Pepoli noch sämmtliche Kapuzinerklöster, einige derselben mit bedeutenden Baargeldvorräthen. Für Rom wurden um dieselbe Zeit 160, für die Stadt Neapel circa 100 Kapuziner registrirt. Als Papst Pius IX. 1865 durch ein Breve das Provinzialkloster der Kapuziner auf dem Platze Barberini in Rom zu deren Generalhause machte, entstand unter den Mitgliedern eine starke Bewegung; sie klagten laut über die Verletzung ihrer althergebrachten Verfassung durch den Papst und ihren General, von welchen sie in einer Ordensversammlung hätten befragt werden müssen.

In Spanien wandte sich die Staatsumwälzung seit 1833 mit vernichtender Gewalt gegen das Klosterwesen, besonders gegen die Mönche; 1836 wurden durch Gesetz alle Klöster für aufgehoben erklärt und die Insassen auf eine Staatspension gesetzt, welche ihnen nur sehr lückenhaft zufloß, sodaß namentlich die Mönche einer schlimmen materiellen Noth verfielen und meist um so mehr sich als Parteigänger der Karlisten gegen die Esparteristen oder Christinos hervorthaten. Im Jahre 1846 existirten unter staatlicher Erlaubniß kaum noch 20 Mannsklöster mit circa 200 Mitgliedern. Der Druck ließ zeitweilig nach, namentlich 1850, wo zum Beispiel die Kapuziner ihr ehemaliges Kloster bei Madrid wieder bezogen, jedoch anfangs ohne die Ordenstracht, um die Stimmung der Bevölkerung nicht zu provociren; das Concordat von 1851 brachte weitere Begünstigungen, aber das Jahr 1855 neue, verschärfte Klosterfeindschaft, welchem die Congregationen wie früher die List entgegensetzten, den verstorbenen Mitgliedern Novizen unterzuschieben, um nicht dem Untergange durch Aussterben zu verfallen. — Noch gründlicher als in Spanien räumte die Staatsbewegung der dreißiger Jahre unter Dom Pedro in Portugal mit dem Klosterwesen auf, namentlich seit 1834; im Jahre 1846 existirte hier kein einziges Mannskloster als anerkanntes Institut mehr, und seitdem ist bisjetzt kein solches öffentlich errichtet worden. — Dagegen haben sich in Belgien die Klosterleute aller Art von etwa 4000 im Jahre 1830 auf circa 25—30,000 im Jahre 1879, und zwar ohne Unterbrechung, vermehrt.

Die in Südamerika schwach vertretenen Klöster erfuhren seit der Lostrennung von Spanien und Portugal während der zwanziger Jahre, wie in den folgenden Jahrzehnten bisjetzt, durch die sich ablösenden Parteiregierungen mehr Beeinträchtigung als Förderung, während die sittliche Qualität der Mönche auf einer höchst niedrigen Stufe gestanden hat. Wiederholt wurden in mehrern dortigen Staaten, wie in Peru, Neugranada und anderwärts, die Klöster oder die meisten derselben für aufgehoben erklärt. Selten kam es zu einer Neugründung, wie 1848 bis 1852 zur Errichtung eines Kapuzinerklosters zu Santiago in Chile. — Fast in allen mittelamerikanischen Staaten, mit Einschluß der Inseln, wurden bei der Lostrennung von Europa die Mannsklöster sämmtlich cassirt; nur in Mexico behaupteten sie sich in der alten Blüte bis in die funfziger Jahre unsers Jahrhunderts, von wo ab namentlich der Präsident Juarez, soweit seine Macht reichte, mit wiederholten Unterdrückungsdecreten gegen sie vorging. — Nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika wandten sich zwar aus den europäischen Staaten, wo sie Hemmnisse und Austreibungen erfuhren, zahlreiche Ordensleute, namentlich Benedictiner und andere; aber Kapuzinerklöster von einiger Bedeutung hat das Land bisjetzt nicht aufzuweisen.

Für Großbritannien und Irland, vorzugsweise für England und Wales, erscheint seit dem vierten und fünften Jahrzehnt dieses Jahrhunderts die römisch-katholische Hierarchie in starker numerischer Zunahme; aber erst 1854 etablirte sich hier, und zwar in Wales, seit der Reformation im 16. Jahrhundert die erste, eine Kapuzinerniederlassung. — Die Niederlande besaßen 1853 ein Kapuzinerkloster, und zwar im Bisthum Herzogenbusch.

In der Schweiz ging seit 1841 vom Canton Aargau eine antiklösterliche Bewegung aus; dem Sonderbundskriege von 1847 folgte 1848 in Thurgau die Aufhebung sämmtlicher Klöster, unter welchen sich besonders dasjenige der Kapuziner von Frauenfeld befand, in demselben Jahre die Entfernung fast aller Congregationen aus dem Canton Freiburg, während die andern durch das Verbot der Aufnahme von Novizen auf den Aussterbe-Etat gesetzt wurden, unter ihnen die Kapuziner

der Stadt Freiburg. Im Jahre 1852 dehnte der Regierungsrath von Tessin, wo die Kapuziner so zahlreich waren, daß ihrer je 18 auf 39 Weltpriestr kamen, seine klosterfeindlichen Decrete auch auf diese aus, denen man besonders ihre Hetzpredigten gegen die Staatsgewalt sowie ihre Bettelei und Unzucht zum Vorwurf machte. Noch in demselben Jahre, am 19. November, befahl die genannte Behörde allen nicht-schweizerischen Mönchen dieses Ordens, welche noch nicht 65 Jahre zählten, daß sie den Canton sofort zu verlassen hätten; aus Lugano wurden dieselben in der Nacht vom 22. auf den 23. November gewaltsam exmittirt. Nachdem Oesterreich, welchem die Ausgewiesenen als Landeskinder meist angehörten, mit Repressalien gedroht hatte, setzte ihnen 1855 die Staatskasse von Tessin eine Entschädigung von 150,000 Francs aus. Zu Baden im Aargau wurde 1868 das dortige Kapuzinerkloster durch die weltliche Behörde beseitigt. Als ein hervorragender schweizerischer Kapuzinermönch ist der Pater Theodosius, Generalvicar des Bisthums Chur, zu nennen, welcher am 15. Februar 1865 starb. Ein außerordentlicher rühriger Mann, hatte er unter anderm mehrere industrielle Anlagen geschaffen, um für seine Kirche auch materiellen Gewinn zu erzielen.

Von den deutschen Staaten erklärte Preußen durch ein Decret vom October 1810 alle Klöster ohne Ausnahme für aufgehoben, was für die späteren linksrheinischen Provinzen eine französische Verordnung vom 17. December 1811 that, indem es nur diejenigen Nonnenklöster bestehen ließ, welche sich mit Krankenpflege beschäftigten. Nach und nach, besonders seit 1840, noch mehr seit 1848, verstärkte sich die Zahl der Klöster wieder, auch für Mönche; indeß haben die Kapuziner bisjetzt fast gar keine Bedeutung gewonnen. Zwischen 1860 und 1862 wurde zu Ottbergen in Hannover ein Kapuzinerkloster gestiftet. Um dieselbe Zeit zählte man in Rheinhessen 13 Mitglieder dieses Ordens. Baiern beseitigte 1802 von den 398 Klöstern die meisten. Aber ihre Zahl mehrte sich seit 1828, dem Regierungsantritte König Ludwig's I., namentlich seit 1840, wieder sehr stark, und es zogen besonders die Benedictiner und die Kapuziner in verschiedenen Niederlassungen ein; am 5. August 1843 wurde ihnen eine Kirche mit Zubehör in Augsburg übergeben; 1847 gestattete König Ludwig I. den letzteren, nach München zurückzukehren. Im Anfange des Jahres 1865 waren die Franciscaner, nächst ihnen die Kapuziner, die zahlreichsten männlichen Klosterleute, nämlich mit 100 Priestern und 107 Laienbrüdern.

Die Revolution von 1848 in Oesterreich-Ungarn schritt nicht blos gegen die Jesuiten, Redemptoristen, Liguorianer, Oblaten und Franciscaner, sondern auch gegen die Kapuziner ein, deren viele gewaltsam, zum Beispiel aus Mailand, durch das Volk vertrieben wurden; aber diese kehrten schon seit 1850 mit jenen meist alle zurück. Im Mai 1855 ward den Kapuzinern zu Triest, und zwar mit der Seelsorge an dem dortigen großen Hospital, eine Station übergeben, welche sie schon unter Joseph II. hatten verlassen müssen. Ihre pädagogische Bedeutung ergibt sich daraus, daß 1851 an den 262 öffentlichen Gymnasien im ganzen Kaiserstaate neben 329 Piaristen, 184 Benedictinern, 122 Franciscanern, 82 Prämonstratensern, 56 Cisterziensern, 34 Barnabiten, 27 Augustinern, 24 Minoriten nur 3 Kapuziner als Lehrer thätig waren. Im Jahre 1855 waren unter den böhmischen Mönchen nächst den Franciscanern die Kapuziner mit 90 Priestern, 7 Novizen, Klerikern, Coadjutoren und 57 Laienbrüdern an 15 Anstalten die zahlreichsten. Eine amtliche Statistik für 1872 nennt allein in Cisleithanien 83 Kapuzinerklöster (höchst wahrscheinlich zu viel), während eine andere für 1875, außer den Laienbrüdern, wahrscheinlich mit Einschluß der Novizen, 908 Kapuziner-Priester aufführt, sodaß nur die Observanten und die reformirten Franciscaner wie die Benedictiner zahlreicher vertreten waren. Die für Oesterreich-Ungarn seit 1852 thätige Klosterreform-Visitation, welche vom Papste angeordnet wurde und neben der strafferen Zucht die strengere Unterordnung unter die Bischöfe zum Ziel hatte, umfaßte auch den Kapuzinerorden. — In Rußland cassirte ein Ukas des Kaisers Nikolaus vom 29. December 1842 für Großpolen von den 261 römisch-katholischen Klöstern 202, verbot den übrigen zum Theil die Aufnahme von Novizen und schuf dem Ordenswesen andere, schwere Hindernisse. Für das engere Polen (Königreich) verzeichnet die „Sion" am Ende des Jahres 1852 im ganzen nur 55 Klöster, von welchen 10 den Kapuzinern gehörten. Eine neue Klosteraufhebung, und zwar für Kiew, Volhynien und Podolien, brachte das Jahr 1865, in welchem zum Beispiel das Kapuzinerhaus von Brusilow diesem Vernichtungsbefehle verfiel. — Aus der Türkei ist uns für das Jahr 1854 als nennenswerth ein Kapuzinerkloster zu Constantinopel bekannt.

Für das Jahr 1861, wo der Orden nach wie vor die zwei Hauptaufgaben, Seelsorge und äußere Mission, verfolgte, werden in dem zweiten Jahrgange des Statistischen Jahrbuchs von Pater Karl, nach dem Annuario Pontificio in Rom, 2, im übrigen Italien mit Einschluß von Malta — wahrscheinlich unter Nichtanerkennung der staatlichen Cassirungsgesetze — 273, in Deutschland, in der Schweiz, in Holland und Belgien 124, in Frankreich 12, in Großbritannien und Irland 5, in Spanien 2, in Ungarn, Polen und dem übrigen Osteuropa 30, in Asien 21 (Missionsstationen?), in Afrika 5, in Amerika 3 Häuser der Kapuziner aufgeführt, in Australien und Oceanien keins, mithin zusammen 477. Dieselbe Statistik, erster Jahrgang, 1860, berechnet die Zahl sämmtlicher Kapuziner auf der Erde, wahrscheinlich mit Einschluß der Novizen und Laienbrüder, auf circa 12,000, was etwas zu hoch gegriffen erscheint.

Zur Literatur über den Kapuzinerorden gehören, außer den größeren allgemeinen kirchengeschichtlichen Werken von Schröckh, Gieseler u. A., des Boverius (sehr parteiische) Annales sacrae hist. ordinis minorum, qui Capucini nuncupantur, Lugd. Bat. 1632 seqq. III Tomi; (als deren Correctur) die Acta Sanctorum, Maji T. IV, p. 283 seqq.; M. a Tugio, Bullarium ordinis Capucinorum, Rom. 1740 seqq. in VII Tomi; des Occhino Dialogi XXX, Basil. 1563; Wadding,

Annales ordinis Minoritarum 1672 seqq., T. XVI., p. 207 seqq., mit den Fortsetzungen (bei Winer, siehe unten, S. 717); ferner die allgemeinen Werke über die Geschichte der Mönchsorden, wie Helyot's Geschichte der Klöster- und Ritterorden, Bd. VII, S. 192—211 und 238—249, und desselben Pragmatische Geschichte der Mönchsorden, Thl. II, S. 357—374. Vergl. hierzu das Handbuch der theol. Literatur von G. B. Winer, Bd. I, 1838, S. 719. — Eine zusammenfassende Darstellung, mit Ausschluß der neueren und neuesten Zeit, gibt A. Vogel in Herzog's Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, Bd. II, S. 571 fg. (*J. Hasemann.*)

KAPUZINERINNEN. Dieser römisch-katholische Frauenorden verdankt seinen Namen dem Anschlusse an die Kapuziner [1]) und seine Entstehung der Maria Laurentia Longa, welche als Witwe in Neapel ein Krankenhaus für Unheilbare und darauf das Kloster Unserer lieben Frau zu Jerusalem stiftete. In letzterem nahm sie 1534 mit andern Frauen den Schleier und schloß sich der dritten Regel des heil. Franz von Assisi an, sodaß ihre Stiftung den Tertiarerinnen angehörte. Nachdem in den ersten Jahren die Sakramente und die geistliche Aufsicht in dem Kloster von den Theatinermönchen verwaltet worden waren, gingen sie 1538 auf die Kapuziner über. Gleichzeitig nahmen die Nonnen die strengste Regel des heil. Franciscus, die der heil. Clara, an und mit ihr die lange Kapuze, sodaß sie von jetzt ab Kapuzinerinnen genannt wurden, nachdem ihnen vorher, aus Veranlassung ihrer harten Bußzucht, vom Volke der Name der Schwestern vom Leiden beigelegt worden war. Einige Zeit darauf legten sie die Kapuze ab und siedelten sich 1573 in Rom an, wo ihnen Baronius für ihr Kloster eine Vorschule errichtete; später verzweigte der Orden sie nach Mailand. Die sehr feierliche Einweihung ihres Klosters zu Paris erfolgte 1606. [2]) — Seit der Französischen Revolution überall, wo sie sich, im allgemeinen nicht zahlreich, niedergelassen hatten, den Wechselfällen der Beschränkung, auch der Austreibung, wie der Rückkehr unterworfen, wenn auch als Nonnen in geringerem Grade als die Kapuziner, führten sie meist ein Leben in stiller, beschaulicher Weise und traten fast nirgends in eine Aufsehen erregende Oeffentlichkeit. Beispielsweise darf für die neueste Zeit an nachstehende Data erinnert werden. Das sardinische Gesetz Siccardi von 1855 und die ihm folgenden staatlichen Bestimmungen des Königreichs Italien trafen mit dem Gebote der Aufhebung ausdrücklich auch die Kapuzinerinnen. Im J. 1848 hatte sie der Canton Freiburg auf den Aussterbe-Etat gesetzt. Uebrigens ist die Schweiz dasjenige Land, welches in neuerer und neuester Zeit verhältnißmäßig viele ihrer Klöster aufweist, nämlich 12, während alle andern Länder zusammen um 1854 nur 8 zählten. [3]) Doch wurden später in mehrern Ländern die gegen sie erlassenen Unterdrückungsmaßregeln gemildert oder zurückgenommen, resp. gar nicht ausgeführt. In Holland existirte 1853 nur 1 Kloster dieses Ordens [4]), ebenso für ganz Oesterreich-Ungarn im J. 1852. Die Wiener Kirchenzeitung von 1852 [5]) ertheilt den Kapuzinerinnen auf der ganzen Erde 40 Häuser mit circa 500 Schwestern, wobei vielleicht die Nebenstationen eingerechnet sind. — Die Literatur über die Franciscaner, speciell über die Kapuziner, ist zugleich diejenige über die Kapuzinerinnen. (*J. Hasemann.*)

Kapuzinerkraut, s. Nigella.

Kapuzinerkresse, s. Tropaeolum.

KARABAGH (schwarzer Garten oder Weinberg), bei den Georgiern Rani, bei den Persern Aranich oder Aran, bei den Arabern Ran, das Aeriano der Zendbücher, „also das eigentliche echte Iran des Alterthums", zwischen der Kura und dem Aras, ehemals selbständiges Khanat, jetzt Theil des russisch-transkaukasischen Gouvernements Baku. Ehemals ein armenisches Fürstenthum, das Persien Steuern zahlte, kam es in die Gewalt der Tataren und von diesen an die Russen. Das Gebirge enthält ein ausgedehntes, für Getreidebau ausgezeichnet geeignetes Hochplateau; die Ebenen an den Flüssen haben trefflichen Boden für Reis und Baumwolle; in den tieferen Thaleinschnitten finden sich die schönsten Weinberge; die Steppe ist für Pferdezucht sehr geeignet und liefert eine der arabischen zunächst stehende Rasse. Die Hauptstadt ist Schuscha (s. d.). (*Richard Oberländer.*)

KARABUGAS (d. i. schwarzer Schlund), großer Meerbusen an der Ostseite des Kaspisees, mit diesem durch die Straße von Karabugas verbunden, s. Kaspisches Meer. (*Richard Oberländer.*)

KARABULAKEN ist der Name eines Volksstammes im Kaukasus, welcher der sogenannten mittleren Familie der nördlichen Abtheilung der Kaukasusvölker angehört. Diese Familie führt den Gesammtnamen Kisten, Misdscheghen oder Tschetschenzen und wohnt nördlich von der Hauptkette des Kaukasus östlich und südlich vom Terek, westlich von dem nordöstlich von der Hauptkette sich abzweigenden andischen Scheidegebirge, an dessen Ostseite Daghestan liegt. (*R.*)

1) Vgl. den Art. Kapuziner in dieser Encykl. 2) A. Vogel in Herzog's Real-Encykl. für protest. Wissensch. und Kirche II, 573.

3) Ebenda. 4) Sion, 1853, Nr. 60. 5) Ebenda, Beilage zu Nr. 120.

Ende des zweiunddreißigsten Theiles der zweiten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.